sich bis an den lichten Morgen aufhielt, wo dann die feindliche Reiterei die Rückziehenden auf allen Seiten umringte, und mit Beihülfe des Geschützes nur Trümmer der ausfallenden Schaaren in die Mauern zurückkehren ließ. — Jammer der Wittwen und Waisen empfing die Einrückenden, und einigen Trost nur gewährte es, daß Engländer und Franzosen einander gegenseitig die Leichen der Erschlagenen zum Bestatten in geweiheter Erde auslieferten. Mochte auch der Verlust auf beiden Seiten ungefähr von gleicher Anzahl sein, so traf er doch natürlich die auf den Umkreis von Orleans eingeschränkten Belagerten weit fühlbarer und schärfer, als ihre Berenner.

Jetzt überhaupt schienen die letzten Kräfte der Stadt und Besatzung erschöpft, und das einzig noch übergebliebene Bollwerk von Frankreich in die Hände der Engländischen fallen zu müssen.

Dazu verzweifelte König Karl an seinem Glück. Vielleicht sogar an seinem Recht, wenn er die ausschweifende Lebensart seiner Mutter auf der einen, die vielfach von der Schickung begünstigten Fortschritte des Gegners auf der

andern Seite betrachtete. Und dazu gähnte ihn der Abgrund aller Leiden Frankreichs an. Er dachte, sich nach Schottland oder Spanien zu seinen königlichen Anverwandten zu flüchten, und dort die Welt und seine Unfälle zu vergessen, oder doch ungestört sein Leid in Lieder ausklingen zu lassen. Denn er liebte und übte die Poesie.

Eine höhere Poesie, die eines neuerwachenden glorreichen Lebens sollte sich ihm erschließen.

Durch seine Räthe kam sie ihm nicht. Denn ob auch diese keinesweges die Fahrt nach Spanien oder Schottland anriethen, riethen sie doch eben nicht viel Besseres: einen Rückzug in das Delphinat oder in die Bergpässe von Auvergne — falls man nämlich selbige nach dem Falle von Orleans noch behaupten könne. Man sieht: auf heldenkühne Hoffnungen war das damalige Hoflager durchaus nicht gestellt.

Was dennoch den König zum Feststehen auf dem nördlichen Loire-Ufer einstweilen ermuthigte, war Frauenwink; — sei es nun aus dem Geiste seiner Gemahlin, Maria von Anjou, sei es aus den schönen Augen seiner Geliebten, Agnes Sorel.

Das Erstere — allerdings wäre es das Erfreulichste — wird leider durch das Misverstehen und die Entfernung wiederlegt, worin er bereits dazumal gegen seine Gattin stand.

Wider das Zweite führt man als Zweifelgrund an, daß erst 3 Jahre nachher (1432) ein Liebesbündniß zwischen Karl und Agnes geschlossen worden sei. Ob jedoch er nicht schon damals ihr Bild im Herzen trug und von ihren Worten begeistert ward, ist eine andre und schöner zu beantwortende Frage. Ja, eben dies reine Verhältniß konnte wohl besser zu Heldenthaten entflammen, als das späterhin entweihete.

Brantome *) erzählt die Sache mit folgenden Worten:

„Agnes sagte dem Könige, als er in die mittäglichen Provinzen flüchten wollte, ihr habe als kleinem Mägdlein ein Astrolog geweissagt, Einer der tapfersten und herzhaftesten Könige der Christenheit werde sie lieben und ihr dienen. Als nun der König ihr seine Minne geschenkt, habe sie auch gemeint, das seie der ihr geweissagete tapfre König. Da sie ihn aber so

*) In dem Büchlein Dames galantes.

weichlich sehe, und so wenig mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, merke sie wohl, sie habe sich geirrt, und der ihr geweissagete tapfre König seie nicht er, sondern der König von England, der so treffliche Waffenthaten vollbringe, und ihm so herrliche Städte vor dem Munde wegnähme. — „Drum" — fügte sie hinzu — „will ich eilen, ihn zu suchen; denn Der muß es sein, welchen der Astrolog mir verkündet hat."

Darauf sei Karl von Frankreich in edler Schaam erröthet, und habe verheißen der seiner Freundin angekündigte Heldenkönig zu werden.

Die Urschrift dieses Werkes zweifelt an Alledem; vorzüglich aus dem Grunde, weil König Heinrich von England, welchen sich Agnes zum Geliebten, seiner schönen Waffenthaten wegen, erkiesen wollte, damals noch ein Knäblein gewesen sei. Aber wer sagt denn, daß Agnes an die Person gedacht habe, im Augenblick der hohen Begeisterung, durch welche sie sich entflammt fühlte! Es war das Gedankenbild eines Königs von England, nicht sein kleinliches Selbst, dem ihre Worte galten.

Oder will man es durchaus prosaischer haben, so nehme man zu seinem Troste an, sie

habe den Vicekönig Bedford, den Oheim König Heinrich VI. von England, gemeint.

Weil eine schönleuchtende Sage Manchen nicht ganz mit dem Verstande faßlich erscheint, sollen wir sie doch wohl nicht durchaus verwerfen.

Nur funfzig Jahre später, als die Kunden jener Zeit doch noch ziemlich in der Ueberlieferung leben mußten, schrieb König Franz I. — oder wie ihn A. W. von Schlegel sehr bezeichnend in einer Romanze nennt: Ritter Franz, der edle König — folgende hier übersehte Zeilen unter der Agnes Bild:

„Dich, holde Agnes, preise Lied und Fiedler!
Du thatest mehr zu Frankreichs Glück und Ruhm,
Als je vermag im Klosterheiligthum
Ein Nönnchen oder höchst ergebner Siedler."

Lebrun in seinen Oden sang zu unserer Zeit von Agnes Sorel:

„Ganz Frankreich sah in Flammendämpfen
Die Hand der Grazien für sich kämpfen,
Erhaltend seinen letzten Hort.
Schon ward sein Fürst der Noth zum Raube; —

Da schwebte Venus zarte Taube,
Und trieb die Leoparden fort.
Sorel, Dein wundersames Drohen
Erweckte seines Muthes Lohen
Zu ritterlicher Eifersucht:
„Weissagung, ernst vertraut der Gloria,
Giebt mich dem Liebling der Victoria,
Und treibt Dein Lieb von Dir zur Flucht!" —

Wie wenig aber Agnes Sorel zu vollenden vermochte, was ihr im ersten Beginnen anzuregen gelang, und wie höchst reine, ja wahrhaft gottverliehene Kräfte dazu in den Kampf berufen werden mußten, mag uns die Betrachtung der nachfolgenden Geschichten offenbaren.

Geschichte der Johanna von Arc.

Erstes Buch.

(Seit Johanna's Geburt bis zu ihrer Ankunft beim Könige).

Eine fruchtbare Gegend, an Gehölzen, Strömen und Weideplätzen reich, erstreckt sich zwischen den Provinzen Bar und Lothringen, nur an Einem Punkt mit der Champagne, zu welcher man sie rechnet, verbunden. Seit der Heirath Philipp des Schönen mit der Erbin von Navarra und Champagne gehörte dieser Landstreich zu den Erbgütern der Krone, und die Einwohner zeigten sich derselben um so getreuer in entschlossener Ergebenheit, jemehr die angränzenden Feindlichgesinnten sie mit Losreißung von ihrem rechtmäßigen Herrn bedro-

heten. Es ist nicht das einzige Beispiel in der Weltgeschichte von Anhänglichkeit, die sich eben durch den Drang und die Gefahren der Aussenwelt nur um desto schöner und begeisterter entfaltet hat, und die Natur zeigt uns die Stahlfeder unter'm Druck als das Abbild eines solchen geistigen Verhältnisses.

In Mitten dieser treugesinnten Lande liegt in einem lachenden Thal, von der Mosel durchströmt, zwei Stunden nördlich von Neufchateau und drei Stunden südlich von Vaucouleurs, das Dorf Greux und das Oertchen Domremy, im funfzehnten Jahrhundert nur durch einen kleinen Zwischenraum von dem Dorfe geschieden, und eine Unterabtheilung desselben bildend. Hirten, Ackerleute und Fischer wohnten darin.

Seit längsther hatte sich dort ein ehrbarer Ackersmann angesiedelt, aus Sefonds bei Montierender in der Champagne gebürtig. Man nannte ihn Jacob von Arc. Einige Stimmen wollten ihn neuerdings für einen gebornen Edelmann ausgeben; aber der nachherige Adelsbrief des Königs für die Jungfrau und ihre

nächsten Anverwandten entscheidet dawider. Denn dorten heißt es *):

„unerachtet daß, wie obbesagt, Selbige nicht von edler Herkunft sind, ja auch wohl gar in andrem, als freiem Stande gelebt haben mögen u. s. w.“

Ohne Zweifel also deutet der Zuname: von Arc bei Johanna's Vater nur auf den Ort seiner Geburt, nach patriarchalischer Weise, die vom grauesten Alterthum bis in unsre heutigen Tage zum Theil noch übergeht. Unweit von Jakobs Geburtstätte giebt es zwei Orte mit Namen Arc, und sein Vater stammte wohl aus Einem davon ab.

Jakob von Arc hatte Isabelle Romée von Voulthon — ein nahe bei Domremy gelegenes Dorf — geehlicht, und führte mit ihr eine obzwar nah an das Aermliche gränzende, dennoch glückliche Hauswirthschaft. Sie hielten sich als tüchtige Ackerleute, ihren Unterhalt zugleich durch

*) Lettres patentes du roi Charles VII. du mois de décembre 1429 expedies a la chambre des comptes etc. pour l'anoblissement de la Pucelle et de sa famille.

Viehzucht gewinnend. Allgemein anerkannt als fromm, einfach, gastlich, von strenger Rechtlichkeit, ehrbar und keusch in Worten und Werken, durften sie sich eines makelfreien Rufes und der Achtung und Liebe ihrer Nachbaren rühmen.

Sie hatten fünf Kinder: drei Söhne und zwei Töchter. Der Aelteste hieß Jaquemin — ein Provinzialdiminutiv von Jakob — der Zweite Johann, und der Dritte Peter, auch wohl Pierrelo genannt. Eine der Töchter war die berühmte Johanna, die Heldin unsrer vorliegenden Betrachtung. Der Name der Andern ist verschollen.

Die Wohnung der Familie war nur eben eine Hütte zu nennen, oder ein Häuslein. So schildert sie Michael von Montaigne in seiner Reisebeschreibung, wo er sie noch mit Bildern — freilich schon sehr beschädigten — aus der Lebensgeschichte der jungfräulichen Heldin geschmückt fand. Diese vermuthlich sind nun spurlos verloschen. Aber das Häuslein besteht; — Dank sei es dem Eifer der Umwohnenden, die trotz den Stürmen der Revolution und trotz der Weigerung der Buonaparteschen Regierung

in den letzten Jahren, ihnen die dazu ausgesetzte Beisteuer zu zahlen, aus eignen Mitteln zusammentraten, das ehrwürdige Häuslein zu erhalten. Es soll das Eigenthum Isabella Roméens, vielleicht ihre Hochzeit-Aussteuer gewesen sein.

Der Chronik Edmund Richers zufolge träumte, nicht lange bevor Johanna dort das Licht der Welt erblickte, ihre Mutter, sie werde von einem Donnerkeil entbunden.

Die Zeit von Johanna's Geburt wird von den Chronisten nie eigentlich genannt, und in sofern verschieden angegeben, als sie die Zahl der Lebensjahre bei dem Hervortreten des Mägdleins in das Treiben der Welt abweichend bestimmen. Auch was von Johanna's eignen Aussagen über diesen Punkt anderweitig aufgezeichnet worden ist, bietet Abweichungen dar, wie es denn mit solchen Dingen, theils aus Gedächtnißmangel der Schreiber, theils aus ungleicher Berechnung eben nicht wohl anders stattfinden kann. Zudem erwäge man noch, daß Johanna ihr kurzes Leben hindurch mit höhern Dingen beschäftigt war, als mit ihrem Geburtstage, der ohnehin in Frankreich

keine besondre Feier begründet, sondern solche dem Namenstage — sich auf die Gewalt des Schutzheiligen beziehend — ausschließlich überläßt.

Am 21sten Februar 1430 sagte Johanna aus, sie seie fast neunzehn Jahr alt. — Man müßte also demzufolge ihre Geburt auf den Februar oder März des Jahres 1411 bestimmen.

Dann heißt es wieder in den Akten ihres Verdammungs-Prozesses, sie habe am 22sten oder 24. Februar — seltsamliches „Oder" in gerichtlichen Verhandlungen! — erklärt, daß sie dreizehn Jahre ungefähr gezählt habe, als ihr zum Erstenmal die seitdem ob ihr waltenden übernatürlichen Wesen erschienen seien. Wäre nun Johanna 1411 geboren, so hätten diese Erscheinungen sich zum erstenmal 1424 ereignen müssen.

Aber am 27sten Febr. 1430 sagte sie aus, es seien wohl sieben Jahre her, seit die Heiligen sich ihr offenbart und die Leitung ihres Lebenswandels übernommen hätten. — Dann müßte das also bereits im Jahre 1423 geschehen sein.

Zählte sie also im Jahre 1423 beinahe

dreizehn Jahr, so können wir ihre Geburt auf das Jahr 1410 bestimmen.

Die anscheinenden Widersprüche gleichen sich nach den angedeuteten Gesichtspunkten leicht von selbst aus, und geben sogar für den im Leben bewanderten Geschichtsforscher eine Probe mehr ab, auf wie ächtem, und nie absichtlich vorbereitetem Grunde die Wurzeln dieser Historien sich festrammen. —

Johanna von Arc, zu Domremy geboren, ward durch den Pfarrer des Dörfleins, Johann Minet, in der noch bestehenden Kirche Saint-Remy getauft.

Ihre Pathen — sie finden sich in den Urkunden aufgezählt — legten ihr den Namen Johanna bei. Aber den führte sie erst nach ihrer Ankunft bei Hofe. Früher nannte man sie Jeanette; auch wohl, nach der Landessitte, welche den Töchtern den Erbnamen ihrer Mutter beizugeben pflegt: Romée. —

Johanna's Aeltern konnten ihr nur eine ihren beschränkten Verhältnissen angemessene Erziehung angedeihen lassen. Ihre gute Mutter lehrte sie freilich die Hauptsache: den Glauben an das ewige Wort. Dann kam noch das

Pater noster, das *Ave Maria* und das *Credo* hinzu, gleichfalls aus dem Munde der Mutter, welche ihr auch das Nähen und Spinnen in großer Vollkommenheit beibrachte. Nie hat die junge Romée lesen oder schreiben gelernt. Ein Kreuz oder auch manchmal zweie pflegte sie an die Spitze ihrer in die Feder gesagten Briefe zu zeichnen, und desgleichen auch am Schluß der von ihr bestätigten Schriften und Verhandlungen.

Die Aussagen aller Zeugen, welche ihr Heranwachsen beobachtet hatten, — unter ihnen Pfarrer, Landleute beiden Geschlechtes, Ritter, Wappner, Rechtsgelahrte und geistliche Frauen, — entwirft folgendes Gesammtbild von ihr:

Sie war ein gutes Mädchen: einfach, keusch, bescheiden, mäßig, duldsam, verständig, fleißig, Gott fürchtend, gern Almosen spendend, und Gastlichkeit übend, wie auch der Kranken pflegend, züchtig, voll angenehmer und friedlicher Worte, nie in Schwüre und wilde Betheurungen ausbrechend, ihren Eltern gehorsam, und stets nur den Umgang der tugendhaftesten Frauen und Mägdlein suchend.

Nach pünktlich treuer Besorgung ihrer Ge-

schäfte in Haus und Feld, — denn so wohl im Ackerbau, soweit er ihren Kräften angemessen war, als in Hütung der Heerden, zeigte sie sich willig und geschickt; — pflegte man sie wohl in der Kirche anzutreffen, eifrig auf ihren Knieen betend. Alle Religionsübungen erfüllte sie achtsam und freudiglich, und sprach sehr gern von Gott und der heiligen Jungfrau, wobei ihr jedesmal das Herz in der innigsten Liebe aufging, und wohin ihre Gedanken fort und fort gestellt blieben. Ohne Andre deshalb zu richten oder sich über sie zu erheben, fand sie wenig Lust an Tanz und weltlichem Gesang, und verschwand von solchen kleinen Festen oft, um ihr Herz im Gebet vor Gott einsam auszuschütten; sey es an irgend einem geweiheten Ort oder in der Stille ländlicher Gebüsche. Man nannte sie deswegen allzufromm; und das war der einzige Tadel, welchen man je in der Nähe ihres Geburtsortes über sie vernommen hat. Sonst war sie allgemein beliebt, und selbst ein von den Engländern nach Domremy gesandter Kommissarius, der Beweise gegen die aller Gräuel Angeschuldigte auftreiben sollte, mußte endlich berichten, er habe nichts Andres

von ihrer Aufführung vernommen, als was er von seiner eignen Schwester zu vernehmen wünsche.

Ein Zeuge bei der nach ihrem Tode veranstalteten Revision ihres Prozesses sagt aus, er sei in seiner Jugend Glöckner an der Kirche zu Domremy gewesen, und habe sich öfters nachlässig erzeigt, im Einläuten der Gebetesstunden. Johanna, eine besondere Erquickung aus diesem Zeichen allgemeiner Andacht, verspürend, selbst wenn die Aufsicht ihrer Heerden ihr nur erlaubte, ganz fernher im Freien daran Theil zu nehmen, beschämte den Säumigen einst mit ihren Vorwürfen, und versicherte, das sei nicht schön von ihm gethan. Doch verhieß sie zugleich, wenn er sich künftighin pflichtmäßiger halte, wolle sie ihm Geld dafür schenken. (*Des lanes* — eine Art lothringischer Münzen — solle er von ihr haben). —

Unweit von Domremy stand eine der Mutter Gottes geweihete Kapelle. Man hieß sie die Einsiedelei der heiligen Marie, oder unsrer lieben Frauen zu Bermont. Jünglinge und Mägdlein der Umgegend hielten den Brauch, an einem bestimmten Tage, welchen man den Quellensonntag nannte, (es war der unter dem

Namen *Laetare Jerusalem* in der Kirche gefeierte) dorthin zu wallfahrten. Dies Fest hatte so etwas seltsam Eigenthümliches in seiner Mischung von christlicher Ahnung und vom alterthümlich überlieferten Sagenhaften, daß sich's gar wohl die Mühe lohnen mag — vorzüglich in Bezug auf die Heldin dieser Geschichten — etwas achtsamer dabei zu verweilen.

Aus dem Hause Jakobs von Arc zu Domremy konnte man deutlich eine uralte Waldung erblickten, in dem damaligen Französisch der Umgegend *Bois Chenu* genannt; zu Deutsch: Eichenhain. Unweit davon prangte ein mächtiger Buchenbaum, dessen Jahre um die Zeit von Johanna's Geburt schon Niemand mehr zu zählen vermochte. Man freute sich ehrerbietig seiner gewaltigen Aeste und seiner weitschattenden Kühlung. Nach altgalischen Mythen ward er mit dem Namen: „Schön-Mai" bezeichnet, oder auch mit dem des Baumes der Damen oder des Feenbaumes. Nahe dabei rann eine heilbringende Quelle, welche zahlreiche Wallfahrten zu der daran befindlichen Kapelle herbeizog. Besonders war das Trinken des Wassers gegen das dreitägige Fie-

ber — damals, noch vor Entdeckung der China-rinde, ein sehr bedenkliches Erkranken — empfohlen. Hatte man nun von diesen Quell der Zweige — *fons ramnorum* nennt ihn eine lateinische Urkunde — gekostet, und fühlte sich im Stande, auf eignen Füßen zu stehn, so mußte man eine Wandrung um den Feenbaum unternehmen.

In uralten Tagen sollen die Feien und andre gefeiete Personen geheimnißvolle Reigentänze um die Buche her begonnen haben, sich in freundlicher Verbindung erhaltend mit dem Rittergeschlecht einer nahen Burg, welche schon vor Johanna's Zeiten in halbvergessenen Trümmern lag. Peter Gravier, Herr von Boulermont — so erzählt eine alte Chronik, in der Landessprache (*in romano*, Gegensatz des Lateinischen) geschrieben, hatte sich oft unter dem Schatten des Baumes mit der Feie (*la Faée*, sagt das Buch) besprochen. — Ihrer Sünden halber verloren jene übernatürlichen Wesen — (man wird an die Peri's der alten Indiersagen gemahnt) — die Gewalt, sich an dem Feenbaume festlich zu versammeln, seitdem die Geistlichkeit dorten Prozessionen hielt. Dennoch

wollte eine unbescholtene und keinesweges als Hexe berüchtigte Frau einst ihrer Enkelin versichern, sie habe die Feien abermal unter der Buche lauschen sehen.

In den Zeiten, wo die Burg noch stand, pflegte die Schloßherrschaft ihre Spatziergänge oft nach dem Baume zu richten, auch Ein bis Zweimal während des Frühlings dorten die Dorfjugend um sich zu versammeln, und Wein und Kuchen auszutheilen. Der Feenbaum prangte um diese Jahreszeit in ganz vorzüglicher Anmuth; — „schön wie die Lilien!" sagt Einer der Landleute, welche als Zeugen bei der Revision von Johanna's Prozeß abgehört wurden. — Edmund Richer, in seiner schon sonst angeführten Chronik vom 1628 — also mehr denn zweihundert Jahr über die Tage Johanna's hinaus — schreibt Folgendes:

„Die Aeste dieser Buche wölben sich bogenförmig zusammen, und bieten gar schönen und dichten Schatten, sich darunter zu bergen, so daß man wie in der Umdachung eines Zimmers ist. Wohl muß dieser Baum auf's wenigste dreihundert Jahre zählen, und ist ein rechtes Wunder der Natur."

Wenn nun jene oberwähnte Wallfahrt zur Kapelle stattgefunden hatte, sammelten sich die jungen Leute unter dem Schatten der schönen Buche, und Jünglinge und Mädchen putzten einen sogenannten Maienmann heraus: eine Puppe, aus Gezweig und Blumenschmuck des Feldes gefertigt. Man tanzte und sang, vergnügte sich mit einem heitern Mahle, wozu die Hausmütter absonderlich wohlschmeckende Brödtlein zu backen pflegten, und begab sich dann singend nach dem Quell, aus seinen Wellchen Kühlung schöpfend, und Blumen an seinen Ufern pflückend, während man da und dort durch die Aue tändelte und spielte. Dann schmückte man den Feenbaum mit Kränzen und Sträußen und Gewinden, daß er fast wie eine Blumenburg anzuschauen war. Einige nahmen ihm den Schmuck wohl mit Einbruch der Nacht wieder ab, und trugen die ländlichen Herrlichkeiten mit nach Haus; die Mehrsten aber ließen den geliebten Baum damit prangen, bis die bunte Zier welkte und abfiel. Doch erneuete man sie an allen Festtagen, so lange der Himmel gastliche Milde und die Erde Blumen dazu darbot.

Zu Edmund Richers Zeiten dauerten diese Festlichkeiten zwar noch fort, aber die Umwohner wußten nichts Bestimmtes mehr von der Veranlassung auszusagen. Oder sie scheueten sich auch vielleicht, ihre innere Sagen- und Ahnungswelt vor Leuten zu erschließen, an denen sie den bereits dazumal ziemlich wohlfeil gewordnen Spott über Ahnungsklänge der Seele und der Natur argwohnen mochten. Wir sehen ja nur zu oft, wie es das Volk mit seinen schönsten Sagen auf ähnliche Weise macht, ehe es nicht klar überzeugt ist, der vornehme oder gelahrte Reisende frage wirklich aus theilnehmender Innigkeit, und keinesweges, um etwa nach vollbrachter Forschung in ein überweises Hohnlachen auszubrechen. —

Bei jenen schuldlosen Festlichkeiten an Kapelle und Bach und Feenbaum fehlte Johanna nie in ihrer Kindheit und frühesten Jugend. Eifrig, gleich den Andern, flocht sie dann Blumen zu Kränzen und Gewinden, sie mehrentheils dem Muttergottesbilde zu Domremy weichend, jedoch auch oftmalen mit ihren Sträußlein den alten gastlichen Baum auszieren helfend, unter dessen Schatten sie lieber, als sonst,

an den Liedern und Reigen ihrer Gespielen Theil nahm. Gewöhnlich aber sang sie mehr, als sie tanzte.

Jener Burgundisch gesinnte Bürger von Paris, dessen Tagebuch wir schon sonst erwähnt haben, führt aus Hörensagen an, als Johanna noch sehr klein gewesen sei, und ihre Schafe gehütet habe, wären die Vöglein aus Wald und Feld auf ihren Ruf herbeigeflattert, das Brod, gleich zahmen Hausthieren, aus ihrer Schürze pickend. Nothwendig zwar mußte dieser Partheimann sich durch einen Ausdruck des Zweifels gegen das anmuthige Bild verwahren. Doch mag es auch ohne den mindesten Gedanken an etwas Uebernatürliches immerhin für Jeden stehen bleiben, der durch einfache Naturbeobachtungen erfahren hat, wie leicht eine ächte Liebe und Freundlichkeit in der Menschenbrust sich das Vertrauen der untergeordneten Kreaturen gewinnt. Und dazu noch das stille, in der That auch nach außenhin beschaulich zu nennende Leben und Weben einer Hirtin! —

Was den schönen Feienbaum betrifft, so ging die Sage, unter seinen Schatten könne man eine Mandragora hervorgraben; eine Wur-

zel von seltsamer, menschenähnlicher Gestalt, welche allerhand wunderliche Glücksfälle auf ihren Besitzer übertragen solle. Man sprach einst in Johanna's Gegenwart insbesondre davon, daß ein solches Ding das untrügliche Mittel zum Reichwerden sei. Aber das edle Gemüth der Jungfrau, sehnend auf alles höhere Wunderbare gestellt, fühlte sich durch diese Geld- und Gut-Aussichten auch nicht zu der leisesten Nachforschung angeregt.

Als Johanna mehr und mehr heranwuchs, banden Sitte und Beschäftigung sie immer stäter an den väterlichen Heerd und an ein häusliches Wirken unter den Augen der Mutter.

Nur half sie die ihrem Wink gehorsame Heerde noch immer auf die Weide hinaustreiben, und auch im Nothfall, wenn fremden Kriegsvolkes Annäherung drohete, schnell nach einer sichernden Inselburg hinüberschaffen.

Da sich unter ihres Vaters Heerde auch Pferde zum Ackerbau befanden, mag sie dieselben wohl öfter, wie es nicht selten die Weise der Landmädchen in manchen Gegenden ist, bestiegen haben. Namentlich, wenn es galt, die

sämmtlichen Heerden rasch nach ihrem Sicherungsorte über den Strom zu schaffen.

Daraus haben einige Schriftsteller die Fabel gebildet, wie Johanna in Verbindung mit andern Bauermädchen Wettrennen und Ringelritte zu Roß angestellt habe. Gegeneinander sollen sie mit lanzenähnlichen Stangen turniert haben, wobei doch nothwendig Eine schwere Wunde nach der Andern die Ungeharnischten hätte treffen müssen; doch weder Geschichte, noch anderweitige Ueberlieferung gaben nur den leisesten Wink ähnlicher Dinge. Oder gegen Bäume sollen sie sich sammt ihr in Stangenstößen zu Roß geübt haben, wobei man zu bedenken vergaß, daß getroffne Bäume bekanntlich nicht Raum geben, und also die treffende Speerreiterei ihr jedesmaliges Gelingen mit einem halsbrechenden Sturze hätte bezahlen müssen.

Die Zeitgenossen melden überhaupt nichts von so unreitermäßig-tollen Waffen-Uebungen, noch von Waffen-Uebungen Johanna's überhaupt; wohl aber von der edlen Lieblichkeit, womit sie das Vertrauen weit jüngerer, noch im Kindesalter tändelnder Mägdlein, und zu-

gleich die Achtung und Freundschaft verehlichter Frauen vom würdigsten Rufe gewann. —

Schon in Johanna's früher Jugend aber sollte dies Leben, voll von stiller Beschäftigung und heitern Festlichkeiten, durch den Partheienzorn der Armagnaken und Burgunden zerrissen und zerrüttet werden, welcher bis in die Hütten der Ackersleute und Hirten drang. Vielleicht mag sich manch Einer über ein so lebhaftes Theilnehmen der Geringen an den Streitigkeiten der Grossen verwundern, und es wohl gar als unangemessen und lächerlich verschreien. Das so oft geschmähete Lehenwesen jedoch erhielt in seiner Aechtheit, wo Ritter und Landmann mitsammen zu Felde zogen, mitsammen zur Jagd, und mitsammen fröhlich waren in der frischen Natur, einen lebendigeren Geist des öffentlichen Lebens, als er wohl in den Volksversammlungen der Athener, wo Sophisten gegen Sophisten von der Rednerbühne hinabdonnerten und witzelten, zu rühmen sein möchte. Als die Vendée sich unter den Trümmern des im Revolutions-Orkan auflodernden Frankreichs, einem frischgrünen Baume vergleichbar, lange gegen die ausdörrende Flam-

mengluth lebendig hielt, zeigte sich noch ein herrlicher Nachklang jener von Liebe durchdrungnen Wechselbande, welche den Bauern an das Geschick seines Ritters, den Ritter an das Geschick seines Bauern, und ihr Gesammtwohl an die Stufen des Thrones festknüpfte. Keine Verbindung freilich mag dauern, aus welcher die Liebe entflohen ist, und keine Schönheit kann in Formen sichtbar bleiben, unter denen die Liebe verlosch. Das haben Republiken sowohl als Monarchieen sammt allen dazwischen liegenden Abstufungen von Regierungsgestalten erfahren. Wo aber der christliche Glaube — sei es auch von Irrpflanzen durchwuchert und zum Theil verdüstert — die Seelen erleuchtet, bleibt die Liebe nicht fern. Erst als Frankreichs Adel wähnte, in einer vornehmthuenden Pseudo-Philosophie sich über die Religion zu erheben, welche vor Gott — also im Wesentlichen — Alles gleich stellt, während sie Jeden in dieser Welt — also im Vergänglichen — ermuthigt, die angewiesene Stelle fromm, getreu, gleich fern von Zagheit und Uebermuth auszufüllen, — erst als Frankreichs Adel von dieser allgemein beseeligenden Lehre wich, zer-

riß das Band der Treue, und die Zwietracht warf ihre alles zerschmetternden — nicht sowohl Goldäpfel, als Granaten in die Lücke. Von da an wühlte die Revolution rasend in des Landes eignen Eingeweiden, und die Theoretiker, so lange sie sich auf den höheren Sitzen des Amphitheaters scheinbar gesichert festhalten konnten, sahen mit liebloser Kaltblütigkeit dem Experimente zu, Beifall klatschend oder Hohn pfeifend, je nachdem das Ding sich ihrem System angemessen oder zuwider gestaltete.

Der wahrhaft lebendige Feudalismus aber duldete müssige Zuschauer so wenig, als irgend eine antike Republik. Nicht daß man solche Leute, wie dort, ausdrücklich zu verbannen nöthig hatte; es gab eben Keine der Art, weil das frische Lebensblut sich durch all und jede Ader ergoß, und also im unglücklichen Fall einer innern Trennung offnes Für oder Wider zu den nothwendigen Elementen des Lebens mitgehörte, wie das Athmen und der Pulsschlag.

Daß Athmen und Pulsschlag sich dabei oftmalen sehr heftig, ja recht schmerzlich wild erzeigten, erklärt sich aus der Lehre vom Fieber und vom Krieg. Doch besser als Tod und gei-

stige Lähmung, oder auch als ein ungehemmtes, dämonisch sieghaftes und deshalb scheinbar ruhiges Walten der Krankheit und der bodenlosen Willkür.

Die Bewohner von Domremy (mit Ausnahme eines Einzigen, von dem wir noch Gelegenheit finden, näher zu sprechen) hielten sich aus frischer Seele zu der Parthei der Armagnaken. Insofern man nämlich Das eine Parthei nennen darf, was in übereinstimmender Hauptansicht vor Allem begehrt, die angestammte Gewalt seines Oberherrn und Königs aufrecht zu erhalten! Die Burgundischen dagegen verkündeten sich schon durch ihren erwählten, oder doch mindestens nie von ihnen selbst bestrittenen Namen als Solche, die eine fremde Macht in das Königreich einführen wollten. Seltsam genug, daß irgend Franzosen sich damit einlassen konnten! Aber es geschah dennoch, und die Bewohner des unfern von Domremy liegenden Dorfes Marcey gehörten mit zu diesen Verirrten.

Darüber entstand natürlicherweise Feindschaft zwischen den beiden Orten, und ob auch gerichtliche Friedensaufsicht einstweilen die Fehden der Erwachsenen hemmte, begannen doch

die Knaben beider Gemeinden wider einander manch ein ziemlich ernsthaftes Gefecht. Von den alten Rittersagen und Heldenliedern, Karl den Großen, Roland, Olivier und andre Helden vergangner Tage preisend, glüheten damals noch die Seelen des Alters wie der Jugend, und rasch ergriffen die Knaben, nicht unbegünstigt von ihren Vätern dabei die furchtbare Gelegenheit, welche sich darbot, eine ähnliche blut- und ruhmvolle Morgenröthe wieder heraufzuführen.

Johanna erinnerte sich in ihren spätern Aussagen nie, an diesen Kinderschlachten Theil genommen zu haben. Wohl aber sahe sie voll ernster Theilnahme oft der Heimkehr der Knaben von Domremy aus den bestandnen Kämpfen zu. Viele der jungen Fechter kamen dann blutübergossen und schwerverwundet zurück.

Die Seele des Mägdleins empörte sich gegen die Feinde ihrer Freunde. Denn die zu Paris begangnen Grausamkeiten wurden auch zu Domremy verkündet. Als man gegen das Ende ihrer kurzen Erdenwandrung sie befragte, ob sie wohl in den Jahren der Kindheit begehrt habe, den Burgunden zu schaden, erwiderte sie voll

ernster Klarheit: „ich hatte großes Verlangen, daß mein König sein Königreich besitze.“

Doch gestand sie auch unumwunden, jener oberwähnte einzig Burgundisch gesinnte Mitbewohner von Domremy — Conradin von Spinal war er geheißen — habe ihren Widerwillen bis zu dem Wunsche gesteigert, man möge ihm den Kopf abschlagen, wobei sie doch immer bedingungsweise hinzugesetzt habe: „falls es nämlich Gott so gefällt.“ —

Bald aber lernte sie Gottes Willen reiner erkennen. Sie wandte ihr Herz in Versöhnung zu dem Gegner, und obgleich sie ihm natürlicherweise nie ihr volles Vertrauen schenken konnte, lebte sie in nachbarlichem Frieden mit ihm, und es scheint sogar, sie habe Eines seiner Kinder über die Taufe gehalten. Jahrelang nach ihrem Tode ließ sich Conradin von Spinal mit eben so viel Theilnahme als Achtung über sie vernehmen. —

Wir kommen jetzt an die Zeit, wo Johanna's glauben- und liebevolles Leben das Annahen höherer Gewalten und Gebilde verspürte. Ohne darüber zu zweifeln oder zu klügeln, aber auch ohne darüber mit Andersgestimmten und

Andersgestellten zu rechten, giebt der Verfasser dieser Zeilen unbedingt was ihm nach den Aussagen seiner Heldin gegeben ward.

Am 8. Mai 1423 oder 1424. Johanna von Arc, etwa dreizehn Jahr alt, befand sich eines Frühlingstages um die Mittagsstunde in ihres Vaters Garten. Sie scheint damals in einer ungewöhnlichen Stimmung gewesen zu sein. Obzwar sie nach der Sitte ihrer Kirche bisweilen zu fasten pflegte, war dies doch weder heut noch am vergangenen Tage geschehn.

Plötzlich, zu ihrer Rechten und von der Seite der Dorfkirche her, traf eine große Klarheit ihre Augen, und eine unbekannte Stimme drang in ihr Ohr. Ein gewaltiges Schrecken befiel das Mägdlein. Aber die Stimme tönte auf sehr erhabene Weise, und Johanna meinte sie um so mehr als Gottes Stimme verehren zu müssen, weil ihr dadurch nur weise Ermahnungen zukamen. Anfangs beschränkten sich diese auf sittliche Vorschriften zum öftern Kirchenbesuch, zum Verharren in Güte und Redlichkeit, und zum festen Vertrauen auf den Schutz des Himmels. Der Meinung ihrer Kirche getreu, erwiederte Johanna diese Offenbarung

durch ein Gelübd, Jungfrau zu bleiben, dafern ihr nicht Gott ausdrücklich den Ehestand gebiete.

Ein Zeitgenosse *), welcher die Jungfrau am Hofe Karl VII. gesehn hatte, erzählt jenes erste Ereigniß etwas abweichend mit folgenden Worten:

„Zur Zeit, als dieses Mägdlein ihrer Heerden hütete, geschah es, daß der Regen sie in eine kleine, verödete Kapelle trieb, woselbst der Schlaf sie befiel. Sie glaubte dort durch einen gottgesandten Traum begünstigt worden zu sein. — Und sie überzeugte sich, das sei eine Himmelsbotschaft, ihr gebietend, daß sie von der Hütung ihrer Heerden ablasse, um dem Könige Karl zu Hülfe zu ziehn." —

Beide Berichte können mitsammen bestehen, wenn man annimmt, daß Johanna jenen Traum in ihrer Kindheit erlebt habe, wo sie noch täglich der Heerden hütete, und die Gartenerscheinung ihr erst späterhin zu Theil geworden sei. Ihrem König und seinen Getreuen

*) Philipp von Bergamo in seinem Werke: de claris Mulieribus.

mochte sie wohl auch den vorbereitenden Traum erzählen. Zu ihren feindlichen Richtern sprach sie nur von dem, was ihr bestimmt im Wachen als Offenbarung kundgegeben war.

Einige Zeit nach der Vision im Garten führte abermals Johanna die Heerde auf die Weide. Da ließ die Wunderstimme sich vernehmen, und unbekannte Wesen, über alles bisher Gesehene an Gestalt und Würde sich erhebend, wurden den Blicken der Hirtin offenbar. Einer von ihnen war anzuschauen: „wie ein gar ächter Ehrenmann;" er hatte Flügel an den Schultern, aber keine Krone auf dem Haupt. — Wie sie nachdem vernommen hat, war es der heilige Erzengel Michael. Doch kam er nicht allein, sondern ihn geleiteten viele Engel des Himmels. Johanna sahe sie, ihrer ausdrücklichen Versicherung zufolge, mit Augen: nicht mit denen der Einbildungskraft, sondern „mit ihren leiblichen Augen." Ein grosses Licht umleuchtete sie. Und über Johanna kam ein

---

*) In der alten Urschrift: ung tres vray preudhomme.

gewaltiges Schrecken, wie das Erstemal, wo die Stimme im Garten zu ihr gesprochen hatte.

Der Erzengel sagte ihr, Gott erbarme sich über Frankreich; sie müsse dem Könige zu Hülfe ziehn, und Orleans von einer Belagerung entsetzen; (dessen Berennung doch erst um vier bis fünf Jahre später eintrat); — ja sie werde Karl dem VII., allen Feinden zum Trotz, das Reich seiner Väter wiedergewinnen.

Staunend, verwirrt, von Thränen überströmt, erwiederte die junge Hirtin dem Erzengel, sie seie doch nur ein armes Mägdlein, das weder ein Roß zu besteigen, noch ein Heer zu lenken verstehe. Aber der Erzengel gebot ihr, sich nicht zu fürchten. Vor dem Hauptmann zu Vaucouleurs, Robert von Baudricourt, müsse sie sich stellen, und der werde sie zum Könige geleiten, oder geleiten lassen. Auch solle diese Fahrt ohne Hinderung vor sich gehn. Noch fügte er hinzu, die heilige Katharina und die heilige Margarethe würden öfters zu ihr kommen; Die seien ihr zu Rath und That erwählt; sie möge ihnen vertrauen und gehorchen, denn also sei es Gottes Wille und Gebot.

Daß es eben der Erzengel Michael sei,

welcher zu ihr spreche, erfuhr sie erst nach wiederholten Erscheinungen, lange noch in sich zweifelnd, ob just er der Bote sei.

Als aber die durch ihn gemeldeten Erscheinungen der heiligen Katharina und der heiligen Margarethe eintraten, nannten sich ihr Beide gleich bei der ersten Begrüßung. Der Laut ihrer Stimmen war „schön, sanft und demüthig," und sie redeten — gleichwie auch der Erzengel that — in Johanna's Muttersprache auf gar zierliche Weise. Jedesmal von Beiden zugleich ward sie berathen, und stets erschienen sie ihr in derselben Gestalt: glänzende Kronen auf ihren Häuptern, ohne daß Johanna mehr als ihre Gesichtszüge erblickte. Ob sie Arme und andre Gliedmaaßen hatten, wußte sie nicht anzugeben. Fast immer zeigten sie sich von einer großen Menge von Lichtern umgeben, „wie denn solches" — fügte Johanna in der ernsten Einfalt ihrer Aussagen hinzu — „ihnen wohl geziemte."

Die Gewohnheit dieses übernatürlichen Umganges machte, daß die Hirtin ihre Beschützer, auch wenn sie nicht sichtbar wurden, schon

am Ton der Stimme von einander unterscheiden konnte.

Gewöhnlich, so oft sie naheten, beugte Johanna vor ihnen sich tief, und wenn sie es bisweilen aus Unbedacht unterlassen hatte, bat sie alsbald um: „Vergeben und Vergessen," vor ihnen niederknieend, zum Zeichen schuldiger Achtung und Gehorsampflicht.

Wann die Erscheinungen von ihr schwanden, brach sie in heiße Thränen aus, wünschend, sie möchten sie doch mit sich nehmen, und dann pflegte sie wohl den Boden zu küssen, worauf Jene geweilt hatten.

Nie begehrte Johanna von ihren Schutzheiligen etwas Andres, als das höchste und einzig wahrhafte Gut: nämlich das ewige Heil ihrer unsterblichen Seele. Und auch nichts Anders haben jene himmlischen Stimmen ihr je als Lohn verheißen. Ausdrücklich aber sagten die zwei heiligen Frauen, sie würden ihre Schützlingin zum Paradiese geleiten.

Nie auch erweckten ihr diese Stimmen und Erscheinungen Haß gegen die burgundische Parthei; nur eben konnte sie solche, als ihrem Könige und der heiligen Sache feindlich, auch

nicht lieben. Ihren himmlischen Beschützern suchte sie sich dankbar zu erweisen, indem sie ihre Bildnisse mit Blumen und brennenden Kerzen zierte.

Späterhin durch den Ritter d'Aulon, Seneschall von Beaucaire, befragt, was sie denn eigentlich ihren himmlischen Rath nenne, erklärte sie, es seien ihrer Drei: das Eine weile fort und fort bei ihr; das Zweite gehe oft, und komme dann wieder sie zu besuchen; mit dem Dritten beriethen sich die beiden Andern. Sie pflegte auch wohl das Ganze: „meine Herren;" oder: „der Rath meiner Herren" zu benennen.

Lasset uns nicht allzuklügelnd in solche Geheimnisse dringen. Hegen wir ja doch vor dem noch stets unenträthselten Dämon oder Genius des Sokrates Ehrfurcht. Warum nicht auch vor diesen Ahnungen einer göttlichen Nähe? —

Die authentischen Aussagen sind da; gleichfalls die Thaten; — gestalte ein Jeder in sich selbst nach bestem Wissen und Gewissen daraus, was er kann und darf. —

Nie unter dem Feenbaum erinnert sich Jo-

hanna, ihre himmlischen Boten erblickt zu haben, wohl aber oft an dem nahen heilbringenden Quellborn, und nie ist Jemand sonst dieser Erscheinungen ansichtig worden, als nur Johanna selbst.

Jemehr aber die Hirtin heranwuchs, je öfter zeigten sich ihr die Gestalten, und ließen die Stimmen sich ihr vernehmen, endlich allwöchentlich zwei- bis dreimal, ihr gebietend, daß sie aufbreche und nach Frankreich ziehe. Diese Benennung galt nämlich dazumal ausdrücklich für die unmittelbaren Erbgüter der Krone: die Picardie, Isle de France, Orleans, Berri und die Tourraine. Die übrigen Gauen begriff man unter dem Namen: Das Königreich Frankreich. — Durch jene Anmahnungen angeregt, hatte Johanna keine Ruhe mehr an ihrem jetzigen Aufenthalt, ob sie ihn freilich als Erbgut des Königs mit zu dem sogenannten Frankreich rechnen durfte. Aber es war, wie ein abgeschnittener Vorposten.

Obgleich nun die Stimmen ihr keinesweges Verheimlichung geboten, sprach sie dennoch zu Niemandem von jenen Wundern, selbst nicht einmal zum Pfarrherrn des Kirchspieles. Denn sie befürch-

tete sehr, die Burgundischgesinnten möchten ihre Fahrt hemmen; auch hoffte sie nicht, die Einwilligung ihrers Vaters dafür zu erhalten. Dennoch hörte ein zu Marcey wohnender Edelmann, dessen Haus sie bisweilen besuchte, sie von einer bevorstehenden Reise nach Frankreich reden. Sogar zu dem ihr in den Kinderjahren so verhaßtem Conradin von Spinal sprangen ihr einst die Worte über die Lippen: „Gevatter, wäret Ihr nicht Burgundisch, so könnt' ich Euch wohl Etwas sagen." Conradin meinte, es gelte etwa die Brautwerbung eines jungen Dorfbewohners um Johanna. Von der ächten Deutung der Worte blieb er so fern, als die Jungfrau von dem Gedanken an eine Heirath. Einem vertrauteren Landmanne sagte sie am Vorabend des Sanct-Johannistages, zwischen Compey und Vaucouleurs gebe es ein Mädchen, die in nicht allzulanger Zeit den König von Frankreich werde mit dem heiligen Oel salben lassen. Ein andrer Bewohner von Domremy hörte sie wiederholt äußern, sie werde Frankreich und das Königliche Blut erretten.

1426. Etwa zwei Jahre nach der Jungfrau ersten Erscheinungen berichtete ihr die Mutter,

dem Vater habe geträumt, seine Tochter Johanna ziehe mit den Kriegsknechten von hinnen. Deshalb nun hielten Beide ihr Kind in sorglicher Obhut, wobei sie allen schuldigen Gehorsam bewies. Dennoch warnte die Mutter sie wiederholt, ja nicht auf irgend eine Weise jenes Mistrauen des Vaters zu rechtfertigen, denn sie hatte ihn zu seinen Söhnen sprechen hören: „wenn ich dächte, es könne so kommen, wie ich's von ihr geträumt habe, so wollt' ich lieber, daß Ihr sie ertränktet. Und thätet Ihr das nicht, so würd' ich es selber thun." —

Bald hierauf brachen Burgundische Truppen in's Land, und zogen plündernd und mishandelnd gegen Domremy herauf. Alle Hirten und Ackerleute flüchteten mit Heerden und anderm Besitzthum nach der damal befestigten Stadt Neufchatel, heutzutage Neufchateau genannt. Nicht nur durch Mauern, sondern auch durch politische Stellung bot der Art Sicherheit, denn er gehörte unter lothringische Hoheit, und die Burgunder durften dieses Weichbild nicht verletzen. Die Bürger erwiesen den flüchtenden Landleuten edle Gastlichkeit. Jakob von Arc nebst den Seinen erfuhr selbige

bei einer ehrbaren Frau, La Rousse mit Namen, welche eine Art von Wirthshaus hielt. Während der drei oder höchstens fünf Tage, welche man dorten zubrachte, weidete Johanna in den nächstgelegnen Gefilden die geretteten Heerden ihres Vaters, und half nach der Heimkehr von diesem Geschäfte der freundlichen Wirthin bei ihren häuslichen Mühen. Das ist der Grund, worauf Monstrelet (ein allerdings gleichzeitiger, jedoch burgundischgesinnter Chronist) Die Versicherung bauete, Johanna von Arc habe lange Zeit als Dienstmagd in einem gemeinen Wirthshause — dergleichen man in Norddeutschland auch wohl Ausspannung nennt, — mit rohen Geschäften zugebracht. Wem nun etwa eine Erscheinung dieser Gattung anmuthiger und wahrscheinlicher vorkam, als die einer gottbegeisterten Jungfrau, sprach das Alles jubilirend nach; — leider sogar zum Theil in Versen! —

Allerdings konnte der Stand einer Dienstmagd an und für sich Johannen so wenig erniedern, als der hohe oder geringe Stand einen Menschen überhaupt in ächter Beziehung heben oder senken kann. Um aber alle häßlich

daran geknüpften Nebenbegriffe zu vertilgen, stehe hier die aktenmäßige Aussage einer ehrenwerthen Wittwe, welche bei der Geburt und Auferziehung der Jungfrau gegenwärtig war: „Niemal, bevor sie gen Frankreich aufbrach, hat sie in irgend Jemandes Dienst, als in dem ihres Vaters gearbeitet." —

Noch ein andres Aktenstück bestätigt im Wesentlichen Dasselbe.

Während ihres Aufenthaltes zu Neufchateau ließ Johanna nicht ab, den ihr so lieben Andachtspflichten zu genügen, ohne Zweifel durch die wachsenden Bedrängnisse der Außenwelt nur noch inniger zu der höchsten Quelle alles Trostes und Seegens hingetrieben.

Doch mußten der vom heimathlichen Heerde Verscheuchten die vier bis fünf in Neufchateau verlebten Tage doppelt schmerzhaft sein, indem sie sich dadurch von Vaucouleurs so weit entfernt sah, wohin doch ihre Stimmen sie ausdrücklich wiesen, und namentlich zu dem dort befehligenden Robert von Baudricourt, damit ihr dieser weiter nach Chinon zum Könige helfe. Auch sagte sie wohl, sie fühle sich durch diesen Aufenthalt erkranken. So oft man sie aber

deshalb näher befragte, verhüllte sie sich wieder in sich selbst, nur eben äußernd, sie wohne lieber in Domremy als in Neufchatel.

Sobald die Burgunder nach mannigfachen Plünderungen und Verwüstungen wieder aus der Gegend abzogen, — vielleicht war es sogar schon um diese Zeit, daß durch sie die Kirche von Domremy in Flammen aufging, — bewegten Johanna's dringende Bitten ihren Vater zur Rückkehr in die Heimath.

Es mochte freilich für die tiefempfindende Jungfrau ein gar schmerzhaftes Wiederschauen der einst so heiter durchwanderten, nun so schauerlich zerstörten Stätte geben. Doch für diesmal galt ihr fast Domremy nur als ein Marschquartier nach Vaucouleur, so emsig dachte sie Tag und Nacht auf die Ausführung dieser Fahrt. Eine gar seltsamliche Hemmung trat ihrem höhern Beruf in den Weg.

Einem jungen, von ihr abgewiesenem Freier nämlich kam es in den Sinn, sie bei dem Tribunal von Toul anzuklagen, als habe sie ihm ein Eheversprechen gegeben, und gerichtlich auf dessen Erfüllung zu dringen. Fast möchte man glauben, Johanna's Aeltern selbst hätten den

wunderlichen Menschen dazu angeregt, oder ihn doch wenigstens dabei unterstützt, um die ahnungsvolle, doch gänzlich mißverstandne Besorgniß, welche sie um der Tochter willen empfanden, durch eine frühe, ländlich stille Eheverbindung zu beseitigen. Mindestens redeten sie Johannen dringend zu, es nicht zum Prozeß kommen zu lassen, sondern lieber dem Freiwerber ihr Ja ohne Weigerung auszusprechen. Aber da — und nur da zum erstenmal — wandelte sich ihr bisher kindlich unbedingter Gehorsam in entschiedenen Widerspruch um. Hatte sie ja doch ihre Stimmen um Hülfe und Entscheidung angerufen, und von ihnen die Versicherung empfangen, sie werde diese Anklage sieghaft bestehen. Und das gelang ihr ohne weltlichen Beistand. Der überlästige Freier ward abgewiesen und Johanna bestrebte sich nun um so eifriger, ihre Fahrt nach Vaucouleurs ohne Wissen ihrer Eltern anzutreten.

Späterhin von ihren strengfeindlichen Richtern befragt, ob man auf solche Weise Vater und Mutter ehre nach Gottes Gebot, und ob ihre Stimmen ihr diese Heimlichkeit vorge-

schrieben hätten, berief sie sich auf ihren frühern kindlichen Gehorsam, und auch auf die erfolgte Verzeihung ihrer Eltern wegen dieses Schrittes; sie habe geschwiegen, um ihnen großen Schmerz zu ersparen, und das zwar so unbedenklicher, als ihr in diesem Fall durch ihre Stimmen die Wahl zwischen Reden oder Schweigen ausdrücklich freigestellt worden sei.

Um das väterliche Haus vorerst ohne Aufsehen verlassen zu können, bat sie vertrauensvoll ihren Oheim Durant Laxart, zwischen Domremy und Vaucouleurs angesessen, er möge sie von ihren Eltern zur Pflege seiner schwangern Frau begehren. Laxart willigte ohne Bedenken ein; er hatte seine Nichte lieb, und mochte es ganz natürlich finden, daß sie einer Mißstimmung ausweichen wollte, die durch die Zurückweisung jener Heirath in noch erhöhterem Maaße, als nach dem unglücklichen Traumgesicht, bei Vater und Mutter gegen das Mägdlein eingetreten war. Die Eltern bewilligten Laxarts Verlangen. Doch kaum hatte Johanna eine Woche bei ihrem Oheim verlebt, als sie ihm eröffnete, sie müsse nach Vaucouleurs und von dorten nach Frankreich ziehn, um den Dau-

phin krönen zu lassen. Den unsicher Staunenden suchte sie mit folgenden Worten zu überzeugen:

„Ward nicht von Alters her verkündet, Frankreich müsse durch eine Frau in's Elend gerathen?" — (ohne Zweifel dachte sie dabei an Königin Isabelle). — „Und eine Jungfrau werde es dann wieder erretten?" — Deshalb müsse sie zum Ritter Baudricourt und unter seinem Schutze zum Dauphin.

Laxart beschloß, wenigstens vorher sich allein zu Baudricourt nach Vaucouleurs zu verfügen, und fand eben keine günstige Aufnahme dort; vielmehr rieth ihm der Hauptmann, mit unritterlicher Rohheit, er möge seiner Nichte ein Paar Ohrfeigen geben und sie ihrem Vater wiederbringen. Als Laxart von seiner verunglückten Gesandtschaft wiederkam, hüllte sich Johanna in die Kleider ihres Oheims, erklärte, ihre Wanderung allein antreten zu wollen, und brach auf. Aber Laxart eilte ihr nach, und mußte sie wohl bewogen haben, unter seinem Schutze wieder in der Tracht ihres Geschlechtes zu erscheinen; denn nach der Aussage un-

terschiedlicher Zeugen trug sie zu Vaucouleurs ärmliche Frauenkleider von rother Farbe.

Unterweges sprach sie zu einem ihr wohlbekannten Landmanne: „Gott befohlen! Ich gehe nach Vaucouleurs.“ So auch nahm sie liebevollen Abschied von allen ihren Freundinnen und Gespielen, so viel sie deren auf ihrem ernsten Gange antraf.

Es war um das Fest der Himmelfahrt *), als Johanna unter Leitung ihres Oheims bei einem Fuhrmann, Heinrich genannt, zu Vaucouleurs einkehrte, dessen Ehefrau Katharina sogleich die junge Fremde sehr liebgewann. Als man dem Hauptmann Baudricourt Johanna's Ankunft und ihr Begehr meldete, weigerte er sich abermal, sie zum Könige zu schicken; doch ließ er sie vor sich, und ohne ihn je früher gesehen zu haben, unterschied sie ihn Augenblicks, durch ihre Stimmen geleitet, von den Andern, die im Gemach waren, ihm eröffnend, sie seie von ihrem Herrn an ihn gesendet, damit er den Dauphin ermahne, tapfer zu wi-

*) Diese Feier fiel im Jahr 1428 auf den 11. Mai.

derstehen, doch ohne daß er den Feind zur Schlacht herausfordre; in der Fastnachtswoche werde ihr Herr ihm Hülfe senden. — „Auch" — dies sind die treu übersetzten Worte eines Zeugen dieser Zusammenkunft — „sagte die obgenannte Johanna, das Königreich gehöre dem Dauphin nicht, sondern ihrem Herrn; aber ihr Herr wolle, daß der Dauphin König werde, und dieses Reich für ihn verwalte, hinzufügend, trotz aller seiner Feinde werde der Dauphin König sein, und sie müsse ihn zur Krönung führen. Als Robert von Baudricourt sie befragte, wer denn ihr Herr sei, erwiederte sie: „der König des Himmels." —

Baudricourt aber, noch immer in trüben Zweifeln befangen, schickte sie von sich, ohne sich auf ihr Gesuch einzulassen.

Ungeachtet nun Johanna durch ihre Stimmen darauf vorbereitet war, daß man sie dreimal abweisen werde, empfand sie doch das zweite Fehlschlagen sehr schmerzlich. Gebet und kirchliche Uebungen dienten ihr zum Trost. Doch ging sie anders nie zu Kirche oder Beichtstuhl, als von ihrer Wirthin oder sonst einer achtbaren Frau begleitet.

Ein Geistlicher zu Vaucouleurs sagte aus, er habe Johannen oft vor dem Bilde der Mutter Gottes knieen sehn; bisweilen gesenkten Hauptes, als in innre Beschauungen vertieft; dann wieder erhabenen Antlitzes die Augen auf die Heilige gerichtet, Liebe, Ergebenheit und Vertrauen aus all' ihren Zügen strahlend.

Uebrigens blieb Johanna in dem ihr einstweilen noch angewiesenen weiblichem Berufe thätig und frisch. Gewandt, die Spindel zu drehen, trieb sie dies Geschäft emsig zum Besten ihrer Wirthin, bis Andachtsübungen sie abriefen. Aber freilich war ihr weh und bange bei all den Zögerungen zu Sinn, — „und fast" — so lautet wörtlich der Wirthin Aussage" — „wurden die Stunden ihr so schwer, wie einer Gebärenden, bevor man sie zum Dauphin geleite." — Nur davon allein handelten ihre Gespräche. „Es ist durchaus nothwendig," — sagte sie, — „daß man mich zu dem edlen Dauphin führe, weil mein Herr es also haben will. Der König des Himmels hat selbst mir diese Sendung anvertraut."

Alle, mit denen sie sprach, bat sie, ihr zum Dauphin zu helfen; es sei ja dessen eigner

Vortheil. Dabei drückte sie sich in gar anmuthigen Worten aus, und rief oftmalen jene schon obenangeregte Weissagung der Errettung des von einer Frau bedrängten Frankreichs durch ein Mädchen, an den Lothringischen Marken wohnend, herauf.

Ihre Wirthin und viele Andre erinnerten sich der früher gehörten Prophezeihung, und mehr und mehr gewannen die Worte der Jungfrau das Vertrauen der Mitbürger.

Nur Baudricourt blieb noch bei seinen Zweifeln. Er veranlaßte Johanna's Beichtvater, sie in seiner Gegenwart förmlich zu beschwören, ob sie von einem guten oder schlimmen Geiste getrieben sei. Sie unterwarf sich in Allem den prüfenden Geboten des Priesters, äußerte aber späterhin, er habe nicht recht gethan, denn er kenne sie ja schon vorlängst aus ihrer ihm anvertraueten Beichte.

Was auch die Jungfrau thun oder lassen mochte, Baudricourt hatte sich nun einmal in den kläglich klugscheinenden Unglauben an das Schöne und Heilbringende festgerammt. Da ging Johanna einstweilen mit ihrem Oheim Laxart nach seinem Wohnort Petit-Burey zu.

rück. Ihre Eltern und Geschwister scheinen von jener Fahrt nach Vaucouleurs nichts erfahren haben, wie es sich durch die Hemmung des Verkehrs im krieggeplagten Lande wohl erklären läßt. Ihr Oheim aber, als sie ihm in der Fastenzeit anlag, sie aufs Neue nach Vaucouleurs zu führen, gehorchte ihr jetzt unbedingt, und freudiglich ward sie von ihrem ehemaligen Wirth, dem Fuhrmanne Heinrich und dessen Ehegattin Katharina empfangen. Viele Menschen, den Worten des Prophetenmägdleins vertrauend, suchten ihren Umgang.

Immerfort gestachelt durch das Gefühl ihres Berufes, und immerfort jeder Unterstützung durch Baudricourt entbehrend, machte sich endlich Johanna zu Fuß nach dem Hoflager auf den Weg, durch ihren Onkel und einen andern ehrbaren Mann geleitet. Als sie aber bis Saint-Nicolas gekommen waren, erklärte sie ihren Begleitern, es sei doch eigentlich nicht anständig, sich auf diese Weise davon zu machen, und kehrte mit ihnen nach Vaucouleurs zurück.

Dort sahe auf zufällige Weise ein im Lande geachteter Edelmann, Johann von Novelonpont, mit dem Zunamen von Metz, das ärmlich ge-

kleidete Mädchen bei ihrem Wirth, und ahnete Höheres in der demüthigen Erscheinung. „Was schafft Ihr hier, mein liebes Kind?" — sprach er sie an. — „Wird es nicht endlich doch dahin kommen, daß man den König aus seinem Reich verjagt, und wir Alle engländisch werden müssen?" — Sie erwiederte: „ich kam zu des Königs Burg, begehrend, daß Robert von Baudricourt mich zum Könige geleiten oder geleiten lasse. Aber der achtet nicht auf meine Worte. Und doch muß ich noch vor der Fasten Mitte bei'm Könige sein, und sollt ich mir die Füße bis an die Kniee ablaufen. Denn niemand auf der ganzen Welt, nicht Könige, nicht Herzoge, nicht Königstochter von Schottland*), nicht alle die Andern können das Königreich Frankreich wiedergewinnen, und es giebt dabei keine Hülfe, als durch mich, obschon ich lieber bei meiner armen Mutter spinnen möchte. Denn Jenes ist ja eigentlich gar meines Thuns

*) Man sprach um diese Zeit von einer Heirath des Dauphin Ludwig, Sohn Karl VII, mit der Tochter des Königs von Schottland, welcher auf Veranlassung dieses Bündnisses sich auf's Neue zu Gunsten Frankreichs waffnen sollte.

nicht. Aber dennoch muß ich gehn und es ausrichten, weil mein Herr es so haben will." — „Und wer ist Euer Herr?" fragte Johann von Metz. — „Gott!" erwiederte sie mild und ernst. Da fühlte sich der Ritter tief ergriffen, und verhieß ihr bei seiner Treue, Hand in Hand, er wolle sie unter Gottes Schutz zum Könige geleiten. Auf seine Frage, wann sie abzureisen wünsche, antwortete sie: „lieber heut, als morgen," und äußerte, befragt, ob sie die Kleider behalten wolle, die sie jetzt trage, sie würde gern Mannskleider anziehen, worauf ihr der Ritter die Tracht Eines seiner Diener bringen hieß, welche sie alsbald anlegte.

Johann's von Metz Ansehen gewann der Jungfrau vielen Anhang. Bertrand von Poulengy, Zeuge ihrer ersten Unterredung mit Baudricourt, zeigte sich vorzüglich eifrig für sie, und wollte die Ehre ihrer Begleitung mit Johann von Metz theilen. Doch fühlte die Jungfrau sich bewogen, nicht ohne einen Empfehlungsbrief des Hauptmann Baudricourt an den König abzureisen, indem ihre Stimmen ihr verhießen, sie werde diese Beglaubigung empfangen.

Weit durch das Land zog die Kunde, wie die Sendung dieser Jungfrau von Gottes Gnaden komme, und sie vom Geiste des Herrn geleitet sei. Da kam es dem Herzog Karl von Lothringen, an schwerer, keinem Arzte weichender Krankheit darniederliegend, in den Sinn, die junge Begeisterte um Hülfe zu sich zu berufen. Er sandte ihr einen Sicherheitsbrief und ein schwarzes Pferd. Sie zog hin, durch ihren Oheim Laxart geleitet, und bis Toul auch durch Johann von Metz. Diese Richtung des Weges läßt vermuthen, daß sie den Herzog zu Nancy fand. Auf seine Fragen über ihre Sendung antwortete sie nur in sehr allgemeinen Ausdrükken, ohne Zweifel ihm mistrauend, weil er sich noch nicht für König Karl erklärt hatte. Ueber Heilmittel für ihn, sprach sie, sei ihr keine Erleuchtung geworden. Doch setzte sie hinzu, so lange er fortfahre, sich schlimm gegen seine tugendhafte Herzogin zu betragen, und sie nicht wieder in seine Nähe zurückrufe, könne er nicht genesen. Endlich begehrte sie Reisige für den Dienst des Königs von ihm, unter dem Oberbefehl des Prinzen, seines Sohnes; dann wolle sie auch zu Gott um seine Genesung beten.

Der Herzog entließ sie, vermuthlich sehr unbefriedigt, und gab ihr vier Franken Reisegeld, die sie, einem Schriftsteller *) zufolge, ihrem Oheim geschenkt haben soll. Auf der Rückkehr that sie, wie es heißt, eine Wallfahrt zum heiligen Nikolas, nach der eben so benannten Stadt, zwischen Nancy und Laneville gelegen.

Jetzt endlich mußte der Ruf ihres Aufenthaltes in Vaucouleurs zu den Ohren ihrer Eltern dringen, und die armen Leute geriethen deshalb — wie Johanna in einer spätern gerichtlichen Aussage bemerkt — fast in Verzweiflung. Sie eilten nach Vaucouleurs, um ihr Kind von der betretnen Bahn abzumahnen, und Johann von Metz, der sie dorten sah, erklärt, sie hätten sich als gute Ackerleute und gute Katholiken gezeigt. Doch findet man nirgends Kunde, ob und wie sie mit ihrer Tochter zusammengetroffen seien. Es läßt sich als sehr wahrscheinlich vermuthen, daß sie just während Johanna's Reise zum Lothringer-Herzog in Vaucouleurs eintrafen, und von dem Glauben fast Aller an der Jungfrau Beruf, abson-

*) Lenglet du Fresnoy.

derlich wohl von dem Zeugniß des weitgeehrten Johann von Metz gleichsam überwältigt, voll schweigsamen Staunens die Heimath wiederaufsuchten, ohne sich fürder in diese Wunder zu mengen. Bald darauf zeigt sich, daß sie Johanna's schriftliches Gesuch um Verzeihung wegen ihrer Flucht gewährten.

Vermuthlich war Peter oder Pierrelo von Arc in Vaucouleurs geblieben, um die Rückkehr seiner Schwester zu erwarten, oder er hatte ihr auch wohl die Sühnungskunde von den Eltern gebracht. Wenigstens war er seit dieser Zeit fortdauernd in Johanna's Nähe.

Unerwartet zeigte sich auf Einmal Baudricourt bereitwillig, sie zum Könige zu senden. Kein ausdrücklicher Grund dieser Sinnesänderung wird angegeben. Doch scheint König Karl selbst ihn zu dieser Sendung befehligt zu haben, indem nach der Aussage Johann's von Metz sich in der Jungfrau Reisegefolg ein Königsbote — Colet von Vienne hieß er — befand.

Die Chronik der Belagerung von Orleans fügt einen noch wundersameren Grund hinzu. Bei Gelegenheit des in unserer Einleitung erwähnten unglücklichen Zufuhr-Gefechtes von

Rouvroy, zubenamt der Tag der Heringe, heißt es dort:

„Selbigen Tages (Sonnabend am 12. Februar 1429) ward der Jungfrau Johanna durch göttliche Gnade diese Niederlage verkündet, und sie sprach zu Herrn Robert von Baudricourt, der König habe großen Nachtheil vor Orleans erlitten, und werde dessen noch mehr erleiden, wenn man sie nicht zu ihm führe.“ — Eine andre Chronik berichtet, Johanna habe wörtlich folgendergestalt zu dem Ritter geredet:

„Bei meinem Gott, ihr zögert allzusehr mit meiner Sendung. Denn heute hat der edle Dauphin großen Schaden unfern vor Orleans erfahren, und stehet ihm noch Schlimmeres bevor, wenn Ihr mich nicht bald zu ihm geleiten lasset.“ — Als nun die Kunde der Niederlage bei Rouvroy eintraf, Johanna's Prophezeihung bestätigend, soll Baudricourt, von Staunen ergriffen, sich nicht länger bedacht haben, sie zum Könige zu senden. Sie trug von da an männliche Kleidung. Als späterhin ihre Richter sie befragten, ob das auf Baudricourt Anregung oder aus ihrem eignen Willen geschehen sei, — denn eben aus dieser Verän-

derung der Tracht wollte man ihr ein Hauptverbrechen machen — erwiederte sie: „Niemand auf der Welt habe ihr dazu gerathen, als nur sie allein.“ Und auf die Anfrage, ob eine höhere Stimme es ihr geboten habe, hieß ihre Antwort: „Alles was ich Gutes gethan habe, ist auf Befehl der Stimmen geschehn.“ —

Sobald die Einwohner von Vaucouleurs vernahmen, Hauptmann Baudricourt habe nun für den Reisezug der Jungfrau entschieden, beeiferten sie sich zu deren Ausrüstung. Sie ließen ihr ein Mannskleid anfertigen, Halbstiefeln, und was nur irgend zu solcher Tracht gehören mochte. Jakob Alain und Durand Laxart schossen zusammen, ihr ein Pferd für zwölf Franken anzuschaffen, weshalb Laxart einen Schuldschein gab, wofür ihn späterhin Baudricourt entschädigte. Dieser schenkte der Jungfrau ein Schwerdt, und so gering auch spätere Schriftsteller diese Gabe finden wollten, scheint doch eben darin ein edler Beweis seiner Sinnesänderung in Bezug auf Johanna's göttliche Sendung zu liegen. Eh' jede andre Gabe, und seie sie noch so köstlich, möchte ein Kriegsmann ohne tief empfundne Bedeutung verschenken, als

ein Schwerdt. Von ihren Begleitern nahm er ausdrücklich den Eid, sie gut und sicher zum Könige zu bringen.

Johanna's kleines Gefolg bestand aus folgenden Personen:

Johann von Novelonpont, genannt von Metz.

Der Edelknecht Bertrand von Poulengy.

Peter von Arc, der Jungfrau dritter Bruder.

Colet von Vienne, der Königsbote.

Der Bogenschütz Richard.

Julian, Poulengy's Reisiger.

Johann von Honecourt, oder Bonnecourt, Diener Johann's von Metz. —

Die Kunde von der Jungfrau Abreise hatte die Bewohner von Vaucouleurs an der Stätte des Aufbruches — vermuthlich vor Baudricourts Wohnung — versammelt. Johanna's gastliche Wirthe, Heinrich und Katharine, fehlten natürlich dabei nicht; eben so wenig der Priester Johann Colin, welcher so oft ihre Beichte vernommen hatte; und gewiß war auch ihr wackrer Oheim Durand Laxart auf dem Platze.

Einige befragten die Jungfrau, wie sie nur

an diese Fahrt denken könne, mitten durch die vielen feindlichen Wappner hin, welche die Gegend um Vaucouleurs durchstreiften. Da erwiederte das zarte Mägdlein voll ernster Festigkeit: „ich fürchte die Wappner nicht, und werde den Weg frei finden. Oder ob mir auch Wappner begegneten, hab' ich ja doch meinen Herrgott, welcher mir die Bahn zu meinem Herrn, dem Dauphin, öffnen wird. Denn dazu bin ich geboren." — Ihre Stimmen hatten sie zu dieser Festigkeit begeistert, ihr zusprechend: „ziehe kühnlich zum Könige hin. Es soll nicht an guten Zeichen zu Deiner Beglaubigung fehlen." — Der staunende Baudricourt aber rief ihr, als sie von dannen ritt, nur wie im halben Vertrauen nach: „ziehe hin, und werde daraus, was da mag!"

Es war am 13. Februar des Jahres 1428, an einem Sonntage, wo Johanna aus Vaucouleurs aufbrach. Niemand von ihrem Geleit hegte volles Zutrauen auf den Erfolg, denn selbst Jobann von Metz und Poulengy gestanden späterhin, ihnen seie zu Anfang der Fahrt ganz bedenklich zu Muth gewesen. Ja Einige der Geringeren hielten das Mägdlein für eine

Wahnsinnige oder eine Hexe, und Andre beriethen, ob man sie nicht lieber in irgend einen festen Platz bis auf Weiteres abliefern solle. Aber so wie sie den Zug mit ihr fortsetzten, fühlten sie sich mehr und mehr umgewandelt, entschlossen, Alles nach Johanna's Gefallen auszurichten, und nicht minder lebhaft, als sie selbst, verlangend, sie dem Könige vorzustellen. So auch verstummten alsbald die eitlen oder gar sündlichen Gedanken, welche früher die Schönheit des Mägdleins bei Einigen erweckte, vor der frommen Würde ihrer Erscheinung, und Niemand wagte es, auch nur ein Wort der Liebeständelei an das blühende Kind zu richten. Vielmehr ging ein Schauer heiliger Ehrfurcht und Bewunderung von ihrer Nähe über die Reisegenossen aus.

Gleich der erste Tag der Fahrt bot die größten Schwierigkeiten dar, da man durch lauter von den Engländern und Burgunden besetzte Gegenden zog. Die zwei Anführer wählten Schleifwege, und ritten, die folgende Nacht zu Hülfe nehmend, bis nach dem Flecken Saint-Urbain an der Marne, wo sie im Karthäuserkloster Obdach und Pflege fanden. Von da an

bis Auxerre findet man die Stationen nicht mehr genau angegeben, nur daß Johann von Metz bekennt, er und Poulengy hätten sich beflissen, ihre Sendung möglichst geheim auszuführen. Sie mußten dabei durch viele kleine Flüsse setzen, an welchen diese Gegend reich ist, ja auch über die Marne oberhalb Joinville, die Aube in der Gegend von Bar-sur Aube, die Seine unweit Bar-sur Seine, und endlich über die Yonne bei Auxerre gehn, und bei den eingeschlagnen Abwegen meist durch Fuhrten oder schwimmend. Dazu hatte die sich dem Frühlinge nähernde Jahreszeit Bäche und Ströme kräftig angeschwellt. Mit all' jenen gefahrbringenden Vorsichtigkeiten — diese zwei Worte treffen und passen öfter zusammen, als man wohl gewöhnlich zu denken pflegt, — zeigte sich die gottvertrauende Jungfrau keinesweges einverstanden, aber sie gab nach, wie sie es dem guten Willen ihrer Geleiter schuldig zu sein glaubte. Oefters sprach sie zu ihnen: „wir thäten wohl gut, wenn wir könnten, die Messe zu hören;" doch in den vom Feinde durchstreiften Gauen, willigten jene nur zweimal ein, sich auf diese Weise der Gefahr eines Ueberfal-

les auszusetzen. Sie gab ohne Murren nach. — Einigemal befragte man sie unterweges: „seid Ihr denn recht gewiß, Eure Verheißungen auszuführen?" — Da antwortete sie ihnen: „fürchtet Euch nicht! Alles das ist mir aufgetragen. Denn meine Brüder aus dem Paradiese verkünden mir, was ich thun muß." — Und so sprach sie ihnen fort und fort mit wunderbar räthselhaften jedoch begeisternden Kunden Muth in die Seele. Auch sagte sie bisweilen auf weltlichere Weise: „fürchtet Euch nicht. Denn bei Eurem Eintritt in Chinon wird der edle Dauphin Euch gar freundlich ansehn." —

Es sollen einmal Einige des Gefolges um den Muth der Jungfrau zu prüfen, sich heimlich vom Zuge entfernt haben, und dann plötzlich in Verkappung aus einem Hinterhalt hervorgebrochen sein, als wären sie Engländer oder Burgunden. Die Andern, in Verabredung mit Jenen, stellten sich erschrocken an und zur Flucht bereit. Aber die Jungfrau sagte voll ungestörter Ruhe: „fliehet nicht. Bei meinem Gott: sie werden uns kein Leides thun."

Die Sache hat in sich eben nichts Unwahr-

scheinliches: so wohl was die Zweifel- und Prüfungslust der Menschen überhaupt, als den Hang der Franzosen zu kecken Neckereien insbesondre betrifft. Und Johanna selbst hat ja seitdem so unermeßlich ernstere Proben sieghaft bestanden, daß man dies Gaukelspiel nicht etwa hinterdrein zu ersinnen brauchte, um damit den Ruhm ihrer Unerschrockenheit vor der Welt stützen zu wollen. —

In Auxerre endlich konnten die Begleiter der Jungfrau sie nicht mehr abhalten, die Messe zu hören, welches sie in der Hauptkirche der Stadt that, und gleich darauf, ohne irgend auf Hindernisse zu stoßen, nach Givet eilte. Dies war der erste Ort des eigentlich sogenannten Frankreich, den Johanna betrat, und jedes einigermaßen verwandte Herz fühlt ohne Weiteres, welche Empfindungen sie durchglühen mußten, angelangt unter die unmittelbare Herrschaft ihres von Gottes Gnaden und Recht angeerbten Fürsten, und zugleich durch den auf der Reise erfahrenen Schutz auch für sich selbst ein neues Siegel göttlicher Obhut empfangen habend! Um sie her ein Volk, noch frei vom Joche des Fremdlings und in Waffen für den

rechtmäßigen Herrn! — Unweit von Auxerre strömte die Loire vorüber, und die Jungfrau mochte sie als ein klares Band betrachten, welches sie bereits mit dem bedroheten, durch sie zu errettendem Orleans verknüpfe.

Auch kam dorthin, man weiß nicht genau durch welche Boten, alsbald die Kunde, ein junges Hirtenmägdlein, welches man eben nur unter dem Namen der Jungfrau kenne, komme aus den Lothringischen Marken heran, von Rittern geleitet, und verheiße, nach göttlichem Befehl und Recht zum edlen Dauphin zu ziehen, die Belagerung von Orleans aufzuheben, und dann den König nach Rheims zur Krönung zu führen. — Die gebeugten Gemüther erhoben sich frisch aus ihrem Elend in Hoffnung vor der ungewöhnlichen, aber begeisternden Botschaft.

Johanna von Arc indessen war über die Loire gelangt, und auf ihrem fürdern Wege nach Chinon — obgleich etwan eben so lang, als die bisher zurückgelegte Strecke — schien sie auf noch behauptetem Königlichen Boden von keiner sonderlichen Gefahr mehr bedräu't. Dennoch hatte sich nach glaubwürdigen Aussagen ein räuberischer Kriegshaufen in Hinter-

halt gelegt, um sie sammt ihrem Geleite zu überfallen und auszuplündern. Leider muß man jene Schaar wohl für verwilderte und gänzlich ausgeartete Franzosen anerkennen, indem es höchst unwahrscheinlich, ja schier unmöglich bleibt, daß Engländer oder Burgunden sich in diese Gegend auf solche Weise vorgewagt hätten. Wer die Weglagrer aber auch sein mochten: sie haben späterhin französischen Geistlichen bekannt, ein überschwängliches Grauen seie bannend über sie gekommen, und so hätten sie die Jungfrau und deren Gefolge ruhig vorbeiziehen lassen. —

Als Johanna im Verfolg ihrer Fahrt nach Fierbois, einem Dorfe der Tourraine, kam, mußte die dortige Wallfahrtskirche zur heiligen Katharina, also gleichsam der Wohnort einer ihrer ausdrücklichen Schutzheiligen, das Mägdlein mit Banden der Lieb' und Freude festhalten, und sie zu Erneuung der ihr so lieben und ihr seither so oft versagten Andachtsübungen ermuntern. Ueberdem befand sie sich jetzt nur noch fünf oder sechs Stunden von Chinon, und konnte im Wesentlichen ihre gefahrvolle Wanderung auf dasmal für

vollbracht halten. Sie hielt also dorten an, und sandte einen Brief an den König, des Inhaltes:

„Sie wünsche zu wissen, ob sie in die Stadt, wo er sich befinde, einziehen solle. Wohl Hundert und Funfzig Stunden Weges habe sie durchmessen, um zu ihm zu gelangen und ihm Hülfe zu bringen. Auch habe sie ihm viele und gar erfreuliche Dinge kund zu thun." —

Noch späterhin meinte Johanna, sie habe zugleich in dem Briefe versichert, den König unter allen Andern herauszukennen.

Des Königs Antwort mußte wohl günstig lauten. Denn bald darauf verließ Johanna Fierbois, und langte Donnerstags am 24. Februar 1428 vor der Mittagstunde zu Chinon an, wo sie bei einer ehrbaren Gastwirthin, unweit der Burg, ihre Wohnung nahm.

Ungeachtet aller durch die Besorglichkeit der Gefährten veranlaßten Hemmungen und Abschweife ward dennoch diese Fahrt auf winterlich schlechten Seitenwegen über ausgetretene Bäche und Ströme fort, binnen elf Tagen

vollendet, und kein Widersacher hatte einen Angriff gewagt. Das kam allen Leuten sehr wunderbar vor, und ohne Zweifel mit Recht.

Zweites Buch.

(Seit der Jungfrau Erscheinung am Königl. Hofhalt, bis zu ihrem Aufbruch nach Orleans.)

Der Februarmonat des Jahres 1428 (um bei unsrer schon früher angedeuteten altväterlichen Jahresrechnung zu bleiben) sahe König Karl VII. in höchst betrübten Umständen. — Frau von Bouligny, Gemahlin des damaligen Generaleinnehmers von Frankreich, zeichnete zu Bourges, wo sie am Hofhalt der Königin lebte, Folgendes darüber auf:

„Selbiger Zeit gab es im ganzen Reiche, vorzüglich aber in den Provinzen, welche sich dem Könige noch gehorsam erzeigten, so viel des Elendes und einen solchen Geldmangel, daß man sich des Mitleids nicht erwehren konnte. Weshalb auch die treuen Unterthanen des Königs schon zu verzweifeln begannen. Und wohl

kann Die, welche hier spricht, darum wissen, sintemalen ihr Ehemann dazumal Generaleinnehmer war, als Welcher in jener Zeit sowohl an Königlichem als eignem Gelde nicht mehr, als Vier Thaler bei sich trug." — König und Unterthanen, so weit sie sich noch für die Seinigen erkannten, hegten keine Hoffnung mehr, als auf den allmächtigen Gott; wie schwach aber in ihnen diese allerstärkste oder vielmehr einzig starke Hoffnung lebte, bewies die unsichre Zagheit, womit Alles Anstalten zum schleunigsten Flüchten traf. —

Dazwischen klangen noch seltsam tröstend alte Wahrsagerkunden, durch neuere Worte wie verjüngt und erweckt, und die Sendung einer Jungfrau zur Errettung Frankreichs verheißend. Auch in beglaubigten Schriften sollte Aehnliches aufzufinden sein. Man nennt darunter Merlins, des Zauberers aus König Arthurs fabelhaftem Reich, prophetische Bücher, durch das Werk, nach welchem wir arbeiten, als noch in der Bibliothek des Königs von Frankreich befindlich, anerkannt *).

*) Der Fund wäre auf jeden Fall beachtenswerth. Dem etwanigen Schatzgräber also

Auch unmittelbar zu König Karl VII. war noch kurz vor Johanna's Erscheinung eine Frau, sich als Weissagerin ankündend, gekommen, Marie von Avignon mit Namen, welche unter andern ihr zu Theil gewordnen Visionen über Frankreichs Leiden und Errettung Folgendes angab:

„Mir wurden viele Waffenstücke gezeigt. Und weil ich vermeinte, ich solle selbige führen, gerieth ich in ein großes Schrecken darüber. Doch mir ward gesagt, ich solle mich zur Ruhe geben. Diese Waffen seien nicht für mich, sondern für ein Mägdlein, das nach mir kommen werde, um Frankreich von seinen Feinden zu befreien." —

Meister Johann Erault, Professor der Theologie, gedachte dieser Worte um die Zeit, als Johanna an dem Königlichen Hofhalte er-

---

stehe hier genau der Weg angezeigt, wie wir ihn im Original antreffen: „Voyez ces prophéties dans le livre de la Profession de Merlin, Bibliot. du Roi, no 177 (manuscrit du quatorzième siécle, c'est à-dire, ayant cent ans d'antériorité sur les évenements qu'elles semblent annoncer) feuilles 3, 4, 25, 26 et 55.

schien, und erklärte, daß er sich fest überzeugt halte, dies seie das durch Maria von Avignon verkündete Mägdlein.

Auch befragten dort einige Personen die Jungfrau ämsig, ob es nicht in ihrer Heimath eine Waldung gebe, der Eichenhain genannt; denn von da her seie durch Weissagungen die wunderbare Ankunft eines Mägdleins vorbedeutet. Johanna gab eben nichts auf diese Forschungen.

Lasset uns bei dem Moment ihres nahen Erscheinens vor dem Könige, dem sie voll heroischer Demuth ihr Leben opferte, ihr Bild heraufzurufen, der Spur nach, wozu Denkmale der Kunst und schriftliche Ueberlieferungen uns behülflich sind.

Das siebzehnjährige Mägdlein — Manche gaben ihr um jene Zeit nur sechzehn Jahre — war von ausnehmend schlankem und so hohem Wuchs, daß Leute, die sie nur in Mannskleidern gesehn hatten, doch ihre Größe als eine mittlere bezeichneten. Man weiß, wie auffallend klein sonst Frauen in männlicher Tracht erscheinen. Auch sahen wir sie ja in den Kleidern ihres Oheims abreisen, ohne daß

von deren Aenderung die Rede war; eben so wenig damals, als Johann von Metz sie die Gewande eines seiner Diener anziehen ließ. Ihre Gestalt war kräftig, aber im schönsten Ebenmaaß, die Haut ihres Halses weiß und ihre Hände, obgleich durch bäuerliche Arbeit nerviger als zarte Frauenhände sonst, waren zierlich geformt; die Finger länglich und fein. — Ein Schriftsteller nennt die Farbe ihres Haares schwarz, während uns ihre Abbildungen es vielmehr im schönen Kastanienbraun zeigen, voll reicher Fülle hinter die Schläfe zurückwallend, und von da sich lieblich bis auf die Schultern ringelnd, eben so kurz verschnitten, als es damals die Kriegsleute zu tragen pflegten. Unter einer Stirn von mittlerem Umfange leuchteten ihr die großen, länglich geschweiften Augen in jener Mitteltinte zwischen Braun und Grün, wie man sie wohl sonst auch bei Frauen von lichtbrauner Haarfarbe sieht; ihr Blick offenbarte eine süße Wehmuth voll unaussprechlicher Lieblichkeit. Augenbrauen, weder stolzgewölbt noch in ganz grader Richtung, bogen sich leise in der Mitte, einen tiefrührenden Ausdruck über das Gesicht wie hinschat-

tend. Grade und fein war die schöngeformte Nase; der Mund ausnehmend klein, mit zarten und rosigen Lippen; die Einsenkung zwischen diesen und dem kleinen, vielleicht allzuspitzem Kinne ungewöhnlich tief. Der Umriß ihres Gesichtes war schön; die Hautfarbe klar und außerordentlich weiß.

Zartheit, jungfräuliche Unschuld, eine himmlische Reinheit, durchwebt mit etwas Träumerischem, fast in Traurigkeit hinüberdämmernd, bildete den Grundausdruck ihres Angesichts.

Ihre Stimme tönte sanft; ihre Rede war lieblich und wohlgesetzt, ihr Betragen edel und zart, so daß man hätte meinen sollen, sie sei an einem hohen und weisegeordnetem Hofhalt auferzogen.

Wie um sie zum Kriegführen ungestört und kräftig zu erhalten, ließ die Natur dieses wunderbare Mägdlein von gewissen sonst regelmäßigen Kränklichkeiten immerdar frei. — Die junge Kämpferin lenkte das Roß und schwang die Lanze mit so vieler Gewandtheit und Anmuth, als es nur irgend der trefflichste Ritter vermocht hätte. —

Bei all dem Auffallenden und Empfehlenden jedoch in Johanna's Erscheinung, und bei all der drängenden Noth, welche König Karl VII. Herz und Sinn wohl jeglichem Lichtstrahl der Hülfe hätte öffnen sollen, kostete späterhin es der Jungfrau fast weniger Mühe, Orleans zu erretten, als jetzt in Chinon vor das Antlitz ihres Monarchen zu gelangen.

Gleich nach ihrer Ankunft ward im Königlichen Rath lebhaft über ihr Erscheinen oder Nichterscheinen vor dem Fürsten gestritten. Wohl ein etwas überspätes Erwägen, wenn es gegründet ist, daß Baudricourt sie auf Königlichen Befehl hingeleiten ließ! Aber die Halbheit aller damaligen Maaßregeln des Französischen Hofes läßt uns kaum zur Verwunderung darüber gelangen. Man beschloß denn endlich, das Mägdlein, dessen Erscheinung durchaus in keine hergebrachte Form passen wollte, durch einige dazu vom Könige ernannte vornehme Geistliche prüfen zu lassen.

Johann von Metz und Bertrand von Poulengy geleiteten die Jungfrau, wie auf der feindlich bedroheten Reisefahrt, so auch vor diese Prüfungsversammlung. Es ward dabei viel

gefragt; unter Andrem, in welcher Absicht Johanna nach Chinon gekommen sei, und was sie überhaupt denn eigentlich im Sinne trage. Anfangs würdigte die Jungfrau ihre Examinatoren keiner andern Erklärung, als, mit dem Könige habe sie zu reden. Da man sie aber in Dessem Namen aufforderte, den Gegenstand ihrer Sendung auszusprechen, äußerte sie endlich, der König der Himmel habe ihr zwei Dinge aufgetragen: nämlich vorerst Orleans zu entsetzen, und sodann den König nach Reims zu führen, um ihn dort weihen und krönen zu lassen.

Neue Zweifel nach dieser Aussage im Königlichen Rath! Neues, zwei Tage langes Ringen und Streiten, ob man sich etwa gar nicht mit dem außergewöhnlichem, fast unbequem Hülfe aufdringendem Wesen einlassen, oder dennoch einige Rücksicht darauf nehmen solle, daß es sich als eine Gottgesendete ankündige! König Karl schwankte — wie gewöhnlich, wo es nicht unmittelbar auf tapfre Ritterthaten ankam — unentschieden zwischen Ja und Nein. Endlich befahl er ein abermalig abzuhaltendes Interrogatorium über die Jungfrau, und schickte

Boten nach ihrer Heimath, Kunde über ihr früheres Leben, ihre Sinnesart und Sitten einzuziehn.

Doch im Gefühl, es sei auf keine Weise anständig, das Mägdlein im Gasthause zu lassen wo sie eingekehrt war, wies man ihr zur anständigen Behausung einen der Thürme des Schlosses von Couldray an. Johann, Herr von Gaucourt, Befehlshaber zu Chinon und Oberhofmeister des Königlichen Haushaltes, bestellte zu ihrer Aufwartung und Gesellschaft einen Jungherrn von vierzehn bis funfzehn Jahren, Ludwig von Contes mit Namen, späterhin Herr zu Novyon und zu Rengles. Dieser sagte viele Jahre nachher aus, fast alle Tage habe sich die Jungfrau mit ihm unterhalten, aber von Einbruch des Abends habe sie nur Frauen um sich geduldet; bisweilen seien Männer hohen Ranges zu ihr gekommen, doch er, sich alsdann in demüthiger Entfernung haltend, habe den Inhalt solcher Gespräche nie vernommen. Oft sah er Johanna knieen im brünstigen, ihm unhörbaren Gebet, wobei sie sich bisweilen in heiße Thränen ergoß. —

Dunois schickte aus Orleans herüber zwei ehrbare Ritter, sich zu erkundigen, wie es mit der wundersamen Erscheinung stehe, deren Aufleuchten neue Kraft und neue Zuversicht in die Seelen der Belagerten strahlte.

Die wiederholten Prüfungskommissionen fällten indeß sehr günstige Urtheile über Johanna, oder erklärten doch wenigstens, es finde sich in ihrem Benehmen, ihrer Sprache und Lebensweise nichts, daß den leisesten Verdacht auf ihre Sitten oder die Aufrichtigkeit ihrer Absichten werfen könne.

So ward es denn wirklich am dritten Tage nach Johann's Ankunft zu Chinon endlich der erkorenen Retterin Frankreichs erlaubt, vor ihrem Könige zu erscheinen.

Am 27. Febr. 1428.

Auf ihrem Gange dorthin sah ein Reisiger sie vorbeiziehn, und auf Befragen vernehmend, das seie die Jungfrau, stieß er unanständige Worte gegen sie aus, einen gotteslästerlichen Fluch als Betheuerung hinzufügend. Johanna aber wandte ernst ihr Haupt nach ihm, sprechend: „o bei meinem Gott, Du verläugnest Ihn, und bist doch so nah an Deinem Tode!“ — Etwa eine Stunde nachher fiel dieser Mann

in's Wasser, und ertrank. Ein großer Schrecken verbreitete sich aus der so schnell als furchtbar erfüllten Weissagung über viele Seelen.

Einstweilen jedoch beeiferten sich die gegen Johanna Gestimmten, den König wieder von Ertheilung der Audienz abzubringen, und wirklich trat Karl VII. in seine frühere, ihm nur allzugewöhnliche Unentschlossenheit zurück, und schon als Johanna die Burg betreten hatte, war er drauf und dran, sie ungehört fortzusenden. Da man ihm aber vorstellte, daß Robert von Baudricour ihm dies Mägdlein ausdrücklich zusende, und wie in wunderähnlicher Weise sie Ströme und Flüsse auf der Fahrt durchsetzt habe, unangefochten in einer von sieghaften Feinden besetzten Gegend, siegte sein edleres Fürsten- und Rittergefühl über jene blöde Scheue. Er befahl, die Jungfrau vorzulassen, doch sich selbst noch eine entscheidende Prüfung über die Aechtheit ihrer Sendung vorbehaltend.

Es ging gegen den Abend, und funfzig Fackeln erleuchteten die Halle, welche mehr denn Dreihundert Ritter von hoher Geburt anfüllten; unter ihnen viele edle Herren, prachtvoller und reicher gekleidet, als der König selbst.

Johanna soll, einer gleichzeitigen Chronik zufolge, beim Eintritt ihre Geleiter ermahnt haben, sie nicht zu täuschen, sondern ihr Den zu zeigen, mit welchem sie zu reden habe. Auf alle Weise kann eine solche Erinnerung nur zur Warnung für ihre Führer gedient haben, den Geist in ihr nicht zu versuchen; denn auf Ihn verließ sie selbst sich unbedingt, und wir sehen und sahen das unzähligemale sieghaft bestätigt.

Als Johanna in die Halle trat, schritt sie, wie ein Zeitgenosse aufgezeichnet hat, mit Sicherheit und richtiger Beobachtung der Hofgebräuche vor, gleich als habe sie ihre Erziehung in den Gemächern der Fürsten empfangen. Ein Andrer berichtet, sie sei ihm demuthvoll und einfach erschienen, wie ein armes kleines Hirtenmägdlein. Wer Demuth und Hoheit, edle Sitte und kindliche Einfalt je vereint erblickte, und darin die wahrhaft schöne Weise, sich in den glänzenden Kreisen der Welt zu bewegen, erkannt hat, mag jene zwei Berichte nicht als widersprechend, sondern vielmehr als einander ergänzend annehmen.

Johanna — von ihren Stimmen geleitet —

schritt sogleich durch all die Andern hin grade auf den König zu, beugte nach damaliger Sitte ein Knie vor ihm, seine Knice umfassend, und sprach: „Gott gab' Euch freudiges Leben." — Karl, auf einen Herrn seines Gefolges deutend, erwiederte: „ich bin der König nicht, Johanna; hier aber steht der König." — Da erwiederte das Mägdlein voll ruhiger Fassung: „bei meinem Gott, edler Fürst, Ihr seid es, und kein Andrer." — Da gab Karl, vollständig überwunden, nach, und öffnete ihrer Rede sein Ohr. Sie wiederholte in Betreff ihrer Sendung wörtlich, was sie früher auf Befragen als Botschaft des HErrn der Himmel durch Andre an den König gelangen ließ. Karl VII. trat mit ihr ein wenig seitwärts, und während sie heimlich weiter sprach, sahe man das Antlitz des Monarchen in Heiterkeit und Genügen erglänzen.

Damals soll sie dem Könige geheime Dinge eröffnet haben, welche nur zwischen Gott und ihm vorgegangen. Späterhin wollte sie sich lange nicht fürder über das Gespräch auslassen, als durch die Versicherung, sie habe dem Fürsten deutliche und überzeugende Proben ihrer Sendung gegeben. Als Bruchstücke, durch end-

lose Fragen ihr entrungen, ist Folgendes beachtenswerth.

Gott werde sich Frankreichs erbarmen; Karl der Große und der heilige Ludwig lägen im Gebete deshalb vor dem Höchsten. —

Als Beglaubigung nannte sie dem König etwas Gutes, durch ihn so geheim vollbracht, daß nur Gott und er darum wissen konnten.

Ueberhaupt sprach sie ihm Geheimnisse aus, tief im Innersten seiner Brust verborgen, ohne daß er je bisher davon geredet hätte, als nur im allergeheimsten Gebete zu Gott.

Ritter Sala, ein lange Zeit dem Könige sehr vertrauter Mann, berichtet, Karl VII. habe ihm einst gesagt, sein der Jungfrau offenbartes Gebet, ihm ohne Laut aus der Seele gedrungen, sei Folgendes gewesen:

„HErr, wenn ich in Wahrheit ein rechtmäßiger Erbe bin, aus dem ächten Hause Frankreichs entsprossen, und also wirklich das Königreich mir zusteht, so erhalte und beschütze es mir! Oder schlimmsten Falles gieb mir die Gnade, lebend und ungefangen nach dem Königshause von Spanien oder dem von Schottland zu entkommen; denn das sind von Alters

her treue Waffenbrüder, Freunde und Bundesgenossen des Französischen Thrones gewesen."

Die Aechtheit dieses Gebetes gewinnt um so bestimmtere Wahrscheinlichkeit, als es schon sonst bemerkt worden ist, wie bisweilen Karl VII, durch die zügellose Lebensweise seiner Mutter geärgert, in bangen Zweifeln schwankte, ob er in der That aus dem Blute der Könige von Frankreich stamme. Am Schlusse jenes heimlichen Gespräches hatte Johanna — nach ihrer eignen spätern Erklärung — zu dem Könige gesagt:

„Ich künde Dir von Seiten des HErrn, daß Du wahrhafter Erbe von Frankreich und Königssohn bist." —

Nach Beendung seines geheimen Gespräches mit der Jungfrau, trat der König wiederum zu den Anwesenden, ihnen sein großes Vertrauen zu der jungen Weissagerin bezeugend.

Von einem Verdacht des Betruges und der Gaukelei war fortan die Rede nicht mehr. Wohl aber erhub sich nun der Zweifel, ob Johanna von guten Geistern gelenkt wurde, oder von schlimmen Dämonen besessen sei, und der König beschloß neue Prüfungen durch die berühm-

testen Doktoren. Einstweilen sandte er Johannen zur Pflege in Wilhelm Bellier's Haus, der Unterhofmeister des Königlichen Hofgesindes war, und dessen Frau im Rufe großer Frömmigkeit und überhaupt gar löblicher Sitte stand.

Weiter und weiter drang Johanna's Kunde durch die Provinzen. Der Herzog Johann von Alençon, einstweilen gegen Bürgschaft aus der engländischen Kriegsgefangenschaft, bis zur Zahlung des ihm auferlegten ungeheuren Lösegeldes entlassen, täuschte eines Tages seine unfreiwillige Waffenmuße durch Krähenschießen in der Nähe von Saint-Florent, als sein Pachter herbeieilte, ihm meldend, eine wunderbare Jungfrau seie zum Könige gekommen, Namens des HErrn der Himmel Sieg und neuerwachendes Heil für Frankreich verheißend. Alsbald eilte der Herzog nach Chinon, und fand Johanna bei dem Könige, in Gespräche über ihre Sendung vertieft. Als er eintrat, fragte sie den Monarchen, wer dieser Herr sei, und es vernehmend sprach sie ihn mit den Worten an: „Ihr seid sehr willkommen. Je mehr Prinzen aus Frankreichs Königsblut, um desto besser."

Und mit absonderlichem Rechte mochte sie dergleichen damals von diesem Herzoge sagen. Sein Vater, zubenannt der Weise, im Jahr 1415 die Vorhut bei Azincourt führend, drängte sich, als er Alles verloren sah, dahin durch, wo Heinrich des Fünften Goldkrone auf dem Schlachthelm des Siegers funkelte, und voll begeisterter Ehrliebe ausrufend: „Alençon!" Alençon!" hieb er ein Stück des Diadems herunter. Dann fiel er vor der Uebermacht in sein Todesblut. Sein eben genannter Sohn hielt sich lange getreulich auf des Vaters Ehrenbahn, kriegsgefangen und in der herbsten Bedrängniß seiner Lande, jeglichen noch so vortheilhaften Ausweg, den ihm die Engländer auf Kosten seiner Lehenspflicht gegen Frankreich bieten mochten, entschlossen zurückweisend.

Folgenden Tages nach der Messe, welcher Johanna, wie immer beigewohnt hatte, führte sie der König, nur Alençon und La Trémoille bei sich behaltend, in ein abgesondertes Gemach. Da richtete das Mägdlein gar ernste Worte an den König; unter Andrem begehrend, er solle sein Königreich dem HErrn der Himmel darbringen; dann werde der König der Himmel

ihm thun, wie seinen Vorfahren, und ihm das Reich im früheren schönen Stande wieder zurückgeben.

Nach der Tafel, als der König auf den Wiesen, nahe bei'm Schlosse von Chinon, lustwandelte, kam Johanna zu Rosse dahin, und hielt ein so gewandtes und zierliches Lanzenspiel, daß ihr der bewundernde Alençon einen schönen Renner schenkte. —

Dunois, welchem die zwei nach Chinon gesandten Ritter Botschaft von allen jenen Wunderbarlichkeiten nach Orleans brachten, hieß sie ihre Kunde vor Volk und Besatzung in öffentlicher Versammlung laut wiederholen, und eine freudige Begeisterung entzündete alle Vertheidiger der Stadt.

Zu Chinon dagegen examinirte man noch immer, durch Prälaten und andre weise Leute, während Johanna wiederholt erklärte, sie könne eben nicht mehr und nicht weniger aussagen, als was sie gleich von Anfang her verkündet habe.

Endlich, um ja nicht durch ein etwaniges Uebermaaß von begeistertem Vertrauen zu fehlen, führte man die Jungfrau nach Poitiers,

dem damaligen Sitze des Französischen Parlamentes, und überhaupt einer Menge von gelahrten Doctoren. Denn es gab dorten eine weitberühmte Universität, schon längst mit der Pariser wetteifernd. Der König verfügte sich gleichfalls dorthin. Unterweges sprach Johanna zu ihren Begleitern: „bei meinem Gott! in Poitiers, wohin man mich führt, werd' ich viel zu thun finden. Aber meine Hülfe kommt von meinen HErrn und Meistern. Vorwärts denn, in Gottes Namen!" — Diesen Ausruf brauchte sie überhaupt vorzüglich gern. —

Man wies ihr zu Poitiers die Wohnung im Hause des Meisters Johann Rabatian oder Rabateau, eines Königlichen Parlamentsadvokaten an, und nach einer langen Sitzung begaben sich viele Theologen, Juristen und andre Gelahrte dorthin, den Erzbischof von Reims, Kanzler des Reichs, an ihrer Spitze. Sie fanden das Mägblein im Saal des Hauses, und nachdem sie allesammt Platz genommen hatten, setzte sich Johanna ihnen am untersten Ende der Halle gegenüber, und fragte, was sie wollten. Da redeten sie Alle, der Reihe nach, gar weitläuftig zu ihr, in der Regel das schon sonst

hundertfach Gefragte abermal fragend. Meister Wilhelm Aymeri jedoch warf ihr die allerdings schwerwiegende Frage ein: „Du behauptest, Deine Stimme verkünde Dir, daß Gott Frankreich aus seiner gegenwärtigen Noth erretten wolle; ist nun dem wirklich also, so bedarf es dazu nicht der von Dir begehrten Wappner." — Da erwiederte Johanna klar und stark: „bei meinem Gott, die Wappner werden kämpfen, und Gott wird den Sieg verleihen." — Und Meister Aymeri erklärte sich vollkommen befriedigt durch diese Antwort.

Als aber die Reihe an den Doctor Theologiä, Bruder Séguin kam, einen herben und strengen Mann und den Provinzial-Accent seiner Geburtsgegend Limousin auf sprachentstellende Weise redend, fühlte das begeisterte Mädchen sich von lebhaftem Unwillen ergriffen. Auf seine Frage, in welchem Dialekt ihre Stimme zu ihr rede, erwiederte sie: „in einem besserm, als der Eurige." — Ja, als Doctor Séguin sie befragte, ob sie an Gott glaube, sprach sie zurück: „besser, als Ihr!" — Nun forderte Séguin ein Zeichen, die Aechtheit ihrer Sendung zu bewähren, und darin schien ihm die

Versammlung in der Mehrzahl sehr eifrig beizustimmen. Die Jungfrau aber entgegnete in edler Würde: „bei meinem Gott, nicht bin ich nach Poitiers gekommen, um Zeichen zu thun. Aber geleitet mich gen Orleans, und es soll Euch dort an Zeichen meiner Sendung nicht fehlen.“ — Andre überliefern diese Erwiederung in folgenden Worten: „das Zeichen, mir als einer Gottgesandten verheißen, ist die Befreiung von Orleans. Gebe man mir Wappner, von so geringer Anzahl, als man will, und ich ziehe hin.“ — Sie entließ ihre Examinatoren mit folgenden vier, sämmtlich nachher bestätigten Weissagungen:

Erstlich: „Die Engländer würden unterliegen, und Orleans frei lassen von ihrer Berennung. Doch werde sie ihnen noch zuvor den friedlichen Abzug anbieten.“

Zweitens: „Der König werde zu Reims Salbung und Krone empfangen.

Drittens: „Unterwerfung der Stadt Paris an den König.“

Viertens: „Heimkehr des kriegsgefangenen Herzogs von Orleans aus England.“

Und just diese Aufzeichnung verdanken wir

dem früher so strengzweifelnden und wiederum seiner Seits von der Jungfrau so strengbehandelten Doctor Séguin! —

Die Commissarien gaben sich nun daran, die Lebensweise der Jungfrau zu beobachten; ja, man stellte Frauen in ihre Nähe, unter der Verpflichtung, alle, auch selbst die unbedeutendsten Handlungen und Worte zu melden. Aus allen Aussagen aber ging nur die Bestätigung, eines christlichen, rechtgläubigen, und nie dem Müssiggang sich hingebenden Wandels hervor. —

Und auch das berichtet Doctor Séguin.

Die Hausfrau des Meister Johann Rabateau sprach mit Bewunderung von der innigen Andacht ihrer jungen Gastfreundin.

Unterschiedliche, — so Männer als Frauen, — die mit schlimmen Vorurtheilen zu Johanna gegangen waren, kehrten weinend und tief erschüttert von ihr zurück, durch das holdselig einfache Wesen des Mägdleins zu innig vertrauender Rührung bezwungen. —

Man fragte sie öfters, warum sie nicht Frauenkleider trage; dann pflegte sie zu erwiedern, das möge den Leuten freilich seltsam

scheinen, und nicht ohne Grund; aber so nun gehöre es einmal für den ihr angewiesenen Beruf, und besser auch hoffe sie auf diese Art ihre Reinheit in Gedanken und Werken für Andre und sich selbst zu bewahren.

Um diese Zeit begann sie, den König immer nur Dauphin zu nennen, versichernd, mit dem höheren Namen dürfe sie ihn erst nach der Krönung zu Reims begrüßen.

Die prüfenden Gelahrten setzten ihr mühevolles Amt derweilen ämsig fort, und kamen unterschiedlichemale bald in kleiner, bald in größerer Anzahl zu Johanna, vermuthlich stets von einem Königlichen Hausofficianten geleitet, welcher sie anzumelden hatte. Als einstmal auf ähnliche Weise zwei Doctoren der Theologie, Meister Peter von Versailles und Meister Johann Erault in die Behausung der Jungfrau traten, kam ihnen Johanna entgegen, dem sie anmeldenden Königlichen Stallmeister Thibault leise auf die Schulter klopfend, und ihn mit den Worten ehrend: „ich wollte, ich fände mehr Leute von so gutem Willen, als Ihr.“ — Die zwei Doctoren, sich als Abgesandte des Königs erklärend, fingen nun abermal die Fragen von

Anfang her an; — da antwortete ihnen Johanna:

„Höret! Ich weiß nicht A nicht B. Der HErr der Himmel sendet mich zum Entsatz von Orleans und zur Krönung des Königs in Reims. Vorher aber muß ich noch den Engländern friedlichen Abzug bieten. Denn so ist es Gottes Wille. — Habt Ihr Schreibzeug und Papier mit Euch?" — Und auf die bejahende Antwort sagte sie dem Johann Erault in die Feder:

„Ihr Suffort (Suffolk), Classidas (Glacidas), und La Poule (Poole), Euch fodre ich auf im Namen des Königs der Himmel, daß Ihr gen England von hinnen ziehet."

Man weiß nicht genau, ob sie die Urkunde für dasmal weiter fortsetzte. Vermuthlich ward man dabei unterbrochen, wie das aus dem damaligen Verhältniß Johannens zur eben so neugierigen als mistrauischen Welt sehr wahrscheinlich hervorgeht.

So oft übrigens die gelahrten Kommissarien mit reichlichen, aber wohl ohne Zweifel gar wunderlich zusammengestellten Citaten aus Büchern wider die Möglichkeit, Johannen Glau-

ben beizumessen, hervorrückten, hörte ihnen das Mägdlein ganz gelassen zu, und begnügte sich dann, auf die langen Reden zu antworten:

„Es steht in den Büchern des HErrn mehr, als in den Eurigen.“ —

Lasset uns dabei nicht vergessen, daß ihr nach den Formen ihrer Kirche, und obenein als einer des Lesens Ungeübten, die heilige Schrift großentheils verschlossen bleiben mußte, wenigstens was deren fortgehenden Zusammenhang in sich betrifft. Das Biblische also, welches man so oft aus Johanna's Worten und Werken sich anwehen fühlt, enthält noch eine viel wundersamere Bürgschaft höherer Offenbarung, als wenn Aehnliches bei einem Hirtenmägdlein in Protestantischen Landen kund würde: die Bibel, in der Landessprache gedruckt, ihr Einseegnungsschatz, und ihrer Eltern heiligstes und liebstes Erb! —

Obgleich Johanna während all jener Befragungen nur höchst selten in ungeduldige Worte ausbrach, mahnte sie doch klagend fort und fort: „es sele nun hohe Zeit und Noth zu Thaten!“

Die Zeugnisse ihrer ehemaligen Reisegenossen, die Kunden, welche man derweil über ihr

früheres und frühestes Leben zu Domremy eingezogen hatte, — vermuthlich durch einige heimlich abgesandte Minoriter-Mönche. — Alles steigerte die allgemeine Begeisterung für das Mägdlein. Selbst der Bischof von Castres erklärte laut, er erkenne diese Jungfrau für eine Gottgesendete, und für Dieselbe, von welcher die alte Weissagung Kunde gebe. —

Im Wesentlichen vereinten sich endlich alle Stimmen dahin, die Jungfrau für ein frommes Wesen, von Gott zu des Königs und Reiches Errettung beauftragt, anzuerkennen.

Da stieg ein Zweifel an Johanna's jungfräulicher Reinheit in des Königs vielfach- und leichtbewegter Seele auf. Mag sein auch, daß Einer von Johanna's noch wenig übrigen Widersachern ihm diese neue Unsicherheit einwarf; — kurz, er berief seine Schwiegermutter, die verwittwete Königin Yolande von Sicilien, sammt andern ehrbaren Frauen, zur Untersuchung über die Reinheit der prophetischen Erscheinung. Die allerehrenvollste und allerbestimmteste Erklärung für Johanna ging daraus hervor.

Da ward sodann wirklich beschlossen: Ja!

Es seie der jugendlichen Botin erlaubt, Orleans durch das Hineinschaffen einer unumgänglich nothwendigen Zufuhr von Kriegsvorräthen und Lebensmitteln stützen zu helfen. Die Belagerung unmittelbar zu zersprengen, wie es Johanna ausdrücklich begehrte und verhieß, — davon trat man vermöge einer gewissen blöden Unterhöflichkeit zurück, in welche man nur allzuoft den kleinlichen Hochmuth der Menschen sich gegen scheinbar überreiche göttliche Gnadenbezeugungen verschanzen sieht.

Wer jemal in großen weltgeschichtlichen Entscheidungstagen mitgelebt hat, entsinnt sich wohl nach im Kleineren günstigen Glückswendungen noch deutlich des krittelnden, echogleich wiederholten Seufzers: „ja, wenn es nun etwa nur noch Zwanzigmal besser wäre!" — oder nach glänzenden Momenten wiederum eines vom Kopfschütteln akkompagnirten Aechzens: „wenn es nur wahr ist!" — wohl gar von dem schlimmen, klugthuendem Zweifelworte begleitet: „heut zu Tage darf man nicht mehr auf Wunder hoffen." —

Ein kluger Mann dieser trüben Gattung wollte inzwischen Johannen das fast Unmög-

liche der Verproviantirung von Orleans darthun. Sie entgegnete: „bei meinem Gott, wir schaffen Alles ganz behaglich nach Orleans. Und kein Engländer soll gegen uns losbrechen, oder auch nur sich anstellen, als könne er uns hindern." —

Mit einer Wahrscheinlichkeit, die ohne Uebertreibung als historische Gewißheit gelten darf, können wir annehmen, daß Johanna bei ihrer Rückkehr von Poitiers nach dem Hofhalte Chinon ihre Mutter dorten vorfand, ihr nachgezogen in demüthiger Liebeskraft durch alle Gefahren und Hemmungen einer solchen Fahrt. Und wohl mochte dem zarten Herzen ein so beseeligendes, alle früheren Irrungen vernichtendes Wiedersehn schier unerlaßlich Noth sein auf ihren noch immer gar mannigfach bedornten und umbollwerkten Bahnen zu Rettung und Sieg des schönen Frankreich! —

Gegen den 17. März 1429.

Zwar schickte der König nun den Herzog von Alençon nach Blois, um die beschlossene Zufuhr nach Orleans in Stand zu setzen. Auch ordnete er für die Jungfrau eine Begleitung oder vielmehr eine Art von Hofhalt an, ganz in der Art wie es nach damaliger Sitte und

Ausdruck für einen der Kriegsfürsten des Heeres gebräuchlich war. Johann von Aulon, einer der erprüftesten Ritter aus des tapfern Dunois Gefolge, that Marschallsdienst dabei, alle Uebrigen unter seinem Befehl haltend, und absonderlich beauftragt, für die persönliche Sicherheit der Jungfrau zu wachen. Ludwig von Contes, zubenamt Imerguet oder Imigot, erhielt die Ehre, ihr als Page zu folgen, sammt noch einen andern Junkherrn, von dem wir nur den Taufnamen, Raymond, überliefert finden. Die zwei Waffenherolde der Jungfrau hießen Guienne und Ambleville. Die handschriftliche Chronik Edmund Richer's fügt noch einen Haushofmeister und zwei Knechte hinzu.

Die Jungfrau aber sahe sich vor Allem nach einem getreuen und erleuchtetem Beichtvater um, der Stand bei ihr halte in Glück und Noth, in Leben und Tod. Sie berathschlagte darüber mit ihrer Mutter, die sich jetzt in einem Städtchen, unfern von Chinon, aufhielt. Dort lernte diese ehrwürdige Frau, und zugleich auch einer von Johanna's ersten Reisegefährten den Bruder Johann Pasquerel kennen, vom Orden der Einsiedler des heiligen

Augustin, damals Lector in einem Kloster zu Tours. Beide ahnten sogleich, in ihm den rechten Beichtvater für Johanna aufgefunden zu haben, und ließen nicht ab, bis er sie nach Chinon begleitete.

Dort aber hatte der König den begeisterten Bitten der kriegerischen Jungfrau nicht länger widerstehn können, und sie war mit seiner Vergunst nach Tours vorgegangen, um die Bereitung der Zufuhr zu erwarten.

Die Ihrigen führten den frommen Mann ihr nach, wo sie abermal in einem anständigen Bürgerhause wohnte. Als jene ihr den Geistlichen vorstellten, sprachen sie: „Johanna, wir geleiten diesen guten Vater zu Euch. Wenn Ihr ihn recht kennen lernt, werdet Ihr ihn sehr liebgewinnen.“ — Das Mägblein hatte schon sonst von ihm vernommen, freute sich, ihn in ihrer Nähe zu behalten, und erklärte, sie wolle nächsten Morgens ihm die Beichte ablegen. Das geschah zu Bruder Pasquerels großer Erbauung, worauf er zum Erstenmale die Messe vor ihr sang. Seit diesem Tage ist er nie von ihr gewichen.

König Karl sorgte derweil für der jungen

Kriegerin äußere Sicherheit, und ließ ihr — man weiß nicht, ob zu Chinon oder zu Tours — eine vollständige Rüstung anfertigen, ihrer kräftigen aber zarten Gestalt kunstreich angemessen.

In diesen Tagen erklärte Johanna, ihre Stimmen hätten ihr offenbaret, wie am Altar der heiligen Katharinenkirche zu Fierbois ein Schwerdt begraben liege, mit fünf Kreuzen bezeichnet. Das müsse sie führen. Sie bat die Väter dieses Gotteshauses durch einen Brief, es möge ihnen gefallen, ihr die Waffe zukommen zu lassen. Ob selbige vor oder hinter dem Altare liege, erinnere sie aus ihren Visionen sich nicht mehr genau; doch glaube sie: hinter dem Altar. Andre bezeichnende Umstände gab sie sehr richtig an. Ein Waffenschmied aus Tours ging mit dem Briefe nach Fierbois ab, und man schlug an heiliger Stätte nach dem räthselhaften Schatze ein. Bald fand er sich. Zwar war die Klinge mit Rost bedeckt, aber nur kaum aus dem Erdgrunde hervorgezogen und von den anwesenden Geistlichen etwas abgerieben, leuchtete sie bald im erneuerten Glanze, und offenbarte die fünf Kreuze. Die Mönche von Sanct

Katharina ließen dazu eine rothe Sammtscheide anfertigen, mit Lilien übersäet, und die Bürgerschaft einen Ueberzug von Goldstoff. Johanna legte die ihr übersandte Pracht nach ihrer gewöhnlich einfachen Weise still bei Seite, und begnügte sich, die theure Waffe durch eine sehr starke Lederscheide zu bewahren.

Nun bestellte sie sich auch eine Fahne, folgendermaaßen gestaltet: auf weißem Felde, — aus einer Art von Leinwandt, damals Boucassin geheißen, und mit Seidenfranzen geschmückt, — von Lilien durchwoben, sahe man den Erlöser aller Menschen, auf seinem Richterthron in den Wolken des Himmels sitzend, einen Weltglobus in der Hand. Rechts und links zwei anbetende Engel, Einer von ihnen eine Lilie haltend, über welche der Heiland die seegnende Rechte ausstreckte. Zur Seite las man die Worte: Jhesus Maria. Auf des Königs dringend wiederholte Fragen, wie sie zu dem Gedanken an dieses Banner komme, antwortete sie nur zögernd; etwa wie Jemand, der ungern ein liebes Geheimniß mit einem Andern theilen möchte. Jedoch der Pflicht gegen ihren Landesherren sich beugend, erklärte sie, ihre bei-

den Heiligen, Katharina und Margaretha hätten es ihr also geboten, und dann hinzugefügt:

„Empfang' Dein Banner von dem Himmelskönig, und trag' es muthiglich!"

Wo es ihr irgend möglich war, trug sie stets ihre Fahne selbst, und wenn man sie über das Warum befragte, — da doch die Heeresfürsten, in deren Reihe der König sie gestellt hatte, — dergleichen bis zu außerordentlichen Ereignissen ihren Bannerträgern überließen, pflegte sie zu erwiedern: „es ist, weil ich mein Schwerdt nicht zum Kampfe schwingen und Niemanden damit durchbohren möchte." Dieselbe Erklärung gab sie späterhin ihren feindlichen Richtern. — Man wird im Verfolge dieser Geschichten sehen, wie genau Johanna auch hierin Wort hielt, sich ihres Schwerdtes nur in der alleräußersten Noth bedienend, und selbst mitten im Gedränge die Feinde lieber mit Lanzenstößen fern von sich hielt *), oder die näher an-

*) Vermuthlich mit Stößen des Banners selbst; denn welcher Kampfeskundige mag wähnen,

laufenden mit einer kleinen Streitart, die ihr stets am Gürtel hing, zurücktrieb. —

Als Johanna sich in Chinon vom Könige beurlaubte, ließ sie ihm die Weissagung zurück, bei'm Entsatze von Orleans müsse sie bluten, aber das werde sie nicht in ihrer Wirksamkeit hemmen, sich dabei, wie gewöhnlich auf die Offenbarungen ihrer zwei Heiligen berufend.

Daß nicht etwa die Sage — schwachen Poeten ähnlich — die Prophezeihung hinter dem schon bekannten Fakto dreingeschickt habe, beweist der in der Königl. Französischen Bibliothek befindliche und authentisch beglaubigte Auszug eines Briefes vom 23. April 1429, worin ein Flamändischer Edelmann, Herr von Rotslaer, von Lyon aus, Bericht über die auftauchenden Wunder jener Zeit an einige Räthe des Herzogs von Brabant erstattet, und zwar nicht nur von der Lothringischen Jungfrau handelnd, sondern auch von ihrer ausdrücklichen Vorhersagung, bei Orleans müsse ein Pfeil sie treffen, aber nicht mit tödtlicher Wunde. — Die

---

sie hätte, vorzüglich zu Roß, Speer und Banner auf Einmal schwingen können! —

Jungfrau ward aber am 6ten Mai verwundet, also erst in der dritten Woche nach jenem Bericht. —

Uebrigens waren die Gemüther der Zeit durch seltsam wunderbare Gestaltungen der Reiche und Völker hinlänglich für die Aufnahme alles Außerordentlichen gestimmt. Ja, viele der frommen Menschen ahneten unter der Weltgeschichte furchtbaren Verwandlungen bereits das unmittelbare Annahen des Tages der Tage; — des Letzten, wo die Zeit verrinnen wird in die Ewigkeit, und das unwiderrufliche Wort über alle Welt hinrollet: „Siehe! Es ist geschehen!" —

Lasset uns einen Blick auf den damaligen Zustand der Lande werfen.

Das durch Gottfried von Bouillon eroberte heilige Grab war wiederum in der Ungläubigen Händen, der sarzenische Halbmond darüber funkelnd statt des heiligen Kreuzes, das Christenthum aus Asien verjagt oder doch tief in den Staub getreten. —

Fast schon erlag das Griechische Kaiserthum vor Türkischen Säbeln, büßend die mistrauische Halbheit, mit welcher früherhin Alexius Kom-

nenus und seine Thronfolger den Kreuzfahrern noch weit mehr wirkliche Hemmungen als scheinbare Hülfserbietungen zu leisten bedacht waren. —

Seit lange durchzog Europa mannigfacher Bürgerkrieg, noch jüngst in England einen altedlen Königsstamm vom Throne schmetternd. —

In Frankreich aber vollends hatte sich die Mutter gegen den Sohn erklärt, unnatürlich, ihrer eignen Schmach nicht achtend, wenn es ihr nur gelinge, ihres Kindes Thronfolgerecht in Zweifel zu bringen. —

Nicht minder gegen Menschengefühl und Menschensitte empörte sich That auf That, die man durch den wüthenden Partheihaß dieses zerrissenen Volkes, Gräuel mit Gräueln überbietend, losbrechen sah. —

Und die Natur selbst, wie durch den Wahnsinn der Menschen fortgerissen, schien mit einzustimmen in den allgemeinen, von sichtbaren und unsichtbaren Furien aufgeführten Verderbensreigen. Die Erscheinung ungeheurer Misgeburten hauchte Schrecken durch die in Miswachs und Hungersnoth jammernden Gauen. Drüber sah ein fast immer gewitternder Him-

mel herein, selbst noch zu den ungewöhnlichsten Jahreszeiten mit Blitzen und Donnern dräuend.

Busse predigend, zog am 8. April 1429 ein Barfüßermönch, Bruder Richard mit Namen, zu Paris ein, und nahm sich seines Berufes gar gewaltiglich an, die Einwohner alles Standes, Alters und Geschlechtes mit sieghaft-strengem Eifer an sich herziehend. Am 16ten April hielt er seinen ersten öffentlichen Vortrag in der Kirche zur heiligen Genovefa, und predigte dann in der Kirche zu den unschuldigen Kindlein die nächsten acht Tage hintereinander weiter, etwa um fünf Uhr in der Frühe beginnend, und nie vor Zehn bis Elf Uhr gegen Mittag endend. Fünf- bis Sechstausend Menschen pflegten sich zu seiner Predigt zu drängen, die er deshalb von einem besonders erhöhetem Gerüste herunter sprach.

Am Tage des heiligen Markus hatte Bruder Richard in Klein-Boulogne — einem unfern von Saint Cloud gelegnen Dorfe — gepredigt, und die Zuhörer kehrten so erschüttert nach Paris zurück, daß in drei oder vier Stunden sich wohl mehr denn hundert flammende Holzstöße erhoben, wohinein die Männer Spiel-

tische und Spielbretter schleuderten, und Spielkarten und Bälle und Billards, und was nur irgend sonst der verderblichen Spielwuth Anlaß geben mochte. Und die Frauen verbrannten eben so ämsig — dieses Tages, und auch am nächstfolgenden noch — ihren falschen Lockenschmuck, und die Kissen, welche sie zu Dessen Erhöhung zwischen die Haare zu schieben pflegten, und was es ähnlicher Eitelkeiten sonst noch gab. Desgleichen entsagten die edlen Damen ihren hohen Hauben und langen Schleppen und allem Uebermuth und Pomp. Auch dem kindisch verderblichen Aberglauben, der durch magische Heimlichkeiten — Mandragorawurzeln, Alraune und ähnliche Träume — sich ein sorgenfreies Erdenleben zu bereiten hoffte, rang Bruder Richard siegreich entgegen, und offenbarte seinen Zuhörern den gräßlichen Zusammenhang zwischen dem Albernen und dem Bösen, der sündhaften Wünsche Lust, und den Gräueln der Hölle mit heilsam erschütternden Worten.

Dazwischen brachte er aber auch manch wunderliche, theils wohl gänzlich misverstandne, theils doch allzuleichtgläubig aufgefaßte Kunde

mit aus den Reisefahrten, die er in Palästina und Syrien angestellt hatte.

Als er zum Lehtenmal in Paris predigte, verkündete er für das nächstfolgende Jahr (1430) große Wunder, und berief sich dabei noch auf zwei andre fromme Meister jener Zeit, worauf er seine Gemeinde mit Thränen der Liebe entließ, und von ihr mit Thränen der Liebe entlassen ward.

Er stehe hier: nicht nur als ein verkündigender Bote der Jungfrau, nicht nur als Einer, berufen, noch künftig in diese Geschichten mit einzugreifen; sondern auch als eine Art von Gegenbild Johanna's:

Seine Predigt mit Seltsamlichkeiten, Anmaaßungen und Irrungen durchwoben; —

Johanna's unendlich schöner verklärte Erscheinung allerwärts demüthig, heiter und mild.

Der Herzog von Alençon betrieb derweile zu Blois nach Kräften eifrig die Ausrüstung der für Orleans bestimmten Zufuhr, und fand dorten bereits andre Herrn und Ritter im selbigen Auftrage vor, unter welchen Herr Am-

brosius von Lore vorzüglich bedeutend erscheint. Vorräthe und Geleitstruppen waren beisammen; aber es fehlte an Geld zum damals allgemein üblichen Zahlungsvorschuß für die Söldner. Eine Bedingung, die bei derzeitiger Art der Kriegsführung nicht unbillig erscheint. Von Naturalverpflegung in unserm Sinne des Wortes war die Rede noch nicht, und an einen Vorschuß von Seiten des Söldners konnte man doch wohl nicht entfernt Anspruch machen wollen. Auch für die bereits den Transport zusammen gebrachten Lieferungen wollte kein Eigenthümer ohne baares Geld aus den Händen lassen. Wir sahen ja schon früher, wie schlecht es damals um die sogenannten Finanzen des Königs von Frankreich stand. Auch, als der Herzog von Alençon selbst zum Könige eilte, ihn um schnelle Bezahlung zu bitten, falls nicht das ganze Unternehmen scheitern solle, erweckte er zu Anfang damit weit mehr sorgliche Unruhe am Königl. Hofhalt, als irgend Hoffnung zur Unterstützung des ihm aufgetragenen Werkes. Endlich aber wußte man dennoch Geld aufzubringen, und bei dieser Gelegenheit wurden auch Johanna's frühere Begleiter für die

Unkosten, welche ihnen der Aufenthalt zu Chinon durch königlichen Befehl auferlegt hatte, mit entschädigt.

Man sieht: der freundliche König Karl VII. gab und zahlte von Herzen gern, so bald er sich nur irgend zum Geben oder Zahlen in leidlichem Stande sah.

Am 24. April 1429 brach Johanna aus Tours auf, und zog nach Blois, mit ihr der Erzbischof von Reims, Kanzler des Königreichs, wie auch der Oberhofmeister des Königs, Herr von Gaucourt. Ihr Gefolg ritt ihr nach, und Johanna begehrte wiederholt von ihrem Beichtiger, dem ehrwürdigen Johann Pasquezel, daß er hinfort doch ja gewiß stät ausharre bei ihr in seinem heiligen Amt. Er verhieß ihr das freudiglich.

Die Marschälle von Rayz *) und Saintes Sévere und noch Andre, welche unter ihnen den kühnen Zug stützen sollten, fanden sich zu Blois ein. Auch der tapfre La Hire, früher durch Clermonts unüberlegtes Wegziehen von Orle-

*) Vermuthlich das späterhin unter der Orthographie: Retz bekannte edle Geschlecht.

aus fortgerissen, eilte auf die erste Kunde dieses Rettungskampfes herbei.

Alle Kriegsfürsten und Hauptleute waren durch Königlichen Befehl angewiesen, nichts ohne den Beirath und Willen der Jungfrau zu unternehmen. Dennoch zeigten die gemeinen Krieger, selbst Die, welche Johannen schon von Tours nach Blois geleitet hatten, nicht das mindeste Vertrauen zu ihr.

Das Mägdlein schien deshalb nicht bekümmert, oder vielmehr: es beachtete dergleichen wohl gar nicht. Wußte Johanna doch, im rechten Augenblick, wo es zu Gottes Ehre gereiche, werde auch Gott ihr die Herzen der Menschen erschließen.

Während der drei Tage, die sie noch in Blois bis zu vollendeter Anordnung der Zufuhr verweilen mußte, blieb sie ganz still, die Nothwendigkeit der Zögerung anerkennend, und sich indessen an das Tragen der ihr von ihrem Könige geschenkten Waffenrüstung gewöhnend.

Auch ordnete sie an, daß eine bestimmte Anzahl von Geistlichen den Zug begleite. Ihrem Beichtvater gab sie eine Fahne, worauf der HErr am Kreuze dargestellt war, zum hei-

ligen Sammlungszeichen für dieses fromme Geschwader.

Sobald das geistliche Banner bereit war, ließ Johanna am Morgen und Abende jeglichen Tages die Priester der Stadt durch ihren Beichtvater darum herberufen. Dann stimmte man Psalmen und andre schöne geistliche Lieder mitsammen an, und knieend unter den Knieenden ergoß Johanna unhörbar zwischen den geweiheten Chören ihr brünstiges Gebet.

Niemanden nahm sie in ihren eignen Heerhaufen an, wenn er nicht selbigen Tages seine Beichte abgelegt hatte. Auch bat sie ihre Kriegsleute, ins künftige nimmer von dieser holden Gewohnheit abzulassen, denn eine heilige Schaar um sich her zu versammeln, seie sie berufen. Die mitziehenden Priester mußten sich für jegliche Stunde zum Empfang der Beichte bereit halten. —

Während dessen hatte jener tapfre Hauptmann von Chateaudun: Florenz oder Florentin d'Illiers, — uns schon früher erinnerlich, — einem erneueten Königlichen Ausrufe ritterlich gnügend, den Adel des Landes zu frischer Waffenlust aufgeregt, und trabte nun mit einem

ganz beträchtlichem Hülfsgeschwader in das Lager ein.

Darunter befanden sich auch einige — man weiß nicht durch welche Zufälligkeiten früher von der Stadt abgedrängte — wackre Bürger aus Orleans, und er selbst zeigte sich so vertraut mit der Lage der Dinge dort, und mit der äußern und innern Oertlichkeit des Platzes, daß man ihm alsbald den ehrenvollen Auftrag gab, mit seinen erlesenen Reitern vorläufig in die Stadt zu brechen.

Frisch nahm er's an, saß sogleich auf, und sprengte an der Spitze von etwa vierhundert Reisigen mitten durch die Schanzen der Engländer in die Thore von Orleans, die nahe Ankunft der Jungfrau verkündend. Ein Bruder La Hire's hatte sich diesem freudigem und freudebringendem Geschwader zugesellt, und ein parr leichtere Glücksvögel waren ihm schon früher flink vorangeflogen. Man ermißt aber, wie die Erscheinung einer solchen Schaar unter einem solchen Ritter das Vertrauen auf die nahende Morgenröthe eines wundersamen Glückes erhöhen mochte. Es bedurfte dessen. Die Noth

Donnerstags, am 28. April 1429.

war am höchsten. Und also — setzt ein heiliges Buch hinzu — die Hülfe am nächsten. —

Selbigen Tages schwärmten die Engländer kühn vor Orleans herum. Aus der Stadt brachen rasch Soldaten und Bürger, streckten Manche der Gegner in den Sand, und wurden nur durch das Geschützfeuer aus den engländischen Basteien und Bollwerken wieder zum Rückzuge genöthigt. —

Johanna, der Warnung ihrer Stimmen eingedenk, bevor sie die Engländer angreife, müsse sie die Heerführer erst mahnen, in Frieden von hinnen zu ziehn, sandte einen Herold mit einem Schreiben an die Hauptleute der Belagerung. Vermuthlich war es Dasselbe, welches sie schon früherhin dem Johann Erault in die Feder sagen wollte, nur durch äußere Störung in ihrem ernsten Werk unterbrochen. Der Anfang lautet fast ganz, wie Jener. Späterhin, vor ihren feindlichen Richtern, hat sie erklärt, Niemand sei ihr bei dem Entwurf dieser Urkunde behülflich gewesen, doch beklagte sie sich über Verfälschung einzelner Stellen darin.

Der merkwürdige Zuruf der Hirtin an die

siegprangenden Heeresfürsten lautet folgendergestalt:

„Jhesus Maria.“

„König von England, und Ihr, Herzog von Bedford, der Ihr Euch einen Regenten von Frankreich nennen lasset; — Ihr, Wilhelm de la Poule (Poole), Graf von Sulford (Suffolck), Johann, Herr von Talebot (Talbot), und Ihr, Thomas, Herr von Scales, die Ihr Euch Statthalter des erwähnten Herzogs von Bedford nennen lasset:“

„Thuet Sein Recht dem Könige des Himmels.“

„Der jetzt von Gott, dem Könige des Himmels, gesendeten Jungfrau gebet heraus die Schlüssel all der guten Städte, welche Ihr in Frankreich eingenommen und überwältiget habt. Denn die Jungfrau ist gekommen, im Namen Gottes das Königliche Blut wieder zu erhöhen. Sie ist gern bereit, Euch den Frieden zu entbieten, dafern Ihr das Recht ihr entbieten wollet, so wie es Frankreich Euch auferlegen wird, welchem Ihr vergüten möget, was Ihr ihm schuldet.“

„Und Ihr allzumal: Bogenschützen, Kriegs-

genossen, Edle und Andre, die Ihr vor der Stadt Orleans gelagert seid, machet Euch mit Gott von hinnen fort in Euer Land; und wenn Ihr dem nicht also thut, so erwartet neue Kunde von der Jungfrau, die binnen Kurzem kommen wird, Euch heimzusuchen zu Eurem großen Schaden."

„Und, König von England, wenn Ihr dem Euch nicht fügt, so bin ich Kriegshauptmann*), und wo ich irgend Eure Leute in Frankreich antreffe, werde ich sie hinausschaffen, mögen sie wollen oder nicht. Wenn sie nicht nachgeben, muß ich sie Alle umbringen lassen. Ich bin hierher von Gott, dem Könige des Himmels, gesendet, um Euch aus ganz Frankreich zu verdrängen. Wer aber nachgeben wird, den werd' ich in Frieden annehmen. Und bestehet nicht auf Eurem Willen. Denn Ihr werdet nie von Gott, dem Könige des Himmels, dem Sohne der heiligen Maria, dies Königreich empfahen; vielmehr wird es König Karl als ächter Erbe empfahen. Denn Gott, der König

*) Johanna erklärte nachher, sie habe sich nicht Kriegshauptmann genannt.

des Himmels, gebeut es also, und hat es durch die Jungfrau ihm offenbaret. Welcher wird einziehen zu Paris in wackrer Genossenschaft."

„Wollt Ihr aber den Kunden von Gott und der Jungfrau nicht glauben, so wisset:"

„Wo wir Euch in Frankreich antreffen, wollen wir einbrechen auf Euch, und ein solches Ach und Weh anrichten, daß dergleichen seit tausend Jahren in Frankzeich nicht gewesen ist; dafern Ihr uns nehmlich unser Recht verweigert."

„Und glaubt zuversichtlich: der HErr des Himmels wird der Jungfrau weit mehr Kraft verleihen, als Ihr vermöchtet aus all' Euern Waffenstürmen ihr und ihren guten Kriegsmännern entgegen zu führen. Und bis zum Aufgange und zum Niedergange soll man erfahren, ob irgend Jemand mehr vermöge, als der König des Himmels."

„Ihr, Herzog von Bedford, die Jungfrau bittet Euch und heischt von Euch, daß Ihr nicht die mindeste Verheerung mehr zulaßt. Wenn Ihr Euch ihrem Rechte fügen wollt, könnet Ihr noch in ihre Genossenschaft gelangen, wo alsdann die Franzosen die schönste Waffenthat

vollbringen werden, welche noch je für die Christenheit gelungen ist *).“

„Und sendet Antwort, wenn Ihr deren friedliche zu ertheilen gedenket, nach der Stadt Orleans. Und wenn Ihr dem nicht also thut, so möget Ihr Eures großen Nachtheils binnen Kurzem eingedenk werden.“

„Geschrieben Sonnabend in der heiligen Woche.“ (Am 26. März 1428.)

Drittes Buch.

Von der Abreise Johanna's nach Orleans, bis zur Befreiung der Stadt.

Die nach Orleans bestimmte Zufuhr brach auf, unter einer Bedeckung, welche ein Burgundischer Chronist auf Siebentausend Mann bestimmt. Vermuthlich aber ist diese Zahl um wenigstens Funfzehnhundert Mann zu hoch angegeben. Johanna, die Marschälle Sainte-Sévere und von Rayz, sammt den andern uns

Mittwoch, am 27. April 1429.

*) Ohne Zweifel Hindeutung auf einen Kreuzzug.

in dieser Kampfesgegend bekannten Helden, ritten an der Unternehmung Spitze, während sie mit dem in Orleans Stand haltendem Dunois Verkehr zu unterhalten wußten. Einsam trauernd blieb der muthige Herzog von Alençon aus den vorrückenden Schaaren zurück. Sein ungeheures Lösgeld — wie sehr er sich auch beeilte, es durch Verpfändung und Verkauf seines Eigenthumes zusammen zu bringen, — war noch immer nicht gezahlt, und also erlaubte ihm sein dagegen verpfändetes Ritterwort auch nicht, die Waffen gegen England zu heben.

Fröhlich ging der Zug in den Frühling hinein, durch diese Lande, die Gärten Frankreichs geheißen, reich und anmuthig erblühend, vorzüglich an üppigen Rosenlauben und Rosenhainen, zwischen welchen sich liebliche Bäche ergehn, während Wälder und blühende Obstgärten von den lustigsten Gesängen mannigfacher Vöglein wiederhallten.

Für eine zartgestimmte Seele giebt es wohl keine begeisterndere Bahn, um in Tod oder Sieg zu wallen, als eine Frühlingsfahrt. Und die Erfahrung hat schon vielfach gelehrt, daß auch rohere Kriegergemüther sich wie unbewußt

ergriffen zeigen von der edlen Lieblichkeit solcher anmuthigen Grüße aus einer ihnen sonst beinahe völlig unverstandenen Welt herüber.

Wie seelig wärest nun vollends Du, Johanna, auf dieser ersten blühenden Kriegesbahn den längst ersehnten großen Tagen entgegengezogen, hätte sich nicht schon wieder das beliebte Besserwissen, ja: das Einzig- und Alleinwissen eines beschränkt klügelnden Verstandes den Ahnungen hoher Begeisterung entgegengestellt.

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!"

sang mit schmerzenvollem Recht Johanna's deutscher Sänger, noch eh' er Johannen selbst besang. —

Hier kam es darauf an, entweder der wunderbaren Erscheinung zu vertrauen, oder seiner eignen Klugheit. Da galt kein Drittes. Aber die Mehrzahl der Menschen hat räthselhafte Lust an einem Gemenge von Vertrauen und Zweifel, von Schwarz und Weiß, von Ja und Nein, worunter die eigne Klugheit mitspielen kann, ohne dennoch die Verantwortlichkeit wegen des Ausganges geradehin auf sich zu nehmen.

Betrachtet doch nur die Art, wie die mehrsten Kranken sich dem Arzte vertrauen. — „Es ist ein ganz geschickter Mann," — heißt es, — „und ich will ihm wohl auch den Willen thun, insofern er ein graduirter Doctor ist. Aber in vielen Dingen hat er doch seine irrigen Ansichten, und auch wohl in der Hauptsache gar. Ich werde also noch ein paar Mittelchen dazumischen, ohne daß er's merkt, und die seinigen in etwas vrrminderter Dosis gebrauchen. Und gewißlich: dann haben wir die rechte Mittelstraße gefunden, und Alles geht vortrefflich." —

Und das heißt dann keine Verantwortlichkeit wegen des Ausganges auf sich genommen!

Johanna bestand entschieden darauf, durch die Beauce anzurücken, um vor Orleans von derjenigen Seite einzutreffen, wo die Angreifer ihre Hauptmacht beisammen hielten, wie denn jeder wahrhaft weise und muthige Feldherr gern den kräftigsten und beherrschendsten Punkt einer feindlichen Stellung gleich mit noch ganz frischen Kräften anfaßt. Aber das schien hier den übrigen Hauptleuten ein übermäßiges Wagestück, und selbst der Heldenjüngling Dunois stimmte diesmal von Orleans

herüber nicht nur in die Bedenklichkeiten der Andern, sondern verwarf auch, nach seiner kecken Weise, die Wahl jenes Angriffpunktes ganz und gar. Wohl mit einigem scheinbarem Recht, wenn das Einbringen der Zufuhr die wesentliche und einzige Absicht des Unternehmens bilden sollte. Aber man erinnere sich, daß der Jungfrau dieses beschränkte Ziel nur ganz wider ihren Willen gestellt war, und also der Geist in ihr seine Fittige unerlaßlicherweise fort und fort darüber hinausschwang. Nicht die einstweilige Verproviantirung der Stadt mit so und so vielen Rationen und Portionen, — nein, der völlige Entsatz von Orleans, umringt von all' den strahlenden Erfolgen, die er nach sich ziehen sollte und mußte, schwebte vor ihrer gottbegeisterten Seele. Sie bestand unerschütterlich auf den Zug durch die Beauce.

Nun war unter den Klugen guter Rath ziemlich theuer, indem der Königliche Befehl ausdrücklich erheischte, der Jungfrau in allen Dingen zu gehorchen. Man vermeinte denn also, das Rechte zu thun, wenn man Johannen, bei ihrer Unbekanntschaft mit der Gegend, vorspiegle, man erfülle ihre Winke, und sie

dennoch unmerklicherweise, statt durch die Beance, durch die Sologne führe; so gleichsam etwas hinter das Licht. —

Warum das dem Mägdlein nicht von ihren Stimmen alsbald offenbart wurde? — Wer mag dem Strome göttlicher Offenbarungen gebieten, oder auch nur dem Warum nachforschen, wenn er bald reichlich den Begeisterten durchquillt, bald wieder sich von ihm wendet, ihn für eine Zeitlang seiner eigenen Erwägung überlassend. Das ist die Führung aller ächten Propheten gewesen, und jedes erkorne Werkzeug dieser Gattung hat sich stets demüthig darin ergeben, nicht allwissend zu sein, sondern nur bisweilen des Allwissenden schmerzvoll seeliges Organ, nach Dessen geheimnißreichem Wohlgefallen. —

Johanna ließ vor dem Abmarsch alles unnütze Gepäck und alle frechen Weibespersonen aus dem Lager fortschaffen. Dann gebot sie ihrer Priesterschaar, dem Zuge voranzuwallen. Die frommen Männer gehorchten ohne Bedenken, und stimmten fort und fort heilige Gesänge an; vorzüglich den begeisternden Hymnus: „*Veni, Creator Spiritus!*“ dessen Ue-

bersetzung, wie in dem schätzbaren Werke, nach welchem wir arbeiten, so auch hier eine passende Stelle finden mag:

„Komm, o Du schaffender Geist!
Komm, und mach Wohnung bei Denen,
Welche sich rühmen als Dein,
Und erfülle mit Gnaden
Die Herzen, gebildet durch Dich!
Du, der uns vertritt
Vor der ewigen Gerechtigkeit Stuhl!
Du, Gabe des Allerhöchsten,
Hoher Brunnquell des Lebens,
Heilige Gluth des Erbarmens,
Himmlische Salbung, dem HErrn uns weihend!
Du, der unter Sieben
Geheimnißtiefen Gestaltungen
Des Gerechten Belohnung bist!
Du, mächtiger Finger
An Gottes Hand!
Seiner Verheißungen
Erstling Du und Verkünder,
Der Seine Wunder offenbart,
Und würdiglich singest sein Lob!
Strahl', o himmlisches Licht,

In unserer Sinne trübliche Nächte!
Geuß aus die himmlische Liebe
Durch unsre Herzen!
Erhalte diesen gebrechlichen Leib
Durch Deine belebende Kraft!
Fern treibe von uns den Feind,
Und gieb uns Deinen Frieden!
Sei unser Führer Du Selbst,
Uns lösend aus den Gefahren, die uns umdräuen!
Werde durch Dich uns kund.
Der Vater, und der Sohn, und Du Selbst,
Beider Einiger Geist!
Erweis' auch Heute Deine Macht,
Auf daß wir durch alle Jahrhunderte glauben an Dich!

Ehre dem Vater!
Ehre dem Sohne!
Ehre Dir, Heiliger Geist!
Dessen göttlicher Hauch die Herzen durchweht,
Mit heiliger Flamm' und himmlischen Lichtern sie füllt!
Auf's Neue wirst Du senden,
Deinen schaffenden Geist, o mein Gott!
Und erneuen wirst Du das Antlitz der Erde dereinst! —

Das kleine Heer übernachtete am 27. April im freien Felde; eben so nach fortgesetztem Zuge am 28. Johanna ließ sich's nicht nehmen, in ihren Waffen zu schlafen. Zwar befand sie sich unwohl darnach, aber man vernimmt nicht, daß sie deshalb sich eine bequemere Ruhe vergönnt hätte. Vielfach und mit begeistertem Wesen ermahnte sie die Kriegsleute, zu beichten, und ihr Vertrauen auf den HErrn zu setzen. So sie in Gottes Gnade ständen, werde ihnen Gottes Hülfe den Sieg verleihen.

Und mehr und mehr erhub sich ein bewunderndes Gefühl für die reine Erscheinung und ein kräftiges Zutrauen zu ihr in den Seelen der staunenden Krieger; zugleich aber auch ein weit höheres Gefühl, und ein höheres Vertrauen. Die Mehrzahl der Schaar begehrte zu beichten, während Johanna mitten unter den Eisenmännern das heilige Mahl empfing; der lichtblaue Frühlingshimmel lächelte klar herein über die ernstseelige Feier, und fröhlich grünte das Gefilde umher.

Am 3ten Tage des Zuges gelangte man in die Nähe von Orleans, und vom hohen Abhange über dem Laufe des Loiret, konnte Johanna zum

Freitags, am 29. April 1429.

erstenmal das längstersehnte Orleans erblicken, noch immer feierlich schön aus verwüsteten Feldern und berennenden Schaaren am grünen Loireufer emporragend. Doch ernster Unwille und tiefer Schmerz ergriff die Jungfrau, als sie nun wahrnahm, sie sei, statt auf das rechte, auf das linke Loireufer misleitet worden. — Doch schwieg sie für jetzt noch, still in sich erwägend, wie Schlimmes wieder in Gutes umzuwandeln sei. —

Für jetzt zog die Zufuhr und deren kleines Bedeckungsheer — die Schaar der Priester noch immer voran — durch das zwischen dem Loiret und dem Hauptflusse gelegene Loirethal, und gelangte an das Stromesufer. Dort lag eine Bastei, welche die Engländer auf den Trümmern der ehemaligen Kirche Saint-Jean le Blanc aufgeführt hatten, um so den einzigen, von Orleans hier möglichen Landungsplatz zum Empfang der Lebensmittel zu bestreichen. An allen andern Uferstellen war das Wasser zu seicht für die gehörige Annäherung der Schiffe, oder doch für das Wiederflottwerden beladener Fahrzeuge. Man hätte also die Lasten mit Menschenhänden hineinschleppen müssen, wobei die

Träger bis an den Gürtel in's Wasser gerathen wären, und zwar in solcher Nähe der feindlichen Verschanzung, daß man den Engländischen das Weiße im Auge sehen konnte! — Uebrigens waren die Frachtschiffe der Stadt viel zu groß, um gehörig mit Rudern gelenkt zu werden. Wenn sie also bis auf den angegebnen Ort stromab geschwommen wären, hätte man sie nur durch Segelkraft mit den empfangenen Schätzen wieder stromauf treiben können, und gerade um diese Zeit wehete der Wind durchaus entgegengesetzt.

Also selbst für die bloße Verproviantirung des Platzes, welche den Hauptleuten so ausschließlich am Herzen lag, wäre unendlich leichter gesorgt worden, hätte man jenem Adlergedanken der Jungfrau, am rechten Loireufer feindan zu ziehen, vertrauen, und ihm mit geübten Kriegersinn Gestalt verleihen können.

Wie nun jetzt die versammelten Hauptleute keinen Rath mehr wußten, wollte Johanna die Bastei Saint-Jean le Blanc rasch erstürmen, und so den Fehl in einen Sieg umwandeln, der Stadt einen trefflichen Stützpunkt gewinnend. Aber das schien Allen zu gewagt.

Dunois, befürchtend, die Engländische Uebermacht werde dies Zaudern benutzen, um über Zufuhr und Deckungsgeschwader loszubrechen, — und unbegreiflich bleibt, warum das nicht geschah — eilte mit einigen andern Kriegshauptleuten aus Orleans auf einem leichten Ruderbote die Loire hinüber.

Als er vor Johanna trat, fragte sie ihn: „seid Ihr der Bastard von Orleans?" — „Ja, ich bin's;" erwiederte der Jüngling. „Und ich bin Eurer Ankunft froh." Sie aber fuhr zu fragen fort: „seid Ihr es, der den Rathschlag gab, mich von dieser Seite des Flusses heranzuführen, und nicht gerade nach der Gegend hin, wo Tallebot (Talbot) und seine Engländer stehen? Da wäre die Zufuhr in den Platz gerückt, ohne daß man sie überzuschiffen brauchte." Dunois erwiederte, wie es scheint, nicht ohne Verlegenheit, — denn er fußte sonst nur ungern auf Andre, als auf sich selbst, — er und sonst wohl geschicktere Kriegshauptleute hätten diesen Weg für besser und sichrer gehalten.

Da sprach Johanna: „bei meinem Gott, der Rath Gottes, unsers HErrn, ist geschickter

und sichrer, als der Eure. Mich habt Ihr zu trügen vermeint, und Euch habt Ihr mehr, als mich getrogen. Denn ich führe Euch die beste Hülfe zu, die wohl irgend Wem geboten worden ist: sei es nun Ritterburg oder Stadt. Es ist die Hülfe des Königs der Himmel. Wahrhaftig, meinethalben nicht! Aber sie gehet von Gott Selbst aus, der auf das Flehen des heiligen Ludwig und des heilig großen Karl sich der Stadt Orleans erbarmt hat, und nicht zulassen will, daß die Feinde zugleich den Leib des Herzogs von Orleans innehaben und auch seine Stadt." —

Man hielt Rathsversammlung, und beschloß, den Loirestrom wieder um etwa zwei Stunden weit aufwärts zu ziehen, bis einem Dorfe gegenüber, Checy genannt, welches Dunois besetzt hielt, und wo sich am linken Ufer eine dem Einschiffen der Vorräthe günstige Stromesbucht fand. Nur kam es darauf an, daß ein gänzlich umgesetzter Lufthauch die Schiffe erst da hinauf treibe. Doch dazu ging noch nicht die leiseste Hoffnung auf, und an Laviren der Fahrzeuge war bei dem dürftigen Wasserstande nicht zu denken.

Man war also eigentlich nicht viel getrösteter, als vorher, und geringere Geister, als die der Jungfrau, hätten sich nun wohl durch mancherlei Redensarten, als da sind: „merkt Ihr's nun? — Und wäret Ihr mir gefolgt!“ u. s. w. — Lust zu machen versucht. Ihre stillgroße Seele wußte von Dergleichen nichts. Es lag ihr so unaussprechlich wenig an ihr selbst; es lag ihr so unaussprechlich viel an ihrer Sendung. Sie ermuthigte die Herzen zu freudiglicher Zuversicht. Ja, sie sagte voll klarer Gewißheit vorher, nun werde der ungünstige, eben damals sehr stark sich erhebende Wind umspringen, und die Zufuhr werde in die Stadt gelangen, den übermächtigen Waffenschaaren der Engländer zum Trotz.

Sie sprach es. Und der Wind wendete sich. Und nach der Aussage ihres ehrwürdigen Beichtigers, Johann Pasquerel, schien sogar die Fluth des Stromes anzuschwellen, um die rettenden Schiffe aus der bedroheten Stadt herüber und wieder zurück zu tragen.

Dunois war auf die ersten günstigen Zeichen nach Orleans geeilt, um das Abstoßen der Fahrzeuge unter diesen Umständen zu

beschleunigen, und ihnen die neuerkorne Richtung anzugeben. — Mit ihm war der tapfre Rhodosritter Nikolaus von Giresme. Sie traten dort in Eins der größten Schiffe, und von allen Seiten bot man die Seegel den günstigen Winden, den Strom des Flusses hinan. Ohne Widerstand schiffte man an dem vom Feinde besetzten Landungsplatze und Kirchdorfe Saint-Loup hin, wie nahe auch der jetzige Wasserstand die Fahrzeuge dieser befestigten Stätte vorüber zwang. Sie trafen ungefähr zu gleicher Zeit mit der von der Jungfrau geleiteten Zufuhr in der Gegend des Dorfes Checy ein. Und erst von da an hat Dunois, wie er späterhin selbst gestand, festere Zuversicht für die Verheißungen dieses jungen Mägdleins erfaßt.

Während man die Schiffe belastete, trat Dunois an's Ufer, und bat Johanna von Arc dringend, mit ihm die Loire zu überschiffen, und in Orleans einzuziehen, dessen Bürger ihrer Ankunft mit der gespanntesten Erwartung entgegensahen. Aber es gab nicht Schiffe genug, um die Bedeckung der Zufuhr mit hinein zu bringen, und Johanna äußerte, sie wolle sich nicht von ihren Kriegsgenossen trennen; Die

kämen jetzt aus der Beichte, bußfertig und guten Willens, und müsse man selbige alsbald zur That führen.

Aber man hielt es nicht für klug, die Engländer anzugreifen, bevor man zahlreichere Schaaren gesammelt habe. Unterschiedliche Hauptleute riethen sogar zum Rückzug nach Blois, um durch die dortige Loirebrücke — keine andre zwischen da und Orleans war in Französischer Gewalt — wieder zur Gemeinschaft mit dem rechten Stromesufer zu gelangen. Der Vorschlag ging durch, zu großer Unzufriedenheit Johanna's, welche darin nur ein Verlangen der Anführer sah, sich von dieser Unternehmung loszumachen, um sich inskünftige nie wieder damit zu befassen. Da zog sie es vor, mannigfacher früherer Täuschungen und Hemmungen überdrüssig, sich auf alle Weise lieber selbst in das bedrohte Orleans zu werfen, und jeden Erfolg mit der Besatzung zu theilen. Auf Dunois Vortrag und Bitte hatten die Kriegshauptleute der Bedeckung auch nichts dawider, und Johanna bat ihren Beichtvater, für jetzt bei den rückziehenden Geschwadern zu bleiben, und stets, wie bisher, mit seiner geistlichen Schaar unter

ihrem fliegenden Banner dem Heere voran zu ziehen.

Darauf trat Johanna in Dunois Schiff, ihre Fahne zur Hand, geleitet, außer Dunois selbst, von dem braven La Hire, dem Ritter von Aulon, Ludwig von Contes, und vielen Andern. Nur zweihundert Lanzen bildeten, auf andre Fahrzeuge vertheilt, ihre Bedeckung. Aber auch der edle Marschall von Sainte-Sévere wollte die Jungfrau nicht verlassen, bevor er sie nicht gesichert in Orleans sähe.

Derweil schaffte man die Zufuhr aus den Wagen in die Schiffe, und das konnte um so minder schnell von Statten gehn, als außer den Lebensmitteln sich dabei noch Schießpulver, Geschütz und andre Kriegsbedürfnisse befanden. Es ward also ziemlich spät, ehe die Barken ihre Rückfahrt nach Orleans antreten konnten, worauf denn auch die Bedeckungstruppen, bis dahin zum Schutz der Einschiffung aufgestellt, abschwenkten, und den beschlossenen Rückmarsch nach Blois unter Oberbefehl des Marschall von Rayz und des Ambrosius von Lore antraten.

Während die beladenen Schiffe den Fluß hinabschwammen, versuchte die Besatzung, um

des Feindes Aufmerksamkeit abzulenken, andrerseits einen kühnen Ausfall, wobei es von beiden Seiten Erschlagne, Verwundete und Kriegsgefangne gab. Den Franzosen gelang es, eine Standarte der Engländer sieghaft nach der Stadt mit zurückführen. Während dieser Gefechte kam die Wasserzufuhr, und auch was Johanna mit nach dem Dorfe Checy übergeschifft hatte, — von da an zu Lande, — glücklich und ungestört in die Stadt.

Abends gegen halb Sieben Uhr stieg die Jungfrau selbst zu Pferd, und ritt nach dem westlichen Thore von Orleans zu, mehrere Kriegshauptleute um sich her, ohne daß die Engländer auch nur versucht hätten, ihren Zug zu hemmen.

Das sonst schon angeführte Tagebuch eines Pariser Bürgers — wohl zu merken: von der Burgundischen Parthei, und sonst mit nur allzuherbem Widerwillen gegen die Erfolge Karl VII. durchzuckt, — erzählt den Hergang folgendergestalt:

„Selbiger Zeit erstand, wie man sagt, an den Unfern der Loire eine Jungfrau, welche sich für eine Prophetin ausgab, versichernd, so und

so müsse Alles wahrhaftig ergehen. Und sie war dem Regenten und Dessen Helfern zuwider. Und man sagt, allen Schaaren von Orleans zum Trotz seie sie in die Stadt gezogen mit einer ganzen Schaar von Armagnaken und großem Vorrath von Lebensmitteln. Und die aus der Berennnng sollen sich gar nicht dagegen gerührt haben; vielmehr ließen sie den Zug auf Bogenschußweite ruhig an sich vorübergehn. Und war bis dahin große Theurung an Lebensmitteln in der Stadt gewesen." —

Um acht Uhr Abends erschien die Jungfrau am Stadtthor, von einem weißen Rosse getragen, welche Farbe man damal absonderlich nur zu dem Einritt hoher Fürsten oder andrer gefeierten Personen auswählte; vor ihr her trug man ihre Fahne; zu ihrer Linken ritt der Bastard von Orleans in köstlichreicher Harnischpracht, in ihrem Gefolge viele edle Herren und Ritter und Knappen und Mannen, wie denn auch ein großer Theil der Besatzung und der Bürgerschaft der wunderbaren Erretterin entgegengeströmt war, und sich nun dem feierlichen Zuge anschloß. Andre Kriegsleute und Bürger und viele Frauen walleten jetzt zum

Empfange hervor, Fackeln in den Händen, und erhoben gewaltigen Jubelruf, als sei ein Gottesbote zu ihnen herabgestiegen, all' ihren bisherigen Jammer in Errettungsheil und Wonne umzuwandeln. Männer, Weiber und Kinder, Alles sandte hoffende Liebesblicke nach der holden Verkünderin empor, und Alles drängte sich, sie, oder auch nur ihr weißes Roß, zu berühren. Darüber kam ein Fackelträger dem ihr vorauswehenden Banner zu nahe, und schon hatte die Gluth an dessen Spitze gezündet. Aber Johanna spornte ihr Roß mit ritterlicher Gewandtheit vorwärts, ergriff die Spitze der Fahne, und löschte die aufglühende Flamme. Wappner und Bürger staunten ob der zierlich geübten, ächtritterlichen Sicherheit ihres Benehmens.

Mitten in dem Jubelruf und aller Herrlichkeit, wovon sie sich umgeben sah, zog ihr frommes Herz sie nach der Hauptkirche. Dort, sprach sie, wolle sie vor allen Dingen Gott, ihrem Schöpfer, in tiefster Demuth danken. Die Menge folgte ihr staunend. Mehr und mehr erschien sie den Leuten als ein Engel Gottes, während sie dem wiederholten Jubelruf mit Worten voll süßer Milde entgegnete, und das

Volk ermahnte, all seine Hoffnung auf Gott zu stellen, versichernd, so es Glauben und Vertrauen halte, werde ihm alle Wuth der Feinde nicht schaden.

Von der Kirche geleitete man sie mit großen Ehrenbezeugungen nach der Gegend des Thores Regnart in das zu ihrem Empfang bereitete Haus eines angesehenen Bürgers, Jakob Boucher, welcher Schatzmeister des Herzogs von Orleans war, und dessen Hausfrau für eine der Ehrbarsten des Ortes galt. Dort fand Johanna den freudigsten Empfang, und ließ sich entwaffnen. Zeitgenossen berichten Folgendes:

„Und fürwahr: von Morgen bis gegen Abend hatte sie in voller Rüstung zu Pferde gesessen, ohne abzusteigen, und ohne Genuß von Speis' oder Trank. Man hatte ihr ein schmackhaftes und glänzendes Abendbrod zubereitet; doch sie gebot, nur etwas Wein in eine Silberschaale zu gießen, welchen sie zur Hälfte mit Wasser mischte, und fünf bis sechs Brodbröcklein hineinwarf. Das war Alles, was sie an diesem Tage genoß. Dann legte sie sich in der für sie bereiteten Kammer zur Ruhe, ge-

führt von der Hauswirthin und deren Tochter, welche in selbiger Nacht bei ihr schlief."

Die Geleiter des Mägdleins: Ritter Aulon, ihr Bruder Peter von Arc, Johann von Metz und Bertrand von Poulengy wohnten mit im Hause.

„Und also" — fügt das Tagebuch der Belagerung hinzu — „kam besagte Jungfrau in die Stadt Orleans, am vorletzten Tage des April, im Jahre 1429." —

Als Marschall Sainte-Sévere die Jungfrau in Sicherheit und guter Pflege sah, ritt er wieder von hinnen, die ganze Nacht hindurch, und erreichte glücklich auf dem rechten Flussesufer das Heergeschwader zu Blois.

Am andern Morgen ward Kriegsrath bei Dunois gehalten. Die Jungfrau drang darauf, ohne Säumen die allgemein begeisterten Krieger zu einem Sturm auf die Engländischen Verschanzungen zu führen. La Hire und Florentin d'Illiers stimmten ihr bei. Viele andre Hauptleute jedoch wollten sich durchaus bis zur Ankunft des Heeres ruhig verhalten. Darüber gestaltete sich das Hin- und Wiederreden immer lebhafter, ja endlich heftig sogar, ohne daß

die Jungfrau ihrer inwohnenden Würde als Gottgesandte und der äussern Stellung, auf welche sie das bestimmte Gebot des Königs erhoben hatte, auch nur das Mindeste vergab. Da ergrimmte über Johanna's Widerspruch seiner Ansicht Johann von Gamache, Oberjägermeister von Frankreich, dem es vorkam, als leide der Glanz seines Ritterthumes und seiner Geburt unter dieser Mädchenherrschaft. Er trat vor und sprach:

„Weil es denn nun an Dem ist, Ihr Ritter, daß die Meinung eines Wesens niedrer Herkunft mehr gelten soll, als der Spruch eines Ritters Meinesgleichen, so mag ich mit solcherlei Streit mich nicht mehr befassen. Wo Zeit und Ort es heischt, soll meine Klinge sprechen. Mag sein, daß ich dabei umkomme, und das will ich gern für König und Ehre. Von hier an aber entsag' ich meinem Panier, und will nichts mehr sein, denn ein armer Knapp; — um so lieber, da ich es vorziehe, einem edlen Herrn zu dienen, als einem Weibe, das so oder anders sein mag; ich weiß nicht, wie." —

Darauf faltete er sein Bannerfähnlein zusammen, und übergab es dem Grafen Dunois.

Dieser bemühte sich eifrig, einen so verderbendrohenden Zwiespalt wieder zu heilen, und mit Beihülfe der andern Kriegshauptleute brachte er es dahin, daß die Jungfrau ihre Wange dem Gamache zu einem versöhnenden Kusse hinhielt. Aber weder von seiner noch von ihrer Seite geschah es recht von Herzen. —

Man sammelte Stimmen über die Entscheidung der Hauptfrage, und die abwartende Parthei behielt den Sieg. Um jedoch nicht allzu unthätig zu bleiben, beschloß man, einige Hauptleute nach Blois zu senden, und das Annahen der Entsatzgeschwader zu betreiben, in Verein mit welchen sodann wirklich etwas Tüchtiges ausgeführt werden sollte. Dunois, Aulon und noch einige andre Ritter wurden im Geleit ihrer Reisigen für diese Botschaft auf Morgen bestimmt.

Trübe ging Johanna nach ihrer Wohnung zurück, es schmerzlich bedauernd, daß man nicht alsbald an diesem Tage zum Sturm der Schanzen losgebrochen sei.

La Hire und Florentin d'Illiers theilten dieses Gefühl, und durch die damalige Unabhängigkeit der Ritter im Heergefolg begünstigt,

und berechtigt, machten sie ihrem Unwillen Luft, an der Spitze ihrer Wappner mit fliegenden Standarten durch das Pariser Thor gegen die Schanzen der Belagrer ansprengend, über zwei Bogenschußweiten von der Stadt hinaus. Das Glück war mit ihnen; die Engländer wichen in ihre Pferche zurück, und schon rief man in Orleans nach Holz und Stroh und Feuer, um Gluth und Brand in die feindlichen Quartiere zu schleudern. Aber auch von Engländischer Seite ertönte mächtiges Feldgeschrei, und Alles rannte unter die Waffen, so daß es mit dem Feuerruf in der Stadt bei'm Wollen und Lärmen blieb, und nach blutigem Scharmutziren, wobei die Geschütze aller Gattung stark hinüber und herüber donnerten, die Franzosen ohne wesentlichen Erfolg wieder in die Mauern zurückzogen. —

Johanna hielt sich in dem ihr von höherer Hand vorgeschriebenen Gange, und erkannte es somit als Pflicht, den Engländern noch eine zweite schriftliche Aufforderung zum Abmarsch aus Frankreich in der Güte zu senden. Im Ganzen und Wesentlichen bestand diese Urkunde wohl nur aus einer Wiederholung

der ersten, schon oben angeführten. Die Wappenherolde Ambleville und Guyenne wurden sogleich damit in's Engländische Lager abgefertigt.

Die feindlichen Hauptleute geriethen deshalb in wilden Zorn, und wußten nur Schmäh- und Drohworte zu erwiedern. Ja sie hielten den Einen Herold gewaltsam zurück, und drohten, ihn zu verbrennen, während sie den Andern, Ambleville, heimsandten, auf daß er in Orleans verkünde, was seinem Genossen bevorstehe.

Johanna, ihn erblickend, fragte: „was spricht Talbot?" — Der Herold berichtete alles schon Gesagte, hinzufügend, auch die Jungfrau drohe man zu verbrennen, so man ihrer habhaft werde.

Unerschüttert erwiederte Johanna: „Reuch abermal dorthin, und zweifle keinen Augenblick, daß Du auch Deinen Gefährten wieder mit heimbringen wirst. Und sprich zu Talbot, daß er sich rüste, denn auch ich werde mich rüsten. Dann möge er sich stellen, hier vor der Stadt. Und kann er mich fangen, so lasse er mich auch verbrennen. Wenn aber ich ihn besiege, müsse

er die Belagerung aufgeben und zurückziehen in sein Vaterland." —

Jedoch der Herold Ambleville, schen geworden durch die unedle Behandlung seines Genossen, hielt die Erfüllung des Auftrages noch einstweilen hin, bis Dunois von dem beschlossenen Ritte wieder zurück sein werde. Johanna betrieb das auch weiter nicht; vielmehr ganz beruhigt über das Ergehen des widerrechtlich gefangenen Herolds, sprach sie: „bei meinem Gott, sie werden ihm kein Leides thun." —

Dunois ließ indessen zur Vergeltung einige Engländische Wappenherolde aufgreifen, die sich wegen Lösung unterschiedlicher Gefangnen so eben in der Stadt befanden, und erklärte, sie würden mit ihren Häuptern für des Französischen Herolds Leben bürgen.

Schlimm genug, daß die Engländer jene Verletzung des geweiheten Heroldrechtes begonnen hatten. Dies war bis dahin eine der schönsten und leuchtendsten Fußtapfens des Friedens im Kriege, durch Jahrhunderte lang unverletzt. Jeder Französische Wappenkönig, oder Oberherold, wie man es erläuternd nennen mag, sahe sogar seine Schläfe durch Berührung der

Königlichen Krone geheiligt, und von da an umstrahlte ein Abglanz Königlicher Würde seine Person.

Und nun ein solches Verkennen so erhabner Ansprüche! — Natürlich mußte Johanna diese Verletzung des Waffen- und Völkerrechtes als besonders ihr zugefügte Beleidigung ansehen, da man einen Herold mit ihrer Botschaft als keinen ächten anzuerkennen schien.

Sonnabend am 30. April 1429. Doch blieb sie dabei, noch am Abend desselbigen Tages die Engländer abermal zum Abzug in der Güte aufzufordern. Sie trat auf das Bollwerk zum schönen Kreuz, von wo sich's vernehmlich nach der feindlichen Schanze bei den Tournellen hinüberrufen ließ. Sobald sie erschien, rannten die Engländer neugierig in großer Menge auf die Wälle zusammen. Johanna gebot dem Belagerungsheer, in Gottes Namen von hinnen zu ziehn, ohne daß sie es durch die Waffen zwingen müsse; außerdem — setzte sie hinzu — werde ihnen allzumal Schmach und Unheil daraus erwachsen. — Nach Andern soll sie ihnen sogar zugemuthet haben, sich zu ergeben, ihnen nichts weiter, als die Erhaltung ihres Lebens zusichernd.

Die Feinde antworteten durch schmähende Drohungen, theils gegen die Jungfrau selbst, theils gegen die unter ihrem Befehle Kämpfenden. Als der kühne Waliserhauptmann Glacidas sich leider sogar zu Schimpfworten gegen das Mägdlein erniederte, rief Johanna zurück:

„Siehe, das lügst Du! Und wollend oder nicht, werdet Ihr doch bald von hinnen ziehn. Aber Du wirst es mit Deinen Augen nicht mehr sehen, und auch Viele Deiner Kriegsleute werden zuvor ihr Leben darüber lassen!" — Darauf wandte sie sich rasch zurück, und ging in die Stadt. —

Wie eine Lähmung lag es, seit dieser Aufforderung der Jungfrau über den Engländischen Heerscharen vor Orleans. Kaum wagten sich die sonst so trotzenden, oft bis dahin einer kräftigen Mehrzahl gar lustig in Minderzahl begegnenden Krieger mehr aus ihren Schanzen und Pferchen hervor.

Sonntag, am 1sten Mai 1429.

Diese seltsame Stimmung zeigte sich gleich am nächsten Morgen, wo Dunois, Aulon, und die Andern nach Blois bestimmten Hauptleute aufbrachen, um durch das Belagerungsheer zu sprengen. Johanna ritt geharnischt mit hinaus, den Rei-

sezug zu decken, einige Geschwader in ihrem Gefolge, sich zwischen der Stadt und dem Engländischen Pferch bei Saint-Laurent aufstellend. Die Gegner blieben still, unerachtet ihrer großen Ueberzahl. Erst als man Duneis und seine Geleiter gänzlich aus dem Gesicht verloren hatte, und kein feindlicher Anfall für die wackern Boten mehr zu besorgen stand, wandte Johanna sich wieder nach der Stadt zurück. Doch trieb auf dem Heimritte noch ihr Geist, sich nach den Schanzen der Engländer bei Croix-Morin hinzuwenden, und sie mit lauter Stimme aufzufordern, wie Gestern Jene bei den Tournellen. „Kehret nach England in Gottes Namen zurück!" rief sie aus. „Oder Ihr sollet durch mich in Aergernisse kommen." — Schimpf und Hohn war auch diesmal die Antwort der Gegner. Doch schon mehr sich selbst bemeisternd, sahe die Jungfrau mitleidigen Blickes zu ihnen hinüber, und schied, ohne das Mindeste zu erwiedern.

Bei Johanna's Heimkehr nach Orleans nöthigte sie der Wunsch der Einwohner, die Straßen zu durchziehen, damit Alles ihres An-

blickes froh werde. Man hätte sonst vielleicht die Pforten ihrer Wohnung gesprengt.

Und wie sie das Volk durch ihre edelritterliche Haltung zur Bewunderung zwang, gingen auch die Kunden von ihrer einfach stillen, fromm demüthigen Lebensweise noch weit erquickender durch alle Herzen. Wer sich ihr nahen konnte, fand holden Trost in ihrem Umgange für erlittenen Jammer, und schöpfte gläubig belebte Hoffnung für die Zukunft aus ihren heitern Verheißungsworten, wie sie denn von nichts lieber redete, als von dem Reichthum göttlicher Gnade.

Scheu vor dem Gelärm öffentlichen Beifallrufes, zeigte sie sich nur, wo es zu ihrer großen Angelegenheit unerlaßlich war, der Menge. Sonst weilte sie am liebsten in häuslicher Stille bei andern ehrbaren Frauen, oder in der Kirche, alle Vorschriften ihres Glaubens gewissenhaft befolgend, und auch die Kriegsleute mit liebevollem Eifer dazu ermahnend. Bei sehr Vielen glückte ihr das sanfte Unternehmen, so daß Mancher, dem vorlängst häßliche Fluchworte als schlimme Gewohnheit ei-

nes wilden Lebens auf die Lippe gekommen waren, sich deren fortan gänzlich enthielt.

Der brave La Hire hatte als geborner Gascogner und früh in die Waffen getretner Soldat vorzüglich schwer gegen die sündhafte Unart des Fluchens zu kämpfen, und da er es ehrlich mit der Abschaffung seines Fehlers meinte, fiel es der Jungfrau um so schmerzlicher, ihn schier allaugenblicklich in die thörichte Gewohnheit wieder zurückfallen zu sehn. Sie dachte auf eine unschuldige Betheurung für ihn, und gab ihm auf, nie künftighin anders zu schwören, als bei seinem Stock. Und La Hire ging es ein, und schwur seitdem nie anders, als: „bei meinem Stock!" — wenigstens wenn Johanna von Arc in der Nähe war. —

Montags, am 2ten Mai, ritt die Jungfrau, mit ihr der Admiral Ludwig von Enlan, vor den Verschanzungen der Feinde auf und nieder, deren nähere Verhältnisse zu erkunden. Eine zahllose Menge unbewaffneten Volkes geleitete sie, im liebevollen Vertrauen auf ihre Schützerin, und auch ohne von ihr zurückgewarnt zu werden. Die Engländer hielten sich

hinter ihren Wällen starr und still. Kein einziger Schuß verstörte die Ruhe des Zuges.

Nach vollendetem Beobachtungsritt kehrte Johanna zurück und begab sich alsbald zur Kirche des heiligen Kreuzes, die Abendmesse zu hören. —

In Blois, wo die rückziehenden Schaaren Halt gemacht hatten, ward abermal eine Rathsversammlung beliebt, und zwar unter dem Vorsitz des Erzbischofes von Reims und Kanzlers von Frankreich, Reinald von Chartres, welcher sich bisher noch nie der jungen Weissagerin geneigt erwies. Man fing die Sache wieder so ziemlich vom Ei her zu behandeln an; wenigstens ward als durchaus unentschiedene Frage erwogen, ob man das Ehrenwort der Heerführer, zur Rückkehr nach Orleans an die Jungfrau verpfändet, erfüllen solle oder nicht. Wer weiß, was unter dem Obereinflusse des Kanzlers aus all dem Disputiren geworden wäre! — Da kam glücklicherweise Dunois hinzu, mit Flammenworten den Berathern Gefahr und Schmach des Unterganges der treuen Stadt Orleans vorhaltend. Darauf beschloß man, durch die Beauce vorzurücken, grade — wie es Jo-

hanna schon früher gewollt hatte — auf die Hauptmacht der Engländer los.

Dienstag, am 3ten Mai 1429. Die Armee ging bei Blois auf das rechte Loireufer über, und rückte bis halben Weges gegen Orleans vor. Dort übernachtete man, und zog am folgenden Morgen rasch weiter.

Mittwoch, am 4ten Mai. In der berannten Stadt war man derweil sehr in Sorgen, ob das Heer auch wieder zur Hülfe heranrücken werde, und so auch über das Geschick des den Truppen entgegen geeilten Marschall Sainte-Sévere. Johanna theilte diese Unruhen nicht. „Der Marschall kommt," — sprach sie — „und ich weiß gewiß, ihm wird kein Unheil wiederfahren." —

Bald darauf meldeten Thurmwachen — vielleicht auch einige vorausgesprengte Blänker — das Anrücken des Französischen Heeres von der Abendseite her, seine Richtung zwischen zwei feindlichen Basteien, London und Saint-Laurent genannt, durchnehmend. Sogleich schwang sich die Jungfrau in den Sattel und ritt hinaus, mit ihr Villars, Florenz d'Illiers, La Hire und andre ausgezeichnete Männer, an der Spitze von etwa fünfhundert Kriegsleuten.

Das Hülfsgeschwader brachte Zufuhren für

Orleans mit sich, zu Bourges, Angiers, Tours und Blois durch die treuen Bürgerschaften ausgerüstet, und von Kämpfern aus deren Mitte geleitet, mit Aexten und bleigefüllten Streitkolben rüstig bewehrt.

Aber weder ihrer Kraft, noch des unmittelbaren Beistandes der Jungfrau bedurfte es für Diesesmal. Denn die Gegner — obwohl kampfgerüstet, und in großer Anzahl auf den Wällen ihrer Schanzen versammelt — sahen unthätig zu, wie das verhältnißmäßig geringe Hülfsheer der Franzosen zwischen den Basteien hindurchzog, voran die Priesterschaft aus Blois, Johanna's Kapellan an ihrer Spitze, welcher die Fahne dieser frommen Schaar im Winde wehen ließ, gemessenen Schrittes einherwandelnd, gleich einem Pilgersmann in seines erkornen Zieles feierlich-friedlicher Nähe.

Die Engländer vernahmen ganz deutlich die frommen Gesänge, und konnten die Gesichtszüge der Anführer unterscheiden; — sie blieben regungslos *).

*) Hume — ein Schriftsteller, den man weder als phantastisch, noch als partheiisch wider seine Landsleute anklagen wird — erzählt in

Und so zog Alles unangefochten in die Stadt, voranreitend die Jungfrau, die edelsten Helden Frankreichs um sie her. Lauter Jubelruf empfing sie, und Johanna verkündete den entzückten Einwohnern, nach fünf Tagen werde man keinen einzigen Engländer mehr vor den Mauern sehn.

Suffolk indeß gedachte seinen Leuten Zeit zu gönnen, um sich mit dem Eindruck jener wundersamen Erscheinung vertraut zu machen, und hoffte, wenn das Ausserordentliche nach und nach in's Gewöhnliche oder gar Thorenhafte hinabschwinde, ihre alte siegsvertrauende Fassung wieder zu beleben. Aber wir werden sehen, daß es ihm damit nicht so gelang, wie dem Marius, welcher durch unthätiges Anschauen seine Römer an die schauerlichen Riesengestalten der Cimbern gewöhnte, und die gesunkne Kampfeslust des Heeres neu erweckte. Ein Andres ist es mit dem Bedrohen leiblicher Ge-

---

seiner Geschichte von England den Hergang mit folgenden Worten:

„Ein todtes Schweigen und Staunen herrschte unter diesen Geschwadern, nur jüngst noch erst so siegbeschwingt und so feurig zum Gefecht."

fahr, ein Andres mit der Ahnung übersinnlicher Obmacht. —

Als an dem eben erwähnten Tage Johanna in Gesellschaft des Ritters d'Aulon ihr, wie immer sehr mäßiges Mittagmahl — man begriff kaum, wie sie von so wenigen und einfachen Nahrungsmitteln leben könne, — so eben gehalten hatte, nach damaliger Sitte um zehn Uhr Morgens, stattete ihr Dunois seinen Besuch ab. Unter andern Dingen erzählte er ihr, wie er durch treue Kundschafter vernommen habe, der feindliche Hauptmann Fastolf gedenke in Kurzem wieder das Belagerungsheer mit Geschwadern und Lebensmitteln zu verstärken; ja, er solle bereits durch Janville gezogen sein. Die erste Bewegung der Jungfrau über diese Botschaft war Freude, aus naher Siegeshoffnung erwacht. Doch bald sich erinnernd, wie oft sie schon von den misgläubigen Feldhauptleuten getäuscht und bei der Ausführung großer Thaten gehemmt worden sei, loderte sie plötzlich in bedrohlichen Unwillen auf. Und des ihr vom Könige unbedingt verliehenen Oberbefehls klar bewußt, rief sie erglühend aus: „Bastard! Bastard! Im Namen Gottes befehl'

ich Dir, daß Du bei der ersten Meldung vom Annahen jenes Fastolfs mich sogleich darum wissen lassest. Denn kommt er durch, ohne daß ich's erfahre, so verspreche ich, Dir das Haupt abschlagen zu lassen." — Der sonst so kühnfeurige Dunois betheuerte ganz ehrerbietig, er wolle ihr zweifelsohn Alles zu rechter Zeit melden. — Als er fortgegangen war, lehnte sich Aulon ermüdet auf ein Ruhebett im Gemach. Johanna, zur Seite die Tochter ihrer edlen Wirthin, legte sich auf ein andres Ruhebett zum Schlummer. Aber gleich darauf sprang sie wieder empor, und erweckte Alles mit großem Lärm. „Was ihr begegne?" fragte Ritter Aulon. Da erwiederte sie: „bei Gott, Die mich berathen, heißen mich gegen die Engländer ausrücken. Aber ich weiß nicht: gilt es wider ihre Basteien, oder wider den Fastolf, der ihnen Zufuhr bringen will!" — Selbigen Augenblicks trat ihr Kapellan Bruder Pasquerel, sammt einigen andern zum Besuch kommenden Geistlichen, herein, und Alle hörten das Mägdlein rufen:

„Wo sind sie die mich wappnen sollen? Das Blut meiner Leute rinnt über die Erde!

Bei meinem Gott, das ist nicht wohl gethan. Warum nicht hat man mich früher erweckt? Unsre Leute haben viel vor einer Bastei zu schaffen, und es sind Welche darunter schon wund. Meine Waffen! Bringt mir meine Waffen! und führt mein Pferd vor!"

Aulon beeilte sich, ihr die Waffenstücke darzubieten, aber schon rannte sie ungeduldig die Treppe hinab, wo sie ihren Pagen Ludwig von Contes ruhig vor der Thür mit der Hauswirthin sprechen fand. Denn zur Stunde herrschte noch vollkommne Stille in dieser Gegend der Stadt. — „Ha, Du Blutknabe!" rief die Begeisterte den Erschreckten an. „Konntest denn Du mir nicht künden, daß Französisches Blut vergossen wird!" Und rasch gebot sie ihm, ihr Pferd vorzuführen. Sogleich war sie wieder droben; Aulon beeilte sich, sie zu wappnen. Da erscholl großes Wehegeschrei der Bürger, und Alles rief, der Feind spiele draußen den Franzosen übel mit. Während nun auch Aulon sich wappnen ließ, war Johanna ihm schon wie entschwunden und nach der Straße hinab. Dort fand sie ihren Edelknappen mit dem Rosse, und schwang sich in den Sattel. Da fiel es ihr

erst ein: sie hatte ihre Fahne droben stehen lassen. Der Knapp mußte hinaufrennen, aber unfähig, seine Rückkehr abzuwarten, hieß sie ihn ihr das Banner aus dem Fenster zureichen. Es geschah, und ihr Roß anspornend, sprengte sie, daß die Funken stoben, nach dem Burgundischen Thore zu, den ihr noch ganz unbekannten Weg dorthin zu Aller Erstaunen in der gradesten Richtung findend.

Ihr kleiner Edelknapp Ludwig von Contes — ein Kind von erst etwa dreizehn bis vierzehn Jahren — stand noch ganz verstürzt vor der Thür, als die Hauswirthin ihn erinnerte, er müsse seiner Herrin folgen. Da saß er auf, und so auch der nun kampfgerüstete Ritter d'Aulon, und Beide sprengten der Jungfrau nach, ohne sie doch ehr, als am Burgunderthor einholen zu können, wo das Gedränge rückströmender Flüchtlinge den Lauf der Heldin einstweilen hemmte. Hier ergab sich's, daß einige überkecke Hauptleute, ohne weder die Jungfrau noch Dunois zu befragen, einen Haufen Schützen und gemeinen Volkes gegen die Bastei Saint-Loup hinausgeführt hatten. Die durch Talbot auf's Beste ausgerüstete Verschan-

zung widerstand kräftig, und ob auch die Franzosen im ersten Feuer des Sturmlaufes ein vor der Bastei gelegnes Bollwerk eroberten, wurden sie doch bald wieder mit großem Verlust ungestüm hinausgetrieben. Viele Verwundete trug man nach der Stadt zurück, und die Jungfrau zeigte sich von diesem Anblick schmerzlich bewegt. Als sie nach Einem der Blutenden sich besonders erkundigte, und eben im Gewirr nur die Antw t erhielt: „es ist ein Franzos!" rief sie: „nimmer kann ich Französisches Blut sehn, ohne daß mir sich die Haare auf dem Kopfe sträuben!" — Zürnend nun trieb sie ihr Pferd vorwärts, die weichenden Franzosen zu stühen, und den Feind seinerseits in Noth zu bringen; Aulon und andre ausgezeichnete Ritter ihr nach. Rasch zwischen den Flüchtlingen vorsprengend, eilte sie gegen die Bastei hin, glänzend in ihren Waffen, die Fahne hochschwingend über ihrem Haupt. Bei diesem Anblick erhuben die Franzosen ein Schlachtgeschrei, und wandten die Stirn wieder gegen den Feind. Zugleich führte Dunois noch eine Verstärkung nach. Es mochten etwa Funfzehn Hundert

Streiter unter dem Befehl der Jungfrau hier beisammen sein.

Der eigentliche Hauptmann der angegriffenen Bastei, Thomas Guerrart, befand sich dazumal in der gleichfalls von ihm befehligten Stadt Montereau. Doch läßt sich von selbst ermessen, daß er einen tüchtigen Stellvertreter zurückgelassen hatte, und die wackre Vertheidigung der Schanze bewies es.

Sobald Johanna vor den feindlichen Verwallungen erschien, ließ sie bei Trompetenklang verkünden, kein Wappner solle sich unterfangen, das Mindeste aus der Kirche von Saint-Loup, welche innerhalb der engländischen Bastei lag, zu entwenden. Darauf gebot sie, den Sturm zu erneuen.

Die Engländer, vom ersten Schreck über die Erscheinung der Jungfrau wieder erstarkt, wehrten sich ritterlich, wohl an drei Stunden lang, während dessen Johanna so viel Geistesgegenwart, Gewandtheit und Muth entfaltete, als seie sie von zartester Jugend her an die Wechselschickungen des Krieges gewöhnt.

Talbot dachte, aus der: Paris benannten Bastei her, den angegriffnen Punkt leicht durch

einen Ausfall seinerseits zu entsetzen, und allerdings war das ein richtiger Feldherrngedanke. Angriff ist und bleibt die einzig wirksame Vertheidigung.

Aber auch die in Orleans zurückgebliebenen Franzosen hatten diese Ansicht erfaßt.

Kaum daß die Sturmglocke zweimal zu den Waffen rief, so trabte Marschall Sainte-Sévere an der Spitze von Sechshundert Streitern, viele ausgezeichnete Ritter mit ihm, aus der Stadt. Sie rückten in schöner Ordnung auf's freie Feld, den Sturm ihrer Waffenbrüder auf die bedrohete Bastei gegen den Anfall der übrigen Engländer deckend.

Da zog der Feind sich ab, den Entsatz der Schanze aufgebend, obgleich der große Talbot selbst dabei gewesen sein soll.

Zwar hielt die Besatzung der Bastei noch immer starr und fest. Aber um die Vesperstunde drangen die Franzosen gewaltsam ein. Was sich nicht ergeben wollte, fiel unter der Schärfe der Klinge, welches Loos Hundert und Vierzehn Engländer traf. Ihrer Vierzig führte man kriegsgefangen nach der Stadt. Etwa Zweihundert mochten sich durch die Flucht ge-

rettet haben. Einige rannten auf den Glockenthurm der Kirche, und wehrten sich noch von dort. Bald jedoch erkennend, ihr Widerstand sei umsonst und nur ihnen selbst verderblich, hüllten sie sich in die dort gefundenen Priesterkleider, verhoffend, auf diese Weise zu entkommen. Doch so wie sie in der ehrwürdigen Tracht hervortraten, erkannte man sie, und es erhub sich unter den Siegern ein seltsamer Streit zwischen Achtung der Kleider und Misachtung Derer, die drinnen steckten; zwischen Tödten und Nichttödten. Johanna drang durch das Gewimmel, und entschied — wie Allemal, wo ihre Stimme galt, — für die Milde, für den Frieden im Krieg. Ja, aus Ehrfurcht vor den heiligen Gewanden, ließ sie nicht einmal zu, daß man diesen Kriegsgefangnen abnehme, was sonst nach allem Rechte dem Sieger zugehört: des Ueberwältigten fahrendes Hab' und Gut. Auch behielt Johanna die Ueberwundnen bis zu Deren sichrer Einquartirung im Auge, irgend ein grimmiges Losbrechen der Volkswuth — und gewiß nicht ohne Ursach — befürchtend. Waren doch schon früher Kriegsgefangne unter dem Zorn der geplagten Einwohner gefallen.

Die Sieger machten das eroberte Bollwerk dem Erdboden gleich, und opferten alles Brennbare den Flammen. Dann zog Johanna nebst den Kriegshauptleuten nach Orleans zurück. Doch ehe sie den Wahlplatz verließ, warf sie noch einen schmerzvollen Blick auf die vielen Leichen der Engländer, bitterlich beweinend, daß sie so ohne Beichte dahin gefahren seien. Sie selbst, diesmal von der bedrohlichen Eil des Augenblicks ohne jene heilige Vorbereitung in's Treffen fortgerissen. holte die feierliche Handlung sogleich nach, all' ihren Kampfgenossen durch öffentlichen Aufruf Gleiches anbefehlend, und daß sie dem Höchsten ihren Dank für den erfochtenen Sieg darbrächten; sonst werde sie nie wieder in ihren Reihen fechten, sondern sich gänzlich von ihnen abwenden. —

Jetzt verkündete Glockengeläut und frommer Gesang in allen Kirchen die Macht des HErrn der Heerschaaren und den Dank des Volkes. Draußen betrauerten die Engländer düster und still die große Niederlage ihrer Geschwader. Französischen Blutes war verhältnißmäßig nur wenig geflossen. —

Johanna, nach vollbrachter Andacht in ihre Wohnung zurückkehrend, speiste mit gewohnter Mäßigkeit zu Abend, und entließ ihren Beichtvater mit der Erklärung, sie werde zu Morgen, als am Feste der Himmelfahrt, kein Treffen liefern, ja auch nicht einmal ihre Waffen anlegen. Vielmehr wollte sie beichten und das Heilige Abendmahl empfangen. Darauf ging sie nach schön vollbrachtem Tagewerk heiter zur Ruhe. —

Donnerstags, am 5ten Mai 1429.

Die Kriegshauptleute aber hielten am Himmelsfahrtstage Rath bei dem Kanzler von Orleans ohne die Jungfrau, welche sich während Dessen bei der Gattin des Kanzlers befand. Dunois, die Marschälle von Rayz und Sainte-Sévere, Xaintrailles, La Hire, und wie viel es nur sonst der ausgezeichneten Krieger gab, auch mehrere Bürger von Orleans, waren versammelt. Man beschloß auf den nächstfolgenden Tag einen falschen Angriff nach der Seite der Beauce zu, um die Belagerer dorthin zu locken. Dann aber solle der eigentliche Ausfall gegen die Sologne hin auf der andern Flussesseite losbrechen. Einige wollten die Jungfrau berufen, um sie davon in Kenntniß zu setzen; Andre fanden es

bedenklich, einem Mädchen das eigentliche Geheimniß der Unternehmung anzuvertrauen; es gnüge, wenn sie um den Angriff der großen Bastei auf der Seite der Beauce wisse. Diese halbe Maaßregel ging durch, wie leider mehrentheils in der Welt die halben Maaßregeln, und die Jungfrau ward durch Ambrosius von Lore nach der Rathsversammlung entboten, wo ihr der Kanzler eröffnete, was man ihr zu eröffnen für gut befand. Am Schlusse seiner wohlgesetzten Rede aber rief sie, ohne sich setzen zu wollen, im unwilligen Auf- und Niederschreiten aus: „sagt mir nur immerhin, was Ihr eigentlich beschlossen habt. Ich kann wohl höhere Dinge verschweigen, als das!" — Da sprach alsbald der Herzog von Orleans: „Johanna, erzürnet Euch nicht, wenn man Euch nicht Alles auf Einmal gesagt hat. Was Euch der Kanzler verkündete, ist wirklich beschlossen und abgemacht. Aber während die vom Sologne-Ufer sich schwächen, um zum Schutz der großen Bastei über den Fluß zu setzen, wollen wir Jene selbst angreifen. Und dieser Gedanke scheint uns gut und vortheilhaft." — Da erwiderte Johanna: „so

scheint es auch mir. Aber es kommt darauf an, ob Ihr es ausführt." —

Aus der Rathversammlung tretend, ließ die Jungfrau sogleich einen Befehl ausrufen, Niemand solle sich's unterfangen, morgen eh' aus der Stadt und gegen die Basteien zu ziehn, bevor er gebeichtet habe; auch müßten die Kriegsleute alle Weibsbilder schlechten Lebenswandels von sich entfernen, oder sie doch mindestens hindern, sich der Jungfrau zu nahen. „Denn," — setzte sie hinzu — „um die Sünden der Menschen zu strafen, verhängt Gott den Verlust der Schlachten." — Man gehorsamte ihr pünktlich.

Noch zeigte sich am Abende dieses geweiheten Tages Johanna den Engländern als Friedensbotin. Sie trat aus der Stadt, nahte sich den Basteien der Belagerer, und befestigte eine dritte Abschrift ihres Ermahnungsbriefes mit starken Fäden an einen Pfeil, welchen sie einen Bogenschützen den Engländern zuschnellen hieß, ausrufend: „leset! Hier giebt es Botschaft!" — Man sah, wie die Gegner das Blatt entfalteten, und es Einer dem Andern zeigten. Dann schrieen sie mit brüllender Stimme: „hier giebt's Botschaft von der feilen Dirne der Ar-

magnaken!" — Johanna seufzte über die Schmähung und vergoß heiße Thränen, den König der Himmel zum Zeugen ihrer Unschuld anrufend. Doch bald einen höhern Trost empfindend, sprach sie heiter zu den Umstehenden, jetzt habe sie Botschaft von ihrem Herrn empfangen. —

Dem hinübergesandten Briefe hatte sie folgende Worte hinzufügen lassen:

„Dies ist nun zum Dritten- und Letztenmale, daß ich Euch schreibe, und nimmer hinfort wird es wiedergeschehn. Unterzeichnet: Jhs. Maria. Johanna, die Jungfrau."

Noch etwas tiefer unten stand:

„Ich würde Euch gern meine Briefe auf schicklichere Weise zusenden, aber Ihr haltet ja meine Herolde zurück. Noch jetzt haltet Ihr meinen Herold, mit Namen Guynne, gefangen. Schickt mir ihn wieder, und ich will Euch dafür Einen der Eurigen, im Treffen von Saint-Loup gefangen, zurücksenden. Denn nicht Alle sind sie dort umgekommen."

Dunois wollte noch die erneuete Drohung hinzufügen, falls man den Herold der Jungfrau nicht heimsende, sich an den in Orleans

befindlichen Engländischen Herolden und Engländischen Kriegsgefangnen durch schmählichen Tod zu rächen. Doch Niemand wagte, den Feinden, die nun schon Einmal die Achtung vor dem Heroldsamt in die Schanze geschlagen hatten, einen solchen Gruß zu überbringen, und Graf Dunois glaubte es seiner Würde unangemessen, durch einen Pfeilboten, wie die Jungfrau, zu unterhandeln. Da ermahnte Diese noch Einmal den Herold Ambleville, daß er dreist in's Feindeslager reite; ihm solle kein Leid geschehn, und er werde seinen Genossen frisch und gesund mit zurückbringen. Ambleville — durch Alles was er seither von Johanna gesehn hatte, ermuthiget, — that nach ihrem Befehl, und Guyenne ward ihm ausgeliefert. Freilich, Schmähungen und Drohungen mit in das Maaß zu werfen, konnten sich die seltsam bewältigten Engländer nicht enthalten: man wolle die Jungfrau verbrennen; sie sei nur eine Landstreicherin, und möge lieber zu Haus gehn, ihre Kühe zu hüten. — Alles nach dieser Feinde längsthergebrachter Weise, und überhaupt eben der roheren Welt gegen erhabnere und deshalb

für sie feindlich blendende Erscheinungen immer zur Hand. —

Johanna, die Ausführung jenes früher entschlossenen Entwurfes erwartend, hatte ihren Beichtvater am folgenden Morgen in aller Frühe zu sich bestellt, um gewiß nicht wiederum vor dem Treffen die Beichte zu verabsäumen. Auch kam Bruder Pasquerel zu rechter Zeit, Beichtandacht und Messe haltend. Freitag, am 6ten Mai 1429.

Als nun aber Johanna die Meldung erhielt, die Schaaren seien kampfbereit, und sie sich vor ihnen zu Roß einfand, ergab es sich, daß ihre gestrige Ahnung vom Nichtausführen des beschlossenen Entwurfes nur allzu begründet war. Man dachte jetzt einzig darauf, die Bastei Saint-Jean le Blanc durch raschen Anfall zu erobern, und so sich einen neuen Stützpunkt anstatt der verlornen Tournellen zu gewinnen, von wo aus man mit Berry und der Solgne in Verbindung bleiben könne.

Johanna widersprach mit keinem Worte. Ihr war Alles recht, was irgend zur Förderung der guten Sache dienen mochte: so oder anders. Wie denn überhaupt in dieser Art von

Nachgiebigkeit ein wesentlicher Prüfstein der Geister liegt, ob sie mehr sich selbst meinen, oder mehr das Schöne, für welches sie ringen. —

Es war beschlossen, vorerst auf eine Insel, nahe dem jenseitigen Stromesufer, überzuschiffen, damit die kleine Barkenflotte weniger vom Feinde bemerkt werde, und auch sich besser gegen die Macht des Stromes zusammenhalten könne. So geschah es. Johanna sammt allen ausgezeichneten Herrn und Rittern, befand sich an der Spitze der Unternehmung.

Als man die Strom-Insel erreicht hatte, wurden zwei Fahrzeuge rechts und links herumgesendet, um eine Art von Schiffbrücke über den jenseitigen schmalen Flussesarm zu bilden.

Kaum gewahrte der auf dieser Seite befehligende Waliserhauptmann Glacidas den Heranzug der Franzosen, so ließ der sonst schier überkühne Kriegsmann, die Verschanzung Saint-Jean le Blanc in Brand stecken, und zog sich mit Besatzung und Geschütz theils in die Bastei der Augustiner, theils in das Bollwerk der Tournellen zurück.

Unbegreifliche Nachgiebigkeit von Seiten eines solchen Kriegsmannes! — Auch argwöhn-

ten wohl zu Anfang die Franzosen eine listig gelegte Schlinge. Ueberhaupt aber schien es den Kriegsherrn aus Orleans, man könne die vom Feinde zerstörte Bastei nicht hinlänglich rasch wieder in Stand bringen, um eine Französische Besatzung darin aufzustellen; — zudem sei heute bereits des Vortheils genug errungen; — kurz, man fand für gut, die Schaaren ohne Weiteres in Ruhe nach Orleans heimzuführen.

Nicht also die Jungfrau! — Vielmehr beschloß sie, den weichenden Feind ohne Weiteres in der Augustinerbastei selbst zu bestürmen, und obgleich noch ein großer Theil der Truppen nicht über den Fluß heran war, stellte sie sich dennoch zu Fuß an die Spitze der schlagfertigen Geschwader, und führte sie freudiglich feindan, am Fuße des Bollwerkes ihre Standarte einpflanzend wie einen Siegesbaum.

Da erhub sich ein wüstes Geschrei, — wie dergleichen nur allzuoft dämonisch auf sonst wackre Schaaren einwirken kann, — die Engländer kämen mit großer Macht vom rechten Flussesufer herüber, und drängen bereits überzählig von Saint-Privé heran. Da zog sich Alles, was bisher der Jungfrau nachgefolgt war,

gegen den Loirestrand zurück, und unwilligen Herzens mußte Johanna den Weichenden folgen. Einige wackre Franzosenritter, unter ihnen Gaucourt, Villars und Aulon, sammelten sich an der leichten, aus den oberwähnten zwei Kähnen geformten Schiffbrücke um das ungestüme Verfolgen der Feinde wenigstens an diesem gefährlichen Punkte nach ächt alter Helden- und Rittersitte abzuwehren. So hatte man bereits auch Johannen mit auf das Eiland hinübergedrängt. Als sie nun aber von dort das triumphirende Nachhauen der Engländer sah, und Deren rohes Jauchzen vernahm, schmähend die tapfern Franzosen und die eigne Ehre des Mägdleins selbst, konnte Niemand sie mehr am Wiedervordringen hindern. Da die schwankende Nachenbrücke schon vom Gedränge der Flüchtlinge gänzlich überfüllt war, schwang sich Johanna in einen naheliegenden Kahn, und zwang durch ihr Gebot die Schiffer, vorwärts zu rudern, während sie ihr Pferd schwimmend sich nachzog. La Hire, ihr keinen Moment von der Seite weichend, machte es im selben Augenblick, wie sie, und so gelangten Beide an das feindbedrohete Ufer, und saßen auf ihre

Rosse. Da rief die Jungfrau: „im Namen des HErrn! Frisch gegen die Engländer angesprengt!“ — Und so legten sie ihre Lanzen ein, und die Nächsthaltenden folgten ihnen, und brachen rüstig auf die Gegner los. Da boten alle Franzosen wiederum der Gefahr das Antlitz, ihrer wundersamen Herrin folgend, und die Engländer flüchteten eilig in ihre Schanzen, und ließen Viele der Ihrigen erschlagen auf dem Wahlplatze zurück.

Abermal pflanzte die Jungfrau ihre Fahne vor der Augustinerbastei, ganz dicht am Grabenborde des Bollwerks ein. Der Marschall von Rayz gesellte sich zu ihr, und der Französischen Ritter und Reisigen versammelten sich immer mehr und mehr. Doch setzten die Engländer, durch den kühnen Glacidas angefeuert, ihnen den entschlossensten Widerstand entgegen, und das Gefecht ward sehr blutig, vorzüglich längst den Sturmpfählen, welche den an das Bollwerk stoßenden Pferch einschlossen.

Ritter Aulon hatte noch immer jene leichte Lahnbrücke zu behüten, die als einziger Rückzugspunkt der Franzosen im Fall eines ungünstigen Erfolges von unermeßlicher Wichtigkeit war. Unter

den wenigen Rittern, die ihm zur Seite hielten, war auch ein edler Spanier, Alfons von Pardada. Als ein Französischer Edelmann schöngewappnet vorbeisprengte, rief ihn Aulon an, ihnen bei diesem wichtigen Werke Beistand zu leisten. Der aber, von augenblicklicher Kampflust und dem wachsenden Lärm des Kriegsgetümmels angespornt, rief zurück, damit könne Er sich nicht abgeben. Zürnend rief der edelstolze Spanier Alfons ihm zu: „Ihr könnt eben so gut hier halten bleiben, als Andre. Nicht minder tapfre Leute, als Ihr, verweilen auf diesem Posten." — „Ich aber thu' es dennoch nicht!" entgegnete der feurige Franzos, und so erhub sich ein bittrer Zwiesprach, welcher damit schloß, daß Beide einander verhießen, mitsammen auf den Feind anzusprengen, versuchend, wer das Beste vollbringe. So faßten sie sich fest bei den Händen, und sprengten gegen die erwähnte Bastei und die Sturmpfähle des Lagerpferches an. Jeder von ihnen zeichnete sich durch wundernswürdige Thaten aus, wie die Aussage des wackern Aulon es ihnen glaubwürdig bezeugt.

Man wird an die Kühnheit der beiden ehr-

wetteifernden Centurionen in den Cäsarisch-Römischen Heerschaaren während des Gallierkrieges erinnert, die voll ähnlichen Trotzes den Lagerwall hinab in die stürmenden Feinde brachen, einander wechselseitig das Leben retteten, und als Freunde wiederkehrten. Daß auch hier das Letztre die Frucht des kühnen Ringens ward, verbürgt von selbst die edle Rittersitte, als deren ahnend herrlichen Vorläufer wir den großen Julius Cäsar an der Spitze seiner Legionen betrachten dürfen.

Aber an dem hier geschilderten Tage vor Orleans forderte auch die neu emportauchende Geschützkunde einen Triumph; obzwar von weit minder erfreulicher Weise.

Alfons und sein Französischer Wettkämpfer nämlich standen mehrmal im Begriff, durch die Umzäunung in den engländischen Lagerpferch einzubrechen, und wurden daran nur durch einen riesigen Engländer in trefflicher Rüstung gehemmt, welcher sich der Vortheile seiner verschanzten Stellung so zu bedienen wußte, daß Versuch auf Versuch an seiner besonnenkühnen Gewandtheit scheiterte. Da erinnerte Aulon den vielberühmten Zeugmeister Johann, wie großen

Schaden dieser einzige Kämpfer den Stürmenden thue. Und Meister Johann richtete sein Geschütz wider den Helden, und warf ihn mit dem ersten Schusse todt zu Boden.

Nun drangen die beiden Wettkämpfer unwiderstehlich in das Gehäge, und Alles strömte ihnen nach, die Bastei von allen Seiten heftig bestürmend. Da zeigte sich wiederum die Jungfrau eben so kühn und begeisternd, als mit kriegerischer Besonnenheit ausgerüstet. Obgleich durch eine der Fußangeln, die vor der Schanze ausgestreut lagen, an der Ferse verwundet, wich sie dennoch nicht aus dem Bereich der feindlichen Geschosse.

Gegen die Vesperstunde drangen die Franzosen mit stürmischem Feuer in die Bastei, und der tapfre Widerstand der Engländer gereichte leider den Mehrsten von ihnen zum Verderben, indem in der Furie des wilden Sieges kaum an Schonung zu denken war. Was noch von der Besatzung sich retten konnte, flüchtete nach dem Fort der Tournellen.

In den eroberten Verschanzungen dagegen fand und befreiete man eine Menge Französischer Gefangnen, vermuthlich größtentheils Acker-

leute, Winzer und Hirten, welche das fremde Kriegsvolk aufzugreifen pflegte, theils des Lösegeldes halber, theils im rauhen Uebermuth nicht zulassen wollend, daß man fortan noch Frankreichs Erde baue und Frucht von ihr erhoffe; wenigstens nicht eher, bis es sich der aufgedrungenen Herrschaft beuge. Wir trafen schon früher in diesen Geschichten auf ähnliche Exempel. Wie mußte den Erretteten jetzt die freundliche Jungfrau als eine seegenkündende Himmelsbotin erscheinen. Aber auch eine heilsame Strenge übte Johanna bei dieser Gelegenheit. Es gab nämlich in der Bastei viele Lebensmittel und Kostbarkeiten, wodurch die Sieger zum Plündern verlockt wurden. Die unordentlich Suchenden und Belasteten hätten vielleicht bald dem wieder ermannten Feinde günstige Gelegenheit zum rächerischen Ueberfall dargeboten. Deshalb hieß Johanna lieber die Bastei sammt allen noch drinbefindlichen Vorräthen anzünden. Niemand wagte, sich dem Wink der jungen Siegerin zu widersetzen, und bald waren all jene Verlockungen in Asche verwandelt.

Selbigen Abends noch schloß man die Tournellen und die nächstgelegnen Bollwerke ein, so

daß die Belagerten und Bestürmten unvermuthet als Stürmer und Belagrer erschienen. Die Jungfrau wollte durchaus die Nacht draußen bleiben. „Sollen wir unsre Leute allein in der Gefahr lassen?" entgegnete sie unwillig Denen, welche ihr zuredeten, in die Stadt zurückzukehren, und nur auf vielfach wiederholte Bitten wandte sie sich endlich nach ihrer Herberge in Orleans zurück, wohl mehr der Schonung des Anstandes als ihrer selbst wegen. Ihr kleiner Page, Ludwig von Contes, geleitete sie, nachdem er während des heißen Tages keinen Augenblick von ihrer Seite gewichen war. Johanna, sonst gewohnt, alle Feiertage zu fasten, sah sich heute durch Ermattung gezwungen, bei ihrer Heimkehr noch vor der abgelaufnen Zeit Speise und Trank zu genießen, und das war ihr sehr leid.

Spotte darüber, wer Lust hat. Besser, wo es unsre eignen Mängel gilt, Sandkörnlein für Felsen ansehn, als Felsen für Sandkörnlein. —

Die ganze Nacht hindurch überschifften in kleinen Barken die Einwohner von Orleans den Strom, um den vor den Tournellen gelagerten

Kriegern Brod, Wein, und andre Erfrischungen zu bringen. —

Als die Jungfrau gespeiset hatte, kam ein achtbarer Rittersmann zu ihr, dessen Namen wir nicht aufgezeichnet finden, meldend, der versammelte Kriegsrath erkenne die bisherigen Siege als Gnade Gottes an, meine aber um so eher bei jetziger guter Verproviantirung der Stadt sich ruhig halten zu dürfen, bis erneuete Hülfe vom Könige anlange, weshalb man wenigstens auf Morgen keinen Ausfall unternehmen wolle.

Das Mägdlein aber erwiederte voll ernster Begeisterung:

„Ihr besprachet Euch mit Euren Räthen, und ich besprach mich mit den meinigen. Glaubt mir: des HErrn Rathschlag hält und wird bestehn; der Menschen Rath wird untergehn.“ Dann sich zu ihrem Kapellan wendend, fuhr sie fort: „stehet Morgen mit der ersten Dämmerung auf; noch früher, als heut. Spannt Eure besten Kräfte an. Haltet Euch ja immer in meiner Nähe, denn für mich wird Morgen viel zu schaffen sein; — weit mehr, als mir bis jetzt beschieden war. Blut wird Morgen aus meinem Körper über den Busen rinnen; vor der

Bastei des Brückenkopfes werd' ich verwundet." —

Darauf begab sie sich sehr ermüdet zur Ruhe, ihr Lager, wie es immer ihre Gewohnheit war, mit andern ehrbaren Frauen theilend.

Doch fand sie diesmal keine Erquickung im Schlaf. Sie fuhr öfters empor, denn ihre Seele war bei ihren Kriegsleuten vor den Tournellen, und ihre Besorgniß rege, es möge von dort ein Anfall auf sie geschehn.

Im Gegentheil aber zogen die Engländer während der Nacht sich aus der Schanze Saint-Privé, diese in Brand steckend, auf Barken über die Loire nach der Bastei Saint-Laurent zurück. —

Tages darauf, nachdem die Jungfrau ihre Andacht gehalten hatte, wappnete sie sich, um mit Einstimmung der gesammten Bürgerschaft zum Angriff der Tournellen hinauszuziehn, die gestrige Berathung der Hauptleute als nichtgeschehen, oder doch als ungültig betrachtend. Man wolle diesen Entschluß nicht als Ueberschreitung der ihr angewiesenen Schranken misdeuten. Vielmehr hatten offenbar die Kriegshauptleute die ihnen angewiesenen Schranken

überschritten, indem der ausdrückliche Befehl des Königs ihnen aufgab, dem Willen der Jungfrau in jedem streitigen Falle zu folgen.

Johanna's Hauswirth aber, der gutmüthige Schatzmeister, schien dennoch Unheil aus diesem raschen Entschlusse zu besorgen, und vermeinte, durch eine unschuldige Hemmung vielleicht — wie die Italier sagen: *dar tiempo al tiempo*, — der Zeit etwas Zeit zu gönnen. Als Johanna aus der Thür trat, bot ihm Jemand einen so eben gefangnen Fisch zu Kauf, und der gastliche Mann sprach zu der Jungfrau, die noch nichts zum Morgenbrodt genossen hatte: „Johanna, eh' Ihr von hinnen reitet, lasset uns diesen Fisch mitsammen verspeisen." — Sie aber entgegnete: „bewahrt ihn bis heut' Abend. Dann bring' ich Euch einen Godon *) mit, der seinen Theil davon essen soll, wenn ich über die Brücke heimgekehrt sein werde, als Besiegerin der Tournellen." —

---

*) Godon pflegten die Franzosen die Engländer zu nennen, in Bezug auf deren schlimmes Fluch- oder Betheurungswort: „God dam!"

Johanna schwang sich in den Sattel, und eine Menge von Bürgern und Kriegsleuten strömte ihr nach, dem Burgunder Thore zu. Ritter Gaucourt, ein uns schon längst bekannter Ehrenmann, war befehligt, diesen Ausgang zu sperren. Er trat an der Spitze seiner Wappner in's Gewehr, und betheuerte, hier komme Niemand durch. Allgemeines Gemurr der schlagfertigen Bürger und Soldaten begann sich zu erheben. Johanna indessen gebot Stille, trat allein gegen Gaucourt vor, und sprach: „Ihr seid ein gar schlimmer Mann. Doch mögt Ihr nun wollen oder nicht: die Kämpfer werden durchdringen und Sieg erfechten, wie vorigesmal.“ — Da erschloß auf ihren Wink die Menge das Thor, und nicht Gaucourt, nicht Einer seiner Wappner, wagte die mindeste Widersetzlichkeit. Auch durch die Pforte eines nahen Mauerthurmes brachen die ungeduldigen Schaaren in reicher Anzahl vor.

Ohne Widerstand setzte Alles über die Loire. Die Jungfrau voran. Eben da überstrahlte die aufgehende Sonne die Gegend.

Freudiglich sprang Johanna aus ihrem Nachen an's Ufer, und eilte, sich mit den vor dem

Tournellen-Fort stehenden Häuptleuten über die Art und Weise des Angriffes zu berathen. Die Unternehmung erfoderte Ernst und Macht. „Denn die wohlaufgeführten Verschanzungen" — so drückt sich der burgundischgesinnte Tagebuchführer von Paris aus — „hatten die erlesenste Blüthe des Engländischen Heeres zur Besatzung." —

Man beschloß einstimmig, das Inselbollwerk, von der Hauptschanze durch zwei bis drei Brückenbogen getrennt, welches wir früher so entschlossen, obgleich unglücklich durch die Franzosen vertheidigt sahen, zuerst durch Sturm wieder zu gewinnen. Doch hielt das Ueberschiffen und Aufmarschiren der Truppen den entscheidenden Augenblick dergestalt auf, daß erst um Zehn Uhr Vormittags die Trompeten zum allgemeinen Angriffe bliesen.

Nun aber begann der Sturmeskampf in aller erdenklichen Gewalt des Anfalles und der Gegenwehr. Die von Orleans hatten zahlreiches Geschütz mit herausgebracht, und die Donner rasselten mächtig herüber und hinüber. Zwischen den Pulvergewölken durch rangen die tapfern Franzosenritter, die Verwallungen im Hand-

gemenge zu ersteigen. Da glänzte vor Allen der jugendlich kühne Dunois. Mit ihm wetteifernd strebten ältere und jüngere Helden feindan, deren Namen wir großentheils schon kennen. Bei den Mindergekannten aber würde es doch nur eine Art Würfelspiel bleiben, welche davon man den Leser vorüberführen solle, ohne zugleich ihn durch eine übermäßige Namenreihe für Alle abzustumpfen und zu ermüden.

Glacidas dagegen und seine Engländischen Waffenbrüder zeigten sich nicht minder kühn entschlossen im Vertheidigungskampfe. Mit Anwendung der mannigfachsten Waffen schleuderten sie die Angriffe der unermüdlich Stürmenden lange Zeit hindurch eben so unermüdlich zurück.

Unentschieden wankte der Kampf. Sehr Viele der wackersten Franzosen starrten als Leichen in den Gräbern der noch immer unersteigenen Verschanzung. Ein Uhr war es Nachmittag. Erschöpfung und Hoffnungslosigkeit begann die Französischen Geschwader zu beschleichen.

Nichts davon empfand die Jungfrau. Allwärts zugegen, wo es das Kühnste und Ge-

wagteste galt, blieb sie achtlos für die von allen Seiten nach ihrer auffallenden Erscheinung gerichteten Geschosse, nur immer bedacht, den Sturm mit einer Besonnenheit und Klarheit zu leiten, welche einen erfahrenen Feldherrn geschmückt haben würde.

Dabei wußte sie die Geschwader auf's herrlichste zu begeistern, Weichende in's Gefecht zurückführend, Muthige zum fernern Ausharren kräftigend, mitten im Waffenlärm den Namen des Gottes der Heerschaaren und seine großen Verheißungen offenbarend. „Jeglicher habe nur frischen Muth!" hörte man sie rufen. „Und haltet fest an der Hoffnung auf Gott! Denn die Stunde nahet, wo die Engländer erliegen müssen und Alles zum fröhlichen Ziel gelangen soll." Dennoch begannen die Franzosen zu weichen, und nun, das Aeusserste zu versuchen, sprang Johanna in den Graben, ergriff eine Sturmleiter, und stemmte sie kräftig gegen das Bollwerk.

Da traf sie ein Pfeilschuß zwischen Hals und Schulter, und sie sank halb ohnmächtig nieder. Die Engländer brachen hervor, sie zu fangen. Doch eben durch die wachsende Gefahr

erweckt und ermuthigt, richtete sie sich halb knieend wieder empor, und wies ihre Gegner eben so gewandt, als tapfer, mit raschen Klingenhieben zurück.

Nun brach Johann von Gamache — früher in so nachtheiligen Irrungen über die Jungfrau befangen — zu ihr durch, hieb mit seiner Streitaxt einige Widersacher zu Boden, die Uebrigen zerstreuend, und sprach, sein Streitroß der Geretteten darbietend:

„Empfanget diese Gabe, muthige Ritterin, und traget mir nichts Uebles nach. Ich bekenne mein Unrecht, wenn ich je Arges von Euch dachte."

Sie aber entgegnete:

„Sehr Unrecht würd' ich thun, Euch Uebels nachzutragen. Denn wohl nimmer sah ich so wohlgesitteten Ritter, als Euch." —

Doch vermochte sie nicht, das ihr so freundlich dargebotene Roß zu besteigen. Man trug die ohnmächtig Schwankende von hinnen, obgleich sie darauf bestand, den Graben nicht zu verlassen, und löset ihr die Rüstung, sie an einer gesicherten Stelle auf den Rasen bettend. Dunois und andre Kriegshauptleute eilten her-

bei, während ihr Beichtvater und ihr Edelknapp ihr die möglichste Hülfe leisteten. Der Pfeil hatte den Hals durchbohrt, und ragte auf der andern Seite fast einen halben Fuß lang hervor. Anfangs erschrak Johanna darüber, und fing nach Mägdleinweise an zu weinen. Doch plötzlich wieder Muth fassend, sprach sie zu den Umstehenden: „jetzt bin ich getröstet worden.“ — Späterhin hat sie ausgesagt, ihre beiden unsterblichen Beschützerinnen seien ihr, Muth einhauchend, erschienen.

Nun riß sie mit eigner Hand den Pfeil aus der Wunde. Das Blut strömte heftig nach, und man wußte es nicht gleich zu stillen. Eine Ueberlieferung behauptet, die junge Heldin habe zu den ängstlich bemüheten Umstehenden gesprochen: „Ruhm ist es, nicht Blut, was aus dieser Wunde fließt!“ — Gewiß aber ist es, daß als einige Kriegsleute das sogenannte Besprechen des Blutes — eine Art geheimnißreicher Formelkunde, die noch jetzt in Norddeutschland, und wohl auch anderwärts im Schwange geht, — versuchen wollten, Johanna sie unwillig zurückwies, sprechend: „lieber sterben, als Etwas thun, das mir als Sünde oder gegen den Wil-

len meines Gottes erscheint!" — Befragt, ob sie denn an dieser Wunde sterben werde, erwiederte sie: „daß ich einmal sterben muß, weiß ich; wohl aber nicht weiß ich wo, oder wann und wie, oder zu welcher Stunde. Kann wer meine Wunde ohne sündige Mittel heilen, so will ich recht gern genesen." —

Man verband sie nun, vermuthlich nach einem sogenannten Hausmittel, mit Speck und Olivenöl. Dann bat sie die Menge, sich etwas zu entfernen, und beichtete ihrem Kapellan unter heißen Seufzern und Thränen, an welchen aber sichtlich nicht mehr der leibliche Schmerz Antheil hatte. Alles ging jetzt nur aus einer zarten, gläubig tiefbewegten Seele hervor. —

Bestürzt durch die Verwundung der weissagenden Heerführerinn starrten die Geschwader, und die Kriegshauptleute hielten es allsammt für besser, den Sturm auf einen künftigen Tag hinauszuschieben, obgleich die Jungfrau noch immer bestrebt war, den Muth der Angreifer durch viele und edle Worte neu zu entflammen.

Von Zehn Uhr Morgens bis zum nahenden Abenddunkel hatte man die Bastei mit gro-

ßem Blutvergießen bestürmt, ohne den mindesten Vortheil zu erringen. Des Abentheuers sieghafte Lösung schien in der That wenigstens dem heutigen Tage nicht aufbehalten. Selbst Dunois wollte Schaaren und Geschütz in die Stadt zurückführen. Und schon bliesen die Trompeten zum Rückzuge, und die Franzosen begannen, sich vom Fuße des Bollwerks abzuwenden.

Johanna, durch alles dies auf's Aeußerste erschüttert, suchte den Grafen Dunois auf, und bat ihn dringend, doch nur noch ein ganz klein wenig zu verweilen. „Bei meinem Gott," — sprach sie zu ihm und den andern Hauptleuten, — „in kurzer Frist werdet Ihr dort eindringen. Aber zweifelt doch nur nicht. Sobald Ihr mein Banner gegen die Bastei sich hinneigen seht, greift frisch zu den Waffen, und sie ist Euer. Deshalben ruhet Euch jetzt ein wenig, und esset und trinket." —

Sie thaten es, wie sie sich denn in allen Dingen mehr und mehr nach ihr zu fügen begannen.

Da gab sie ihr Banner Einem ihres Gefolges zu halten, begehrte ihr Roß, und schwang

sich leicht hinauf, als wisse sie nichts mehr von Ermattung und Wunde. Sie begab sich nach einer Winzerei, wo sie, entfernt von dem allgemeinen Gedränge und Getose, während einer Viertelstunde im Gebete verharrte.

Derweil war der Wappner mit ihrer Standarte vor das feindliche Bollwerk getreten, und man konnte ihn von der Winzerei her deutlich sehen. Da sprach Johanna zu einem Edelmann, der ihr gefolgt war, und sich jetzt einige Schritte von der Betenden entfernt hielt:

„Gebet wohl Acht, ob die Spitze meiner Fahne sich nach dem Walle neige.“ — Und gleich nachher rief der Edelmann aus: „Johanna, die Spitze des Banners berührt beinahe den Wall!“ — Da rief die Seherin: „Euer ist Alles! Dringt in die Schanze!“ — Und so schwang sie sich auf ihr Roß, und sprengte gegen das Bollwerk hin, und rief die Geschwader zum Sturm. —

Und als man die Jungfrau wieder erblickte, wie sie ihr Banner zur Hand nahm, und damit in den Graben gegen den Wall vorschritt, ergriff die Engländer ein seltsamer Schauder, während die Franzosen abermal freudiglich

das Bollwerk zu erklimmen anhuben. Als Johanna die Worte wiederholte: „Euer ist Alles! Dringt in die Schanze!" stürmten ihre Krieger wie auf Stufen den steilen Walleshang hinan, während man von Orleans aus den Feind mit Kanonenschüssen, großen Armbrüsten *) und andrem Gezeuge nach Kräften schädigte. Die Engländer brauchten gleichfalls rüstig ihr Geschütz, und als es ihnen an Munition zu mangeln begann, wehrten sie sich dennoch tapfer mit der blanken Waffe, wie auch mit hinabgerollten mächtigen Steinen und Balken.

Da brachen die zur Besatzung von Orleans rückgebliebnen Geschwader, das unthätige Zuschauen nicht mehr ertragend, durch das Süderthor hinaus, eine große Volksmenge ihnen nach, und erreichten das schon früher erwähnte Bollwerk zum schönen Kreuz. Sie fanden dort die weiter nach den Tournellen führenden Brückenbogen abgebrochen. Mit Französischer Gewandtheit und Raschheit bemüheten sie sich, durch aus der Stadt herbeigeschleppte

*) Ohne Zweifel eine Art von Ballisten.

Balken eine Nothbrücke zu erbauen. Nur zeigten sich all diese Balken zu kurz. Aber es fehlte nicht an einem rüstigen Zimmermann, der sie durch möglichst haltbare Anfügungen verlängerte, und das hinüber geschobne Ding durch vom Graben aus eingerammte Pfeiler stützte. Doch schien die eben so schwache als wankende Bahn sehr bedenklich, und selbst die kampflustigsten Wagehälse mochten stutzen, sich ihr anzuvertrauen. Das gliederzerschmetternde Einbrechen mit einer schlechten Brücke oder das Hinabgleiten von ihr ist so unendlich minder schön, als ein edler Kampfestod vor feindlichen Waffen.

Doch Bruder Nikolas von Giresme, Komthur des Ritterordens vom heiligen Johannes zu Jerusalem, erprüft schon längst in den begeisterten Feldzügen des Morgenlandes, gab ein Vorbild, wie keine Gefahr den Schritt eines ächten Kämpfers aufhalten darf. In all seinem schweren Rittergewaffen, den Helm mit mächtig wehenden Büschen auf seinem Haupt, ein großes Schild, mit dem weißen Ordenskreuz bezeichnet, am linken Arme, rannte er den schmalen, bei seinen Tritten krachenden Balken entlang, während unzählbares Geschoß ihn

umschwirrte, und der Strom klaftertief unter seinen Füßen wogte und rauschte. Er kam hinüber. Die leuchtende Klinge hoch in der Rechten klomm er das Bollwerk hinan, eine Menge durch sein Beispiel entzündeter Ritter ihm nach; und trotz des verzweifelten Widerstandes der Engländer drangen diese Kriegsmannen vom Norden selbigen Augenblickes ein, wo es der begeisterten Jungfrau vom Süden her sich Bahn zu schaffen gelang.

Nun ergriff ein mehr als gewöhnlicher Schrecken die auf dem Gipfel des Bollwerks noch Stand haltende Engländische Besatzung. Nach Aussage der Kriegsgefangnen ward ihnen, als seien die Völker der ganzen Welt versammelt, um sie zu bedrängen. Einige vermeinten, in der Luft Jünglinge von göttlicher Schönheit zu erblicken, über das Maaß der Menschengröße hinausragend, ganz anders bewaffnet, als die übrigen Kämpfer, und auf blendendweißen Rossen einhersprengend. Die Schutzheiligen von Orleans — Anianus und Euertes — glaubten Einige in diesen Gestalten zu erblicken, während es Andern vorkam, als schreite der Erzengel Michael, in himmlischen Waffen funkelnd,

den Franzosen zu Kampf und Sieg voran. Trompetenklang und Heeres-Ruf mächtiger Geschwader hörte man in den Lüften. Sogar der kühne Glacidas fühlte sich von Schauern durchdrungen. Umsonst rief die begeisterte Jungfrau, hoch auf der Südseite des erstiegnen Bollwerkes ihr Banner schwingend, ihm zu: „Clasdas! Clasdas! ergieb Dich dem Könige der Himmel! Du hast mich ein leichtfertiges Weib gescholten. Mich jammert's ob Deiner Seele und ob den Seelen der Deinigen!"

Indessen wollte Glacidas mit seiner geworfnen Schaar sich in die Tournellen zurückziehn. Aber ein Bombenwurf, schon früher auf Aulons Befehl nach dem Brückenbogen gerichtet, welcher das Bollwerk mit dem Fort verband, hatte das Gestein dergestalt erschüttert, daß die Wölbung mit gräßlichem Gekrach unter den Flüchtenden einbrach. Ein furchtbares Angstgeheul erhub sich aus der Masse der Stürzenden. Alle, unter ihnen Glacidas, kamen elendiglich, von ihren schweren Waffen niedergedrückt, in den Fluthen um.

Johanna brach in heiße Thränen bei diesem Anblick aus, und vorzüglich kümmerte sie

es, daß so viele Seelen in unvorbereiteter Fassung vor den Thron des höchsten Richters gerissen wurden. Namentlich gedachte sie dabei des Glacidas, und vermuthlich geschah es auf ihren ausdrücklichen Befehl, daß der Leichnam dieses sie vor Allen im Leben schmähenden Widersachers achtsam aus dem Wasser gezogen und seinen Landsleuten zurückgegeben ward.

Das Tournellen-Fort leistete nach Einnahme des Bollwerkes nur kurzen und unsichern Widerstand. Leider erlag fast die gesammte Besatzung der entflammten Kriegswuth der Stürmenden, oder kam bei ohnmächtigen Rettungsversuchen im Wasser um. Von Fünfhundert ausgezeichneten Rittern und andern Edelleuten — theils Engländern, theils abtrünnigen Franzosen — behielten nur etwa Zweihundert als Kriegsgefangne das Leben.

Den Gesammtverlust der Engländer bei Erstürmung der Bastei von Saint-Loup, der nach den Augustinern benannten, und der Tournellen, giebt jener burgundischgesinnte Pariser Chronist auf Sieben- bis Achttausend Kampfrüstige an. Nicht eben mehr hatten die Franzosen an dem furchtbaren Tage von Azincourt

verloren, und ihre Niederlage bei Verneuil kostete ihnen nur Fünftausend Mann. Eine Erinnerung, die an ihrem Orte steht, um den Werth des errungenen Sieges nach dem damaligen Heeresverhältnissen in das gehörige Licht zu stellen.

Unbegreiflicherweise hatte weder der edle Graf Suffolk, noch der berühmte Talbot während des ganzen Ausfalles eine Bewegung versucht, die bedrängten Ihrigen zu entsetzen.

Bald war nun die Gemeinschaft zwischen den Tournellen und dem Bollwerk zum schönen Kreuze durch eine Anzahl aus der Stadt herbeigeschleppter Balken und Bretter vollständig wieder hergestellt. Und wie wir es Johannen am Morgen dieses thatenreichen Tages weissagen hörten, zog sie über eine Brücke nach Orleans wieder ein.

Allgemeiner Jubel empfing sie. Voll sichtlicher Ehrerbietung ritt Dunois ihr zur Seite, während auf der Heldenjungfrau Gebot alle Glocken läuteten, den Sieg des rechtmäßigen Königs fern hinaus verkündend, und zugleich die Bewohner der Stadt zum frommen Dankgebet an die heiligen Altäre berufend. Freu-

dig strömte die Menge dorthin, und man stimmte das *Te Deum* an, welches hier, wie bei früherer Veranlassung ein andres heiliges Lied, nach dem Vorgange unserer Urschrift seine Uebersetzung finden mag. Dergleichen an sich eigentlich nie ganz gelungen Ausführbares wird eben deshalb nie von zu vielen Seiten her unternommen.

„Wir preisen Dich, o Gott!
Dich, den wir als Richter der Welt erkennen,
Als ewigen Vater,
Welchen verehret der Erdrund!
Dir gehorchen die Engel; —
Der Himmel und seine Throne beben vor Dir.

Die Cherubim,
Die Seraphim,
Sie singen ewiglich
Vor Deinem Anschau'n:
„Heilig, heilig, heilig
Ist der HErr,
Der Heeresschaaren Gott!" —
Himmel und Erde sind erfüllet
Mit Deiner Gloria und Majestät.

Und der Apostel herrliche Schaar,
Und der Propheten ehrwürdige Menge,
Und der Märtyrer schuldloses Heer, —
Sie allsammt singen Deinen Ruhm.
So weit die Erde reicht
Preiset die heilige Kirche
Dich, ihren Gott!
Preiset in Dir des Vaters Herrlichkeit,
Den eingeborenen Sohn,
Und Dich, von Beiden ausströmenden
Tröster, o heiliger Geist!
O Christus! König der Gloria!
Des Vaters ewiger Sohn!
Du, Welcher, die Menschen zu retten
Von schmählicher Knechtschaft,
Es nicht für Entwürdigung achtetest,
Zu schlummern in demüthiger Jungfrau Schooß!
Du, Welcher, den Stachel des Todes brechend,
Den Gläubigen neu erschlossest das Himmelreich!
Der Du zur Rechten Gottes sitzest
In des Vaters Herrlichkeit,
Und der Du einst kommen wirst,

Zu richten die Welt!
Hilf — denn wir rufen Dich an —
Hilf Deinen Knechten,
Den Wiedererkauften
Durch Dein köstliches Blut!
Zähl' auch uns zu den Heiligen einst
In Deiner ewigen Herrlichkeit!
Errette Dein Volk, o HErr,
Und seegn' unser Erb!
Herrsch' über Deine Knechte, mein Gott,
Auf daß sie triumphiren in Ewigkeit! —
Mit jeglichem Tage preisen wir Dich!
Mit jeglichem Tage loben wir Deinen Namen,
Und wollen ihn ewiglich loben,
Durch alle Jahrhunderte weit!
O HErr, behür' uns
Vor böser Versuchung!
Erbarme Dich unser, o HErr!
Erbarme Dich unser!
Und wie wir gehoffet haben auf Deine Huld,
So breite Du über uns aus Deine Barmherzigkeit!

Ich habe gestellet mein Hoffen auf Dich, HErr,
Und nimmer wirst Du mich versenken in ewige Schmach.
Mit jeglichem Tage will ich Dich preisen, mein Gott!
Ja, preisen will ich Deinen Namen,
In diesem Zeitlauf, und in jedem, der kommen soll!" —

Die heilige Frier war vollendet. Johanna von Arc begab sich in ihre Wohnung zurück. Ein durch Aulon berufener Wundarzt legte einen frischen Verband auf ihre Wunde, worauf sie nach dem angestrengten, ganz ohne leibliche Stärkung vollbrachtem Tage nur vier bis fünf Bissen Brod genoß, in reichlich mit Wasser gemischten Wein getaucht. —

Durch das ganze engländische Lager herrschte die größte Bestürzung, und dessen Hauptleute beschlossen in einem zu Nacht gehaltnen Kriegsrath, die Belagerung aufzuheben.

Demgemäß rückten vor Sonnenaufgang die Truppen aus den Zelten, und so auch aus den

Schanzen, welche sie noch auf dem rechten Loireufer inne hatten, zwei Heergeschwader bildend: das Eine auf der östlichen Seite, durch Talbot und Scales befehligt; das Andre gegen Norden hin unter der Anführung des Grafen von Suffolk.

Die aufmarschirten Geschwader waren noch immer so zahlreich, daß ihre Reihen sich bis an die Wallgraben der Stadt erstreckten, weshalb die Franzosen vermeinten, es gehe zum Sturm, und Viele von ihnen aus der Stadt sprengten, dem Anfall zu begegnen.

Die Jungfrau, mit dieser Botschaft aus dem Schlaf erweckt, wappnete sich rasch in ein leichtes Panzerhemd, und ritt aus dem Thore, von meist allen ausgezeichneten Kriegern der Besatzung geleitet. Rasch ordnete sie draußen die Schaaren, dem Feinde nahe gegenüber. Doch gebot sie den Franzosen, „zu Ehren und Liebe des heiligen Sonntags" den Kampf nicht anzufangen, und die Feinde auf keine Weise zu reizen, „Denn es ist Gottes Wohlgefallen und Wille," — fügte sie hinzu — „daß, wenn sie von hinnen gehn wollen, man es ihnen vergönne. Greifen aber die Engländer Euch an,

so haltet Euch rüstig und kühn, und verbannet alle Furcht, denn Ihr werdet Euch als Meister bewähren." —

Drauf hieß sie einen Tisch herbeiholen, und ihn mit heiligen Geräthschaften ausschmücken. Betend — mit ihr Besatzung und Bürgerschaft von Orleans — kniete sie vor diesem Altar des Feldes unter freiem Himmel in der Nähe des Feindes nieder. Zwei Messen wurden gesungen, unter feierlicher Stille des Französischen Kriegsvolkes. Selbst die Engländer sahen staunend und wie unbeweglich zu. Darauf schwenkten sie zum Rückzug ab.

Johanna, noch immer sich nicht von ihren Knieen erhebend, und noch immer ihr Haupt in Demuth geneigt, gebot bei'm Schluß der zweiten Messe, man solle hinsehn, ob die Engländer noch das Antlitz gegen die Franzosen gerichtet hielten.

„Nein!" lautete die Antwort. „Sie wenden sich abwärts gegen Meun." —

Da rief die Jungfrau aus:

„Bei meinem Gott, so ziehen sie von hinnen! Und gönnet ihnen das, und lasset uns Dank darbringen unserm Gott. Und Niemand

verfolge sie weiter, da es ja heute Sonntag ist!" —

Doch that es vielen ehrlebenden Franzosen weh, daß ihre Gegner schöngeordnet mit fliegenden Fahnen abzogen: die unter Talbot nach Meun und Baugenci, die unter Suffolk nach Jargeau hin. Auch sprengten Einige der Besatzung ihnen nach, und nahmen ihnen allerhand Geschütz ab. Johanna indessen verhinderte jede Verfolgung nach Kräften, sprechend: „so lasset die Engländer doch ziehn, und tödtet sie nicht. Sie gehn ja von hinnen, und daß sie fort sind, ist mir genug." —

Billig aber wollten die Kriegshauptleute beobachten, wohin der Rückzug der Feinde sich lenke, und was sie etwa für neue Unternehmungen im Sinne tragen möchten. Dessalb saßen La Hire und Ambrosius von Lore mit Sechs und Zwanzig Lanzenreitern auf, die Engländer während drei starker Stunden Weges achtsam geleitend und beobachtend. Dann kehrten sie wieder nach Orleans zurück.

Uebrigens scheint jene früher angemeldete durch Fastolf neuerdings herbeigeführte Zufuhr an allerhand Kriegs- und Lebensbedürfnissen

grade zu rechter Zeit im Engländischen Lager eingetroffen sein, um dem befreieten Orleans eine desto reichlichere Beute zu bescheeren, womit sich die jubelnden Bürger nun ihrerseits nach ausgestandener Noth erquickten. Es war eine Lust, zu sehen, wie das errettete Volk in die verlassenen feindlichen Schanzen und Bastieien strömte, diese mit rüstiger Kraft dem Erdboden gleich machend, und Geschütze, Lebensmittel und allerhand Köstlichkeiten, dort zurückgelassen, triumphirend heimführte nach den Thoren der nun nicht fürder beängsteten Stadt. Jubelruf empfing die Jungfrau und die Kriegshauptleute, und Dankgebete stiegen aus feierlichen Prozessionen und aus allen Kirchen zu Gott empor. —

Wie bei meist allen großen historischen Begebenheiten sich irgend ein wunderliches Zwischenspiel, dem Scherz eben so nah als dem Ernste verwandt, mit einzumengen pflegt, geschah es auch hier.

Wir erinnern uns noch jenes durch einige brave Reiter am 9ten Februar 1428 unternommenen Botschaftsrittes aus Orleans, um dem Grafen Clermont Kunde von der Beschaffenheit

der Umstände zu bringen. Der dabei in Engländische Kriegsgefangenschaft gefallne Ritter Le Bourg de Bar sahe sich nicht nach dem unter Ehrenmännern gültigem Anstande behandelt. Man vergaß sich so weit, ihm die Füße durch eine große und schwere Kette, die ihm das Gehen sehr beschwerlich machte, zusammenzufesseln. Als besondern Aufseher und Speisemeister hatte Talbot, ein großes Lösegeld oder doch die Auswechslung irgend eines andern wichtigen Kriegsgefangnen von dem übermannten Ritter hoffend, ihm seinen Beichtvater, einen Engländischen Augustinermönch, zugeordnet. — „Als nun" — so erzählt eine alte Chronik weiter — „besagter Augustiner die Engländer so hastiglich zurückweichen sah, hielt er sich zu dem Gefangnen, vermeinend ihn dem Talbot, seinem Herrn und Meister, nachzugeleiten, und schleppte ihn, während er ihn unter die Achseln stützte, wohl einen halben Bogenschuß weit von hinnen, aber freilich nur immer schrittweis, sintemalen Jener, um der Kette willen, nicht rascher fortkonnte. Und vom Einholen der abziehenden Geschwader war noch gar nicht die Rede. Da bemerkte der obgenannte Bourg,

wie die Engländer in große Unordnung geriethen, und als Einer, welcher sich auf den Krieg verstand, merkte er wohl, daß sie das Feld verloren hatten, ohne an's Wiederkommen zu denken. Deshalben faßte er seinen Augustiner mit kräftigen Fäusten, und sprach zu ihm, nun werde er nicht fürder gehn, und wenn nicht er selbst ihn nach Orleans hineintrage, wolle er ihm Unangenehmes erzeigen, oder es ihm durch Andre erzeigen lassen. Und obgleich noch ringsumher Engländer mit den Franzosen scharmutzieren, mußte der Augustinermönch dennoch seinen Pflegbefohlnen nach Orleans hineintragen. Und Vieles erfuhr man durch den Augustiner von den Anschlägen der Feinde. Denn ihm hatte der Talbot ausnehmend viel anvertraut."

So war denn erfüllt das Versprechen der Jungfrau, welches sie am Vorabend des Himmelfahrts-Tages den Bürgern von Orleans gegeben hatte: nach fünf Tagen solle kein Engländer mehr vor ihren Mauern stehn.

Erfüllt war die an Glacidas ergangene

Warnung, er werde nicht den Rückzug seiner Gefährten schauen.

Erfüllt war die an den König und ganz Frankreich ergangne Verheißung, die Jungfrau werde Orleans entsetzen, als das erste ihr vom Himmel aufgetragene Werk. —

Zeugen der Belagerung und des Entsatzes von Orleans, wie auch urtheilsfähige spätere Beobachter lassen den Fortschritten, welche die Kriegskunst in jener Gattung des Kampfes durch gegenseitige heroische Anstrengungen damals machte, volle Gerechtigkeit angedeihen. Doch bemerken sie zu gleicher Zeit, wie das Einschreiten göttlicher Entscheidung sich höchst wundersam offenbare durch die Thaten des Hirtenmägdleins, welche ganz Europa noch jetzt unter dem Namen der Jungfrau von Orleans anstaunt; allen unwürdigen Witzesspielen, aller Partheienwuth verblendeter Gegner, und aller Nüchternheit abklärender Erläuterungen zum Trotz. —

Acht Tage nur waren seit dem Einzuge Johanna's in Orleans verflossen.

Dreimal hatte man sich im Gefecht versucht.

Und so war die Wage des Krieges umgeschlagen zu Glanz und Heil der bis dahin immerfort bedroheten und erlegnen Französischen Waffen. —

Die geretteten Bewohner von Orleans stifteten für den 8ten Mai — den Tag ihrer völligen Befreiung — ein Jahresfest und Ehrengedächtniß Johanna's, welches seinen ungestörten Fortgang hatte, bis auf eine Zeit, welche durchaus nichts Grosses und Schönes mehr anerkennen wollte, sondern an Deren Platz nur das Pfiffige stellte, äußern Schimmer verheißend, oder das Nahrhafte, welches mittel- oder unmittelbar für den Magen taugt. —

Wir aber beschließen diesen Abschnitt lieber mit einer Uebersetzung der einfachen Reime jenes schon sonst erwähnten Martial von Paris, Verfasser der Vigilien Karl VII. Poesie der Redensarten ist nicht darin; wohl aber Poesie, wie wir sie oft und gern aus dem aufrichtigen Geplauder freundlicher Kindlein vernehmen.

„Nun seht's als große Wunderpforte,
Und ahnet Gottes That und Sinn,

Wie vor der Jungfrau ernstem Worte
Die Schaar der Britten sank dahin.
Ein Botengruß, durch Gottes Sendung,
Ein Engel unserm HErrngott nahe,
Davon mit Eins in kühner Wendung
Ganz Frankreich sich errettet sahe!
Gewöhnlich pflegt der HErr wohl nicht
Streng' einzugreifen in die Welt,
Noch zu erfüllen unsre Pflicht,
Wann selbst man Kraft dazu behält.
Jedoch wo Menschen und Natur
An eigner Kraft und Macht verarmen,
Da fühlt man seiner Hände Spur,
Und Seine Gnad' und Sein Erbarmen."

Viertes Buch.

Von dem Entsatz von Orleans bis nach der Schlacht bei Patay.

Sonntags am 8ten Mai 1429.

Der wackre Ritter Florentin d'Illiers, Orleans gerettet sehend, jedoch besorgend, die rückziehenden Engländer möchten einen Versuch gegen die ihm ausdrücklich anvertraute Stadt

Chateaudun wagen, nahm freundlichen Abschied von den Herrn und Hauptleuten, wie auch von der Besatzung und den wackern Bürgern, und zog mit seinen Kriegsmännern von hinnen. Ruhm, Preis und Dank folgten ihm nach. Zu seinem Ehrengedächtniß benannte man die Straße, durch welche er zuerst eingeritten war, das Nahen der Jungfrau verkündigend, „*rue d'Illiers*" welchen Namen sie führt bis auf den heutigen Tag.

Noch andre Straßen der seitdem vergrößerten Stadt, auf Kampfplätzen der ehemaligen Vorstädte erbauet, deuten unverkennbar durch ihre Benennungen auf die Ereignisse jener denkwürdigen Tage hin.

Zu rechter Zeit kam der brave Ritter Florentin in Chateaudun an. Einige Engländische Geschwader, sich vom Heereshaufen ihrer Feldherren trennend, und den nächsten Rückweg nach der Normandie einschlagend, hatten durch ihre Nähe die Einwohner der Stadt schon beunruhigt, als ihr wackrer Befehlshaber durch sich selbst ihnen Zuversicht einflößte, und durch die Kunde der vor Orleans erfochtenen Siege allgemeinen Jubel verbreitete. Man veranstal-

tete Feste zu Ehren der Jungfrau, zugleich auch zum Ruhm des tapfern Florentin, die noch durch lange Zeit späterhin alljährlich gefeiert wurden. —

Gleich am nächsten Morgen nach Aufhebung der Belagerung bereitete sich Johanna, den Ort zu verlassen und zum Könige zu eilen. Man hat sich bestrebt, allerhand Gründe für diesen Entschluß aufzusuchen: bald, um einem Mangel an Lebensmitteln abzuhelfen, — wogegen die im Lager der Besiegten vorgefundene Beute von selber spricht; — bald auch, um den rückständigen Sold für die Truppen zu bewirken. Es mag Dergleichen mit in Johanna's Absicht gelegen haben. Doch erklärt sich im Wesentlichen von selbst, was sie zur Eile trieb. Ihr Geschäft in Orleans war vollendet, und Viel des Großen noch zurück. Zudem verkündeten ihr die Stimmen, ihre beschiedene Laufbahn sei nur kurz, und sie selbst hatte sich bereits oftmal beklagt, daß man diese Spanne Zeit nicht besser benutze. Was bedurfte es da noch erst besondrer Bewegungsgründe zum raschen Aufbruch! Nicht hatte Johanna Orleans befreit,

Montag, am 9ten Mai 1429.

um sich dort eine desto bequemere Herberge zu bereiten.

Doch nahm sie von ihren gastlichen Wirthen den liebevollsten und dankbarsten Abschied, und ließ ihnen zum Andenken das blaue, goldumsäumte Barett zurück, welches sie zu tragen pflegte, wenn sie ungeharnischt in Mannskleidern aus dem Hause ging. Auch selbst in Gefechten hatte sie damit ihr Haupt bedeckt, bis auf den Augenblick, wo unmittelbare Gefahr sie nöthigte, den schweren Streithelm aufzusetzen. Sogar erprobte Ritter pflegten diese lastende Waffe nur zur Zeit des Gefechtes zu tragen. Sonst hing der Helm am Sattelbogen, oder am Arm des Knappen. —

Als die Jungfrau aus der geretteten Stadt aufbrach, um ihren König für neue Siege zu entflammen, begleitet von dem Marschall von Rayz, dem Baron von Coulonces, und vielen andern Rittern und Kriegsleuten sonst, erhub sich der Dankesjubel aller freudeweinenden Einwohner, und laute Betheurungen, der Retterin eigen sei fortan Gut und Blut der ganzen Gemeinde. Huldreich und demuthvoll sich verneigend, zog Johanna fürder, den noch zu erklim-

menden Staffeln ihrer seltsam schmerzen- und freudenreichen Pilgerfahrt entgegen.

Als eine der schönsten Saaten ihrer Anwesenheit in Orleans ließ die Jungfrau das vollste gegenseitige Vertrauen zwischen Bürgerschaft und Besatzung zurück. Anfangs hatte man die Soldaten unwillig, fast nur wie eine andre Sorte von Feinden, bewillkommt und beherbergt, und natürlicherweise eben dadurch wiederum die Unart der verkannten Gäste aufgereizt. — Jetzt war Alles Ein Herz und Eine Seele. —

Johanna gelangte schon am zehnten März 1429 nach Blois zum Könige, getrieben von der Sehnsucht, ihren Beruf in der kurzgesteckten Laufbahn nach Kräften zu erfüllen. Mit allgemeiner Bewunderung und Freude ward sie empfangen. —

Weit anders derweil sah es in dem noch immer von Engländern besetzten, und größtentheils auch schlimmbethörtem Paris aus. Natürlich wurden von Seiten der fremden Gäste die neuesten Ereignisse möglichst verborgen und verkleidet. Das Engländisch-Französische Parlament ließ unter Vorsitz des rechtsgelahrten

Clemens von Fauquembergue (Falkenberg?) einen Bericht ergehn, worin es hieß: Dienstags, am 10ten Mai, habe zu Paris die Kunde von Einnahme der Bastei, welche Glacidas vor Orleans befehlige, verlautet, und wie die Engländer jenseit der Loire ihre dortige Berennung aufgehoben hätten, um dem bedrängten Glacidas zu Hülfe zu eilen, und den Feind anzugreifen, in dessen Geschwadern, wie es heiße, eine Jungfrau kämpfe und ein Banner führe. Dann zieht sich, charakteristisch genug, der Bericht in's Latein zurück, mit den Worten: „*Quis eventus futurus novit Deus bellorum dux, et princeps potentissimus in prelio.*" Zu Deutsch: „Welches aber der Ausgang sein werde, weiß Gott, der HErr der Kriege, und der allermächtigste Kampfesfürst." — Der Burgundische Pariser äußert sich in seinem Tagebuch folgendermaaßen:

„Item: zu selbiger Zeit hoben die Armagnaken mit Gewalt die Belagerung auf, und vertrieben die Engländer von Orleans, welche dagegen, (wie man sagte) vor Vendosme rückten und es eroberten*). Und die schon erwähnte

*) Eine officielle Tröstungsschwindelei, wie man

Jungfrau in Waffen zog allerwärtshin mit den Armagnaken, ihre Standarte tragend, worauf man nur das Wort: Jhesus eingeschrieben sieht. Und spricht man, sie habe einen Engländischen Hauptmann ermahnt, er solle mit seinem Geschwader von der Belagerung abziehen, oder schlimm und schmählig werde es ihnen allzumal bekommen. Der aber schalt sie mit argen Reden für eine Landläuferin und leichtfertige Dirne, worauf sie entgegnete, wollend oder nicht, müßten sie binnen Kurzem abziehn; er aber werde das nicht schauen, und auch Viel seiner Mannen würden dabei um's Leben kommen. Und so traf es ein; denn Tages zuvor, ehe die Mehelei anhub, ist er ertrunken. Und sein Leib ward herausgefischt und einbalsamirt, und blieb acht bis neun Tage in der Kapelle ausgestellt, und brannten bei Nacht und Tag vor dem Leichnam vier Kerzen oder Fackeln. Und darauf hat man ihn nach seiner Heimath zur Beerdigung abgeführt." —

---

sie wohl aus den Geschichten fast aller Kriege kennt. Es geht damit, wie mit allen augenblicklichen Reizmitteln. Die kaum verscheuchte Ermattung kehrt bald um so krankhafter zurück.

Dergleichen zum Theil verfälschte oder doch abirrende Berichte heben die Wahrheit oft unwillkürlich hervor, indem sich mitten in der Unsicherheit menschlicher Beobachtungen und Ansichten das Aechte und Wesentliche als unverrückbar bestehend offenbart.

Die Maaßregeln, welche um diese Zeit die Engländische Regierung zu Paris ergriff, trugen vollkommen den Charakter wankender Eroberherrschaft: mehr des scheuen Trotzes kundgebend, als auf kräftige Zuversicht gestützt. Um diese Zeit auch geschah es, daß man dem oberwähnten Klosterbruder Richard das Predigen gänzlich untersagte, zu großer Bestürzung der Einwohner. Ja, es scheint, man habe ihn gewaltsam von hinnen getrieben. Der Burgundische Pariser sagt in seinem Tagebuch, nachdem er berichtet, wie mehr denn sechs Tausend Menschen nach Saint-Denys gewallt seien, und im Freien übernachtet hätten, um Bruder Richards Predigt zu hören: „doch sein Wirken ward gehemmt. Wie es geschehn ist, davon schweig' ich. Aber er predigte nicht, worüber die guten Leute sehr erschraken. Und für dasmal hat er nicht mehr zu Paris gepredigt." —

Die in Orleans zurückgebliebenen Hauptleute hofften derweil, auch ohne die Jungfrau ein Wagestück auf eigne Hand glücklich auszuführen. Sie Alle — an ihrer Spitze Dunois, der Marschall von Saint-Severe und Poton von Xaintrailles — rückten mit vielen Rittern Knappen und Reisigen, wozu sich auch viele mit Streitärte bewaffnete Bürger aus mehreren guten Städten des Königreiches gesellten, vor Jargeau, in der Erwartung, diesen Ort durch raschen Anfall zu überrumpeln. Aber nach dreistündigem Scharmutzieren vor den Mauern, kehrte man unverrichteter Sache wieder um. Die Engländer hatten dabei nur den Tod des Befehlshabers von Jargeau, des tapfern Ritters Heinrich Biset zu beklagen. Sonst blieb offenbar der Vortheil auf ihre Seite.

Nun eilte Dunois zum Könige, um eine Truppenverstärkung bei ihm auszuwirken, womit er die noch von den Engländern besetzten Loire-Städte, vorzüglich Meun, Beaugency und Jargeau rückerobern könne. Denn ehe das vollbracht seie, schien ihm — und wohl fast allen Kriegeskundigen — der Zug nach Reims

ein ganz unnützes, durchaus unbegründetes Wagestück.

Johanna dagegen, von höheren Beweggründen angeregt, trieb fort und fort den König, seine Krönungsfahrt ohne weitern Aufschub vertrauenvoll zu beginnen.

Die Widersacher bemüheten sich, das Mägdlein als eine Hexe zu verschreien, und ihre siegreichen Erfolge den Einwirkungen böser Dämonen zuzuschreiben. Da trat für Johanna in die geistigen Schranken der berühmte Gerson, einer der anerkannt gelahrtesten Doctoren der Universität, und ließ am Vorabende der Pfingsten — also am 14ten Mai — 1429, sechs Tage nach der Befreiung von Orleans, zu Lyon ein Büchlein drucken und vertheilen, worin er nach damaliger scholastischer Weise darzuthun versuchte, Johanna sei allerdings für eine Gottbegeisterte zu erkennen, und der König dürfte sich ihrer Beihülfe mit gutem Gewissen bedienen. Wenig bedeuten die mehr förmlichen als klaren Sätze, worauf er seine Meinung baut; viel die Zeugnisse, deren er von der Jungfrau Betragen als allgemeinbekannt erwähnt, in Verbindung mit der Vorsichtigkeit

seiner Schritte, woraus sich weder absichtliche Begünstigung, noch auch das Anglühen eines überraschen Enthusiasmus argwohnen läßt.

Aber noch viel bedachtsamer, als Doctor Gerson, erwies fort und fort sich König Karl VII. Wie im Traum das unerwartete Glück seiner Waffen anstarrend, hielt er Tag für Tag deshalb Rathsversammlungen, welche natürlicherweise geeigneter waren, die Fittige des Sieges zu hemmen, als zu beschwingen.

Johanna litt schmerzhaft unter diesen Zögerungen, den Verlust jeglicher Stunde voll prophetischer Besorgniß empfindend. Oefters sprach sie zum Könige, fast als wenn etwa eine heilsame Blüthenstaude in liebevolle Warnungsworte ausbrechen dürfte: „ich kann nur ein Jahrlang dauern, oder sehr weniges drüber. Man muß trachten, dies Jahr gut zu benutzen.“

Eines Tages hatte sich König Karl mit zwei ehrwürdigen Geistlichen in sein Gemach zur Berathung verschlossen. Johanna, unfähig, den Schneckenschritt der Verhandlungen zu ertragen, klopfte an die Thür. Als der König vernahm, daß sie es sei, vergönnte er ihr ohne Weiteres den Zugang, worauf, wie es

scheint, auch noch Andre mit eintraten. Auf alle Weise war Dunois Augenzeuge. Die Jungfrau nahete sich in tiefer Demuth, knieete vor dem König nieder, und sprach, seine Kniee umfassend:

„Edler Dauphin, haltet nicht mehr so viele und so lange Rathsversammlungen, sondern kommt recht bald nach Reims, die Euch geziemende Krone zu empfangen.“ — Darauf ließ sich der Bischof von Castres näher mit ihr ein, und fragte, ob ihre himmlische Berathung ihr die jetzigen Worte eingegeben habe. „Ja wohl;“ entgegnete Johanna. „Und sehr werde ich um dieser Sache willen angetrieben.“ — „Wollet Ihr nicht“ — sprach sodann der Prälat — „uns hier in Gegenwart des Königs die Art und Weise anzeigen, in welcher Eure Berathung zu Euch spricht?“ —

Die Jungfrau erröthete; — doch entgegnete sie: „was Ihr wissen wollt, begreif' ich recht gut, und will es Euch auch gern sagen.“

Da nahm der König das Wort: „Johanna,“ — sprach er, — „gefällt es Euch zu erläutern, was er fordert, und zwar in Gegen-

wart der Anwesenden?" — Sie bejahete es, und redete ungefähr in folgenden Worten fürder:

„So oft es mir auf irgend eine Weise misfällt, daß man mir nicht so ohne Umstände wegen der Dinge glauben will, die ich doch in Gottes Namen vorbringe, begeb' ich mich in's Einsame, und bete zu Gott, und klag' es ihm, und frage ihn auch, weshalb man meinen Worten nicht glauben mag. Und hab' ich dann mein Gebet vollendet, so vernehme ich eine Stimme, die zu mir spricht: „Tochter Gottes, geh! geh! geh! Ich werde Dir zur Seite stehen. Geh!" — Und wann ich diese Stimme vernehme, empfind' ich große Freude, und möchte, daß mir immerfort so zu Sinne wäre."

Während dieses Berichtes, und vorzüglich indem sie die Worte der göttlichen Stimme wiederholte, zeigte sich die Jungfrau wie verzückt, ihre Augen voll so rührender Begeisterung gen Himmel richtend, daß Keiner der Anwesenden jemals die Erinnerung daran verlor. —

Unterschiedliche Prinzen des Königlichen Hauses beharrten indeß bei der Meinung, man müsse vor allen Dingen die Normandie, worin sich großes Misvergnügen gegen die Engländi-

sche Herrschaft rege, wiedererobern, und die sehr gewagte Fahrt nach Reims noch dahingestellt sein lassen. Vorzüglich möchte der Herzog von Alençon als Wortführer dieser Parthei auftreten. Seine Besitzthume lagen in der Normandie, und — selbst den an sich nicht zu tadelnden Wunsch nach deren Befreiung bei Seite gelassen — schon die Klagen seiner Unterthanen mußten ihn für diese Fahrt anregen. Dawider ließ sich mit Recht einwenden, daß ohne Zweifel der Engländische Regent diese schwache Seite kenne, und sie hinlänglich stützen werde. Vorzüglich aber: wer sich einem begeisterten Wesen anvertrauen will, thue es ganz; — sonst lieber gar nicht. Selbst die bloß geniale Feldherrnbegeisterung fodert dieses Recht. Wie mehr, noch die Aufgabe, welche eine als Botin Gottes anerkannte Führerin zu lösen hatte. Auch blieb Johanna fest bei ihrer Ansicht, und erwiederte auf alle Einwendungen nur:

„Sobald mein König gesalbt und gekrönt sein wird, muß die Macht seiner Gegner immer mehr und mehr abnehmen, und werden sie hinfort weder ihm, noch dem Königreiche schaden können.“ —

Endlich wandte sich Alles auf ihre Seite, und der König beschloß die Fahrt nach Reims. Nur wollte er zuvor noch die Engländer aus allen Loireplätzen ober- und unterhalb Orleans, vertreiben, wozu er ein Aufgebot an seine Edlen erließ. Wer die Waffen zu tragen im Stande war, eilte um so lieber für König und Vaterland herbei, da sich ein begeisterndes Vertrauen zu der jungen Heldin immer gewaltiger durch alle Stände des Volkes ausbreitete. Frauen, durch ihr Alter ehrwürdig, knieeten vor Johanna, so sehr auch Diese sich bemühete, dergleichen abzuwehren. Vielfach ward sie gebeten, — als wolle man sich überzeugen, daß sie wahrhaft im irdischen Leben walle, — ihre Hände und Füße zu zeigen, welche man darauf ehrfurchtsvoll küßte; so auch ihre Gewande, und selbst die Hufe ihres Pferdes. Darüber zeigte sich die Jungfrau stets herzlich betrübt, als über einen Götzendienst. — Fast wie Gustav Adolph von Schweden bei Gelegenheit seines überfestlichen Empfanges zu Nürnberg sprach: „ich fürchte gar sehr, daß uns Gott wegen dieser abgöttischen Bewundrung strafe.“ — Doch nicht er, nicht Johanna, und wohl keine edle

Menschenseele je hat es vermocht, den Unwillen über zu kühn geäußerte Liebe des Volkes durch zornige Worte und Geberden auszulassen, und so die Menge von sich zurückzuschrecken.

In diesem Sinne erwiederte Johanna einem weisen Meister, Peter von Versailles, auf seinen Tadel, daß sie dergleichen Ungebürliches zulasse, und sich nicht besser vor Dingen behüte, welche an Abgötterei streifen möchten, mit der ihr natürlichen heitern Einfachheit:

„Fürwahr, ich weiß mich nicht davor zu behüten, dafern nicht Gott selbst mich davor behüten will." —

Viel der unbescheidnen und fürwitzigen Fragen über ihren Umgang mit höheren Gewalten hatte sie zu bestehen, wobei sie nur immer ganz einfach und sanft die schon sonst angeführten Aussagen wiederholte. Als jedoch selbst der wackre Ritter Aulon einst dringend darauf bestand, sie möge ihn den Rath ihrer himmlischen Herren schauen lassen, erwiederte sie sehr ernst, er seie nicht würdig und tugendhaft genug um Dergleichen zu erblicken. Und von Stunde an hat er nie mehr deshalb mit ihr zu reden gewagt. —

Die Vorbereitungen zu dem beschlossenen Unternehmen förderten sich. Johanna, des nahenden Kampfes froh, erhielt vom Könige Vergunst, mit den Kriegsgefangnen, die sie zu gewinnen hoffte, nach eignem Belieben schalten zu dürfen. Einer höhern Verheißung gemäß meinte sie auf diese Weise den tapfern Herzog von Orleans aus seinen Banden zu lösen.

Während dieser Anstalten traf ein Bruder Johanna's ein, um die Gefahr mit ihr zu theilen. Vermuthlich war es Johann von Arc. Denn Jaquemin, den Erstgebornen, scheint der Vater nicht von sich gelassen zu haben, und Pierrelot, der jüngste Bruder, war ja schon längst bei seiner Schwester. Am 1. Junius 1429.

Als in den traulichen Mittheilungen der Wiedervereinigten unter manchen Kunden aus der Heimath sich auch die Rede auf den Feienbaum lenkte und auf die allgemeine Vermuthung, dort habe Johanna ihren Beruf empfangen, betheuerte sie, daran seie nicht zu denken, und äußerte den größten Abscheu wider Alles, was mit Zauberei zu schaffen habe. —

Zum Heerführer der gesammelten Schaaren ernannte König Karl den muthigen Her-

zog von Alençon, Johann den Zweiten mit Namen, welcher so eben sein Lösegeld als Kriegsgefangner den Engländern abgetragen und die dafür gestellten Geißeln befreit hatte. Er freute sich seines Berufes; nicht so seine Gemahlin Maria von Armagnac, welche der Jungfrau allerhand Einwendungen gegen seine Kriegsfahrt vorbrachte. Johanna indessen sprach zu ihr: „lasset alle Furcht schwinden, gnädige Frau. Ich bring' ihn Euch frisch und lebendig zurück, und eben so gesund, ja sogar gesunder noch, als er sich gegenwärtig befindet." — Da ließ die Herzogin ihren Gemahl mit freudiger Zuversicht von hinnen ziehn.

Der Herzog empfing bei seiner Bestallung vom Könige das ausdrückliche Gebot, nichts ohne den Willen der Jungfrau zu thun oder zu unterlassen. —

Da es immer einen neuen Lichtblick auf die großen Gestaltungen der Historie wirft, wenn ein Augenzeuge seine Ansicht derselben einfach und im Vertrauen ausspricht, möge auch hier das Bruchstück eines Briefes seine Stelle finden.

Guy von Laval, der Vierte seines Namens, einer der edelsten Reichsvasallen, in Jünglings-

jahren dem Aufrufe des Königs mit seinem noch jüngeren Bruder nachgeeilt, berichtet seiner Mutter und Großmutter in einem Schreiben, sonst von allerhand fröhlichen Kleinigkeiten über seinen günstigen Empfang bei Hofe wimmelnd, auch Folgendes:

„und entbot die oberwähnte Jungfrau, als sie dem König entgegen ritt, meinem Bruder und mir gar freundlichen Grüß. Sie war im vollen Gewaffen, — nur das Haupt frei, — und hielt die Lanze in der Hand. Nachdem wir in Selles eingekehrt waren, besuchte ich sie in ihrer Herberge. Sie ließ Wein geben, und sagte, bald werde sie mir welchen in Paris vorsetzen. Es scheint etwas recht Göttliches mit ihr, wenn man sie sieht und hört. — — — — Ich sah sie zu Roß steigen, ganz in weißen Waffen, jedoch baarhaupt, eine kleine Streitaxt in der Hand. Ein großer, schwarzer Renner war ihr vorgeführt, der sich an der Thür ihrer Wohnung sehr unbändig gebehrdete, und sie nicht aufsitzen lassen wollte. Da sprach sie: „führt ihn gegen das Kreuz hin.“ Es stand an der Straße vor der Kirche. Und dort saß sie auf, und er stand still, wie gebunden.“

Montags, am 6ten Jun. 1429.

Dann kommen Klagen über den Geldmangel am Hofe, aber zu gleicher Zeit freudigliche Bitten des Jünglings, doch ja seines Gutes nicht zu schonen, und ihn und sein Geschwader zum desto bessern Dienste des Königs auszurüsten. Verkauft oder verpfändet möge werden; wie es sich eben am leichtesten machen wolle. Wiederum sich zu Johanna wendend, fährt er fort:

„Die Jungfrau sagte mir, als ich sie in ihrer Wohnung besuchte, drei Tage vor meiner Ankunft habe sie Euch, meine Großmutter, einen kleinen Goldring zugeschickt. Aber es sei eben nur etwas Unbedeutendes, und gern hätte sie Euch Besseres gesendet, in Betracht Eurer anerkannten Trefflichkeit." —

Die Jungfrau begab sich von Selles nach Romorentin, wo sie Sechshundert Reisige zu des Königs Dienst bereit fand *).

Donnerstags am 9. Junius 1429 brach man gegen Jargeau auf, und erreichte zur

*) Da jeder Reisige zwei leichte Reiter zu seiner Unterstützung mitführte, muß die Zahl derselben jederzeit verdreifacht gelten. Also hier 1800 Mann. Der Leser wolle das Verhältniß fortdauernd beachten.

Abendzeit eine Waldung, worin man die Nacht hindurch lagerte.

Gegen Morgen meldeten die Vorposten eine anrückende Schaar. Bald erkannte man selbige für eine Abtheilung des Königlichen Heeres, durch Dunois, Florenz d'Illiers, und noch andre gute alte Bekannte angeführt. Nach angestellter Musterung fand man ungefähr 1500 Reisige, oder 4500 Mann unter den Waffen. Es kam den Hauptleuten das so wenig vor, um einen festen Ort, mit tapfrer Besatzung unter dem Oberbefehl des berühmten Wilhelm Poole, Grafen von Suffolk, anzugreifen. Einige zwar hofften Erfolg durch augenblickliche Ueberraschung; Andre aber — und, wie es scheint, die Mehrzahl — wollten durchaus noch stehn bleiben, und in dieser Gegend weitre Verstärkungen abwarten, denn die Engländer seien viel zu zahlreich. Da nahm Johanna das Wort, und sprach:

„Fürchtet Euch nicht vor ihrer Menge, und zögert nicht länger, auf diese Engländer zu stürmen. Denn Gott leitet Euer Werk. Glaubt mir, wüßte ich nicht ganz gewiß, daß Gott selbst dieses große Unternehmen lenket, so möchte

ich ja weit lieber meine Schafe hüten, als mich so vielen Widersprüchen und Gefahren aussetzen." —

Da fühlten sich alle Hauptleute wunderbar ergriffen und der Zug ging wieder vorwärts; nicht zwar grade auf Jargeau, aber doch nach Orleans, wo man noch mit andern Geschwadern zusammentreffen sollte, und wo ein begeisterter Jubelruf Alle, vornehmlich die Jungfrau empfing.

Freitags, am 10ten Jun. 1429.

Die erwarteten Schaaren waren eingetroffen. Am nächsten Morgen ging es nun wirklich, das Loirethal entlang, gegen Jargeau vorwärts. Die Anzahl des Französischen Heeres mochte sich etwan auf Vier- bis Fünftausend Mann belaufen, von welchen ein Theil Streitärte, Kolben und Armbrüste führte. Vermuthlich sind darunter die schon oberwähnten treuen Städter zu verstehen. Auch fehlte es nicht an Geschütz, der Stadt Orleans gehörig, worunter ein Mörser den Namen der Schäferei oder der Schäferin führte; wohl in heitrer Beziehung auf den früheren Stand der errettenden Jungfrau.

Sonnabend am 11ten Jun.

Man hatte gehofft, durch überraschenden

Anlauf die Vorstädte von Jargeau einzunehmen, um sich dort während der Nacht festzusetzen. — Doch Suffolk, von dem Anzug seiner Gegner unterrichtet, rückte ihnen voll edler Kühnheit entgegen, bestrebt, das wankende Waffenglück wiederum keck auf die Seite seiner Parthei herüberzureißen. Der erste Erfolg schien diesen Heldenentschluß zu krönen. Die Französischen Geschwader, aus Angreifern plötzlich in Angegriffene umgewandelt, begannen zu wanken. Rasch drang der tapfre Engländer vor, und die Erinnerung an Crecy, Azincourt und andre vor diesen Feinden erlittene Niederlagen mochte bereits umdüsternd in manchem Franzosen emporsteigen.

Da riß Johanna die Fahne aus ihres Bannerträgers Hand, setzte ihrem Roß die Sporen ein, und sprengte vorwärts in's Getümmel. Auf ihren Siegesruf sammelten sich die Weichenden, und drangen frischen Muthes feindan. Im raschen Schwunge ging es nun mit den Franzosen vorwärts, rückwärts mit den Engländern, und bald waren die Vorstädte in der Angreifenden Gewalt.

Da überließen sich die Franzosen nach ihrer

gewohnten siegeskecken Weise einer allzuruhigen Zuversicht. Kaum schickte man noch eine oder die andre Patrouille aus. Ein kühnes Hervorbrechen der Engländer hätte jeden Vortheil des vorigen Tages in Verderben umwandeln können. Nichts davon geschah. Herzog Johann von Alençon schreibt das in seiner spätern Aussage einem höheren Schutze zu, sich auf das alte Sprüchwort beziehend: „Was Gott bewahrt, ist wohlbewahrt.“ — Und wollen und dürfen wir auch keinen göttlichen Schutz für die leichtsinnige Trägheit der Menschen erwarten, so lehrt uns doch das höchste Wort, wie um Eines frommen Wesens willen oft Andre unverdienterweise mitbeschirmt werden. —

Sonntag am 12ten Juni 1429. Morgens darauf mit Tagesanbruch fuhren die Angreifer das Geschütz auf, und während des Vormittages begannen Donnerbüchsen und andre Kriegsmaschinen gegen die Stadt zu spielen. Die Besatzung, aus alten Kriegern von Heinrich V. Schule bestehend, sahe der Gefahr freudig in's Auge, und außer ihrem tapfern Anführer Suffolk standen dessen Brüder, Johann und Alexander Poole, an der Spitze, bereit, sich mit dem berühmten Oberhaupt ihres

Stammes unter den Trümmern von Jargeau zu begraben. Auch noch andre erprüfte Hauptleute waren dabei, und die Bürger hatten sich ganz der Engländischen Herrschaft geweihet, entschlossen, ihre Landsleute nach besten Kräften zurücktreiben zu helfen. Zahlreiche Geschütze donnerten dem Angriff entgegen. Aber die Jungfrau, mit einem seltsam richtigen Blick für das Aufstellen der Artillerie begabt, wußte die des Französischen Heeres dergestalt gut anzuwenden, daß in Kurzem die widerspänstige Stadt vielen Schaden erlitt.

Während dieses Kampfes aus der Ferne, sprach die Jungfrau plötzlich zu dem die Außenwerke betrachtenden Herzog von Alençon: „entfernt Euch von da! Oder jenes Geschütz dort" — sie zeigte nach den Wällen hinauf — „brennt los, und erschlägt Euch." — Alençon that nach ihrem Willen, und fast selben Augenblickes traf der Schuß einen Edelmann an der Stelle, wo der Herzog gehalten hatte. Dieser sagte nachher aus, ein ehrerbietiger Schauer habe ihn über dies Vorherwissen der Jungfrau erfaßt.

Plötzlich verbreitete sich in den Französischen Schaaren von Rotte zu Rotte das bestür-

zende Gerücht, Fastolf und andre Engländische Hauptleute zögen mit Lebensmitteln, Geschütz und Zwei Tausend Streitern von Paris her zu Suffolks Unterstützung heran. Einige Hauptleute wollten, man solle einstweilen von der Belagerung ablassen, und dem Fastolf entgegenrücken, welches auch, falls er wirklich so frühe kam, ohne Zweifel für den besten Rath gelten mochte. Je mehr er an Zufuhr bei sich führte, je leichter war er im freien Felde zu schlagen. Andre aber zogen bereits wirklich ab, und wer weiß, wie verderblich das schlimme Beispiel wirken konnte, hätte nicht Johanna den Anführern mit edlen Worten die Schmach und Thorheit eines solchen Beginnens — und vollends auf ein bloßes Gerücht hin! — vorgestellt. Da hub das augenblicklich unterbrochene Geschützfeuer von beiden Seiten mit vermehrter Lebhaftigkeit wiederum an, und dauerte sogar die ganze Nacht hindurch fort. Um Tagesanbruch stürzte vor dem dritten Schuß jenes obgenannten Mörsers aus Orleans der stärkste Thurm des Platzes mit gräßlichem Gekrach zusammen, weithin seine blutigen Trümmer verstreuend.

Montags, am 13ten Juni 1429.

Dennoch war bei den Engländern, die immer noch auf Entsatz hofften, von Uebergabe nicht die Rede, und dieser Tag verging, gleich dem vorigen, unter Geschützesdonner, während Ausfälle und Angriffe bei gleicher Tapferkeit der Gegner keinen entscheidenden Erfolg hervorbrachten.

Endlich am dritten Tage bot Graf Suffolk einen vierzehntägigen Waffenstillstand an, nach Dessem Ablauf, falls ihm kein Entsatz komme, er die Stadt übergeben wolle. Man hielt im Französischen Lager Kriegsrath; kurz diesmal und entschlossen, denn Niemand gedachte den Engländern mehr zu bewilligen, als augenblicklichen Abmarsch, wobei sie ihre Pferde mit sich nehmen könnten. Johanna sprach: „mögen die Engländer das Leben behalten, und wenn sie wollen, in ihren Röcken und Wämsern vonhinnengehn. Sonst fangen wir sie mit stürmender Hand." — Während der Berathung hatte sich La Hire nach seiner bisweilen überkecken Gascognerweise auf eigne Hand in Unterhandlungen mit Suffolk eingelassen. Unwillig vernahmen es die übrigen Anführer und Alençon rief ihn sogleich zurück, wo er denn allerdings Folge

Dienstags, am 14ten Juni. 1429.

leisten mußte, aber, wie es scheint, nur mit mürrischem Widerstreben.

Doch ist er ohne Zweifel wieder frisch und froh geworden, als nach allgemeinem Beschluß die Trompete das Heer zum Mauersturm berief. Johanna setzte ihren Helm auf, und winkte mit der ihr eigenthümlichen muthstrahlenden Begeisterung dem Herzog von Alençon, ausrufend: „vorwärts, edler Herzog, zum Sturm!" — Als Dieser ihr einige Bedenklichkeiten entgegenwarf, ob man nicht erst noch einen günstigeren Augenblick, etwa durch eine entscheidende Wirkung des diesseitigen Geschützes veranlaßt, erharren wolle, sprach sie: „zweifelt nicht! Der Augenblick ist da, wann es Gott gefällt. Die Zeit der Thaten ist da, wann Gott unser Thun begehrt, und Er selbst sich durch Thaten offenbart!" Und als Alençon noch sinnend stand, fragte sie: „o edler Herzog, hegst Du Furcht? Und weißt Du nicht, daß ich Deiner Gattin versprach, Dich frisch und gesund wieder heim zu bringen?" —

Alençon selbst ist es, Dessen spätern Aussagen wir diese Kunde verdanken. Und so versteht es sich auch von selbst, daß er der Begei-

sterten ritterlich folgte, als sie nach diesen Worten zum Sturme vorwärts rannte, und die frischentzündeten Franzosen eilten ihnen nach. Alle Mittel und Gegenmittel der Leitersteigung wurden rüstig angewendet. Die Graben füllten sich mit Leichen und Waffentrümmern. Aber auch die Besatzung hatte nach vierstündigem Kampfe bereits Fünf Hundert Mann verloren.

Da ließ Graf Suffolk vom Wall hinab ausrufen, er begehre, den Herzog von Alençon zu sprechen, aber die Wuth des Sturmes gab keiner Verhandlung mehr Raum. Johanna eilte in den Wallgraben, ihre Fahne schwingend, hin, wo die Engländer sich am hartnäckigsten wehrten, und bestieg die Sprossen einer Sturmleiter, den Franzosen rufend, ihr zu folgen. Voll zornigen Entsetzens schickten die Engländer ihrer furchtbarsten Feindin einen Hagel von Geschossen entgegen. Einer, lautschreiend vor Wuth, warf einen mächtigen Stein nach ihr, der ihr Banner traf, und ihren Helm streifte, durch den Widerstand der Schutzwaffe jedoch in Trümmern abspringend. Aber von der Dehnung des Wurfes sank Johanna unten am

Walle zu Boden. Da hörte man droben Jubelruf, unten einen Schrei des Schreckens. Doch gleich wieder emporgerichtet, rief Johanna: „Freunde, Freunde, hinan! hinan! Seid guten Muthes. Unser HErr hat die Engländer verworfen, und bald sind sie allesammt unser!“ — Da erhob sich der Sturmlauf der Franzosen in unwiderstehlicher Gewalt. Schnell war die Brustwehr erkommen, die Besatzung zurückgeworfen, und durch Straßen und Häuser und Plätze verfolgte sie rächerisch der Sieger entflammter Zorn.

Mehr als eilfhundert Engländer kamen dabei um's Leben.

Suffolk, seine zwei Brüder und noch einige andre Helden der Besatzung zogen sich fechtend gegen den Brückenkopf hin, welcher die Stadt mit dem rechten Loireufer verbindet. Dort hofften sie die nachdringenden Franzosen einigermaßen aufzuhalten. Alexander Poole starb in diesem rühmlichen Bestreben den Tod der Ehren, während Wilhelm Regnault, ein junger Edelknecht aus Auvergne, mit ausgezeichneter Tapferkeit an der Spitze der Franzosen vorwärts drang. Da rief der tapfre Suf-

folk, sein unvermeidliches Erliegen vor Augen sehend, und bereit, sich irgend einem Tapfern ehrbar zu ergeben, dem Jünglinge zu: „bist Du ein Edelmann?" — „Ja!" erwiederte der Kühne. — „Bist Du Ritter?" — „Noch nicht." — „Tritt näher!" — Er that es. Suffolk ertheilte ihm den Ritterschlag, empfing von ihm den geziemenden Eid, die Pflichten des Ehrenamtes treu zu erfüllen, und übergab ihm dann als Kriegsgefangner, der Ritter dem Ritter, sein Schwerdt *). — Fast zugleich auch ergab sich Johann Poole und manch ein andrer Engländischer Herr von edlem Waffenruhm. Leider befleckten die Franzosen ihren Sieg durch die Niedermetzelung vieler Feinde, die um Pardon riefen, wie auch durch die Plünderung des erstiegten Ortes. Nicht Rechtfertigung, aber wohl einige Entschuldigung mag diese Wild-

*) Der geistvolle Dichter Ludwig Robert hat diese That in einer schönen Romanze besungen. Sie war abgedruckt in der Zeitschrift: „die Musen," herausgegeben durch L. M. Fouqué und W. Neumann; ob noch sonst wo, ist mir unbewußt. Sie verdient die Aufmerksamkeit jedes für das Hohe und Schöne empfänglichen Sinnes.

heit in der Sturmeswuth der Ueberwinder und der starren Beharrlichkeit der Einwohner wider die Gesammtangelegenheit des Vaterlandes finden.

Sogar viele bereits Kriegsgefangnen, im Begriff nach Orleans abgeführt zu werden, fiel die mörderische Wuth an, und opferte deren Unterschiedliche in den Armen ihrer sie umsonst vertheidigenden Sieger. Um den Grafen Suffolk und seinen Bruder nebst andern Engländischen Herrn vor ähnlichen Schrecknissen zu sichern, wurden sie durch Anordnung der Jungfrau und Alençons auf einem großen Fahrzeuge eingeschifft, und so ohne alle Gefahr nach Orleans geleitet.

Johanna und Alençon begaben sich dorthin noch selbigen Abends wieder auf den Weg. Sie trafen zu Nacht ein, und lauter Jubel empfing die Sieghaften. Von dort meldeten sie dem Könige den Erfolg ihrer Fahrt. —

Der Herzog von Bedfort, noch kurz vorher begehrend, daß der junge König von England nach Paris komme, um sich dort krönen zu lassen, schrieb jetzt wiederholt in den dringendsten Ausdrücken um Hülfe. Hier die Ueber-

setzung eines Bruchstückes dieser Art, dessen Urschrift man im Archiv des Towers zu London aufbewahrt:

„— Und es ging Alles für Euch *) auf's Beste, bis die Belagerung von Orleans, Gott weiß, auf wessen Anrathen unternommen ward"

„Zu selbiger Zeit, nach dem Geschick, welches meinen Vetter Salisbury, dem Gott gnädig sein wolle, betraf, ist aus Gottes Hand, wie es scheint, ein großes Schrecken auf all' Eure dort zahlreich versammelten Leute gefallen. Die Veranlassung dazu lag großentheils, wie ich meine, in dem trüblichen Glauben und der eitlen Furcht, die sie vor einer Schülerin und Lockruthe des Feindes aller Menschenkinder, die Jungfrau geheißen, empfanden, welche sich falscher Zaubermittel und Hexereien bediente **).

---

*) Der Brief ist an den unmündigen König Heinrich VI. gerichtet.

**) Und doch schien es dem Herzog von Bedford nur eben selbst erst, der Schrecken sei aus Gottes Hand auf die Engländischen Schaaren gefallen.

„Diese Zufälle und ungünstigen Ereignisse verminderten nicht nur bedeutend die Anzahl Eurer Kriegsleute in diesen Landen, sondern auch der Uebrigen Muth ward sehr niedergeschlagen, wogegen Eure Wiedersacher und Feinde kühn genug wurden, sich in immer größerer Menge zu versammeln."

In England beharrten derweil die Vormünder des Königs, — der Herzog von Glocester und der Cardinal von Winchester — in ihrer alten Zwietracht, oft darüber die richtige Lenkung des Ganzen aus den Augen verlierend. Daß der Kardinal zum Anführer des Kreuzzuges gegen die Hussiten auf Päbstlichen Befehl nach Deutschland ernannt war, konnte wohl, falls er wirklich aufbrach, einstweilen den Ausbruch der Zwietrachtflamme dämpfen, doch keinesweges die in schon allzuviele Herzen beider Partheien gesprüheten Verderbensfunken löschen. Die seit lange für Frankreich so verderbliche Halbheit der Maaßregeln begann daher sich jetzt auch mehr und mehr in den Unternehmungen der Gegner kund zu geben.

Dagegen entfaltete sich der angeborne kriegerische Geist der Franzosen unter dem Schutz

und der Begeisterung ihrer wunderbaren Anführerin zu immer freierem Schwunge.

Eine Menge edler Herren und Ritter, uns größtentheils schon namentlich bekannt, war in Orleans zusammengeströmt, und gleich am Morgen nach der Einnahme von Jargeau rückte die Jungfrau an der Spitze von Sechs- bis Siebentausend Mann aus, um die Belagerung von Baugenci zu unternehmen, einer am rechten Loireufer unterhalb Orleans gelegnen, etwa sechs Stunden weit entfernten Stadt. Eine Menge Geschütz und eine reich mit Lebensmitteln beladene Wagenburg folgte dem Zuge.

Mittwoch, am 15ten Jun. 1429.

König Karl VII. begab sich nach Sully, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein. Daß er sich nicht selbst alsbald ritterlich an die Spitze der Unternehmung stellte, kann nur seiner trüben Abhängigkeit von argen oder erschlafften Rathgebern zugeschrieben werden.

Statt gleich bei Orleans auf das rechte Stromesufer überzugehn, zogen die Französischen Heergeschwader noch einstweilen auf dem linken. Es ist schwer, aus dieser Zeitentfernung den Grund dafür zu bestimmen. Doch läßt sich dergleichen allerdings durch Beschaf-

senheit der Wege, oder auch etwa um dem Feinde nicht augenblicklich das vorgesetzte Ziel anzudeuten, allerdings als hinlänglich bestimmend gedenken. Auch finden wir diesmal keine Spur einer streittigen Berathung zwischen der Jungfrau und den Hauptleuten. Vielleicht schwebte es der begeisterten Kriegerin vor, man könne gleich unterweges noch Einen Loireübergang mehr, den bei Meun, erobern, und so um desto rühmlicher auf das rechte Ufer hinüberschreiten.

So geschah es. Man erstürmte den dortigen Brückenkopf, obgleich durch Scales und Andre wacker vertheidigt, und zog dann ohne Aufenthalt fürder.

Die Stadt Meun selbst, von der Brücke seitwärts liegend, blieb einstweilen noch in feindlicher Gewalt, und Alençon, der als Anführer der Nachhut in einer Kirche mit einigen Waffengenossen augenblickliche Nachtruhe suchte, — nach abgeträgt sorgloser Weise der Franzosen, — gerieth durch einen Streifzug der Engländischen Besatzung in große Gefahr. Doch kam er glücklich davon, und vereinigte sich auf den Wiesen vor Baugenci wieder mit dem Haupttreffen.

Talbot, damals in dieser Stadt anwesend,

hatte kaum das Heranrücken der Franzosen vernommen, als er der Engländischen Besatzung in La Ferté-Hubert gebieten ließ, den Platz zu verlassen, und die Vertheidiger von Baugenci zu verstärken. Es geschah, nachdem man die um das Schloß herliegenden Wirthschaftsgebäude abgebrannt hatte; — wie es scheint: mit ganz überflüssiger Grausamkeit. Denn die geräumte und den Feinden überlassene Burg ward ja eben dadurch nur in desto bessern Vertheidigungsstand gesetzt.

Talbot vertraute die verstärkte Besatzung von Baugenci dem Oberbefehl des Ritter Richard Guetin, und ritt dem aus Paris abgesandten Fastolf entgegen, welcher den Engländischen Truppen Hülfe an Mannschaft und Vorräthen bringen sollte. Doch als dieser die Einnahme von Jargeau vernahm, ließ er die Zufuhr einstweilen in Estampes stehn, und rückte nur mit den Wappnern bis gegen Yenville vor, wo Talbot ihm begegnete, und sie mitsammen rathschlagten. Donnerst., am 16ten Jun. 1429.

Das Französische Heer indessen, vor Baugenci angekommen, begann sogleich von Osten und Norden her den Sturm, und drang in die

Stadt, ohne sonderlichen Widerstand zu finden, denn die Hauptmacht der Engländer hatte sich alsbald in das Schloß und in den Brückenkopf zurückgezogen, um desto gedrängteren Widerstand zu leisten. Doch in einigen Häusern und Schlupfwinkeln des Ortes hatten sie verstreute Posten zurückgelassen, welche plötzlich auf die sich einquartierenden Franzosen überraschend losbrachen. Von beiden Seiten floß Blut. Endlich wurden die Engländer auf jene beiden Posten zurückgedrängt.

Rasch fuhr das Geschütz auf, während Lombardische Bogenschützen im Königlichen Heere das Gefecht auf ihre Weise rüstig eröffneten. Wohlausgestellte Wachtposten verhinderten jeden Ausfall der Gegner.

Da zeigte sich plötzlich eine Unterstützung für die Franzosen, von so seltsamlicher Art, daß sie das ganze Unternehmen mit Verderben bedrohete.

Graf Arthur von Richemont, Bruder des Herzogs von Bretagne, Connetable von Frankreich, als welchen wir ihn schon früher kannten, und manches Edle in ihm bewunderten, wollte nun plötzlich aus einer trotzig erkornen

Zurückgezogenheit wiederum aufleuchten, um an der neu emporstrahlenden Gloria des Französischen Kriegsruhmes Theil zu gewinnen. Er hatte einige Französische Besatzungen an sich gezogen, und seine entbotnen Vasallen aus dem Lande Poitou dazu gesellt, so daß er Vierhundert Wappner (Zwölfhundert Reiter im Ganzen) und Achthundert Bogenschützen unter seinem Befehle versammelt sah. Auch manche edle Ritter hatten sich zu ihm gesellet, unter Denen vorzüglich die Namen Beaumanoir und Montauban leuchteten. Er gedachte mit dieser kräftigen Schaar nach dem Vereinigungspunkt Orleans zu rücken. König Karl aber, so späten Beistand verschmähend, und manches frühere Schlimme zu vergessen unfähig, schickte dem Grafen nach Loudun einen Herrn von la Jaille entgegen, welcher ihn auf die Seite zog, ihm zuflüsternd, er möge nur sacht umkehren; der König wolle seiner nicht, und werde ihn, falls er weiter vorrücke, feindlich angreifen. Graf Richemont versicherte, er thue Alles zum Heil des Königs und des Königreiches, und wolle es abwarten, wer ihn angreifen dürfe.

Herr von la Jaille mußte wohl zu den Bin-

sengattungen im Sturm gehören; keineswegs irgend einem Strome der Dinge widerstrebend, sondern vor Allem nur bemüht, sich selber durch sanfte Nachgiebigkeit zu behaupten. Denn er beantwortete Richmonds Aeusserungen mit den Worten: „mich dünkt, mein edler Herr wird sehr wohl daran thun." —

Bei Amboise erfuhr Richemont den Sieg der Jungfrau zu Jargeau, und wie sie jetzt Beaugenci angreife. Er beeilte seine Fahrt um so mehr, und sandte zwei Ritter voraus, für sich und die Seinigen Aufnahme und Verpflegung bei'm Königlichen Heere zu verlangen.

Johanna d'Arc und alle Hauptleute waren eben nicht erfreut über eine Verstärkung, deren sie sich nicht bedürftig fühlten, und welche anzunehmen ein ausdrücklicher Befehl des Königs ihnen verbot. Alençon erklärte, fortzuziehn, sobald der Connetable eintreffe; Johanna, sich ganz einfach an den Königlichen Auftrag haltend, meinte, wenn der zudringliche Helfer, der Abmahnungen nicht achtend, weiter vorrücke, müsse man ihn angreifen. Dawider sollen sich zwei Hauptleute bestimmt und sogar drohend geäußert haben; sehr begreiflich, wenn man erwägt, wie

weit eingerissener Partheigeist sein Spiel zu treiben vermag. Daß aber La Hire, der treuergebne Freund und Anhänger Johanna's während ihrer ganzen mühsam glorreichen Laufbahn, sich mit zu Jenen gerottet habe, widerspricht aller höheren Wahrscheinlichkeit der Geschichte; es wird auch nur von Wilhelm Gruel, einem eifrigen Anhänger des Connetable, und in Dessem Solde stehend, angeführt.

Ebenderselbe behauptet, Johanna, feierlich mit Alençon und andern Rittern dem Connetable zum Gruß entgegenziehend, seie vom Rosse gestiegen, und habe Richemonts Knie umfaßt. Wir finden aber nicht, daß sie je einem andern Sterblichen, als ihrem rechtmäßigen Könige, so tiefe Verehrung bewiesen habe.

Eine andre Chronik selbiger Zeit berichtet dagegen, Graf Arthur von Richemont und, ihm zu Gefallen, auch andre Herrn hätten die Jungfrau gebeten, seinen Frieden mit dem Könige zu bewerkstelligen. Und das habe sie ihm gewährt, dafern er in ihrer und der Hauptleute Gegenwart seinen Eid erneue, dem Könige treu zu dienen. Auch mußten Alençon und die übrigen Herren ihr Siegel unter die Urkunde drü-

cken, wonach der Connetable in das Heer der Belagerer aufgenommen ward.

Nimmt man nun an, wie es mit der Wahrscheinlichkeit zusammentrifft, daß dieser Vertrag vor dem persönlichen Eintreffen Richemonts abgeschlossen ward, so erklärt sich Alles von selbst; auch die ehrerbietige Beugung des Mägdleins vor dem Herzog, welche die Sitte jener Zeit gegen Vornehmere sehr tief erheischte. Mag sein auch, daß der hochfahrende Connetable, nach seines Lobredners Bericht, sie dann mit den seltsamlichen Worten ansprach: „Johanna, es heißt, Ihr wolltet mich bekämpfen. Ich weiß nicht, ob Ihr von Gott seid. Aber dann fürcht' ich Euch nicht, denn Gott weiß, daß ich es redlich meine. Seid Ihr aber vom Teufel, so fürcht' ich Euch noch weniger.“ —

Gewiß ist es, daß, indem der Connetable mit seinen Schaaren in die Nähe des Lagers herankam, und Alençon von hinnen ziehn wollte, Johanna einen plötzlich entstehenden Allarm, als rückte Talbot mit starkem Entsatz heran, dazu nutzte, den Herzog zurückzuhalten, und ihm begreiflich zu machen, man dürfe eben jetzt einander nicht verlassen.

Sie hatte Recht. Es galt nur zweierlei: Entweder, auf nichts Rücksicht nehmend, als auf das Königliche Gebot, den Connetable unmittelbar anzugreifen, Gott den Erfolg, und dem Könige die Verantwortlichkeit überlassend; — oder sich finden in die Zeit, und gemeinschaftlich mit dem versöhnten Feldherrn das möglichst Beste thun. — Ein zorniges Abwenden bald dieses, bald jenes Helden, — möchte man es auch nach einem antiken Beispiel achillisch nennen dürfen, — konnte doch eben dem großen Ganzen nur, zum Götzenopfer für die Eitelkeit der Einzelnen, Lähmung und Verderben bringen.

Es war also ein Bund geschlossen; oder vielmehr ein Vertrag. Beiderseits fand man dabei für gut, sich durch den Fluß voneinander getrennt zu halten.

Der Connetable sollte fortan den Platz von der Sologne her berennen, dem Brückenkopf gegenüber, während die Geschwader unter der Jungfrau und Alençons Befehl auf das andre Stromesufer zögen. Das blieb indeß für den nächsten Morgen ausgesetzt, denn über so viele seltsamliche Verhandlungen war die Nacht her-

eingebrochen. Richemont's Truppen fanden keine Quartiere eingeräumt, und sahen sich so einstweilen von selbst auf ein wunderliches Vorpostenverhältniß angewiesen; — gewissermaßen noch nicht ganz einer von beiden Parten angehörig.

Dennoch leistete der Connetable in dieser Nacht für die französische Sache einen vielleicht sehr wesentlichen Dienst. Erfahrend, der Brückenkopf vor Meun seie nur schwach von Franzosen besetzt und durch die Garnison der Stadt mit übermächtigem Anfalle bedroht, schickte er Zwanzig Reisige — also Sechzig Reiter — mit einer Schaar Bogenschützen unter dem Befehl zweier Hauptleute zur Verstärkung dorthin.

Während der Nacht begehrte der Engländische Kommandant des Schlosses von Baugenci, zu kapituliren, und der Herzog von Alençon bewilligte ihm unter sehr leidlichen Bedingungen freien Abzug; mehr — wie es schien — darauf bedacht, die Oberfeldherrnstelle an des Connetable Statt für sich zu behaupten, als den Gegner möglichst unschädlich für die Fortsetzung des Krieges zu machen.

Sonnabend. Tages darauf zogen die Engländer unter des Ritter Ambrosius von Lore Aufsicht und

Geleit nach Meun ab, und die Franzosen nahmen die Burg von Baugenci in Besitz. am 28sten Jun. 1429.

Kaum war dies vollbracht, so sprengte ein Wappner, der Compagnie La Hire's angehörig, heran, den Hauptleuten verkündigend, die Macht der Engländer rücke vor, und bald werde man sie mit Augen sehn; die Vorhut allein belaufe sich auf etwa tausend Reisige.

Johanna, von andern Dingen redend, hatte derweil die Meldung nicht deutlich vernommen, und als man sie ihr auf Befragen wiederholte, sprach sie, zum Grafen Richemont gewendet: „ha, edler Connetable, nicht um meinetwillen seid Ihr gekommen! Doch da Ihr nun einmal kommen wolltet, sollt Ihr uns auch willkommen sein." —

Man sprengte sogleich Blänker vorwärts, um bestimmtere Kunde zu erhalten, und ließ aus Baugenci die Geschwader in's freie Feld rücken, sie rasch zum Kampf ordnend. —

Da fragte Alençon in Gegenwart vieler versammelten Helden und Hauptleute, was jetzt am Besten anzufangen sei. Alsbald erwiederte Johanna mit lauter und wohltönender Stimme: „habt Ihr allzumal tüchtige Sporen?" — „Wie

nun!" rief unwillig die Versammlung. „Sollen wir dem Feinde den Rücken zeigen?" — Doch die Jungfrau erwiederte: „mit Nichten. Die Engländer sind es, die vertheidigungslos das Feld räumen müssen, und Ihr werdet die Sporen bedürfen, um ihnen nachzujagen." — Noch fügte sie hinzu, dieser Sieg solle dem Königlichen Heere sehr wenig Blut kosten, und nur wenige Franzosen würden das Leben verlieren; vielleicht Keiner.

Indessen zogen die Engländer in kampflustiger Eil heran, ungefähr Viertausend Kämpfer stark, unter Talbot, Scales und Fastolf vereinigt. Freilich sahen sie ihren Hauptzweck, den Ersatz der Burg von Baugenci, verfehlt, aber sie ordneten sich deshalb nicht minder keck zum Treffen.

Als La Hire und Thibald von Armagnac der Jungfrau meldeten, der Feind ziehe kampfbereit heran, sprach sie zu allen Hauptleuten:

„Brechet getroßt auf sie ein! Sie werden sich nicht lange besinnen, vor Euch zu fliehen."

Auf dieses Wort — so berichtete Jahrelang nachher Thibald von Armagnac, genannt von Termes — ordneten die Feldherrn den Angriff.

Aber der Feind wich plötzlich ohne Kampf zurück, und eilte nach Meun, wo er hoffte, den Brückenkopf durch Ueberraschung einzunehmen, ehe die Französische Armee heranziehe.

Die Jungfrau und alle edle Herren saßen alsbald im Sattel, den Rückzug der Engländer in der Nähe beobachtend, und Vorhut und Hauptgeschwader folgten ihnen möglichst eilig nach, so daß man bald vor Meun erschien.

Die Engländer ließen auf die Kunde, die Französische Vorhut rückte heran, sogleich von der Bestürmung des Brückenkopfes ab, und zogen in die Stadt Meun, um, wie es schien, sich dort zu befestigen. Doch auch das gaben sie wieder auf, den Ort gänzlich räumend, und in guter Ordnung nach Janville in der Beausse aufbrechend.

Als die Französischen Blänker die Meldung brachten, der Feind marschiere ab, verbreitete sich der Wahn im Heere, das Tagewerk sei geendet, und man könne nur geruhig nach Baugenci umkehren, um gute Quartiere zu beziehen. Manch Einem lag auch wohl noch das Schrecken der Tage von Azincourt, Crevant, und andrer gegen die Engländer verlorner Schlachten zu sehr

in der Seele, um den Feind auf offnem Felde aufsuchen zu wollen. Johanna's Geist überstrahlte klar dieses unsichre Gewirr von Zweifeln und Entwürfen. „Nur kühn gegen die Engländer vorgerückt!“ sprach sie. „Zweifelt nicht. Wir werden sie bezwingen.“ Und auf die Vorstellung, es seie ja noch immer zweifelhaft, ob man den Feind während seines Rückzuges einhole, erwiederte sie: „reitet doch nur dreist vorwärts. Es wird an gutem Geleite nicht mangeln.“ Und gleich darauf fügte sie hinzu: „bei meinem Gott, man muß sie bekämpfen! Und hingen sie in den Wolken, so fassen wir sie. Denn Gott hat uns zu ihrer Züchtigung gesendet. Der edle König wird heute den größten Sieg erhalten, seit langer Zeit her, und meine Berathung verkündet mir, daß sie Alle in unsre Hand gegeben sind.“ —

Die Gemüther schwankten. Da sprach der Herr von Rostrenen zum Connetable: „laßt Ihr jetzt Euer Banner vorwärts rücken, so ziehn sie Euch Alle nach.“ — Richemont that es, der Zug ging feindan, und man beschloß, den Feind anzugreifen, wo man ihn finde.

Nach Französischer Weise loderte nun wie-

herum eine übereilende Kampflust auf. Allerdings war es erwünscht, den Feind anzutreffen, bevor er sich in einen festen Platz werfe, oder Zeit gewinne, sich nach gewohnter Art mit eingerammten Pfählen zu umschanzen, welche schon so oftmal dem kühnen Ansprengen der Französischen Reiterei verderblich wurden *).

Doch „Eile mit Weile" ist ein gar gedeihliches Sprüchwort für den Krieg, wenn es gleich eben so schlimm, als jeder andre ächte Spruch, zum Nachtheiligsten gemisbraucht werden kann. Die Jungfrau fand das rechte Mittel aus, die Hauptschaar in Ordnung und Athem zu erhalten, eine Vorhut von etwa Vierzehn oder Funfzehnhundert bestberittenen Kriegern anordnend, die dem Feind durch die Ebnen der Beausse nachjagen sollten, ihn zum Halten und Aufmarschiren zwingend, und so ihn bannend, bis die geordnete Hauptmacht mit unerschöpfter

*) Man wird an die sogenannten Spanischen Reiter erinnert, welche ehedem das Oesterreichische Fußvolk den Spahi's der Muselmänner entgegenzustemmen pflegte. Beide Vertheidigungsmittel aber zeugen für die zugestandene Trefflichkeit und Obmacht der feindlichen Reiterei.

Kraft herankomme. Schmerzlich nur traf es dabei Johanna's Seele, daß man nicht sie selbst, sondern ihren Waffenfreund La Hire zur Leitung dieses voraneilenden Geschwaders bestimmte. Denn sie war immerhin gern die Nächste am Feinde.

Möglichst schnell führte sie durch die blühenden Ebnen des Landes die Hauptmacht nach, von den edelsten Helden Frankreichs umgeben.

Die Vorhut leistete, was man von siegesfreudigen Franzosen unter der Anführung eines Helden, wie La Hire, erwarten konnte. Anfangs freilich streifte die Spitze des Haufens — aus sechzig bis achtzig Reitern auf den edelsten Rossen bestehend — eine Zeitlang in's Blaue umher, ohne den Feind anzutreffen oder auch nur seine Spur zu ermitteln, aber auch ohne zu ermüden. Man mochte wohl Fünf Stunden Weges so fortgeritten sein, und besorgte schon, einer falschen Spur zu folgen. Ohne Zweifel Eines der schmerzlicheren Gefühle für den ehrliebenden Krieger. Doch thut er in solchem Falle besser, einstweilen der eingeschlagnen Richtung zu folgen, als ohne bestimmte

Kunden sich auf ein willkührliches Abweichen und Umhertreiben einzulassen.

Diesmal sollte ein Hirsch die Beharrlichkeit der Französischen Vorhut lohnen. Plötzlich vor den Blänkern aus einem Waldesdickigt aufspringend und gegen Nord-Ost vonhinnen laufend, erweckte er dort ein lautes Waidmannsgeschrei. Die Fransen folgten der Richtung des Lärmens mit verhängtem Zügel, und erblickten bald des Feindes Nachhut, welche noch nicht eine solche Nähe ihrer Verfolger ahnete, und sich deshalb jener kecken Lustigkeit überlassen hatte.

Die Franzosen, den Feind ziemlich klar überschauend, sandten ihren Hauptleuten Kunde, es sei an der Zeit, rasch heranzutraben. Es geschah.

Die Engländer hatten noch nichts gemerkt. Freilich wollte schon früher Fastolf, man solle jetzt den siegbegeisterten Franzosen nicht Trotz bieten, sondern sich einstweilen begnügen, einige Burgen und andre feste Plätze in der Umgegend zu behaupten, bis frische Hülfe aus England komme. Doch Ritter Johann Talbot's kriegerischer Geist wollte von derlei Rücksichten

nichts wissen. „Kommen die Feinde," — pflegte der Feldher zu sprechen, — „so schlag' ich mich mit ihnen." —

Allerdings ein gutes Feldherrnwort, tausend intelligente Subtilitäten aufwiegend, möge nun dem Heldenspruche das Glück lächeln oder der Tod; — ja, möge sogar das schmerzliche, oft häßliche Mittelding, Unglück geheissen, seine Schatten dazwischen werfen. —

Jetzt erblickte man die Französischen Blänker, und machte Halt, in der Absicht, durch abgesessene Reiter eine Hecke dergestalt zu besetzen, daß der Feind nicht der Stellung in den Rücken fallen könne. Doch schien gleich darauf dieser Platz noch nicht ganz angemessen, und man zog sich etwa eine halbe Viertelstunde weiter zurück, wo man einen haltbaren Posten zu finden hoffte. Auch erreichte man die begehrte Stelle. Schon ganz nahe von den Franzosen gedrängt, saß die Mehrzahl der Engländer ab, sich zwischen Hecken und Gebüschen in der Nähe eines Dorfes, Patay genannt, zur Vertheidigung stellend. Der Eine ihrer Flügel stützte sich an ein befestigtes Kloster.

Doch sich nach ihrer Gewohnheit zu ver-

schanzen, oder doch zu umhegen, ließen ihnen La Hire und die andern Kämpfer der Vorhut — Poton von Xaintrailles war mit dabei — nicht Zeit. Die Vierzehn- bis Funfzehnhundert Reiter sprengten kühnlich an, als wären ihrer eben so viel Tausende gewesen, und brachten die Gegner in Verwirrung. Johann Fastolf und der Bastard von Thian saßen nicht, gleich ihren Heergenossen, ab, sondern sprengten sammt dem größten Theil ihrer Schaaren vollen Laufes von hinnen, nicht dem Ruhme nachjagend, sondern nur dem Leben. Die abgesessenen Engländer suchten sich in das Dorf und die Gebüsche zu retten; vergeblich. In diesem Augenblick trabte die Französische Hauptmacht heran, des Feindes Niederlage vollendend. Ein gräßliches Gemetzel streckte die Engländer zu Boden, während Französischer Seits nur ein einziger Krieger, ein Edelmann aus der Compagnie Thibalds von Armagnac, den Tod erlitt. Viel Engländische Herren und Ritter wurden gefangen. Talbot selbst, nach eben so heldenmüthigen, als vergeblichen Anstrengungen, das Glück des Tages wieder herzustellen, mußte sich endlich den Bogenschützen des Ritter Xaintrailles

ergeben; nach Andrem ward dem braven Saintrailles diese Ehre persönlich zu Theil.

Auf der Flucht verloren die Engländer, wie auf jeder wirklichen Flucht der Besiegte, noch am mehrsten; besonders aber, weil ihnen die Bürger von Janville, wohin sie sich retten wollten, ihre Thore schlossen. Man sagt, es sei häßlicher Eigennutz dabei mit im Spiel gewesen. Denn als die Engländer von dort zum Entsatz von Baugenci ausrückten, hatte manch ein fremder Kriegsmann seinem Wirthe großes Geld und Gut zum Aufbewahren anvertraut.

Nach schönerer Sitte — jener blutigen, aber meist noch edlen Zeit eigenthümlich — ließ man die Engländischen Herolde ungestört über das Schlachtfeld reiten, für die Leichname ihres Heeres zu sorgen. Sie zählten Deren an zwei Tausend und zwei Hundert. Im ganzen sollen die Engländer zwischen vier und fünf Tausend Kriegsleute verloren haben.

Auf dem Siegesfelde gab man unterschiedlichen Tapfern die Ritterwürde. Genannt werden Jakob von Milly oder von Mailly, Gilles von Saint-Simon, Ludwig von Marconnay, und Johann de la Haye. —

Zum Erstenmal seit acht Jahren hatten die Franzosen gegen die Engländer in offner Feldschlacht gesiegt.

Die ausgezeichnetsten Helden der Gegner waren in Französischer Gefangenschaft, oder ruheten unter Französischer Erde auf immer von früheren stolzen Siegen aus.

Das Werk der Jungfrau stand riesengroß vor den Zeitgenossen, und wird eben so vor allen Zeiten stehn. Oder lasset uns lieber mit höherer Wahrheit, und eben deshalb dem Sinne der Jungfrau angemessener sprechen: das Werk Gottes. —

Janville öffnete der Französischen Vorhut ohne Widerstand die nur kaum erst den Engländern verschlossenen Thore, während die Hauptleute an der Spitze des Heeres auf dem ersiegten Schlachtfelde bei Patay übernachteten, in großer Müdigkeit nach dem heißen Tage.

Als der kriegsgefangne Talbot vor die Jungfrau, den Connetable und den Herzog von Alençon geführt ward, konnte leider der Letztre sich nicht enthalten, ihn höhnend anzureden:

„wie nun, Sir Talbot? Ihr dachtet's wohl heut am Morgen nicht, daß es so mit Euch kommen sollte!" — „Kriegsglück!" entgegnete ruhig der tapfre Besiegte. — Mit aller geziemenden Ehrerbietung ließ ihn Xaintrailles nach Baugenci geleiten.

Johanna offenbarte die gewohnte Weichheit ihrer Seele bei'm Anblick des leichenbestreueten Feldes, und das innigste Mitleid für kriegsgefangne Engländer, die etwa in rohe Hände gefallen waren, ohne ihre Sieger durch die Hoffnung auf ein hohes Lösegeld sänftigen zu können. Da sahe sie, wie ein wilder Franzos, mehrere Kriegsgefangne vor sich hertreibend, Einem davon so hart auf den Kopf schlug, daß der Unglückliche sterbend niedertaumelte. Johanna schwang sich vom Pferde, dem Engländer zu Hülfe eilend, richtete ihn in ihren Armen empor, und gebot, Alles für seine Heilung anzuwenden. Sie ließ einen Beichtiger berufen, und sprach selbst dem Leidenden die süßesten Trostworte zu, während sie ihm das sinkende Haupt stützte, und seine stammelnde Lippen den Namen des barmherzigen Gottes in demuthvoller Reue anriefen. Kräftig ermuthigte Johanna

ihn, und mitleidige Thränen mischten sich lindernd in ihre ernsten Ermahnungen. —

Aber dieser Engel des Trostes und des ewigen Friedens erschütterte fernherüber durch seine kriegerische Herrlichkeit immer mehr die abtrünnigen Pariser. Das Tagebuch des schon sonst erwähnten Bürgers berichtet Folgendes:

„Item: um selbige Zeit behaupteten sich die Armagnaken im Feld, Alles zerstörend. — Zwar mochten wohl acht Tausend Engländer zusammen beordert sein. Aber am Tage, wo sie von den Armagnaken bestanden wurden, gab es ihrer nicht über sechs Tausend, und der Armagnaken zehn Tausend. Da rannten Solche hastig gegen die Engländer an, und die Engländer entboten es ihnen gut. Aber doch konnten sie zuletzt nicht mehr ausdauern, denn die Armagnaken, um mehr als die Hälfte stärker *), schlossen die Engländer von allen Seiten ein. Da erlitten Diese eine Niederlage, und soll

*) Das will aus der nur eben selbst angegebenen Proportion 10 : 6 nicht hervorgehn. Man wird an den Zuwachs von Falstaffs steifleinenen Kerben gemahnt. (S. Shakespeares Heinrich IV.)

man ihrer Todten vier Tausend zählen, oder mehr. Die Anzahl der Uebriggebliebenen weiß man zu Paris nicht."

Der Schreiber des Parlaments hält sich näher zur Wahrheit, indem er folgende Bemerkung den Registern einverleibt:

„An diesem Tage, — dem 18ten Junius 1429 — trafen Messire Johann Fastolf, Sir Scales u. s. w. zwischen Janville und Baugenci auf den Feind, und wurden geschlagen. Die Gegner waren in fast gleicher Anzahl. Und bei ihnen befand sich die Jungfrau, die Genossin des Feindes, als man die Belagerung von Orleans aufhob, und Jargeau zurückeroberte." — Nun werden die kriegsgefangenen Engländer — voran Talbot — aufgezählt, und auf beliebte Weise schließt der Bericht mit den lateinischen Worten: „*Et hinc succumbuerunt Anglici absque defensione, ut fertur.*" — Zu Deutsch: „und daselbst erlagen, wie man berichtet, die Engländer ohne Widerstand." —

Fastolf ward höchst ungnädig bei'm Herzog von Bedford empfangen; ja, man nahm ihm für sein muthloses Davonsprengen aus dem

Treffen den Ritterorden vom Hosenband ab. Zwar ward ihm diese Auszeichnung späterhin wieder zugesprochen. Aber was ihm Niemand wieder zusprechen konnte, war die Achtung des tapfern Talbot. Sein Lebenlang hat sich dieser Held nicht mit dem feldflüchtigen Fastolf ausgesöhnt. —

Fünftes Buch.

Von der Schlacht bei Patay bis nach Karl des Siebenten Salbung zu Reims.

Das engländischgewordne Paris war in Schrekken und Bestürzung über die Niederlage von Patay. Dienstags vor dem Sanct-Johannistage verbreitete sich schon das Gerücht, die, welche man Armagnaken nannte, würden sogleich in die Hauptstadt eindringen. Am 15ten Jun. 1429

In der Rathsversammlung, welche der Herzog von Bedford wegen der Zeitumstände hielt, sollen einige Mitglieder bei Anhörung der schlimmen Berichte gar in Thränen ausgebrochen sein. Man beschloß eine feierliche Bot-

schaft an den früher so ebenhin behandelten Herzog von Burgund, um ihn zu bitten, daß er mit Rath und That als Helfer erscheine.

Herzog Philipp, den die Abgesandten zu Hesdin antrafen, hätte sie vielleicht nicht so gütig aufgenommen, als es sonst in der natürlichen Milde seines Wesens lag. Denn der Troh seiner übermüthigen Bundesgenossen hatte sein edles Herz tief verwundet. So aber war von Jenen Keiner dabei, sondern ein Bischof und zwei Doktoren der Theologie, nebst einigen angesehenen Bürgern von Paris brachten ihm ihre Bitten und Klagen vor. Da nahm er sie huldreich auf, und versicherte, nach Möglichkeit bald in Paris einzutreffen.

In England gedachte man, durch den wiederholten Hülferuf des Herzogs von Bedford gedrängt, die früher erwähnten, unter dem Kardinal von Winchester gegen Böhmen gesammelten Kreuzzugschaaren gegen Frankreich zu verwenden, wie ja früher schon Aehnliches geschehen war. Durch allerhand häßliche Mittel — auf schöne Weise stand nun einmal dergleichen nicht durchzusetzen — gelang die Ausführung des trüben Entwurfes. Glücklicherweise ist es

eben nicht in unsrer Aufgabe bedingt, ausführlich hierbei zu verweilen. Uns kann und darf genügen, daß man über die umgewandelte Bestimmung der Schaaren mitsammen einig ward.

Derweilen nahmen die Franzosen noch unterschiedliche kleinere Plätze in der Beauce fast ohne Widerstand ein. Doch schleuderten die Fremden in mehrere derselben vor ihrem Abzuge die Fackel des Mordbrandes. Ein schreckliches aber zuversichtliches Zeichen, daß sie in ihrem eignen Sinne an der Wiederkehr verzweifelten. Wer fremdes Land absichtlich verheert, — eigne Güter kann der Bewohner aus höheren Rücksichten oftmal für Augenblicke opfern, — meint selbst nicht mehr, festen Fuß darin zu behaupten. —

Der Connetable stand im Begriff, die günstigen Ereignisse zu verfolgen, und so für sich selbst eine Siegerkrone aus dem Allen zu flechten, als der Königs ihm den bestimmten Befehl zukommen ließ, nach seiner Heimath zurückzukehren. Vergeblich machte Richemond Vorstellungen dagegen, seinen Stolz dermaßen verläugnend, daß er bei dem ihm sonst so verhaßten Günstling La Tremoille in den demüthig-

sten Ausdrücken um dessen Vermittelung nachsuchte. Ein Diensteifer jedoch, welcher erst mit dem günstigen Umschwunge des Glückes neu erwacht war, blieb nicht unbillig außer Acht gelassen. Und wenn man vollends sich der Gewaltthat erinnert, zu welcher ein überkeker Eifer den Connetable ehedem hingerissen hatte, im Verein mit der gleichfalls gewaltsamen Art seine neuesten Dienste unberufen aufzudringen, erscheint es keineswegs allzustrenge, daß der König ihm zuletzt sagen ließ, er solle durchaus fortziehn, denn lieber wolle er nimmermehr die Krönung empfangen, als in seiner Gegenwart.

Leider aber ließ sich König Karl durch Unwillen gegen Richemont und dessen unbescheidnes Verweilen bei dem nach Orleans wieder zusammengerücktem Heer abhalten, diese gute Stadt zu besuchen. Die freudige Hoffnung der Einwohner darauf hatte sich schon in allerhand festlichen Zubereitungen geäußert, und ihnen und vielen Andern schien es schmerzlich, daß der König so treuerprüfte Unterthanen nicht durch seinen Anblick und Gruß ehren wolle. Doch es war wiederum die beliebte Halbheit. Den Richemont wollte er nicht sehen, doch eben so wo-

nig, ehe die Sache ganz auf's Aeusserste kam, ihm von vornherein den unumwundenen Befehl schicken, daß er vonhinnengehe. Der Königliche Hofhalt blieb einstweilen in Sully, einem Städtchen, das dem La Trémville zugehörte, gleichfalls erst durch die neuesten Ereignisse aus den Händen der Engländer befreit.

Dorthin kam die Jungfrau nebst den übrigen Hauptleuten, — natürlich den Connetable ausgenommen, — um dem Könige Bericht von den bisherigen Waffenthaten abzustatten. Xaintrailles stellte ihm den braven Talbot vor, und bat um Vergunst, einen so edlen Kriegsgefangnen alsbald und ohne alles Lösegeld in Freiheit setzen zu dürfen. König Karls ritterliche Gesinnung stimmte vollkommen mit der seines Kriegsmannes überein. Ja, er versah den tapfern Widersacher auch noch mit Reisegeld, wie dergleichen ihm denn seine jetzt sehr wiederhergestellten Finanzen erlaubten.

Späterhin bekam und übte Talbot die schöne Gelegenheit, dem edlen Xaintrailles Gleiches mit Gleichem zu vergelten. —

Johanna's wiederholte Versuche, den König mit dem Connetable auszusöhnen, blieben

ohne Erfolg. Der Monarch erklärte zwar, unbedingt zu verzeihen; doch schien er nicht vergessen zu können. Das that der Jungfrau wehe; vielleicht weher noch, daß sie ihn nicht bewegen konnte, ihre geliebte und gerettete Stadt Orleans zu besuchen. Bis Chateauneuf an der Loire hatten ihn bereits ihre Bitten gebracht. Da wandte er sich plötzlich wieder ab, denn der Connetable hielt sich noch in der Stadt auf. Nach einigen in Sully gehaltnen Rathsversammlungen, — man kennt dieses Königs Neigung für solche — begab sich der Hofhalt wiederum nach Sully zurück.

Am Sonntag nach des heiligen Täufers Johannes Feier ergab sich die Stadt Bonny dem Admiral Frankreichs, Ludwig von Culan.

Die Jungfrau sandte indessen einen Brief an den Herzog von Burgund, eine demüthige Mahnung zur Rückkehr unter das Banner der Lilien enthaltend. Drei Monde nachher hatte sie weder Antwort erhalten, noch auch nur Kunde von dem Geschick ihres mit der Sendung beauftragten Heroldes.

Sie war indessen bald wieder nach Orleans zurückgekehrt, und hieß alle dortigen Krie-

ger sammt Waffenvorräthen und Zufuhr zum Könige ziehn. Ueber die neuankommenden Truppen hielt sie fleißig mit ihrer gewohnten Unermüdlichkeit und Sorgfalt Heerschau, und gab ihnen sodann die Richtung nach Gien, als dem Mittelpunkte des Zusammenziehens für die gesammte Armada. —

Der Graf von Suffolk, als Kriegsgefangner in Orleans befindlich, erhielt um diese Zeit von unbekannter Hand ein Papierblatt, mit vier Versen beschrieben, die an die alte Weissagung mahnten, eine Jungfrau solle aus dem Eichenhain kommen, und über den Rücken der Erzfeinde und gegen sie anreiten. Es mochte ihm wohl einen nachdenklichen Eindruck geben, wie er sich als Besiegten der Jungfrau erblickte, und sie zugleich in ihrem treufleißigen Wirken täglich vor Augen hatte. Gegen den 28sten Jun. 1429.

Als sie damit ziemlich in Gang gekommen war, eilte sie nach Sully zum Könige, damit Dessen Entschluß, gegen Reims vorzurücken, nicht wiederum erkalte; wie denn ihre unbegränzte Thätigkeit mit seiner unbegränzten Unentschlossenheit den allerseltsamsten Gegensatz bildete. Sie bewog ihn einstmal, daß er sie

nach Saint-Benoit an der Loire begleitete, um einige von Orleans nach Gien durchziehende Truppen und Geschütze zu mustern. Späterhin hat er mehrmal selbst erzählt, wie sie an jenem Tage von Anstrengung fast erschöpft gewesen sei, und er ihr befohlen habe, sich auszuruhen. Da jedoch sei das Mägblein in heiße Thränen ausgebrochen, ihm erwiedernd: „zweifelt doch nur nicht! Euer ganzes Königreich solle Ihr wiedergewinnen, und bald Euern Krönungstag feiern.“

Der Coonnetable hatte sich indeß, endlich den Winken und Befehlen des Monarchen nachgebend, aus Orleans nach Baugenci zurückgezogen. Um aber doch vor seiner gänzlichen Entfernung von den Geschäften noch darzuthun, daß es ihm weder an gutem Willen fehle, noch an Kraft, machte er sich fertig, aus der Stadt Marchenoir, zwischen Blois und Baugenci gelegen, die theils Engländische, theils Burgundische Besatzung zu vertreiben. Den Leutlein dorten ward angst, denn es folgten dem Grafen Richemont viel muthige Herrn und Ritter, und so sandten die Ansäßer lieber eine Botschaft an den Herzog von Alençon, verhoffend,

von Diesem günstigere Bedingungen zu erhalten. Und darin irrten sie nicht. Denn froh, dem Connetable den Rang abzulaufen, und auch wohl überzeugt, im Sinne des Königs zu handeln, wenn er jenen Mann so sehr, als irgend möglich, aus dem Spiele treibe, bewilligte er der Besatzung Zehn Tage zum Abzug mit ihrer gesammten Habe. Den Burgunden ward gegen erneuete Leistung des Unterthaneneides an Frankreich volle Verzeihung im Namen des Königs zugesichert. Da nun die Stadt Bürgen stellte für des Vertrages Erfüllung, gebot der Herzog dem Connetable ohne Weiteres, nicht fürder gegen Marchenoir vorzurücken.

Düster zog sich Graf Richemont nach seinem Erbgute Parthenay zurück.

Da wuchs der Uebermuth wiederum den Befehlshabern zu Marchenoir. Der Herzog, meinten sie, müsse ja doch nun einstweilen dem Königlichen Heereszuge nach Gien folgen, und könne sobald nichts wider sie unternehmen. Sie misbrauchten also die ihnen zum Abzuge bewilligten Zehn Tage, einige Leute des Herzogs einzufangen, und ihre Bürger dagegen rückzu-

begehren, sich lossagend von allen frühern Versprechungen. —

In Gien, wo sich der König nebst der Jungfrau eingefunden hatte, war die Rede davon, noch vor Antritt des Zuges zwei andre Städte, besserer Sicherheit halber, einzunehmen. Nur mühsam konnte Johanna es dahin bringen, daß man diese minderen Thaten auf eine minder schwerwiegende Zeit verschob.

In die Streitfrage, ob Königin Maria, aus dem edlen Hause Anjou geboren, ihren Gemahl zur Krönung begleiten solle, scheint sich Johanna nicht gemengt zu haben. Ihre Offenbarungen leiteten sie meist immer nur auf das höhere Ganze des Reiches, selten auf Privatverhältnisse. So hatten denn die Günstlinge hier freies Spiel, und bewogen den König seine ihnen zuwidergestimmte Gattin auszuschließen von der Ehre dieses Zuges, dessen Gefahren vorschützend und überschätzend. Tiefgekränkt zog die schon bis nach Gien vorgereisete Herrin auf diesen Bescheid wieder nach Bourges zurück.

Uebrigens ging die Krönungsfahrt rüstig und freudiglich vorwärts. Nach Johanna's

schon längst ertheilter Verheißung sammelte sich Mannschaft auf Mannschaft, und sichtlich wuchs das Heer mit jedem Tage an. Edelleute, zu verarmt, um sich rittermäßig auszurüsten, zogen als Bogenschützen, oder sonst als geringe Reisige auf kleinen Rossen mit. Denn jeder getreue Franzose betrachtete dieses Unternehmen als eine Heldenfahrt, von Gott geboten, obgleich La Trémoille — oder La Trimouille, wie wir späterhin ihn und seine Familie meist genannt finden, — die Sache für mannigfach bedenklich zu halten begann, und wohl gar dem Zuströmen der begeisterten Kriegsleute Hinderungen in den Weg schob. Freilich: liebevolle Begeisterung und Günstlingsherrschaft sind zwei allzuverschiedene Dinge, um einander gegenseitig lange ohne Wechselangriff ertragen zu können.

Johanna, bemüht, das schöne Element der Begeisterung — sie selbst ja vermochte nur in ihm lebensfrisch zu athmen — nicht untergehn zu lassen, zeigte sich fortwährend bei den Geschwadern, und sprach bald dem Könige, bald seinen Mannen zu:

Man solle doch nur kühn vorwärtsgehn, und alle Dinge würden ihnen zum Besten ge-

reichen; — Nichts dürfe man fürchten; — denn auf keinen Feind treffe man, der ihnen Schaden zufügen könne, oder überhaupt auch nur Widerstand ernstlich zu leisten im Stande sei.

Zu Gien ward endlich etwas Sold für die Truppen zusammengebracht: drei Franken auf jeden Wappner; freilich nur sehr wenig, aber immer noch besser, als gar nichts.

Man bestimmte den Tag des Aufbruches. Das Unternehmen sah in seinen Schwierigkeiten riesenhaft aus. Reims und alle Städte und Burgen in Picardie, Champagne, Isle de France, Brie, Gastinois und Aurerre — Burgund noch ungerechnet — waren der Engländischen Gewalt unterthan. Achtzig Stunden hatte man zurückzulegen, an der Spitze eines eben nicht zahlreichen, und keinesweges wohlversorgten, eben so wenig gutbezahlten Heerhaufens. Aber die Jungfrau verhieß zuversichtlich in Gottes Namen Sieg und Heil, die zagenden Herzen und die zweifelhaft grübelnden Köpfe wunderbar, schier wider deren Willen, mit sich fortziehend auf die rühmliche Fahrt.

Dienstags am 23. Junius rückte Johanna in's Feld, von ihren zwei Brüdern geleitet,

mehrere Hauptleute sammt ihren Reisigen mit, und zog etwa vier Stunden weit von Gien, des Weges nach Auxerre. Vermuthlich hat sie zu Briare übernachtet.

Tages darauf — es war des heiligen Petrus Tag — folgte der König ihr nach, die Schaaren all seiner Getreuen glänzend rüstig um ihn her, etwa zwölf Tausend Mann stark. Die Marschälle von Rayz und von Sainte Sevère befehligten die Vorhut, unter ihnen La Hire und Poton von Xaintrailles. Am 29sten Jun. 1429.

Das Heer rückte vor Auxerre, welche Stadt durch König Heinrich den Fünften von England an den Herzog von Burgund nach Sitte jener Zeiten für ein Darlehn verpfändet war. Da nun die Einlösung sich seit etwa vier Jahren verzögert hatte, und es damals sehr oft vorkam, auf ähnliche Weise Pfand in Eigenthum verwandelt zu sehen, waren die Bürger schon gewohnt, sich als Burgundische Unterthanen zu betrachten. Sie sperrten dem König Karl ihre Thore. Simon Lemoine befehligte als Hauptmann und Johann Regnier als Amtmann dorten im Namen des Herzogs.

Johanna von Arc und viele Kriegsobristen

riethen zum Sturm. Aber König Karls Milde bewilligte den Abgesandten der Stadt die begehrte Neutralität gegen Lieferungen einer bestimmten Menge von Lebensmitteln, woran es bereit im Heere zu mangeln anfing, nur noch das Versprechen fodernd und erhaltend, daß sie späterhin sich dem Entschluß der Städte Troyes, Chalons und Reims fügen wollten, wie dieser auch ausfallen möge. Sehr bequem für die Bürger von Auxerre! Siegte Karl, so waren sie mit ihm versöhnt, ohne seine Gefahr getheilt zu haben. Ward er von seinem Ziel zurückgedrängt, so durfte er sich nicht des mindesten Anspruches an sie rühmen; ja man konnte sich ohne Bruch des Vertrages, noch bei'm Herzog das Verdienst erwerben, den Rückzug der Franzosen zu beunruhigen oder vielleicht ganz zu verstören.

Nach Einigen soll Bestechung des Günstlings La-Trémoille mit im Spiele gewesen sein. Wie leicht man aber zur Hand ist, einem solchen gehaßten Lieblinge alles erdenkliche Wehe und Unrecht nach Belieben aufzuladen, hat sich schon allzuoft erwiesen, als daß die Geschichte

solche Anklagen ohne ausdrücklichen Beweis festhalten dürfte.

Auf alle Weise jedoch blieb der gefaßte Beschluß tadelnswerth, schon insofern er den Glanz des kühnen Unternehmens vom Anfang herein minderte. Wie mag ein König auf seiner Krönungsbahn mit abtrünnigen Unterthanen verhandeln! Ein göttliches, dem Thron verliehenes Recht ist die Gnade. Aber die gilt dem Bereuenden, nicht dem nur unter Bedingung Nachgiebigen.

Auch erklärte Johanna sich strengtadelnd wider jene Maaßregel; so auch die ihr gleichgesinnten Hauptleute. Aber es blieb Alles bei'm Alten, oder vielmehr bei'm Halben.

Nach dreitägigem Aufenthalt vor Auxerre, zog der König nach Saint-Florentin, welches sich ohne Weigerung unterwarf. Dann ging es ohne Aufenthalt weiter nach Troyes.

Auf einer Ebne unterweges hielt die Jungfrau Musterung über das Heer, dessen Anzahl sehr zugenommen hatte, denn wo man durchzog, reiheten sich alle Waffenfähigen dem Glanze der weissagenden Erscheinung an.

Die Königlichen Wappenherolde ritten gen

Troyes voraus, den Ort zur Rückkehr unter die rechtmäßige Herrschaft mahnend. Trotz war die Antwort, und als die Französische Vorhut erschien, sprengten 600 Engländer und Burgunden mit eingelegten Lanzen zum Angriff aus den Thoren. Es gab ein heftiges Scharmützel, das von beiden Seiten manch ein Leben in den Staub warf. Doch zwangen die Franzosen den Feind, sich in unordentlicher Hast nach den Mauern zurückzuziehn.

Das Heer des Königs, nicht hinlänglich mit Geschütz versehn, lagerte einstweilen, alle Zufuhr abschneidend, rings um die Stadt. Aber drinnen gab es treffliche Vorräthe, und nach fünf Tagen waren die Berenner schon so erschöpft durch Theuerung und Mangel, daß die Berannten ihren Spott an den bleichen, gespensterhaft umherwankenden Gestalten haben mochten. Zu rechter Zeit noch entdeckte man in einiger Entfernung von der Stadt reiche Bohnenfelder, welche den darbenden Soldaten wie ein vom Himmel gesandtes Manna erschienen. Jener ehedem aus Paris und Versailles verjagte Predigermönch, Bruder Richard, soll auf früher geheimnißreich prophetische Weise,

ohne selbst klar zu wissen, warum, den Leuten angerathen haben, dort Bohnen zu säen; — „es werde sich schon Jemand finden, der sie esse.“ — Gewiß ist es, daß er bei seiner Vertreibung von der Hauptstadt nach Troyes ging, und auch jetzt noch dorten wohnte.

Doch hielt jenes Hülfsmittel natürlich nur kurze Zeit und unvollkommen vor. Da versammelte König Karl abermal einen Kriegsrath, und zwar ohne die Jungfrau mitzuberufen, in welchem auf seinem Befehl Rainald von Chartres, Erzbischoff zu Reims und Reichskanzler, die Bedrängnisse der gegenwärtigen Lage vortrug, und zum Stimmen über das nun Vorzunehmende aufrief; nach alter Sitte die Jüngeren und Minderbeachteten zuerst, um ihren Sinn nicht etwa durch das Urtheil Angesehner zu irren oder zu blenden.

Viele, ja, wie eine alte Chronik behauptet, die mehrsten Stimmen hatten sich bereits für den Rückzug erklärt, entmuthigt durch den mit Auxerre geschlossenen schwächlichen Vertrag, und darthuend, wie es ein eben so thörichtes Wagestück sei, sich auf die förmliche Belagerung

von Troyes einzulassen, als ohne Dessen Besitz weiter gegen Reims vorwärts zu dringen.

Endlich kam die Reihe des Wortes an einen ehrwürdigen Greis, mit Namen Robert le Masson, Herr von Treves, ehemals Kanzler, und seiner weisen Rathschläge halber längst berühmt. Der edle Eifer, mit welchem er jetzt im hohen Alter allen Beschwerden dieses gefahrdrohenden Zuges trotzte, um dem jungen Könige mit seiner Erfahrung und seinem Wissen zu dienen, erhöhete noch die allgemeine Achtung für ihn. Der aber erklärte ganz einfach, darüber müsse man sich mit der Jungfrau besprechen, auf Deren Rath dieser Zug unternommen sei; die werde auch wohl ein gutes Mittel zu Dessen Fortsetzung wissen. Dann setzte er noch hinzu:

„Als der König die Fahrt beschloß und antrat, geschahe das nicht, weil etwa eine Menge Wappner ihn damals umgeben hätte, oder große Geldsummen zur Soldzahlung bereit gewesen wären, oder sonst um anscheinender Leichtigkeit der Reise willen. Es geschahe der oberwähnten Johanna und ihrer schönen Verheißungen wegen, die sie von

Gottes Beistand ertheilte. Spricht nun Johanna Dasselbe, was in gegenwärtigem Rath gesprochen ward, so will auch ich der Gesammtmeinung beipflichten, daß nämlich der König und sein Heer sich zurückwende."

Da ward der Streit über Für und Wider sehr lebhaft in der Versammlung, bis endlich Johanna an die Thür des Saales klopfte, worauf man sie einließ. Sie neigte sich vor dem Könige. Der Reichskanzler klagte ihr nun, wie schon vorhin den Andern, die Noth und Sorge des Augenblickes, und begehrte, daß sie ihren Rath kundthue. — Da fragte sie den König: „wird man mir glauben, wenn ich rede?" — „Ich weiß nicht;" — entgegnete Karl. — „Wenn Ihr Vernünftiges und Nützliches vorbringt, will ich Euch gern vertrauen." — „Wird man mir glauben?" wiederholte sie. Und der König wiederholte: „ja; aber es kommt darauf an, wie Ihr sprechen werdet."

Da sagte sie: „edler Dauphin, befehlt Euern Leuten, anzurücken und die Stadt Troyes zu belagern, und haltet nicht fürder so lange Rathssitzungen. Denn in Gottes Namen: ehe drei Tage vergehen, führe ich Euch in die Stadt

Troyes, sei es nun durch Güte oder durch Gewalt. Und das falsche Burgund soll sich sehr verwundern."

„Johanna," — so hub darauf der Kanzler an — „wüßte man's nur gewiß, so würde man ja gern nicht nur drei, sondern sechs Tage warten. Aber ich weiß nicht, ob Eure Rede Wahrheit ist."

Das Mägdlein aber, ohne sein zu achten, sprach zum Könige: „zweifelt nicht. Ihr sollt morgen Herr des Ortes sein."

Man beschloß, den Erfolg ihrer Verheißungen abzuwarten.

Johanna ergriff darauf ihre Fahne, — Andre sagen, nur einen Stab — und bestieg einen Renner, den auf ihr Geheiß versammelten Schaaren befehlend, gegen die Stadt vorzurükken, und ihre Zelte am Bord des Mauergrabens aufzuschlagen. Einer Menge von Leuten, die ihr zu Fuß nachströmten, gebot sie, Faschinen zur Grabenfüllung zu fertigen, welches sie rasch und willig vollbrachten. So auch trieb sie Ritter, Knappen und Alle von jeglichem Stande, Bauholz, Tische, Fenster und ähnliche Dinge herbeizuschleppen, wodurch man sich einigermaa-

ßen decken könne, während man einen kleinen Bombenmörser und andres im Heer befindliches Geschütz auffuhr. Die ganze Nacht hindurch betrieb Johanna diese Anstalten mit unermüdlichem Eifer, und — dies sind die eignen Worte des kriegerischen Dunois — mit solcher Tüchtigkeit, wie zwei bis drei der allertrefflichsten Kriegshauptleute es irgend hätten ausrichten können.

Man wollte seitdem behaupten, im selben Augenblick, wo Johanna vor König und Rathsversammlung gesprochen habe, man solle die Stadt angreifen, sei in Troyes ein seltsames Zagen durch alle Seelen gegangen, unbewußt warum, aber gewaltig.

Mochte nun das entschlossene Benehmen der Königlichen Schaaren seinen guten Theil daran haben: gewiß ist es, daß die Einwohner sich in die Kirchen drängten, und flehenden Anrufes vor den Altären lagen.

Mit empordämmerndem Tage rief Johanna, welche die ganze Nacht hindurch kein Auge zugethan hatte, zum Sturm, und die Trompeten schmetterten drein. Ihre Standarte in der Hand, schritt sie kühnlich an den Grabenbord vor, und Am 9ten Juli, 1429.

befahl, die Vertiefung rasch mit den fertig gehaltnen Reisigbündeln zu füllen.

Darüber ward den Engländern und Burgunden auf dem Walle fremd und schauerlich zu Muth, gar anders, wie wohl sonst mit Mauersturm bedrohten tapfern Soldaten. „Es ist ihnen vorgekommen," — sagt eine alte Chronik — „als flattre eine Menge von weißen Schmetterlingen rings um die Jungfrau her." — Und in der Bürgerschaft, sonst der Burgundischen Parthei so fest, ja leidenschaftlich zugethan, erhub sich im Zusammenlauf und ängstlichwildes Geschrei, man müsse capituliren; gegen die sieghafte, gottgesendete Jungfrau helfe kein Widerstand. Selbst viele Kriegsmänner riethen dazu, und so zog denn eine zahlreiche Gesandtschaft in's Lager, aus Hauptleuten und vornehmen Bürgern bestehend, den Bischof der Stadt an der Spitze, um mit dem König zu unterhandeln. Dunois sahe Viele derselben zittern und beben. Sie mußten den gütigen Karl wohl ganz verkannt haben, und wurden jetzt eines Bessern durch ihre huldreiche Aufnahme, und mehr noch durch die milden Bedingungen belehrt, welche der König einer ihm stets feind-

lich gesinnten Stadt zugestand, vergessend, daß in eben diesen Mauern vor acht Jahren seine unnatürliche Mutter ihn des Thrones verlustig erklärte, und seitdem die Bürgerschaft wegen einer Niederlage seines Heeres ein Jahresfest angeordnet hatte. Er vergönnte den Engländischen und Burgundischen Truppen freien Abzug mit Hab' und Gut, und sicherte der Stadt gänzliches Vergessen alles in der argen Zeit Geschehene zu. Ja, sogar Freiheiten und Rechte, welche zu Troyes mehrere Diener der Kirche vom Engländischen Könige erhalten hatten, wurden von Karl bestätigt; nur, daß die Beschenkten ihre Gabe auf's neue aus der Hand ihres angebornen Königs empfingen. Die der Stadt ausgestellte Versicherungsurkunde enthält sogar die Entschuldigung für ihren Abfall: es sei geschehn, um Leib und Gut zu erretten. Freilich bei weitem keine hinlängliche Entschuldigung! Aber wenn der König sie als solche anerkannte, war es für andre Menschen genug. Und so ward denn auch ewiges Verstummen aller gerichtlichen Anklagen oder sonstiger Vorwürfe wegen des Vergangnen ausdrücklich geboten. Ein wahrhaft königliches Betragen des

so oft und auch vielfach mit Recht getadelten Fürsten, über welches in der Stadt sich ein dankbarer Jubel erhob.

Der Tag dieses Vertrages — der 9te Julius 1429 — blieb der feindlichen Besatzung zu ihrem Abzuge eingeräumt. Aber da wollten die fremden Soldaten den Ausdruck: „mit Hab' und Gut" auch auf die kriegsgefangnen Franzosen ausdehnen, und Selbige bis zur Abzahlung des Lösegeldes mit sich fortschleppen. Man ermißt das Schmerzgefühl dieser Opfer, die zwischen den Reihen ihrer sieghaften Waffenbrüder hin einem trüben Loose, nur durch Zerrüttung ihrer häuslichen Umstände zu mildern, entgegenwanderten. Hatte man freilich im Vertrage nicht ausdrücklich der Kriegsgefangnen erwähnt, so konnte doch wohl kein verständiger Ausleger annehmen, sie seien unter dem Wort: „Hab' und Gut" als Eigenthum der besiegten Engländer und Burgunden mitbegriffen. Wer weiß indessen, was König Karls Nachgiebigkeit zugelassen hätte! Aber Johanna hielt während des Abzuges der Fremdlinge am Thor, und als sie jene Unglücklichen freudlos unter den Freudigen erblickte, rief sie aus: „bei meinem

Gott, Die sollen nicht mit von hinnen geführt werden!" — Der schon sonst hier angeführte Martial von Paris erzählt den weitern Hergang in seiner seltsamlich einfachen Sangesweise folgendergestalt:

„Da knieten die Franzosen nieder,
Und flehten sie um Rettung an,
Daß ihre Gnade, stark und bieder,
Sie löse von dem schlimmen Bann.
Dagegen sprach der Feind gar dreist,
Das sei nur trügerisches Verflechten;
Das breche den Vertrag zumeist;
Und wollt' um seinen Anspruch rechten.
Der König, dem man's hinterbrachte,
Schwieg lächelnd still, wie mit Behagen,
Daß man solch Hinderniß erdachte.
Ja, 's was ihm lieb, darf man wohl sagen.
Kurz, endlich ward es festgestellt,
Daß er aus seinen Mitteln baar
Den Feinden gab das Lösungsgeld,
Drob Jedermann zufrieden war.
Da hieß es in dem Englandsheer:
„Wer hier gut Recht hat, der gewinnt's."
Und lobten sie den König sehr,
Er sei ein höflich edler Prinz.

Er ward um schönes Recht gepriesen,
Weil er's auch Feinden hat verliehn,
Und weil er siegend hat bewiesen,
Daß Unrecht nie erlaubt ihm schien.
Da sprach wohl Mancher murrend drein:
„Die Kerle schirmt noch gutes Glück,
Läßt man so frei sie ziehn feldein!
Bezahl' sie Wasser oder Strick!" —
Ach Gott, das wär' ein schlimmes Deuten!
Wie wollte da Vertrag bestehn?
Vielmehr geziemt es allen Leuten,
Nach Recht und nach Vernunft zu gehn." —

Der 10te Julius 1429 war zum Einzuge des Königs in Troyes bestimmt, und Johanna von Arc, ihm vorausreitend, ordnete selbst die Schützen, welche zu Fuß das Gehäg für ihn bis zur Kathedrale bilden sollten. Die Einwohner, schwankend in Betreff der Jungfrau zwischen gehässigen Berichten und glänzenden Erfolgen, wußten noch immer nicht so recht, wie sie mit ihr daran waren, und schickten ihr deshalb den Predigermönch, Bruder Richard entgegen, auf

daß er ermittle, ob ihre Sendung auch ganz gewiß eine göttliche sei. Indem er sich ihr näherte, beschrieb er mehrmal das Zeichen des heiligen Kreuzes, und sprengte Weihwasser vor sich hin. Da sprach das lächelnde Mägdlein: „kommet nur immer dreist heran. Ich werde Euch nicht davonfliegen."

Und Bruder Richard entschied sich seit diesem Augenblicke bestimmt für die Sache des Königs Karl, und hat nicht abgelassen, ihn während des ganzen Unternehmens treu zu begleiten.

Als Johanna dem Könige meldete, daß Alles für seine Aufnahme in Ordnung sei, stieg er zu Roß, und ritt, würdig geschmückt und von seinen Helden umgeben, zum Thor ein, die Jungfrau, ihre Fahne in der Hand, an der Seite. — Nachdem er in der Hauptkirche die Messe gehört hatte, leisteten ihm die edelsten Bürger den hergebrachten Eidschwur. Dann, achtbare Kriegsleute zur Lenkung und Behauptung der Stadt zurücklassend, begab er sich wiederum in seine Beiwacht auf das freie Feld, und empfing dorten den Treueid einiger ausgezeichneten Bürger, wiederholt verkündigen las-

send, daß Niemand sich unterfange den Einwohnern dieser Stadt irgend ein Leid zu thun.

Tages darauf zog das ganze Königliche Heer in schöner Ordnung unter Trompetenklang durch Troyes. Die freudejauchzenden Bürger erhuben die Namen ihrer angebornen Herren und der Jungfrau bis zu den Wolken, und zeigten seitdem sich ihrem erneueten Eidschwur immerdar getreu.

Auch weigerte sich Johanna nicht, ungeachtet der Eil, mit welcher sie den zögernden König zur Fortsetzung des Zuges antrieb, ein Kind zu Troyes über die Taufe zu halten. Für heilige Handlungen hat es dieser Botin Gottes nimmer an Zeit, weil nimmer an Lust gefehlt.

Rasch ging die Fahrt gegen Chalons weiter, die Jungfrau immer im vollen Harnisch voran. Die Einwohner dieses Orts kamen dem Könige großentheils entgegen, ihren Bischof an der Spitze, und huldigten ihm freudiglich. Man beschloß, dort zu übernachten.

Für Johanna hatte eine höhere Leitung daselbst eine besondre Freude aufbewahrt. Vier Einwohner von Domremy nehmlich, unter ihnen Johann Morel und Conradin von Spinal, hat-

ten die Mühe des Weges nicht gescheut, um ihre frühgekannte, jetzt so wunderbar erhobne Freundin bei'm Durchzuge zu begrüßen. Welche Freude von ein und andrer Seite! — Als unter dem traulichen Hin- und Hersprechen man das Mägdlein befragte, wie sie furchtlos so vielen Gefahren begegnen könne, erwiederte sie: „ich fürchte nichts, als den Verrath!"

Eine Antwort, welche Jedem geziemt, der sich einer großen Gefahr inmitten der argen Welt gewidmet hat. Und eine solche Furcht kann natürlicherweise mehr den Verräthern, oder dem daraus entspringenden Nachtheil der guten Sache, als dem Verrathenen gelten.

Als Andenken für den guten Johann Morel, indem sie mit Recht ihn nie wiederzusehen ahnete, schenkte ihm Johannu das rothe Kleid, welches sie bei ihrem letzten Zusammentreffen getragen hatte. —

In Paris ging es derweile wild und immer wilder her, wie es die unerlaßliche Weise großer Hauptstädte ist, wo man Einmal von der Bahn des Rechtes abwich, bis man sich wieder zum rettenden Umschwunge bekehrt. Alle Stadtbehörden hatte man abgesetzt, und mit

neuen, bis dahin zum Theil gänzlich unbekannten Leuten vertauscht. Tag und Nacht arbeitete man, die Stadt wider Den zu befestigen, welcher allein ihr Trost und Frieden in dauerhafter Ruhe zu bringen vermocht hätte. Endlich traf auf vieles Ersuchen der Engländer der Herzog von Burgund mit etwan acht Hundert Wappnern ein, und der Regent, Herzog von Bedford, suchte die Einwohner durch diese Anregung neu für die Sache seines überseeischen jungen Königs gegen den angebornen Herrscher von Frankreich zu entzünden. Im großen Hofe des Pallastes versammelte man die achtbarsten Einwohner der Hauptstadt, und der Regent erschien vor ihnen an der Spitze des Parlaments und aller Großwürdenträger der Engländischen Regierung. Herzog Philipp von Burgund ging ihm zur Seite. Da ward nun Alles wieder auf's Neue verlesen, wie die Armagnaken den beschwornen Frieden gebrochen hätten, und vorzüglich, wie Herzog Johann von Burgund auf Anstiften der Französischen Kronenräthe in Gegenwart des Dauphins meuchlerisch erschlagen worden sei. Die oft widerlegte Unwahrheit zeigte sich deshalb nicht minder einflußreich auf

die Menge. Es erhub sich nach gehaltener Vorlesung ein schauerlich anklagendes Murren gegen den freundlichen König Karl den Siebenten, noch erhöhet durch Herzog Philipp von Burgund, des Guten, neu erwachte Zornesklage um seines Vaters Tod. Neu verpflichteten sich Regent und Bürgerschaft und Herzog mitsammen, einander nie zu verlassen.

Wie sehr indeß die Lage der Hauptstadt bedenklich blieb, zeugte sich, zum Schrecken der Einwohner, als Herzog Philipp nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen seine Schwester, die Gemahlin des Regenten, von hinnen führte. Sonnabend, am 16ten Juli, 1429.

Bedfort sandte zugleich den Engländischen Wappenkönig Jarretiere mit dringender Bitte um Verstärkung nach der heimathlichen Insel ab. Der ihm zugegebne Brief spricht die äußerste Beunruhigung über das Wanken der Brittischen Herrschaft in Frankreich aus, zugleich dem Herzoge von Burgund — dem früher so unbillig Verachteten — die größten Lobeserhebungen spendend.

Bald darauf rückte der Regent dem vordringenden Könige bis Pontoise entgegen, vermuthlich auch bis gegen die Marken der Nor-

mandie und Picardie. Als Befehlshaber für Paris blieb der schon frühergenannte Herr von L'Isle-Adam zurück.

Vom Burgundenherzog stieß eine Schaar unter dem Bastard von Saint-Pol zu Bedford, welche ihr die Behauptung von Meaux anvertraute. —

König Karl rückte derweil rasch gegen Reims vorwärts. Doch konnte er nicht umhin, der Jungfrau zu klagen, wie er ohne hinlängliches Geschütz oder andre damals übliche Kriegsmaschinen nichts ausrichten werde, falls die Stadt ihm Widerstand leiste. Johanna indessen erwiederte: „Zweifelt doch nicht. Denn die Bürger von Reims werden Euch huldigend entgegenziehen. Bevor Ihr der Stadt noch nahe kommt, werden die Einwohner sich ergeben. Schreitet vorwärts, kühnlich und sorgenfrei! Denn so Ihr Euch mannhaftig erweiset, werdet Ihr Euer ganzes Königreich gewinnen."

Karl rückte bis auf eine Stunde von Reims vor, und schlug sein Hauptquartier im Schlosse Sept-Saulx auf.

Die Bewohner von Reims waren sehr erschüttert bei dieser Kunde, desgleichen der Eng-

ländische Befehlshaber, Herr von Chatillon sur Marne, wie auch der vor Kurzem mit einer Burgundischen Verstärkung eingerückte Herr von Saveuses. Sie trauten sich nicht zu, die Stadt zu halten, und doch scheute sich ihr Ehrgefühl vor dem Gedanken, ohne Schwerdstreich abzuziehn. In einer von ihnen berufenen Versammlung fragten sie die Bürger, ob sie guten Muthes seien, sich zu wehren? Jene erwiederten Frage mit Frage: ob die Kriegsleute sich fähig hielten, den Platz zu behaupten? Die Antwort hieß Nein; aber wenn die Bürgerschaft sich etwa sechs Wochen vertheidige, wolle man ihr mächtige Unterstützung sowohl von Seiten des Herzogs von Bedford als des Herzogs von Burgund zuführen. Man kam dahin überein, obzwar nicht ohne wechselseitigen Unwillen, daß die Besatzung abzog, ohne von den Bürgern ein Versprechen zum Widerstande gegen König Karl empfangen zu haben.

Kaum waren die Engländer und Burgunden gegen Chateau-Thierry hin aufgebrochen, als man mit Zustimmung des gesammten Volkes einige achtbare Männer, theils geistlichen,

theils weltlichen Standes, dem Könige entgegensandte, welche ihm die Schlüssel der geheiligten Stadt zu Füßen legten, und sogleich von dem freundlichen Monarchen Vergebung und Vergessen aller früheren Uebertretungen zugesichert erhielten. Noch selbigen Vormittags hielt Rainold von Chartres, Kanzler von Frankreich und Erzbischof von Reims, seinen Einzug in die ihm seit seiner Ernennung verschlossen gebliebene Stadt. So war denn eben er, sonst vor Allen der Jungfrau mistrauend und oft ihr zuwider, der Erste, welcher Gott für die Erfüllung ihrer Verheißungen zu danken hatte.

Gegen Abend zog König Karl, zu Dessen Empfang Alles schnell bereitet ward, feierlich mit seinen Geschwadern in die Stadt, viele Ritter um ihn her. Doch Aller Blicke richteten sich vorzüglich auf die ihn geleitende Jungfrau. Ein altes Tapentengewürk bewahrte das Andenken des sieghaften Einzuges noch lange seitdem in der Kathedrale zu Reims, bis die Revolution es vernichtete.

Der nächste Morgen war zur Krönung bestimmt, und nach alter Sitte pflegte der Kö-

nig Abends vorher ein in der Hauptkirche errichtetes Gerüst, dem Chore gegenüber, zu besteigen. Um ihn standen alsdann die Pairs des Reiches, und sprachen zur versammelten Menge die alterthümlich hergebrachten Worte:

„Sehet hier Euern König, welchen wir Pairs von Frankreich zum König und unabhängigen Oberherrscher krönen. Und ob Jemand dagegen Widerspruch einlege, sind wir hier, das Recht zu behaupten. Und soll er zu morgen durch die Gnade des heiligen Geistes gekrönt werden, so Ihr dem nicht widersprechet." — Und das Volk pflegte alsdann in den vielfach wiederholten Jubelruf auszubrechen: „Weihenacht!" — sich freuend der Bescheerung seines rechtmäßigen Herrn und Königs durch den Fürsten der Könige.

Es ist nicht ausdrücklich angeführt, ob auch bei Karl des VII. Krönung der eben beschriebene Gebrauch stattgefunden habe. Doch bleibt es wahrscheinlich, da man sich überhaupt bestrebt zeigte, die alt ehrwürdige Sitte aufzusuchen und zu beobachten.

Die ganze Nacht hindurch ward an des Festes Zubereitung gearbeitet, und wunderbar

genug fanden sich alle nöthigen Erfordernisse in Reims, obgleich viele der eigentlich dazu bestimmten Geräthschaften sich in der noch von Engländern besetzten Abtei Saint-Denys befanden. Für eine köstliche Krone hatte König Karl schon früher gesorgt. Aber sie kam erst langsam mit dem Gepäcke nach, und gern willigte er in das Begehr der Bürger, sich für das Fest einer im Schatz der Kathedrale vorgefundnen einfacheren Krone zu bedienen.

Sonntag, am 17ten Jun. 1429.

Kaum dämmerte der Morgen des feierlichen Tages, so zog René, Herzog von Bar und Lothringen, des Königs von Sicilien Bruder, nebst dem Jungherrn von Commercy, an der Spitze eines glänzenden Adels und vieler Wappner in die Stadt, dem König ihre Dienste darzubringen.

Auch Johanna war schon in der Frühe zum Heil des Königs beschäfftigt, indem sie folgenden Brief, dessen Urschrift sich noch auf Pergament zu Lille vorfindet, an den Herzog von Burgund einem Schreiber in die Feder sagte:

„Jhesus Maria."

„Hoher und verehrter Fürst, Herzog von Burgund, Johanna, die Jungfrau, ermahnt Euch im Namen des himmlischen Königs, meines rechtmäßigen allgewaltigen HErrn, daß der König von Frankreich und Ihr mitsammen Frieden schließet: guten, festen Frieden von langer Dauer. Verzeihe doch Einer aus dem Andern aus gutem, ganzem Herzen, wie es ächten Christenleuten geziemt. Und wenn Ihr zum Kriegführen Lust habt, so reitet gegen die Sarazenen. Fürst von Burgund, ich bitte Euch, ersuche Euch und ermahne Euch, so demuthvoll man nur ermahnen kann, daß Ihr das heilige Königsland Frankreich nicht fürder bekriegt. Vielmehr wollet unverzüglich und in Kurzem Eure Leute zurückberufen, welche sich noch in einigen Plätzen und Festungen des erwähnten heiligen Königlandes befinden. Was aber den edlen König von Frankreich betrifft, so ist er bereit, Euch Frieden zu bewilligen, seine Ehre vorbehalten, und liegt Alles daher jetzt nur an Euch. Und thue ich Euch kund im Namen des himmlischen Königs, meines rechtmäßigen all-

gewaltigen HErrn, zu Euerm Wohl und Eurer Ehre, und bei Euerm Leben, daß Ihr nie eine Schlacht wider die getreuen Franzosen gewinnen könnet, und daß alle Gegner, die jetzt in dem genannten heiligen Königslande kämpfen, Krieg führen wider den König Jhesus, den König des Himmels und aller Welt, meinen rechtmäßig allgewaltigen HErrn. Und bitte und beschwöre ich Euch mit gefaltenen Händen daß Ihr keine Schlacht mehr, noch andre Kriegsfahrt wider uns anstellet; weder Ihr noch Eure Kriegsvölker und Unterthanen. Und glaubet zuversichtlich: welch eine Zahl von Kämpfern Ihr auch wider uns heranführen möchtet, so können sie doch nichts dabei gewinnen. Und großer Jammer wird entstehen um die große Schlacht und um das vergoßne Blut Derjenigen, die wider uns anrücken. Drei Wochen sind vergangen, seit ich an Euch schrieb und Euch durch einen Herold gute Botschaft sandte, daß Ihr Euch einstellen möchtet zur Königskrönung, welche heute, Sonntags, am Siebzehnten Tag dieses gegenwärtigen Monates Julius, in der Stadt Reims vollzogen wird. Auf welchen Brief ich keine Antwort empfangen

habe, und auch nicht einmal vernommen, wie es dem Herold ergangen sei. Gott befohlen! Und Er schütze Euch nach Seinem Wohlgefallen. Und bitte ich Gott, daß er guten Frieden bescheere. Geschrieben im obbesagten Orte Reims, am Siebzehnten Tage des Julius."

Die Krönungsfeier, für die Stadt Reims ein uraltes, unbestrittnes Ehrenrecht, hub an.

Zuerst begaben sich vier edle Herren — diesmal die Marschälle von Rayz und Sainte Severe, der Herr von Graville, Großmeister der Armbrustschützen, und der Admiral von Culan — nach der Abtei Saint-Remy zu Reims, wo die heilige Oelflasche seit undenklichen Tagen von den Klosterleuten aufbehalten ward. Dort begehrten die Abgesandten im Namen des Königs, daß man das heilige Gefäß dem Erzbischofe zur Salbung anvertraue; seit dem Augenblicke, wo man darin willigte, hießen sie Geißeln der heiligen Oelflasche. Denn eidlich mußten sie geloben, selbige nicht aus dem Auge zu lassen, und sie auf dem Hin- und Herwege sorglich zu behüten. Der Abt selbst in feierlich

leuchtender Tracht hielt das Kleinod in seinen Händen, angestaunt von der gläubigen Menge, während der Erzbischof im vollen amtlichen Schmuck ihm bis nach der Kirche von Saint-Denys, entgegenschritt, die wunderbare Gabe zu übernehmen, worauf er selbige in die Kathedrale unsrer lieben Frauen trug, und sie auf den Haupt-Altar stellte. In der Kirche fand man bereits die Königlichen Prinzen, die Prälaten und sämmtliche Barone und Ritter versammelt, so viel ihrer den König auf der heiligen Fahrt geleitet hatten. Zunächst dem Altare stand die Jungfrau, ihr geweihetes Banner in der Rechten. Auch der weitberühmte Predigermönch, Bruder Richard, wohnte dieser feierlichen Handlung bei.

Jetzt trat der Wappenkönig von Frankreich vor den Hauptaltar, die alten Pairs von Frankreich namentlich berufend, und zwar weltlicherseits: die Herzoge von Burgund, von der Normandie und von Aquitanien, die Grafen von Flandern, von Toulouse und von Champagne. Als Selbige nicht erschienen, — leider die Mehrzahl im feindlichen Heereslager befindlich!

— wurden sie durch folgende Stellvertreter ersetzt:

Der Herzog von Alençon vertrat den Herzog von Burgund.

Der Graf Clermont, ältester Sohn des in England kriegsgefangnen Herzogs von Bourbon, für seinen Vater, als Herzog der Normandie.

Der Graf von Vendome, als Stellvertreter des Herzogs von Aquitanien.

Der Herr von La Tremoille, als Stellvertreter des Grafen von Flandern.

Der Herr von Laval, als Stellvertreter des Grafen von Toulouse.

Endlich als Stellvertreter des Grafen von Champagne entweder der Herr von Gaucourt, der von Beaumanoir, oder von Mailly. Denn hierin weichen die Berichte der Chronisten ab.

Zur Amtesführung als geistliche Pairs finden wir den Erzbischof von Reims aufgezeichnet, wie auch die Bischöfe von Chalons, Orleans und Seez. Zwei Andre Ihresgleichen werden nicht darauf benannt.

Der König, nach hergebrachter Weise geschmückt, trat unter dem Vortritt seiner Beamten in den Dom, und kniete vor dem Altare nieder, worauf der Erzbischof an der Spitze der Geistlichkeit folgende althergebrachte Worte an ihn richtete:

„Wir begehren von Dir, daß du Jeglichem von uns und aus den uns anvertrauten Kirchen das Kanonische Privilegium sammt Recht und Gerechtigkeit bewahrest, auch uns behütest und vertheidigest, wie ein König in seinem Königreich es jeglichem Bischof und überhaupt der ihm anvertraueten Kirche schuldig ist." —

Darauf erwiederte der König nach dem Formular:

„Ich, von Gottes Gnaden im Begriff, als König von Frankreich gekrönt zu werden, verheiße am Tage meiner Weihe vor Gott und Seinen Heiligen, das Kanonische Privilegium sammt Recht und Gerechtigkeit Jeglichem aus Euch, Prälaten, zu bewahren, und Euch nach besten Kräften zu verfechten, mit Gottes Beistand, wie es denn einem Könige von Rechts-

wegen eignet und gebürt, in seinem Königreiche jeglichen Bischof und die ihm anvertraute Kirche zu vertheidigen."

Dann sprach er die Eidesformel aus:

„Ich verheiße im Namen Jesu Christi dem mir unterworfnem Christlichen Volke folgende Dinge:"

„Erstlich will ich das ganze Christliche Volk bei der Kirche erhalten, und zu aller Zeit nach Eurem Rathe guten Frieden behaupten."

„Item will ich das Volk vor Räubereien und Unbilligkeiten aller Gattung schützen."

„Item will ich bei allen Urtheilsprüchen Billigkeit und Barmherzigkeit gebieten, auf daß der gnädige und barmherzige Gott so mir, als Euch, seine Barmherzigkeit schenken möge."

„Item will ich nach rechter Treue und bestem Vermögen aus meinen mir anvertrauten Gränzen und Gerichtsbarkeiten alle Ketzer, sofern die Kirche sie als Solche kundgiebt, verbannen."

„Und all das Obgesagte bestätige ich in Eidespflicht.“ —

Nach ausgesprochnem Schwur erhoben zwei geistliche Pairs den Sitz des Fürsten, so daß die versammelte Gemeinde ihn erblicken konnte, während alle übrigen Pairs die Krone über seinem Haupte hielten.

Dann knieete der König vor dem Altare nieder, und empfing, umgeben von den Fürsten und Prälaten, von den Baronen und der Ritterschaft, die heiligende Salbung von der Hand des Erzbischofes nach vergeschriebenen kirchlichen Rechten.

Jetzt trat Johanna vor, knieend des Königs Kniee umfassend, und sprach unter heißen Thränen:

„Edler König, nun ist der Wille Gottes erfüllt, Dem es gefiel, daß ich die Belagerung von Orleans aufhebe und Euch einführe in diese Stadt Reims, um Eure heilige Weihe zu empfangen, darthuend, daß Ihr der wahrhafte König seid, welchem das Königsland Frankreich angehören muß.“ —

Zu dieser Stunde, — und wohl stimmt es mit den eben angeführten Worten zusammen — soll Johanna den König gebeten haben, daß er sie entlasse, denn die beiden Gegenstände ihrer Sendung seien erfüllt.

Und Alle kam ein großes Mitleiden an vor dem wehmüthigen Aussehen des Mägdleins. Der König scheint ihrer Bitte ausweichend geantwortet zu haben. —

Er empfing den Ritterschlag durch den Herzog von Alençon, und ertheilte solchen wiederum einigen jungen Edelleuten, unter Andern dem Junkherrn von Commercy. Auch erhub er die Besitzthume des frühergenannten braven Guy von Laval zur Grafschaft. —

Feierlich brachte man die heilige Oelflasche wieder in die Abtei zurück. Darauf folgte ein festliches Mahl, wobei die Pairs, den Herzog von Alençon an der Spitze, ihren ehrenden Aufwärterdienst bei der Person des Königs — den deutschen Kurfürsten ähnlich — verwalteten. —

Zwei Tage nachher vernahm das rebellische Paris, was zu Reims vorgegangen war. Im Tagebuche des beauftragten Parlamentschreibens findet sich darüber Folgendes:

Montags, am 19ten Juli. 1429.

„Heute brachte man öffentlich zu Paris die Neuigkeit aus, Messire Karl von Valois seie vergangenen Sonntags, am 17ten Tage dieses Mondes, in der Kirche zu Reims gekrönt worden, gleichermaaßen wie es seinem Vater, und vielen andern Königen von Frankreich vordem zu Theil geworden ist.“ —

Ein mildes und fast ungetrübtes Glück, recht wie einen süßen Scheidetrunk vom Leben, sollte Johanna zu Reims noch kosten. Ihr Vater, Jakob von Arc, und ihr stets so freundlicher Oheim, Durand Laxart, waren Beide dort eingetroffen, das geliebte wundersame Mägdlein noch Einmal — wohl zum Letztenmale — zu begrüßen. Da nun ihre Brüder, Peter und Johann von Arc, sie schon geraume Zeit begleiteten, mochte es dem Mägdlein zu Sinne werden, als seie sie in den Schooß ihrer Familie heimgekehrt, welches ja auch ihr lebhaf-

ter Wunsch seit der Krönung des Königs war und blieb. Wie mochte der Vater die geliebte Tochter anstaunen! Wie gern die Tochter das ruhmgeschmückte Haupt vor dem geliebten Vater beugen! —

Es scheint, der König habe den Durant Laxart vor sich kommen lassen, um aus seinem Munde genauen Bericht von Johanna's erster Reisefahrt in Dessen Geleitschaft zu vernehmen.

Alles beeiferte sich, der Jungfrau Dank und Ehre zu erzeigen. Sie ward auf Kosten der Stadt bewirthet, und man drängte sich lobpreisend zu ihr. Da pflegte sie demuthvoll zu erwiedern: „mein Schaffen war nur ein Dieneramt.“ Als Jemand ihr sagte: „niemals hat man solche Dinge gesehn, als ihr vollbracht habt, und nichts dem Aehnliches ließ man in den Büchern!“ entgegnete sie: „mein HErr hat ein Buch, in welchem noch kein Gelahrter gelesen hat, und ob er noch so trefflich in aller Gelahrtheit wäre.“ —

Der König ernannte nach dreitägigem Aufenthalt in Reims den Neffen des Erzbischofs,

Dienstag, am 20sten Jul. 1429.

Anton von Holland, zum Befehlshaber der Stadt, und trat sodann, der hergebrachten Sitte gemäß, eine Pilgerfahrt nach dem fünf Stunden von Reims entlegnen Flecken, Corbeny, an, wo die Gebeine des heiligen Markulf ruhen *), welcher, aus dem Blut der alten Könige von Frankreich entsprossen, sein Leben der Beschaulichkeit und frommen Uebungen geweihet hatte.

So war nun Alles vollendet, was Recht und Sitte begehrte, um die Thronbesteigung König Karl VII. von Frankreich vor aller Welt zu offenbaren: „das Werk der jungfräulichen Hirtin von Domremy.

*) Ohne Zweifel hieß der Ort ursprünglich: Corps-béni: „zum heiligen Leichnam."

Ende des ersten Theils.

Geschichte
der
Jungfrau von Orleans,

nach authentischen Urkunden und dem
französischen Werke
des
Herrn
Le Brun de Charmettes,
von
Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Zweiter Theil.

Berlin, 1826.
In der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ Bib
München

Erstes Buch.

Seit der Krönung Karl des VII. bis zu seiner Rückkehr nach Gien.

Während der Ruhm des wundersamen Mägdleins von Orleans über die Gränzen Frankreichs hinaus sich weit und immer weiter durch ganz Europa verbreitete, sehnte Johanna's stillgewordene Seele sich heim nach der ländlichen Ruhe am väterlichen Heerd. Doch umsonst ersuchte sie mehrmal den König dringend, daß er sie entlasse. Er und die Heeresfürsten hatten allzuklar der Jungfrau siegbegeisternde Gewalt über die Schaaren empfunden, um sich eines solchen Beistandes begeben zu wollen.

Sie fügte sich in des Königs Gebot. Aber nie mehr, seit Erfüllung ihrer von Anfang her verkündeten Aufgaben, hörte man sie den Feldherrn und Rittern im Rath widersprechen. Als

Kriegerin folgte sie ernst ergeben jeder beschlossenen Richtung, und nur noch durch edlen, jeder Gefahr trotzbietenden Muth behauptete sie einen Rang vor Andern im Heer. —

Von Corbeny rückte die Königliche Kriegsmacht nach Vailly, einer kleinen befestigten Thalstadt, etwa vier Stunden von Soissons. Freudig öffnete der Ort seine Thore, und empfing nach Kräften gastlich, so viel von den Soldaten dort Raum fanden. Die Andern lagerten vor den Mauern. Der König hatte Herolde nach Lyon und Soissons vorausgesendet, und empfing nun durch Abgeordnete die Schlüssel beider wichtigen Städte. Er rückte vorerst nach Soissons, wo man ihn glänzend, ja herzlich empfing, während unterschiedliche Geschwader seines Heeres in den benachbarten Gauen umherstreiften, ihm eine bedeutende Anzahl von Ortschaften unterwerfend. — Binnen der drei Tage, welche König Karl in Soissons zubrachte, bekam er unter andern günstigen Botschaften auch Kunde der freiwilligen Unterwerfung von Provins, Coulommiers und Crecy en Brie. La Hire erhielt in Anerkennung seiner treffli-

Gegen den 21. Juli. 1429.

chen Dienste die Amtshauptmannschaft von Vermandois.

Auf dem Zuge gegen Chateau-Thieroy, einen festen Platz, wohin sich die Engländische Besatzung aus Reims zurückgezogen hatte, geschah es, daß eine jener schaamlosen Dirnen, welche die Jungfrau im Heere zu dulden verbot, noch ausdrücklicher ihnen untersagend, sich vor ihr zu zeigen, in ihre Nähe kam; vielleicht aus Unbedacht, vielleicht aus frechem Trotz. Im plötzlichen Unwillen auflodernd, sprengte Johanna gezückten Schwertes ihren Renner gegen die Frevlerin an. Doch als sie die Unseelige vor ihr erblassen und erbeben sah, schwieg alsbald ihr Zorn, und ließ den rührendsten Ermahnungen Raum, die mit den Worten schlossen: „laßt Euch hinfort nicht in Gesellschaft der Kriegesleute finden. Sonst würdet Ihr mich zwingen, Euch Unangenehmes zu erzeigen." — Gegen den 24. Juli. 1429.

Als die Schaaren des Königs vor Chateau-Thierry rückten, ergriff ein Schauder die versammelten Kriegshauptleute. Wie schon früher zu Troyes, wollte man auch jetzt weiße Schmetterlinge um die Jungfrau her erblicken; ja, es hieß, welche davon hätten sich in ihrer Fahne

gefangen. Ein seltsamlicher Eindruck bangender Ehrerbietung verbreitete sich aus dieser Sage über die Feinde. Zudem schien die Bürgerschaft von Chateau-Thierry dem Könige zugethan; die fremden Kriegsobristen erboten sich zur Capitulation.

Da erscholl plötzlich im Lager das Gerücht, die Engländer zögen mit starker Entsatzesmannschaft heran, und Verwirrung begann sich der Französischen Schaaren zu bemächtigen. Johanna, still und klar, wie gewöhnlich, hemmte den Tumult durch ihre bestimmte Versicherung, die Engländer kämen für dasmal nicht. Und bald erwies sich, daß sie recht gesprochen hatte.

Nun begann die Unterhandlung auf's Neue, und nachdem man der Besatzung freien Abzug mit Waffen und Gepäck nach Paris zugestanden hatte, kam die wichtige Feste in des Königlichen Heeres Gewalt.

Bald darauf erschien der König selbst in den Chateau-Thierry, und jetzt zum Erstenmale bat Johanna Etwas von ihm, was nicht unmittelbar auf den Erfolg der großen Sache Bezug hatte. Sie bat um Steuer- und Abgabefreiheit für die zwei ihr so lieben Ortschaften

Gegen 25. Juli. 1420.

Greux und Domremy. Gern ward der kindlichfromme Wunsch gewährt, und diese Gunst nach späterhin mannigfach bestätigt, bis zu Ende der Regierung Ludwig des Dreizehnten.

Von Chateau Thierry zog der König nach Provins, wo er sich etwa eine Woche aufhielt. Die Chronisten weichen hier in der Zeitbestimmung untereinander ab. Auf alle Weise scheint hervorzugehn, daß er von Reims her seinen Siegerzug gegen Paris nicht genugsam beschleunigte. Kannten wir doch schon längst seine Neigung zu Bedenklichkeiten und zum Abwarten. Und die Jungfrau hatte es ja aufgegeben, ihre sonst ihn stachelnde Stimme auf irgend eine Weise im Feldherrnrathe zu erheben. Die näheren Umwohner von Paris, Alle, gleich der Hauptstadt selbst, Burgundisch gesinnt, nutzten die Zögerung des sieghaften Heeres, um sich vor dem Heeranzuge Derer, die sie Armagnacken nannten, mit Weib und Kind und Getreide und Vieh in die nächstgelegnen Städte zu flüchten. Unreif mäheten sie das Korn von den Feldern, und schafften es an sichre Orte, den Ausgang der Unternehmung abwartend. In Paris herrschte zu Anfang große Furcht, weil

Keiner der fremden Heeresfürsten sich dorten befand. — Doch bald von seinem Streifzuge in der Normandie und Picardie kehrte der Engländische Regent, Herzog von Bedford, zurück, die Herzen der abtrünnigen Pariser auf's Neue zum Widerstand anregend und ermuthigend; mit ihm erschien der Cardinal von Winchester, Feldhauptmann jener zum Kreuzzug gegen die Hussiten gewordenen und nun gegen Frankreich verwendeten Geschwader. Etwa 4000 Mann unterschiedlicher Truppen rückten in die Hauptstadt ein.

König Karl gönnte den Feinden Zeit zur Vorbereitung ihres Widerstandes. Die Jungfrau trieb und spornte ja nicht mehr, und Alles begann in den früher beliebten saumseligen Gang zurückzusinken.

Der Herzog von Bedford dagegen zog bis Corbeil vor, wo er die Trümmer seines rückgedrängten Heeres aufnahm; von da ging es auf Melun, und dort vereinten sich ihm die aus der Normandie berufenen Truppen, so daß er sich jetzt an der Spitze von Zehntausend Streitern befand, und es getrost mit der nicht stärkeren Königlichen Armee aufnehmen konnte.

Auch rückte er, die Seine-Ufer entlängst, vorwärts; ja er bedrohte durch einen kühnen Marsch noch Montereau sur Yonne — den Ort, wo Herzog Johann Ohnefurcht so unheilbringend ums Leben gekommen war — den Rücken des Französischen Heeres.

Von dort sandte er durch seine Wappenherolde eine Ausforderung zur Schlacht an den König von Frankreich, worin er ihn: „Karl von Valois, der sich Dauphin von Viennois zu nennen pflege, und jetzt ohne Ursach den Königstitel führe," anredet. Im gleichen Tone geht es weiter, wobei der Jungfrau in den unwürdigsten Ausdrücken erwähnt wird, und eben so des Predigermönches Richard. Auch eine Zusammenkunft zur Friedensunterhandlung wird dazwischen angeboten, aber sichtlich nur, um die Anklage wegen meuchlerischer Ermordung Johanns Ohnefurcht recht laut und keck vor aller Welt zu erneuern. Am 7. Aug. 1429.

Was König Karl diesem wunderlichen Aktenstücke erwiedert habe, finden wir nicht aufgezeichnet. Auf jede Weise nahm er durch die That den hingeworfnen Handschuh auf, indem er zu einer Entscheidungsschlacht nach Nan-

gis vorwärts rückte, die Gegner eben so sehr mit Abschneidung von Paris bedrohend, als sie ihn durch Abschneidung von Orleans zu bedrohen vermeinten. Das gewöhnliche Schicksal aller sogenannten Umgehungen, ehe nicht ein ernster Ausgang den Sieger kränzt, und somit bezeichnet, wer eigentlich abgeschnitten hat oder abgeschnitten ward.

Eilig zog auf jene Bewegung der Herzog von Bedford nach Mangis zurück, nur mühsam noch sich zwischen den Gegner und die Hauptstadt einschiebend.

Dadurch ward aber der in Paris erwachte Schrecken nicht vermindert. Man fürchtete, nach einem Siege der Königlichen Armee bei Mangis werde selbige zugleich mit der Engländisch-Burgundischen in die Stadt eindringen, und beeiferte sich, die möglichsten Vorbereitungen wider ein solches Unglück zu treffen. Das Thor Saint-Martin ward geschlossen, und Niemand durfte, wie es sonst am selbigen Tage Sitte war, nach Saint-Laurent hinausgehen, um dorten Messe zu hören, oder auch Messe zu halten mit Kauf und Verkauf.

Dienstags, am 9. August, 1429.

Dennoch gab es im Königlichen Haupt-

quartier Leute, welche eifrig darauf bestanden, man müsse sich, ohne fürdrs Wagestücke zu versuchen, wiederum über die Loire zurückziehn, und nahe schien es daran zu sein, daß abermal die Halbheit siege. Nur wurden die Einwohner von Bray-sur-Seine ihrem frühergegebnen Worte zu freiem Durchzuge des Französischen Heeres ungetreu, denn eine starke Besatzung von Engländern und Burgundern war unerwartet bei ihnen eingetroffen. Somit drängten sie unwillkürlich das Königliche Heer zu kühnerer Fahrt, wofür längst schon Alençon, Laval und andre Franzosenhelden gestimmt hatten. Die Jungfrau, wie immer seit der Krönung ihres Herrschers, schwieg im Rath.

Vorwärts wieder zog man über Chateau-Thyerri und die Marne in der Richtung auf Paris nach Crespy in Valois. Der Herzog von Bedford zog sich einstweilen in die Ringmauern von Paris zurück.

Von allen Seiten strömte freudiglich das Volk zusammen, seinen rechtmäßigen König zu begrüßen. Der althergebrachte Krönungsruf: „Weihenacht!“ gemischt mit dem: „Lebehoch Karl der Siebente!“ und andern Freudenklän-

gen drang himmelan. Ganze Bauerschaften walleten ihm feierlich entgegen, das *Te deum* singend, oder sonst fromme Lieder, und von allen Seiten blickte man freudig dankbar nach der Jungfrau, die zwischen dem Erzbischofe von Reims und Dunois einherritt, oftmal in Rührung innig weinend, und einst zu ihren Begleitern sprechend: „dies ist ein gutes Volk. Noch hab' ich nirgend solche Freude über die Ankunft des edlen Königs erblickt. Wolle Gott, ich könnte nach Beendung meiner Tage im Schooße dieser Erde ruhen!" — Da fühlte sich der Erzbischof tief im Innersten bewegt, und fragte: „o Johanna, an welchem Ort hoffet Ihr zu sterben?" — „Wo es Gott gefällt!" erwiederte sie voll sanfter Einfalt, und setzte hinzu, wie wir schon sonst Aehnliches von ihr vernahmen: „was aber Zeit und Ort anbetrifft, so ist mir darüber nicht mehr bewußt, als Euch selber. Und wollte Gott, mein Schöpfer, daß ich jetzt von hinnen ziehen könnte, den Waffen entsagend, und meinem Vater und meiner Mutter als Hirtin ihrer Schafe dienend, mit meiner Schwester und meinen Brüdern. Ach wie sich die freuen würden, mich wiederzusehn!" —

Hieraus scheint hervorzugehn, daß ihre beiden Brüder sich zu Reims von ihr getrennt hatten. Vielleicht verwaltete auch schon damals Peter von Arc die Stelle eines Schultheiß von Vanconleurs, welche ihm der König ertheilt hat, ohne daß man genau die Zeit zu bestimmen weiß. —

Das Königliche Heer zog weiter gegen die Hauptstadt vor, und lagerte bei Dammartin; wie es scheint am 19ten August, unter welchem Datum der Schreiber des Pariser Parlaments bemerkt, an diesem Tage und den nächstfolgenden habe man keine Rathshändel vorgenommen wegen großer Beunruhigung um das widerstandlose Anrücken der feindlichen Geschwader.

Bedford indeß zog abermal aus Paris mit großer Heeresmacht dem Könige entgegen, und lagerte nicht weit von Dammartin, bei dem Dorfe Mittry in sehr vortheilhafter Stellung, selbige noch möglichst verschanzend. — Dann schickte er abermals Wappenherolde an den König, ihm Schlacht anbietend, wenn er sie wünsche.

Karl, in der ihm angebornen Ritterlichkeit entlodernd, — wie allemal, wo nicht kränkliche

Rathschläge ihn hemmten, — rückte sogleich an der Spitze seiner Reiter den Feinden bis Laigny le Sec entgegen, um sie nicht so lange auf sich warten zu lassen, bis sein Fußvolk ihm nachzukommen im Stande sei. Er schien auf einen freien Entscheidungskampf im offnen Felde zu hoffen, wie denn wirklich zu jener Zeit die Schlachten oft weit mehr, als wir es uns jetzt vorstellen mögen, den Charakter edler Zweikämpfe an sich trugen.

Man fand jedoch die Engländer abermals hinter ihren eingerammten Sturmpfählen, wo sie meinten, der Französischen Reiterei, wie in frühern Schlachten, aus deren eignem feurigem Angriffsmuth Verderben zu bereiten.

Aber diesmal sandte König Karl den kriegserfahrnen La Hire und einige andre erprüfte Helden voraus, um über die Stellung des Feindes klar zu urtheilen, und hieß derweil seine Hauptmacht sich in Ruhe halten. Jene Ritter, den allgemeinen Angriff unter diesen Umständen für nachtheilig erkennend, übten sich einstweilen frisch und rühmlich in einzelnen Kämpfen, die Waffenehre Frankreichs aufrecht erhaltend.

So hatte man den ganzen Tag hindurch

nach alter Ritterweise gerungen. Der Engländische Regent, merkend, er könne das Heer der Franzosen nicht zum übereilten Anfall verlocken, verließ um die Abendstunde sein Lager, und begab sich nach Paris zurück.

Der König zog darauf wiederum nach Crespy, von wo er die Stadt Compiegne auffordern ließ, sich seiner Herrschaft zu unterwerfen. Freudige Bejahung war die Antwort. So ging es auch mit der Stadt Beauvais, obgleich deren Bischof sich auf's Aeußerste anstrengte, die Bürger in Engländischem Gehorsam zu erhalten. Sie kehrten sich daran nicht, sondern jubelten bei Erblickung der Französischen Herolde: „hoch lebe König Karl von Frankreich!" stimmten das Tedeum an, und feierten fröhliche Feste. Wer aus ihnen bei der Gegenpart festhalten wollte, den ließen sie, wie billig, mit Hab' und Gut von hinnenziehn. Nur gegen den drohenden und fluchenden Erzbischof brach ihr Zorn los. Sie jagten ihn schmählich von hinnen, und entzündeten dadurch in seiner heftigen Seele einen um so grimmigeren Haß wider Jungfrau, als Deren entschiedensten Verfolger wir ihn späterhin erblicken werden.

Die Pariser dagegen waren und blieben Engländisch gesinnt, und zwar mit dem allerungestümsten Eifer. Als sie vernahmen, der ehedem von ihnen so hochverehrte Predigermönch, Bruder Richard, halte sich zu dem Könige Karl, verfluchten sie ihn auf das Abscheulichste, und alle Eitelkeiten, die ihnen früherhin seine Ermahnung verleidet hatte, — als Brettspiele, Würfel u. dgl. — suchten sie wieder hervor; ihm zum Trotz, wie sie sagten. Doch schien Selbiges ihnen eben keine große Anstrengung zu kosten.

Der Engländische Regent, vernehmend, wie König Karl nach Compiegne rückte, hoffte ihm diesen schon durch seine Brücke über die Oise wichtigen Platz noch zu verrennen, und zog deshalb zum Drittenmale mit all seiner Macht aus Paris, in möglichster Eil die Richtung nach Senlis einschlagend. Dieser Ort hielt sich noch zur Engländischen Parthei, und man konnte von dort dem Königlichen Heer am besten das Vordringen nach der Normandie verwehren. Wenn diese Provinz sich ganz für den rechtmäßigen Herrn erklärte, blieb den fremden Truppen die Gemeinschaft mit England abgeschnitten.

Das Französische Heer hatte sich etwan um drei Stunden südlich von Senlis, gelagert, in der Nähe eines Dorfes, Barron genannt. Von dort wurden Ambrosius von Lore und Poton von Xaintrailles mit einigen Bestberittenen ausgesendet, zu erkunden, ob die Engländer wirklich aus Paris gezogen seien, und auf wie viel ungefähr ihre Anzahl sich belaufe. Die Ritter machten sich dem feindlichen Heerzuge möglichst nahe, und als sie Dessen Staub auf der großen Straße von Paris nach Senlis entdeckten, sandten sie vorerst einen Reiter zurück, das Anrücken der Feinde zu beobachten. Sie aber beobachteten genau, bis sie dem Könige den ungefähren Bestand der feindlichen Schaaren und ihre gewisse Richtung auf Senlis durch einen zweiten Boten anzeigen konnten. Da rückte Karl rasch noch weiter gegen Senlis vor, und stellte sein Heer auf zwischen den durch Barron fließendem Bach und einem Berge, Mont-Piloer genannt.

Bedford kam gegen die Abendstunde mit seiner Gesammtmacht bei Senlis an, und rückte über einen kleinen Bach auf so schmaler Brücke, daß nur zwei Pferde zugleich hinüberkonnten.

Da sprengten Lore und Xaintrailles eilig nach dem Könige zurück, ihm die ungünstige Marschordnung des Feindes meldend, und Karl wollte auch freudiglich angreifen. Aber sein Heer hatte sich auf dem Wege zu lange aufgehalten und war zu sehr auseinander gekommen. Als man es endlich geordnet hatte, standen die Engländer schon meist Alle diesseits des Baches, und der rechte Augenblick zum entscheidenden Anfall war vorüber.

Beide Heere naheten indeß einander, so daß man sich im Angesicht hatte, und obgleich die Sonne schon unterging, sprengten noch von beiden Parten Ritter und Mannen vor, schöne Waffenthaten gegeneinander vollbringend, bis die Nacht sie trennte.

Die Heere lagerten in den früher bezognen Stellungen.

Mit Sonnenaufgang rückte der König wieder vorwärts, seine Geschwader waren in drei Treffen staffelweise (*en echelon*) nach der gewöhnlichen Schaarkunst jener Zeiten abgetheilt. Das Erste — man pflegte Solches auch wohl, indem es dem Feinde zunächst war, uneigentlicherweise die Avantgarde zu nennen — befeh-

ligte der Herzog von Alençon; unter ihm der Herzog von Vendome.

Das Zweite stand unter dem Herzog Renés von Bar und Lothringen, späterhin Herzog von Anjou und Titularkönig von Sicilien.

Das Dritte — uneigentlicherweise auch Arrieregarde genannt, — führte der König selbst, unterstützt von dem Grafen Clermont und dem Herrn von La Tremoille. Viele ausgezeichnete Herrn und Ritter hatten sich diesem Geschwader zugesellt. Auf beiden Flügeln des Heeres zogen die Marschälle von Sainte-Sevére und von Rayz mit gemischten Truppen. Die Armbrustschützen befehligte Graville als Feldzeugmeister; die Bogenschützen ein Ritter aus Limousin, Namens Johann Foucault.

Noch war außerdem ein Reserve-Corps trefflicher Kriegsleute versammelt, um allerwärtshin, wo er nöthig thun möchte, Hülfe und Ermunterung zu bringen. An Dessen Spitze ritt die Jungfrau; mit ihr der Graf Albret, und ihre treuerprüften Waffengenossen Dunois und La Hire.

Der Herzog von Bedford hatte sich bei einem Dorfe, genannt Victoire, aufgestellt. Der

Name war schön genug, sollte ihm aber nicht so Großes bedeuten, als — Jahrhunderte nach ihm — das Spanische Vittoria, dem sieghaften Wellington. Auch bot des Letztern Anstellung ohne Zweifel schönere Vortheile dar, — vorzüglich den, aus Deffensive in Offensive losbrechen zu können, — als die bei La Victoire vom Herzog Bedford gewählte. Denn an Dieser wird eben nur gelobt, wie Gräben und buschige Hecken Front und Flanken gegen den Angriff der Französischen Reiter beschirmt hätten, ja sogar im Rücken ein tiefer Teich nicht nur dem Feinde wider die Umgehung, sondern auch den eignen Soldaten wider das Davonlaufen hinderlich geworden sei. Nach solchen Prinzipien der Kriegskunst möchte man die Kriegsleute lieber gleich todtschlagen. Dann deckt ihnen Altmutter Erde gewiß den Rücken, und an's Ausreißen ist auf gar keine Weise mehr zu denken.

Ein lebendigeres Treiben zwar brachten in das Engländische Heer die kühnen Feldhauptleute Talbot und Suffolk, so eben aus der Kriegsgefangenschaft gelöst, und glühend, ihre frühern Unfälle durch neue Siegesthaten wieder auszulöschen. Aber wie sehr dennoch das Vertheidi-

gungssystem vorherrschte, zeigte das Zusammendrängen der Hauptmacht in Eine gewaltige, von Weitem furchtbar waffenleuchtende, in sich höchst unbehülfliche, dicht Rotten an Rotten aufgerückte Masse. Zu loben dabei blieb nur, daß man die Völkerschaften zusammenhielt: links alle Engländer, und rechts alle verbündete Franzosen und Burgunden. In seltsamer Verträglichkeit wehrten über der Colonne die Banner von England und Frankreich und die Hauptfahne des heiligen Georg, welche der vom Engländischen König ehedem so schlimmbehandelte Herr von L'isle-Adam trug; ob in irriger Ansicht, dennoch in gottgetreuem Sinn, sich selbst gern vergessend über die von ihm als gerecht erkannte Sache. Viele Französische Edelleute hatten sich um ihn her versammelt, von Denen Manche an diesem Tage den ehrenden Ritterschlag — Blüthe oder Frucht manches Heldenlebens — empfingen. —

Der Parisisch-burgundische Chronist meint, die Jungfrau sei an diesem Tage sehr schwankend in ihren Ansichten gewesen: bald zum Angriff rathend, bald wiederum nicht. Bekanntlich aber gab sie sich gar nicht mehr mit Be-

rathen ab, seit ihr höherer Auftrag durch die Krönung in Reims erfüllt war, sondern folgte nur fortan dem Königlichen Willen, wie ein Held in den Abgrund, oder wie ein Schäflein zum Opferheerd; ja man darf sagen: wie Beides zugleich. Wenn also ein Schwanken in den Königlichen Geschwadern bemerkbar ward, geschah es eben deshalb, weil die Jungfrau nicht mehr als Lenkerin begeisternd antrieb. Das Ganze der Französischen Heeresbewegungen seit jenem glänzenden Gipfelaugenblicke glich den wechselnden Bahnen eines Schiffes, dem die Magnetnadel abhänden gekommen oder unsicher geworden ist.

So sprengte nun König Karl zwischen beiden Treffen ganz kühnlich auf und nieder; als muntrer Ritter zu loben, als leitender Feldherr wie gar nicht vorhanden. Man wollte nicht zurück, und konnte doch auch den Angriffspunkt nicht finden.

Derweil gab es viel einzeln ehrenwerthe Kämpfe, die aber im Ganzen nichts entschieden. La Tremoille, der viel und auch oft mit Recht gescholtne Günstling des Königs, stürmte dabei auf ritterlich glänzende Weise in den Feind.

Sein schönes Roß stürzte unter ihm, und er ward nur mühsam gerettet, den edlen Beweis mit zurückbringend, daß ihm die Ehre mehr gelte, als das Leben.

Die Jungfrau zeigte sich heiter und klar, stets mitten im Getümmel, in La Hire's, Dunois, und Albrets Begleitung, bald die sich zerstreuenden Krieger zu erneuetem Kampfe sammelnd, bald die auf sie drängenden Feinde mit kräftigen Lanzenstößen zurückweisend, so daß Mancher davor entsattelt in den Staub rollte.

Während dieser Blänkergefechte rückten die Hauptgeschwader der Franzosen bis auf zwei Schußweiten der Armbrust gegen die Engländische Stellung vor, den Gegnern zurufend, herauszurücken aus ihrem Pfahlwerk, wenn sie Lust zum Fechten verspürten. Aber es blieb bei'm Alten.

Die Bogenschützen beider Parthen beschossen einander gegenseitig mit großer Anstrengung und blutigem Erfolg, wobei sich vorzüglich die den Engländern zugethanen Picarden auszeichneten. Auch die Königlichen unter Messire Johann Foucault thaten wacker, was ihres Amtes war.

Stündlich wuchs unter diesen Kämpfen die gegenseitige Erbitterung. Weder von begehrtem noch empfangnem Pardon, wo man sich irgend erreichen konnte, war mehr die Rede.

Zuletzt, schon ganz gegen Sonnenuntergang, thaten sich noch mehrere kühne Franzosenritter zusammen, bis dicht an die feindlichen Sturmpfähle aufsprengend. Viele Engländer brachen heraus, und drängten sie mit Uebermacht zurück, bis ihnen wiederum Unterstützung der Ihrigen kam: Herren, Ritter, Knappen und Reisige. Da erhub sich ein wirres, staubumdunkeltes Tummeln und Ringen, bis die Nacht gänzlich hereinbrach, und von beiden Seiten zugleich die Trompeten zum Rückzuge bliesen. Man weiß nicht, auf welcher Seite der Verlust beträchtlicher gewesen sei. Morgens darauf zog Herzog Bedford nach Senlis, — Andre sagen: nach Paris, — der König wiederum nach Crespy zurück.

Chroniken und Sagen feiern diesen heißen Tag bei Mont-Piloer, und zwar mit vollem Recht, wenn man die dabei entwickelte ritterliche Kraft beider Nationen in Erwägung zieht.

Doch ward für den nächsten Ausgang der Dinge nichts damit entschieden. —

Wie gänzlich Johanna seit geraumer Zeit sich von allen Kriegsberathungen fern hielt, — sie, die sonst, auch ungeladen, an die Thür zu klopfen und Einlaß zu erheischen gewohnt war, — erkannte sie es doch für ihre Pflicht, in den König zu dringen, daß er einen Friedens- und Freundschaftsvertrag mit Herzog Philipp von Burgund beschleunige. Und diesmal stimmte die Königliche Rathsversammlung dergestalt mit Johanna's Ansichten überein, daß man sogleich eine feierliche Gesandtschaft an den Herzog nach Arras abordnete, den Erzbischof von Reims an der Spitze.

Der Empfang war anständig, und während die Verhandlungen ihres ehrbarlichen Weges fürder gingen, begehrten Viele der Burgundischen Unterthanen vom Erzbischof von Reims, ihn als Kanzler Frankreichs anerkennend und ehrend, Bestätigung ihrer Rechte, gleich als seie das Herzogthum bereits vertragmäßig unter die Französische Oberherrschaft zurückgekehrt. Der Erzbischof willfahrte diesem Begehren, ohne daß ihn dabei der Herzog gehemmt hätte, ob-

gleich die Sache noch beiweitem nicht zu dem ersehnten Entzweck gediehen war.

Derweil rückte die Königliche Armee immer weiter gegen Paris vor, Schloß und Stadt Creil, unerachtet des tapfern Widerstandes Ritter Lyonnels von Bournoville, erobernd. Viele tapfre Abentheurer, ihnen voranleuchtend La Hire und Xaintrailles, nutzten den dadurch ersiegten Loire-Uebergang, um in die Normandie einzureiten. So auch rächte der Herr von Longueval, durch die Engländer von seinen Erbschaftsgauen vertrieben, das Erlittene, indem er vermöge er eines Einverständnisses den festen Platz Aumale überrumpelte. Die fremde Besatzung ward erschlagen, die Bürgerschaft, auf erneuerten Vasalleneid für den König von Frankreich, zu Gnaden angenommen. Man verproviantirte den Ort gehörig, und legte eine rüstige Besatzung hinein, die seitdem den Engländern durch Streifzüge ausnehmend beschwerlich fiel. Auch kamen die Städte Toucy und Estrepagny in der vorrükkenden Franzosen Hände. La Hire gewann Chateau-Gaillard durch Leitereisteigung und fand daselbst in Ketten den glorwürdigen Barbazan, beigenamt: der Ritter ohne Tadel, welchen vor

neun Jahren der Feind bei der Einnahme von Melun gefangen, und seitdem so unwürdig — noch obenein ganz vertragswidrig — behandelt hatte. Aus unsrer schon sonst aufgeführten alten Reimchronik geben wir darüber folgende Bruchstücke:

„— — — La Hire, ohn' alles Säumen
Zog rüstig über'n Seinestrand,
Und rang, eh man sich's noch ließ träumen,
Chateau-Gaillard aus Feindeshand.
Es liegt sechs Stunden von Rouen.
Und dort fand man zu selb'gem Tag
Im tiefen Kerker Barbazan,
Wo er schon seit neun Jahren lag.
Da freut' ob solcher Rettung sich
Der König, wie's geziemt dem Herrn.
Denn Barbazan war ritterlich,
Und Jeder hatt' ihn herzlich gern.“ —

König Karl zog nach dem längst schon seiner harrenden Compiegne. Er fand einen festlich innigen Empfang, und bezog die von seinem Ahnherrn gegründete Burg, die Verwaltung der rückeroberten Gauen ordnend, aber leider acht bis zwölf Tage darüber verweilend, die allerdings zum Fortgang der errettenden Unterneh-

mung kriegerisch besser genutzt werden konnten. Dort fanden ihn die von Arras rückkehrenden Gesandten, welche noch nicht zur Abschließung eines Vertrages gelangt waren, aber eine Botschaft des Burgundenherzogs anmeldeten, wodurch Alles in Ordnung kommen solle. Auch seien die vornehmsten Räthe jenes Fürsten von dem aufrichtigen Verlangen durchdrungen, seine Versöhnung mit dem Könige zu bewirken. Das mochte seine Richtigkeit haben, als der Französische Kanzler aus Arras reisete. Doch waren seitdem Gesandten des Herzogs von Bedford daselbst erschienen, die aus aller Kraft rangen, den Vertrag zu hindern, und wenigstens dahin gelangten, ihn zu hemmen. Denn obgleich die Burgundische Gesandtschaft versprochnermaßen in Compiegne eintraf, den Bischof von Arras an ihrer Spitze, begnügte sich Dieser bei schönen Worten, und zog die Entscheidung immer weiter und weiter hinaus.

Um diese Zeit vermochte Richmont, Connetable von Frankreich, seine gezwungne Unthätigkeit nicht länger zu ertragen. Er brach aus seinem zurückgezognen Aufenthalt zu Parthenay auf, den Engländern die Burgen Gale-

rande und Rameford entreissend, wie auch die wichtige Festung Malicorne am Ufer der Sarthe, auf der Gränze zwischen Anjou und Maine. Ueberhaupt regte sich wiederum einmal das altfranzösische Blut von allen Seiten. Ferbourg, ein bretanischer Hauptmann, trieb die Feinde aus Bonsmoulins, und der Herzog von Alençon, als Oberherr des Platzes, ernannte den Sieger zum Kommandanten. Zwei andre kühne Bretagner Edelleute, Johann Armange und Heinrich von Villeblanche, besetzten den Ort Saint-Celerin, und erneueten schnell die von dem Feinde niedergerissenen Befestigungen. Obzwar nun schon am dritten Tage die Engländer mit Geschütz anrückten, und nach einigem Beschießen kühnlich den Sturm wagten, hielten die braven Vertheidiger dennoch den Posten, und zwangen ihre Gegner zum Rückzuge. Zugleich drang der Connetable gegen Evreux vor, mit nicht zahlreicher, jedoch erlesener Schaar, zu der beinahe stündlich sich der Adel jener Provinzen verstärkend gesellte.

Da fühlte der Engländische Regent die Nothwendigkeit, wiederum in's Feld zu rücken, zur Unterstützung der ihm Ergebnen in der Nor-

mandie. Er vertraute die Hauptstadt dem Bischof von Therouanne, französischem Kanzler des fremden Königs, und zwei tüchtigen Kriegsobristen, Johann Ratelet oder Rachel und Simon Morbier geheißen, mit zweitausend Wappnern unter ihrem Befehl. Sodann zog er gegen Rouen über Saint-Denys vor.

Auf die Nachricht hiervon beschloß König Karl, sogleich gegen Paris anzurücken.

Am 22sten Aug. 1429. Als man so eben dazu von Compiegne aufbrach, erschien von Seiten Johann des Vierten, Grafen von Armagnak, der sich an den Hof des Königs von Arragonien zurückgezogen hatte, ein Bote mit einem Brief an die Jungfrau und bestand darauf, ihn ihr selbst zu übergeben, versichernd, er könne nicht ohne schriftliche Antwort zu seinem Herrn wieder heimreisen.

War es nun kriegrische Ungeduld einiger Hauptleute, oder wohl gar aufglimmender Neid gegen des Mägdleins Berühmtheit: kurz, sie wiesen den Boten unhöflich ab; ja sie droheten, ihn in den Fluß zu werfen, wenn er sich nicht bald davon mache, Johanna indeß, schon im Begriff, den Fuß in den Bügel zu setzen, be-

fahl voll gewohnter Milde und Kraft, daß man den Boten zu ihr führe. Dann ließ sie sich den Brief vorlesen, welcher Folgendes enthielt:

„Meine sehr theure Dame, ich empfehle mich Euch demuthvoll, und will Euch in Gottes Namen um etwas bitten; in Betracht der Zertrennung nämlich, die sich gegenwärtig in der heiligen und allgemeinen Kirche von wegen der Päbste kund giebt. Denn wir sehen Drei, welche den päbstlichen Stuhl in Anspruch nehmen. Der Eine wohnt zu Rom, und läßt sich Martin der Fünfte nennen, welchem alle Christlichen Könige gehorchen. Der Andre wohnt zu Paniscola im Königreiche Valencia, und läßt sich Pabst Clemens den Zwölften nennen; der Dritte — man weiß nicht, wo er wohnt, und außer dem Kardinal von Saint Estienne hat er nur wenige Anhänger — läßt sich Pabst Benedikts den Vierzehnten nennen. Der Erste, Pabst Martin, ward zu Kostanz mit aller christlichen Nationen Bewilligung erwählt. Den Andren, Clemens, wählten zu Paniscola nach Pabst Benedict des Dreizehnten Abscheiden Drei seiner Kardinäle. Der Dritte, mit Namen Pabst Benedikt der Vierzehnte, ward

gleichfalls zu Paniscola, jedoch heimlich, durch den Kardinal von Saint Estienne gewählt. Wollet den unsern HErrn Jesus Christus anrufen, daß er nach Seiner unendlichen Barmherzigkeit uns durch Euch zu erkennen gebe, wer von den drei Obgenannten der wahrhafte Pabst sei und welchem, nach dem höchsten Wohlgefallen, man fortan gehorchen soll, ob Dem, welcher sich Martin nennt, oder Dem, welcher sich Clemens nennt, oder Dem, welcher sich Benediktus nennt, und Welchem wir vertrauen sollen, und ob insgeheim, oder mit einiger Verstellung, oder ganz kundig offenbar *). Denn wir sind gern bereit, nach dem Willen und Wohlgefallen unsers HErrn Jesus Christus zu handeln. Ganz der Eurige:

Graf von Armagnak."

In der Eile des Aufbruches, und auch von dem Unwillen der Kriegsobersten wider den Bo-

*) Der Verf. der Urschrift hält die hier gesperrten Zeilen für eine jener Verfälschungen, über die sich Johanna spätterhin beklagte. In der That wollten sie nicht recht in den Zusammenhang passen, und weit minder noch in den einfach offenherzigen Ton des ganzen Briefes.

ten beengt, sagte Johanna rasch einem Schreiber folgende Antwort in die Feder:

„Jhesus Maria."

„Graf von Armagnak, mein sehr theurer und guter Freund, Johanna die Jungfrau läßt Euch wissen, daß Euer Bote zu mir gelangt ist, und mir Euern Auftrag verkündet hat, von mir zu erfragen, welchem der Drei durch Euch gedachten Päbste Ihr glauben sollet. Doch kann ich Euch von selbiger Sache jetzt nicht wohl das Richtige anzudeuten, bis ich etwa in Paris oder anderwärts mich dazu im Stande fühlen werde. Denn für diesen Augenblick bin ich allzusehr durch das Kriegführen beschäfftigt. Wenn Ihr aber vernehmet, daß ich mich zu Paris befinde, so schickt mir einen Boten, und ich will Euch nach der Wahrheit kund geben, an Welchen Ihr Euch halten sollet, wie ich es dann durch den Rath meines rechtmäßigen Oberherrn, des Königes der ganzen Welt, vernehmen werde, und Ihr Euch darnach richten könnt. Nach meinem besten Vermögen befehl' ich Euch Gott. Und Gott sei Euer Hüter. Geschrieben zu Compiegne, am 22sten Tage des August."

Aber auch diesen Brief, wie wir ihn aufgezeichnet finden, erkannte später Johanna nur zum Theil als den Ihrigen an. Sie selbst — so fügte sie hinzu — habe nie gezweifelt, daß der zu Rom erwählte und residirende Pabst als der ächte gelte; nur sei es ihr bedenklich vorgekommen, hier so geradehin als Dolmetscherin des göttlichen Willens aufzutreten. Was nachher in dem Briefe von späterer Entscheidung durch sie verheißen werde, beziehe sich nicht auf die drei Päpste, sondern auf eine ganz andre, ihr vom Grafen vorgelegte schriftliche Anfrage. So muß denn auch in dieser Hinsicht Dessen Schreiben verstümmelt worden sein, und gewiß ist, daß man dem über Johanna aburtheilendem Gericht nur die Abschriften jener zwei Briefe, nie aber die Urschriften selbst, zu lesen gab. —

Der König rückte bis Senlis. Die Stadt hat ihn, wie es scheint, ohne Widerstand aufgenommen, und er bezog ein Quartier in den Ringmauern. Die andern Hauptleute lagerten draußen bei'm Heere; auch die Jungfrau. Sie empfing dorten das heilige Mahl, in Gesellschaft

des Herzogs von Alençon und des Grafen von Clermont, aus Bruder Richards Händen.

Während des dortigen Aufenthaltes gab es einen unangenehmen Streit mit dem Bischofe von Senlis. La Tremoille nämlich, dem Johanna gesagt hatte, sie bedürfe noch Eines Pferdes, zu Reisefahrt und Kampf gleich tüchtig, ließ nach seiner übereilten und hochfahrenden Weise das Leibpferd des Bischofs dazu wegnehmen, welches auf Zweihundert Goldstücke geschätzt ward, über welche Summe man ihm auch einen Schein ausstellte. Natürlich zeigte sich der Prälat sehr unwillig über diese gezwungene Anleihe, und sobald Johanna das vernahm, ließ sie ihm schreiben, wenn er das Thier zurückbegehre, solle er es sogleich haben; überdem tauge es nicht zum Ertragen großer Anstrengung. — Vermuthlich schwieg der Bischof in Erbitterung, denn bald darauf schickte sie das Pferd an La Trémoille, damit er es Jenem wieder zustelle. Sie erfuhr aber nicht, ob es geschehen sei, oder ob auch nur der Bischof — sei es etwa aus Unart oder Unordnung des launischen Günstlings unterblieben — die verheißne Summe je empfangen habe. —

Bei der in Senlis unter die Fahnen der Lilien zusammenströmenden Kriegsleuten befand sich auch der Herzog von Bar, ein Montmorency, und eine Menge von edlen Herrn und Rittern sonst. Viele Städte öffneten den Herolden König Karls ihre Thore, und er hätte wohl Deren noch mehr gewinnen können, nur daß man nicht unbillig scheute, sich an den Burgundischen Gränzen so sehr auszubreiten, damit nicht etwa ein zorniges Mistrauen den keimenden Frieden ersticke.

Dagegen ließ manche in Paris heimlich angeknüpfte Verhandlung und die Abwesenheit des Herzogs von Bedford hoffen, die Hauptstadt werde sich für den angebornen König erklären, wenn er vor ihren Thoren erscheine.

Saint Denys, der altgeweihete Ort, der Französischen Könige Grabstätte seit Jahrhunderten, erschloß dem neugesalbtem Könige seine Pforten gern. Der Monarch brachte Gott und den Schutzheiligen des Ortes seine Anbetung und Verehrung dar, zugleich die Gräber seiner Väter nach hergebrachter Sitte mit köstlichen Gaben schmückend.

Tages darauf drangen die Streifpartheien

des Heeres bis vor Paris, und die Stadt Lagny übergab Karl dem Siebenten ihre Schlüssel. Ambrosius von Lore ward zur Besitznehmung dorthin abgesendet.

Man hatte gleichfalls aus Paris eine Gesandtschaft der Bürger erwartet, ohne zu bedenken, wie die Königlichgesinnten daselbst bei weitem die Schwächeren waren, und vollends gegenüber der obgleich an Zahl nicht beträchtlichen, doch einen tüchtigen Kern bildenden Engländischen Garnison, nicht eher etwas unternehmen konnten, bis man sie wenigstens durch raschen und rüstigen Anfall von Außen dazu kräftigte. Aber die abwartende Methode war nun einmal die beliebte jenes Französischen Hauptquartieres, dafern keine überwiegende Autorität es zu Unternehmungen stachelte. Als daher keine Pariser Deputation erscheinen wollte, sah man wieder Unentschiedenheit und Rathsversammlungen, immer Eins das Andre steigernd und vervielfältigend.

Von Johanna vernehmen wir in diesen Tagen nur, daß sie auf Ansuchen zweier Ehepaare deren neugeborne Kindlein über die Taufe hielt, wie sie denn überall gern edle Dienstde-

flissenheit und Milde bewies. Eine Chronik von Saint-Denys sagt:

„Und kamen die Armen williglich zu ihr, weil sie sich ihnen nie hart erzeigt, vielmehr sie immerdar nach Kräften unterstützt hat.“ —

Schien es doch ein liebliches Vorspiel dieses Vertrauens, als in Johanna's Kindheit — wie wir früher lasen — die Vöglein des Himmels so zutraulich herbeigeflogen kamen, aus des Mägdleins Hand die Brosamen zu picken! — Während Johanna's Aufenthalt in Saint-Denys schätzten fromme Matronen es sich zur Ehre, ihre Hand oder ihre Kleider zu berühren. Das Mägdlein erwies sich, wie immer, demüthig und liebreich, verwandelt nur darin, daß ihr Heldenmuth ausschließlich den Charakter frommer Entsagung trug, nie fortan wieder aufstrebend zu freudiger Feldherrnkraft und Siegergewalt.

Und bald sollte ein herrliches Zeichen ihres hohen Berufes aus ihrer Hand genommen werden. Ob das noch zu Saint-Denys, oder während des nächsten Vorrückens geschah, läßt sich aus den abweichenden Aussagen der Zeitgenossen nicht bestimmen. Genug, das Glück hatte

den Leichtsinn wieder in das Heer eingeführt, und man vergaß den frühern Gehorsam gegen Johanna's Ermahnungen, alle sündhaften Weibsbilder aus dem Lager zu entfernen. Da — so erzählt unser treuherziger, schon oft angeführter Reimer, Martial von Paris:

„Da sah die Jungfrau in der Schaar,
Frech, ohn' auch nur vor ihr zu beben,
'nen Kriegsmann und ein Mädchenpaar,
Geweiht ganz zügellosem Leben.
Da schlug sie drauf mit rüst'gem Streich,
Ihr Schwerdt nach Kräften rasch geschwungen,
Und traf auf Waffen mit zugleich; —
Da war das Schwerdt entzweigesprungen.
„Zu schlagen war ganz gut und klug."
So sprach man ihr im Rath entgegen.
„Doch dazu war ein Stock genug;
Zu gut war Euer schöner Degen." —

Diesmal gab Johanna vollkommen der Rathsversammlung recht. Sie empfand ohnehin die lebhafteste Reue, einer augenblicklichen Zorneswallung so gänzlich nachgegeben zu haben, wider ihre sonstige Art und Sitte. Und zum herben Schmerz mußte dieses Gefühl sich

steigern, als die Waffenschmiede, denen man das zertrümmerte Schwerdt übergab, ihre Kunst unzureichend erklärten, es wieder zusammenfügen. Sie empfand nun auch äußerlich bestätigt, was ihr schon seit der Krönung durch die Seele zog; beendet sei ihr kriegerischer Beruf. Auch auf die Schaaren, auch auf die Heeresfürsten machte das Zerspringen der sieggeweihten Waffe einen schauerlichen, ja niederschlagenden Eindruck; — und dennoch wollte man die edle Unglückliche nicht vom Heer entlassen, die sonst durch sie empfangene Begeisterung erwartend und begehrend, wie einen erquickenden Lebensquell, indem doch bereits Misvergnügen und Zweifel gegen die wunderbare Erscheinung aufzubunkeln begann,

Wie oft und ernst führt uns die Geschichte die Unauflösbarkeit des Räthsels: Menschenherz geheißen, vor die Augen! — Und auf dieses Herz und dessen schwankenden, sich selbst widersprechenden Willen unser zeitliches und ewiges Heil zu erbauen, muthen so viele Wortführer der mannigfachsten Systeme uns zu! —

Vermochten die Angreifer keinen recht bestimmten Entschluß zu erfassen, so zeigten die

mit Angriff Bedroheten in Paris auch keinesweges Festigkeit und Klarheit.

Zwar hatte das Parlament unter Vorsitz des Bischofs von Therouanne den schon früher dem Herzog von Bedford geschwornen Eid erneuert, und allen Dienern der Kirche — Mönchen so wohl, als Weltgeistlichen — den gleichen Aktus aufgegeben. Aber es ging aus dieser für nöthig erachteten Wiederholung mehr Scheu als Zuversicht hervor. Ein rasches Anrücken der Königlichen Truppen hätte jetzt die entschiedenste Wirkung hervorbringen können. Begann man doch erst im Beginn des Septembers, Geschütz an die Thore und auf die Wälle zu führen und die Graben zu reinigen! Aber da kamen statt der Französischen Geschwader nur Französische Briefe, und zwar solche, die man voll unedler List erdacht hatte, Saamen der Zwietracht und des Mistrauens in die Bürgerschaft zu streuen. — Die Pariser fühlten die Unwahrheit heraus, und ließen den Listigen anrathen, nicht fürder ihr Papier auf diese Art zu verderben.

Die Engländischen Befehlshaber dagegen, um bei den für Soldzahlung und andre Bedürfnisse nöthigen Auflagen und Erpressungen

das Volk durch Angst vor größerem Uebel willig zu erhalten, ließen eine andre Unwahrheit bekannt machen: Karl von Valois habe seinen Kriegern die Stadt Paris sammt allen Einwohnern jedes Alters und Geschlechtes verheißen und gänzlich überlassen, und solle die Pflugschaar hinziehn über die der Erde gleichgemachten Trümmer. — Angst und früh eingesogener Haß verleiteten Viele, dergleichen dem sanften Karl, der alle sieghaften Schritte durch Milde bezeichnet hatte, zutrauen zu wollen.

In diesen trüben Tagen trennte sich auch von der Jungfrau ihr Page, Ludwig von Contes, ohne daß man die Ursach vernommen hat.

Mehrmal schafften Französische Ritter ihrer kriegerischen Ungeduld Luft, indem sie bis an die Thore von Paris sprengten, und sich kühne Gegner zum Kampf herausberiefen. Es wurden viel schöne Waffenthaten dabei auf beiden Seiten vollbracht.

Nach einer etwas überreiflichen Erwägung — sie hatte mehr als zehn Tage gedauert, unter Umständen, wo jeglicher Stunde Goldeswerth zukam, — beschlossen endlich die Kriegsobristen in ihrem Rath, gegen die Hauptstadt

zu rücken. Wie späterhin Johanna selbst geäußert hat, war es ihnen mehr darum zu thun, ein Ritterstücklein vor Paris auszuführen, als einen ernstgemeinten Angriff zu wagen, der nach so unglaublicher Säumniß nun auch wirklich zu einer sehr schwierigen Unternehmung geworden war. Vielleicht hofften sie, die königlichgesinnten Bürger durch das Erscheinen der Lilienbanner zu einem Aufstande zu reizen. Aber auch das zeigte natürlicherweise sich, je länger hinausgeschoben, je schwieriger. Johanna — späterhin beschuldigt diese Unternehmung veranlaßt zu haben — wollte sich gar nicht damit einlassen, sondern auf den Rath ihrer Stimmen in Saint Denys zurückbleiben. Doch die Hauptleute, in dem schon früher angedeuteten wunderlichen Doppelsinne befangen, nöthigten sie fast gewaltsam, mitzuziehen, Glück von der misachteten Prophetin Nähe erhoffend.

So ritt sie denn in Gehorsam und Ergebung vorwärts, mit einer beträchtlichen Heerschaar von mehr als zwölftausend Mann unter dem Befehl des Herzogs von Alençon; Dunois, La Hire und die schon sonst uns bekannten Frankenhelden mit. Man rückte bis zum Dorfe La Cha-

pelle, etwa halben Weges nach der damals kaum ein Fünftel ihres jetzigen Umfanges einnehmenden Hauptstadt.

Am 8ten Sept. 1492. Tages darauf zog man — vermuthlich das Thor Saint-Denis und die beiden nächstliegenden für zu stark befestigt haltend — nach der Abendseite der Stadt, und ordnete die Schaaren auf einer weiten Ebene, längst auch seitdem in den Umfang der Stadt mit einbegriffen, unweit des Thores Saint Honoré, ließ das Geschütz an verschiedenen Punkten auffahren, und eröffnete ein heftiges Feuer, hauptsächlich gegen die Wälle gerichtet, bisweilen aber auch unmittelbar gegen die Stadt selbst.

Viele Bürger strömten in die Kirchen, und fanden dort Engländisch gesinnte Priester auf der Kanzel, welche sie ermahnten, der Fremdlingsherrschaft ergeben zu bleiben. Andre eilten, den Engländern und Burgunden auf den Wällen Beistand zu leisten, vollständig gerüstet, und mannigfache Banner schwingend, die sie feierlich innerhalb der Zinnen hin und wieder trugen, so daß man sie deutlich von außen flattern sah, und vorzüglich ein gewaltig großes mit einem rothen Kreuze bemerkte. Es sollte ver-

muthlich die Engländische Reichsfahne bedeuten.

Die Franzosen fühlten sich dadurch nur um so zorniger entflammt, und fingen an, mit den auf allerhand Fuhrwerk nachgeführten Reisigbündeln den Wallgraben zu füllen, indem sie nach ihrer lebhaften Weise den abtrünnigen Bürgern Schelt- und Drohworte zuriefen.

Dem Herrn von Saint-Vallier, einen Edlen des Delphinates, gelang es an der Spitze der Seinigen, Feuer in das Bollwerk vor dem Thore Saint Honoré zu werfen. Noch wiederstanden die Engländer dort muthig, aber vor dem stürmigen Anfall der Franzosen mußten sie endlich durch's Thor in die Ringmauer zurück. Vermuthlich war die Jungfrau bei diesem Gefecht, denn sie sagte späterhin aus, vor den Mauern von Paris habe sie einem feindlichen Krieger sein Schwerdt entrungen. Dies aber war der einzige Moment des Sturmes, wo es zum Handgemenge kam.

Man erwartete einen Ausfall der Besatzung aus dem Thore Saint Denys, um die gegen Saint Honoré Stürmenden anzugreifen, und der Herzog von Alençon hielt zu Dessem Empfang

hinter dem Mühlenberge bereit. Aber man ließ ihn vergeblich warten.

Da nun der Feind sich so zögernd und unlustig zu rascher That erwies, gedachte Johanna, von der Gluth des wirklich begonnenen Kampfes zu ehemaliger Freudigkeit neu entzündet, unmittelbar an den Fuß der Mauer vorzudringen. Sie rückte gegen zwei Uhr Nachmittags mit vielen Reisigen an; bei ihr der Marschall von Rayz und viele andre edle Herren. Alle saßen in schöner Ordnung ab, und füllten mit Reisigbündeln den äußersten, wasserleeren Wallgraben. Als man hinüberzog, und den zweiten Graben bewässert fand, stieg Johanna dicht hinab an dessen Bord, mit ihrer Lanze die Tiefe des Wassers und des Schlammes bedachtsam untersuchend, während die Kriegsleute voll festen Entschlusses, die Mauer zu erklimmen, auch hier die Faschinen eifrig zur Bereitung eines Dammweges hinabsenkten.

Zugleich erhob sich in Paris von vielen Seiten ein Geschrei, der Feind sei bereits eingedrungen und Alles verloren, und es gelte nun: „Rette sich, wer kann!" —

Vermuthlich war das eine Anstrengung der

Königlichgesinnten, aber fürwahr keine edle, und somit zweifelsohn auch nicht die weiseste. —

Es wurden dadurch nur die ohnehin schon an geistiger oder leiblicher Kraft Wehrlosen noch mehr erschreckt und geängstet. Die Rüstigen auf Wall und Mauer mit den Waffen in der Hand standen männlich fest, ob auch das Wehegeschrei in der Stadt sie schmerzlich erschüttern mußte. Ein Kriegsmann auf seinem Posten hat für den ärgsten Fall immerdar das beste Todesbett unter seinen Füßen bereit. In diesem richtigen Gefühl strömten der Mauerbesatzung noch viele Männer aus den Häusern verstärkend zu.

Johanna indessen stand immer auf dem schmalen Borde zwischen beiden Festungsgraben, und ermunterte die Kriegsleute zur raschen Ausfällung des zweiten, achtlos des sie umsausenden Hagels von mannigfachen Geschossen, achtlos des schmähenden Geschreies, womit die Belagerten sie begrüßten. Still ergeben in Gottes Willen, ließ sie kommen, was nach dem heiligen Willen kommen müsse. Neben ihr stand ein ihr treuergebner, vielerprüfter Kriegsmann, ihre Fahne haltend. Als das Mägblein der Besat-

zung zurief: „ergebt die Stadt an den König von Frankreich!“ rief ein Schütz von den Zinnen zurück: wollen einmal sehen, Landläuferin!“ und so schnellte er einen Pfeil auf sie ab, der ihr den Schenkel durchbohrte. Darauf habe sie — behauptet das Tagebuch des Burgundischen Parisers — schnell die Flucht ergriffen. Doch dem widerspricht schon die Natur der Wunde; mehr noch, was aus jenes Berichterstatters anderweitigen Aeußerungen im Verein mit allen übrigen Zeugnissen hervorgeht. Wir wollen uns bemühen, das Ganze in ein möglichst richtiges Bild zusammenzudrängen.

Gleich nach der Jungfrau Verwundung fuhr ein Pfeilschuß ihrem Fahnenträger durch den Fuß, und als er den Helmsturz aufschlug, um zu sehen, wie er die Waffe aus der Wunde ziehen könne, traf ihn ein andrer Pfeil zwischen die Augenbrauen, so daß er todt niederrann.

Minder schmerzlich — heißt es — hätten vielleicht die Jungfrau und Alençon den Verlust von vierzig ihrer besten Reisigen ertragen.

Noch immer rangen die ächten Franzosen muthvoll, die Mauern und Wälle ihrer Hauptstadt ihrem Könige wieder zu erobern, obgleich

Johanna, von Wundenschmerz und Blutverlust ermattet, sich nicht mehr an der Stürmenden Spitze aufrecht halten konnte. Sie schwankte von dem Wallrücken abwärts, und legte sich dicht hinter ihm in den bereits ersiegten trocknen Graben.

Etwa um vier Uhr Nachmittags verstärkten die Pariser ihr Feuer und andres Schießen gewaltig; namentlich verbreitete schweres Geschütz vom Thore Saint-Denys herüber, die Flanke der Angreifenden erfassend, Schrecken und Bestürzung, so daß man vom Stürmen abzulassen begann. Bald auch erfolgte von Saint-Denys wo König Karl mit der Nachhut zurückgeblieben war, — leider! — denn was hätte nicht vielleicht seine persönliche Erscheinung ausrichten können! — ein durch La Tremoille unterzeichneter Befehl, den Angriff einzustellen.

Um die Vesperzeit kam Richard von Thiebronne mit einigen andern Kriegsmännern, die Jungfrau zurückzuschaffen. — Sie aber wollte nicht von ihrer blutigen Lagerstätte weichen. Es schien, der Schmerz über die erste Niederlage der Königlichen Waffen vor ihren Augen habe ihr den Tod viel wünschenswerther, als das Le-

ben gemacht. Oder sie hoffte noch vielleicht, daß ihre Gegenwart die Schaaren zum erneueten Sturm begeistern werde. Kurz: nicht Vorstellungen, nicht Bitten vermochten sie von diesem gefahrumdroheten Schmerzenbette der Ehren zu entfernen. Da sandte der Herzog von Alençon nach ihr, — Andre behaupten, er seie selbst gekommen, — und ließ sie ohne weitres Verhandeln von hinnentragen. Es war schon Abends zwischen zehn und elf Uhr.

Man erzählt, als die Geschwader ihre Heldin so ohnmachtschwer an sich vorübertragen sahen, hätten rohe Stimmen ihr Schmähworte zugerufen. Es sieht dem Lohn, womit die Welt zu zahlen pflegt, ähnlich genug. Wer nicht Höheres kennt und erhofft, verschließe sich lieber in das einsamste Kämmerlein, als auch nur einen Schritt über die Gränze der Gewöhnlichkeit hinauszuwagen. —

Das Königliche Heer zog bis La Villette zurück, wo es am selben Ort, wie auf den Hinmarsch, übernachtete.

Kaum giebt es für den Kriegsmann ein trüberes Gefühl, als nach misglückter Unternehmung wieder an eben der Stelle zu lagern, wo

wir noch vor Kurzem voll Siegeshoffnungen bei'm Vorwärtsrücken verweilten.

Ein Trost war es dabei, daß Niemand der Fremden oder Abtrünnigen sich zum Verfolgen herauswagte; nicht sowohl um der verminderten Gefahr willen, als weil man in solchen Lagen fühlt: sie haben uns kennen lernen, und suchen nicht ohne Noth mehr Händel an uns.

Die einzigen Trophäen, dem Feinde zu Gute kommend, waren die Bauerwagen, auf denen man die Faschienen herbeigeschafft hatte, und deren Führer ohne Zweifel mit ihren abgesträngten Gäulen in übereilter Furcht von hinnen getrabt waren, sobald der Rückzug begann.

Viele erfahrne Kriegsleute behaupteten damals, man habe von dem ganzen Unternehmen zu früh abgelassen; hätte man sich nur bis zum andern Morgen noch vor Paris behauptet, so würden manche Einwohner Thatkraft und Entschlossenheit für König Karl gezeigt haben.

Der Verlust der Franzosen wird unbestimmt angegeben. Doch mußte er nach allen vorliegenden Umständen sehr beträchtlich sein.

Als man sich Tages darauf zu Saint-De-

Freit. nys wieder mit dem Könige zusammengefunden
am 9. hatte, erneuete Johanna abermal ihre Bitten
Sp- an ihn, sie zu entlassen, und ihr die Heimkehr
temb. unter das stille Hüttendach ihrer Aeltern zu
1429. vergönnen.

Da ging es Allen wiederum auf, wie so gar viel sie an der jungen Heldin verlieren würden, und die zeither miskannte Begeisterung strahlte plötzlich in allem Glanz ihrer Herrlichkeit — oder mindestens Nothwendigkeit — empor. Lobsprüche auf Lobsprüche wurden der Heldenjungfrau dargebracht, und man gestand ein, bei zweckmäßiger Anordnung des Ganzen hätte ihre Tapferkeit ohne Zweifel die Mauerzinnen von Paris errungen.

Johanna's, dem Himmel geweihete Seele konnte sich nicht in diesen Umgarnungen irdischer Eitelkeiten fangen.

Zwar erkennend, daß sie dem Gebot ihres Königs gehorchen müsse, falls er sie der Heeresfolge nicht entbinde, beschloß sie dennoch unwiederruflich, ihre Waffen als Weihegeschenk in der Kirche zu St. Denys darzubringen. Vor dem Hauptaltare knieete sie nieder, zu Gott, der Jungfrau Maria und allen heiligen Martyrern

Dank emporsendend für alles ihr verliehene Glück und Heil. Dann weihete sie die Waffen dem Schutzheiligen Frankreichs, und stellte vor seinem Schrein ihren vollständigen silberweißen Harnisch auf, sammt dem Schwerdte, welches sie vor Paris jenem feindlichen Krieger abgerungen hatte. — König Karl und alle Heeresfürsten waren Zeugen dieser feierlichen Handlung. —

Man beschloß bald darauf, das Königliche Heer nach der Loire zurückzuführen; vielleicht, wie man behaupten will, weil die einberufenen Vasallen nach ihren Burgen und Heerdesstellen heimverlangten; wahrscheinlicher und einfacher, weil die Losung: „Rückzug!" einmal ausgesprochen, sich nur allzuleicht zur vorherrschenden in Rath und Heer gestaltet.

In Isle de France und Beauvoisis blieb indeß ein Theil der Geschwader stehn, unter dem Oberbefehl Karls von Bourbon, Grafen zu Clermont, der nebst dem Erzbischof von Reims in Beauvais Quartier nahm, um von da aus die Friedensunterhandlung mit dem Herzog von Burgund fortzusetzen. In Compiegne befehligte

Wilhelm von Flavy, in Senlis der Graf von Vendome, und Jakob von Chabannes in Creil.

Der König brach am 12ten September von Saint-Denys auf, und ging bei Lagny über die Marne; von da weiter durch Provins nach Bray, dessen Einwohner ihm die Thore öffneten, und wo er die Seine überschritt. Die Bürger von Sens verschlossen ihm den Ort. Er setzte deshalb durch eine Fuhrt, unterhalb der Stadt, über die Yonne, und zog über Courtenay, Chateau-Regnard und Montargis nach Gien, wo er zu Ende Septembers im Triumph einrückte, die Jungfrau ihm zur Seite.

Vermuthlich hat nach allen jüngst erlittenen Unbilden und Fehlschlagungen diese Festlichkeit nur wenig Freude in das Herz der Jungfrau zu bringen vermocht. Fast eben so wenig als die in andern Schriften gerühmte Königliche Freigebigkeit, wodurch ihr im Verlauf von vier Monaten zur Ausrüstung an Waffen und Rossen nach und nach hundert Goldthaler gezahlt worden sind, wie solches die Verzeichnisse der Königlichen Rechenkammer beweisen.

Zweites Buch.

Seit der Rückkehr des Königs nach Gien, bis gegen den Aufbruch der Jungfrau zur Belagerung von Saint-Pierre-le-Moustiers.

Während König Karl sich eine Zeitlang zu Gien aufhielt, sah er hoffend mit jedem Augenblicke dem Abschlusse der Verhandlungen mit dem Herzoge von Burgund entgegen, die bereits einen Waffenstillstand bis zu Pfingsten herbeigeführt hatten. Der Herzog verhieß, die Hauptstadt für den König zu gewinnen; doch müsse er des Weges hin und zurück versichert sein, weshalb der König ihm nicht nur gutes Geleit für diese Fahrt bewilligte, sondern auch gebot, ihm die Städte Compiegne und Pont Saint-Maxence einzuräumen. Der Befehlshaber des letztern Ortes that ohne Weiteres schuldigermaaßen, was sein Herr ihm befohlen hatte. Flavy jedoch, Hauptmann zu Compiegne, weigerte sich ganz keck, die Burgunder einzulassen. Natürlich erweckte ein so eigenmächtiges Betragen den Unwillen des Königs. Doch man stellte

ihm die rebellische Frechheit des Mannes unter den Farben eines übergroßen Patriotismus dar, woraus ohne Zweifel viel herrliche Früchte entspringen müßten. Und so ließ man es gehen und stehen, wie es mochte. —

Der Herzog von Bedford, indessen durch des Königs muthigen Marsch gegen Paris nicht unbillig erschreckt, war sogleich wieder umgekehrt. Die Hauptleute der Besatzung von St. Denys, sich für unfähig zum Widerstand gegen ihn erachtend, räumten die Stadt und führten ihre Truppen nach Senlis zurück. Die Soldaten, heißt es, sollen den Bürgern Geld schuldig geblieben sein, welches sie verheißen hätten, aus der Beute des eroberten Paris abzutragen. Freilich eine häßliche Wortbrüchigkeit, nur daß Ertheilung und Annahme der Anweisung von beiden Seiten wenigstens eben so häßlich war.

Am 14ten oder 15ten Sept. 1429. Die Engländischen Geschwader übten dafür eine unedle Rache an der Stadt durch plündernde Ausschweifungen, nicht einmal die königlichen Grüfte schonend. Sie zerstörten die silbergeschmückten Denkmale der Könige Philipp August und Ludwig von Montpensier, ja auch das Ehrenmal des heiligen Ludwig, von wo sie so-

gar das goldne Gefäß raubten, welches Dessen Gebeine, aus dem glühenden Afrika herüberge-rettet, enthielt. Eine Menge von köstlichen Bildsäulen und Geräthschaften führten sie mit von hinnen, zum Theil noch von des alten König Pipinus Hand bescheert. Natürlich bemächtigten sie sich auch der im Dom als Weihegeschenk aufgestellten Waffen Johanna's. Man weiß nicht, was daraus geworden ist. Das Schwerdt jedoch, welches Johanna vor Paris erobert hatte, ward durch die Vorsorge der Geistlichen gerettet. Aber nicht scheint es der nach Jahrhunderten losgebrochnen Zerstörungswuth der Revolution entgangen zu sein.

Um diese Zeit erschienen vier Denkschriften zu Gunsten der Heldin Frankreichs, wovon eine auf Anregen des Custos der Kirche zu Sanct-Germanus in Speier verabfaßt ward, welcher Peter von Bumbach — vermuthlich Baumbach — hieß. Dieses Werk beeifert sich darzuthun, daß Johanna keinen Verkehr mit den Mächten der Unterwelt pflege, wie ihre Gegner solches der Französischen Sibylle — so pflegte man sie meist in Druckschriften zu benennen — Schuld gaben.

Das Wesentliche der andern drei Werke stimmt mit dem eben bezeichneten überein und alle führen die Worte und Werke der sogenannten Sibylle als hinlängliche Beweise an, sie sei nicht von schlimmen Dämonen begeistert, sondern von Gott.

Wie schon früher erwähnt, gerieth niemand der Zeitgenossen bei dem Anschauen einer solchen Erscheinung in den wunderlichen Wahn, hier ein theatralisch angeordnetes Gaukelspiel erlebt zu haben. Der Eine jener Schriftsteller sucht freilich Vieles aus astrologischen Verhältnissen und Andeutungen zu ermessen; — wollte Aehnliches ja doch sogar der furchtbar große Wallenstein! — doch fühlt er bald gar schön seine Christenpflicht, sich nur allein auf die gottgesegneten Erfolge und Tugenden der Jungfrau zu stützen, und darauf stellt er seine Ueberzeugung dann freudiglich fest. —

Doch wieder zurück zu den Waffen. —

In der zweiten Hälfte des Septembers 1429 gedachte der nach Paris rückgekehrte Herzog von Bedford, auf's neue die Offensive zu ergreifen, und sandte eine Schaar von Engländern und Burgunden zur Belagerung der schlecht

verschanzten und eben so schlecht verpflegten Stadt Lagny. Doch befanden sich in dem bedroheten Ort Ambrosius von Lore und der tapfre, uns früherhin schon als Anführer der Bogenschützen bekannte Foucault. Beide ritterliche Streiter zählten mit Recht mehr auf Männer, als auf Mauern, und da nun vollends die letztern hier nicht viel taugten, rückten sie um so unbedenklicher dem Feind auf's freie Feld mit ihren Reisigen entgegen, und scharmutzierten dort während dreier Tage und Nächte mit ihnen, bis die Gegner des Kampfes überdrüssig wurden, und wiederum nach Paris zurückzogen.

Ungefähr um selbige Zeit gerieth die Stadt Laval, von den Engländern früher durch Leitersteigung überrascht, auf noch überraschendere Weise in die Gewalt der Franzosen. Ein seinem Könige treuer Müller hatte eine Schaar Fußknechte in seiner dicht am Thore liegenden Mühle versteckt, welche dann bei morgenfrüher Oeffnung der Pforten rasch eindrangen, das Feldgeschrei: „Sanct Dionys und unsre liebe Frau!" ertönen lassend. Die Engländische Besatzung fiel in Tod und Gefangenschaft, oder kletterte flüchtend über die Mauern hinaus. —

Jemehr der neu erwachende Kriegergeist des Landes sich regte, je eifriger bestrebte sich Bedford, seinen Schwager, den Herzog von Burgund von einer diesem ganz natürlichen und pflichtgemäßen Bereinung mit dem König von Frankreich fernzuhalten, und ließ es nicht an den schmeichelhaftesten Vorschlägen und Anerbietungen fehlen. Herzog Philipp geleitete seine Schwester, Bedfords Gemahlin, in großem Prunk von Hesdin, wohin wir sie früher aus der bedrohten Hauptstadt ihm folgen sahen, wieder nach Paris zurück und der mit König Karl abgeschlossne Waffenstillstand sicherte seinen Zug. Unterweges begrüßten ihn auf freiem Felde der Erzbischof von Reims und Graf Karl von Clermont, Schwager des Herzogs.*) Es ging dabei ganz höflich zu, aber sich in ein näheres Gespräch mit seinem Schwager einzulassen schien der Herzog nicht geneigt, und so trennte man sich mit artigem Grüßen an derselben Stätte, wo man zusammengetroffen war. Es blieb nun wohl kein Zweifel mehr, daß der Burgunden-

*) Er war mit der Prinzessin Agnes, einer Tochter Johanns Ohnfurcht, vermählt.

herzog schon auf's neue von den Netzen der Engländischen Politik umstellt sei. Doch mußte er wohl noch keinen rechten Entschluß gefaßt haben. Denn der Herzog von Bedford fühlte sich über die Menge der seinen Schwager begleitenden Truppen beunruhigt, und ließ ihn unter dem Vorwand, es mangle an Raum für so zahlreiche Einquartierung, bitten, einen Theil Derselben vor der Stadt zu lassen. — Herzog Philipp sprach ein entschiednes Nein, und der Regent von Frankreich gab nach.

Als nun das Burgundische Geschwader vor Paris aufmarschirt hielt, ritt der Regent seinem Schwager mit großen Ehren entgegen, Räthe und edle Bürger in seinem Gefolge, und man begrüßte einander auf das freudigste. Nur konnten seltsamerweise die Quartiermacher mit ihrem Geschäft in der Stadt gar nicht zu Stande kommen, so daß die Burgunden sehr lange Zeit vor dem Thore halten blieben. Weil aber ihr Herzog sich dennoch darüber die Zeit nicht lang werden ließ, sondern geruhig sammt seiner Schwester vor ihrer Fronte verweilte, mußte die Einquartierung endlich geordnet werden, und der Einzug begann unter dem

Freitag am 30sten Sept. 1429.

Jubel der Pariser, die: „Weihenacht!“ riefen, wie sonst nur bei'm Anblick eines neugekrönten Königs.

Sechs Tage später traf der Kardinal Winchester ein, gleichfalls pomphaft empfangen, und es gab unter den drei Herren viel geheime Berathungen. Des Burgundenherzogs Uebergewicht aber gründete sich nicht nur auf sein rüstiges Geschwader und sonstige Macht, sondern auch auf die lebhafteste Ergebenheit aller Pariser, welche ihn zu ihrem Befehlshaber verlangten, indem der Herzog von Bedford durch die Angelegenheiten der Normandie und andre Kriegsgeschäfte immer wieder abgerufen werde. Man mußte ihnen nachgeben; beide Herzoge ungern, wie gesagt wird, doch wahrscheinlich nur auf den von Bedford passend. Was hätte den Herzog Philipp zwingen können, sich eine ihm unwillkommne Bürde dieser Gattung aufzuladen? — Daß aber der erste Wunsch dieses Wechsels auch ohne ausdrückliche Mitwirkung Burgundischgesinnter in den Herzen der Pariser entstehen mochte, liegt in dem Fremdartigen, zwischen Franzosen und Engländern und der nahen Stammes- und Sittenverwandtschaft un-

ter den Bewohnern von Frankreich und Burgund. Man wollte denn doch wohl endlich wieder einmal mehr auf eigne, als überseeische Manier leben und Athem schöpfen. —

Die Kunde dieser Anordnung und des nahen Abmarsches der Engländischen Geschwader aus Paris, erweckte dem König Karl und seinen Räthen die günstigsten Hoffnungen, Philipp von Burgund, nun am gewünschten Ziel, werde alle frühern Verheißungen erfüllen. Sie erneueten auf's dringendste die Unterhandlungen mit ihm. Am 10ten October 1429 kamen die Abgeordneten beider Theile in Saint Denys zusammen, worüber die Register des Parlementes wieder in's Lateinische gerathen, und zwar diesmal mit den inhaltschweren Worten: „*Quis inter eos actum sit, novit qui nihil ignorat.*“ Zu Deutsch: „was unter ihnen verhandelt sei, weiß der, dem nichts verborgen bleibt.“

Vor der Welt ward nur eben ein Waffenstillstand für Paris und dessen Stadtflur bekannt gemacht.

Ob Philipp von Burgund absichtlich auf beiden Schultern getragen hat, — ob nur un-

sicher von einem zum andern Entschlusse geschwankt ist, — wir müssen auch uns wohl mit der obigen Schlußformel des Pariser Parlamentes begnügen. Doch gilt es, von Jedem das möglichst Beste voraussetzen; absonderlich von Einem, welcher den Beinamen: „der Gute" mit in sein Grab nahm. Wie sehr aber auch die Guten oftmal der menschlichen Schwäche unterworfen sind, lehrt manche schmerzliche Erfahrung in eigner, Gutes wollender Brust, und manche herbe Wunde, die wir von außenher empfangen. —

Am 15ten October gegen Abend räumten die Engländischen Truppen Paris in aller Ordnung. Doch zeigten sie sich unterwegens sehr wild und schadenbringend. —

Am 17ten October zog der Herzog von Bedford sammt seiner Gemahlin nach der Normandie, und Herzog Philipp gab ihnen freundlich bis nach Saint-Denys das Geleit.

Doch schon Dienstags am 18ten reiste der Herzog von Burgund selber nach seinen Erbstaaten ab, um seine verlobte Braut, die Tochter des Königs von Portugal, in Flandern zu empfangen. Zum Befehlshaber von Paris er-

nannte er einstweilen den Herrn von L'isle Adam, ihm nur geringe Besatzung hinterlassend. Auch für Saint-Denys, Vincennes und andre umliegende Plätze ernannte er Hauptleute. Viele Bürger und Handelsleute verließen gleich nach ihm Paris, wo die früher ihm zugeströmte Liebe jetzt vor den Gefühlen des Unwillens und Mistrauens verschwand. Der Waffenstillstand half ja den Bewohnern auch nicht einmal augenblicklich, denn auf den Raum ihrer Stadtflur beschränkt, fanden sie sich in einem Blokadezustand. Wer darüber den Fuß hinanssetzte, fiel in den Tod oder Gefangenschaft oder schwere Lösung, und was von Lebensmitteln hereingelangte, war unterweges so schwer besteuert worden, daß es zwei- oder dreifach im Preise stieg. Dazu hatten sich die früher so ersehnten Burgundischen Truppen ungezogen in Paris betragen, und man war nur froh, als der Herzog sie großentheils wieder mit von hinnen nahm, während er in einer Proklamation die beinahe spöttische Ermahnung hinterließ, wenn etwa der Feind anrücke, möge die Bürgerschaft sich tüchtig zur Wehre setzen. — Außerdem waren auch die Engländ-

länder wegen des Herzogs von Bedford Entfernung vom Kommando den Parisern aufstützig geworden. Die befanden sich also in äußerst bedrängter Lage, und hätte nicht der Waffenstillstand ihren König von ihren Mauern ferngehalten, vielleicht wären sie ihm jetzt aus geöffneten Pforten huldigend entgegengeströmt.

König Karl hatte sich indessen von Gien nach Chinon begeben wollen, — man weiß nicht ausdrücklich, in welcher Absicht — als unerwartet aus Bourges seine von ihm getrennt lebende Gemahlin, Marie von Anjou, nach Selles in Berry ihm entgegenzog. Es war nicht mehr Zeit, ohne ärgerliches Aufsehen die Zusammenkunft zu vermeiden. Zudem hat ohne Zweifel die Jungfrau ihr ganzes Ansehn geltend gemacht, den König wiederum seiner rechtmäßigen Gattin zuzuführen, — sahen wir doch früher wie bestimmt sie über ein ähnliches Verhältniß sich gegen den Herzog von Lothringen äußerte, — und die tiefste und rücksichtloseste Verehrung erwies sie ihrer Königinn, indem sie dem Könige vorauseilte, um sich ihr in Demuth darzustellen. Als nun Karl sich mit seiner Ge-

mahlin zusammenbefand, begleitete er sie vermöge seiner nachgiebigen Weise auch nach Bourges, wo das Volk freudig ihn, mit jubelndem Entzücken aber die Retterin Johanna empfing. Zu ihrer Wohnung ward ihr nach reiflichem Erwägen das Haus des Königlichen Rathes und General-Einnehmers Rainald von Bouligny angewiesen, dessen Ehefrau, Margarethe von Touroulde, wahrscheinlich zu den Ehrendamen der Königin gehörte. —

In dieser Zeit war nach manchen innern Zwistigkeiten der Engländischen Herren ihr junger König Heinrich VI. zu London gekrönt worden, indem vermuthlich der Erfolg von König Karls Krönung zu Reims sie auf die Wichtigkeit einer solchen Feier aufmerksam gemacht hatte. Doch ließen deswegen die Stürme zwischen seinen zwei Vormündern und deren Partheien nicht nach, und das mochte allerdings vielleicht als Begünstigung für das immer noch sehr schwer bedrängte Frankreich gelten. Hier schien zwar der Waffenstillstand mit dem Herzog Philipp einige Ruhe zu verheißen, aber Engländer und Franzosen setzten ungehindert ihre Kämpfe fort, und oft auch wohl mischten

sich kriegslustige Burgunden verkappt unter die Engländer, wogegen auch wieder Franzosen auf Burgunden losbrachen, vorgebend, sie hätten sie für Engländer angesehn. Eine Unzahl kleiner Gefechte und Sturmangriffe auf Burgen oder Städte ereigneten sich mit abwechselndem Glück. Muthige Entwürfe reiften theils zur Ausführung, theils erstickten sie in der Knospe. Von allen Seiten tapfre Freudigkeit der Kämpfer; allerwärts aber wachsendes Elend der Einwohner, absonderlich Derer auf dem flachen Lande. Ein Hauptvortheil für den Herzog von Burgund war, daß es ihm durch eine ehrende Botschaft gelang, die tapfern Bewohner der Picardie bei seinen Fahnen zu erhalten, welches ihm desto willkommner sein mußte, da ein seltsames Misgeschick eben jetzt ihn geraume Zeit beengte und seine Thätigkeit lähmte. Die ihm zur Braut bestimmte Königstochter von Portugal nämlich sah ihr prachtvolles Schiff im Augenblick, wo es in die Scheldemündung einlaufen sollte, und das geschmückte Volk am Ufer ihr bereits festliche Jubelgrüße entgegenrief, von einem unversehenen Sturmeshauch ergriffen, und in die pfadlosen Wasserwüsten hinausgeschleudert. Vier-

zig Tage lang vermochte niemand zu erforschen, was aus dem Fahrzeuge geworden sei. Man erzählt sogar, die Braut sei wieder zu der kaum verlassenen Heimath zurückgetrieben worden. Sie erreichte endlich dennoch das Flandrische Küstenland, und brachte dem angstvoll harrenden Verlobten die ehemalige Freudigkeit wieder in die erheiterte Seele.

Am 16ten Januar 1429 ertheilte König Karl VII. zu Mehun-sur-Yevre seiner heldenmüthigen Kriegerin den Adel für sich, ihre Brüder und Deren etwanige Nachkommen. Sie selbst hat nie ein Wappenschild geführt. Ihr mochte wohl der Geist eine allzubestimmte Ahnung ihres nahen Schwindens von der Erde zeigen, als daß sie sich noch mit einer Angelegenheit, auf irdische Fortdauer hindeutend, hätte befassen mögen. Den nicht unbilligen Wunsch ihrer Brüder jedoch nach einem bestimmten Wappen trug sie dem Könige vor, welcher ihnen im blauen Felde ein aufrechtes Schwerdt zutheilte, mit zwei goldnen Lilien rechts und links, nach welchen späterhin die Familie von Arc auch Du-Lys, oder (corrumpirt) Dalys, ja sogar Dai oder d'Ay genannt worden ist.

Vermuthlich geschah es auch um jene Zeit, daß König Karl eine Denkmünze zu Ehren der Jungfrau prägen ließ. Die Hauptseite enthielt ihr Bildniß; die Rückseite eine Hand, die ein Schwerdt hält, mit der Umschrift: „*consiliis confirmata Dei.*“ Zu Deutsch: „Durch Gottes Rathschluß bestätigt.“

Es schien, als könne sich Karl jetzt gar nicht ersättigen, seine Kriegerin zu verherrlichen und auszuschmücken. So schenkte er ihr auch einen prachtvollen Wappenrock von Goldstoff, um ihn über der Rüstung zu tragen. Sie aber hielt vor allem Schmuck einen einfachen Goldreif, den sie am Finger trug, sehr lieb und werth. Er war nicht eben vom reinsten Metall, und hatte keine andre Zier, als drei neben dem heiligen Namen Jesus Maria eingegrabne Kreuze. Doch als ein Geschenk ihrer Aeltern war er ihr unaussprechlich theuer, und wenn sie sich zu nahenden Kämpfen bereit hielt, pflegte sie ihn mit liebevollen Blicken zu betrachten.

In all den äußern Ehren, die sich mehr und um sie zu häufen begannen, blieb sie an Demuth, sanfter Milde und fleißiger Uebung des Gottesdienstes unverwandelt. Oft, sich unbeachtet

wähnend, verließ sie im Nachtdunkel ihr Lager, sank auf die Knie, und flehte Gott um das Heil ihres Königs und ihres Vaterlandes an. Wohl stets von der Ahndung ihres frühen Heimganges begleitet, sprach sie mehrmalen zu ihrem Beichtvater: „wenn meine Schickung mir frühen Tod bestimmt, so sagt in meinem Namen dem König unserm Herrn, daß er Kapellen erbauen lasse, wo man den Allerhöchsten für das Seelenheil derjenigen anrufe, welche in diesen Kriegen für das Beste des Vaterlandes gestorben sind." — Den Armen gab sie reichlich und gern. Wenn man sie erinnerte, ihrer Freigebigkeit Gränzen zu setzen, antwortete sie; „ich bin gesandt, die Armen und Bedürftigen zu trösten."

Ihre Sittlichkeit, ihre Milde gegen besiegte Feinde, ihre zarte Mäßigkeit, wie überhaupt die ganze jungfräuliche Armuth ihres Wesens, verbunden mit wunderbarer kriegerischer Herrlichkeit, sind uns bereits aus so viel einzelnen Gebilden emporgestiegen, daß wir nur darauf hinzudeuten brauchen, um ein so mannigfach strahlendes Bild in seinem Gesammtlicht hervorzurufen.

Während ihres dreiwöchentlichen Aufenthaltes bei Frau Margarethe von Bouligny zu Bourges gewann jene ehrenwerthe Dame das Mägdlein mit jedem Tage lieber, und die anmuthigste Vertraulichkeit fand unter Beiden Statt. Als einige abergläubische Frauen Kreuze, Rosenkränze und andre fromme Geräthschaften zu Johanna brachten, mit der Bitte, selbige zu berühren, und ihnen dadurch eine Wunderkraft mitzutheilen, lachte Johanna über eine solche Leichtgläubigkeit, und sprach, zu Frau Margaretha mit heiterm Wesen gewendet: „rührt doch nur selbst das alles an, und es wird von Eurer Berührung eben so gut, als von der meinigen." —

Während man nun auf diese Art versuchte, Abgötterei mit der holden Erscheinung zu treiben, versuchten andre Frauen, neben ihr als gottbegeisterte Wesen aufzutauchen. Eine derselben, Namens Katharine von La Rochelle, hatte sich unter die Leitung jenes wohlmeinenden aber leichtbewegten Predigermönches Richard begeben, und indem Eines die Heiligkeit des Andern pries, gewannen Beide immer mehr an Ruf, wobei sie es an glänzenden Verheißun-

gen für den König nicht ermangeln ließen. Als Johanna mit der neuen Prophetin — sie soll ihr schon früher in Jargeau begegnet sein — zu Montfaucon in Berry durch irgend eine unbekannte Veranlassung zusammentraf, berichtete ihr Katharina von La Rochelle, es erscheine ihr eine weiße Frau, in Goldstoff gekleidet, und gebiete ihr, durch alle getreue Städte zu wallen; der König aber solle ihr Herolde und Trompeter zugesellen, um allerwärts auszurufen, wer Geld oder andre Schätze versteckt habe, möge das unverweilt herbeibringen; wer sich aber dessen weigre, und verborgne Kostbarkeiten inne behalte, den werde sie alsbald erkennen, und auch seinen Schatz zu finden wissen. Und davon wolle man die Wappner der Johanna besolden. — Jedes verwandte Gemüth ermißt, welch ein Unwille ob solchen Rednereien die Seele der Jungfrau durchzucken mußte. Sie rieth der wunderlichen Frau, zu ihrem Manne heimzukehren, ihre Wirthschaft zu besorgen, und ihrer Kindlein zu pflegen. Dazu jedoch zeigte besagte Katharine keine Lust, und Johanna, stets begierig, die Wahrheit zu ergründen, fragte ihre Nachtreterin, ob die weiße

Dame ihr allnächtlich erscheine. Auf die bejahende Antwort beschloß Johanna, bei der neuen Prophetin zu übernachten. Sie hielt sich bis Mitternacht munter, und als nichts kam, schlief sie ein. „Ist sie gekommen?" fragte sie Morgens darauf ihre Gefährtin, und Katharina versicherte: freilich; nur habe sie selbst vergeblich sich bemüht, die Jungfrau zu erwecken. Als auf Befragen Katharina ihr erklärte, die weiße Dame werde in der folgenden Nacht wiederkommen, schlief Johanna während des Tages, um sich zur Nachtwache zu stärken. Auch hielt sie sich dabei ausgesetzt munter; aber sie sah nichts, obgleich sie öfters die Katharina fragte: „kommt sie denn nicht?" und Katharina antwortete jedesmal: „ja; gleich." — Aber dabei blieb es.

Dennoch traute Johanna ihrer eignen Erfahrung noch nicht genugsam, um die miteifernde Schwester zu verwerfen. Sie fragte bei den höheren Gewalten, von denen sie sich geleitet fühlte, um deutliche Erleuchtung nach, und fühlte sich endlich stark genug, schriftlich und mündlich ihrem Könige darzuthun, daß es kein göttlicher Ernst sei mit dieser neu auferstande-

nen Sybille. Doch hielt sich fortdauernd zu Selbiger der Predigermönch Richard, und that, was in seinen Kräften stand, um das Ansehn der neuen Erscheinung zu begründen.

Das wollte jedoch Alles nicht gegen die stillheilige Gegenwart der Jungfrau Johanna aufkommen; — eine Gegenwart, in welcher, nach den mannigfachsten Zeugnissen, jedweder unheilige Gedanke schwieg, und man nur das Wehen der Engelsflügel aus einer unsichtbar seeligen Welt herüber empfand.

Es giebt allerdings ähnliche Erscheinungen auf Erden, und schlimm wohl stände es um den Mann, welcher solchen reinen Zauber noch nie empfunden hätte. Doch hier kam ein Etwas unmittelbar aus höheren Welten mit ein, die rohesten Seelen gewinnend und bezähmend, und drang voll stiller Allgewalt durch das ganze königliche Heer. Der edle, kraftvolle Dunois erklärte späterhin, schon längst nach Johanna's Tode, sie sei ihm wie ein fast göttliches Wesen erschienen.

Drittes Buch.

Vom Aufbruch der Jungfrau zur Belagerung von Saint-Pierre-le Moutiers, bis sie gefangen ward.

Man hatte beschlossen, die Loireufer einstweilen von allen Engländischen Besatzungen zu befreien, und vorerst ging die Hauptabsicht auf die Stadt Saint-Pierre le Moutiers. Die Jungfrau und der edle Herr d'Albret empfingen den Auftrag zu dieser Unternehmung, und vereinten die ihnen untergebnen Schaaren zu Bourges.

Wir gründen uns bei der Darstellung des Kampfes vor le Moutiers auf den Bericht eines wackern Augenzeugen, des Ritters Johann von Aulon.

Nach kurzer Belagerung entschloß man sich zum Sturm, aber ungeachtet aller ehrsamen Bemühung der Angreifer sahen sie sich durch die Trefflichkeit der Werke und den tapfern Widerstand der zahlreichen Besatzung zum Rückzuge gezwungen. — Aulon war damals durch einen Pfeilschuß in den Hacken wund, so daß er nicht

ohne Krücken zu gehn vermochte. Als er aber die Jungfrau in nur sehr geringer Begleitung erblickte, und zwar nahe an den feindlichen Wällen, ergriff ihn lebhafte Besorgniß, daß ihr nicht irgend ein Unheil begegne. Er ließ sich auf ein Roß heben, sprengte zu ihr hin, fragend, was sie nur da so allein beginne, und warum sie nicht, gleich den Andern, zurückweiche. Sie aber, ihre Sturmhaube von den Locken nehmend, und nach ihm emporblickend, entgegnete, sie sei ja nicht allein, sondern von Funfzig Tausend ihrer Krieger umgeben, und werde nicht von hinnen weichen, bis der Platz gewonnen sei. Er aber, welcher nur vier bis fünf Soldaten in ihrer Nähe sah, ermahnte das Mägdlein auf's Neue, sich wie die Andern zurückzuziehen. Johanna schien dies gar nicht zu vernehmen, sondern sagte statt der Antwort, er möge nur Reisigbündel und Balken herbeischaffen, um eine Brücke über den Mauergraben zu Stande zu bringen. Als der Ritter staunend und erwägend neben ihr halten blieb, rief das Mägdlein laut auf nach Reisigbündeln und Balken zur Füllung des Grabens. Man schaffte es

herbei, und bald war zum Erstaunen des kriegserfahrnen Ritter Aulon der Platz erobert.

Gleich nach Entscheidung des Sieges eilte Johanna in die Kirche, und drängte das wilde Gewirr der Krieger nicht nur vom Kirchenraub, sondern auch von Gefährdung des mannigfachen Gutes zurück, welches die Bürger und Umwohner in den Schutz der geweiheten Stätte geflüchtet hatten.

Nach diesem Siege gedachte Johanna, in Isle de France vorzurücken, wo die Engländer und Burgunder neuerdings Vortheile errungen hatten. Die Kriegsobristen jedoch bestanden darauf, den Ort La Charité an der Loire anzugreifen, und Johanna fand sich in den Willen der Mehrzahl, immer dem nachgiebigen Benehmen getreu, welches sie seit dem Krönungsfest ihres Herrn sich zum Gesetz gemacht hatte. Die anmaaßliche Prophetin Katharine von la Rochelle widerrieth ihr, diesem Zuge zu folgen, indem die Jahreszeit schon viel zu kalt sei. Begreiflich, daß Johanna diese Warnung nicht beachten konnte, ob zwar allerdings der Winter mit großer Strenge hereingebrochen war. Sie rückte in Geleitschaft des Herrn von Albret

und des Marschall von Sainte-Sevère an der Spitze weniger Geschwader gegen den wohlbefestigten Platz an, worin der eben so kriegs- als listerfahrne Perrinet Grasset den Oberbefehl führte.

Die Belagrer fuhren eine Menge Geschütz auf, und beschossen den Ort lebhaft, aber während eines ganzen Monates ohne sonderlichen Erfolg, obgleich mehrmal dazwischen der Angriff mit stürmender Hand versucht ward. Endlich gab man das Unternehmen auf, eingeschüchtert durch irgend eine List jenes Perrinet Grasset, die wir nicht näher bezeichnet finden.

Dagegen eroberte der tapfre La Hire durch Leitersteigung die Stadt Louviers in der Normandie. Denjenigen Bürgern, welche darauf dem König Karl ihren Treueid leisteten, ließ er alles zurückgeben, was seine etwan Sechshundert Mann starke Schaar ihnen in der Hitze des Sturmes genommen hatte. Die Minderzahl der Einwohner, welche sich des Schwures weigerte, bekam Vergunst, auszuwandern, aber ohne Hab' und Gut. Von diesem Platz her führte La Hire manchen kecken Ritt wider die

Im Jan. 1459.

Engländer aus, und streifte sogar bis an die Thore von Rouen.

Der Hereog von Burgund schien derweil die Bedrängnisse seiner Verbündeten gänzlich über die prachtvollen Festlichkeiten zu vergessen, wodurch er seine Vermählung mit der portugisischen Prinzessin feierte, und wobei sich der Reichthum des Fürsten und seiner Unterthanen in wohl nur selten also geschauetem Glanz entfaltete.

In Betracht des noch immer fortdauern- Waffenstillstandes fragten fünf Ritter des Französischen Heeres, Poton von Xaintrailles war unter ihnen, bei'm Herzog um Erlaubniß an, den festlichen Turnierspielen beizuwohnen. Ihr Begehr ward gern erfüllt, und Philipp bestimmte ihnen eine gleiche Anzahl ehrbarer Gegner, das Kampfgesetz für beide Parten sorgsamlich ordnend. Der Vortheil war im Ganzen auf Seiten der Burgundischen Ritter, indem zwei schwer verwundete Franzosen zu ihrer Heilung in Arras zurückbleiben mußten. Der Herzog zeigte gegen sie und ihre heimziehenden Genossen fürstliche Freundlichkeit und Großmuth.

Aber nicht so edel erwies er sich gegen die

Stadt Paris, welche doch ihr Alles seinem Schutze freiwillig in hoffnungsvoller Begeisterung anvertraut hatte, und deren bedrängtes Verhältniß, ja fast ihr Dasein überhaupt, er nun gänzlich unbeachtet ließ. — Der äußerste Mangel an Geld und Lebensbedürfnissen nahm dort, wie in den nächstliegenden Gauen, furchtbarlich überhand. Dazu streiften die Königlichen Geschwader wiederum dicht vor den Thoren, und ein durch Burgundische Besatzungstruppen gewagter Ausfall führte nur Diese selbst in die Schlingen eines Hinterhaltes.

Am 23sten März 1429.

Tages darauf brachen die Franzosen durch Leitersteigung in Saint Denys, hieben einen Theil der Besatzung, aus den rühmlich bekannten Kriegsleuten der Picardie bestehend, nieder, und zogen sich nach Plünderung des Ortes — man sieht: die mildbegeisterte Jungfrau hatte nichts mehr zu befehlen! — zurück, ehe die erschreckten Vertheidiger noch ihrer wirklichen Uebermacht gegen die wilden Angreifer inne wurden.

So rangen überhaupt in der Normandie beide Parten, bald hinüber, bald herüber, einander Städte und Burgen ab, und wagten

Ausfälle oder Streifereien unter häufig wechselndem Glückesstern. Einstmal waren die Engländer auf eine Plünderungsfahrt — die moderne Umschreibungskunst nennt solche Züge Requisitionen — aus Melun gerückt, nur hundert Mann als Besatzung zurücklassend. Da kam es den Bürgern ein, mannigfach künftigem Elend und Bedrängniß vorzubeugen, wenn sie plötzlich die Stadt und sich selbst für den König von Frankreich gewinnen möchten. Der Funke fand guten Zunder, und der Tanz brach los. Das Beste dabei that ein alter Trompeter, in Diensten des rechtmäßigen Herrn ergraut, und seither sich wohl hütend, das kriegerische Werkzeug, mittelst Dessen er in seiner Jugend die Befehle des Königs verkündet hatte, zum Dienste fremder Eindringlinge zu entweihen. Jetzt blies er gewaltig los, mit angestrengter Kraft seiner Greisenbrust die Kriegsfanfare des Französischen Volkes ertönen lassend. Und dazwischen rief er voll glühender Freudigkeit: „hoch lebe der König von Frankreich!“ — Alles griff zu den Waffen, und bald waren die Engländer und Burgunden in das Kastell zurückgedrängt. Die Bürger, ihre rückerrungenen

Stadtthore schließend und besetzend, sandten sogleich nach dem braven Maltheserritter Nikolaus von Giresme, welcher unfern einen kleinen Ort für den König besetzt hielt, und rasch mit noch andren edlen Hauptleuten und möglichst zahlreicher Mannschaft herbeieilte, sogleich die Belagerung des auf einer Seine-Insel gelegenen Kastells beginnend.

Die von ihrem Streifzuge nach Melun heimziehende Engländische Besatzung, war nicht wenig erstaunt und ergrimmt, die Thore gesperrt zu finden, und wandte sich einstweilen nach dem von vielen Burgundischen Kriegsleuten besetztem Corbeil, alle benachbarten Garnisonen zur Wiedereinnahme von Melun auffordernd, und die Bürgerschaft mit der schrecklichsten Rache bedrohend. Aber auch die Französischen Besatzungen regten sich von allen Seiten unter der Anführung muthiger Hauptleute.

Als die Engländer und Burgunden versuchten, das Kastell auf der Seine-Insel zu entsetzen, wehrte ihnen nicht nur ihr Beginnen Nikolaus von Giresme, sondern trieb sie auch fern von den Mauern zurück. Unter ihm kämpfte Dionysius von Chailly, Johann Foucault, und

ein Hauptmann von Houſſe. Vielleicht war Johanna bei dieſen Kämpfen gegenwärtig, wie es aus einigen Umſtänden hervorzugehen ſcheint. Um ſelbige Zeit trennten die Strömungen des Krieges von ihr den wackern Johann von Aulon, ihren bisherigen treuen und auch hinfort im Geiſt nie von ihr laſſenden Geleiter.

Das Kaſtell von Melun fiel bald in die Macht der Franzoſen.

Um die nämliche Zeit — im April des Jahres 1429 — hielt ſich in Paris ein heimlicher Bund fertig, dem Könige von Frankreich ſeine Hauptſtadt wieder zu überliefern. Männer aus allen Klaſſen des ehrbaren Bürgerſtandes nahmen daran Theil. Der um Pfingſten ablaufende Termin für die Befehlshaberſtelle des Herzogs von Burgund ſoll vorzüglich die Gemüther aufgeregt haben; ſo viel werther war ihnen ein ſtammverwandter, ob zwar ſich wenig um ſie kümmernder Fürſt, im Vergleich zu der wohl noch mehr in Form, als Weſen, verletzenden Fremdlingsherrſchaft. Man ſtand bereits durch einen Karmelitermönch in Unterhandlung mit König Karl, oder doch mit ſeinen Kriegsobriſten. Da kam die Sache heraus, und es er-

folgten viele Hinrichtungen, und viele Güter zog man ein. Auch starben einige Menschen unter den Schmerzen der Folter. Während aber Die, welche für ihren König das Leben gewagt hatten, ihr Blut auf dem Schaffot vergossen, war es, als sprosse davon eine Blumensaat lieblich aus der Erde hervor, so früh und lieblich gab in diesem Jahre der Frühling sich kund. Besonders sahe man staunend eine Menge von weißen Rosen erblühen, wie es jener Burgundischgesinnte Pariser als etwas höchst Außerordentliches berichtet.

Aber es nahete die furchtbar ernste Stunde, wo eine andre weiße Rose und zwar eine von unendlich höherer Art, vor den Waltungen einer verehrten, oft unerfaßlichen Schickung erliegen sollte.

Wie Johanna späterhin aussagte, erschienen die Heiligen, welche sie zu besuchen pflegten, ihr in der Pfingstwoche auf den Wällen zu Melun, und verkündeten ihr, noch vor dem Johannisfeste werde sie in die Hand ihrer Feinde fallen; so sei es nun einmal unabänderlich beschlossen, und sie möge dieses Kreuz in dankbar-

licher Ergebung auf sich nehmen. Gott werde ihr Kraft und Muth verleihen, es zu tragen.

Da bat das Mägdlein die Erscheinungen, sie möchten Gott für sie anflehen, daß sie gleich nach ihrer Gefangennehmung stürbe, ohne die Leiden einer langen Einkerkerung zu erdulden. Jene aber empfahlen ihr nur Ergebung und Geduld, und wollten ihr auch nicht die Stunde anzeigen, wo sie ihre Freiheit einbüßen solle.— Wenn Johanna auch darum gewußt hätte, — äußerte sie in ihren nachherigen Verhören,—wäre sie einer solchen Noth zwar wohl nicht freiwillig, doch aber gewiß im allerunbedingtesten Gehorsam entgegengezogen.

Seit diesem Augenblick erinnerten die Heiligen sie beinahe täglich an die ihr bevorstehende Prüfung. Und wer möchte in dieser wiederholten Mahnung an Unvermeidliches das Liebevolle und Kräftigende miskennen! Wird doch auf ähnliche Weise überhaupt der gottsuchende Mensch oft an das Ziel seines zeitlichen Lebens erinnert. —

Indeß behielt Johanna die ernsten Anklänge still für sich. Sie gehörten ja nur für ihr innerlichstes Wesen, eben so bestimmt, als ihre

früheren Offenbarungen vor König, Ritterschaft, Heer und Volk laut werden mußten. —

Um diese Zeit — in der zweiten Hälfte des April — traf der junge König von England, Heinrich VI., ein Kind noch damals, zu Calais als Herrscher Frankreichs ein, und ward in großem Pomp nach Rouen, der Hauptstadt der alten Normandie, geleitet. Unter andern vornehmen Herren der Geistlichkeit begleitete ihn auch Peter Cauchon, jener früher aus Beauvais vertriebne Bischof, den wir leider nicht aus den Augen verlieren dürfen.

In Paris veranstaltete man Feste über die Ankunft des fremden Königs. Doch wollte das Volk nicht so recht Theil daran nehmen. Der Hingerichteten Blut dampfte noch von den Steinen gen Himmel, und die weltlichen Vortheile mochten sich auch nicht einfinden. Sind ja doch alle Städte, ihrer eigentlichsten Natur zufolge, die Märkte des Landes, und müssen also, den etwa augenblicklich eingebildeten Vortheilen zum Trotz, durchaus untergehen, wenn das rings gefährdete Land untergeht.

Viele wackre Handwerker verließen Paris, welches dadurch großen, fürwahr durch

seine freche Abtrünnigkeit nicht unverdienten Schaden erlitt. Der fremde Regent bemühte sich, die Stimmung der Bürger durch einzelne Hoffnungslichter für England günstig zu erhalten, und verbreitete sorgsam die Kunde mancher kleineren Erfolge, welche der sich wiederum regende Herzog von Burgund nach abgelaufnem Waffenstillstande gegen die Königlichen gewann. Doch fand Dieser auch kein Bedenken, einige Engländische Abentheurer, die sich, vom Schloß Prouvelieu aus, verwüstend in seine Lande gewagt hatten, als Räuber einfangen und zum Theil hinrichten zu lassen.

Viele Raubgeschwader solcher Art streiften in Isle de France, und die uralte Abtei zu Chelles, — von der Königin Bathilde noch in den Tagen der Merowinger errichtet, durch reiche Gaben vieler Königsgeschlechter ausgeschmückt, — brach unter dem Frevel einer plündernden Horde Weinend flüchteten die verscheuchten Nonnen durch den finstern Wald, der ihre ehemals unantastbaren Zellen umschattet hielt.

Nach dieser Raubthat fielen die Engländer auch die Burg zu Chelles an. Aber die Befehlshaber der nächsten Ortschaften kamen den

Berannten zu Hülfe, und eingeklemmt zwischen Mauer und Entsatz geriethen die Belagrer in Tod oder Gefangenschaft, und hinterließen ihren Siegern reiche Beute.

Bald darauf eroberten die Königlichen das Am verschanzte Kloster Saint-Maur-des-Fosses, einen Wallfahrts- und Vergnügungsort der Pariser, weshalb über diese großes Schrecken hereinbrach. 25sten April 1429.

Man ließ es von Seiten der Engländischen Regierung nicht an Mühe und Eifer fehlen, ihre Schaaren in Frankreich zu verstärken. Aber wo man ehemal dort sich zu den Waffen gedrängt hatte, zog man sich jetzt davor zurück, in ahnungsvoller Scheu vor den Werken der gottgesendeten Jungfrau, so daß der Herzog von Gloucester, als Regent des Königreiches, Drohungen anwenden mußte, um die Vasallen in's Gewehr und zum Einschiffen zu bringen.

Ein Versuch, welchen zu Paris einige in der Bastille bewahrte Kriegsgefangene wagten, um das Kastell für König Karl zu erobern, ward zwar vereitelt, und kostete ihnen das Leben. Doch vermehrte das misglückte Unterneh-

men die innere Unsicherheit der Pariser Besatzung und Bürgerschaft.

Johanna, entschlossen, fortdauernd dem kriegerischen Beruf Ehre zu machen, dessen man sie nun einmal durchaus nicht entlassen wollte oder konnte, rückte aus Berry nach Isle de France an der Spitze eines kleinen Geschwaders vor: einige Kriegsobristen mit ihr. Jene wunderliche Katharina von la Rochelle hatte verheißen, mit dem Burgundenherzog Frieden zu bewirken. Johanna indessen erwiederte schmerzlich: „man findet wohl dort keinen andern Frieden, als den, der auf der Lanzenspitze schwebt."

Sie zog in ernster Fassung feindan; zwar, glänzender, als je, von zwölf Berittnen geleitet, und als zum Ersatz für andre seit ehedem entfernte Freunde wiederum ihre zwei Brüder um sich, aber tief im Herzen die nagende Gewißheit der schweren Prüfung, die ihr bevorstand. Doch war sie stark genug, kein andres Herz durch Mittheilung des ernsten Vorgefühles ihrer Leiden zu belasten.

In Lagny-sur-Marne, wo sie in den ersten Maientagen eintraf, fand sie den tapfern Johann Foucault, Gottfried von Saint-Aubin,

den Schottländer Kennedy, und den Hauptman Barrée.

Während Johanna dort verweilte, ward eine ehrsame Frau von einem todtgeglaubten, und deshalb der Taufe unfähig erklärtem Kindlein entbunden. Die Aeltern zagten ängstlich um das Seelenheil des in der Erbsünde ohne Sühnungsbad hinübergeschiednen Wesens, und die Jungfrauen des Ortes — man hielt jungfräuliches Gebet für besonders wirksam — hatten sich in der Hauptkirche vereinigt, für den jenseitigen Frieden des Ungetauften zu flehen. Auch Johanna ward ersucht, an diesem Gottesdienste Theil zu nehmen, und that es gern. Das Kind hatte seit drei Tagen kein Lebenszeichen von sich gegeben, und war — so sagte späterhin Johanna in ihren Leidenstagen aus, in Bezug auf ihre Büßertracht, — „schwarz, wie mein Kleid.“ — Aber kaum begann das Mägdlein, zu beten, so begann der kleine Leichnam, sich zu regen; die Farbe kehrte wieder; dreimal athmete die Brust tief auf. Da beeilte man sich, das belebte Wesen zu taufen. Dann sank es gleich wieder in den Todesschlaf zurück, und ward in geweiheter Erde begraben, zu der

bekümmerten Aeltern Trost. Man zweifelte nicht, jene kurze Wiederbelebung habe man dem Gebete der Jungfrau zu danken.

Bald darauf kam Botschaft, wie unfern von Lagny Drei bis Vierhundert Engländer oder Burgunden nach vollbrachtem Plünderungszuge durch Isle de France beutebelastet wieder heimwärts ritten. Ihr Anführer war ein Burgundischer Wappner, Franquet von Arras, durch kühnen Sinn eben so berühmt, als durch Grausamkeit berüchtigt. Da glühete Johanna's Heldenflamme wieder muthig empor, und die Hauptleute zeigten sich diesmal den Mahnungsworten der jungen Heldin freudiglich ergeben; Alle rückten mit ihr aus, den Plünderern nachzujagen.

Als Franquet sich von den Franzosen eingeholt sah, ließ er seine Geschwader nach damalig Engländischer Kriegsmanier absitzen, und nahm seinen Stand hinter einer Hecke. Doch auch die Franzosen hatten diesmal Fußvolk bei sich. Zweimal wiesen die Engländischen Bogenschützen den Anfall der Fränkischen Reiter blutig zurück. Zweimal sammelte Johanna die Ihrigen wieder, und führte sie

tapferlich zum erneueten Gefecht, bis die Gegner entweder todt oder gefangen darniederlagen. Franquet von Arras ward bei'm Leben erhalten.

Als Johanna Diesen triumphirend mit nach Lagny zurückbrachte, begehrten die Richter des Ortes und der Amtshauptmann von Senlis, daß man ihnen den durch mannigfache Verbrechen Belasteten zum Gericht ausliefre. Johanna indeß wollte ihn gegen einen ehrsamen Hauptmann des Königs, den Herrn von Lours, ausgewechselt wissen, obgleich ihr der Amtshauptmann vorstellte, sie hemme dadurch den Lauf der Gerechtigkeit. Als aber die Jungfrau vernahm, jener ihr Schützling sei in der Kriegsgefangenschaft Todes verblichen, überließ sie es dem Richter, sein Amt nach Recht und Gewissen zu vollziehen. So ward der wilde Franquet enthauptet, und späterhin aus dieser That ein Klageartikel mehr gegen die Jungfrau höchst ungerechter Weise geschmiedet.

Indessen hatte der Burgundenherzog im Geleit einiger Engländischen Ritter die Belagerung von Choisy an der Oise unternommen, und ängstete den Ort mit vielem Geschütz. Durch diese Bewegung des feindlichen Heeres

war auch Compiegne bedroht, und Johanna eilte sogleich dorthin, wo sie mit dem Erzbischof von Reims und dem Grafen von Clermont zusammentraf. Beide gesellten sich ihr zum Entsatz des bedroheten Choisi, wobei man den Umweg über Soissons erwählte; vermuthlich, weil alle andern Aisne-Brücken durch den Feind, und die Fluthen durch das schwellende Frühlingsgewässer unzugänglich gemacht waren. Aber auch die Brücke bei Soissens bot den Königlichen Schaaren keinen Uebergang, denn der dortige Befehlshaber — wozu durch den Namen eines Elenden unnützerweise diese Blätter beflecken! — hatte bereits heimlich mit den Burgunden wegen Uebergabe des Platzes verhandelt, und da er nun, bei 'm Anrücken der Landes- und Heeresgenossen eben nichts andres, als Schmach und Züchtigung erwartete, wußte er die sonst königlichgesinnte Bürgerschaft mit Lügen von ungeheurer Einquartierungslast, welche durch den Uebermuth der Feldhauptleute verhängt sei, dergestalt einzuschüchtern, daß man einwilligte, vor den anrückenden Geschwadern die Pforten zu schließen. Der schlechte Befehlshaber wollte sich doch zugleich nach Mög-

lichkeit vor dem Grafen Clermont weißbrennen, durch vertraute Boten die Schuld gänzlich auf die Bürgerschaft schiebend, und wunderlicherweise den Grafen und den Erzbischof sogar einladend, sammt einem kleinen Gefolge bei ihm zu übernachten. Auf in der That noch seltsamere Weise machte man von dieser unartigen Höflichkeit Gebrauch. Zu bemerken bleibt, daß der Stadtkommandant es entweder für überflüssig oder für gefährlich hielt, die Jungfrau mit in seine gastlichen Mauern zu laden. Ihrer geschah dabei nicht die mindeste Erwähnung, obgleich des Königs ausdrücklicher Befehl sie den erhabensten Kriegsoberstern gleichgestellt hatte. Sie blieb also bei den übrigen Schaaren draußen auf der Beiwacht, und konnte sich folgenden Tages um so unbedenklicher von den Herren trennen, welche über die Marne und Seine gegen die Loire hin zurückzogen, den Mangel an Lebensmitteln bei Compiegne vorschützend. Johanna aber eilte nach diesem bedroheten Ort, und ließ von da aus den Hülferuf an alle getreuen Franzosen ergehn.

Der Befehlshaber von Soissons verkaufte nun die ihm anvertraute Feste ohne alle weitere

Rücksicht an den Herzog von Burgund, sich ganz und gar in dessen Schutz ergebend und nach seinen Landen ziehend. Man hat es der Jungfrau späterhin vorgeworfen, sie habe geäußert, solch ein Mensch verdiene, geviertheilt zu werden, und nie habe er von ihr Pardon zu hoffen. Das sieht ihrer sonstigen Milde zwar nicht ähnlich, aber auf jede Weise — wenn auch das Factum bewiesen wäre — gehört diese Aufwallung gegen einen so offenkundigen Verräther wohl zu den verzeihlichen.

Zweitausend Kämpfer eilten auf den Ruf der Jungfrau nach Compiegne zusammen, und dabei befanden sich Poton von Xaintrailles, Theobald von Valpergues, und noch sonst edel- und weitberühmte Männer.

Im Rath der Französischen Hauptleute ward beschlossen, den Herzog Philipp von dem belagerten Choisy durch einen Anfall auf die Vorstädte von Noyon fortzulocken, wo unter dem Schutz eines Theils seiner Heermacht sein ganzes Gepäck befindlich war. Johanna sprach nicht Ja, nicht Nein zu der Unternehmung. Sie folgte den Kriegsobristen in unwandelbar ernster Ergebung.

An einem Ort, Pont l'Eveque benannt, hatte sich Herr von Montgommery sammt anderen Engländischen Rittern aufgestellt, um die Vorstädte von Noyon und die von dort nach dem Burgundischen Lager bestimmten Zufuhren wider Ausfälle von Compiegne her zu beschützen. Jene Vorstädte selbst hielten zwei Burgundische Hauptleute, Herr von Saveuses und Johann von Brienne, nach Anweisung ihres Fürsten besetzt.

In den ersten Dämmerungslichtern — der gelegensten Zeit für jeglichen Ueberfall, denn eben alsdann pflegt sich die erschöpfte Natur der Wachthaltenden am überwiegendsten nach Ruhe und Schlaf zu sehnen — sprengten Zweitausend Franzosen gegen den Posten bei Pont l'Eveque freudiglich an. Vor ihnen leuchteten neben der Jungfrau Poton von Xaintrailles, Valpergues, Fontaines und andre kampfgerühmte Helden. Es ward aber kein Ueberfall daraus, denn die Engländer zeigten sich wachsam und kühn, und so rang man kraftvoll hin und her. Doch drangen die Französischen Reiter schon in die Umwallung ein, und manch Engländisches Banner lag am Boden.

Da sprengten die in den Vorstädten gelagerten Burgunden zur Hülfe des Engländischen Vorpostens unter Anführung ihrer beiden Hauptleute muthig herzu. Nun erkannten die Französischen Anführer, daß die Uebermacht ihr Unternehmen für dasmal zurückdränge. Beutebeladen und in stolzer Ruhe wandten sie sich wiederum nach Compiegne. Die Engländer fuhren fort, ihre Stellung zu verschanzen.

Bald darauf unternahm Xaintrailles abermal einen Zug gegen die Aisne, und fiel überraschend das Burgundenlager vor Choisy an. Was sich von Gegnern außerhalb der Umwallung fand, ward erschlagen oder gefangen.

Dennoch blieb dieser berannte Ort in großer Noth, und dessen Befehlshaber, Ludwig von Flavy, hielt es für unerlaßlich, mit dem Herzog von Burgund zu unterhandeln, welcher ihm freien Abzug gönnte, Waffen und Gepäck mit einbegriffen. Der Sieger ließ die Festung schleifen, und [illegible] den Franzosen abgebrochene Oise-Brücke möglichst bald wiederherstellen, um auch von Norden her gegen Compiegne vorzurücken. Darauf besetzte er einen festen Platz, etwan eine Stunde von Compi-

egne gelegen, und Geschwader auf Geschwader strömten aus den ihm ergebnen Provinzen herzu. Zugleich rückten auch unter Befehl des Herrn von Montgommery Engländer herbei, sich unfern der bedroheten Stadt auf einer Wiese lagernd. Die Jungfrau war in diesen Tagen aus Compiegne entfernt, um Hülfe herbeizuführen, aber die Vertheidiger des Platzes — Kriegsleute sowohl als Bürger — zeigten sich von dem Geist der Heldin durchdrungen, indem sie täglich den Gegnern durch blutige Ausfälle entgegenrangen. Als Johanna zu Crespy vernahm, was bei Compiegne vorgehe, eilte sie mit der von ihr gesammelten Mannschaft dorthin, und gelangte vor Tagesanbruch, den Angreifern unbemerkt, in's Thor. Sie ward von dem Volke mit Jubel als der Schutzengel Frankreichs begrüßt.

Zu selbiger Zeit fügte es sich, daß die Grafen Huntington, Arundel und Suffolk Engländische Geschwader zur Ablösung der Garnison von Paris — etwa Funfzehnhundert Mann stark — durch diese Gegend führten, und sich entschlossen, einstweilen das Belagrungsheer vor Compiegne zu verstärken. Dessen ungeachtet

zeigte sich der Kampfesmuth der Besatzung, im Bewußtsein, die Jungfrau ziehe mit ihnen, so begeistert und frisch, daß man alsbald einen Ausfall beschloß, um die Verschanzungen zu zerstören, welche Baudon de Noielle auf dem Hochwege bei Marigny aufwerfen ließ.

Ungefähr Sechshundert Wappner, zu diesem Unternehmen bestimmt, theils zu Rosse, theils zu Fuß, rückten aus dem Brückenthor, und verbreiteten sich dann im raschen Vordringen über die jenseitige Wiese. Johanna ritt an der Spitze, mit ihr Poton der Burgunde — nicht der von Xaintrailles — und andre Kriegshauptleute.

Sie war an dem Tage seltsam prachtvoll geschmückt, wie man es sonst nicht eben im Gefecht, und nur kaum bei feierlichen Aufzügen an ihr zu sehen gewohnt war. Einen sammtnen Wappenrock soll sie über dem Harnisch getragen haben, oder nach Andern einen purpurseidnen, mit Gold und Silber gestickt. Sie führte ein treffliches Schwerdt, welches sie bei Lagny einem Burgundischen Krieger entrissen hatte, und ritt einen Zelter von ausgezeichneter Farbe und Gestalt. Funkelnd leuchtete

das schöngezierte Opfer unter den Rittern und Mannen hervor.

Es war um fünf Uhr Abends, als Johann von Luxemburg, der vornehmste Offizier des Burgundenherzogs, aus seinem nah bei Marigny befindlichem Quartier mit etwa neun Edelleuten gegen die Stadt hinanritt, um deren Befestigungen genauer zu erkunden. Da sah er den Anmarsch der Franzosen gegen die noch sorglos der Abendruhe pflegende Besatzung von Marigny, und sprengte pfeilschnell dorthin, lautrufend: „zu den Waffen!" — Was zuerst von den Rotten in's Gewehr kam, sammelte sich rasch um ihn, und ein ernster Kampf hub an, während der Lärmruf gewaltig durch das ganze feindliche Lager drang.

Die Engländer unter Montgommery stellten sich rasch in Schlachtordnung; desgleichen die Geschwader Johanns von Luxemburg, ihrem bei Marigny in's Gefecht verwickeltem Kriegsobristen durch eine kühne Flankenbewegung zu Hülfe kommend. Und das that Noth. Denn mit einer Begeisterung, die alles bisherige Wundersame noch übertraf, führte die Jungfrau die zweimal vor der wachsenden Feindesmenge

weichenden Französischen Krieger zweimal wieder vorwärts zu Schlacht und Sieg, und drängte die Widersacher bis in Marigny zurück. Doch immerfort verstärkt kamen Diese zum drittenmal vor, und ließen sich diesmal nur bis auf die Hälfte des Weges zurücktrieben. Zugleich wurden rechts und links die Flankenbewegungen der Engländer und Burgunden bedrohlicher. Man mußte den Rückzug antreten, wobei die Jungfrau die Letzte blieb, immer wiederum dem Feinde die Stirne bietend, um die Ihrigen gesichert nach Compiegne's Thoren zurückzugeleiten. Aber die Umgehung der Engländer und Burgunden engte beide Flügel immer mehr ein. Darüber misgestaltete sich endlich der Rückzug der Franzosen zur wilden Flucht. Ein fürchterlich Gedräng' entstand am Eingange des Brückenbollwerks. Da läuteten alle Glocken der Stadt, ohne Zweifel, um durch den Versammlungsruf Hülfe für die gefahrumdrohete Jungfrau herbeizuschaffen. Die Burgunden fielen die Nachhut in allem Jubel der Siegestrunkenheit gewaltig an, stürzten Viele in den Fluß, und nahmen Viele gefangen.

Aufrecht unter Erschlagnen und sich Ergeben-

den fast allein hielt noch die Jungfrau zu Roß, ihre Fahne in der linken Hand, mit Schwerdtstreichen der rechten die Verfolger zurückweisend. Zwar drängte der Feind sich mächtig ringsumher, sie einzufangen, doch schlug sie sich durch, bis zum Fusse der Brückenschanze. Dort fand sie den Weg versperrt, sei es durch das Gedränge der Flüchtigen, sei es, weil irgend wer in erbärmlicher Eil den Schlagbaum allzufrüh niedergelassen hatte. Man schilt den Kommandanten der Stadt, Wilhelm von Flavy, er habe der Jungfrau in böslich neidischer Absicht den Rettungsweg versperrt, und auch weil er früherhin von ihr um seinen unkeuschen Lebenswandel gescholten worden sei. Ja, man hat überhaupt die Französischen Feldhauptleute angeklagt, ihren Engel absichtlich in die damals dämonisch zürnende Macht der Engländer überliefert zu haben. Es läßt sich nichts davon beweisen, und also billigerweise auch von so häßlichen Dingen nichts glauben. Wer je sich in einem Gedränge von augenblicklich zurückgeworfenen, ob auch sonst muthvollen und tüchtigen Kriegsleuten befunden hat, wird wissen, daß

dabei all' und jede Absichtlichkeit ihre Macht und Stimme verliert.

Johanna rang mit staunenswürdiger Kraft, ihre Freiheit zu erretten, und versuchte endlich, sich seitwärts von der verschlossenen Stadt nach der Seite der Picardie hin durchzuschlagen. Aber — sei es nun ein Burgundischer Reiter, sei es ein Bogenschütz der Picardie, denn auch in dieser Hinsicht weichen die Quellen voneinander ab, — ein feindlicher Krieger ergriff die Jungfrau am Gewand, und riß sie vom Rosse in den Staub *). —

Dazumal soll sie dem Bastard von Vendome, Lyonel genannt, ihr Ehrenwort als Kriegsgefangne verpfändet haben. Aber das erzählt nur ein Burgundischer Chronist. Nach Johanna's eigner Aussage war sie nur überwältigt in des Feindes Hand gefallen, keinesweges ihr Wort verpfändend, sondern sich stets für frei und berechtigt erachtend, aus der Gefangenschaft zu flüchten, sobald Gott ihr eine Gelegenheit dazu bescheeren wolle.

*) Man möchte ihr, wie Schillers Thekla dem Max, nachseufzen: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" —

Der Bastard von Vendome führte sie nach Marigny, wo man sie einer zahlreichen Wache übergab.

Trüb und wehklagend über den Verlust ihrer Heldin kehrten die Franzosen nach Compiegne zurück. „Die Burgundischen aber" — so lauten jenes Chronisten eigne Worte — „und die Engländer waren freudenvoll, mehr, als hätten sie Fünfhundert Wappner eingefangen. Denn vor keinem Obristen oder andrem Kriegshaupte hegten sie dergleichen Furcht und Schrecken, als sie bisher immerdar vor der Jungfrau empfunden hatten. — Bald nachher kam der Herzog von Burgund in aller Eil aus seinem Quartier zu Coudun nach der Wiese vor Compiegne, und eine große Menge von Engländern und Burgundischen versammelte sich, und Einer jauchzte dem Andern über die Gefangennehmung der Jungfrau mit lautem Jubiliren zu. Selbige zu sehen, ging der Herzog nach dem Hause, wo sie behalten ward, und sprach einige Worte zu ihr, deren ich mich nicht gar wohl erinnre, obgleich ich zugegen war. Darauf begab sich der Herzog und Jedermann wieder von hinnen nach seiner Stätte

für diese Nacht, und die Jungfrau blieb in der Bewachung und Obhut des edlen Herrn Johann von Luxemburg." —

Diesem soll der Picardische Bogenschütz, oder vielmehr der Bastard von Vendome sie verkauft haben.

Unser treuherziger Chronika-Reimer, Martial von Paris, berichtet den Hergang folgendergestalt:

„Da galt's Gefecht und Scharmutziren,
Gar rüstiglich von jedem Theil.
Doch mußten endlich retiriren
Die Franken, und zwar sehr in Eil.
Wie Alle so im Wirrwarr rangen,
Und es nun hieß: „Zurück!" statt „Vor!"
Da ward die Jungfrau eingefangen
Durch 'nen Picarden, dicht am Thor.
Der gab dem Luxemburg sie hin,
Weil der just nah hielt auf dem Feld.
Der gab sie, gierig nach Gewinn,
Den Engländern um baares Geld.
Die jubelten in lust'gen Ronden,
Und jauchzten: „gut ha'n wir gekriegt!
Wir gäben sie nicht hin um Londen;
Mit ihr ist Alles uns ersiegt!" —

Wie im Fluge verbreitete sich die Kunde durch alle Engländisch- oder Burgundisch-gesinnte Städte.

Zu Paris verzeichnete schon Zwei Tage nach dem Ereigniß der Schreiber des Parlamentes die Siegesbotschaft in die Annalen. Freudenfeuer wurden in dieser Hauptstadt angezündet, und in der Hauptkirche — Zu unsrer lieben Frauen — sang man das *Te Deum*. Am 25sten Mai 1430.

Auch Johanna hat im gottergebnen Herzen gewiß zu dem ihr in den schwersten Trübsalen nahegebliebnem HErrn der Welten gesprochen: „HErr Gott, Dich loben wir!"

Viertes Buch.

Johanna's Gefangenschaft bis zum Beginn der Verhöre.

Lasset uns der jungfräulichen Heldin, deren Anschauen uns in ihrer frommen Kindheit rührte und erlabte, auf Schlachtfeldern uns begeisterte, in Verkennung und Misdeutung uns lehrte, den gewöhnlich schnöden Weltlohn mit heitrer Geduld zu ertragen, — lasset uns ihr auch fol-

gen in die Schauder des Kerkers und in die Schrecken des Gerichts, auch dorten von ihr zu erlernen, wie stark der Allmächtige in der Schwäche des Geschöpfes sein kann, dafern das Geschöpf nur nicht abläßt, Ihn zu lieben, und Seiner zu begehren. —

Zu Anfang schien Johann von Luxemburg die in den Reimen unsres Chronisten ausgesprochene Beschuldigung, als habe er seine Gefangene den Engländern verkauft, fürwahr nicht zu verdienen. Und wirklich hat er es wohl dazumal noch gut mit ihr gemeint.

Am 26sten Mai 1430.

Bald nach dem Unfalle des Heldenmägdleins erließ ein gewisser Bruder Martin, der sich Meister der Theologie und Generalvicarius für den Glaubens-Inquisitor im Königreich Frankreich nannte, eine Aufforderung an den Burgundenherzog, die gefangene Johanna in seine Hand zu liefern. Der Brief war in den anmaßendsten und frechsten Ausdrücken einer gewähnten Obermacht über alles irdische Regiment abgefaßt. Doch mußte wohl Herzog Philipp keine sonderliche Rücksicht darauf genommen haben, denn Luxemburg schickte Johanna, statt nach Paris,

unter zahlreicher Bedeckung nach dem Schlosse Beaulieu, wo sie anständige Behandlung fand. Aber ihr kriegerischer Muth und ihre bange Sorge um die Stadt Compiegne ließ ihr das Abwarten nicht zu, obgleich durch die Stimmen der ihr erscheinenden Heiligen auf brünstiges Gebet ihr nur die Antwort zu Theil worden war, sie müsse den König von England sehen. Dawider empfand sie herben Widerwillen und sann eigenmächtig auf Mittel, wie sie aus dem Schlosse entkommen möge. Auch gelang er ihr unbemerkt, das Zimmer zu verlassen, und sich vermöge ihrer schlanken Gestalt zwischen zwei Pallisaden durchzuschmiegen, so daß sie schon die Wächter in den Thurm zu versperren und das freie Feld zu gewinnen hoffen durfte, als ihr unversehens der Burgwart entgegentrat, der ein gewaltiges Lärmgeschrei erhub und sie in ihr Gefängniß zurückzwang. Sie fand sich mit ziemlicher Geduld in diese Schickung, und meinte nun selbst, es gefalle Gott nicht, daß sie für jetzt entrinne; sie werde wohl, nach der Verkündigung ihrer Stimmen, vor dem König von England erscheinen müssen.

In den letzten Maitagen 1430.

Johann von Luxemburg indessen, noch im-

mer den Sitten edler Ritterlichkeit gegen seine Gefangne treu, sandte sie zu besserer und schönerer Sicherheit nach seinem Schlosse Beaurevoir in die Picardie, wo seine Gemahlin, die Dame von Beaurevoir, und seine Schwester, Fräulein von Luxemburg, die unfreiwillig Einkehrende mit gastlicher Huld empfingen. Diese edlen Frauen wußten bereits, daß man Engländischer Seits das Tragen von Mannskleidern als ein Hauptverbrechen Johanna's aufstellen werde. Sie brachten ihr also weibliche Gewande, und baten sie auf's liebreichste, sich darin zu kleiden. Sogar legten sie ihr allerhand Zeuge zur Auswahl vor, um sich daraus nach ihrem Sinn eine Frauentracht zu fertigen, wenn ihr etwa jene Kleider nicht gefielen. Die Jungfrau entgegnete sanft und fest: „ich werde meine jetzige Tracht nimmer ohne Göttliche Vergunst aufgeben. Als man wiederholt in sie drang, antwortete sie: "ich habe noch keine Erlaubniß dazu von meinem Herrn, und es ist noch nicht an der Zeit." — Späterhin erklärte sie, hätte sie überhaupt in solch ein Begehr willigen dürfen, so wäre es lieber auf dieser beiden Damen Wunsch geschehen, als aller

andrer Damen in Frankreich; ausgenommen die Königin.

Johanna's edle Wirthinnen suchten ihr den Aufenthalt in Beaurevoir so erträglich zu machen, als es die Wichtigkeit der Gefangnen, und Deren aus Beaulieu versuchtes Flüchten erlauben wollte. Zuweilen schickte der Burgherr den Ritter Raymend, Herrn von Macy, ab, sich nach Johanna's Befinden in seinem Namen zu erkundigen. Dieser Bote scherzte oft fröhlich mit ihr; doch sobald er die Gränzen des Anstandes verletzen wollte, fand er die strengste Zurückweisung, und seine spätern Aussagen bezeugen, Gespräch, Anstand und jede Bewegung des Mägdleins habe das Gepräge der jungfräulichsten und edelsten Sitte gezeigt.

Schmerzlich bewegt, der gefährdeten Stadt Compiegne nicht mit Arm und Schwerdt beistehen zu können, betete Johanna während ihres viermonatlichen Aufenthalts zu Beaurevoir häufig für deren Errettung, und vernahm, daß ihre himmlischen Beschützerinnen sich mit ihr zu demselben Flehen vereinten.

Inzwischen trat Peter Cauchon, jener zornige, und des Königs um Johanna's Willen

vertriebene Bischof von Beauvais, mit dem fürchterlichen Begehr hervor, daß man ihm das Mägdlein überliefre; auf dem Grund und Boden seines Kirchsprengels habe man sie ergriffen, und somit sei er ihr natürlicher Richter. In diesem Sinn und Eifer schrieb er unmittelbar an den König von England.

Auch die Universität von Paris mischte sich in diese Angelegenheit, gleich nach Johanna's Gefangennehmung ein Sendschreiben an den Burgundenherzog richtend, worin die Auslieferung der Jungfrau, als einer der Zauberei und Zeichendeuterei Verdächtigen, an ein geistliches Tribunal gefordert ward. Herzog Philipp erwiederte nichts darauf. Da erfolgte ein zweites Schreiben dieser Art, worin bemerkt wird, der Erbfeind aller Menschenkinder umgarne ihn mit solcher Nachlässigkeit, damit eine Rotte böser Menschen Zeit gewinne, die Zauberin wieder aus seiner Haft zu befreien. Dann wird die schreckliche Gefahr gezeigt, welche aus dem Gelingen eines solchen Entwurfes hervorgehn müsse, und der Herzog bei den heiligsten Gegenständen beschworen, sie dem Glaubens-Inquisitor, und dem Bischof Peter von Beau-

vais zu überliefern. Einen Brief ähnlichen Hauptinhaltes erließ die Universität an Johann von Luxemburg, ihm Glück dazu wünschend, daß er seine Ritterpflicht als Vertheidiger der Kirche durch Gefangennehmung jenes frevelhaften Weibes, die Jungfrau genannt, so trefflich erfüllt habe. Doch seie damit nur wenig geschehn, falls diese Schreckliche nicht dem geistlichen Gericht überliefert werde, oder wohl gar zu Ausübung neuer Unthaten und Gräuel wieder entkomme. Zum Schluß der Belobungen und andern milden Redensarten folgt die Drohung: „und jeglicher Christ, wessen Standes er auch sei, ist gehalten, im gegenwärtigen Falle zu gehorchen, bei Vermeidung rechtmäßiger Strafen, welche groß sind.“ — So sprach dieselbe Universität, welche bei andrer Gelegenheit ihr Mögliches that, die Freiheiten der Gallicanischen Kirche gegen die Inquisition aufrecht zu erhalten.

Der Bischof von Beauvais, sich auf jene Aeußerungen stützend, schlug vor, daß der König von England dem Herzog Philipp und dem Herrn von Luxemburg ein Lösegeld für die Jungfrau zahle, und sie demgemäß ihm ausgeliefert

werde. Er schrieb deshalb einen Brief an den Herzog, den Bastard von Vendome und Johann von Luxemburg, der feierlich in Philipps Hofburg vor vielen Herrn und Rittern durch geistliche Notarien verlesen ward, und außer den schon sonst angeführten Mahnungen die Aeußerung enthielt, obgleich die Verbrecherin nicht eigentlich als Kriegsgefangne zu betrachten sei, wolle der König Denen, welche sie in ihrer Gewalt hätten, dennoch gern eine Belohnung gewähren, bis zu der Summe von 6000 Franken; dem Bastard von Vendome ward eine jährliche Rente von Zwei bis Dreihundert Livres angeboten; wolle man die Zauberin aber auch so hoch anschlagen, als ein Königliches oder sonst Hochfürstliches Haupt, so verbürge sich hiermit gegen Auslieferung der Gefangnen der Bischof für die in solchen Fällen gewöhnliche Summe von Zehntausend Franken *).

Am 14. Jul. 1430.

Noch weigerte man sich, die Jungfrau in ihrer Feinde Hand zu liefern. Auch that vermuthlich Karl bei dem Herzoge Schritte zur Auslösung seiner Heldin.

*) Nach jetzigem Französischem Münzfuß etwa 66000 Livres.

Einstweilen rächten die Engländer sich an einer Bretanischen Bäuerin, die Gutes von der Jungfrau gesprochen hatte, freilich mit wunderlichen Träumen und Mährchen untermischt. Man beschuldigte sie um Letzterer willen der Gotteslästerung, und sie erlitt den Flammentod.

Um diese Zeit fing Johanna's bisheriger Beschützer, der Herr von Luxemburg, vor den Drohungen und Lockungen der Gegenparthei an zu wanken. Noch hielt seine Gemahlin den schlimmsten Entschluß mit edlen Mahnungen an Ehre und Pflicht entfernt; ja sie that ihm einst einen Fußfall, damit er die Unschuldige nicht ihren Todfeinden überliefre. Doch eben was von diesen Anstrengungen zu Johanna's Ohren kam, mußte ihr ein Mistrauen gegen ihren Hüter erwecken. Gewaltiger aber noch erschütterte sie der Gedanke an die immer wachsende Noth der belagerten Stadt Compiegne, und als ihr vollends Jemand — man weiß nicht, wer — die Schreckenskunde brachte, Alles, was in Compiegne ein Menschenleben habe, solle bis auf die Siebenjährigen hinab mit Feuer und Schwerdt vertilgt werden, — da bemächtigte sich Verzweiflung ihrer Sinne. Sie rief zu

Im Sept. 1430.

ihren himmlischen Beschützerinnen, und sprach unter Andrem zur heiligen Katharina: „wie könnte nur Gott diese guten Leute zu Compiegne umkommen lassen! Waren und sind sie ja doch ihrem Könige so getreu!" — Nun kam ihr noch vollends bestimmte Nachricht, man habe sie den Engländern verkauft, und so beschloß sie, von der Höhe des Thurmes, worin man sie bewahrte, hinabzuspringen, und zum Entsatz von Compiegne zu eilen.

Vergeblich warnte die heilige Katharina sie beinahe täglich vor so eigenmächtigem Handeln; Gott werde ihr helfen, und Denen zu Compiegne auch; aber sie müsse jegliche Schickung annehmen, und könne nicht frei werden, bevor sie den König von England gesehn habe. Da erwiederte Johanna ganz verwildert: „hilft Gott Denen zu Compiegne, so will ich bei ihnen sein. Den König von England aber mag ich nicht sehn, und will lieber sterben, als in die Gewalt der Engländer kommen!" — Und damit empfahl sie sich Gott und der heiligen Jungfrau, und stürzte sich von des Thurmes äusserstem Gipfel hinab. Die zwei heiligen Frauen, meinte sie, hätten, trotz dieses Unge-

horsams, voll himmlischer Nachsicht ihren Fall gemildert, und sie bei'm Leben erhalten.

Ohnmächtig lag sie am Fuß der Wälle, und die Wachen liefen herzu, ihr Hülfe leistend; doch hielten Mehrere sie schon für todt. Als sie sich wieder versann, wußte sie nicht, wo sie war, noch wie sie dorthingekommen sei. Man mußte ihr erst sagen, sie habe sich von den Thurmeszinnen hinuntergestürzt. Da hörte sie zu ihrer Seite der heiligen Katharina Stimme, ihr Muth einsprechend: sie werde genesen, und Denen zu Compiegne solle Hülfe kommen.

Aber eine trübe Niedergeschlagenheit war über des Mägdleins Seele gerathen. Während dreier Tage nahm sie weder Speise noch Trank zu sich. Doch vernahm sie oftmalen die Tröstungen der heiligen Katharina, die ihr zusprach, sie möge beichten, und Gottes Verzeihung anflehen wegen ihrer raschen That. Denen von Compiegne solle in einem genaubestimmtem Zeitraum sicherlich geholfen werden. Da erhob sich die Jungfrau wiederum, genoß der Speise, und war in kurzer Zeit genesen. Sie bekannte dem Höchsten demuthvoll ihren Fehler, sprach ihr

Bereuen aus, und flehete um Seine Erbarmung. Die heilige Katharina versicherte sie, ihr sei verziehen.

Sobald die Jungfrau völlig wieder hergestellt war, führte man sie nach Arras; vermuthlich schon in der Absicht, sie den Engländern auszuliefern. Während ihres kurzen Aufenthaltes dort boten ihr unterschiedliche achtbare Leute Frauenkleider an; sie aber weigerte sich deren, die schon in Beaurevoir geäusserten Gründe standhaft wiederholend.

Von dort brachte man sie nach der Feste Crotoy in der Picardie, am Ausfluß der Somme gelegen. Der Anblick des unermeßlichen Meeres aus den Fenstern ihres Thurmes mochte ihre schmerzliche Sehnsucht nach freier Thatkraft erhöhen, zugleich aber auch ihr die glaubenstarke Ahnung einer ewigen Freiheit noch lebendiger in die edelfromme Seele strömen. —

In selbiger Feste ward um diese Zeit ein angesehener Geistlicher aufbewahrt, Meister Nikolas von Quenville genannt, Kanzler der Kirche zu Amiens, und Doktor des geistlichen und weltlichen Rechtes. Man weiß nicht, was ihm seinen Verhaft zugezogen hat, wohl aber,

daß er ihn auf das edelste dazu anwandte, seine sämmtlichen Leidensgefährten in den Hallen des düstern Thurmes oft zum Gottesdienste zu versammeln. Johanna fehlte nie bei solchen Veranlassungen, und hat dem frommen Manne oft gebeichtet, welcher noch lange nachher sie für eine gute Christin erklärte, und Vieles zu ihrem Lobe zu berichten wußte.

Die himmlischen Erscheinungen besuchten die Jungfrau in dieser Trübsal noch immer, und was sie ihr Tröstliches über die Rettung von Compiegne verhießen, erfüllte sich in eben denselben Tagen.

Allerdings war jene Stadt durch einengende Verschanzungen und kühne Berennung der Gegner auf's Aeußerste gebracht. Ein kriegerischer Abt, Philipp von Gamache mit Namen, hatte zu den wundersamen Erscheinungen jener Zeit auch die seine gefügt, indem er im vollen Gewaffen wider die Engländer stritt, den Bürgern des Ortes Muth und Vertrauen einflößend. Auch thaten viele andre brave Kriegsleute, der Kommandant Wilhelm von Flavy an der Spitze, rechtschaffen das Ihrige. Aber es war nicht Glück, nicht Stern dabei, wie man wohl sprüch-

wörtlich zu sagen pflegt, und wie es unverkennbar gewisse Lebensabschnitte, im Großen, wie im Kleinen, giebt, wo dieser Ausdruck nur allzupassend gelten mag. Doch eben, weil es Abschnitte sind, muß das Leben endlich darüber hinauskommen, und so geschah es auch hier.

Alle Französische Hauptleute in Isle de France vereinten sich zu dem Versuch eines Entsatzes von Compiegne. Rüstig unterstützte Garnison und Bürgerschaft — selbst Weiber, Greise und Kinder nicht ausgenommen — das rasche Beginnen, und es gelang. Nach mehrern kecken Gefechten hoben die Engländer die Belagerung auf, und liessen sogar einen Theil ihres Geschützes und ihrer Lebensmittel im Stich.

Gleich nachher fielen unterschiedliche andre Plätze in Isle de France und der Picardie an den rechtmäßigen König zurück, und der wackre Poton von Xaintrailles errang bei Germigny einen schönen Sieg über die Engländer und Burgunden. Allwärts wiederum leuchteten im schon früher anerkannten Glanze die Französischen Waffen empor.

Um so ingrimmiger aber entflammte sich der Haß der Fremden und ihrer Anhänger wi-

der Johanna, deren Erscheinung man mit Recht als den entscheidenden Zeitpunkt für das wunderbar umgewandelte Waffenglück ansah. Die Pariser Universität bewies vorzüglichen Eifer dabei, indem sie in zwei Briefen vom selbigen Datum den Peter Cauchon, Bischof von Beauvais, schalt, daß er nicht strenger bisher gegen die Jungfrau verfahren sei, und den Engländischen Regenten bat, die Gefangene gänzlich dem kirchlichen Gericht zu überliefern. Ohne Zweifel ließen der Bischof und der Regent sich auf diese Weise gar willig schelten und bitten. Am 21sten Nov. 1430.

Die Entwaffnete und Gefangene indeß verbreitete noch immer panisches Entsetzen über die Engländischen Krieger. Ein Befehl des Herzogs von Gloucester, zu dieser Zeit erlassen, verordnet Maaßregeln wider Kriegsleute, welche aus Schrecken vor der Jungfrau ihre Fahnen verlassen würden. Im Lauf des Decembers zogen etwa Sieben- bis Achttausend Engländer und Burgunden durch das Land, der Fortuna nach, die ihnen wohl — hofften sie — irgendwo Stadt oder Burg zu glücklichem Anfall erschließen, oder sonst ihnen Gelegenheit bieten würde zu einem rühmlichen Sieg. Freilich scheint die Am 12ten Dec. 1430.

Anzahl fast zu groß in jener Zeit für eine bloße Abentheurergenossenschaft. Möglich auch, daß Französischen Berichterstatter ihnen etwas an Menge zulegten, um nachher desto glorreicher über sie zu triumphiren. Doch mag sich um den Kern einer ursprünglich kleinen Schaar bei damaliger Unbeschränktheit der Kriegsleute nach und nach ein ganz ansehnlicher Kometenschweif gesammelt haben. Wie dem nun sei: als der Zug in die Nähe von Chalons in Champagne kam, und die Einwohner befürchteten, es könne auch auf sie gemünzt sein, rieth ihnen der eben dort anwesende tapfre Ritter Barbazan, dem Feinde lieber angreifend entgegenzugehn. Die kühne Saat fand günstigen Boden und gedeihliches Wetter. Man sammelte etwa Dreitausend Mann, und stürmte hinaus auf den Feind. Dieser widerstand muthig. Da schickte Barbazan in Mitten des Kampfes dem Hauptmann des Schlosses Sarre Botschaft, daß er ihnen zu Hülfe komme. Dieser wackre Edelknecht — Heinrich von Bourges hieß er, — eben erst von einem andern Ritt mit den Seinigen heimgekehrt, achtete keiner Müdigkeit, nahm frische Rosse, und trabte rasch, eine Zeitlang hinter

Weinbergen unsichtbar, dem Kampfplatze zu. Dann brach das Geschwader rüstig und unversehens in den Feind. Ein glänzender Sieg ward errungen.

Aber Frankreichs Heldin nahete mehr und mehr dem schmählichen Ende, durch welches ihre Gegner sich auf immer von ihr zu entledigen und zugleich den Ruf des rechtmäßigen Königs, als eines Hexengenossen, zu beflecken hofften.

Die schlimme Geschicklichkeit dieses Verfahrens ward Manchem der einberufnen Zeugen merkbar. Einer Derselben, Massieu mit Namen, erklärte nachher ausdrücklich, er habe mit Augen gesehn, daß man nach Haß und Gunst verfahren sei, um die Ehre des Königs von Frankreich in seiner Dienerin zu niedern, und sie selbst zum Tode zu bringen, keinesweges nach Recht und zur Ehre Gottes und des Katholischen Glaubens.

Im ähnlichen Sinn sprachen noch viele Andre, und selbst Engländische Kriegsleute haben geäußert, man scheue die Johanna mehr, denn Zwanzig Wappner, ja mehr, als das gesammte Heer des Königs von Frankreich.

So lange jene lebte, schien es den Eng-

ländern, als leuchte für ihre Waffen in Frankreich kein glücklicher Stern.

Man führte indessen die Jungfrau nach Rouen, und sperrte sie in den großen Burgthurm, der als einziges Denkmal noch bis auf den heutigen Tag von der ganzen Feste übriggeblieben ist. Nach allen Anzeigen befand sich ihr Zimmer im Mittelgeschoß, etwan acht Stufen über den Schloßhof erhoben und die Fenster gingen nach der Feldseite hinaus.

Bei Tage hielt man die Jungfrau durch Fußeisen gefesselt, die vermöge einer starken Kette an einen Holzblock befestigt waren, und auch zur Nachtzeit kettete man sie in ihrem Bette fest.

Abscheulich, wenn man seinen Rachemuth an ihr auslassen wollte! Albern, wenn man sie in der That für eine Zauberin ansah, und sie doch durch solche Mittel zu halten vermeinte! —

Es ist sogar ein Eisenkäfig für sie geschmiedet worden. Ob man den höllischen Gräuel, sie hineinzuzwingen, ausgeübt hat, ist ungewiß, aber die Absicht klar, wie es die Aussage des zur Anfertigung beorderten Schlössermeisters Stephan Castillon beweist.

Univ. Bibl.

Aber schlimmer als Käfig und Ketten war es, daß man ihr fünf rohe — absichtlich, scheint es, aus der Hefe des Volkes gewählte — Engländer zur Bewachung gab, deren zwei vor der Thür, drei sich stets im Gemache selbst befanden. Diese Bösewichter verhöhnten und mishandelten das edle Wesen, welches ihnen bisweilen ihre Unbarmherzigkeit warnend mild verwies. Aber ungerührt von solchen höhern Mahnungen, trieben sie die Grausamkeit dahin, ihr Schlachtopfer bei nächtiger Weile aus dem Schlafe zu rütteln, lügend, ihre Todesstunde sei heran, und man werde sie gleich fortführen zur Hinrichtung. — Sie war noch weit schlimmeren Versuchungen von diesen abscheulichen Menschen ausgesetzt, bis endlich der Graf von Warwik sich bewogen fühlte, ihr bessere Hüter zu verordnen.

Mit Alledem ließ sich der fromme Heldenruhm der Jungfrau und die Theilnahme für sie nicht erdrücken. Fromme und gelahrte Männer, die mühsam Zugang zu ihr gewannen, ermahnten sie, sich mit ihren Antworten im Gericht sehr vorsichtig zu betragen; allerdings wolle man ihr an's Leben. Einer derselben sagt aus, sie

sei ihm als ein sehr einfaches, aller gerichtlichen Förmlichkeiten unkundiges Mädchen von etwa zwanzig Jahren erschienen. Als ein Andrer sie befragte, ob sie vor ihrer Gefangennehmung gedacht habe, daß es so kommen werde, erwiederte sie: „ich merkte wohl dergleichen aber ich wußte nicht Zeit, noch Stunde, wann es sich ereignen müsse.“ —

Auf ähnliche Weise denken wir meist Allzumal von unsrem Tode. Man weiß nicht wie nicht wo; — man glaubt nur als ein immer und immer wiederum Entferntes daran; — und dennoch ist es das Einzige, welches gewiß und unabwendbar kommt.

Um in die Angelegenheit Johanna's ein möglichst feindliches Treiben hereinzuziehen, erweiterte man die Gewalt des Bischofes Peter von Beauvais, indem man seinen Kirchsprengel über das Bisthum Rouen ausdehnte. Die Geistlichkeit daselbst sprach Ja dazu, nach dem Willen des fremden Königs, oder vielmehr seiner Vormünder. —

Die im nächstfolgenden Januar aufgesetzten trüben Aktenstücke jener Behörden zu wiederholen,

wäre hier unnützer Zeit- und Kraftverlust für Schreiber und Leser.

Wozu in endlosen Variationen die lehrreiche Fabel wiederholen, wie der Wolf das Lamm zerriß, weil es, näher am Ausfluß trinkend, ihm den Bach getrübt habe! —

Um die Autorität des Bischofs von Beauvais zu verdoppeln, ward ihm als Gehülf ein Predigermönch, genannt Johann le Maistre, zugeordnet, in Gemäßheit und Vollmacht der Inquisition, welche der Pabst früher gegen die sogenannten Albigenser aufgestellt hatte, und die bestimmt war, durch so manches Jahrhundert noch schrecklich fortzuwirken.

Für diesmal hatte jener Johann le Maistre keinesweges Lust, an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Ja, man mußte ihn mit Todesgefahr bedrohen, um ihn endlich entschieden dafür zu bestimmen. Dennoch hielt er sich möglichst lange vom eigentlichen Beruf eines Richters fern, und ließ sich geraume Zeit hindurch nur mehr als Zeuge vernehmen.

Acht Doctoren und Meister der freien Künste wohnten der Untersuchung bei, den obengenannten Unfreiwilligen miteingerechnet. Zum

Procurator oder Promotor ernannte man einen gewissen Joseph von Estivet, der den Engländern blindlings ergeben war, und nach Aussage vieler Zeugen es nicht an ungezogenen Aeußerungen, ja sogar Schimpfreden während des Verhöres gegen die Jungfrau fehlen ließ. Unter den übrigen Mitgliedern des Collegiums fanden sich Wohlgesinnte, aber dennoch der hinlänglichen Kraft ermangelnd, um dem nur allzuverbreitetem Laster der selbstisch bangen Einschüchterung zu entgehen. Es ist ein wirkliches Laster darum, und nur allzuoft erfährt jeder treuhistorische Darsteller das Unglück, davon reden zu müssen. —

Man hatte die Jungfrau vor das geistliche Gericht berufen, und überließ dennoch ihre Bewachung und Behandlung dem weltlichen Gericht; eine Folgewidrigkeit, die gleich in der ersten Berathung den Beisitzern missfällig war, und wobei endlich der Bischof von Beauvais erklärte, er müsse also verfahren, aus Besorgniß, sonst den Engländern zu misfallen. Auch kehrte er sich weder an das Murren der einberufenen Doktoren, welche die Beklagte durchaus in geistlichem Gewahrsam halten wollten,

noch an die mannigfachen Einwendungen Johanna's gegen ihre Auslieferung in die Hand ihrer Erbfeinde, der Engländer. Und leider! so wie er sich vor den Engländern fürchtete, fürchteten immer mehr und mehr sich die Andren vor ihm.

Man hub den Prozeß, wie an sich billig und nothwendig, mit Nachforschungen über das frühere Leben der Jungfrau an. Aber unbillig und ungerecht unterdrückte man den Erfolg dieser Erkundigungen, woraus von selbst hervorgeht, er sei der Verfolgten günstig gewesen. Was davon zu uns durchgedrungen ist, hat der Leser bereits in den ersten Büchern dieser Darstellung gefunden.

Zeugen, welche zu Johanna's Bestem aussagten, wurden misgünstig, ja beleidigend aufgenommen, und nur allzudeutlich sieht man, wohin Peter Cauchon die Angelegenheit zu lenken starr und düster entschlossen war. Dabei offenbart sich eine Menge von gerichtlichem Unzulässigkeiten in der Form welche hier auszuführen Raum und Zweck der Darstellung verhindert;

Nur sei erwähnt, daß mit empörend ab-

sichtlichem Unrecht verfahren ward, weshalb die Schreiber sich oftmal weigerten, die Falschheiten hinzuschreiben, welche ihnen der Bischof von Beauvais von Gerichtswegen aufgab. Ja bei der spätern Revision des Prozesses offenbarte sich, daß Dinge als vorgelesen und übereinstimmend angenommen verzeichnet waren, von denen die Beisitzer und Schreiber nicht das Mindeste vernommen hatten.

Da aber dennoch nichts Entscheidendes wider Johanna auftauchen wollte, brachte man endlich einen Zeugen ganz wunderlicher Art in's Gefecht.

Ein Geistlicher im Dienst des Bischofs von Beauvais, Nikolas L'Oyseleur mit Namen und eifriger Anhänger der Engländer, — er hatte ihnen schon als Bote, wohl auch als Kundschafter gedient, — gab sich bei der Jungfrau für einen kriegsgefangenen Landsmann, aus, und kam in weltlicher Tracht zu ihr; „*en habit court* — in kurzen Kleidern" — sagt die Urschrift. Er brachte ihr Kunden aus der Heimath und vom Königlichen Heer, vermuthlich erlogen, aber solche, die ihr angenehm sein mußten, während die Wächter — man weiß

nicht, unter welchem Vorwande — sich aus dem Gefängniß zurückgezogen. Vorzüglich war der Versucher darauf angewiesen, die Gefangene über ihre Erscheinungen auszuforschen. Johanna ihrerseits, eben so unfähig, Betrug zu argwohnen, als selbst zu betrügen, überließ sich voll schuldloser Freude dem längst entbehrten Genusse vertrauenvoller Mittheilung. Aber im Nebenzimmer befand sich der Graf von Warwik und der Bischof von Beauvais, nebst zwei Notarien und durch eine versteckte Oeffnung ließ jedes Wort sich vernehmen. Aufgefordert jedoch, darüber zu protokolliren, weigerten sich dessen die ehrlichen Schreiber, und einer von ihnen — Wilhelm Manchon hieß sein des Aufbewahrens würdiger Name — sprach ohne Scheu, das seie nicht schön, den Prozeß auf diese Manier zu beginnen. Was die Beklagte vor offnem Gericht aussage, wolle er ganz gern einregistriren. Hier aber sei er nicht an seinem Platze.

Man gelangte somit durch den häßlichen Schlich nicht eben unmittelbar zu aktenmäßigen Beweisen, aber man konnte nun doch immer die künftigen Fragen, den erlauschten Thatsachen gemäß, stellen und drehen. Es war ein Spiel

mit verdeckten Karten gegen die offnen des Widersachers.

Endlich scheint sogar der häßliche L'Oiseleur — wohl könnte man ihn durch Vogelsteller oder Lockvogel übersetzen — sich der Jungfrau als Geistlicher kundgegeben und ihre Beichte empfangen zu haben. Und was galt das heilige Siegel dieser Handlung für seine frevelnden Lippen und für die lauschenden Zeugen! — Jedesmal, bevor man Johanna zum Verhör berief, wußte man eine Unterredung zwischen ihr und dem L'Oiseleur zu veranstalten. Daß sie aus alledem kein Arges ahnte, liegt eben in der holden Taubeneinfalt der Unschuld: welche sich nicht stets hinieden — freilich sollte es nach dem Winke des Meisters also sein, und wir haben darnach zu ringen, — mit Schlangenklugheit verbindet.

Auch der schon früher genannte Promotor d'Estivet wollte sich unter gleicher Maske, wie L'Oiseleur, in das Vertrauen der Jungfrau schleichen. Ihm aber scheint dieser Frevel nie gelungen zu sein.

Dagegen erwiesen sich Einige der berufnen Doctoren als gar tüchtige Ehrenmänner. Vor-

züglich sind Meister Johann Lohier und Meister Nikolas Houppeville zu rühmen, welcher Letztere ohne Scheu sagte, daß weder der Bischof von Beauvais, noch sonst irgend ein erklärter Widersacher Johanna's nach Rechten Sitz und Stimme im Gericht haben dürfe. Zudem sei ja die Jungfrau schon vorlängst durch den Metropoliten jenes Geistlichen, den Erzbischof von Reims, erprüft worden. Bald darauf ward der wackre Mann eingezogen, ohne zu erfahren warum. Doch ergab sich späterhin ganz deutlich, es sele auf Anregung des Bischofs von Beauvay in Folge jener Aeußerung geschehen, Nur das Fürwort geachteter Freunde half ihm wieder los.

Auf ähnliche Weise, mehr oder minder, sahen sich alle, welche für die Jungfrau zu sprechen wagten, verfolgt, während man fortfuhr, Gelahrte zu Führung des Prozesses, unter Andrem auch aus Paris, herbeizurufen; oder vielmehr wollte man nur durch ihre ehrende Gegenwart die Welt blenden. Denn Wenigen gestand mam eine richterliche Stimme zu, und im Wesentlichen und Entscheidenden gehörte diese nur dem Bischof von Beauvais ganz allein.

Doch ersetzte man den Einberufenen die Reisekosten, mit einer um so mehr verwunderlichen Freigebigkeit, da sich in eben diesem Zeitraum der Herzog von Bedford als Reichsverweser unfähig erklärte, den Mitgliedern des Pariser Parlamentes ihre Gehalte auszuzahlen. Ja, es mangelte bei diesem Obergerichtshof sogar an Geld zur Anschaffung des Pergamentes, worauf man nach althergebrachter Sitte die Urkunden verzeichnen sollte. Ueberhaupt herrschte damals fortdauernd zu Paris, dem so mannigfach bald verlocktem, bald gezüchtigtem Orte, wieder einmal Theurung und Elend aller Art.

Fünftes Buch.

Ueber die Verhöre der Jungfrau.

„Ach, — seufzte eines Tages die verfolgte Johanna vor ihren Richtern, — „Ihr schreibt alles auf, was gegen mich zeugt, und Ihr wollet nichts aufschreiben, was für mich zeugt!"

Diese rührend strenge Klage giebt den Grundton an zu dem gesammten Verfahren gegen die Unglückliche, welches auch wohl sich noch weit

rascher und wo möglich schlimmer gestaltet hätte; nur daß die ehrbar muthigen Notarien sich lange nicht von den gewaltsam verfahrenden Richtern schrecken ließen, und also eine Verdrehungen der Aussagen nur selten unmittelbar in der Gerichtsversammlung statt finden konnte, wenn gleich das ausdrückliche Verbot des Oberrichters die Schreiber bisweilen hemmte, Manches in die Akten aufzunehmen, was sie deutlich gehört und verstanden hatten. Auf welche Manier die Berichte gestellt wurden, blieb vollends dem furchtbaren Bischof von Beauvais und seinen Helfershelfern, an denen es Leuten solcher Art niemals zu mangeln pflegt, überlassen.

Denn während wir, die Gutmeinenden einen unsichtbaren, oft uns selbst überraschend-kräftigen Bund mitsamen halten, machen es die Schlimmen ihrerseits nach, durch Absicht, List und Frevelmuth möglichst ersetzend, was Jene an absichtfreier Ehrlichkeit und stillem Bewußtsein Göttlichen Wohlgefallens voraushaben.

Johanna dagegen stand jetzt ohne alle weltliche Stütze ihrem mit vielen verwirrenden Fragen auf sie einstürmenden, einander oft selbst in's Wort fallenden Richtern oder vielmehr Fein-

den gegenüber. Wegen dieser Unordnung beklagte sie sich oftmal, und sagte gleich im ersten Verhör; „Eins nach dem Andern, ihr edlen Herrn!“ Auch bat sie ein Andermal, man möge doch höchstens Zweien zugleich erlauben, auf sie einzureden. Aber man achtete dessen nicht, und einen rechtlichen Beistand scheint sie nicht einmal gefordert zu haben. War sie doch ganz unbekannt mit allen Formen der Rechtsgelahrtheit! Wenn etwa aber Jemand aus den Beisitzern ihr nur irgend eine unerlaßliche Erläuterung über Gefragtes geben wollte, ward es ihm alsbald herb und bedrohlich verwiesen. Doch ließen ihre Stimmen die Jungfrau weder unberathen, noch unbegeistert. Vielmehr war Jedermann voll Erstaunens über die passenden und klaren Antworten der jungen Hirtentochter. Nur des argen L'Oiseleur Verrath blieb ihrem Blicke verhüllt. Fortwährend noch immer erhielt sie ihm das Einmal geschenkte Vertrauen, hier wie geblendet durch eine höhere Bestimmung.

Unter andern Geistesfähigkeiten des Mägdleins bewunderte man auch ihr treffliches Gedächtniß. Nie vergaß sie eine ihrer frühern

Aussagen, wenn man sie etwa zweimal um ein und dieselbe Sache befragte, welches bei der verworrenen Führung dieses Prozesses auch ohne böse Absicht wohl öfters vorkam.

Als einst nach einer solchen Unordnung sich deutlich erwies, daß Johanna Recht hatte, erwachte ihr eine kindliche Fröhlichkeit, und sie sprach lachend zu dem Schreiber, dessen Nachlässigkeit daran Schuld war: „wenn das noch Einmal geschieht, werde ich Euch am Ohre zupfen." —

Es gab denn freilich auch weit schlimmere Schreiber, deren Einem Johanna — durch den wackern Wilhelm Munchon gewarnt — einst geradezu bewies, daß er von ihrer Aussage just das Gegentheil niedergeschrieben habe, so daß selbst durch ein Tribunal, wie dieses, nothwendig auf eine Aenderung der Akte erkannt werden mußte.

Das konnte jedoch unter diesen Umständen im Ganzen und Wesentlichen eben nicht viel helfen.

Dazu erschöpfte man die Kräfte des verfolgten Mägdleins durch so lange, langwierige und gehäufte Verhöre, daß selbst die Richter

und Beisitzer darüber zu ermatten begannen. Das erste Verhör der Jungfrau fand in der Königlichen Schloßkapelle zu Rouen statt. Nach Vorlesung der Vollmacht, Citationen und was sonst zu den hergebrachten Förmlichkeiten gehörte, ward die Gefangne vorgeführt, und mit einer heuchlerisch sanften Ermahnung des Bischofs von Beauvais empfangen, an deren Schluß er von ihr begehrte, mit auf das Evangelium gelegter Hand zu schwören, über alle Dinge, weshalb man sie befragen werde, rücksichtslos die Wahrheit kund zu thun. Sie aber erwiederte: „weiß ich doch nicht, worüber ihr mich befragen werdet. Ihr könntet wohl nach manchem forschen, was ich Euch nicht sagen werde." — Da sprach der Bischof: „Ihr sollt beschwören, wahrhaftiglich auf alle Euch vorgelegten Fragen zu antworten, insofern sie den Glauben betreffen, und Ihr Auskunft zu geben im Stande seid." Johanna entgegnete:

„Was meinen Vater und meine Mutter betrifft, und all' mein Thun und Lassen, seit ich in's Feld gegangen bin, da will ich gern beschwören, was ihr verlangt. Aber die mir von Gott zugesandten Offenbarungen habe ich nie-

mals Jemandem gänzlich eröffnet und mitgetheilt, als nur meinem Könige ganz allein, und Niemandem werde ich sie eröffnen, ob man mir auch das Haupt darum abschlüge. Meine Berather haben mir befohlen, das Keinem andern mitzutheilen. Doch werde ich binnen acht Tagen vernehmen, ob ich Etwas davon offenbaren darf."

Endlich auf wiederholtes Eindringen entschloß sich Johanna, über Gegenstände des heiligen Glaubens unbedingte Offenherzigkeit zu versprechen, und leistete knieend darüber ihren Eidschwur, beide Hände auf ein Missale gelegt.

Nun folgten Fragen und Antworten über alle uns schon bekannten Gegenstände, wovon wir nur Einiges als vorzüglich bezeichnend für die Verhörer nur die Verhörte herausheben.

Auf Johanna's Aeußerung, sie wisse das Vaterunser auswendig, begehrte der Bischof, daß sie es vor dem Gericht hersage. Sie aber, von der Heiligkeit jenes göttlichen Gebetes durchdrungen, begehrte dagegen, der Bischof solle ihre Beichte hören. Außerdem wolle und dürfe sie die göttlichen Worte, so wie etwa zur bloßen Probe, nicht hinsprechen. — Der Bi-

schof versuchte noch ein und den andern Ausweg, aber keiner traf mit der strengen Gewissenhafigkeit Johanna's zusammen, das Gebet der Gebete nur in wirklich gottesdienstlicher Handlung vor Zeugen auszusprechen. Und so war fürderhin davon nicht mehr die Rede.

Nun aber begehrte der Bischof, sie solle ihr Gefängniß unter keinem Beding ohne seine ausdrückliche Erlaubniß je verlassen, widrigenfalls man sie als eine Ketzerin verfolgen werde. Da erwiederte sie fest und klar: „ein solches Verbot erkenne ich nicht an; denn könnte ich entspringen, so dürfte mir Niemand einen Treubruch deshalb vorwerfen. Hab' ich ja doch Niemandem darüber mein Wort gegeben.

Zugleich beschwerte sie sich, daß man sie in Fesseln halte, welches der Bischof eben damit zu entschuldigen versuchte, daß sie ja Ehrenwort und Schwur, nicht zu entrinnen, verweigre.

Das hätte dann wohl eine sehr genaue, vielleicht strenge Bewachung für die Kriegsgefangene nach sich ziehn und rechtfertigen können, nie aber eine ehrenrührige Behandlung, wie man sie vor gefälltem Urtheile kaum der gemeinsten Verbrecherin widerfahren lassen durfte.

Es ging übrigens bei dem ersten Verhör der Jungfrau so ausnehmend laut und unordentlich zu, daß ein Französischer Notarius — der wackre Wilhelm Manchon — gerichtlich darüber Beschwerde führte, wie auch tadelte, daß zwei bis drei Geheimschreiber des Königs von England gegenwärtig seien, aufzeichnend oder auslassend, was ihnen eben für ihre Zwecke dienlich oder ungünstig scheine. Nicht also fasse man Protokolle ab, und wenn es bei dieser Verwirrung bleibe, könne er nicht fürderhin Amt und Hand zu einer solchen Handlungsweise bieten. Diese Protestation berücksichtigend, verlegte man den Ort des Verhörs aus der Kapelle zu Sanct-Romanus, wo das erste gehalten ward, nach einer Halle des Schlosses, vor derem Eingange zwei Engländer als Thürhüter aufgestellt wurden, um Niemanden, als die berufenen Richter und Zeugen einzulassen.

Man unterwarf übrigens das Mägdlein, dessen wunderbare Erscheinung man so gern in den Schmutz des Allergewöhnlichsten herabgezogen hätte, der Untersuchung einiger ehrbaren Frauen, um zu entscheiden, ob die Gefangne wirklich eine reine Jungfrau sei. Die Herzogin

von Bedford selbst hatte es übernommen, diese Angelegenheit zu lenken, und alle späterbefragte Zeugen stimmen dahin überein, daß Johanna sieghaft, und als unbescholten anerkannt, aus dieser Prüfung hervorging.

In die Prozeßacten nahm man nicht das Mindeste von selbiger Verhandlung auf; begreiflicherweise! Es hätte ja zu Gunsten der Verfolgten ausfallen müssen.

Um nichts von ungroßmüthig unrechtlichem Vortheil gegen das begehrte Opfer einzubüßen, fand man ein Mittel, dem schändlichen L'Oiseleur unsichtbar einen Hörwinkel in der Gerichtshalle zu bereiten. So konnte er fortfahren, das Mägdlein zu belügen und auszulocken, ohne daß sie ahnen konnte, er stehe in ihrer richterlichen Feinde Auftrag und Sold. Auch Viele der Bessern aus der Versammlung haben von einer so häßlichen Gegenwart nichts geahnet.

Oefters ward dem Notarius Wilhelm Manchon durch einige Richter in Lateinischer Sprache geboten, andre Dinge aufzuzeichnen, als die Jungfrau ausgesagt hatte. Er aber hielt sich ohne Furcht und Tadel ritterlich, und behielt Recht, auch vor dem verderbten Tribunal.

Bisweilen findet man bei scheinbar unverfänglichen Fragen der Richter die Antwort der Angeklagten:

„Weiter in der Verhandlung. Ich bitte Euch drum.“ — Oder auch nur: „geht weiter.“

Und da ihr fast immer dabei gewillfahrt ward, ist wohl ohne Bedenken anzunehmen, ein verwirrtes Fragen und Reden auf Einmal habe an solchen Stellen den Lauf des Verfahrens gehemmt, oder sonst irgend ein sehr ungehöriges Thun stattgefunden. Wie außerdem hätte irgend eine Gerichtsversammlung auf ein solches Begehr der Angeklagten Rücksicht nehmen können! —

Auf's allerbestimmteste weigerte sich Johanna, den früher von ihr begehrten Eid zu wiederholen, oder gar zu erweitern. Den desfallsigen Zumuthungen erwiederte sie unerschütterlich fest:

„Ich hab' Euch geschworen, und das muß Euch genügen.“ —

Der Bischof von Beauvais hatte an seine Stelle einen Rechtsgelahrten, Namens Beaupère, auf den Präsidentenstuhl gesetzt. Vermuthlich geschah es, weil die Jungfrau ihm wiederholt

bemerklich machte, als ihr persönlicher Feind könne er nicht für ihren Richter gelten, obgleich er anfänglich wiederholte, der König von England habe es nun einmal so befohlen. Aber etwas Scheue vor Gott und Menschen trat dennoch in das Gemüth des feindlichen Richters.

Unter dem Näheren, was Beaupère ihr über die Erscheinungen abzufragen wußte, sei hier Folgendes herausgehoben:

Befragt, wie sie die Klarheit der Erscheinungen habe so deutlich bemerken können, da ihr solche doch nur von seitwärts her gekommen seien, erwiederte die Jungfrau:

„Wenn ich mich in einer Waldung befand hörte ich wohl, wie die Stimmen sich zu mir naheten." —

Eine Antwort, welche kund giebt, wie Licht und Klang der Göttlichen Offenbarungen für sie nur Eines waren, und überhaupt die klügelnden Fragen ihrer Verlocker ihr oftmal fern und fast unvernommen blieben, so wie die Antworten des Mägdleins wiederum jenen Bethörten und Bethörenden auch. —

Auf die Frage, ob sie eine Aufforderung an die Engländischen Schaaren vor Orleans er-

lassen habe, sagte sie Ja. Doch besserte sie einige Ausdrücke des ihr vorgelegten Aktenstückes, und erklärte vorzüglich, sie habe nicht schreiben lassen: „ergebt Euch der Jungfrau!" sondern vielmehr: „ergebt euch dem König!"

Man wußte von Seiten des Gerichts wider diese Erläuterungen nichts einzuwenden.

Als man sie befragte, welche Offenbarungen ihr den König bezeichnet und kenntlich gemacht, und diesem zum Vertrauen auf sie bewogen hätten, sprach sie im Wesentlichen nur: „sendet zum König; der kann es Euch sagen." —

Bald darauf fügte sie hinzu: „kein Tag vergeht, wo ich jene Stimmen nicht vernehme. —Und das ist mir ja auch so sehr nöthig!"—

Obgleich nun der Bischof von Beauvais das Inquisitoramt bereits dem Johann Beaupere übergeben hatte, ließ er dennoch nicht ab, sich in den Gang des Prozesses zu mischen, und vorzüglich auf die früherbegehrte Eidesleistung zu dringen, wogegen Johanna in dem Verhör vom 24sten Februar 1430, welchem sechzig Assessoren beiwohnten, erwiederte:

„Kein Geistlicher von Paris oder von Rouen, hat das Recht mich zu verdammen." —

Der Bischof verhieß ihr den Rath der Beisitzer über die Gegenstände ihrer Vereidigung. Da erwiederte sie:

„Gern will ich die Wahrheit über Alles, was meine Sendung betrifft, verkünden. Ueber Anderes aber nicht. Es ist unnüth, deshalb mit mir noch fürder zu reden."

Auf die seltsame Drohung, sie mache sich durch diese Weigerung verdächtig, — verdächtig sie, die man schon als Verbrecherin behandelte! — wiederholte sie nur die obige Aussage und sprach auf abermaliges Eindringen die denkwürdigen Worte:

„Gern werd' ich sagen, was ich weiß; aber nicht Alles. Ich bin von Gottes wegen gekommen, und habe nichts mehr hier zu thun. Ueberlasset mich dem Gerichte Gottes, Der mich gesendet hat."

Endlich gab sie dahin nach, ihren Eid zu wiederholen, aber nur eben in der Ausdehnung des schon früher geleisteten.

Johann Beaupère trat sodann mit der seltsamen Frage hervor, wann die Jungfrau zum letztenmale gegessen und getrunken habe. Auf ihre Antwort, seit gestern Nachmittag habe

sie nichts genossen, fragte er, wann die Stimme, welche sie besuche, sich seitdem habe vernehmen lassen, und sie erwiederte: „gestern sowohl, als heute.“ —

Diesen Fragen scheint irgend eine abergläubische Vermuthung wegen Johanna's vermeinter Hexenkunst zum Grunde zu liegen. Vielleicht mochte eine Ueberlieferung statt finden, die Zauberinnen bedürften des Fastens, um ihre Geister zu beschwören. Auch scheint es, daß die Wächter Johanna's selbst etwas Uebernatürliches in ihrer Nähe bemerkt oder geahnt haben mußten, wenn man die jetzt folgenden Fragen und Antworten erwägt. — Dabei übte wiederum Beaupère allein sein Amt.

„Zu welcher Stunde hörtet Ihr gestern die Stimme?“

„Ich hörte sie zu dreienmalen: einmal des Morgens, einmal während der Vesper, und das drittemal, als man gegen Abend zum Ave Maria läutete. Und ich höre sie weit öfter, als ich es Euch sagen werde.“

„Was schaffet Ihr gestern Morgens, als die Stimme zu Euch kam?“

„Ich schlief, und sie hat mich erweckt.“

„Berührte sie dabei Euern Arm?"

„Sie weckte mich, ohne mich zu berühren."

„War die Stimme in Euerm Gemach?"

„Nicht, daß ich wüßte. Aber im Schlosse war sie."

„Habt Ihr der Stimme gedankt und Euch vor ihr auf die Kniee gesenkt?"

„Ich dankte ihr, indem ich mich von meinem Sitz erhub und die Hände faltete."

„Warum kam sie?"

„Weil ich Hülfe von ihr begehrt hatte."

„Was sagte sie Euch?"

„Ich solle Euch nur dreist antworten."

„Was hat sie Euch gesagt im Augenblick, wo sie Euch erweckte?"

„Ich fragte sie, was ich antworten solle, und bat sie, Gottes Rathschlag darum zu befragen. Und die Stimme sprach mir zu, Euch dreist zu antworten; Gott werde mir beistehn."

„Hat Euch die Stimme einige Worte gesagt, eh' Ihr die Bitte an sie richtetet?"

„Sie sagte mir einige Worte; doch ich habe sie nicht alle verstanden. Gewiß ist, daß als ich erwacht war, sie mir zusprach, dreist zu antworten."

Dann aber, wie von plötzlicher Begeisterung ergriffen, wandte sich das Mägdlein an den Bischof mit den Worten:

„Ihr sagt, Ihr seiet mein Richter. Gebet wohl Acht, was Ihr thun wollt. Denn in Wahrheit: ich bin von Gotteswegen gesendet, und ihr begebt Euch in große Gefahr."

Der Bischof schwieg, und das Verhör ging fürder, sich vorzüglich darum drehend, ob die Stimmen in ihren Geboten von einander abwichen. Johanna entgegnete, es gebe keinen Widerspruch unter den Stimmen; welche davon ihr eben das oder Jenes verkündet habe, weigerte sie anzugeben. Doch äußerte sie wiederholt, wenn man ihr einen Aufschub von vierzehn Tagen gönne, wolle sie auch darauf Bescheid geben.

„Wenn die Stimme mir für jetzt die Antwort verboten hätte," — sprach sie endlich — „was wüßtet Ihr dawider zu sagen?" — „Ist es Euch verboten?" — fragte Beaupère. Und Johanna erwiederte: „glaubt nur, die Menschen haben mir es nicht verboten." — Einmal sprach sie: „ja, ich glaub' es fest, und so fest ich an die Christliche Religion glaube, auch daß Gott

uns von den Höllenstrafen erlöset hat: diese Stimme kpmmt von Gott und auf Sein Gebot."

Näher befragt, von wem die Stimme ausgehe, ob unmittelbar von Gott, ob aus eines Engels oder eines Heiligen Munde, erwiederte Johanna:

„Ich werde Euch nicht klar heraussagen, was ich davon weiß, denn weit größere Furcht hege ich, durch einen Fehl den Stimmen missfällig zu werden, als Euch zu antworten." —

Sie äußerte, die Stimmen hätten ihr in vergangner Nacht viel Gutes für den König verkündet, und setzte hinzu: „wenn er es doch nur wüßte! Da würde er heut viel fröhlicher bei seinem Mittagmahle sein!" —

Auf die Frage, ob ihr die Stimmen Befreiung aus ihrer Haft verheißen hätten, rief sie in beinah fröhlicher Naivetät:

„Fürwahr, das würde ich auch wohl eben Euch kundgeben!" —

Weiter befragte man sie: „Brachte Euch in vergangner Nacht die Stimme Rath und Kunde wegen Dessen, was Ihr antworten sollet?"

„Wenn sie mir es offenbart hat, habe ich sie nicht gehörig verstanden."

„Als Ihr binnen der zwei letzten Tage die Stimme vernahmet, erschien Euch da auch ein Licht?"

„Im Namen der Stimme kam eine Klarheit." —

Als man aber noch weiter wegen der Erscheinungen in sie drang, zog sie sich abermal, wie gewöhnlich über diesen Gegenstand, in abweisende, das Heilige keusch und fest verhüllende Antworten zurück. — Einmal erwiederte sie auf Aehnliches mit der bisweilen durch all ihr Elend vorbrechenden Fröhlichkeit der Unschuld:

„Ihr werdet das für jetzt nicht von mir herausbringen. Ich werde nicht vergessen, was man wohl den kleinen Kindern zu sagen pflegt, es seien schon Leute gehängt worden, weil sie wahrgesprochen hätten."

Als Beaupère sie befragte, ob sie gewiß sei in Gottes Gnaden zu stehn, erwiederte sie: „es ist ein großes Ding, auf solche Fragen zu antworten." — Man wollte sie aber durchaus dazu drängen. Da rief einer der Beisitzer, Johann Fabry, laut: „das ist zu viel!" — „Schweigt!" entgegenten ihm die Befrager. Doch muthig wiederholte er: „das ist eine starke Frage, und

die Angeklagte ist nicht gehalten, darauf zu antworten." Der Bischof von Beauvais aber rief mit allem Ausdruck des Zornes: „Ihr hättet besser geschwiegen!" — Dann begehrte man erneuet, Johanna solle erklären, ob sie glaube, in der Gnade Gottes zu stehen. Da sprach sie endlich: „bin ich nicht darin, so wolle mich Gott darin aufnehmen. Bin ich darin, so wolle mich Gott darin erhalten." —

Die ächtchristliche Einfachheit und Klarheit dieser Worte hieß die Richter einen Augenblick verstummen. Ja, es mochte an dem sein, daß man die Sitzung für dasmal gänzlich aufgehoben hätte. Bald aber begann der Sturm der Verfolgung wider das im Voraus erkorne Schlachtopfer auf's Neue, wobei Johanna unter Andrem sagte:

„Befände ich mich in einem sündlichen Zustande, so würde, glaube ich, die Stimme nicht fürder zu mir kommen." —

Nun erfolgten die Forschungen über Johanna's frühere Jugend und den Feenbaum, deren Erfolge wir schon früher im Zusammenhange vor dem Auge des Lesers entfaltet haben. —

Darauf befragte sie der Inquisitor Beaupère, ob sie Frauenkleider verlange.

„Gebt mir welche," erwiederte Johanna, „auf daß ich sie anlege, und von hinnengehe. Aber nur auf diese Bedingung nehme ich sie an."

Da beendete für diesen Tag der Bischof die Untersuchung. —

Selbigen Nachmittags befragte er den ausdrücklich nach Rouen berufenen Meister Johann Lohier, einen sehr berühmten Rechtsgelahrten der Normandie, um seine Meinung über diese Angelegenheit. Dieser hatte zwei- bis dreitägige Frist begehrt, um sich genauer mit der Sache bekannt zu machen, aber man nöthigte ihn, sich alsbald zu erklären. Das that er denn freimüthig und entschieden, den ganzen Prozeß verwerfend. Erstens, weil er überhaupt nicht in der gehörigen Form begonnen sei. Zweitens, weil man die Sache immer an abgeschlossenen Orten verhandle, wo es den Beisitzern an vollständiger Sicherheit und Freiheit fehle, ihre Meinung zu äußern; Drittens, weil es sich dabei von der Ehre des Französischen Königs handle, ohne daß man ihn berufen habe, selbst oder durch einen Stellvertreter zu erscheinen; endlich,

weil man weder den Gang der Klage noch die Klage-Artikel bestimmt habe, und dies einfache Frauenbild eines rechtlichen Beistandes ermangle, um über so hochwichtige Gegenstände vor Gericht zu antworten. Unter diesen Verhältnissen weigerte er sich entschieden, dem Fortgange der Verhandlung beizuwohnen, worüber höchlichst erzürnt der Bischof von Beauvais zu Johann Beaupère und andern Mitgliedern der Gerichtsversammlung eilte, sprechend:

„Da ist der Lohier, der uns schöne Zwischenreden für unsern Prozeß einlegen will! Er will unser ganzes Verfahren als schlecht und ungültig verwerfen, und wenn es nach ihm ginge, müßte man von vorn wieder anfangen. Man sieht wohl, auf welcher Seite er hinkt. Aber bei Sanct Johann, wir wollen uns nicht daran kehren, sondern unsern Prozeß fortführen, wie er angefangen ist.“ —

Lohier äußerte in der Kirche zu Unsrer Lieben Frauen in Rouen gegen den Notarius Wilhelm Manchon, man verfahre wider die Jungfrau mit gehässiger Absicht, und deshalb werde er vonhinnenziehn, ohne sich weiter mit der Sache zu befassen. Er ging darauf nach Rom,

und ist dort als Decanus des geistlichen Rathes, La Rota genannt, verstorben. Ein minder sanfter und ehrenvoller Tod schien ihm von Seiten der damaligen Gewalthaber zu Rouen bestimmt gewesen zu sein, wenn er nicht bei guter Zeit die Stadt verlassen hätte. Man drohete, nach Aussage eines Beisitzers im Gerichte, den erst mit so vieler Ehrerbietung Berufenen, dann unerwartet widerspänstig Befundenen zu ersäufen. —

Die Grausamkeit gegen Johanna steigerte sich zur Gottlosigkeit, indem man ihr allen kirchlichen Trost versagte, dessen ihre fromme Seele doch so sehr gewohnt und bedürftig war. Sehnsuchtsvoll nach einer Tröstung dieser Art, und ermuthigt durch die Milde, womit ein geistlicher Gerichtsbedienter, Namens Massieu, sie behandelte, fragte sie ihn einst, ob nicht auf dem Wege zum Tribunal sich eine heilige Stätte finde, durch des HErrn Frohnleichnam geweiht. Massieu zeigte ihr die Schloßkapelle von Rouen, an welcher ihr Gang sie nahe vorüber führte, und vergönnte der mit Thränen darum Bittenden, niederzuknieen, und ihr Gebet zu verrichten. Sie that es voll der rührendsten Andacht.

Doch darüber hatte Massieu die furchtbarsten Drohungen des Promotors d'Estivet auszustehen. Als er sich nicht dadurch schrecken ließ, drängte der feindliche Promotor sich einst zwischen die Kapelle und die Jungfrau, um ihr den Trost der heiligen Nähe zu versichern. Johanna trug es in Geduld, und fragte nur ihren mitleidigen Führer, ob dorten auch gewiß die Monstranz aufgestellt sei, aus dem Bewußtsein einer solchen Nähe Erquickung schöpfend. — Aber der ergrimmte Bischof von Beauvais verbot dem Massieu ausdrücklich, seiner Gefangnen auch nur das mindeste Weilen vor der Kapelle zu gestatten. —

Bei der vierten Gerichtsversammlung hatte die Anzahl der Beisitzer sich um Acht vermindert, so daß sie nur noch Zwei und Funfzig betrug, und auch unter diesen wohnten Mehrere dem Verfahren nur aus Furcht vor den Drohungen des Bischofes und der Engländer bei.

Nach dem gewöhnlichen auch diesmal vergeblichen Dringen auf unbedingte Eideslästerung überließ der Bischof die Leitung des Verhörs wiederum dem Minister Beaupère, welcher mit Fortsehungen über das leibliche Befinden und

Fasten oder Nichtfasten der Jungfrau im schon früher angedeutetem Sinne anhub. Dann fragte er: „Habt ihr die Stimme, welche Euch besucht, am vorigen Sonnabend in diesem Saale vernommen, während man Euch verhörte?" —

Johanna erwiederte zuerst: „Das geht Euren Prozeß nichts an." — Doch bald sich eines Andern besinnend, — war es doch fast, als empfinge sie in eben diesem Augenblick eine berathende Ermahnung, — setzte sie hinzu: „ja, ich habe sie damals vernommen." —

Was aber die Stimme zu ihr gesprochen, hüllte sie wieder in Dunkel, sich nur auf allgemeine Ermuthigungen beziehend, und erklärend, was überhaupt ihr in Bezug auf den König von Frankreich offenbart werde, könne sie hier nimmermehr aussprechen. Als nach vielem Hin- und Herfragen voll schier endloser Wiederholungen, sie Beaupère abermal befragte, woher sie denn wisse, daß eben jene zwei heiligen Frauen es seien, die zu ihr gesprochen hätten, erwiederte Johanna mit emporwallender Ungeduld: „ich hab' Euch oft genug gesagt, das es die heilige Katharine und die heilige Margaretha sind. Glaubt mir's wenn Ihr wollt." — Dann ging es an

die Gründe, warum sie Mannskleider angelegt habe, und man drang sehr deshalb in sie; wie wir denn schon früher bemerkten, daß man vorzüglich diesen Umstand als einen entscheidend verdammlichen wider sie zu benutzen hoffte. Sie aber ließ sich auf keine andre Vertheidigungsgründe ein, als, eben so habe ihr es Gott befohlen, und deshalb müsse es auch gut und recht sein; überhaupt habe sie nie etwas ohne Gottes Willen und Gebot unternommen. — Weiter in der Verhandlung wollte man wissen, wie es mit dem Schwerdte sei, welches man in der Katharinenkirche zu Fierbois für sie ausgegraben hatte. Sie erzählte den Hergang wie wir ihn kennen. Nun wollte man aber wohl gern eine Hexenkunst, welche sie an dieser Waffe geübt habe, ermitteln, und es ergaben sich folgende Fragen und Antworten:

„Welchen Seegen ließet ihr über dies Schwerdt sprechen? oder sprachet Ihr ihn wohl selbst?" —

„Nie habe ich einen solchen Seegen gesprochen oder sprechen lassen; auch verstehe ich mich auf dergleichen nicht. — Ich hatte dies Schwerdt sehr lieb, weil es in der Kirche der

mir sehr lieben heiligen Katharina gefunden war." —

„Seid Ihr zu Coulanges-les-Vigneuses gewesen?" —

„Ich weiß nicht." —

„Habt Ihr bisweilen Euer Schwerdt auf den Altar gelegt?" —

„Nicht, daß ich wüßte. Wenigstens habe ich es nicht in der Absicht gethan, es dadurch glückbringender zu machen." —

„Habt Ihr niemals gebetet, daß diese Waffe glückbringend sei?" —

„Schöne Frage! Wohl hätte ich gewünscht, daß all meine Waffen mir Glück brächten."—

Dann erforschte man genau die Gestaltung ihrer Fahne, und sie erwiederte auf die dabei vorkommende Frage, ob Fahne oder Schwerdt ihr lieber gewesen sei: „weit lieber, wohl vierzigmal lieber war mir die Fahne, als das Schwerdt." — Zugleich erklärte sie, schon deshalb habe sie die Fahne gern geführt, um nicht zum Todtschlag veranlaßt zu werden, und nimmer auch habe sie einen Menschen getödet. Da fragte sie ein Beisitzer, ob sie sich nie an Orten befunden habe, wo Engländer erschlagen worden

seien. Und sie erwiederte: „bei Gott, an solchen Orten war ich, und wohl auch Ihr. Ereifert Euch nicht darüber. Warum zogen sie nicht aus Frankreich fort und heim in ihr Land?" — Darauf sagte ein vornehmer Engländischer Ritter, der zufällig anwesend war, ganz bewegt: „wahrhaftig, das ist ein gutes Weib. Wenn sie nur eine Engländerin wäre!" — Schade, daß ihm darin Johanna nicht gefällig sein konnte. Sonst hätte er sie vielleicht in seinen Schutz genommen. —

Noch befragte man die Jungfrau, ob sie nicht ihren Soldaten eingebildet habe, sie könne Pfeile, Bolzen und Gestein mit der Hand auffangen. „Wahrhaftig nein!" — erwiederte sie. „Im Gegentheil wurden mehr denn hundert meiner Kriegsleute bei dem ersten Sturm, in welchem ich sie führte, verwundet. Mir selbst auch traf ja bald nachher ein Pfeil den Hals." —

Während Massieu die Gefangne von dieser Untersuchung wieder zurückgeleitete, begegnete ihnen ein Engländischer Priester, Sänger in der Kapelle des Königs, und fragte ihn mit roher Misachtung der bedroheten Jungfrau ganz

lant: „nun, was denkst du zu ihren Antworten? Wird sie brennen? Oder was wird sonst daraus?" — Massieu entgegnete voll unerschrockner Milde: „bisher habe ich nichts Andres, als Gutes und Ehrenwerthes an ihr bemerkt, und sie scheint mir ein gutes Frauenzimmer. Was aber das Ende sein wird, weiß ich nicht." —

Jener gehässige Mensch eilte, die Antwort des guten Massieu an schlimme Statt zu bringen, weshalb diesen der Graf von Warwick und der Bischof von Beauvais schalten und bedrohten. Vielleicht mochte er es nur der Verwendung des Notarius Manchon verdanken, daß ihm nicht Schlimmeres widerfuhr. —

Bei der fünften Gerichtsversammlung hatten sich die Beisitzer wieder auf Neun und Funfzig gemehrt. Das über Massieu hereingebrochne Schrecken konnte wohl die Gemüther wieder zum Eifer für die Sache des fremden Königs und seiner Gewalthaber spornen.

Nach dem gewöhnlichen Eingang über Schwören oder Nichtschwören befragte man die Jungfrau, wen sie für den ächten Pabst halte. „Giebt es deren Zwei?" fragte sie ganz er-

staunt. Nun berief man sich auf ihren früher mitgetheilten Brief an den Grafen von Armagnak, worin sie sich angemaßt habe, in jener hochwichtigen Frage zu entscheiden.

Sie aber erklärte das ihr vorgehaltene Aktenstück für verfälscht, und erinnerte noch dabei, wie sie in der Eile des Aufbruches und der Gefahr des bedroheten Boten nur schnell ihre Antwort dem Schreiber habe in die Feder sagen müssen. Was sie selbst betreffe, so glaube sie stet und fest, wie damals, so jetzt, an den Pabst, welcher zu Rom residire. Befragt, warum denn ihr Brief an Graf Armagnak anders laute, erwiederte sie:

„Die Antwort, die ich ihm sandte, betraf einen viel andern Gegenstand, als die Angelegenheit der drei Päbste. Und über diesen letzteren Punkt — ich betheure es eidlich — habe ich nie ein Wort geschrieben noch schreiben lassen.“ —

„Habt Ihr“ — fragte der Richter fürder — „Eure Briefe mit dem Namen Jhesus Maria und einem Kreuze bezeichnet?“ —

Sie erwiederte:

„Bisweilen that ich es; dann wieder auch

nicht. Manchmal schrieb ich auch nur ein Kreuz darüber, als Zeichen für meine Waffengenossen, sie sollten für dasmal mein Gebot nicht befolgen." —

Die Stelle ist dunkel, und scheint nur auf Briefe deuten zu können, die man absichtlich in der Gegner Hand zu spielen gedacht habe, um diese zu irrigen Bewegungen zu verlocken. Das wäre keine schöne Kriegslist gewesen, mindestens gewiß nicht in dem sonstigen Geiste Johanna's. Widerstrebend zeichnet die Hand des deutschen Bearbeiters jene Worte auf. Doch Wahrheit ist nun einmal sein Panier, und er folgt ihm ergeben nach. Zudem kennen wir ja unsre Heldin zwar als gottbegeistert, aber nicht als frei von jeder Umdüsterung, und sie abgöttisch, als ein durch und durch reines Wesen zur Anbetung aufzustellen, kann am wenigsten die Absicht des gegenwärtigen Schreibers sein.

Um so unbefangneren Sinnes dürfen wir uns an der Klarheit erquicken, mit welcher Johanna alle verfälschten Stellen ihrer Briefe aus dem ächten Ganzen hervorhob, und damit ihr feindliches Tribunal zum Schweigen, wenigstens zum augenblicklichen Verstummen zwang.

Als man aber nun endlich wegen ihrer gegen England erlassenen Drohungen wieder mit erneuertem Ungestüm, und fragend und immer nochmals fragend, gegen sie andrang, fühlte sich die Gefangene auf's Neue von prophetischem Geiste beflügelt, und sprach feierlich vor der Versammlung Folgendes aus:

„Ehe sieben Jahre vergehen, werden die Engländer ein weit größeres Pfand hinterlassen, als sie es vor Orleans thaten, und werden all ihr Besitzthum in Frankreich verlieren."

„Sie werden den größten Verlust erleiden, den sie jemals in Frankreich erlitten, und zwar durch einen großen Sieg, welchen Gott den Franzosen bescheren wird." —

Laßt uns prüfend einen Blick in die damalige Zukunft senden, die nun schon längst für uns zur historisch begründeten Vergangenheit geworden ist.

Sechs Jahre nach jener Weissagung Johanna's, am 13. April 1436, eroberten der Connetable Richemond und Graf Dunois Paris zurück. Fürwahr ein weit größeres Pfand für den Sieg der Lilienbanner, als der Entsatz von Orleans es zu bieten vermocht hatte. — Im

Jahre 1450 erfolgte die Schlacht bei Formigny, welche den Franzosen die Normandie wieder vollständig unterwarf; im Jahre 1452 erlag in der Schlacht bei Castillon der große Talbot, mit seinem Todesblute den Boden der den Engländern nun vollständig abgerungenen Guyenne tränkend. —

Die Fragen im für dasmal weitergeführten Verhör bieten ein seltsames Gemisch von Gehässigkeit und Aberglauben dar, ja oft von unglaublicher Albernheit, wogegen das Mägdlein in der gewohnten stillen Klarheit und Einfachheit ihrer Antworten beharrte. Als man sie fragte, ob die Erscheinungen Ringe an sich trügen, und ob sie selbst nicht etwa Ringe besitze, — ohne Zweifel wieder ging das auf magisches Geträum hinaus, — erwiederte Johanna unbefangen, sich zu dem Bischof von Beauvais wendend:

„Ihr habt ja einen Ring, der mir gehört. Gebt ihn mir zurück. Die Burgunder haben mir auch noch einen andern abgenommen. Habt Ihr den, so zeiget ihn mir.“ —

Befragt, woher sie diese Ringe habe, erwiederte sie: von ihren Aeltern und von ihrem

Bruder, und ermahnte den Bischof, den Ring, welchen er besitze, der Kirche zu weihn. Da man bei diesen einfachen Kleinodien noch immer etwas Unheimliches zu wittern schien, versicherte sie, nimmer habe sie Jemanden durch die Kraft ihrer Ringe von Krankheiten geheilt.

Nun ging es wieder eine Zeitlang in der gewohnten Plackerei des Fragens weiter, ohne daß Johanna irgend in die ihr gestellten Netze sich verstricken ließ.

Plötzlich fragte man sie:

„Was habt Ihr mit Eurer Mandragora *) angefangen?" — Sie erwiederte: „ich habe keine solche, und hatte dergleichen auch nie. Wohl hörte ich, es gäbe so ein Ding in der Nähe meines Dorfes, aber ich erfuhr nichts Weitres davon. Man sagte mir auch, es sei damit eine schlimme und schwer zu hütende Sache. — Geld soll es bringen, aber ich glaube nicht daran. Meine Stimmen haben mir nie etwas darüber verkündet." —

*) Mandragora ist eine Zauberwurzel, von welcher der Aberglaube in mannigfach phantastischer Weise träumt.

Dann ging es wieder auf seltsame Fragen über Erscheinungen los. Unter Andrem, ob Sanct-Michael Haupthaare trage. „Weshalb sollte man sie ihm wohl abgeschnitten haben?" fragte ganz einfach Johanna. Doch gestand sie gleich darauf ganz von selbst, sie habe darauf nicht sonderlich geachtet: überhaupt habe sie eben ihn nur selten erblicket.

Streng und stark blieb sie dabei, nichts vor dem Tribunal auszusagen, was irgend des Königs Angelegenheiten oder seine geheiligte Person betreffe.

Endlich befragte man sie, ob sie über dem Haupt ihres Königs eine Krone erblickt habe, als sie ihm ihre Sendung offenbarte. Sie erwiederte: „darauf kann ich sonder Treubruch nichts offenbaren." —

Bei diesem Umstand und bei ähnlichen war es, als hemme die Ahnung eines höhern Waltens den Mund der Inquisitoren. Ja noch mehr: sie fanden sich in den Bilderkreis der Jungfrau wie hereinbeschworen, und so entstand bei den Aussagen ein wunderbares Gemisch von Wirklichkeit und Traumwelt, wie wir denn überhaupt schon öfters bemerken mußten, daß Ver-

hörer und Verhörte oft in gar verschiedenem Sinne mitsammen zu verhandeln pflegten.

So fragte der Inquisitor auch nach der Königskrone, mit welcher König Karl zu Rheims gekrönt worden sei.

Johanna dagegen redete mehr von einer unsichtbaren Krone, und mochte dabei an den Sieg denken, welchen Karl vor Paris hätte erringen mögen, wenn er mehr Ausdauer gezeigt hätte. Niemand überhaupt vermag Weissagungen gegen Berechnungen abzuwägen. —

Ja, der Gedanke belebt, und die gottbegeisterte Kraft hebt
Schatten zum seeligen Licht! Aber im Schatten verrinnt
Jegliches irdische Licht, wenn es nie zu erfassen ein Herz ringt.
Halte das Licht in dir selbst! Ringe Dich seelig, o Herz! —

Sechstes Buch.

Fortgesetzte Verhöre. Urtheilspruch. Tod der Jungfrau. Schlußbetrachtungen.

Für die sechste Sitzung hatten sich nur vierzig Assessoren versammelt. Neun und dreißig im Ganzen waren ausgeblieben. Das wachsende Unrecht mußte doch gar furchtbarer Art sein, da es in so vielen Herzen eine die Furcht vor den Engländern und Engländischgesinnten so überwiegende Scheu erweckte. Doch war damit für die Verfolgte nichts gewonnen. Vielmehr um so rücksichtsloser und einstimmiger konnten ihre richterlichen Feinde wider sie verfahren. Einer der Schlimmsten unter ihnen, Wilhelm Erard geheißen, wohnte an diesem Tage dem Gericht zum erstenmale bei.

Wie gewöhnlich bestand zum Eingange der Verhandlung der Bischof von Beauvais auf die oftbegehrte Eidesleistung. Wie gewöhnlich weigerte sich deren standhaft Johanna. Doch wiederholte sie den schon frühergeleisteten Schwur, die Hand auf das Evangelium gelegt.

Dann hub man abermal an, sie über ihre

Erscheinungen, über ihre Hoffnung des Entkommens, und über ihre Gründe zur Anlegung und Beibehaltung männlicher Kleider auszuforschen, ohne daß dabei etwas Neues zur Sprache kam. Auf die Frage, ob sie denn eine Todsünde zu begehen glaube, wenn sie Frauenkleider anziehe, erwiederte Johanna: „ich thue besser, meinem höchsten Oberherrn, nämlich Gott, zu gehorchen und zu dienen.“

Befragt, ob die Reisigen und übrigen Kriegsleute ihre Lanzenfähnlein nach dem Banner der Jungfrau umgeformt hätten, sprach sie:

„Was kann daran liegen! — Die Edelleute behielten ihre Wappenfarben; von den andern Kriegsgenossen ließen sich einige nach ihrem Belieben dergleichen Fähnlein machen. Andre nicht.“ —

„Wurden jene öfters erneuet?“

„Ich weiß nicht. Wenn die Lanzen gebrochen waren, machte man wieder neue.“ —

„Sprachet ihr nicht damals, die Fähnlein, welche Eurem Banner glichen, brächten Glück?“

„Ich sprach: muthig und frisch auf die Engländer ein! und zog selber voran.“ —

„Besprengtet Ihr nicht die neuangefer-

tigten Fähnlein mit Weihwasser, oder ließet sie damit besprengen?"

„Daß ich nicht wüßte. Wenn es geschehen ist, geschah es nicht auf mein Gebot." —

So wollte man noch durch andre ähnliche Fragen Zauberkünste in Betreff dieser Lanzenfähnlein entdecken, ohne zu finden, was man suchte. Auch forschte man, was bei Jargeau — wo die Jungfrau so wunderbar von dem sie niederschmetternden Steinwurfe wieder erstanden war, hinten an ihrem Helm gesessen habe? Und ob es nicht etwas Rundes gewesen sei? — „Wahrhaftig, es war gar nichts da;" erwiderte Johanna. Auch über den Predigermönch Richard und der Jungfrau Bekanntschaft mit ihm, wie auch über die anmaaßliche Prophetin Katharina von La Rochelle gingen die Fragen oft kreuzend bunt hin und her. Johanna erzählte einfach und klar davon, was wir schon wissen.

Es ward vermuthet, die Jungfrau habe mit ihren Bildern Abgötterei treiben lassen. Befragt, ob sie Gemälde oder sonst Abbildungen von sich kenne, sprach sie: „zu Arras sah ich bei einem Schotten ein Bild, das mir ähnlich war, ganz in Waffen, ein Knie vor meinem

Könige gebeugt, und ihm einen Brief darbringend. Sonst habe ich kein Bild von mir gesehen oder anfertigen lassen."

Befragt, ob ihre Partheigenossen Messe, Predigt, oder sonst Gottesdienst für sie gehalten hätten, oder noch hielten, entgegnete sie:

„Ich weiß davon nichts. Wenn sie es thun, geschieht es ohne mein Gebot. Aber wenn sie für mich beten, denke ich, sie thun nicht übel daran." —

„Glauben Eure Genossen fest, Ihr seiet von Gott gesendet?" —

„Ich weiß nicht, ob sie es glauben, aber ich hoffe es zu ihren Herzen." —

„Meint Ihr, wenn sie Euch für eine Gottgesendete halten, hätten sie einen guten Glauben?" —

„Wenn sie glauben, daß mich Gott gesendet hat, irren sie daran nicht." —

Nun handelte sich's von den ihr erwiesenen Ehrenbezeugungen. Sie erzählte ohne Rückhalt, was wir schon berichtet haben; auch wie sie einigemal Kindlein über die Taufe gehalten habe, die Söhne gern nach ihrem Könige: Karl, die Töchter nach sich selbst: Johanna benennend.

Doch habe sie sich auch öfters darin ganz nach dem Willen der Mutter gefügt.

Weiter folgt ihr der Inquisitor durch alle uns bekannten Staffeln ihrer Wallfahrt, und wie listig auch dabei nach einer Spur von bösen Dingen geforscht, man darf ohne Uebertreibung sagen: begehrt wird, des Mägdleins Antworten bleiben harmlos, kraftvoll, rein; so daß jeder verläumderische Anhauch schwinden muß, wie etwa Feuerbrände machtlos von dem klaren Eis eines Gletschers niedergleiten würden.

Wir heben auf der Wiederholung der uns bekannten Bahn nur noch einzelne absonderlich bezeichnende Züge heraus.

Als man auf Johanna's Hinabspringen vom Thurm zu Beaurevoir kam, und auf ihre Aeußerungen nach jenem unglücklichen Versuche zur Flucht, lautete Frage und Antwort also:

„Sagtet Ihr nicht, daß Ihr lieber sterben wolltet, als in den Händen der Engländer sein?“ —

„Daß ich lieber meine Seele Gott zurückgeben wolle, als in den Händen der Engländer sein.“ —

„Ergrimmtet Ihr nicht, und lästertet Ihr nicht den Namen Gottes?" —

„Ich habe nie einen Heiligen oder eine Heilige verwünscht, und bin überhaupt an's Fluchen nicht gewöhnt." —

„Nach der Einnahme von Soissons, als der Hauptmann die Stadt übergeben hatte, sprachet Ihr da nicht unter Verläugnungen Gottes, Ihr würdet den Hauptmann viertheilen lassen, wenn Ihr ihn hättet?" —

„Nie hab' ich weder einen Heiligen noch eine Heilige verläugnet. Die, welche es sagen oder berichten, haben falsch gehört." —

Man beschloß hiermit die Verhandlung, und führte die Jungfrau in ihre Haft zurück. Als sie hinaus war, erklärte der Bischof von Beauvais den Beisitzern, er wolle nicht länger so viele achtbare Männer unnöthig bemühen, sondern unter Beirath einiger noch zu berufenden Doktoren und andrer in göttlichem und menschlichem Recht erfahrnen Leuten aus den Geständnissen der Angeklagten durch eine kleinere Kommission das Wesentliche ausziehen und niederschreiben lassen. Jeglicher möge bei sich das einstweilen Vernommene überlegen und be-

denken, und ihm oder einigen etwa zu ernennenden Abgeordneten über den zu fassenden Schluß Bericht abstatten. Doch dürfe Niemand der Beisitzer ohne seine, des Bischofes, ausdrückliche Vergunst bis zur Beendung des Prozesses die Stadt Rouen verlassen.

So war denn die Stimme der Unpartheilichkeit auch in ihren leisesten Anklängen erstickt, etwanige Mittheilungen nach außenhin gehemmt, und Johanna vollends vertheidigungslos in ihres grimmigsten Widersachers Hand gegeben. —

Wenige Tage nach diesem entscheidenden Schritt erschien zu Rouen der Bischof von Therouanne, Französischer Reichskanzler für den Engländischen König; — es bleibt wohl keinem Zweifel unterworfen, zu welchen Verabredungen mit dem Bischof von Beauvais. —

Sonnabends, am 10ten März, begab sich dieser sammt dem von ihm erwählten Komissarius, Johann von La Fontaine, und den Assessoren Nikolaus Midy und Gerard Feuillet in das der Jungfrau angewiesene Gemach, und begann in Gegenwart zweier Zeugen, des Advocaten Johann Fecard und des früher erwähnten Johann Massieu, ein erneuetes Verhör.

Abermal wollte er den begehrten unbedingten Eid erzwingen.*) Die Jungfrau erwiederte diesmal mit den Worten:

„Ich verspreche wahrhafte Aussage, so weit es Euren Prozeß betrifft. Je mehr aber Ihr mich zum Schwören drängen werdet, je später werd ich es Euch sagen.“ —

Nun übernahm Johann von La Fontaine auf Befehl des Bischofes das Untersucheramt, die Jungfrau vorzüglich genau über die uns bekannten Umstände ihrer Gefangennehmung bei Compiegne befragend. Dann kam er auf ihre Fahne, und wollte die Bedeutung der dort abgebildeten heiligen Gegenstände vernehmen. Johanna blieb dabei, so und nicht anders sei ihr alles durch ihre Erscheinungen geboten.

Befragt, ob sie von dem Könige Rosse und andre Gaben empfangen habe, erwiederte sie:

„Ich begehrte nie sonst etwas von meinem König, als gute Waffen, gute Rosse, und Geld zur Löhnung meiner Dienstleute.“

*) Künftighin thun wir jenes Anfforderns nicht mehr Erwähnung. Es wiederholte sich jedesmal.

„Besaßet ihr keinen Schatz?" —

„Zehn oder zwölftausend Thaler, die ich im baaren Vorrath hatte, sind wohl eben kein Schatz, sondern nur sehr wenig, wenn man damit Krieg führen soll. Meine Brüder werden das Geld jetzt aufbewahren, wie ich denke; aber es gehört meinem Könige." —

Dann kam die Untersuchung auf das Zeichen, durch welches ihr die Person des Königs kund geworden sei. Ob die Antworten der Jungfrau, wie der Verfasser der Urschrift es andeutet, als sinnreich in Allegorieen ausweichend anzunehmen seien, — etwas Aehnliches ward schon am Schlusse des vorigen Buches bemerkt, — will ich weder bestimmt bejahen noch verneinen. Auf alle Weise leuchtet eine höhere Begeisterung herein, die sonst so einfache Redeweise des Mägdleins wunderbar durchblitzend und umwandelnd. Ohne dem Urtheil des Lesers vorgreifen zu wollen, gebe ich in wörtlicher Uebersetzung, was ich finde. Johann von La Fontaine begann also zu fragen:

„Welches ist das Zeichen, das auf Euren König kam? —

„Es ist schön und ehrenwerth, und sehr

glaubhaftig; es ist gut, und das Köstlichste was es geben mag." —

„Weshalb wollt Ihr nicht das erwähnte Zeichen ebensowohl nennen und anzeigen, als Ihr selbst ein Zeichen von der Katharina von La Rochelle begehrt habt?" —

„Wäre Katharinas Zeichen eben so vor achtbaren Geistlichen und Laien offenbart worden! — Erzbischöfen und Bischöfen, namentlich dem Erzbischof von Reims, und andern Bischöfen, deren Namen ich nicht weiß; aber auch Karl von Bourbon, der Herr von la Termouille, der Herzog von Alençon und viele andre Ritter haben gesehen und vernommen, wie das Obbesagte sich kund gab, deutlich, wie ich die sehe, welche heut zu mir sprachen; — da hätt ich keine Erklärung ihres Zeichens von der besagten Katharina verlangt. Doch auf alle Weise wußte ich im Voraus durch die heilige Katharine und die heilige Margaretha, das Schaffen jener Katharine seie nichtig."

„Und dauert das obengenannte Zeichen noch fort?" —

„Schöne Frage! — Tausend Jahre wird es dauern und länger. Das Zeichen liegt in

des Königs Schatz." — „Ist es Gold, Silber, oder Edelstein? Ist es etwa eine Krone?"

„Ich werde Euch nicht mehr davon sagen. Kein Mensch mag so Köstliches ersinnen, als dieses Zeichen. Ein Zeichen aber, daran Euch genügen mag, ist, daß Gott mich aus Eurer Hand befreie, und es ist das gewisseste, welches Er Euch senden kann. — Als ich aufbrechen sollte, um zu meinem Könige zu ziehn, sagten mir meine Stimmen: „geh nur getrost! Denn wenn Du vor Deinem Könige stehst, wird er gute Zeichen empfangen, Dich aufzunehmen und Dir zu vertrauen." —

„Welche Verehrung erwieset Ihr dem Zeichen, als es auf Euren König kam? Und kam es von Gotteswegen?" —

„Ich dankte unserm Herrn, daß er mich von der Plage der Geistlichen drüben befreit hatte, welche gegen mich disputirten;*) und so kniete ich mehrmal nieder. — Ein Engel kam von Gottes und keines Andern wegen, und

*) Man gedenke der weitläuftigen Untersuchung, welche Johanna in Poitiers zu bestehen hatte, ehe man sie vor den König treten ließ.

brachte das Zeichen meinem Könige, und dafür dankte ich vielmal unserm HErrn. — Die Geistlichen drüben hörten auf, mit mir zu disputiren, als sie das erwähnte Zeichen vernahmen."

„Sahen die dortigen Geistlichen das Zeichen?" —

„Als mein König und die bei ihm waren das Zeichen gesehen hatten, und auch den Engel, der es brachte, fragte ich meinen König, ob er zufrieden sei. Und er erwiederte: Ja. Und ich schied von dannen, und ging in eine kleine Kapelle nahebei, und erfuhr seitdem, daß, als ich fort war, mehr als dreihundert Personen das Zeichen erblickt hatten. — Nun thut mir die Liebe, und lasset vom Fragen ab. Gott hat es eben vergönnen wollen, daß die meiner Genossen, welche das Zeichen sahen, es sehen durften." —

„Euer König und Ihr, neigtet Ihr Euch nicht vor dem Engel, als er das Zeichen brachte?"

„Ich allerdings. Ich kniete nieder und nahm mein Baret vom Haupte."

Damit endete für heute das Verhör. —

Das siebente Verhör fand unter gleichen Umständen statt, nur daß zwei oder drei Zeu-

gen mehr zugegen waren. Doch vermissen wir unter ihnen den wackern Massieu. Ueber die Engelserscheinung erhub sich folgende Verhandlung.

„Sprach der Engel nicht, als er das Zeichen brachte?“ —

„Ja; er sagte zum König, man solle mich anstellen, und das Land werde bald Erleichterung empfinden.“

„War der Engel, welcher das Zeichen brachte derselbe, der Euch früherhin erschien, oder war es ein Andrer?“ —

„Es ist immer nur einer, und nimmermehr trügt er mich.“ —

„Hat nicht, als Ihr gefangen wurdet, der Engel Euch getrogen in Hinsicht auf weltliches Glück?“ —

„Ich denke, weil es unserm HErrn also gefällt, ist es am besten, daß ich gefangen bin.“

„Und hat Euch der Engel nicht in Hinsicht auf Euer ewiges Heil getrogen?“ —

„Wie könnte er mich trügen und mir fehlen, da er täglich mich zu trösten kommt? — Ich vernehme diese Tröstung, und auch, daß sie von der heiligen Katharine und der heiligen

Margaretha kommt." — „Beruft Ihr sie, oder kommen sie ungerufen?" —

„Oft kommen sie ungerufen. Ehedem, wann sie nicht bald kamen, bat ich unsern Herrn, daß er mir sie schicke." —

„Habt Ihr sie wohl schon gerufen, ohne daß sie gekommen wären?" —

„Nie, wann ich ihrer bedurfte, haben sie mir gefehlt." —

„Ist Euch der heilige Dionysius erschienen?" —

„Nicht, daß ich wüßte." —

„Als Ihr unserm Herrn versprachet, Jungfrau zu bleiben, redetet Ihr da mit Ihm?"

„Es mußte wohl genügen, daß ich es denen versprach, die Er mir gesendet hatte: nämlich der heiligen Katharina und der heiligen Margaretha." —

Befragt, ob sie es für keine Sünde gehalten habe, Vater und Mutter zu verlassen, erwiederte Johanna:

„War es doch Gottes Gebot! Und hätte ich hundert Väter gehabt, und hundert Mütter, und wär ich eine Königstochter gewesen; ich wäre von hinnen gezogen." —

Auf die Frage, ob der heilige Michael und seine Engel bei ihr lange verweilt hätten, sprach sie:

„Sie kommen oft zu Christenleuten, ohne daß man sie sieht, und ich habe sie oft unter Christenleuten gesehen.“ —

„Empfinget Ihr niemals Briefe von Sanct Michael und Eueren Stimmen?“ —

„Ich habe keine Vergunst, Euch das zu sagen. Binnen hier und acht Tagen will ich gern darüber antworten, was ich wissen werde.“

„Haben Euch Eure Stimmen nicht auch Tochter Gottes, oder Tochter der Kirche, oder großherzige Tochter genannt?“

„Schon ehe die Belagrung von Orleans aufgehoben ward, und auch seitdem, wann sie täglich zu mir sprechen, haben sie mich öfters: Johanna die Jungfrau, Tochter Gottes! angeredet.“ —

„Wenn Ihr Gottes Tochter seid, warum möget ihr doch so ungern sprechen: *Pater noster?*“ —

„Ich hab' es immer gern gesprochen, und wenn ich mich dessen geweigert habe, geschah es in der Meinung, daß der Bischof von Beau-

vais meine Beichte hören solle." — Man beschloß hiermit das achte Verhör, und eröffnete das neunte gleich am selbigen Nachmittage.

Vorerst war von den Träumen ihres Vaters die Rede, welche ihn bestimmt hatten, ihr Vonhinnenziehn zu fürchten; dann wieder von ihren Mannskleidern; endlich befragte man sie, auf welche Weise sie gehofft habe, den kriegsgefangnen Herzog von Orleans zu befreien. Sie erwiederte:

„Indem ich genug Engländische gefangen hätte, um ihn auszulösen. Oder wäre mir das nicht gelungen so wär ich über Meer gezogen, ihn mit offner Gewalt in England aufzusuchen." „Hätte ich drei Jahre lang" — setzte sie auf wiederholte Fragen hinzu — „ohne Hemmung bestanden, so hätte ich ihn befreit. Der Termin dazu war kürzer, als drei Jahre, und länger, als ein Jahr. Aber ich habe dessen keine genaue Erinnerung mehr." —

Ehe man die Sitzung endete, ließ der Bischof von Beauvais den Vice-Inquisitor von Frankreich, Johann le Maistre, einführen, der bis dahin nur als Assessor in der Verhandlung erschienen war, und übergab diesem in Auftrag

des Inquisitors von Frankreich, der auf des Bischofs schriftliches Ersuchen hierin gewilligt habe, die Leitung des Prozesses, nachdem das bisherige Verfahren im Ganzen nochmals verlesen war. Johann le Maistre zeigte dagegen dem Gericht die Vollmacht des anderweit beschäftigten Inquisitors, und nahm den ihm zugefertigten Auftrag an. —

Seitdem ging zwischen dem Bischof und Johann le Maistre alles gemeinschaftlich, wobei dieser die schon durch den Prälaten erwählten Gehülfen bestätigte, zugleich aber auch Leute zu Wächtern der Jungfrau im Namen der Inquisition bestellte. Die Anzahl der Zeugen ward auf zwei vermindert, Namens Nikolas von Hubenc und Bruder Isembard de la Pierre. —

Beim Anfang des zehnten Verhöres, welches man übrigens auf bisherige Weise hielt, scheint nach Johann von La Fontaine die Jungfrau befragt zu haben. Doch redeten auch die Andern mit ein. Sie sollte erklären, welch ein Zeichen sie dem Könige für die Aechtheit ihrer Sendung gegeben habe, erwiederte aber nur mit der rührenden Frage: Dienstags, am 15. März, 1430.

„Wär' es Euch recht, wenn ich meineidig würde?" —

Da hub Johann le Maistre sein Amt mit der Frage an, ob sie der heiligen Katharina Wort und Eid gegeben habe, jenes Zeichen nicht zu entdecken.

Die Jungfrau erwiederte:

„Geschworen hab ich und verheißen, dies Zeichen nicht zu offenbaren, weil man mich zu sehr bedrängt hat, es zu sagen. Und somit, ganz nach meinem freien Willen: ich verspreche, keinem Menschen ein Weitres davon zu entdecken." —

Bei den fürder deshalb an sie gerichteten Fragen wiederholte sie im Wesentlichen das schon Frühergesprochene, wobei nur folgende Abweichungen, oder vielmehr Erläuterungen bemerklich werden:

„Auf welche Weise brachte der Engel die Krone? Und setzte er sie auf Eures Königs Haupt?" —

„Sie ward einem Erzbischof übergeben, nämlich dem von Reims, so viel ich mich erinnre) — und zwar in Gegenwart des Königs, und besagter Erzbischof empfing sie, und gab

sie dem König. Und ich selbst war gegenwärtig, und sie ward in den Königlichen Schatz gelegt." —

„An welchen Ort brachte man sie?" —

„In des Königs Kammer im Kastell zu Chinon." —

„An welchem Tag, und zu welcher Stunde?"

„Den Tag weiß ich nicht mehr, und von der Stunde nur, daß es hoch gegen Mittag war; Näheres nicht. Der Monat — so viel ich mich erinnre — war April oder März. Im nächsten April, oder im jetzigen Monat sind es zwei Jahr. Es war nach Pfingsten." —

„Sah auch Euer König das Zeichen am ersten Tage, wo Ihr es erblicktet?" —

„Ja, und er empfing es selbst." —

„Aus welchem Stoff war die besagte Krone?"

„Schöne Frage! Sie war von dem feinsten Golde, und so köstlich, daß ich ihre Kostbarkeit nicht auszusprechen vermag. Diese Krone bedeutete, er werde das Königreich Frankreich besitzen." —

„Waren Edelsteine daran?" —

„Ich hab' Euch gesagt, was ich davon weiß."

„Ergriffet Ihr die Krone, und küßtet sie?"

„Nein." —

„Kam der Engel, welcher sie brachte, von Oben, oder aus der Erde?“ —

„Er kam von Oben. Und ich weiß, daß er auf Befehl unsers HErrn gekommen ist.“

„Ging der Engel am Boden, und schritt er so weiter von der Thür her?“ —

„Als er vor den König trat, neigte er sich ihn grüßend, und sprach die Worte, die ich schon früher wegen des Zeichens erwähnt habe, und erwähnte zugleich der edlen Geduld, welche der König während der über ihn verhängten großen Trübsale bewiesen hatte. Von der Thür an ging und schritt er am Boden fort gegen den König hin.“ —

„Wie weit war es von der Thür bis zum Könige?“ —

„Wie mich dünkt, mochte es etwa eine Speereslänge sein. Und durch die Thür, von wo er eingetreten war, ging er auch wieder zurück. Als der Engel herankam, ging ich ihm zur Seite die Stufen zum königlichen Gemach hinauf. Der Engel aber trat zuerst zum König ein, und ich sprach sodann: „Sire, da ist Euer Zeichen; habet Acht.“

„An welchem Ort erschien er Euch?“ —

„Ich betete, wie damals, fast immerfort, Gott möge dem Könige das Zeichen senden, und war in meiner Behausung bei einer guten Frau, unweit des Schlosses von Chinon, als er kam. Und dann gingen wir mitsammen zum König. Und er hatte wohl noch andre Engel zu seiner Begleitung; aber nicht Jedermann konnte sie sehen. — Mir zu Liebe, und um mich von der Noth des Disputirens mancher Leute zu befreien, haben wohl — glaube ich — Einige den Engel gesehen, die ihn sonst nicht erblickt haben würden." —

„Sah denn alle Anwesende den Engel?"

„Ich meine, daß der Erzbischof von Reims, die Herren von Alençon und la Tremouille, wie auch Karl von Bourbon ihn gesehn haben. Was aber die Krone betrifft, so haben sie unterschiedliche Geistliche und Laien gesehn, welche doch den Engel nicht sahen." —

Nach einigen durchaus wunderlichen und zu nichts führenden Erkundigungen über die Dimensionen des Engels und das Aussehen seines Gefolges, fragte man, wie er von der Jungfrau geschieden sei. Und sie entgegnete:

„Er schied von mir in einer kleinen Ka-

pelle, und ich war betrübt ob seines Scheidens, und weinte sehr. Und gern wär' ich mit ihm gezogen; — ich meine nämlich: meine Seele."

Dann gingen die Frage-Artikel folgendergestalt weiter:

„Waret Ihr nach der Trennung freudig, oder in Furcht und großen Aengsten?" —

„Er verließ mich weder in Furcht noch Aengsten. Aber ich war schmerzlich bewegt über sein Abscheiden." —

„Geschah es um Eures Verdienstes willen, daß Gott seinen Engel sandte?" —

„Er kam um großer Dinge willen, und damit der König dem Zeichen vertraue, und man ablasse, mit mir zu disputiren, und lieber den guten Leuten zu Orleans Hülfe bringe. Auch um der Verdienste des Königs, und des guten Herzogs von Orleans willen geschah es." —

„Weshalb traf Euch diese Wahl und Niemanden anders?" —

„Es gefiel Gott so, eben durch ein einfältiges Mägdlein die Feinde des Königs zurückzutreiben." —

„Ist Euch gesagt worden, wo der Engel die Krone hergenommen hat?" —

„Sie ward von Gotteswegen gebracht, und keinen Goldschmidt giebt es in der Welt, der sie so schön oder so reich zu fertigen vermöchte. Wo er sie hernahm, — Da beziehe ich mich auf Gott. Mir ist weiter nicht bekannt, wo sie hergenommen ward." —

„Blühete diese Krone nicht schön, und war sie nicht anmuthigen Geruches, und warf sie nicht Strahlen?" —

„Ich erinnre mich dessen nicht; aber ich will mich darauf besinnen." — Und nach einigen Augenblicken setzte das Mägdlein hinzu:

„Sie duftet schön, und wird duften. Nur daß man sie bewahre, wie sichs geziemt!" —

„In welcher Form war sie?" —

„Nun, sie war eben in Form einer Krone."

„Hat der Engel Euch Briefe geschrieben?"

„Nein." —

„Welch Zeichen verbürgte dem König, und den Umstehenden, und Euch selbst, daß es ein Engel war?" —

„Der König glaubte es, weil die gegenwärtigen Diener der Kirche es sagten, und auch auf das Zeichen der Krone." —

„Und woher wußten die Diener der Kir-

che, daß es ein Engel sei?" —

„Durch ihre Wissenschaft, und weil sie Geistliche waren." —

Darauf — so meldet das Protokoll — befragte man sie wegen eines im Concubinat lebenden Priesters, und einer verlornen Schaale. „Von alledem" — erwiederte sie — „weiß ich nichts, und habe nie davon reden gehört."

Man ließ auch sogleich, die wohl nur auf irgend ein dunkles Gerücht hingeworfene Frage wieder fallen, und forschte, ob Johanna zu dem Sturm auf Paris und andern misglückten Unternehmungen durch ihre Stimmen getrieben worden sei, worauf sie entgegnete, sie habe dabei sich nur dem Rath und Begehr der Hauptleute und Ritter gefügt, wie das denn überhaupt öfters geschehen sei, nachdem sie zu Melun die Offenbarung ihrer bevorstehenden Kriegsgefangenschaft vernommen habe. —

„War es wohlgethan am Tage der Geburt unsrer lieben Frauen, also an einem Festtage, zum Sturm auf Paris anzurücken?" —

„Es ist wohlgethan, die Feste unsrer lieben Frauen zu halten, und zwar von Anfang bis zu

Ende, wie ich es in meinem Gewissen dafür halte." —

„Riefet Ihr nicht vor Paris: „ergebet die Stadt in Jesu Namen?" —

„Nein. Aber ich rief: ergebt sie dem König von Frankreich!" —

Man beschloß hiermit das Verhör.

Die nächste Sitzung ward mit Vereidigung des Peter Taquel oder Tasquel eröffnet, welchen der Vice-Inquisitor als Notarius und Schreiber für diese Angelegenheit von Seiten der Inquisition ernannt hatte. Dann wiederholte Johanna auf Befragen den Hergang ihres verzweifelten Sprunges vom Schloßthurm zu Beaurevoir und dessen Folgen, wie wir es schon früher gelesen haben. Nur geht noch ausdrücklich aus ihren Antworten hervor, sie habe dabei an keinen Selbstmord gedacht, sondern nur an's Entrinnen aus der Gewalt der Engländer, und an die Errettung der guten Stadt Compiegne.

Auf die Frage, ob sie sich dem angefangnen und fortzuführenden Rechtsgange willig unterwerfe, antwortete sie:

„Keinem Andren unterwerfe ich mich, als Gott und einer gewissenhaften Beichte." —

„Zögern bisweilen Eure Stimmen, Euch zu antworten?“ —

„Die heilige Katharina antwortet mir jedesmal. Aber bisweilen entgeht mir das Verständniß vor der Störung andrer Leute und dem Gelärm meiner Wächter. Wenn ich aber zur heiligen Katharina rufe, so rufen sie und die heilige Margaretha zu unsrem HErrn, und geben mir alsdann Antwort auf Befehl unsers HErrn.“ —

Nach Wiederholung einiger sonst schon gehörten Fragen und Antworten äußerte Johanna:

„Drei Dinge sind es, die ich von meinen Stimmen begehre: Eines ist meine Entlassung; das Andre, daß Gott den Franzosen beistehe, und ihrer im Gehorsam beharrenden Städte wohl hüte; das Dritte ist mein Seelenheil.“ —

Dann trat sie mit der billigen und rechtlichen Bitte hervor, falls man sie nach Paris schaffen wolle, — es muß wohl damals die Rede davon gewesen sein, — ihr eine Abschrift des Verhörs einzuhändigen, hinzufügend:

— „damit ich es Denen zu Paris zeigen, und sagen könne: sehet, wie man mich zu Rouen befragt hat, und meine Antworten darauf! —

und damit man mich nicht fürder mit so vielen Fragen abmühe." —

Sie scheint gar keinen Bescheid auf dies Gesuch erhalten zu haben.

Man befragte sie über ihre frühere Warnung an den Bischof von Beauvais, — er wird für diesmal nicht im Protokoll als anwesend aufgeführt, — und was für eine Gefahr ihn, oder wohl auch die übrigen Richter, eigentlich bedrohe.

Sie sprach:

„Dies war und ist es, was ich zu dem ehrwürdigen Herrn von Beauvais sagte: Ihr nennet Euch meinen Richter; ich weiß nicht, ob Ihr es seid; aber hütet Euch wohl, nicht schlimm zu richten, denn Ihr würdet Euch in große Gefahr bringen. Und ich benachrichtige Euch davon, auf daß, falls unser HErr Euch züchtigt, ich meine Pflicht gethan habe, Euch zu warnen." —

„Was giebt es denn eigentlich für eine Bedrohlichkeit oder Gefahr?" —

Wir finden Johanna's Antwort nicht aufgezeichnet. Möglich, daß solche, als den Herren misfällig, aus dem Protokoll weggelassen ward.

Möglich aber auch, daß die begeisterte Jungfrau ihre furchtsam trotzenden und klügelnden Richter in der That keiner weitern Erläuterung gewürdigt hat. —

Dann aber sprach sie die höchst denkwürdigen Worte:

„Die heilige Katharina hat mir Hülfe verheißen, und ich weiß nicht, soll ich aus dem Gefängniß befreit werden, oder mag sich, während ich vor Gericht stehe, irgend eine Unruhe erheben, wodurch ich meine Freiheit gewönne. Ich denke, es wird wohl auf die eine oder andre Weise geschehn. Ueberdem sagen meine Stimmen, ich werde frei werden durch einen großen Sieg. — Dann wieder sagen mir meine Stimmen: „nimm Alles freudig an; gräme Dich nicht über Dein Martyrthum. Du wirst dennoch endlich daraus hervorgehen in das Reich des Paradieses." — Und das sagen mir meine Stimmen einfach und klar, sonder allem Zweifel. Und Martyrthum nenne ich die Mühsal und Widerwärtigkeit, die ich in der Gefangenschaft erleide, nicht wissend, ob ich deren vielleicht noch mehr erleiden soll. Aber ich übergebe das Alles unsrem HErrn." —

Unverkennbar weht der Hauch der Weissagung durch diese einfachen Worte! Der Weissagung, die im geheimnißreichen Halbdunkel die Seele des Menschen berührt, und sie stimmt und vorbereitet auf irgend etwas Großes, ohne doch den natürlichen Neigungen, Wünschen und Kräften Gewalt anzuthun. Daher kann die Seele so oder anders auslegen, was ihr gezeigt wird; aber wenn sie geläuterter Art ist, fehlt es ihr gewiß nicht an heimlicher Mahnung, wo sie Etwas dabei zu leicht oder zu schwer nimmt. Und minder noch alsdann wird es ihr an dem ächtesten Goldsiegel eines beseeligten Wesens fehlen, an der unbedingten Ergebung in den göttlichen Liebeswillen des ewigen Vaters. — Ja: Gott schickt warmes Wetter, wenn das Lamm geschoren ist. Und auch in Johanna's fürderen Leiden und ihrem herben Tode, selbst wo die Schwachheit der Menschennatur sie mit unbesiegbarem Grauen erfüllte, werden wir fortdauernd die Hand spüren, welche sie durch das Dunkel der gräßlichsten Verfolgungsnacht emporgeleitet hat an das ewige Licht. —

Aber die schlimmen Richter der Geprüften hielten sich als Werkzeuge des Zornes und des

Hasses fest und starr, und suchten in jenen heiter ernsten Ahnungen nur nach Spuren des Abscheulichsten, und nach Gelegenheit zu höslich verstrickenden Forschungen. Folgendermaßen ging Frage und Antwort weiter:

„Seit Eure Stimmen Euch gesagt haben, Ihr würdet endlich in's Reich des Paradieses gelangen, — haltet Ihr Euch da des ewigen Heiles gewiß, und seid Ihr überzeugt, nicht in die Hölle verdammt zu werden?" —

„Ich glaube festiglich, was meine Stimmen mir verkündet haben, nämlich, daß ich seelig werde, und zwar so festiglich, als wär ich schon dort." —

Diese Antwort ist von großem Gewicht. Auch halte ich sie für einen großen Schatz.

„Meint Ihr, daß Ihr seit dieser Offenbarung niemals in eine Todsünde fallen könntet?

„Das weiß ich nicht. Aber ich verlasse mich deshalb gänzlich auf unsern HErrn." —

Damit ward die Untersuchung abgebrochen, am Nachmittage jedoch gleich wieder fortgesetzt. Es muß eine Lücke im Protokoll stattfinden, denn dies beginnt, statt mit einer richterlichen Frage, mit einer verstümmelten Antwort der

Beklagten, sich auf ihre Zuversicht zur Seeligkeit beziehend, dafern sie das dem HErrn geleistete Gelübd, ihre Jungfräulichkeit an Leib und Seele zu bewahren, erfülle. —

Befragt alsdann, warum sie das Beichten für nöthig erachte, weil sie ja doch ihre Seeligkeit durch die Offenbarung der Stimmen schon gesichert glaube, erwiederte sie:

„Ich weiß nicht, ob ich zum Tode gesündigt habe. Doch wär' ich auch in einer Todsünde, so denke ich, die heilige Katharina und die heilige Margaretha würden mir alsbald heraushelfen. Und was die Antwort auf den letzteren Artikel betrifft, so meine ich, daß man sein Gewissen nie allzuviel reinigen kann." —

„Habt Ihr nicht, seit Ihr Euch in diesem Gefängniß befindet, Gott verläugnet oder verwünscht?" —

„Nein. Wenn ich bisweilen sprach: „gesegn' es Gott!" oder „in Sanct Johannes!" oder „in unsre liebe Frau!" mögen mich vielleicht diejenigen, welche Euch Schlimmes berichteten, misverstanden haben." —

„Einen Kriegsmann auf Lösegeld fangen, und ihn dann in der Kriegsgefangenschaft tód-

ten lassen, — ist das keine Todsünde?" —

„Das hab' ich nie gethan." —

Man warf ihr nun die Hinrichtung des früher erwähnten Franquet von Arras vor, worauf sie erklärte, er habe sich selbst für einen Mörder, Spitzbuben und Verräther bekannt. Vierzehn Tage habe sein Prozeß vor dem Amtmann von Senlis und dem Gericht von Lagny gewährt. Sie sei anfänglich Willens gewesen, ihn gegen einen edlen Kriegsgefangnen auszuwechseln, und erst, als sie dessen Tod erfahren, dem rechtlichen Verfahren gegen Franquet freien Lauf gelassen.

Befragt, ob sie dem, welcher den Franquet fing, eine Geldsumme gezahlt habe, oder solche auszahlen lassen, erwiederte sie:

„Ich bin weder Münzwardein noch Schatzmeister von Frankreich, so daß ich vermöchte, Geldsummen auszuzahlen." —

Befragt, ob sie es nicht für Todsünde halte, Paris am Festtage bestürmt, dem Bischof von Senlis sein Pferd genommen, und sich vom Thurm zu Beaurevoir hinabgestürzt zu haben, entgegnete sie, für den Sturm befürchte sie nicht, sich in Todsünde zu befinden; hätte sie ihn aber

auch angeordnet, so würde das nur für Gott und ihren Beichtiger gehören. Ueber das Pferd des Bischofs von Senlis berichtete sie, was wir schon wissen, und wie die ganze Sache gar nicht ihr, sondern des Herrn von la Tremouille Werk sei. Der Sprung vom Thurme sei übelgethan, aber nicht in selbstmörderischer Absicht, und sie habe deshalb vor Gott gebeichtet, und Gott habe ihr verziehn.

Befragt über ihre männliche Kleidung, erwiederte sie:

„Da ich diese Tracht auf Befehl unsers HErrn führe, und in seinem Dienst, so denke ich nichts Uebles damit zu thun. Wenn es Ihm aber gefällt, mir ein Andres zu gebieten, will ich sie sogleich von mir werfen.“ —

Donnerst. Morg. am 15ten März, 1430.

Abermal wohnte dem nächsten Verhör der Bischof von Beauvais nicht bei, und Johann von La Fontaine scheint an seiner Stelle präsidirt zu haben.

Man drang in die Angeklagte, sich unbedingt, falls sie Etwas wider den Glauben verbrochen habe, dem Urtheilspruch der Kirche zu unterwerfen. Leider haben wir nur allzureichliche Gelegenheit gefunden, zu bemerken, was

man bei dieser Verhandlung unter dem heiligen Ausdruck: „Kirche" verstand. —

Johanna erwiederte:

„Mögen Geistliche meine Antworten untersuchen und beurtheilen, und thue man mir darauf kund, wo sich darin Etwas wider den Christlichen Glauben befinde; ich werde dann, vermöge meiner Berathung, schon zu zeigen wissen, daß es dennoch dazu gehört. Und Alles werde ich aussagen, was ich durch meine Berathung vernehme. Fände sich aber auf irgend eine Weise dennoch Etwas darin, welches dem Christlichen Glauben widerspräche, den unser HErr geboten hat, so würde ich es nicht länger behaupten, sondern mich sehr betrüben, gegen das Höchste angerungen zu haben." —

Man versuchte nun von Gerichtswegen der Angeklagten den Unterschied auseinanderzusetzen, zwischen dem, was man sieghafte Kirche (*Ecclesia triumphans*) oder streitende Kirche (*Ecclesia militans*) zu benennen pflegt. Jedem unterrichteten Christen wird bekannt sein, daß man unter dieser den Zustand der Kirche auf Erden, unter jener den Zustand der Kirche im Himmel zu verstehen pflegt. Ohne Zweifel

auch hat Johanna das schnell und klar erfaßt. Weil aber dennoch aus der Disputation durch eine listige Wendung hervorgehn konnte, sie müsse sich dem willkürlich über sie bestellten Tribunal einiger Geistlichen und Juristen fügen, scheint sie sich auf keine bestimmte Antwort eingelassen zu haben. An dieser Stelle ergiebt sich eine Unordnung. Es ist beinah, als hätten die anwesenden Geistlichen sich selbst miteinander über ihre Definitionen nicht recht einigen können. Später finden wir abermal die Jungfrau über ihre Entrinnungsversuche befragt, und heben folgende bedeutendere Fragen und Antworten an's Licht.

„Habt Ihr Vergunst von Eurn Stimmen, aus Eurem Gefängniß zu gehn, sobald es Euch gefällt?" —

„Ich habe mehrmal darum gebeten, aber sie noch nicht erhalten." —

„Würdet Ihr jetzt von hinnen gehn, wenn Ihr eine Gelegenheit dazu ersähet?" —

„Wenn ich die Thür offen sähe, würde ich davongehn. — Denn eben daraus, und wenn meine Hüter und die übrigen Engländer sich mir nicht widersetzen könnten, würde ich die Er-

laubniß unsres HErrn vermerken, und seine nahende Hülfe. Aber ohne solche Vergunst würde ich nicht von hinnengehn. — „Es sei dann," — setzte sie hinzu, — „daß ich einen Versuch zum Entkommen machte, um zu erproben, ob unser HErr damit zufrieden sei. Denn es heißt: „hilf Dir, so wird Gott Dir helfen." Und dies sage ich, damit, falls ich davonginge, man nicht sprechen könne, ich sei ohne Erlaubniß Gottes gegangen." —

„Da Ihr Messe zu hören verlangt, wäre es doch wohl schicklicher, Ihr thätet es in Frauenkleidern. Wählt also: möchtet Ihr lieber Frauenkleider anziehn und Messe hören, oder Mannskleider anbehalten, und nicht Messe hören?" —

„Bezeuget mir, daß ich Messe hören soll, wann ich Frauenkleider trage, und ich will Euch antworten." —

Es ward ihr verheißen. Da erklärte Johanna, sie habe ihrem Könige geschworen, diese Tracht nicht abzulegen. Doch solle man ihr ein langes Frauenkleid, ohne Schleppe, aber bis auf die Erde reichend, machen lassen. Das wolle sie überziehn, und darin zur Messe gehn, dann aber

im Gefängniß es wieder von sich thun, und in ihren jetzigen Kleidern bleiben.

Man beharrte aber darauf, sie solle Frauenkleider für immer tragen, oder nicht Messe hören. Sie entgegnete feierlich:

„Ich begehre zu Ehren Gottes und unsrer lieben Frauen, daß ich in dieser guten Stadt Messe hören kann.“ —

Man ging, ohne es zu beachten, wieder zu der Aufforderung über, sie solle sich der Entscheidung dessen, was man hier Kirche nannte, unbedingt unterwerfen.

Da sprach die Jungfrau:

„All mein Thun und Schaffen liegt in Gottes Hand, und auf Ihn berufe ich mich. Und vor Euch bezeuge ich, daß ich durchaus nichts wider den Christlichen Glauben reden oder thun möchte. Und wenn ich durch That oder Wort Etwas auf mich geladen hätte, wovon die Geistlichkeit entscheiden könnte, es sei denn durch unsern HErrn eingesetzten Christlichen Glauben zuwider, so wollte ich selbiges nicht vertheidigen, sondern von mir schleudern.“ —

Wiederholt zur Unterwerfung gegen die Kirche ermahnt, bat Johanna, daß man ihr den

redlichen Wilhelm Manchon — sie pflegte ihn vorzugsweise den Gelahrten zu nennen — am nächsten Sonnabend allein zusende. Dem wolle sie mit Gottes Hülfe ihren Entschluß in die Feder sagen. —

Man ließ sich nicht darauf ein, und fragte wieder nach den Erscheinungen, und welche Ehrenbezeugungen sie ihnen erweise? Ob sie ihnen Lichter oder andre Gaben in der Kirche und sonst wo geweihet habe? Dabei suchte man durch schlaue Wortstellung die Erscheinungen von dem Wesen der Engel und Heiligen selbst zu trennen, so daß man daraus nach und nach eine gegen Dämonen geübte Abgötterei hätte folgern können. Aber Johanna's einfache Antworten zerschnitten still und klar alle diese Schlangenwindungen. So unter Andrem befragt, ob sie die vor dem Bilde der heiligen Katharina angezündeten Lichte derjenigen dargebracht habe, die ihr erschienen sei, entgegnete sie:

„Ich that es zu Ehren Gottes, unsrer lieben Frauen und der heiligen Katharina, die im Himmel ist. Und ich mache keinen Unterschied zwischen der heiligen Katharina, die im Himmel ist, und der, welche sich mir offenbart." —

Auf Befragen, ob sie ihren Stimmen unbedingt gehorche, erwiederte sie:

„Aus allen Kräften erfülle ich das Gebot unsers HErrn, welches durch meine Stimmen zu mir gelangt, so viel ich davon verstehen kann. Und sie gebieten mir nichts ohne das Wohlgefallen unsres HErrn."

Befragt, ob sie nie im Kriege etwas ohne Vergunst ihrer Stimmen gethan habe, erwähnte sie der uns bekannten Fälle, wo sie dem Willen des Königs und der Kriegsobristen wider eigne höhere Ueberzeugung Folge leistete, doch ausdrücklich erklärend, das sei nicht gegen das Gebot der Stimmen geschehn. Ungehorsam habe sie sich ihnen nur damals erwiesen, als sie in Beaurevoir vom Thurme sprang. —

„Wenn der böse Feind sich in Gestalt und Anschein eines Engels hüllte, wie würdet Ihr erkennen, ob es ein guter oder ein böser Engel sei?" —

„Ich würde wohl erkennen, ob es der heilige Michael sei, oder ein Ding, das sich nur anstellte, wie er." —

„Als Ihr jüngsthin sagtet, manch Einer werde aufgehängt, weil er die Wahrheit gespro-

chen habe, — dachtet Ihr da an irgend ein von Euch begangnes Vergehn oder Verbrechen, weshalb Ihr sterben solltet oder müßtet?" —

„Nein."

Das Verhör hatte ein Ende. —

Freit. am 16ten März, und Sonnabend am 17ten März, 1430.

Der Bischof von Beauvais erschien wieder, um nicht bei den nächsten beiden Gerichtsversammlungen. Er mochte sich überzeugt halten, an Johann von La Fontaine einen würdigen Stellvertreter gefunden zu haben.

Es gab Wiederholungen der früheren Fragen und Aufforderungen. Johanna blieb bei ihren Aussagen und Erklärungen unerschütterlich fest. Noch fügte sie hinzu:

„Was die Kirche betrifft, so liebe ich sie, und möchte sie gern aus all meiner Kraft für unsern Christlichen Glauben aufrecht erhalten. Mich aber müßte man mit nichten abhalten und verhindern, zur Kirche zu gehen, oder Messe zu hören. Was die guten Werke betrifft, die ich gethan habe, und meine Sendung überhaupt, so muß ich mich deshalb auf den König des Himmels berufen, der mich an Karl, Sohn des Königs Karl von Frankreich, wel-

cher König von Frankreich sein wird, gesendet hat. Und Ihr werdet sehn, wie die Franzosen bald einen großen Erfolg gewinnen werden, welchen Gott ihnen senden wird, und zwar einen solchen, daß er beinahe das gesammte Königreich Frankreich erschüttert. Und ich sage Euch das, damit, wenn es nun geschehen sein wird, man dessen eingedenk bleibe, daß ich es gesagt habe." —

„In welchem Zeitraum?" —

„Das erwarte ich von unserm HErrn."

Wiederum wegen ihrer Unterwerfung gegen die Kirche befragt, erwiederte sie:

„Ich beziehe mich deshalb auf unsern HErrn, der mich gesendet hat, auf unsre liebe Frau, und auf alle die seeligen Heiligen, Männer und Frauen, im Paradiese. Und mir ist klar gemacht worden, das sei allzumal Eins, unser HErr und die Kirche, und daß man darüber keine Schwierigkeit machen soll. Weshalb macht man Schwierigkeiten, es für Eins zu erkennen?" —

Nun kam man wieder auf die Definition der streitenden und triumphirenden Kirche zurück. Hätte Johanna hoffen dürfen, vor ein

Christliches Concilium gestellt zu werden, so wäre sie ohne Zweifel gern bereit gewesen, ihre Sache dort ausmachen zu lassen. Aber wie wenig für sie im Ernst auf ein Concilium zu hoffen stand, werden wir bald sehen.

Man hatte ja nicht einmal die Stimme des Pabstes unmittelbar zu der Verhandlung und derer Entscheidung begehrt. Johanna konnte also für jetzt bei dem Ausdruck: „Urtheil der Kirche" nur an ein willkührlich zusammengesetztes Tribunal denken. Es mag auch sein, daß der arge l'Opseleur und andre listig angestellte Unterhändler das Mistrauen des Mägdleins noch mehr anschürten, wie es unterschiedliche Quellen berichten. Aber es hätte nach allem Vorgefallnen wohl dessen kaum bedurft. Die Antwort, welche die Jungfrau ertheilte, ist rein und klar. Sie lautete so:

„Ich bin von Gotteswegen zum König von Frankreich gekommen, und von Seiten unsrer lieben Frauen und aller Heiligen, Männer sowohl, als Frauen, des Paradieses, und von der sieghaften Kirche dort oben, und auf ihren Befehl. Und jener Kirche dort unterwerfe ich all meine guten Thaten, und Alles, was ich ge-

leistet habe, oder noch leisten soll. Darüber, ob ich mich der streitenden Kirche unterwerfen soll, werde ich für dasmal nichts mehr erwiedern."

Nochmals über die Anlegung der Frauentracht befragt, weigerte sie sich dessen. Sie möge lieber sterben, als ablegen, was unser HErr ihr anzulegen befohlen habe. Wolle man sie aber zum Richtplatz führen, so bitte sie im Voraus um anständige und lange Frauengewande für diesen Gang. Doch werde Gott auf keinen Fall sie allzuschmählich sinken lassen, und sei es auch, daß er ihr durch ein Wunder Hülfe sende. —

Man versuchte noch einige gefahrdrohende Wendungen. Unter Andrem:

„Eure Pathe, welche die Feyen gesehn hat, steht ja wohl in dem Ruf einer weisen Frau?"

„Man achtet und rühmt sie als eine gute und ehrbare Frau, nicht als eine Wahrsagerin oder Hexe." —

„Ihr habt erklärt, Ihr würdet Frauenkleider annehmen, wenn man Euch vonhinnenziehen ließe. Möchte das Gott wohlgefallen?" —

„Wenn man mich in Frauentracht entließe, würde ich gleich darauf wieder Mannskleider anlegen, und ausrichten, was mir durch unsern

HErrn geboten ist. Ich habe ja schon sonst so geantwortet. Und nimmer könnte ich einen Eid leisten, daß ich mich nicht wieder bewaffnen und Mannskleider anlegen würde, um den Willen unsers HErrn auszurichten." —

Man versuchte nun, die feimhaften Erscheinungen mit denen der Heiligen zu vermischen, wie es unverkennbar aus folgenden Fragen und Antworten hervorgeht:

„Von welchem Alter sind die heilige Katharina und Margaretha, und welche Kleider tragen sie?" —

„Darüber habt Ihr Antworten genug, soweit Ihr sie von mir haben könnt, und werd' ich Euch darüber nichts Weiteres sagen. Ich hab' Euch so gewissenhaft geantwortet, als ich es vermag." —

„Glaubtet Ihr nicht ehedem, und zwar bis zu dem heutigen Tage, die Feyen wären böse Geister?" —

„Davon wußte ich nichts." —

„Wisset ihr nicht, daß die heilige Katharina und die heilige Margaretha die Engländer hassen?" —

„Sie lieben, was unser HErr liebt, und hassen, was Gott hasset.“ —

„Hasset Gott die Engländer?“ —

„Von Liebe oder Haß Gottes gegen die Engländer, und was er an ihren Seelen thun wolle, ist mir nichts bekannt. Aber ich weiß wohl, daß man sie alle aus Frankreich treiben wird, ausgenommen die, welche todt darin liegen bleiben, und daß Gott den Franzosen gegen die Engländer Sieg bescheren wird.“ —

„War Gott für die Engländer, als es ihnen in Frankreich glücklich erging?“ —

„Ich weiß nicht, ob Gott die Franzosen haßte. Aber ich glaube, er ließ zu, daß sie um ihrer Sünden willen — falls sie sich in solchen befanden — gezüchtiget würden.“ —

„Auf welchen Schutz und welche Hülfe denkt Ihr von unsrem HErrn deshalb, weil Ihr Männerkleider traget, hoffen zu dürfen?“

„Für Kleid und andre Dinge und Alles, was ich thue, habe ich nimmer andern Lohn begehrt, als meiner Seele Seeligkeit.“ —

„Was für Waffen brachtet Ihr in Saint-Denys zum Weihegeschenk?“ —

„Einen vollständigen blanken Harnisch, wie

er für einen Wappner gehört, und ein Schwerdt, das ich vor Paris gewann." —

„Weshalb brachtet Ihr diese Waffen dar?"

„Aus Andacht; wie es auch wohl sonst bei verwundeten Wappnern Gebrauch ist. Und weil ich eben vor Paris verwundet war, brachte ich meine Waffen dem heiligen Dionysius dar, dessen Name das Feldgeschrei von Frankreich ist."

„Geschah es, damit man diese Waffen anbete?" —

„Nein." —

Es kamen noch ein Paar Fragen von schon oft berührter wunderlicher Art hinzu; Fragen, die sich eigentlich für jeden unbefangnen Sinn von selbst beantworten. Dann beschloß man die Sitzung, um sie noch selbigen Nachmittages mit einer etwas vermehrten Anzahl von Beisitzern neu zu beginnen.

Man forschte nach den auf der Fahne abgebildeten Engeln: ob sie etwa den heiligen Michael und den heiligen Gabriel bedeuten sollten? Johanna erwiederte, nein; diese Engel seien eben nur zu Ehren des abgebildeten Erlösers mit dargestellt, und überhaupt, so sei es ihr geboten worden.

Befragt, ob sie ihre Erscheinungen darum gebeten habe, in Kraft dieser Fahne allerwärts sieghaft zu bleiben, erwiederte Johanna:

„Sie sprachen zu mir, ich solle die Fahne muthig erfassen, und Gott werde mir beistehn.“

„Wer half dem Andern mehr: Ihr der Fahne, oder die Fahne Euch?“ —

„Sieg der Fahne, oder mein Sieg: es kam Alles von unsrem HErrn.“ —

„War Eure Siegeshoffnung auf Eure Fahne gestellt, oder auf Euch selbst?“ —

„Auf unsern HErrn war sie gestellt, und auf nichts Anderes sonst.“ —

„Hätte Jemand Anderes die Fahne getragen, würde ihn dabei eben so gutes Glück begleitet haben, als Euch?“ —

„Das weiß ich nicht, und überlasse es unserm HErrn.“ —

„Wenn ein Kriegsmann Eurer Parthei Euch sein Banner übergeben hätte, um es zu tragen, oder selbst auch das Königliche Banner, hättet Ihr darauf eben so gute Hoffnung gesetzt, als auf Eure, Euch von Gott zugeordnete Fahne?“ —

„Ich trug lieber die Fahne, so wie unser

HErr sie mir geboten hatte. Aber Alles in Allem unterwarf ich der Entscheidung unsers HErrn!" —

„Wozu diente das Zeichen, welches Ihr über Eure Briefe setztet: Jhesus Maria?" —

Die Gelahrten, welche meine Briefe schrieben, setzten es hin. Einige sagten auch ausausdrücklich, es gezieme mir, die beiden Worte: Jhesus Maria hinzuschreiben." —

„Ist Euch nicht offenbart worden, wenn Ihr Eure Jungfräulichkeit verlöret, würdet Ihr auch Euer Glück verlieren, und könnten Eure Stimmen nie mehr zu Euch nahen?" —

„Das ist mir nicht offenbart worden." —

„Wenn Ihr verheirathet wäret, glaubt Ihr nicht, daß da Eure Stimmen von Euch lassen würden?" —

„Ich weiß es nicht, und stelle es dem HErrn anheim." —

„Meint Ihr und glaubet Ihr festiglich, daß Euer König gut daran that, den edlen Fürsten von Burgund zu tödten oder tödten zu lassen?" —

„Das war ein großer Schade für das Königreich Frankreich. Aber was zwischen den

Beiden auch vorgegangen sei: Gott hat mich zur Hülfe des Königs von Frankreich gesendet."

„Ihr habt dem ehrwürdigen Herrn von Beauvais verheißen, ihm und seinen Beauftragten so zu antworten, wie ihr dem heiligen Vater Pabst antworten würdet. Dennoch giebt es Fragepunkte, auf die zu erwiedern Ihr Euch weigert. Würdet Ihr dem Pabst nicht deutlicher antworten, als dem Bischof von Beauvais?" —

„Ich habe so wahrhaft geantwortet, als ich es wußte. Und käme mir noch irgend Etwas in's Gedächtniß, das ich verschwiegen hätte, so würde ich es gern sagen." —

„Haltet Ihr Euch verpflichtet, vor dem Pabst, als dem Stellvertreter Gottes, alles frei heraus zu bekennen, was man Euch in Betreff des Glaubens und Eures Gewissens fragen möchte?" —

„Ich begehre, vor ihn geführt zu werden, und vor ihm dann will ich alles beantworten, was ich beantworten soll." —

Und eine solche Appellation durften Geistliche der Katholischen Kirche unbeachtet lassen!

Dieses unlauter zusammengestellte Gericht

mußte wohl durch bereits früher abgesandte Späher von den einfachsten und schuldlosesten Handlungen und Aeußerungen Johanna's, als sie sich noch in voller Freiheit befand, unterrichtet sein. Oder es hatten sich jetzt Ueberläufer angefunden, welche nachholten, was irgend im Betragen der Jungfrau dem roheren Sinne wunderlich mochte aufgefallen sein.

Denn nachdem man wegen des einen ihrer Ringe vergeblich nachgeforscht hatte, ob sich nicht Etwas daraus, wie ein Zauber-Amulet machen lassen wolle, kam die Frage:

„Warum pflegtet Ihr diesen Ring gern zu betrachten, wann Ihr auf eine Waffenthat auszogt?" —

„Aus Wohlgefallen, und zu Ehren meines Vaters und meiner Mutter. Und auch weil ich meinen Ring am Finger hatte, als ich die heilige Katharina während einer ihrer Erscheinungen berühren durfte." —

„Küßtet oder umarmtet Ihr je die heilige Katharina und die heilige Margaretha?" —

„Ich habe sie Allebeide umarmt." —

„Und dufteten sie schön?" —

„Versteht sich, daß sie lieblich dufteten." —

„Als Ihr sie umfaßtet, fühltet Ihr da nicht eine Gluth an ihnen, oder sonst Etwas?"

„Ich konnte sie ja nicht umfassen, ohne sie zu berühren und also auch zu fühlen." —

Johanna scheint gar nicht geahnet zu haben, daß man durch jene und ähnliche Fragen ihre holden Heiligen zu höllischflammenden Dämonen umzugestalten bemüht war. —

„Habt Ihr ihnen nicht Blumenkronen dargebracht?" —

„Zu ihren Ehren hab' ich dergleichen öfters ihren Bildern und Denkmalen in den Kirchen dargebracht. Daß ich sie den Erscheinenden selbst gegeben hätte, weiß ich mich nicht zu entsinnen." —

„Wenn Ihr Kränze am Feenbaum aufhinget, geschah das zu Ehren jener Erscheinungen?"

„Nein." —

„Erzeigt Ihr diesen Heiligen, wenn sie zu Euch kommen, nicht große Ehrerbietung, wie etwa durch Niederknieen oder Verneigen?" —

„Ja; so viel ich nur irgend vermag, habe ich ihnen immerdar Ehrerbietung erzeigt. Weiß ich ja doch, daß sie im Paradieses-Reiche daheim sind." —

„Wißt Ihr nichts von Leuten, die mit den Feen Umgang halten?"

„Davon habe ich nie etwas gethan oder gewußt. Doch hab' ich wohl darüber schwatzen gehört, und daß man am Donnerstage dorthin gehe. Aber ich halte das für nichtiges Gaukelwerk." —

„Ließ man nicht Eure Fahne um das Haupt Eures Königs flattern oder kreisen?" —

„Nicht, daß ich wüßte." —

„Warum trug man sie vorzugsweise vor den Fahnen andrer Hauptleute bei der Krönung in den Dom zu Reims?" —

„Sie war mit in der Gefahr gewesen: es ist wohl billig, daß sie mit bei'm Feste war."

Am 18. März 1430. Ostern nahete heran, und die Richter hielten einstweilen mit den Verhören inne, während der Bischof von Beauvais den Vice-Inquisitor sammt mehreren Beisitzern zu sich berief, mit ihnen zu überschauen, was bisher geschehen sei, und in Folge des Kanonischen Rechtes fürderhin geschehen solle.

Sonnabends, am 24. März. Nach zwei gehaltnen Sitzungen dieser Art verfügten sich beide Richter nebst dem Promotor und zehn Assessoren in das Gefängniß der Jung-

frau, um ihr die bisherigen Akten vorzulegen, und von ihr die Bestätigung derselben zu erlangen. Sie leistete einen Eid, ihren Antworten nichts Andres, als Wahrhaftes hinzuzufügen, und wußte bei der Vorlesung auch nur Eins oder das Andre zu erinnern, welches keinen wesentlichen Einfluß auf das Ganze haben konnte.

Nun erneute sie dringend ihr schon früher angebrachtes Begehr, am nächsten Sonntag die Messe zu besuchen, und flehete um Vergunst, am ersten Ostertage beichten und das Abendmahl empfangen zu dürfen. Man wollte ihr keinen andern Beichtvater zulassen, als den l'Oyseleur, und voll billiger Entrüstung beklagte sie sich über diese wahrhaft abscheuliche Gattung der Strenge. —

Da schien es, als wolle eine der Verfolgten günstige Aenderung in den Herzen der Richter aufgehen. Denn am Palmensonntage besuchte sie der Bischof nebst dem Promotor und vier Beisitzern, ihr mit Freundlichkeit vorhaltend, wie sie ja nur die Kleider ihres Geschlechtes wieder annehmen dürfe, um Zutritt bei Messe und Abendmahl, zu gewinnen. Sie möge sich deshalb mit ihren Heiligen berathen. Und auch

Am 27. März 1431.

die Uebrigen, im Ganzen die fromme Sehnsucht des Mägdleins lebend, vereinten sich zu der Ermahnung, sie möge dem Begehr des Bischofes nachgeben. Johanna entgegnete: „wenn das nur von mir abhinge, würde es bald gethan sein.“ — So lief das Gespräch im vergeblichen Hin- und Wiederreden zu Ende.

Vor allen Dingen hielt sich Johanna bei diesen Weigerungen fest an die Winke höherer Gewalten. Doch hoffte sie wohl auch gewiß, in Männertracht sicherer den häßlichen Angriffen, die man unverkennbar gegen ihre jungfräuliche Reinheit entwarf und begünstigte, zu entgehen. —

Mont. am 26. März. 1430. Am Tage nach jener Verhandlung fanden sich sechzehn Assessoren, wie auch der Vice-Inquisitor, bei dem Bischof ein. Der Promotor brachte mehr denn funfzig Artikel vor, über welche die Beklagte auf's Neue verhört werden sollte. Bis dahin habe das Inquisitionsgericht — hieß es — gegen sie verfahren; jetzt komme die Reihe an das weltliche Gericht. Wo die Angeklagte sich weigre, auf die Klage-Artikel zu antworten, solle ihr Schweigen hinfort als Bekenntniß gelten. —

In diesem Sinne erklärte man Tages darauf der vorgeführten Beklagten die Art der zukünftigen Verhandlung, und der Bischof ermahnte Johannen, mit sanften Reden, sich diesem ehrsamen Verein von gelahrten Männern anzuvertrauen, welcher nicht ihres Leibes Tod begehre, sondern vielmehr die Errettung ihrer Seele. Seie sie ja selbst nicht unterrichtet genug, um über so schwierige und bedenkliche Gegenstände abzuurtheilen. Sie möge also zwei Beisitzer wählen, um sich mit ihnen zu berathen. Denke sie aber keinen aus dieser Mitte zu wählen, so wolle er ihr gern Andre dazu vorschlagen. Dann foderte er einen Eid von ihr, die Wahrheit auszusagen. —

Johanna dankte ihm für seinen Rath und angebotnen Beistand, setzte aber hinzu, sie empfinde kein Verlangen, sich von ihrer göttlichen Berathung zu entfremden. Dann leistete sie den gefoderten Eid, aber mit ihrer gewöhnlichen Begränzung: „so weit es den Gang des Prozesses betrifft.“ —

Eine wunderbare Sinnesänderung offenbarte sich um diese Zeit in dem Benehmen des sonst der Jungfrau so feindlichen Johann von La

Fontaine. Er kam nämlich — vermuthlich am Gründonnerstag oder Charfreitag, wo man die Verhöre ausgesetzt hatte, — zu der Jungfrau, begleitet von zwei Brüdern des Predigerordens, Isambard de la Pierre und Martin l'Advenu, sie ermahnend, daß sie sich unbedingt der Kirche unterwerfe, nämlich dem Pabst und seinem Concilium, woselbst sie ehrwürdige Geistliche, auch von der Parthei ihres Königs antreffen werde. Verweigre sie diesen Schritt, so drohe ihr sehr große Gefahr. —

Am 28. u. 29sten März 1430.

Da scheint Johanna zuerst ganz deutlich gemerkt zu haben, wie schlimm es der arge l'Oyseleur mit ihr meine. Und doch empfand sie noch eine Unentschlossenheit in der mannigfach bestürmten Seele, als man sie vor Gericht beschied. Nur der Bischof von Beauvais, der Vice-Inquisitor, und neun Beisitzer waren zugegen, aber unter ihnen auch die obengenannten wohlmeinenden Mönche Isambard und Martin. Sie pflegten sich in die Nähe der Jungfrau zu setzen, und namentlich soll Isambard bisweilen mit Winken und andern Zeichen ihr über die Art ihrer Antworten warnende Auskunft ertheilt haben. Doch mag das wohl nur

Sonnabend, am 30. März.

auf einem Mistrauen der Widersacher beruhen. Mir scheint unwahrscheinlich, daß Johanna im Augenblick, wo sie zu antworten hatte, andern Winken zugänglich gewesen sei, als denen ihrer himmlischen Erscheinungen und ihres Gewissens. Die Fragen ihrer Richter sehen wohl nach Einflüsterungen und Ohrenbläsereien aus; nicht aber Johanna's Erwiederungen.

Uebrigens erwies auch Isambard an eben diesem Tage sich mit offner Rede so muthvoll, daß man ihn ohne Unbilligkeit nicht eben heimlicher Listen zeihen darf. Denn als man wiederum in Johanna drang, sich dem geistlichen Gericht zu unterwerfen, ertheilte er ihr ganz freimüthig den Rath, sie solle sich auf das Concilium von Basel berufen. „Wie ist es mit so einem allgemeinen Concilium bestellt?" fragte Johanna einfältiglich. Und als Isambard es ihr deutlich machte, und wie sich dorten ebensowohl Französischgesinnte, als Engländischgesinnte Geistliche befänden, rief Johanna freudig aus, dann wolle sie gern sich diesem Gericht und dem heiligen Vater als Vorsitzer desselben unterwerfen. — Da ward der Bischof von Beauvais gräßlich ergrimmt, und rief: „Schweigt still,

von's Teufels wegen!" — Und er warnte die Schreiber, daß keiner sich unterfange, die Berufung auf das Basler Concilium zu Papier zu bringen. Hatte doch Johanna nur allzu sehr Recht mit ihren früher schon angeführten Klageseufzern:

„Ach, Ihr schreibt alles auf, was wider mich ist, und Ihr wollet nicht aufschreiben, was für mich ist!" —

Sobald die Angeklagte abgeführt war, hatte Bruder Isambard für sein menschlich ehrsames Betragen die fürchterlichsten Drohungen der Engländer auszustehen. Man wollte ihn in die Seine werfen, wenn er so fortfahre, hieß es unter Anderm. Der Bischof, sich derweil erkundigend, wer in den vergangnen Tagen bei der Gefangnen gewesen sei, gerieth in den heftigsten Zorn, daß Johann von la Fontaine sich von seiner Parthei abwende. Dieser und Bruder Martin l'Advenu waren nicht bei'm Verhör gegenwärtig, und so ergoß sich sein ganzer Grimm gleichfalls gegen den armen Bruder Isambard. Doch versuchte er auch einige Seitenausfälle gegen den Vice-Inquisitor Johann le Maistre, welcher indeß, auf die Wichtigkeit

seines Amtes und seiner Stellung, sogar für den gegenwärtigen Prozeß gestützt, sich so wenig dadurch irren ließ, daß er vielmehr zur Entschuldigung der zwei Predigermönche auftrat, erklärend, wenn man diesen nur irgend Unangenehmes erzeige, werde er niemals wieder bei den Verhandlungen erscheinen. Das schlug die Sache nieder, welche außerdem — sagt Wilhelm Manchon — den Brüdern Isambard und Martin wohl hätte an's Leben gehn können.

Jetzt aber ermuthigen sich einige Wohlgesinnte in der Versammlung dergestalt, daß der Beschluß durchging, Bruder Isambard und Meister Johann von la Fontaine sollten noch selbigen Nachmittages zu der Gefangnen gehn, um sie zu ermahnen und zu berathen.

Sie gingen; Wilhelm Duval mit ihnen. Aber dawider hatte man schon auf andre Weise gesorgt. Am Eingange des Schlosses zu Rouen fanden sie den Grafen von Warwick, der ihnen unter heftigen Drohungen und Scheltworten den Zutritt wehrte. Da flohen Johann von la Fontaine und Duval im Schrecken von hinnen. Isambard, obzwar absonderlich gescholten und bedroht, scheint länger Stand gehalten zu

haben, doch ohne daß er sich ein Gespräch mit der Bedrängten erzwingen konnte. La Fontaine den Zorn des Bischofes von Beauvais fürchtend, flohe sogar aus der Stadt, und ist nicht wieder dahin zurückgekehrt. Freilich eine gar schwächliche Kleinheit der Gesinnung. Daß jedoch wirkliche Gefahr obwaltete für Jeden, der sich des verfolgten Mägdleins annehme, ging daraus hervor, daß ein Engländischer Ritter gezückten Schwerdtes einen Mann durch die Straßen verfolgte, weil dieser sich zu Gunsten Johanna's geäußert hatte. Glücklicherweise gelangte der Bedrohte zu einer geheiligten Freistatt, und nur durch Zureden ließ sich der Engländer bewegen, ihn dorten verschont zu lassen. —

Dem Vice-Inquisitor blieb seit jenem Tage der Zutritt zu der Gefangenen untersagt, und überhaupt Jedem, der nicht auf Befehl des Grafen von Warwick komme: es seie denn Johanna's Erzfeind, der Bischof von Beauvais; aber auch ihm trauten die Engländer forthin nicht mehr so ganz, und er eben so wenig den Engländern. —

Die Appellation an Concilium und Pabst blieb unterdrückt. Leider war bei jener Sitzung

die Zahl der Assessoren gering gewesen, und Mancher unter ihnen diente dem Bischof oder den Engländern blindgehorsamlich.

Man wußte bei alledem nicht recht, wie man es anfangen sollte, Johanna zu einer Ketzerin und Abtrünnigen zu machen. Da ward beschlossen, die aus Paris berufuen Doktoren sollten die Propositionen der Klage aus den Akten zusammenstellen, ohne Gegenwart der Beisitzer des Gerichts, damit diese nachher desto unpartheiischer ihr Richteramt ausüben könnten. Alle, auch die Wohlmeinendsten unter selbigen gingen in die Schlinge, und ließen sich — geschmeichelt von der ihnen zugestandenen Richtergewalt — durch jene Herrn das Licht und den Gesichtskreis eben zu- und abmessen, wie man es für die Erreichung des einmal vorgesetzten blutigen Zweckes am bequemsten hielt. —

Hier folgen die zwölf unter seltsamer Heimlichkeit, und mit Verwerfung jedes ehrbaren Widerspruches einiger Mitarbeiter abgefaßten Artikel im gewissenhaften Auszuge. Dabei blieb nach Sitte der Inquisition jeder weltliche Eigenname, und überhaupt jede strengere historische Andeutung weg, indem dazumal Menschen sich

anmaaßten, die Idee einer Handlung oder eines ganzen Lebens mit untrüglicher Kraft und Einsicht aus allen äußern Bedingungen und Verhältnissen loszureißen, und sie in diesem dunkelhellen Zustande andern Menschen zum entscheidenden Urtheil darzulegen: nicht nur über das äußere Leben, sondern auch über den Seelenzustand eines Mitmenschen! —

Im ersten Artikel wird gesagt, eine gewisse Frau rühme sich der Erscheinungen von Engeln und zweier heiligen Frauen, und deren Umarmungen. Sie seien ihr bei dem Feenbaum erschienen, an einem ungeweiheten Orte, wohin Manche zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit wallfahrten. Dort und anderwärts habe sie den Erscheinungen Ehrerbietung und demüthigen Gruß erwiesen.

Dann sei ihr durch jene zwei heiligen Frauen, Katharina und Margaretha der Auftrag geworden, zu einem gewissen weltlichen Fürsten zu ziehen, und ihm die Verheißungen zu bringen, er werde durch ihren Beistand ein großes zeitliches Besitzthum wiedergewinnen sammt großer weltlicher Ehre.

Die zwei Heiligen, fügte sie hinzu, hätten

es gebilligt, daß ohne des Vaters und der Mutter Bewilligung sie als siebzehnjähriges Mägdlein das älterliche Haus verlasse, um sich zu einer Menge von Wappnern zu gesellen. Tag und Nacht habe sie mit diesen zugebracht, ohne daß je, oder doch nur selten, andre Frauen sich in ihrer Nähe befanden.

Jene Heiligen sollten ihr übrigens noch viele andre Dinge aufgetragen haben, weshalb sie sich für eine Gesandte Gottes vom Himmel erkläre, wie auch von Seiten der triumphirenden Kirche, aller Heiligen, welche schon in der ewigen Seeligkeit leben.

Die theils offnen, theils verhallten Widersprüche des angeführten Artikels und der noch folgenden gegen alle uns bekannten Handlungen des Mägdleins und wider das vor Gericht selbst geführte Protokoll Punkt vor Punkt auseinandersetzen, hieße die Geduld des Lesers unnöthig ermüden, insofern er überhaupt seine Aufmerksamkeit mit gehörigem Ernst auf diese Verhandlung gewendet hat. Möchte er aber das etwa nicht, so könnten bei ihm zwanzigfache Wiederholungen und Widerlegungen eben so wenig an-

schlagen, als sie bei den Richtern der unglücklichen Johanna angeschlagen hätten.

Der zweite Artikel verbreitet sich über das dem Könige als Beglaubigung des Mägdleins ertheilte Zeichen. Wenn die Räthselhaftigkeit, welche wir hierüber in den Aussagen des Verhörs wahrnahmen, sich auch in die Berichte der Kommission verbreiten mußte, so ist das an sich weder staunens- noch tadelnswerth.

Doch mag hier eine Bemerkung Raum finden, welche sich dem Schreiber dieses Buches schon früher aufdrängte, ohne daß er damals ihre passende Einschaltung vor dem Strome der Ereignisse und Disputationen zu finden wußte. Engel ist das griechische Wort: αγγελος, im allgemeineren Sinn auch: Bote. In des Aeschylos Tragödien z. B. wird ein ganz wirklicher Bote immer unter dieser Benennung aufgeführt. Daß die Engel Boten des HErrn, der Heerschaaren und der Welten sind, wußte Johanna ohnehin aus dem göttlichen Wort. Wie nahe mochte ihr es liegen, nach mancher Besprechung mit gelahrten, ihr gewognen Geistlichen vor den Richtern den Gedanken: Botin des HErrn auch mit dem Ausdruck: Engel zu bezeichnen.

Und wie gern dagegen mochten die feindlichen Richter eine hierdurch in der Aussage oder doch im Protokoll entstandene Verwirrung benutzen! — Damit soll keinesweges geläugnet werden, daß Johanna bei ihrer ersten Erscheinung vor ihrem Könige eine sie geleitende himmlische Gestalt erblickt habe. Nur halte man im Sinne fest, wie der Doppelsinn des Wortes: Engel Eines auf das Andre beziehen ließ, und wie sehr man überhaupt bei der hier geschilderten Aufnahme des Thatbestandes Lust oder Zwang zu verwirrenden Darstellungen kund gegeben hat. —

Manches in Johanna's schon früher mitgetheilten Aussagen geht offenbar im allegorisch-weissagenden Sinn auf die Krone der rechtmäßigen Könige von Frankreich überhaupt, ohne auf den äußern Schmuck besondere Rücksicht festzuhalten. Aber wie bei allen Prophezeihungen ächter Art, spielt Eines in das Andre hinüber. Jeder Leser mag das nach seiner Weise entziffern. Auf keinen Fall ziemte es den Criminal-Richtern, sich über diese geheimnißreichen Dinge in ein reales Verfahren einzulassen. Was man nicht mit den äußern Sinnen, und eben

so wenig mit den Kräften des Verstandes zu ergreifen vermag, soll man als unbegriffen von sich fern halten, und bei einem Schaffen der vorliegenden Art nur auf solchen Grundlagen fürderbauen, zu deren Beurtheilung die erwähnten Fakultäten hinreichen.

Aber es ist eben deshalb ein nicht minder unrichtiges Verfahren von der andren Seite, wenn man der Jungfrau absichtlich ausweichende allegorische Redensarten und Verhüllungen unterschiebt.

Sie sprach einfach aus, was ihre wundersame Begeisterung ihr zugetheilt hatte, doch um kein Haarbreit darüber oder darunter, und an diesem ernstlieblichen Räthsel haben wir Alle bescheidentlich zu rathen, bis wir auch das in einer seelig offenbarten Ewigkeit als freudig Schauende vernehmen und einsehn werden. —

Der dritte Artikel beschäftigt sich mit Johanna's Visionen, wobei er böswillig ihre Betheuerung heraushebt, sie glaube daran eben so fest, als an die Offenbarung unsres ewigen Heils. Das hatte sie aber bekanntlich keineswegs leichtsinnigerweise und etwa gleich bei'm ersten Anblicke der Erscheinungen gethan, viel-

mehr sorgsam geprüft, und sich erst durch die frommen Rathschläge ihrer himmlischen Beschützer von deren wahrhaft göttlicher Sendung überzeugt. Dann war noch das Eintreffen aller vernommenen Weissagungen und Verheißungen bestätigend hinzugekommen, und so hätten die Doctoren sich nur an die Worte der heiligen Schrift: 5. Mos. 18, 21. 22. erinnern dürfen, um einzusehen, daß Johanna nach biblischer Anweisung berechtigt war, ihren Propheten vollkommen Glauben beizumessen, und selbigen die Ehrfurcht zu erweisen, welche gottgesendeten Boten geziemt.

Etwas hiervon mochte denn auch wohl in die Sinne der Doktoren mahnend eingefallen sein, denn im Vierten Artikel stützen sie sich auf die unmögliche Erfüllung der Verheißungen, welche dem Mägdlein Errettung aus ihrer Gefangenschaft zugesagt hätten, und einen herrlichen Sieg der Franzosen, durch Johanna's Mitwirkung erfochten. Von dem letztern Beisatze findet sich in diesem Sinne keine Spur in den Akten. Man zog ihn durch eine wohl nicht unwillkürliche Verwirrung aus den Aeußerungen der Jungfrau vor dem Entsatze von

Orleans hier herüber. Daß dagegen Johanna lange Zeit hindurch das Versprechen ihrer Befreiung aus aller Noth auf irdische Errettung misdeutet habe, ist sonst schon in diesen Blättern erwähnt und in das rechte Verhältniß aller prophetischen Offenbarungen, insofern sie Aeußerliches betreffen, zu der hoffenden und zagenden Menschenseele gestellt worden. Auch sahen wir, daß Johanna sich selbst ausdrücklich dahin zu bescheiden wußte, wohl könnten ihr noch weit herbere Prüfungen aufbehalten sein, und daß die Stimmen sie ausdrücklich auf ein Martyrthum vorbereiteten.

Der fünfte Artikel klagt Johanna's Hartnäckigkeit in Beibehaltung ihrer männlichen Tracht an, und wie sie lieber Messe und Abendmahl versäumt habe, als sich von diesen Kleidern trennen zu wollen. Wir wissen, wie es sich damit verhielt.

Dann geht derselbe Artikel auf die Anlegung der Männertracht und das Haarabschneiden nach Männerweise zurück, und hebt besonders hervor, daß Johanna während ihres Kriegerlebens das heilige Abendmahl in Mannskleidern empfangen habe. Wie dabei aber nie ent-

fernt von Verkleidung oder irgend einer Täuschung über ihre Person die Rede sein konnte, — das lassen die Doctoren in zweideutigem Dunkel.

Der sechste Artikel steht wegen seiner Kürze und merkwürdigen Verdrehungen ganz hier:

„Sie gesteht und bekennt außerdem, daß sie unterschiedliche Briefe schreiben ließ, über welche man die Worte: Ihesus Maria mit einem Kreuzeszeichen stellte. Bisweilen fügte sie noch ein zweites Kreuz hinzu, welches bedeutete, man solle das im Brief Gebotene nicht ausführen. In andern Briefen hat sie diktirt, sie werde Alle um's Leben bringen lassen, welche ihren Sendschreiben und Befehlen nicht gehorsamten. Sie selbst werde man an den von ihr geführten Streichen erkennen, denn sie habe das beste Recht vom HErrn des Himmels. Auch spricht sie oft, sie habe nie etwas ohne Gebot und Offenbarung Gottes unternommen.“

Das Gericht hätte wohl gut gethan, sich recht genau an die Untersuchung der letzten Aeußerung zu halten. Aber dann freilich hätte auch das allerungläubigste Tribunal das Mägdlein nie als Hexe, Ungläubige und Verführerin

der Kirche verdammen können. Höchstens hätte man durch Geltendmachung eines klügelnden Verachtens aller Gemeinschaft des Uebersinnlichen mit dem Sinnlichen die Aechtheit von Johanna's Offenbarungen verwerfen, und das Mägblein für eine abergläubige Thörin erklären mögen, *à la Voltaire* etwa! Und damit konnte zwar viel Gemeines aber durchaus nichts Verdammendes auf die Bahn kommen. Es erschien also vortheilhafter, anderweitige Aussagen der Jungfrau mit ihren Aufforderungen an die Engländer und ihren Drohungen an Ungehorsame oder an Verräther durcheinander zu mengen, und somit das Bild einer blutdürstigen Megäre heraufzubeschwören, an die Stelle eines friedebietenden Kriegesengels, der das Schwerdt in der Rechten, die Palme in der Linken schwang.

Der siebente Artikel erzählt ihr Verlassen des väterlichen Hauses, ihren Gang zu Baudricourt und das Ausrichten ihrer Botschaft an den König, Alles ohne Namen, und ohne darauf hinzudeuten, der erwähnte Fürst seie ihr angeborner oder auch nur vermeinter Herr; ohne dabei zu gedenken daß ihr Oheim sie ge-

leitet habe, daß jener töchterliche Ungehorsam der einzige ihres Lebens gewesen und sie nachher der vollen Verzeihung ihrer Eltern theilhaftig worden sei. Verworren schwimmen alle Farben durcheinander, unkenntlich wie Thalwaldungen und Gebäude in einem Nebelmeer.

Der achte Artikel enthält ihren Sprung vom Thurm zu Compiegne wider Befehl ihrer Heiligen. Aber dabei ist keine Spur zu finden daß die That ohne selbstmörderisches Vorhaben geschah. Vielmehr deutet man auf ein solches ganz geflissentlich hin, dazu ihre Aeußerung misbrauchend, sie hätte lieber sterben, als in die Hand der Engländer gerathen, und die Zerstörung von Compiegne erleben mögen. Eben so wenig ist davon die Rede, daß sie vor dem Sprunge ihre Seele Gott befahl, und nachher Schutz und Trost von den ihre Schwäche bemitleidenden Heiligen empfing.

Der neunte Artikel handelt von den Verheißungen, welche die Jungfrau empfing, sie solle das ewige Leben erben, und von ihrer Zuversicht auf die Erfüllung dieser Zusagen. Nicht aber handelt man davon, daß sie ihre Heiligen, oder vielmehr Gott durch ihre Heili-

gen nie um einen andern Gnadenlohn gebeten hatte, als um die ewige Seeligkeit; nicht davon, daß sie alle Hülfsmittel der Religion eifrig gebrauchte, oder — durch die Unmenschlichkeit ihrer Verfolger daran behindert — die heißeste Sehnsucht nach Beichte, Messe und Abendmahl kundgab; — nicht auch von ihrer ausdrücklichen Erklärung, man könne sein Gewissen niemals genug reinigen, und von der demüthig zarten Vorsichtigkeit, mit welcher sie ihres Gnadenstandes und überhaupt ihres Verhältnisses zu Gott gedachte. — Bei solchen Auslassungen und Verschiebungen hielt es denn eben nicht schwer, in ruhmredige Frechheit und sündhafte Sicherheit zu verdrehen, was kindlich gläubiges Vertrauen war: im Wesentlichen dasselbe Gefühl, welches jeden wahrhaften Christen, und sei er nie der mindesten außerordentlichen Offenbarung gewürdigt worden, mit freudiglicher Kraft für Leben und Sterben erfüllen soll. —

Was Johanna von dem Schutz aussagte, welchen Gott dem König Karl und dem Herzoge von Orleans angedeihen lasse, verfälscht der zehnte Artikel zu einer Art von abgötterischer Verehrung der zwei ungenannt bleibenden Für-

sten. Auch wird es ihr besonders angerechnet, sie habe die Burgunden nicht geliebt, da sie doch sichtlich diesen Ausdruck blos mildernd gebraucht hatte auf die ihr vorgelegte schlimme Frage, ob sie die Burgunden hasse, und offenbar dabei gar nicht die Rede von allgemeiner Christen- oder Menschenliebe war, sondern von politisch kriegerischer Partheiung.

Der elfte Artikel ist voll des Bemühens, Alles, was Johanna von ihrem Umgang mit den Heiligen aussagte, in ein gemeines Hexen- und Teufelspiel zu verdrehen, ja zu verrenken, wie man zu sprechen sich versucht fühlt, wenn man den albernsten Aberglauben heraufbeschworen sieht, um sich in jene Visionen zu mengen, und Johanna mit dem Verdacht Dämonisch unreinen Umganges zu beflecken.

Der zwölfte Artikel klagt die Jungfrau wegen ihres Ungehorsams gegen die Kirche an, ins besondre gegen die streitende Kirche, und wie sie sich nur auf Gott allein berufe, dessen Gebot, so wie es ihr offenbart sei, sie um keines blos kirchlichen Gebotes willen verletzen dürfe. Und darüber wolle und könne sie keine

Entscheidung eines sterblichen Menschen auf Erden unbedingt annehmen.

Wir sogenannt Protestantische Christen meinen hier die Sprache eines frommen Glaubensverwandten zu vernehmen, insofern die höchste Berufung zugleich auf die Aussprüche der heiligen Schrift ginge. Doch konnte natürlich Johanna durch Confession und Erziehung nicht vertraut genug mit dem Buche der Bücher sein, um es in gehöriger Kraft und Vielseitigkeit zu ihrer innern Klarheit und äußern Vertheidigung anzuwenden. Aber als getreue Katholische Christin that sie, was sie thun durfte und mußte. Sie berief sich auf die Entscheidung des Pabstes, als des göttlichen Statthalters auf Erden, und auch — sobald man ihr den Begriff gehörig klar gemacht hatte — auf ein allgemeines Christliches Concilium. Von dieser Berufung erwähnen die nun vollständig durchgegangnen zwölf Artikel keine Sylbe. Und ein solches Nichterwähnen schon allein genügt wohl, uns darüber in's Reine zu bringen, aus welchem Geist und Willen jene zwölf Artikel hervorgegangen sind.

Nachdem man durch eine sehr kleine sorg-

fältig erlesene Anzahl Geistlicher und Rechtsgelahrten mit dieser zurechtgebauten Quintessenz des gesammten Verfahrens zu Stande gekommen war, scheute man sich nicht fürder das Machwerk mit anscheinender Unpartheilichkeit vor recht viele Augen zu stellen.

Gingen die Beurtheiler nur überhaupt auf die zwölf Artikel als auf eine unbestrittne Basis ein, so war ja das Urtheil des verfolgten Mägdleins schon im Voraus so gut als gesprochen. Man zählt acht und funfzig gelahrte Männer, deren Ansicht eingefordert ward, ungerechnet noch das Domkapitel zu Rouen und die Pariser Universität.

Am 12ten April 1431.

Die bisherigen Gerichts-Assessoren, zuerst darüber befragt, versammelten sich in der Kapelle des Erzbischöflichen Sitzes zu Rouen, verstärkt durch alle dort befindlichen graduirten Theologen: sechzehn Doktoren und sechs Bacalaurien an der Zahl. Man nahm bei dieser Verhandlung die zwölf Artikel ohne weitere Nachforschung für ächt an, und urtheilte demgemäß, die von der Beklagten angeführten Erscheinungen und Offenbarungen kämen nicht aus ächter Quelle, sondern seien absichtlich erdachte Lügen, oder Gau-

kelwerke des bösen Geistes, voll antikatholischer Lehrsätze, Gotteslästerungen und liebloser Dinge. Insbesondre noch verdammte man Johanna's Anlegen und Beibehaltung männlicher Tracht.

Auf ähnliche Weise urtheilten auch noch unterschiedliche einzeln befragte Gelahrte, wobei jedoch nicht unbemerkt bleiben darf, daß Einige sich in den Schranken der Ungewißheit hielten, durch den Beisatz: „es seie denn, diese ungewöhnlichen Dinge kämen dennoch wirklich von Gott." — Zwei Aebte, Nikolas von Jumieges und Wilhelm von Cormeil, riethen, der Pariser Universität den ganzen Prozeß zur beurtheilenden Ansicht zu überschicken, nicht aber etwa die zwölf Artikel nur allein. Auch müsse man die Angeklagte öffentlich ermahnen, und sie mit jeder ihr drohenden Gefahr bekannt machen. — Raoul Saulvaige, Baccalaureus der Theologie, begehrte, daß in Rücksicht auf das schwache Geschlecht der Angeklagten man ihr die zwölf Artikel nochmals vorlese, — gutmüthigerweise setzte er voraus, es sei schon einmal geschehen, — und sie ermahne, nicht allzuviel auf ihre Erscheinungen zu bauen. Dann möge man das Ganze nebst einem erklä-

ternden Bericht an den Pabst einsenden. Doch nahm der Bischof von Beauvais dergleichen mildernde Ansichten sehr übel auf, zum Theil auch, nach seiner uns schon bekannten Weise, sogar mit Drohworten, und großentheils ließen sich die Stimmgeber, wie deren nachheriges devotes Verstummen kund giebt, dadurch einschüchtern.

Der Bischof von Coutances erklärte ohne Weiteres die Angeklagte für besessen vom Teufel, weil ihr die vom heiligen Gregorius angegebnen zwei Zeichen ächter Begeisterung — Tugend und Menschlichkeit — gänzlich abgingen, und selbst in dem Fall, daß sie ihren Irrthümern entsagen wolle, müsse man sie doch in genauer Bewachung festhalten. Uebrigens richtete er sein Urtheil nur an den Bischof von Beauvais ganz allein, ohne des verscheuchten Vice-Inquisiters Erwähnung zu thun.

Der Bischof von Bisieux wandte seine Worte noch an beide Richter zugleich. Ihm wollte keine ausnehmende Heiligkeit der Angeklagten einleuchten, weshalb er sie auch für kein außerordentlich begabtes Werkzeug Gottes anerkannte. Wenn sie sich der Kirche nicht unter-

werfe, setzte er hinzu, müsse man sie für eine Schismatikerin halten, und sie in Hinsicht des Glaubens für dringend verdächtig erklären. Das hätte aber freilich noch nicht die völlige Anklage wegen Ketzerei begründet. —

Man wollte auch das Urtheil des durch Alter und Gelahrtheit ehrwürdigen Bischofes von Avranches einholen, und fand sich genöthigt, deshalb den noch jüngst verfolgten und bedroheten Bruder Isambard de la Pierre an ihn abzusenden. Es schien, die weltlicher gesinnten und gestimmten Beisitzer des Gerichts empfanden keine absonderliche Lust zu einer Fahrt nach dem freundlich klaren Patriarchen. Dieser fragte den Bruder Isambard, um wie nach katechetischer Weise sich von dem Befrager selbst antworten zu lassen:

„Was spricht der heilige Bischof Thomas in Betreff der Unterwerfung, welche man der Kirche schuldig ist?“ —

Und Isambard, seiner Sache als ein wackrer Geistlicher gewiß, erwiederte:

„In zweifelhaften Dingen, welche den Glauben angehn, soll man sich stets an den

Pabst wenden, oder an ein allgemeines Concilium."

In seiner Zeugenaussage hierüber setzt Isambard hinzu:

„Der gute Bischof war ganz derselben Meinung, und zeigte sich höchst unzufrieden mit der Verhandlung, welche man dort geführt habe. Doch hat man seine Erklärung nicht zu den Akten genommen, solches boshaftiglicherweise unterlassend." —

In der That zeigt sich in den Heften des Criminalgerichtes über Johanna keine Spur davon.

Die Entscheidungen der Universität von Paris und des Domkapitels von Rouen blieben einstweilen noch aus. Collegialische Arbeiten halten ihren eigenthümlich langsamern, an und für sich eben deshalb nicht zu tadelnden Gang. Namentlich aber ward die Pariser Universität durch Droh- und Zwangsmittel von Seiten der Engländischen Regierung besonders in die Presse genommen, so daß die befragten Mitglieder wohl jedes einzelnen Tages froh sein mochten, welcher ihnen die träge Wahl ferner hinausschob, sich den augenblicklichen

Machthabern oder der ewigen Gerechtigkeit feindlich gegenüberzustellen. Ein in Gott freudiges Gemüth mag wohl mit einer Romanzenzeile Christian Stolbergs ausrufen:

„Wie eilig wär' die Wahl geschehn!" — aber die damaligen Mitglieder der Pariser Universität empfanden nichts von einer solchen Eil.

Die Engländer dagegen zeigten desto größere Eil, ihre gefährlichste Feindin gerichtet und vertilgt zu wissen, — so weit nun einmal auch die mächtigste Gewalt in menschlicher Ohnmacht zum Vertilgen gelangen kann! — und auf wiederholtes Andringen beschied das Gericht zu Rouen die Verfolgte inzwischen noch dreimal zum Verhör: am 18ten April, am 2ten Mai, und am 9ten Mai.

Von da an geht die Verhandlung auf eine so ausnehmend verworrene Weise fürder, daß selbst ein ausdrücklich für die Geschichte der rechtswissenschaftlichen Formen bestimmtes Werk wohl kaum mehr mit diesen Verhören Schritt zu halten vermöchte.

Es wäre jetzt viel, fast Alles darauf angekommen, der Jungfrau deutlich zu machen, was die Katholisch-Christliche Kirche in ähnlichen

Verhältnissen von einer sich göttlicher Offenbarung Rühmenden begehrt.

Meiner Urschrift folgend, stelle ich folgendes Verfahren als angenommen fest, und hoffe nicht darin zu irren, da Herr le Brun de Charmettes im Verlauf seines ganzen Werkes sich nicht nur als einen geistreichen Geschichtsforscher, sondern auch als einen seiner Confession vollkommen anhängenden und wohl darin bewanderten Christen beweist. —

Man soll übernatürliche Kundgebungen und Erscheinungen dem Bischof seiner Diöcese unterwerfen, und so fürder den Vorgesetzten dieses Bischofes in der bestimmten hierarchischen Ordnung. Diese Unterwerfung jedoch bedingt keineswegs etwa die Erklärung, man habe nicht erlebt, was man wirklich erlebt zu haben überzeugt ist, oder man habe nicht thun dürfen, was man in Verfolg einer solchen Erfahrung gethan hat, sondern es wird nöthigenfalls nur das Versprechen begehrt, in's künftige nicht ähnlichen Offenbarungen nachzugeben, falls nicht ein hinlängliches Zeichen göttlicher Bestätigung sie begleite, indem man außerdem befürchten

müsse, dergleichen seie vom bösen Geist ausgegangen.

Nach einer solchen Erläuterung wäre Johanna ohne Zweifel gern vor ein ächtes Concilium getreten, wozu sie ja ohnehin ein großes Verlangen bewies. Wie wirr dagegen mußte das Hin- und Hergerede sein, welches sie auch nur augenblicklich davon ablenken konnte. —

Und wirklich fing sie an, über diesen Gegenstand unsicher zu werden, da man ihr immer neue, und von den frühern abweichende Definitionen wegen der triumphirenden und streitenden Kirche vorbrachte. Vielleicht auch ward sie noch außerdem durch geheime, absichtlich schlimme Einflüsterungen beunruhigt. Sogar dem argen L'Oiseleur soll es wieder gelungen sein, sich in ihr Vertrauen zu heucheln. —

Unerwartet, gegen das letztre Drittheil des Aprilmondes, verfiel Johanna in ein so heftiges Erkranken, daß man ihr nahes Ende vermuthete. Das war eine gar unwillkommne Botschaft für den Kardinal von Winchester und den Grafen von Warwick. Denn ungerechnet den schlimmen Verdacht, welcher dadurch auf ihre Handlungsweise fallen konnte, vermochte

überhaupt nur eine öffentliche und möglichst förmliche Verurtheilung und Hinrichtung des Mägdleins die Sache Englands gegen das Recht des Französischen Anspruches zu fördern. Jene beiden Herren sandten sogleich nach zwei berühmten Aerzten: Wilhelm des Jardins, und Wilhelm de la Chambre, wie auch nach andern kunstreichen Meistern sonst. Graf Warwick erklärte ihnen, um nichts auf der Welt wollen möchte sein König, daß Johanna eines natürlichen Todes stürbe. „Denn" — setzt er hinzu — „der König hat sie theuer erkauft. Er will, daß sie nicht anders sterbe, als von Gerichts wegen, und meint, daß man sie verbrennen soll. Thuet also demgemäß, und verfahret mit gehöriger Sorgfalt, auf daß sie genesen mag." — Dieser ohne Zweifel mehr naiv als sentimental ausgesprochenen Gattung von Menschlichkeit zufolge ihr Amt antretend, hielten die zwei Aerzte, da sie die Kranke in heftigem Fieber fanden, einen Aderlaß für nöthig, und erstatteten darüber Bericht an den Grafen von Warwick. Er aber wollte nichts davon hören. „Hütet Euch, ihr zur Ader zu lassen," sprach er, „denn sie steckt voller List, und könnte sich um's Leben

bringen." — Doch muß er wohl endlich eingewilligt haben; das Mittel ward angewandt und vertrieb das Fieber sogleich. Da kam auch, von den Richtern abgesendet und durch den Promotor d'Estivet eingeführt, Johann Tiphaine, Meister der freien Künste und der Arzneigelahrtheit, hinzu, welcher den Puls der Kranken befühlte, und nach den Umständen ihres Uebels fragte. Sie erwiederte, der Bischof von Beauvais habe ihr einen Karpfen geschickt; sie habe davon gegessen, und meine, das sei der Grund ihres Uebels. Da fuhr der Promotor d'Estivet voll arger Heftigkeit auf sie los, und schalt sie Verläumderin, Landläuferin, und noch schlimmer, hinzusetzend: „Heringe hast Du gegessen und Andres, was Dir schlecht bekommen mag." Nicht unwahrscheinlich, daß er auf jenen früher erzählten Engländischen Sieg vor Orleans anspielte, welchen sie spottweise den Tag der Heringe nannten. Da erhub sich der Unwille der kranken Johanna wider ihre Gewohnheit heftig, und es kam zu einem so herben Streit zwischen ihr und dem Promotor, daß sie sogleich wieder von einem Fieberanfall ergriffen ward. Meister Tiphaine erforschte derweil die nähern

Umstände von den Anwesenden, und erfuhr, Johanna's Uebel habe mit einem heftigen Erbrechen begonnen. Die beiden andern Aerzte berichteten das Vorgefallne dem Grafen Warwick, welcher darauf dem Promotor verbot, die Gefangne hinfort zu beleidigen.

Die Krankheit scheint hartnäckig und bedenklich angehalten zu haben, und Johanna selbst mochte wohl ihre nahe Auflösung erwarten und erhoffen. Auf alle gerichtlichen Fragen, selbst auf das Erbieten, man wolle ihr tugendsame und gelahrte Männer zur täglichen Berathung senden, erwiederte sie nichts, nur die Sakramente der Beichte und des heiligen Mahles begehrend, und die Versicherung, daß man sie nach ihrem Hinscheiden auf geweiheten Grund begraben wolle. Aber man foderte dagegen vor Allem ihre unbedingte Ergebung an die Kirche, sie bedrohend, bei fortgesetzter Weigerung werde man sie als eine Heidin *) behandeln. Sie bestand nur auf Begräbniß in heiliger Erde, sich auf Gott berufend, daß sie eine gute Christin sei, nach allen Rechten getauft, und jetzt als

*) Sicut saracena sagt das Protokoll.

gute Christin sterbend. Da fragte sie unversehens der Bischof von Beauvais, ob sie wünsche, daß man einen feierlichen Andachtsumgang für ihre Genesung halte. Sie erwiederte mit gewohnter Einfachheit und Bescheidenheit, sie werde es gern sehn, wenn die Katholische Christenheit und Kirche für sie zu Gott beten wolle.

Vermuthlich hatte man nur erwartet, Johanna solle das Anerbieten ablehnen, so daß man sie deshalb als misgläubig an die Macht der kirchlichen Fürbitte anklagen könne. Wenigstens findet sich keine Spur, daß man nachher die Sache in's Werk gerichtet hätte.

Gegen Ende des Mai sahe ein Ritter, Namens Raymund, Herr von Macy, die Gefangne, indem er zu den Wappnern des Johann von Luxemburg, Grafen von Ligny, gehörte, und mit diesem in Gesellschaft des Grafen Warwick zu ihr eintrat, und eines vornehmen Engländischen Geistlichen, damals Bischof von Boulogne, dessen Namen die Französischen Handschriften in Graf Scaufford verstümmeln, auch in Eschnifort oder Eschamfort. Vielleicht sollte es Straffford oder Stafford heißen.

Wir hören den Berichterstatter selbst: Es hub besagter Graf von Ligny sein Gespräch mit der Johanna in folgenden Worten an:

„Johanna, ich bin hierhergekommen, um Euer Lösegeld zu ordnen, dafern Du versprechen willst, daß Ihr Euch nie wieder gegen uns bewaffnen wollt*).“ Worauf selbige erwiederte: „bei meinem Gotte, treibt Euer Gespötte mit mir, denn ich weiß wohl, daß es Euch zu solcher Verhandlung eben so am Willen fehlt, als an der Macht.“ — Und diese Worte hat sie unterschiedlichemal wiederholt. Als aber auch der Graf auf seine Rede bestand, hat sie noch hinzugesetzt: „ich weiß wohl, daß die Engländer mich zum Tode bringen werden, vermeinend, nach meinem Hinscheiden das Königreich Frankreich zu gewinnen. Aber wären ihrer auch noch Hunderttausend Goddam's **) mehr, als

*) Diese wunderliche Vermengung von Ihr und Du findet sich ausdrücklich in der Urschrift, und mochte aus dem Gegensatz des früheren, beinahe väterlichen Verhältnisses des Grafen zu Johanna in Beaurevoir mit der gegenwärtigen trübverworrenen Stellung entspringen.

**) Wie schon früher erwähnt, war Goddam ein den Franzosen gebräuchlicher Spottname für die Engländer, nach deren häufig gebrauchter Betheurung: „God dam!“

es deren jetzt giebt, so sollten sie dennoch das Königreich nicht haben." — Und über diese Worte ergrimmte der Graf von Scanffort, und hatte den Dolch schon zur Hälfte gezückt, um die Jungfrau damit zu treffen. Aber der Graf von Warwick hinderte ihn daran. —

Und der sogenannte Scanffort war, wie wir vorhin sahen, ein Geistlicher! —

Diesmal war es denn doch wohl ein Glück, daß der weltliche Arm dem geistlichen hemmend einfiel, für die Ehre Englands sowohl, als der Kirche. —

In den ersten Tagen des Mai 1431 erklärte das Domkapitel zu Rouen, dringend befragt um sein Urtheil über die Jungfrau, es wolle erst den Ausspruch der Pariser Universität abwarten, und besonders den der beiden Fakultäten der Theologie und Jurisprudenz. Sichtlich glaubte jenes Collegium nicht so recht an die Aechtheit der zwölf Artikel. Man hoffte es davon zu überzeugen, und somit seine Schritte zu spornen, wenn man in dessen Gegenwart, und überhaupt in einer Art von Oeffentlichkeit die Jungfrau nochmals verhörte, und ihr dabei vielleicht einige Aeußerungen, scheinbarer Wi-

derspänstigkeit und rascher Heftigkeit entlocken könnte. Ihr Befinden hatte sich an dem bestimmten Tage schon in sofern wieder gebessert, daß man sie vor das Gericht führen konnte, welches aus vier und sechzig namentlich aufgezeichneten Beisitzern bestand, ungezählt den Bischof von Beauvais als Oberrichter, sammt dem an des vertriebnen Johann von la Fontaine Stelle eingeführtem Doktor der Theologie, Johann von Castillon. Unterschiedliche Mitglieder des Domkapitels waren gegenwärtig, und in der Schloßhalle zu Rouen eröffnete der Bischof von Beauvais die Verhandlung mit einer Uebersicht der bis jetzt eingelaufenen Abstimmungen befragter Doktoren, und mit dem Bericht der angeblichen Unmöglichkeit, die Beklagte bis jetzt zur Unterwerfung gegen die Kirche zu bestimmen, jedoch die Hoffnung hinzufügend, es könne dergleichen durch den gegenwärtigen Verein so vieler gelahrten Männer wohl dennoch gelingen. Am 2. Mai 1431.

Castillon richtete darauf eine ausführliche Rede an die Jungfrau, deren wesentlichen Inhalt wir aus vielen frühern Verhandlungen kennen, ihr Alles, was man für sündhaft an ihrem

Benehmen erklärte, weitläuftig vorhaltend, ihr wiederum neue Difinitionen über die triumphirende und streitende Kirche mittheilend, und endlich versichernd, diese streitende Kirche sei unfehlbar in ihren Urtheilen, möge sie sich nur im Ganzen oder in getrennten Theilen aussprechen. Man könne sich ihr also unter keinem Beding widersetzen, ohne für ketzerisch oder wenigstens für schismatisch zu gelten. Darauf erfolgte die Frage, ob Johanna sich bessern und Buße thun wolle, nach dem Urtheil erfahrner und gelahrter Männer, welche darüber befragt worden seien. Johanna zeigte auf ein Document in des Bischofes Hand, das vermuthlich die zwölf Artikel enthielt, und sprach:

„Leset Euer Buch ab; dann will ich Euch antworten. Ich verlasse mich in Allen auf Gott, meinen Schöpfer, und habe ihn von ganzem Herzen lieb."

Befragt, ob sie jener allgemeinen Ermahnung nichts Näheres zu erwiedern habe, sagte sie nur:

„Ich berufe mich auf meinen Richter, den König des Himmels und der Erden."

Als man wieder auf den Gehorsam kam,

welchen sie der streitenden Kirche schuldig sei, erklärte sie Folgendes:

„Ich glaube zwar an die Kirche hieniden. Aber wegen meiner Thaten und Worte, wie schon früher gesagt, verlasse und berufe ich mich auf Gott.“

„Ich glaube zwar, daß die streitende Kirche weder irren noch fehlen kann. Aber was meine Thaten und Worte betrifft, so übertrage und beziehe ich sie gänzlich auf Gott, der mich thun hieß, was ich gethan habe.“

„Ich unterwerfe mich Gott, meinem Schöpfer, durch dessen Gebot ich Alles gethan habe, und beziehe mich auf Ihn und auf seine Person.“ —

Befragt, ob sie denn gar keinen Richter auf Erden über sich anerkenne, blieb sie bei ihrer vorigen Aussage, ohne diesmal, wie früherhin ausdrücklich den Pabst als solchen auszunehmen. Daß sie dabei aber nur eben meinte, und gewiß nicht mit unbegründetem Mistrauen, man werde ihr doch keine Berufung an den Pabst gestatten, und sich überhaupt möglichst wenig mit ihren Verfolgern einlassen wollte, erwies sich, indem sie auf die ausdrückliche Frage,

ob sie sich dem heiligen Vater unterwerfen wolle, sprach:

„Führet mich hin, und ihm will ich antworten.“ —

Castillon, der neuangestellte Richter befragte sie nun abermal über ihren Beruf und Nichtberuf, männliche Kleidung zu führen, und ob sie jetzt nicht selbige mit der Tracht ihres Geschlechtes vertauschen wolle, bis sie endlich mit auflodernder Ungeduld ausrief:

„Daraus wird nichts!“ —

Sodann fragte Castillon, ob sie wegen des ihrem Könige kundgegebenen Zeichens sich auf das Zeugniß von Ehrenmännern ihrer Parthei berufen wolle, worunter er den Erzbischof von Reims, Karl von Bourbon, La Tremouille und La Hire nannte. Sie erwiederte: „schafft mir einen Boten, und ich werde ihnen über diesen ganzen Prozeß schreiben lassen.“ —

Befragt, ob sie ihre Angelegenheit drei oder vier Geistlichen vertrauen wolle, die man von der Königlichen Parthei unter sicherm Geleit herüberzurufen gedenke, entgegnete sie: „laßt sie erst kommen. Dann werd ich antworten.“ —

Auf Weiteres wollte sie sich nicht einlassen.

Und wer mochte es ihr nach den bisherigen Erfahrungen verdenken! Leicht hätten sich wohl Schreiber und Zeugen gefunden, die im Namen jener Ehrenmänner aufgesetzt und ausgesagt hätten, was dem Bischof von Beauvais und den ausländischen Feinden der Jungfrau bequem sein mochte, obgleich Castillons Betragen keinen so häßlichen Verdacht wider ihn selbst aufkommen läßt. Wäre es aber jenen Mächtigen irgend Ernst gewesen mit einer Berathung ehrbarer Geistlichen und Laien von der gegenüberstehen- Parthei, so hätte wohl Johanna's gleich zu Anfang vorgebrachtes Gesuch um ein Collegium, aus Engländisch und Französisch gesinnten Doctoren unbedingte Gewährung gefunden, statt der unbedingten Verwerfung, oder vielmehr gänzlichen Nichtachtung, die es erfuhr.

Auf die Frage, ob sie sich der Kirche zu Poitiers unterwerfen wolle, wo man sie im Namen ihres Königs bei ihrem ersten Auftreten befragt hatte, entgegnete sie:

„Denkt Ihr mich auf diese Weise zu fangen und ganz in Eure Gewalt zu ziehn?" —

Sie hatte Grund, eine schlimme Folgerung zu scheuen. Denn erkannte sie erst irgend einen

einzelnen Theil der Kirche als unbedingte Autorität gleich der des Ganzen, gewaltig an, so konnte man ihr einwerfen, und hätte es auch ohne Zweifel gethan: „was dem Kirchsprengel zu Poitiers zusteht, nimmt auch der zu Rouens oder jeder andre beliebige sonst in Anspruch. Also stehest Du allerwärts vor der streitenden und nie irrenden Kirche, wo Du vor einer Versammlung geweiheter Geistlicher stehst. Und so wollen wir es lieber gleich hier abmachen."

Endlich bedrohte man sie noch mit gänzlicher Verlassung der Kirche, worauf alsdann das weltliche Gericht ihren Leib zum Feuertode verurtheilen werde, und ihre Seele den ewigen Flammen entgegenziehe. Doch sie entgegnete warnend:

„Ihr werdet nicht ausführen, was ihr mir drohet, ohne daß es an Seel' und Leib Euch gar übel bekomme."

Auf weitres Befragen über die Gründe ihrer Weigerung wollte sie nichts mehr antworten. Nun versuchten noch unterschiedliche Doktoren, sie mit freundlichen Worten und aber- und abermaligen Definitionen auf andre Gedanken zu bringen, so daß sie, wie ganz benommen

von dem Gewirr, Aufschub begehrte, sich darüber zu besinnen. Der Bischof von Beauvais aber drang auf augenblickliche Erklärung. Da versank Johanna wieder in ihr Schweigen und man beschloß das Verhör. —

In der Hauptsache war es Verfolgern der Jungfrau damit gelungen, insofern nehmlich dem Domkapitel von Rouen und den sonstigen Zuhörern damit imponirt und die Ansicht festergestellt war, als vorher, es finde sich bei der Angeklagten eine ausnehmende und wahrhaft sündige Hartnäckigkeit des Gemüthes vor. Hatte man sie ja doch nun oft und bestimmt Nein sprechen hören, und fest bei ihrem Sinne beharren, und mehrfach sogar die Antwort verweigern! Da fügte sich das Domkapitel zum Nachtheil der Beklagten einstweilen dem Gutachten der zwei und zwanzig Mitglieder Theologischer Fakultät, die am vorigen 12ten April im Erzbischöflichen Pallaste zu Rouen versammelt waren, und setzte noch hinzu, in Betracht fortdauernder Widersetzlichkeit des Mägdleins scheine es wohlgethan, sie für eine Ketzerin zu erklären. —

Man schien dadurch von Seiten des Ge-

Am 9ten May 1431. richts viel kühner geworden, oder vielmehr blutdürstiger, denn bei der nächsten Sitzung, im großen Schloßthurm zu Rouen gehalten, bedrohte man gleich zu Anfang die Beklagte mit der Tortur, ihr anzeigend, Henkersknechte und Instrumente seien bereit. Johanna erwiederte voll ernster Besonnenheit: „wenn etwa der Schmerz mir unrichtige Geständnisse auspreßt, werd' ich dennoch dabei bleiben, daß ihr sie mir gewaltsam entrissen habt." —

Ohne weitre Furcht setzte sie hinzu: „der Engel Gabriel ist mir am 3ten Mai erschienen, mich zu stärken. Die Stimmen meiner beiden Heiligen versicherten mich, daß er es sei. — Stets ist Gott all' meines Handelns Meister gewesen, und nie hat der Teufel eine Gewalt über mein Thun geübt. Und ob ihr mir Glied vor Glied abreißen, und meine Seele vom Leibe trennen ließet, so könnte ich Euch nichts andres sagen." —

Nach dem Bericht eines Augenzeugen waren alle Beisitzer ob der Besonnenheit und Festigkeit des Mägdleins erstaunt. Ja Johann von Castillon, ausdrücklich zur erneuten Leitung des Prozesses herbeordert, und fürwahr im

ersten Verhör sich nicht von günstigen Vorurtheilen für die Angeklagte befangen zeigend, erfuhr jetzt, was früher Johann von la Fontaine auf selbiger Stellung erfahren hatte: Umwandlung seines Herzens durch Gott zum Besten des Wesens, das er hatte verfolgen sollen, und dagegen seinerseits Verfolgung von den Feinden der Unschuld.

Als man während dieser Sitzung eine hinterlistige und ungehörige Frage an die Jungfrau stellte, sprach Johann von Castillon, darauf zu antworten, seie sie wohl nicht verpflichtet. Man kann ermessen, wie dergleichen dem Bischof und seinen Anhängern missfiel, und wie rasch bei dem tumultuarischheftigen Benehmen dieser verdammenslustigen Parthei, ein lebhafter Wortwechsel begann. Castillon aber ließ sich durchaus nicht einschüchtern, sondern erklärte dem Bischof und den Beisitzern, daß er einen Prozeß dieser Gattung als durchaus nichtig betrachte. Da hieß ihm der zornerglühende Bischof, daß er schweige und die Richter sprechen lasse. Man verbot sogar dem geistlichen Gerichtsboten, Johann Massieu, hinfort den Johann von Castillon zu den Sitzungen zu

laden, und so schied denn dieser ehrsame Rechtsgelahrte, durch muthig partheilose Anerkennung des Rechtes seinem Namen ein rühmliches Andenken sichernd, aus den Reihen dieser Versammlung.

Am 12. Mai, 1430. Die Richter wagten dennoch nicht, die Tortur gegen die Beklagte anzuwenden, und wagten das auch im nächstfolgenden Verhör nicht. Man beachtete freilich damit gegen das nur kaum von schwerer Krankheit erstandene Mägdlein eben keine bessere Menschlichkeit, als die oben vom Grafen Warwick empfohlne. Sie hätte auf der Folter sterben können, und die Engländischen Machthaber wollten sie ja doch öffentlich verurtheilt wissen. —

Milder und schöner dachte gegen die Verfolgte Herzog Philipp des Guten Schwester, die Herzogin von Bedford. Hoffend, es sei möglich, sie zu retten, wenn die Unglückliche sich zur Anlegung weiblicher Tracht bequeme, hieß sie den Schneider Hans Simon ein Frauenkleid anfertigen; und es in ihrem Namen der Jungfrau zum Geschenk bringen. Die Jungfrau, schon sonst von der Herzogin gütiger Gesinnung für sie unterrichtet, dankte für die huldreiche

Gabe, erklärte jedoch, keinen Gebrauch davon machen zu können. Der Schneider ließ sich so leicht nicht abweisen, und als er im Eifer, sein Werk der Beschenkten annehmlich zu machen, so weit ging, daß er sie berührte, empfing er von ihr einen Backenstreich und zog von hinnen. —

Einen ernstern Handel hatte indeß der Herzog von Bedford, oder vielmehr die Engländische Regierung von Frankreich mit der Pariser Universität vor. Obgleich dies Kollegium durch Abwesenheit vieler dem Könige treugefolgten Mitglieder, und Fernbleiben andrer, noch in Paris anwesender, sehr vermindert war, genoß es doch fortwährend einer großen Achtung, und es lag der Engländischen Regierung viel daran, ihr vorhabendes Benehmen durch dessen Ausspruch zu stützen. Zwar hatte die Universität sich eben nie günstig für Johanna gezeigt, wie das schon aus dem Benehmen ihrer nach Rouen gesendeten Docktoren hervorging. Aber das begehrte Gutachten blieb doch immer noch verzögert, und endlich konnte die Versammlung wohl gar auf den unbequemen Einfall kommen, die Original-Akten statt der zwölf Artikel sehen zu wollen. Der Bischof von Beauvais that durch

schmeichelnde Briefe und Schritte sein Mögliches, jene Hemmungen zu beseitigen, und es gelang ihm.

Nach zwei Berathschlagungen, am 29. April und 14. Mai 1431 gehalten, beschloß sich die Universität, dem Ausspruch ihrer Theologischen Facultät über die berüchtigten Zwölf Artikel ohne die mindeste Aktenforschung beizustimmen. Diese merkwürdige Erklärung lautete folgendergestalt:

Zum ersten Artikel:

„Diese Erscheinungen und Offenbarungen sind ersonnen, lügenhaft, auf's Verführen angerichtet und verderblich, oder sie gehe auch wohl durch abergläubischen Verkehr aus den boshaftigen und teuflischen Geistern Belial, Satan und Belzebub hervor."

Zum zweiten Artikel, in Betreff des Zeichens, welches Johanna dem Könige über die Aechtheit ihrer Sendung gab.

„Der zweite Artikel scheint nicht wahrhaft, sondern vielmehr eine anmaaßende und verführerische Lüge, verderblich, mit Absicht erdacht, und das Ansehn der Engel herabwürdigend."

Zum dritten Artikel, über Johanna's Zu-

versicht, von den genannten himmlischen Personen besucht zu werden:

„Die angegebnen Zeichen sind nicht hinlänglich. Dieses Frauenzimmer vertraut ihnen allzuleichtsinnig, und betheuert auf verwegne Weise. Außerdem ergiebt sich durch die von ihr angestellte Vergleichung, daß sie nicht rechtgläubig, sondern irrgläubig ist."

Zum vierten Artikel, betreffend die Vorhersagungen, welche Johanna vor ihren Richtern ausgesprochen haben sollte:

„Weissagerischer Aberglaube und anmaaßendes Gerede voll eitler Prahlsucht."

Zum fünften Artikel wegen der männlichen Kleidung Johanna's:

„Dieses Frauenzimmer lästert und verachtet Gott in seinen Sakramenten, verkehrt das Göttliche Gesetz, und die heilige Lehre der kirchlichen Ordnungen; sie denkt arg und irrgläubig, ist eines eitlen Hochmuthes voll, und der Abgötterei verdächtig zu achten, auch, daß sie sich und ihre Kleider dem Teufel ergeben habe, die Gewohnheiten der Heiden nachahmend."

Zum sechsten Artikel, betreffend die von der Jungfrau ausgestellten Briefe:

„Es ist ein verderbliches Frauenzimmer, trügerisch, grausam, dürstend nach Menschenblut, aufrührerisch, Anhängerin der Tyrannei und Gott lästernd in den Befehlen, welche sie erläßt, und den Offenbarungen, die sie sich zuschreibt."

Zum siebenten Artikel, über die Abreise Johanna's aus dem älterlichen Hause und ihre Ankunft bei'm K[illegible]nige:

„Dieses Frauenzimmer ist unfromm gegen Vater und Mutter, Uebertreterin des Gebotes, beide zu ehren, ärgerlich, gotteslästerlich, irrgläubig, und hat ein verwegnes und anmaaßendes Versprechen geleistet."

Zum achten Artikel, wegen ihres Sprunges vom Schlosse zu Beaurevoir:

„Was dieser Artikel enthält, ist eine an die Verzweiflung gränzende Zaghaftigkeit. Man muß es als einen Todschlag wider sich selbst betrachten. Die Betheurung, dieser Fehltritt sei ihr verziehn, ist verwegen, und giebt übrigens kund, daß dieses Frauenzimmer arg denkt über die freie Selbstbestimmung des Menschen."

Zum neunten Artikel, über Johanna's Zuversicht auf ihr ewiges Heil:

„Dies ist eine verwegne und anmaaßliche Betheurung, ein verderbliches Lügen, ein Widerspruch mit dem vorhergehenden Artikel, und sie ist argdenklich über den Glauben."

Zum zehnten Artikel, wegen des Göttlichen Schutzes, auf den Johanna für König Karl und den Herzog von Orleans vertraut:

„Dies ist eine anmaaßliche Betheurung, eine verwegne Wahrsagerei, ein Aberglaube, eine Lästerung wider die heilige Margaretha und die heilige Katharina, und eine Ueberschreitung des Grundsatzes der Nächstenliebe."

Zum elften Artikel, betreffend den Umgang Johanna's mit dem heiligen Michael, der heiligen Katharina und der heiligen Margaretha:

„Angenommen, es seien diesem Frauenzimmer die Offenbarungen und Erscheinungen, deren sie sich rühmt, wirklich zu Theil geworden, und diesem Artikel hinzufügend, was schon in Bezug auf den ersten entschieden ward, ist sie eine Abgötterin und Beschwörerin von Dämonen. Sie ist irrgläubig, sie betheuert mit

Verwegenheit und hat einen unerlaubten Eidschwur geleistet."

Zum zwölften Artikel, über die Weigerung der Jungfrau, sich der Kirche zu unterwerfen:

„Dieses Frauenzimmer ist eine Schismatikerin; sie denkt arg über die Einheit und das Ansehn der Kirche; sie ist eine Abtrünnige und Irrgläubige." —

Endlich folgt als summarische Entscheidung, wenn die Angeklagte, nach vorhergegangner öffentlicher Ermahnung und Aufforderung sich weigre, zur Einheit der Kirche zurückzukehren, und angemessene Genugthuung zu leisten, solle der dazu ermächtigte Richter sie dem weltlichen Gericht überliefern, damit sie eine dem Verbrechen angemessene Strafe empfange.

Man sieht, in ihren Schlußausdrücken wird die Pariser Universität fast eben so vorsichtig, als sie in ihren frühern Entscheidungen sich keck erwiesen hatte, ohne aber dabei ihre hochgerühmte Gelahrtheit in ein sonderlich glänzendes Licht zu stellen. Man sollte vielmehr denken, wer etwa zu sprechen vermöchte: „so ist es, denn ich versichre, daß dem so ist!" und allenfalls noch einige derbe Verwünschungen hinzu-

zufügen Lust hätte, könnte ohne alle Gelehrsamkeit ein gleich gründliches Urtheil aufschreiben oder in die Feder sagen.

Doch rühmt sich das Collegium voll wundernswerther Zuversicht in einem Briefe an den König von England, diesen Spruch erst nach vielfachen und reiflichen Erwägungen gefällt zu haben, wobei es auch dem frühern richterlichen Verfahren wider die Jungfrau große Würde und heilige und gerechte Sitte zugesteht, womit Jedermänniglich sehr zufrieden sein müsse. Auf diese Weise ist es in der That nichts weniger, als schwierig, einander lobend vor der Welt bei Ehren und Würden zu erhalten. Die Universität bittet endlich den König von England, den Rechtsgang wider Johanna möglichst zu beschleunigen, weil sonst das an derselben genommene Aergerniß im Volke noch gefährlich anwachsen könne. Am 14. Mai, 1431.

Zugleich wurden Berichte von Seiten der Universität an den Pabst und an das Collegium der Cardinäle erlassen, wie auch an Peter Cauchon, Bischof von Beauvais, ein Belobungsschreiben über seine Wachsamkeit und Thätigkeit in diesen Verhandlungen.

Am 19. Mai, 1431. Nun versammelte sich das richterliche Tribunal zu Rouen feierlich im Erzbischoflichen Pallast, und ging nach Ablesung des Pariser Universitätspruches an's Sammeln der Stimmen. Dabei offenbarte sich dennoch eine dreifache Ansicht.

Der erste — Nikolas von Venderes stand an der Spitze — entschied für augenblickliche Verurtheilung der Angeklagten und deren Auslieferung an das weltliche Gericht.

Die zweite — unter Autorität des Abtes von Fecamp — fügte sich im Wesentlichen der ersten, vorher jedoch eine erneuete Mahnung an die Beklagte erheischend, dessen Erfolg über ihr Schicksal entscheiden solle.

Für die dritte Ansicht sprach Wilhelm Boucher, vor Allem eine Vorladung der Angeklagten begehrend, wobei man sie mit den ihr zugeschobenen zwölf Artikeln oder Aussagen bekannt mache, um erst nach diesem Verhör durch eine erneuete Berathung über ihr Schicksal zu bestimmen.

Da fand der Abt von Fecamp den Ausweg, man könne der Beklagten das Oberwähnte allzumal bekannt machen, aber dennoch, falls sie

nicht nachgebe, noch in derselben Sitzung ihr Endurtheil sprechen, und so ward es angenommen.

Man beschied also die Jungfrau vor das Gericht, nach dessen Auftrag Peter Morice, Docktor der Theologie und Domkapitular zu Rouen, sie anredete. Im Tone scheltenden Vorwurfs las er ihr die zwölf Artikel her, anhebend: „Ihr habt gesagt u. s. w.,“ ohne zu fragen, ob sie denn Alles das wirklich gesagt habe, und ohne ihr Zeit für irgend einen Einwand zu gönnen. So ging es durch alle Artikel ohne Aufenthalt hintereinander fort, nur daß er jedesmal das verdammende Urtheil der Universität zwischen einschob. Wie ein unausgesetzt rollender und bedräuender Donner mochte es in die Seele des Mägdleins dringen. Dann fügte er die Mahnung hinzu, daß sie in dem vom Gericht aufgestellten Sinne sich der Kirche unterwerfe. Aber Johanna blieb unerschüttert. Als man sie endlich zum Worte ließ, bezog sie sich ganz einfach auf ihre früheren Aussagen, wobei sie verharre, noch hinzufügend: „und wär' ich auch schon verurtheilt, und sähe ich das Feuer bereit, den Scheiterhaufen lodern, und den Nachrichter fertig, mich hinein zu stür-

Am 31. Mai, 1431.

zen, doch würd' ich im Tode nicht anders reden, als ich im Verhör geredet habe." — Zum Letztenmale befragt, ob sie nichts Weiteres zu erwiedern habe, blieb sie stumm. Man entließ sie mit der Vorladung, auf morgen wieder zu erscheinen, um ihr Urtheil zu vernehmen.

Dann gab man sich an die Abfassung des richterlichen Spruches. Von der Pflicht wachsamer Hirten, die Heerde vor teuflischen Verlockungen zu bewahren, ausgehend, wiederholte man alles von der Universität und einzelnen Docktoren bisher wider Johanna ausgesprochne Feindliche; man scheute es auch nicht, die seltsam in sich widerstreitende Anklage zu wiederholen, Johanna habe Wunder und Offenbarungen ersonnen, und selbigen leichtgläubig vertrauet. Dann wird sie als verwegne, abergläubische Schicksalspäherin (*divinatrix*), als Lästerin Gottes und seiner Heiligen, und absonderlich Gottes in seinen Sakramenten, als Verdreherin des göttlichen Rechts, der kirchlichen Lehre und kirchlichen Gesetze, als irrgläubige Schismatikerin, frech verschuldet gegen Gott und die heilige Kirche, der sie die geziemende Unterwerfung weigre, um ihrer Hartnäckigkeit

und Beharrlichkeit in ketzerischen Irrthümern willen, von der Kirche ausgestoßen als ein angestecktes Glied, und der weltlichen Gerechtigkeit überlassen. Endlich schließt das Ganze, nach hergebrachter Weise an die Verurtheilte gerichtet, mit der heuchlerischen Formel:

„Wir bitten das besagte weltliche Gericht, es wolle das Urtheil wider Dich dahin ermäßigen, daß weder Tod noch Verstümmlung Deiner Glieder erfolge.“ —

Nach Abfassung des Urtheils begab sich Peter Morice in Begleitung Johannes von Castillon zu der Gefangnen. Beide redeten ihr zu, sich Allem zu unterwerfen, was die Richter von Ihr begehren würden, doch wohl ohne Zweifel im sehr verschiedenen Sinne, so wie wir die beiden Männer bereits kennen lernten. Castillon mochte durch Peter von Morice, ohne welchen er gewiß keinen Zutritt zu der Gefangnen erhalten hätte, irregeleitet sein. Man verstand es von Seiten der verfolgenden Parthei nur allzugut, auch die Wohlmeinenden in den Rath der Bosheit mit zu verstricken, und so der Unschuld aus dem Munde wahrhafter Theilnahme das ihr künstlich bereitete Gift annehm-

bar zu machen. Aber auch der tückische l'Oyseur stellte seine Netze wiederum aus. Unter Anderem hörte ihn Wilhelm Manchon sagen: „vertrauet mir, Johanna. Denn so Ihr nur selbst wollet, seid Ihr gerettet.“ Noch am Morgen des Tages, wo ihr das Urtheil verkündet ward, kam Johann Beaupere zu ihr, sie auf alles vorbereitend, was man beginnen werde, und in sie dringend, ihre ganze bisherige Handlungsweise der heiligen Mutter Kirche unbedingt zu unterwerfen. Sie sprach endlich, sie wolle es thun. —

Auf dem Kirchhofe der Abtei von Saint-Ouen in Rouen waren zwei Gerüste, einander nahe gegenüber, errichtet, wo man die Jungfrau zum Letztenmal und öffentlich durch eine Predigt zur Buße ermahnen wollte. Wilhelm Erard hatte den Auftrag dazu erhalten, und soll dies nach späterer Aussage seines Schreibers nur widerwillig und überhaubt sehr mißvergnügt mit der ganzen Verhandlung, unternommen haben. Er unternahm es aber doch, und der Eifer, womit er es ausrichtete, macht jene angeführten Aeußerungen dringend der Heuchelei verdächtig. — Er stellte sich auf ei-

nes der Gerüste ein, wohin Johanna, immer noch in Mannskleidern, von den geistlichen Gerichtsbedienten Johann Massieu und Manger le Parmentier geleitet ward. Vermuthlich befanden sich auch die Notarien Wilhelm Manchon und Bois-Guillaume mit auf demselben Gerüste, so wie Martin l'Advenu und der schlimme l'Oyseleur. Das andre Gerüst diente dem Bischof von Beauvais und dem Kardinal von Winchester zum Standpunkt. Mit ihnen waren dort noch andre vornehme Geistliche, drei und dreißig Assessoren, einige Schreiber und unterschiedliche nicht zur Sache gehörige Fremden. Zwischen beiden Gerüsten und auf dem Platze ringsumher wogte eine unzählige Menge Ritter, Geistliche, Rechtsgelehrte, Bürger und Landleute durcheinander. Auch ein Landsmann der Jungfrau, Namens Johann Morcau, befand sich gegenwärtig.

Harrend, bis man Johanna dem weltlichen Arm übergebe, hielt der Nachrichter da mit einem vierbespannten Wagen, um sie nach dem Scheiterhaufen zu führen, welcher wahrscheinlich auf dem alten Markt, wo man gewöhnlich die Hinrichtungen vornahm, — nicht also, wie

Einige wollen, auf dem Kirchhofe selbst — errichtet war.

Erard hub seine Bußpredigt gegen die Beklagte, oder vielmehr schon Verurtheilte an, zum Text die Worte des Evangeliums Johannis, Cap. 15. V. 4. wählend:

„Gleichwie der Rebe kann keine Frucht bringen von ihm selber, er bleibe denn am Weinstock!"

sehr unvollständig dabei und außer Zusammenhang den Spruch allegirend, der sonst in der That eher zu Johanna's Vertheidigung, als zu ihrer Verwerfung hätte dienen mögen. Auch hat man es nicht für gut gefunden, die Predigt in den Akten aufzubewahren. Wir wissen nur eben aus spätern Aussagen, daß der Redner sich sehr beleidigend gegen die Jungfrau vernehmen ließ, ihr vorwerfend, sie habe die Königliche Majestät verletzt, vieler Verbrechen wider Gott und den Katholischen Glauben sich schuldig gemacht, und wenn sie sich nicht gegen diese Dinge zu verwahren wisse, sei sie dem Feuer verfallen. Johanna schwieg in stiller Ergebung. Der Prediger aber rief um die Mitte seines Vortrages mit lauter Stimme:

„O edles Königshaus Frankreich, Du, welches Dich bisher bewahrt hieltest vor unheimlichen Dingen! Du, von jeher Beschützerin des Glaubens! Hast Du Dich solchergestalt betrügen lassen, einer Ketzerin anzuhängen, und einer Schismatikerin! Das ist ein großer Jammer! O Frankreich! schlimm bist Du irregeführt, Du bis hierher ein allerchristlichster Wohnsitz! Karl aber, welcher sich Deinen König und Verwalter nennet, hat sich als ein Ketzer und Schismatiker, wie er es denn wirklich ist, den Worten und Thaten eines unnützen, verrufenen, und mit aller Unehre erfüllten Frauenzimmers hingegeben. Und zwar nicht er allein, sondern auch all der ihm gehorchende und seine Herrschaft anerkennende Clerus, von woher dies Frauenzimmer untersucht und für tadelfrei erkannt worden ist, nach ihrer eignen Aussage: so vom Clerus, als vom König." —

Zwei- bis dreimal wiederholte der Prediger diese Worte. Dann wandte er sich gegen Johanna, und sprach, bedrohlich den Zeigefinger emporhebend:

„Du bist es, Johanna, an die ich jetzt meine Worte richte, Dir verkündigend, daß

Dein König ein Ketzer und ein Schismatiker ist!" —

Da redete sie ihm ein:

„Sprechet von mir, was Euch gefällt. Aber sprechet nicht also vom König. Er ist ein guter Christ." —

Der Prediger wollte fortfahren. Johanna indeß rief aus:

„Bei meiner Treu, Herr, lasset ihn in seinen Ehren. Denn ich darf es Euch wohl sagen, und es Euch zuschwören, und mein Leben dabei zum Pfande setzen: er ist der edelste Christ aller Christen, und liebt über alles die Kirche und den Glauben, und ist nicht so ein Ding, wie ihr sagt!" —

Da riefen der Prediger und der Bischof von Beauvais wie aus einem Munde, dem geistlichen Gerichtsbeamten zu: „macht daß sie schweige!" —

Jene Rede, welche eine Predigt heißen sollte, kam denn also ungestört zum Schluß, worauf Erard dem Massieu einen Zettel übergab, mit den Auftrag, ihn der Beklagten vorzulesen, während er zu dieser sprach: „Du wirst Dei-

ne Irrthümer abschwören, und dieses Blatt unterzeichnen."

Johann Massieu that, wie ihm geheißen war, und überzeugte sich dabei genau, das Blatt enthalte nicht über acht Zeilen, in welchen ausdrücklich bestimmt war, Johanna solle hinfort nicht Waffen, Mannskleider, oder männlich abgeschnittenes Haar tragen. Es blieb also gewiß nicht viel Raum für anderweitige Versicherungen oder Bestimmungen. Andre Zeugen geben den Umfang der vorgelegten Formel gleichfalls auf sechs oder sieben Zeilen an, und die Zeit, welche man zur Ablesung derselben gebraucht habe, etwa auf die, worin man ein *Pater noster* zu sprechen pflege. Die Formel hub an: Ich, Johanna u. s. w.

Man wolle diese scheinbarkleinlichen Umstände festhalten. Sie gewinnen späterhin Bedeutung.

Johanna erwiederte dem Prediger auf sein obiges Begehren, sie wisse nicht, was Abschwören sei, und erbitte sich darüber Belehrung. Erard beauftragte den Massieu dazu, welcher wohl etwas scheu zuerst bat, ihn dessen zu erlassen, auf Erards wiederholte Forderung jedoch

zu der Jungfrau sagte, — es scheint im Geheim — wenn sie sich auf einen der zwölf Artikel einlasse, werde man sie gewiß verbrennen, aber er rathe ihr, sich auf die allgemeine Kirche darüber zu berufen, ob sie die zwölf Artikel abschwören solle. Und allerdings war es das Weiseste und Wesentlichste für Johanna's Rettung, sie von diesem blutdürstigfeindlichen Gericht los, und vor irgend ein unpartheiischeres Tribunal hinzuschaffen. Sie auch rief alsbald laut: „ich berufe mich auf die allgemeine Kirche, ob ich abschwören soll oder nicht!" — „Du wirst gleich jetzt abschwören oder gleich jetzt brennen!" entgegnete der grausame Erard. Johanna dagegen wiederholte nochmals ihre früheren Versicherungen, nichts ohne Gottes Gebot gethan zu haben, und fügte noch voll zarter Sorgfalt und Treue für ihren König hinzu: „wo man aber an That oder Wort mich schuldig finden mag, erkläre ich, daß nichts davon meinem Könige oder irgend einem andern Menschen, als mir selbst, zur Last fallen kann. Was ich that, habe ich ganz aus mir selbst gethan." Dann erklärte sie, es sei ihr recht, wenn man ihre Antworten nach Rom sende, und sie un-

terwerfe sich diesem Schritt. Ja, sie sprach endlich ganz unumwunden: „ich unterwerfe mich Gott, und dem heiligen Vater Pabst!“ Aber die Richter entgegneten nun voll unglaublicher Frechheit, das genüge nicht, und der heilige Vater sei zu entfernt, um ihn dieserhalb aufzusuchen. Das Concilium, damals zu Basel versammelt, ließen sie in diesem Augenblick ganz aus dem Gesicht, und machten nur wiederholt ihr vermeintes Diöces-Recht geltend, die gesammte heilige Kirche zu repräsentiren. Dreimal ward nun eine feierliche Aufforderung in diesem Sinn an die Beklagte erlassen. — Johanna schwieg. Da hub der Bischof von Beauvais an, die Verdammungsakte zu verlesen, welche zu Hohn und Troß des so eben Gehörten und Erlebten mit den Worten anfing:

„Sintemalen Du ausdrücklich mit verstockter Seele und in bestimmter Hartnäckigkeit zu wiederholten Malen verweigert hast, Dich unsrem Herrn, dem Pabst und dem heiligen allgemeinen Concilium zu unterwerfen, u. s. w.

Die Urschrift zitirt für dasmal das Machwerk nicht weiter. Auch wird wohl nach einem solchen Eingange, welcher die wiederholte Apel-

lation der Beklagten auf das Kirchenoberhaupt schnurstracks annulirt und überrennt, eben Niemand absonderlich nach dem Ganzen begierig sein. Vermuthlich hörte man auch gleich zur Stelle wenig davon, denn während der Vorlesung redete man da und dort — L'Oyseleur zeigte sich vorzüglich bemüht — auf die Jungfrau ein, sie möge abschwören und widerrufen. Auch mischte man Drohungen hinzu. Da jedoch regte sich des Mägdleins kühner Heldengeist, und voll zorniger Ungeduld erwiederte sie auf einmal heftig: „Alles, was ich gethan habe, Alles, was ich thue, daran hab' ich gut gethan, und thue gut, es so zu thun!" — Und der Prädicant Erard, im Verlesen des Urtheils inne haltend, änderte plötzlich Sprache und Wesen, mit heuchlerischer Zärtlichkeit ausrufend: „Johanna, uns jammert Dein so innig! Du mußt Deine Aussagen wiederrufen, wenn wir Dich nicht dem weltlichen Gericht übergeben sollen." Andre sprachen auf sie ein: „Johanna, thut, was man Euch anräth. Wollt Ihr Euch denn um's Leben bringen?" — Sie dagegen blieb fest dabei, sie habe nichts Böses gethan, und glaube an die christlichen Glaubensartikel und

an die zehn Gebote, sich wiederholt auf den heiligen Stuhl berufend, und sich dem Gesammt-Urtheil der Kirche unterwerfend. Erard dagegen drang fortwährend auf sie ein, sogar das Versprechen hinzufügend, wenn sie sich folgsam erweise, wolle man sie aus der Gefangenschaft entlassen. Da mochte des Mägdleins Seele, durch Furcht und Hoffnung bestürmt, zu wanken beginnen, aber noch hielt sie an dem Anker ihrer Ueberzeugung fest, ausrufend: „o, es soll Euch schwer fallen, mich zu verlocken!" —

Allerdings blieb ein Widerruf der Beklagten ein höchst wünschenswerthes Ereigniß für ihre geistlichen Richter, selbige auf einmal jeder künftigen Verantwortlichkeit vor Welt und Nachwelt entbindend. Aber den Engländischen Herren — etwa den Cardinal von Winchester ausgenommen — war eben daran nicht viel gelegen. Sie wollten die gerichtliche Verdammung und Hinrichtung ihrer gefährlichsten Widersacherin, und damit gut. Als daher der Bischof von Beauvais mit Ablesung des Urtheils inne hielt, fingen unterschiedliche Engländer an, auf ihn zu schelten, und ihn zu beschuldigen, er verzögre die Rechtspflege, und zeige sich partheis-

isch gesinnt für die Beklagte. — Man kann denken, wie herb ein in der That so ganz unverdienter Vorwurf auf das trotzige Herz des Bischofs von Beauvais traf. Er beschuldigte einen seiner lautesten Gegner, den Capellan des Cardinals von Winchester, eben so laut, daß er lüge, und nur indem eben dieser Cardinal dem Capellan zu schweigen gebot, ward das im Wachsen befindliche Aergerniß einigermaaßen gehemmt.

Johann Massieu redete während dieses Gezänkes dringend der Jungfrau zu, daß sie sich der augenblicklich herandrohenden Gefahr durch Nachgiebigkeit entziehe, und die mit unverkennbarer Theilnahme ausgesprochnen Worte dieses redlichen Mannes: „ach Johanna, willst Du Dich denn selbst zum Tode bringen?" sollen vorzüglich erschütternd auf das bedrängte Mägdlein eingewirkt haben. Es war einer jener oberwähnten Momente, wo die Treuherzigkeit unbewußt zu den Zwecken arger Feindlichkeit mithilft. Johanna erwiederte endlich: „lasse man das Blatt durch Geistliche im Namen von der Kirche, in deren Hand ich mich ergeben soll, prüfen, und wenn man mir alsdann den Rath

ertheilt, es zu unterzeichnen, und zu leisten, was man außerdem begehrt, so will ich es gern thun." — Aber damit war dem Meister Wilhelm Erard nicht gedient, weshalb er barsch erwiederte: „unterzeichne gleich jetzt, oder Du beschließest noch heute Dein Leben in den Flammen." — Da sagte das erschöpfte Mägdlein, sie wolle lieber unterzeichnen, als verbrannt werden. —

Der Bischof scheu vor den Engländern, fragte den Cardinal von Winchester, wie er diese Unterwerfung aufnehmen solle, und der Cardinal entgegnete, er solle ihr den Zutritt zur Buße vergönnen. Vielleicht konnte und durfte er schon seines hohen Kirchenamtes wegen nicht anders reden; wahrscheinlich aber ist es, daß er von Anfang her mit dem Bischof von Beauvais einverstandener war, als die übrigen Engländischen Herrn und Meister, welche irrig eine Begünstigung der Verfolgten in Schritten ahnten, wodurch man nur die Ehre des geistlichen Gerichts retten wollte, ohne deshalb die Unglückliche aus den ihr schon vorläufig gelegten Schlingen zu entlassen.

Kaum hatte der Cardinal entschieden, so

trat ein Geheimschreiber des Königs von England, Minister Laurentius Callot, hervor, — noch kaum erst hatte auch er den Bischof wegen verzögerten Rechtsganges mit gescholten, — und zog aus dem weiten Aermel seines Kleides ein beschriebenes Blatt, welches er der Beklagten zur Unterzeichnung darbot. Wie eben er zu diesem Auftrage und auch zu einer Abschrift des begehrten Widerrufes gekommen sei, läßt sich durchaus nicht erklären.

Johanna entgegnete, sie könne weder lesen und schreiben; um so mehr bestand Laurentius Callot auf schnelle Unterzeichnung. Massieu gab ihr in seinem gutmüthigbesorgtem Eifer eine Feder in die Hand, und man sprach ihr die schon früherbegehrte kurze Abschwörungsformel vor, welche sie nachsprach. Wilhelm Manchon, ein ihr wohlwollender und durchaus unverdächtiger Zeuge behauptet, wie noch andre sonst, sie habe dabei gelächelt. Ein Benehmen, das mit Johanna's sonstiger Ehrfurcht vor jeglichem, auch dem kleinsten religiösen Aktus, wie mit ihrer gesammten gegenwärtigen Stellung sich durchaus nicht vereinigen läßt. War es ein ängstlich unbewußtes Zucken der Gesichts-

muskeln? Oder hatte ihr etwa l'Oyseleur, oder sonst ein listiger Nachsteller, während des vielen Hin- und Herflüsterns eingeredet, die ganze Handlung seie nichtig, und von den ihr günstiggestimmten Richtern auch schon als nichtig anerkannt? Man geräth auf solche Muthmaßungen, wenn man erwägt, daß Johanna, statt des ihr und andern schreibunkundigen Christenleuten gewöhnlichen Kreuzeszeichens, einen Kreis unter die Akte zeichnete; — vielleicht wissend, daß das auch eine Null bedeute. Auf alle Weise war Laurentius Callot mit dieser Signatur nicht zufrieden, sondern erfaßte die Hand des Mägdleins, und führte sie ihr zur Unterschrift durch das Zeichen des Kreuzes.

Nun aber ist es recht furchtbar merkwürdig, daß ein ganz andres Aktenstück, über Johanna's Widerruf in die Register des Prozesses aufgenommen ward, als das Blatt, welches sie unterschrieb, wie es die Aussage des Massieu, der ihr die Feder gereicht hatte, ausdrücklich kundgiebt. Dabei hatten sich die sechs bis acht Zeilen jener Abschwörung in drei Seiten ausgedehnt, welche noch ohnehin statt mit den Worten: „Ich, Johanna,“ anhuben: „Jedweder,

welcher" — u. s. w. So ist denn auch weiter nicht zu verwundern, daß in dem nachgemachten und ausgedehnten Aktenstück Johanna bekennen muß, sie habe ihre Offenbarungen lügnerisch ersonnen, und denselben — (immerfort nach dem früher gerügten innern Widerspruch) närrischer- und leichtsinnigerweise vertrauet; — sie habe sich in grausamlicher Lust an Vergießung des Menschenblutes ergötzt, — und was man sonst nur aus den berüchtigten zwölf Klag- oder Verdammungsartikeln da hereinzuzerren nöthig und bequem fand. —

Sobald Johanna unterzeichnet hatte, ließ man einen neuen Urtheilspruch über sie ergehn, der schon einstweilen für diesen als wahrscheinlich angenommenen Ausgang zurechtgelegt war, und ganz freundlich mit den Worten anhub:

„Da Ihr nach liebreicher Ermahnung, und in Folge der längst auf Euch harrenden Geduld, endlich durch Gottes Gnade zurückgekehrt seid in den Schooß der Kirche, mit reuigem Herzen und ungefälschtem Glauben, so wie wir uns dessen in Euch versehen," u. s. w. —

Man enthebt sie demgemäß der sie schon

bedrohenden Excommunikation, aber es folgt der Nachsatz:

Da ihr gesündigt habt wider Gott und die Kirche, verurtheilen wir Euch, nach Gnaden und reifer Ermäßigung, Eure künftige Lebenszeit hindurch im Gefängniß zu verharren, bei dem Brodte der Trübsal und dem Wasser der Beängstigung, um daselbst Eure Sünden zu beweinen, und deren hinfort nie mehr zu begehen, wobei wir uns jedoch Huld und Milderung vorbehalten." —

Der treulose l'Oyseleur — ob in Hohn oder Heuchelei, oder in einem seltsamen, schier wahnwitzigem Gemische von Beidem, — nahete sich alsbald der Jungfrau, und sprach zu ihr: „Johanna, da habt Ihr einen guten Tag durchkämpfet, so es Gott gefällt, und Eure Seele habt Ihr errettet." — Die Jungfrau fragte nur, wohin man sie führen wolle, und ob man sie jetzt nicht in die Hand der sie verurtheilenden Kirche überliefre. Niemand wußte ihr zu antworten. Da sprach sie laut: „wohlan, Ihr Kirchendiener, denen ich jetzt angehöre, führet mich in Eure Gefängnisse, nur daß ich nicht fürder in der Gewalt dieser Engländer ver-

bleibe!" — Einer der Beisitzer brachte alsbald dieses Begehr vor den Bischof von Beauvais. Der aber antwortete, ohne sich nur irgend auf Gründe oder Gegengründe einzulassen: „führet sie wieder hin, wo Ihr sie gefunden habt!" — Und so führte man sie nach dem Schloßthurm von Rouen in die Gewalt ihrer weltlichen Feinde zurück.

Es sollen damals unterschiedliche französische Doktoren gegen diesen Gewaltschritt protestirt haben, jedoch umsonst. Einer davon war von so schwächlicher Gesinnung, daß er wegen eines solchen Benehmens sich nachher bei dem Cardinal von Winchester entschuldigte, als sei es in der That ein Vergehen, ein verfolgtes Frauenbild vertheidigen und retten zu wollen.

Ob von König Karl und der gesammten Französischen Ritterschaft, ihrer Heldin, ihrer Befreierin, ihrer Fahne der Ehre, wie man wohl sprechen mag, nach Möglichkeit und Kräften unternommen worden sei? — Das giebt eine gar ernste, zum Theil schmerzliche Erörterung, zu der wir uns späterhin mit der gehörigen Achtsamkeit wenden wollen. Vorerst drängt sichs uns tumultuarisch genug auf, wie

die Engländischen Kriegsobersten und ihre Soldaten sich an der scheinbaren Lebensrettung der Jungfrau ärgerten.

Sobald sich unter der Menge die Nachricht verbreitete, Johanna habe widerrufen und werde nicht verbrannt, flogen Steine nach den Richtern hinauf, ohne Zweifel aus Engländischen Händen. Denn die Bürger von Rouen und übrigen Franzosen, zeigten sich großentheils über die Milderung des Herganges erfreut, und hätten auch zweifelsohn, von Engländischen Wappnern umgeben, solche Gewaltthätigkeiten gar nicht, oder doch nicht unbestraft unternommen.

Der Bischof von Beauvais und andre Theilhaber des Gerichts bedroheten, als sie aus dem Schloßthurme, wohin sie die Gefangene geleitet hatten, zurückkamen, Einige der fremden Kriegsleute mit gehobnen Schwerdtern, murrend, das Geld des Königs seie an sie weggeworfen. Auch machte Graf Warwick dem Bischof und die Doktoren Vorwürfe, daß man durch diese Schonung das Intresse des Königs von England vernachlässige, worauf ihm einer derselben geantwortet haben soll: „Seid unbe-

sorgt. „Wir wollen sie bald wiederhaben.“ —

Es war in der That das grausame Spiel der Katze mit der Maus. —

Der Vice-Inquisitor, Johann le Maitre, welcher sich seit Johanns von Castillon Zurücktreten wieder in die Verhandlungen hatte einflechten lassen, — vermuthlich aus Furcht, wie wir ihn denn immer weit weniger entschlossen als wohlmeinend sahen, — besuchte die Gefangne im Schloßthurm, und warnte sie vor einem Rückfall, indem nachher an keine Begnadigung mehr zu denken sei. Es geht wenigstens daraus hervor, daß er nicht zu denen gehörte, welche ihr absichtlich Fallen stellten, oder überhaupt ihren Untergang wünschten. —

Johanna kam einstweilen ihren gegebenen Verheißungen geduldig nach. Noch selbigen Nachmittages legte sie ihre Mannskleider ab, die durch Peter Morice und l'Oyseleur ihr gebrachten Frauenkleider an, und zeigte sich so ihren Richtern. Man ließ die männlichen Kleider, sie in einen Sack zusammenbindend, im Zimmer der Gefangnen. Seltsam genug! Wollte man ja so gern den Flammen etwas zu thun geben. Warum verbrannte man nicht diese Ge-

wande, welche doch wirklich den Richtern, da sie das Mägdlein durch deren Gebrauch für Dämonisch verfehmt erklärt hatten, gar unheimlich vorkommen mußten! Aber man fand es wohl klug eine Gelegenheit zum Rückfall ihr möglich nahe zur Hand zu legen.

Nach wie vor ließ man ihr übrigens fünf Engländische Kriegsleute zu Wächtern, zur Nachtzeit drei im Zimmer und zwei vor der Thür. Nach wie vor kettete man die Gefangne in ihrem Bette zu Nacht an. Und daß jene Wächter nicht etwa von bessern Sitten waren, als die Früherbestallten, wird uns der Fortgang der Geschichte lehren. —

Die Richter des Mägdleins verließen meist alle schnell den Ort, theils bisher nur durch bedrohliches Gebot dorten zurückgehalten, theils nun wie von Gott gesendeten Schauern vertrieben.

Und verlassen auch blieb Johanna von den Mehrsten ihrer Freunde. Nur eine schöne Unternehmung gegen Rouen gestaltete sich um diese Zeit zu ihrem Besten, und wenn Gott Sieg verliehen hätte, mochte die Fahrt auch noch in andrer Hinsicht glänzend ausfallen, die Haupt-

stadt der Normandie wieder in die Hand des Königs von Frankreich zurückzwingend, und ihm Kriegsgefangne von hohen Würden dazu überliefernd. Es war sogar möglich, den unmündigen König Heinrich von England, jetzt in Rouen anwesend, und den an seiner Stelle Frankreich verwaltenden Herzog von Bedford mit einzufangen. In Beauvais versammelte sich die zu der Unternehmung bestimmte Schaar, unter Leitung des Erzbischofs von Reims, Kanzler des Königreiches, und des braven Marschall von Sainte-Severe. Auch Einer von Johanna's getreuesten und kühnsten ehemaligen Waffengenossen, Poton von Xaintrailles, fand sich zu diesem Ritte freudiglich ein. Wohl mochte ihm und Vielen die zuversichtliche Hoffnung leuchten, das Unternehmen blühe zu einem gottbegünstigten Ausgange empor. Um so mehr, als sich ein junger Schäferknabe einfand, welcher verhieß, die Schaaren nach Rouen zu leiten, recht als sei Johanna's kriegerisch frommes Hirtenidyll nochmals in erneueter Gestalt aus dem wüsten Gewirre der Zeiten hervorgetaucht. Manchem dagegen kam der Knabe wie ein Wahnwitziger vor, und vollends den Engländischgesinnten wie

ein frecher Heuchler. Was es eigentlich für eine Bewandtniß mit ihm hatte, läßt sich jetzt nicht mehr genau ermitteln. Wilhelm, der Hirt, — so nannte man ihn — verschwand unvernommen wieder in den allzustürmisch bewegten Tagen. Man könnte bei ihm an einen Charakter, wie den des Raymond in Schillers großer Tragödie denken, und vermuthlich — wohl dafern in seiner Seele sprechen: hoffentlich — ist er in seinem großen Unternehmen gestorben, das irdische Mislingen derselben erst dorten vernehmend, wo vor ewigen Harmonieen von keinem Mislingen mehr die Rede sein kann. —

Kurz vor dem aus Beaurevoir beschlossenen Aufbruch der Franzosen — wir finden dismal den Tag nicht bestimmt — sahe sich der Herzog von Bedfort, durch wichtige Geschäfte, zu einer Reise nach Paris veranlaßt. Eine Französische Streifparthei davon benachrichtiget legte sich bei Nantes in Hinterhalt, vielleicht hoffend, den Regenten gegen die Jungfrau auswechseln zu können. Ließ ja sich doch das Verhältniß Beider wann in unterschieblichem Sinne, mit dem der Königin im Schachspiel vergleichen. Aber die Sache ward dem Herzoge

verkundschaftet, und er ging über den Fluß, seine Fahrt am andern Ufer eilig durch Tag und Nacht fortsetzend, während er seine Bedeckung am diesseitigen ließ, die Gegner vom Verfolgen abzuhalten. Er kam unversehrt in Paris an, aber das Gerücht, er sei gefangen, war pfeilschnell in das Berennungslager der Engländer, berennend vor Louviers gedrungen. Zweitausend Mann brachen sogleich von dort zu seiner Befreiung auf, unter Befehl der Grafen Arundel, Warwick, Suffolk und des berühmten Talbot. In der Nähe von Nantes erfuhren sie, der Herzog seie glücklich entronnen, zugleich aber auch, es hielten sich Französische Geschwader in Beauvais versammelt, nicht gesonnen, thatlos wieder umzukehren, beschlossen sie, diese Schaar in einen Hinterhalt zu locken.

Engländische Blänker sprengten bis vor die Mauern von Beauvais, und die Franzosen — etwa tausend Mann stark — fielen kampflustig heraus, mehrere Bürger mit. Nach ihrer oft überkecken Art ließen sie sich bis etwa eine Stunde weit von der Stadt auf's Verfolgen ein, wo ihnen die Hälfte der Engländer entge-

gen kam. Angriff und Widerstand ging auf beiden Seiten rüstig und rasch. Da trabte Graf Arundel mit den andern tausend Engländern aus einem Thal im Rücken der Franzosen herauf, und die Kriegsordnung der Umstellten begann sich zu verwirren. Zwar beschloß man alsbald, Marschall Sainte-Severe solle den angefangnen Streit fortsetzen, während Poton von Xaintrailles sich den Feinden im Rücken entgegenschwenke. Es geschah so, natürlicherweise aber nicht ohne übereilende Unordnung, und gleich darauf sprengten die Engländer von beiden Seiten mit gefällten Lanzen an. Die Franzosen sprengten ihnen gleichergestalt entgegen, und dem Marschall Sainte-Severe gelang es, sich mit den Seinigen durchzuschlagen, und wieder nach Beauvais zurückzugelangen. Poton von Xaintrailles aber und die fünf und zwanzig Lanzen, die ihm folgten, — nach früher angegebnem Verhältniß fünf und siebenzig Reiter — wurden gänzlich umzingelt. Die Mehrsten von ihnen blieben auf dem Platze. Xaintrailles fiel als Gefangner in die Hand des tapfern Talbot, der in Erinnerung ehedem durch Jenen an ihm geübter Großmuth, ihn nun seinerseits ohne

Lösegeld frei ließ. Weil es aber unumgänglich doch dazu der Erlaubniß des Königs von England, als Talbots Oberlehnsherrn, bedurfte, mußte Xaintrailles einstweilen seinem Sieger nach Rouen folgen. Eines jener wunderlichen Schicksalspiele, wo uns ein Wunsch, den Worten nach, erfüllt wird, aber im umgekehrten Sinne. Nach Rouen hatte Poton von Xaintrailles freilich gewollt! — Daß er während seines kurzen Aufenthaltes dort die Jungfrau wiedergesehn habe, wie der Verfasser unsrer Urschrift vermuthet, ist unwahrscheinlich; unmöglich fast, wenn man erwägt, daß sie nicht mehr Kriegsgefangne, sondern Büßerin war, und sowohl Mistrauen der Engländer, als Schaam vor ihrer unwürdigen Behandlung Johanna's sich dagegen auflehnen mußte, dem edlen Ritter Zutritt zu gestatten. —

Am 25. u. 26. Mai, 1431. Wollte man ja doch nicht einmal gern mehr die bisherigen Richter und deren Gehülfen zu der Büßerin lassen. Als verlautete, Johanna bereue ihre Unterwerfung, und Peter Morice zu ihr kam, sie im Beharren bei der gefaßten Entschließung zu stärken, hätten ihn fast die fremden Kriegsleute todtgeschlagen. — Johann

Beaupere und Nikolas Midy, durch den Bischof von Beauvais — Gott weiß, ob aus guter Meinung! — abgesendet, um die Gefangne vor der Gefahr eines Rückfalls zu warnen, konnten den Wächter nicht finden, der die Schlüssel zum Gefängniß hatte. Als sie nun im Schloßhof seiner harreten, sprach ein Engländer zu ihnen: „wer Euch Allebeide in den Fluß würfe, thäte wohl daran!" — Da eilten sie erschrocken wieder zurück, und hörten auf der Schloßbrücke noch ähnliche Worte, und dachten in großer Herzensangst nicht fürder daran, mit der Bedrängten zu reden.

Sonntags, am Fest der heilig. Dreieinigkeit, am 27. Mai, 1431.

Tages darauf berief der Bischof von Beauvais und Graf Warwick die Assessoren, Notarien, und wer sonst von den Mitarbeitern am Prozesse noch in der Stadt war, ihnen anzuzeigen, Johanna habe ihre Mannskleider wieder angelegt und einen gänzlichen Rückfall erlitten. Man gebot ihnen zugleich, sich Nachmittags in die Burg zu verfügen, und sich durch Auge und Ohr von der Wahrheit des Vorgebrachten zu überzeugen.

Als sie aber dorthin kamen, fanden sie den Bischof von Beauvais nicht vor, welcher sie

vermuthlich hätte einführen sollen, und achtzig bis hundert Engländer stürmten drohend und schmähend mit geschwungnen Waffen auf sie ein, so daß sie nur froh waren, wieder unbeschädigt von hinnen zu kommen.

Einige der Beisitzer waren zwar, vermuthlich durch irgend einen andern Zugang, in das Innre des Thurmes gelangt. Als aber Einer davon, Andreas Marguerie mit Namen, äußerte, man müsse vor Allem die Gefangne befragen, aus welchen Gründen sie wiederum die Mannskleider angelegt habe, rief ihm Jemand zu: „schweigt still, in's Teufels Namen!" und ein Engländer hob seine Streitaxt, nach ihm zu schlagen, worauf auch diese verschüchterten Leute fortrannten.

Der Hergang von Johanna's sogenanntem Rückfall war folgender gewesen.

Auf's Aeußerste gehöhnt, beleidigt, ja mit gewaltsamen Anfällen auf ihre Keuschheit bedroht — die Unglückliche beklagt sich sogar ausdrücklich in dieser Hinsicht über einen Engländer von hohem Range, (*un millourt — mylord — d'Angleterre*, wie sie sich ausdrückt,) blieb Johanna dennoch in frommer Geduld bei

Erfüllung ihrer gegebenen Versprechungen. Sichtlich aber vergeblich wollte man sie zu irgend einer Uebertretung derselben veranlassen, um den Prozeß wieder aufnehmen zu können.

Am Sonntage Trinitatis Morgens sprach Johanna zu ihren Wächtern, sie wolle aufstehen; man solle sie losketten von ihrem Bett. Es geschah, doch nahm ein Engländer die auf dem Bett liegenden Frauenkleider fort, indem Andre dafür die im Sack befindlichen Mannskleider auf das Bett schüchteten, mit den Worten: „steht nur auf!" Die Frauenkleider steckte man in den Sack. — „Ihr Herrn" sagte Johanna, „Ihr wisset, daß diese Tracht mir verboten ist, und gewiß, ich werde sie nicht anlegen." — Darüber ward hinüber und herüber gestritten, bis um Mittag, wo Johanna nicht länger im Bett ausdauern konnte, und gezwungen die Mannskleider anlegen mußte. Am 27sten Mai, 1431.

Die Wächter aber gaben ihr die Frauengewande nicht wieder zurück, so ängstig und wiederholt sie auch darum bat. Vielmehr eilte man, dem Grafen Warwick und dem Bischof von Beauvais zu melden, was geschehen, oder vielmehr gelungen sei.

Mon-tags, am 28sten Mai, 1431.

Morgens darauf begaben sich der Bischof und der Graf, begleitet von acht Gerichtsbeisitzern, in das Gefängniß ihres Schlachtopfers. Man fand das Mägdlein ganz verweint und verstört. Auf die Frage, weshalb sie wieder Mannskleidung angelegt habe, erwiederte sie, — ohne Zweifel zu verschämt, um gleich von den Verfolgungen ihrer Wächter vor so vielen Zeugen anzufangen, — weil es ihr anständiger scheine, in männlicher Tracht zu sein, so lange sie von Männern bewacht werde. Auch habe man ihr das versprochne nicht gehalten; man lasse sie nicht zur Messe gehn; man reiche ihr nicht das heilige Abendmal; man halte sie in Ketten und Banden; nicht in die Hände der Kirche habe man sie überliefert, und nicht, wie es doch verheißen worden sei, ihr eine Frau zur Wächterin gegeben.

Weiter befragt, sprach sie endlich, von den Wächtern werde ihre Keuschheit und Tugend bedroht, wie sie das schon sonst vergeblich dem Bischof und dem Grafen geklagt habe. Endlich setzte sie hinzu:

„Lieber mag ich sterben, als in den Fesseln bleiben. Wenn man mir aber erlaubt, zur

Messe zu gehn, wenn man mich nicht mehr angekettet hält, und mich in eine sichere und anständige Gefangenschaft bringt, will ich artig sein, und Alles thun, was die Kirche von mir verlangt." —

Da warf der Bischof ihr vor, ohne sich auf das Ebengehörte weiter einzulassen, sie halte noch, wie man ihm berichte, an den täuschenden Erscheinungen fest, denen sie entsagt habe, und forschte, ob seit dem vergangnen Donnerstage — als dem Tage ihres Widerrufes — die heilige Katharina und die heilige Margaretha zu ihr gekommen seien. Johanna bejahete es unbedenklich, und auf die Frage, was Beide zu ihr geredet hätten, erwiederte sie Folgendes:

„Gott hat mich durch die zwei Heiligen wissen lassen, es sei sehr Schade, daß ich bei jener großen Verhandlung in das Abschwören gewilligt habe, um mein Leben zu erretten. — Schon vor dem vergangnen Donnerstage hatten sie mich gewarnt, ich würde es also machen, und würde thun, was ich nun gethan habe. — Als ich auf dem Gerüste stand, sprachen sie zu mir, dem, welcher die Predigt hielt, muthig zu antworten. Und noch jetzt sage ich, daß er ein

falscher Prediger ist, weil er mich über Dinge angeklagt hat, welche ich nie beging. Seit jenem Donnerstage haben mir die heiligen Frauen erklärt, mein Vergehen sei schwer. Ueberhaupt: Alles, was ich seit letztem Donnerstag gesagt und gethan habe, ist nur aus Furcht vor dem Feuer geschehn."

Man befragte sie nun auf's neue über die Wahrhaftigkeit ihrer Erscheinungen, und Johanna blieb entschlossen dabei. Auch auf die Krone, welche ein Engel dem König Karl VII. gebracht habe, kam der Bischof wieder zu sprechen, und die Jungfrau erwiederte: „ich habe immer während meines Prozesses die Wahrheit geantwortet, so gut sie mir selber bewußt war." —

Da warfen ihr die Richter mit kurzen Worten vor, sie habe ja doch auf dem Gerüst in ihrer und aller Geistlichen Gegenwart, und vor dem Angesicht alles Volkes jene Dinge abgeschworen, und habe ausdrücklich erklärt, es sei von ihr mit den Stimmen der zwei Heiligen nur ein fälschliches Rühmen gewesen.

Darauf aber erwiederte das Mägdlein:

„Das habe ich nicht zu sprechen und zu

thun geglaubt. Nicht habe ich gemeint, jene Erscheinungen zu widerrufen, oder zu sagen, es seien nicht die Stimmen der zwei heiligen Frauen gewesen, die zu mir geredet hätten. Und Alles, was ich gethan habe, ist nur aus Furcht vor dem Feuer geschehn. Es ist gegen die Wahrheit, wenn ich widerrufen habe, was ich auch irgend widerrufen haben mag. Mir ist es lieber, meine Pönitenz auf einmal zu erdulden, als länger zu leiden, was ich im Gefängniß leide. Uebrigens habe ich nimmer Etwas gegen Gott und gegen den Glauben gethan oder gesagt, so viel man mir auch zu widerrufen befohlen haben mag. Ich weiß nicht, was in dem Zettel der Abschwörung enthalten war, und ich habe nichts widerrufen, als in der Voraussetzung, mein Widerruf geschehe nach Gottes Wohlgefallen. Schließlich, wenn die Richter es begehren, will ich wieder Frauenkleider anlegen. Doch weiter nicht das Mindeste werde ich thun." —

Da endeten die Richter schnell das Verhör, ohne der Beklagten die bedrohlichen Folgen desselben anzudeuten, und gingen rasch von hinnen. Sie hatten, was sie wollten: scheinbar

hinlänglichen Grund zur Verurtheilung ihres Schlachtopfers.

Bei'm Hinausgehen hörte man den unwürdigen Bischof von Beauvais lachen, und dem Grafen Warwick sammt mehrern Engländern in der fremden Sprache zurufen: „Fahrwohl! Fahrwohl *)!" —

Ja wohl: „Fahrwohl!" möchte man mitrufen, aber im entgegengesetzten Sinn und weinenden Auges. —

Ob nicht Französischer Seits mehr hätte geschehn sollen, um Johanna vor einem grausamen und in den Augen der Welt schmählichen Tode zu erretten? —

Lasset uns die schmerzhafte, dem Geschichtforscher unerläßliche Untersuchung lieber hier aufnehmen, als noch späterhin, wo der alte Friedenstifter Tod unsere Blicke und Herzen

*) Die Aussage einiger Augen- und Ohrenzeugen besagt, der lachende Bischof habe gerufen, „Farewelle! Farewelle!" und übersetzt das verstümmelte Wort in eine Aufmunterung zur Lustigkeit an die Engländer. Ohne Zweifel aber galt das höhnende „Farewelle!" der nun dem Tode verfallnen Jungfrau.

mehr nach obenhin und nach Versöhnung richten wird, als nach irdischer Anklage und Erwägung.

Alle, die unter Leitung des Kanzlers von Frankreich und Erzbischofes von Reims — versteht sich: ihn selbst mit eingerechnet — an der gewagten Unternehmung auf Rouen Theil hatten, sind natürlicherweise jeder Verantwortlichkeit entnommen; wenigstens was den treuen Willen und das kühne Daransetzen von Leib und Leben betrifft. Und was kann und darf der Mensch außerdem in die Wagschaale legen wollen, wo es sich von Recht und Unrecht handelt!

Ob nicht aber König Karl der VII. hätte denken sollen und müssen, wie Schillers Dunois:

— „Führt alle Völker in's Gefecht!
Die Ehre, das Palladium ist verpfändet!
Setzt alles Blut, setzt alles Leben ein!
Frei muß sie sein, noch eh' der Tag sich endet!"

Das gilt eine andre Frage, und sein eignes, ehrbarlich schlagendes Ritterherz hätte ihm gewiß die rechte Antwort gegeben, wenn er nur das allein befragt hätte. Aber seine beliebten Rathsversammlungen! Freilich, Unternehmungen

solcher Art können verunglücken; — nach klüglicher Berechnung müssen sie es beinah, weil des Feindes Aufmerksamkeit sich schon im Voraus ganz auf den einen Gegenstand richtet. Aber da walte Gott! Brave Männer sollen sich durch keine Gefahr oder Schwierigkeit abhalten lassen, einer edlen und von Gewissenswegen gebotenen Pflicht nachzukommen, wie denn die tapfern Kämpfer zwischen Beauvais und Rouen ihre Aufgabe schön, wenn auch unbeglückt, zu lösen wußten.

Es stand jedoch für König Karl früherhin vielleicht das mildeste Mittel zur Rettung seiner Retterin noch offen: das der Lösung durch Geld oder Auswechselung. Auch soll wirklich darüber unterhandelt worden sein. Nur hätte König Karl zu seiner ehrenvollen Rechtfertigung öffentlich bekannt machen sollen, was er für Johanna's Lösung biete oder geboten habe. Wollte dann der König von England, oder vielmehr seine Vormundschaft und deren Staatsrath durchaus die Hinrichtung des Mägdleins jedem billigen Gewinne vorziehen, — wohlan, die Verantwortlichkeit auf jener Haupt! Und auch dann blieb noch übrig, mit Vergeltung an

Engländischen Kriegsgefangnen zu drohen, und zwar so zu drohen, daß man sich über den Ernst des Entschlusses und dessen Unwiderruflichkeit nicht täuschen könne. Es bleibt dies allerdings ein furchtbares Mittel. Aber wie schon vorhin: die Verantwortlichkeit auf des Gegners Haupt, der aus Grausamkeit oder mitleidloser, sogenannter Staatsklugheit die Spuren des Friedens im Kampfe zuerst verlöscht, und somit den edlen Krieg zu einer wüsten Rauferei entstellt, wo der Widersacher dem Widersacher wie ein rechtloser Mordbrenner erscheinen muß. Schaudert unser Gefühl allerdings mit Recht vor einem solchen Zustande der Dinge zurück, so laßt uns fragen, wie es um das Kriegführen gegen irgend einen hart und unrechtlich gesinnten Feind stehen müsse, wenn man sich scheuen wolle und dürfe, ihn durch das Vergeltungsrecht im Zaume zu halten! —

Es geschah von alledem wenig oder nichts, Johanna's Schicksal war entschieden.

Gleich am zweiten Tage nach jenem sogenannten Rückfall versammelten beide Richter, der Bischof von Beauvais und der Vice-Inquisitor, — diejenigen der Gerichtsassessoren, Dienstags, am 29. Mai, 1431.

von deren Ansichten man Beistimmung erhoffte, und welche sich noch willig fanden, auf diese Verhandlung einzugehn, in der Halle des Erzbischöflichen Pallastes zu Rouen. Um die Zahl zu füllen erwählte man einige Neue mit, die von dem frühern Hergange nur kaum oberflächlich unterrichtet waren; ja, sogar gab man in diesem geistlichen Gericht sodann dreien Gelahrten der Medicinischen Fakultät Sitz und Stimme. Zum Grunde des Prozesses legte man ohne weitres Nachforschen den Widerruf Johanna's, so wie er in den Akten verzeichnet stand, und das Protokoll über jenes dem vorigen Tage mit ihr gehaltne Gespräch.

Drei verschiedne Ansichten gaben sich in der Sitzung kund.

Die erste — Nikolas von Venderes sprach sie aus — wollte Johanna ohne Weitres als Ketzerin erklärt und dem weltlichen Gericht überliefert wissen, unter der hergebrachten Inquisitons-Formel, man bitte Selbiges, mild mit ihr zu verfahren *).

*) In der That nur Formel. Denn bekanntlich war das weltliche Gericht verbunden,

Zweitens gab der Abt von Fecamp zu erkennen, Johanna seie des Rückfalls schuldig: doch halte er es angemessen, ihr nochmals ihre schriftliche Abschwörung vorzulesen, und ihr dabei Gotteswort zu erläutern. Dann solle man mit ihr nach dem oberwähnten Urtheile verfahren.

Die dritte Ansicht stimmte mit der zweiten überein, nur daß man über Johanna's Auslieferung an das weltliche Gericht die Entscheidung gänzlich den beiden Richtern zu überlassen vorschlug.

Eine große Mehrzahl der Stimmen erklärte sich für die Meinung des Abtes von Fecamp. Dabei mußte freilich dem Bischof von Beauvais das Vorlesen der Abschwörung in Gegenwart der Verurtheilten sehr unbequem vorkommen. Er zog sich auf's leichteste daheraus, — kurz und schlimm, kann es hier wohl heißen, — indem er sich gar nicht die Mühe gab, zu widersprechen, sondern aus eigner

wider eine ihm also vom geistlichen überlieferte Person den Tod zu erkennen. Es konnte in diesem Falle nur als vollstreckender Arm der Inquisition gelten.

Machtvollkommenheit den ihm ungelegnen Aktus ohne Weiteres fortließ. Die zwei Richter bedankten sich bei den Assessoren für ertheilten Rath, und entboten Johanna zu morgen vor das Gericht. —

Mittwoch, am 30. Mai, 1431.

Es war fast, als sei während der Nacht vor der beschlossenen That etwas an die Pforten der Ewigkeit Mahnendes durch des Bischofes von Beauvais sonst so eisenstarre Seele gezogen. Denn ohne daß ein erneuetes Gesuch stattgefunden hätte, sandte er in der ersten Morgenfrühe des Hinrichtungstages den Bruder Martin l'Advenu, der sich immer freundlich und mitleidvoll gegen die Verfolgte erwiesen hatte, in ihr Gefängniß, auf daß er sie zum nahen Tode vorbereite, und ihre Beichte empfange. Diese kirchliche Handlung, ihr nun seit so lange schon verweigert, stand eben jetzt im wunderbaren Widerspruch mit dem Urtheil, welches sie als Ketzerin aus dem Schooße der Kirche in die Macht des weltlichen Gerichts hinausstieß. Und jener Bischof verstand es doch sonst wohl recht ingrimmig schlau, sein Thun und Lassen — es sei denn, daß auflodernder Zorn ihn übereilt hätte, — im Voraus zu berechnen. Nicht ohne Wahr-

scheinlichkeit also läßt sich bei ihm für dasmal eine außerordentliche Gemüths- und Gewissensbewegung voraussetzen.

Martin l'Advenu, vom geistlichen Bruder Johann Toutmouille und dem uns schon vortheilhaft bekannten Johann Massieu begleitet, kündete der Unglücklichen ihr nahe bevorstehendes Ende und die über sie verhängte Todesart an. Ein ungeheures Entsetzen erfaßte das Mägdlein bei den Gedanken des Verbranntwerdens, so daß sie aus aller Fassung, wie man es sonst niemalen von ihr gesehen, sich das Haar zerraufte, in die jämmerlichen Klagelaute ausbrechend: „Wehe! Verfährt man denn so überaus gräßlich und grausam mit mir, daß mein reiner und jungfräulicher Leib, der niemalen befleckt worden ist, heute zerlodern und in Asche zerstäuben soll? Wehe mir! Lieber möcht' ich mich siebenmal enthaupten lassen, als daß man mich also verbrenne! Ach, wär' ich im geistlichen Gefängniß gewesen, welchem ich mich unterworfen hatte, und hätten mich Diener der Kirche bewacht, so wär ich nimmer in so jämmerliches Misgeschick verfallen als nun. O, ich berufe mich deshalb auf Gott den gro-

ßen Richter des großen Unrechtes und Wortbruches, womit man wider mich verfährt!" — Und dann fügte sie noch mannigfache Klagen hinzu über das unsittliche Betragen ihrer Wächter und andrer Leute, welchen man den Eintritt vergönnt habe.

Doch gelang es dem Bruder l'Advenu bald, durch geistlich heitre Ermahnungen die erschütterte Seele des Mägdleins wieder in das frühere schöne Gleichgewicht zu bringen. Sie sprach ihre Beichte in sanfter Demuth aus, und begehrte darauf, den Rechten der Kirche gemäß, Absolution und Nachtmahl. Dazu hatte Bruder Martin keine ausdrückliche Vollmacht vom Bischof, und ließ ihn durch Johann Massleu befragen, welcher mit der allerdings unerwartet milden Antwort zurückkehrte, Bruder Martin solle ihr das Abendmahl gewähren, und was sie sonst nur irgend wünschen möge. Das Lehtre konnte wohl nur auf die Absolution hindeuten, welche man doch nicht ausdrücklich nennen wollte im Bezug auf die für excommunizirt Erklärte. Als ob jedoch das heilige Mahl nicht schon an und für sich durch seinen Empfang den vollen Erlaß der Sünden mit inbegriffe! —

Bruder Martin ließ die Monstranz herbeiholen, aber man hatte sie in feiger Scheu weder nach kirchlichem Gebrauche mit Lichtern begleitet, noch auch für ihn selbst die geweihete Tracht der Stola hereingebracht. Da ließ sich dieser ehrwürdige Diener der Kirche nichts von deren Feierlichkeiten ablisten oder abdräuen, sondern feierlich mußte auf sein Begehr das Allerheiligste herzugetragen werden, von vielen Lichtern umglänzt und von heiligen Gesängen umtönt, wozwischen die priesterliche Ermahnung hinklang: „Betet für sie!" —

Nun reichte der getreue Martin der von Menschen Verfehmten das göttliche Mahl, welches sie in der rührendsten Demuth, von Thränen übergossen, empfing. —

Bald darauf trat der Bischof von Beauvais nebst einigem Gefolge herein, und sie sprach ihn sogleich mit den Worten an: „Bischof, ich sterbe durch Euch." Er aber entgegnete nicht ohne Heftigkeit: „ha, Johanna, findet Euch nur geduldig darein. Ihr sterbt, weil Ihr nicht gehalten habt, was Ihr uns versprochen hattet, und zu Euern alten Uebelthaten wieder umgekehrt seid." — Und das arme Mägblein ant-

wortete ihm: „ach hättet Ihr mich in die Gefängnisse des kirchlichen Rechtshofes geschickt, und mich in die Hand geistlicher Wächter, die sich dazu eigneten und ziemten, geliefert, so wäre dies Alles nicht geschehn; und deshalb berufe ich mich von Euch auf Gott." — Da vermochte Bruder Toutmouille, welcher uns dieses Gespräch aufgezeichnet hat, nicht länger auszudauern. Es trieb ihn hinaus.

Johanna erblickte im Gefolge des Bischofes den Doktor Peter von Morice, ihr ehedem so feindlich, späterhin sich ihr immer geneigter und theilnehmender zeigend. Ihm rief sie die Worte zu: „ach Meister Peter, wo werde ich heute sein?" — „Habt ihr nicht gute Hoffnung zum Herrn:" fragte er. Und sie erwiederte gefaßt: „ja wohl. Und mit Gottes Hülfe werd' ich im Paradiese sein." —

Meister Peter von Morice hat noch späterhin ausgesagt, er habe nie eine solche Beichte empfangen, als einst die Beichte des Mägdleins, weder von gelahrten Doktoren, noch sonst irgend einem, und er glaube, daß sie heilig und gerecht vor Gott getreten sei.

Und wie zu einem Kranze reiheten sich

um diese Erklärung all die übrigen Aussagen von Priestern und Laien her, die als Augenzeugen das Leben, Leiden und Sterben der Jungfrau beobachtet hatten. —

Man gab der Verschmten jetzt wieder Frauenkleider, und sie legte sie an. Es war neun Uhr Morgens, die zu ihrem Aufbruch angesetzte Stunde; Johanna bestieg einen vierspännigen Wagen, ihr jetziger Beichtiger Martin l'Advenu und der gute Johann Massien mit. Auch Bruder Isembard von la Pierre, ehedem so oft ihr unerschrockener Vertheidiger, erkannte es als heilige Pflicht, sie bis in den Tod nicht zu verlassen.

Hatte es eine höhere Fügung ihr versagt, in den Reihen ihrer ritterlichen Kamzfgenossen zu sterben, so fehlte es wenigstens nicht an muthigen Himmelspilgern, sie auf ihrem letzten Schmerzenswege zu geleiten. Einigen andern eben so Wohlgesinnten raubte das Uebermaaß des Mitleidens die Kraft zu diesem Dienst.

Als Wächter drängten sich um den Wagen mehr denn achthundert Kriegsleute mit Streitärten, Schwerdtern und Lanzen bewehrt. Man wird an gewisse alte Martyrbilder erinnert,

wo Gestalten voll der sanftesten Ergebung aus einer Masse wildzorniger Wappner emporleuchten. Rosen zwischen den Dornen! wie man wohl sprechen darf.

Aber durch die Rotten der Kriegsleute hin drängte sich in aller der unwiderstehlichen Kraft zerreißender Gewissensangst Nikolaus l'Opseleur, und erstieg den Wagen, von der Geopferten die Verzeihung seiner Trügereien begehrend, und sonder allen Zweifel auch erlangend. Man ließ ihm wenig Zeit dazu, denn nur die Gegenwart des Grafen Warwick rettete ihn vor dem Zorn der Soldaten. Auch gebot ihm der Graf, so lieb ihm das Leben sei, Rouen sogleich zu verlassen. Er verschwand. —

Auf dem Wege nach dem Richtplatz verharrte die Jungfrau in fromm wehmüthigen Gebeten, so daß Johann Massieu und Bruder Martin kaum sich vor schmerzlicher Rührung aufrecht erhalten konnten. Bisweilen aber auch kam ein ängstliches Bangen über des Mägdleins Seele, und man hörte die Worte aus ihrem Munde: „Rouen! Rouen! Werde ich denn hier sterben?“ —

Auf dem alten Markte waren drei Gerüste

erbaut: eins für die Richter, die geistlichen so-wohl, als weltlichen, auf welchem auch Johanna ihnen vorgeführt ward, und ein andres für unterschiedliche anwesende Prälaten. An deren Spitze befand sich der Cardinal von Winchester. Eine dritte Erhöhung, aus Mauerwerk und Kieseln zusammengeschaufelt, einen Mauerpfeiler in der Mitte, trug den für die Verfehmte bestimmten Scheiterhaufen. — Eine Menge von Menschen wogte ringsher, großentheils murrend, man thue der Johanna schweres Unrecht. —

Die furchtbare Feierlichkeit ward durch eine Ermahnung eröffnet, welche Nikolaus Midy, Doktor der Theologie, an die Verfehmte richtete. Er nahm zum Text die Worte in der 1. Epistel an die Korinther, Kap. 12. V. 26.

„Und so ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit."

Die nachfolgenden Worte desselben Verses:

„Und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit!"

ließ er beiseit. Die Manuscripte des Prozesses haben nichts weiter von jener Predigt aufgenommen.

Johanna hörte gelassen zu, ohne Bezeigung

des mindesten Unwillens. Nach dem Schlusse der Predigt sagte Nikolaus Midy:

„Johanna, gehe hin in Frieden, die Kirche kann Dich nicht länger vertheidigen, und überläßt Dich der weltlichen Hand." —

Nun trat der Bischof von Beauvais auf, die Jungfrau ermahnend, daß sie durch Reue und Buße für ihr Seelenheil sorge, und ihr Vertrauen auf die zwei Geistlichen empfehlend, die man ihr zugeordnet habe. Doch schon seit den letzten Worten jener Predigt knieete Johanna im brünstigen Gebete vor Gott, vermuthlich gar nichts von den Heuchelsprüchen ihres ärgsten Feindes vernehmend. Sie rief die heilige Dreieinigkeit an um Vergebung ihrer Sünden und Gnade zum ewigen Leben; so auch nach der Weise ihrer Kirche die heilige Jungfrau Maria und alle Heiligen des Paradieses. Vornehmlich hörte man sie den Erzengel Michael und die heilige Katharina nennen, bewährend, daß sie auch in der Todesstunde keinen Zweifel über die Erscheinungen empfinde, welche sie durch ihr kurzes, thaten- und leidenreiches Leben geleitet hatten. Laut bekannte sie den seeligmachenden Glauben, und bat alle Men-

schen, weß Standes und welcher Parthei sie sein möchten, an denen sie sich je durch irgend eine Beleidigung versündigt habe, demuthvoll, ihr zu verzeihen und für sie zu beten; zugleich auch verzeihe sie Jedermänniglich alles ihr zugefügte Leid. Sie mochte wohl eine halbe Stunde lang in diesem Sinne reden. Die Beisitzer des Gerichts und andre Anwesende brachen in heiße Thränen aus; viele Engländer mit. Ja, auch der Cardinal von Winchester soll geweint haben. Zuletzt ersuchte Johanna noch alle anwesenden Priester, daß jeder eine Messe für sie lesen wolle, und schloß mit der feierlichen Erklärung, sie sei zu keiner Handlung, möge solche nun recht oder unrecht sein, jemals durch ihren König veranlaßt worden.

Man darf in Wahrheit sagen: ihr letzter irdischer Gedanke war die Sorge für ihres Königs Ehre und Glück. —

Nun las der Bischof von Beauvais das Verwerfungsurtheil der kirchlichen Versammlung gegen die Jungfrau ab, reichlich mit Schmähungen durchwoben, zum Theil auch mit heuchlerischen Klagesenfzern über den Fall und Rückfall der Verfolgten.

Jetzt möge der treue Johann Massieu einstweilen selbst das Wort nehmen:

„Und als sie nun so von Seiten der Kirche verlassen war, blieb der, welcher dies Zeugniß kundgiebt, noch bei ihr. Da verlangte sie voll großer Andacht nach einem Kreuz. Und ein nahestehender Engländer, dies vernehmend, fertigte ein kleines Kreuz von Holz am Ende eines Stabes, welches er ihr darreichte. Sie empfing es andächtig, es küssend, und wehmüthige Klagen und Bekenntnisse an Gott, unsern Erlöser, richtend, dessen Kreuz, woran er für unser Seeligwerden gelitten hat, sie nun im nachgebildeten Zeichen vor sich sahe. Dann barg sie dieses Zeichen dicht am Busen unter ihre Gewande. Außerdem bat sie demuthvoll den, welcher dies berichtet, daß er ihr ein Kreuz aus der Kirche verschaffe, damit sie es unausgesetzt betrachten könne bis in den Tod. Und gegenwärtiger Zeuge bewirkte, daß der Geistliche aus dem Kirchspiel Saint-Sauveur ein Kruzifix herbeibrachte. Da umarmte sie es gar innig und lange, sich Gott befehlend, und dem heiligen Michael und der heiligen Katharina, und behielt es in ihren Armen, bis man sie an den

Pfeiler band. Während sie aber sich in besagter Andacht und Wehmuth vernehmen ließ, ward sie durch die Engländer, sogar auch durch einige von deren Kriegsobristen sehr übereilt, damit man sie ganz in Händen habe und sie desto rascher zum Tode führen könne. Und es sprach Einer zu dem gegenwärtigen Zeugen, während dieser ihr nach Kräften auf dem Gerüste mit Trost beistand: — „wie nun, Priester, wollt Ihr uns hier zu Mittag speisen lassen?“ — Und alsbald, und sonder Form oder Zeichen eines Urtheilspruches hat man sie zum Feuer geschickt, dem Meister selbigen Werkes zurufend: „thue, was Deines Amtes ist.“ —

Alle Zeugen, unter ihnen Bruder Isembard de la Pierre, stimmen darin überein, daß man dem weltlichen Gericht keine Zeit gelassen habe, das Verdammungsurtheil auszusprechen. Nur Einer will von dem Amtmanne zu Rouen die Worte gehört haben: „Führet sie fort! Führet sie fort!“ —

Fürwahr, nicht eben ein richterlicher Spruch!

Der Amtmann von Rouen wird aber auch dieser Uebereilung durch eine spätere Aussage seines damaligen Lieutenants, Lorenz Guesdon,

entledigt, welcher bestimmt erklärt, kaum seie Johanna dem weltlichen Gericht schließlich über geben worden, so habe man dieses um kein Wort mehr befragt, sondern das Mägdlein als eine Verurtheilte von hinnen geführt.

Gewiß ist es, daß zwei Gerichtsbediente zu ihr traten, um sie erforderlichen Falles zum Hinabsteigen vom Gerüst, wo die Richter saßen, zu zwingen. Johanna indeß ersparte ihnen die unedle Mühe. Sie umfaßte das Kruzifix abermal fest, grüßte die Umstehenden, und stieg hinunter, vom Pater Martin l'Advenu geleitet. Da jedoch ergriffen sie plötzlich einige Engländische Wappner, und rissen sie mit zorniger Eil und Rohheit zum Scheiterhaufen hin; während unter ihren fortgesetzten Gebeten zu Gott und dem Erlöser wohl eben dies rauhe Benehmen ihr die sanfte Klage entlocken mochte: „ach Rouen! Rouen! So wirst du denn meine letzte Wohnung sein!" —

Viele Zuschauer, die noch bis dahin sich stark genug gefühlt hatten, auszuharren, wichen in diesem Augenblick von hinnen. —

Am Fuße des Scheiterhaufens setzte man auf das Haupt der Jungfrau die schmachvolle

Mütze des Inquisitionsgerichtes, mit folgenden Worten beschrieben: „Ketzerin, Rückfällige, Abtrünnige, Göhendienerin.“ Und auf einer Tafel vor dem Gerüste standen die Worte zu lesen:

„Johanna, welche sich die Jungfrau nennen ließ, Lügnerin, Verderbliche, Verlockerin der Leute, Zauberkundige, Abergläubische, Gotteslästerin, Irrgläubige im Glauben Jesu Christi, Prahlerin, Abgöttische, Grausame, Sittenlose, Teufelsbeschwörerin, Zersplitterin der Kirche und Ketzerin *).“

Johanna bestieg den Holzstoß, noch immer von dem treuen Klosterbruder Martin l'Advenu geleitet. Man band sie an den steinernen Pfei-

*) Man wird an die uralten Orpheischen Hymnen der Hellenen gemahnt, fast auch nur aus Benennungen und Beiwörtern bestehend. Aber dort stammelte die sehnsuchtsvoll suchende Andacht der Liebe, hier die Furie des Grimmes.

Liebe stammelt und Zorn, denn Beiden genüget das Wort nicht,
Nicht auch die Welt. Da genügt Höll' oder Himmel allein.

ler fest, und der Nachrichter trat mit dem Feuer unten an den Scheiterhaufen. Da sah Johanna, wie die Flamme den Holzstoß erfaßte, und rief mit sehr lauter Stimme den Namen „Jesus!" — Aber es war dieses kein gedankenloses Angstgeschrei, wodurch man nur allzuoft diesen allerheiligsten Namen entweihen hört. Es war ein frommes, klarbedachtes Anrufen ihres ewigen Helfers in der letzten zeitlichen Noth. Voll milder Besonnenheit erinnerte sie bald darauf ihren treuen, seiner selbst vergessenden Beichtiger, jetzt greife die Flamme um sich, und er müsse zu seiner Sicherheit das Gerüst verlassen. Doch bat sie ihn, sich unterhalb desselben ihr gegenüber zu stellen, das Kreuz des Herrn hoch emporhaltend, damit sie es bis zum letzten Augenblicke sehen könne. Auch möge er von dort mit recht lauter Stimme fortfahren, sie zu ermahnen. Bruder Martin that, wie ihm geboten war. Als er zu Johanna hinaufsprach von dem sie erwartenden ewigen Heile, trat auch der Bischof von Beauvais nebst einigen Kirchengeistlichen aus Rouen näher hinzu, sein Opfer zu beobachten. Ihn bemerkend, rief die Jungfrau ihm zu: „ach ich

sterbe durch Euch! Hättet Ihr mich in die Gefängnisse der Kirche geliefert, so wär' ich nicht hier!" — Dann mit wehmüthigen Blicken umherschauend, rief sie aus: „o Rouen, ich fürchte sehr, Du werdest dereinst um meines Todes willen zu leiden haben!" —

Viele Bürger der Stadt murrten, daß man ihrer Heimath dieses Unrecht auflade, und mehr und mehr sprach Mitleid und Reue in Aller Blicken und aus Aller Worten. Der Bischof von Boulogne zog durch Aeußerungen des tiefsten Schmerzes die staunende Beobachtung vieler Anwesenden auf sich. Der Vice-Inquisitor soll sehr erschüttert gewesen sein; sogar auch endlich der Bischof von Beauvais.

Es mag überhaupt öfter vorkommen, als man zu meinen pflegt, daß Menschen die Flamme, wider ihre Gegner durch sie selbst gehässig angeschürt, bei nahender Entscheidung mit Reuethränen wieder löschen möchten. Nur pflegt es dann für diese Erde damit immer zu spät zu sein.

Verletzend hört man durch die allgemeine Wehmuth hin das rohe Lachen einiger Engländer dröhnen. Laßt uns jedoch darüber ja nicht vergessen, daß auch Engländer um Johanna

weinten, und daß es ein Engländer war, der ihr das schnell und eifrig geschnitzte Kreuzlein zum Trost auf ihrem Leidensgange dargereicht hat.

War doch Johanna's Scheiterhaufen ein Phönixtodesbett, und wir wollen uns hüten, irgend ein Gefühl des Abgrundes zwischen diesen Glorienlichtern in unsern Seelen aufkeimen zu lassen! —

Der Nachrichter selbst, von ihm bisher ganz unbekannten Empfindungen getrieben, beeilte sich mitleidvoll die Todesqual seines Schlachtopfers abzukürzen. Aber die Steinrüstung, worauf der Scheiterhaufen erbauet stand, war ihm hinderlich, und so mußte er dem langwierigen Leiden der sterbenden Jungfrau hülfeberaubt zusehen.

Feuer und Rauch begannen sie zu umhüllen. Man hörte sie nach Weihwasser rufen. Auch sprach sie zu dem heiligen Michael, und den andern Heiligen des Paradieses. Aber dazwischen wiederholte sie immer den Allerheiligsten Namen, laut und klar, daß die mehrsten Anwesenden es hören konnten, und so Gott preisend, und ihm und seinen Heiligen Ihr

Leiden klagend, neigte sie ihr Haupt, rief abermals laut: „Jesus!“ und starb. — Sie hatte noch nicht ihr neunzehntes Jahr vollendet. Vielen Augenzeugen war es als strahle sichtbarlich in Rauch und Flammen der geheiligte Name unter dessen Anrufung sie hinüberging in die schönere Welt. —

Sobald die That vollbracht war, mußte der Nachrichter das Feuer etwas auseinander reißen, damit das Volk den gemißhandelten und halbverkohlten Körper sehe, sich überzeugend, man habe die Verfolgte nicht etwa entrinnen lassen, und wirklich vor ihnen stehe der Jungfrau Leichnam. Dann schürte man die Flammen wieder an, und das sterbliche Theil der Heldin zerstob beinahe ganz in Asche. Nur Herz und Eingeweide wollten nicht brennen, so viele Mühe sich auch der Nachrichter damit gab. Dies seltsame Ereigniß ward bald nachher dem Cardinal von Winchester gemeldet, und auf seinen Befehl versenkte man diese Ueberbleibsel in die Seine.

Ein tiefer Eindruck von Johanna's Tode blieb in aller Anwesenden Erinnerung zurück. Selbst Engländer bekannten, ein solcher Heimgang sei nur von Gottes Gnaden möglich, freu-

ten sich, das mit eignen Augen erschaut zu haben, und fügten hinzu, sie sei ein gutes Weib gewesen. Viele Franzosen erklärten ohne Scheu, sie habe als Martyrin für das Recht ihres angebornen Herrn den Tod erlitten.

Freilich erhub dawider auch manch verstockter Gegner, wie sich dergleichen immer von selbst versteht, seine Stimme. Doch auch mancher von ähnlicher Gattung wandte um, und ging in sich.

So hatte ein Engländischer Wappner aus absonderlichem Haß gegen die Jungfrau geschworen, mit eigner Hand ein Holzscheit in die Flamme ihres Scheiterhaufens zu schleudern. Er hielt Wort. Aber selbigen Augenblickes hörte er die verscheidende Johanna den Namen: „Jesus!" ausrufen, taumelte zurück, und wäre fast in Ohnmacht gesunken. Man führte ihn in ein nahes Wirthshaus, wo er durch einen Trunk wieder zu Kräften kam. Aber nach Tische beichtete er einem Bruder des Predigerordens, begehrend, daß dieser es dem uns bekannten Bruder Isembard de la Pierre mittheile, wie er in große Verirrung gefallen sei, und Alles bereue, was er gegen besagte Johanna gethan

habe. Denn, wie es ihm scheine, habe er, als Johanna den Geist aushauchte, eine weiße Taube aus den Flammen gen Himmel steigen sehn. —

Ein Kanonikus des Stiftes zu Rouen sagte unter heißen Thränen als Johanna starb: „wollte Gott, meine Seele wäre dort, wo ich glaube, daß in diesem Augenblicke die Seele jenes Frauenbildes ist;" —

Meister Johann Tressart, Geheimschreiber des Königs von England, begegnete auf dem Rückwege vom Richtplatze sehr trauernd und schwermüthig einem Bürger von Rouen, welchem er alles Vorgefallne erzählte, ausdrücklich hinzusetzend: „wir sind alle verloren. Denn es ist eine Heilige, die man verbrannt hat, und ich glaube gewiß, ihre Seele ist in Gottes Hand." —

Der getreue und immerdar freundliche Rechtsgelahrte Wilhelm Manchon, obgleich ihn keine Gewissensängste über Johanna's Tod betreffen konnten, versank dennoch vor dem Erlebten in ein furchtsames Staunen und heißes Weinen, das über einen Monat lang anhielt. Für einen Theil des Geldes, welches ihm von

Gerichtswegen in dieser Sache zukam, erkaufte er sich ein kleines Andachtsbuch, um desto öfter Veranlassung zum Gebet für die Hingeschiedne zu finden. —

Von schauerlicher Angst aber erfüllt trat gleich nach der Execution der Nachrichter vor Isembard de la Pierre und Martin l'Advenu, ihnen im verzweiflungsnahen Bereuen klagend, wie er wohl nimmer von Gott Verzeihung oder Nachsicht wegen des Uebels erhoffen dürfe, das er an dieser heiligen Frau gethan habe. Ohne Zweifel haben die zwei frommen Geistlichen Trost für die zagende Seele des Mannes gefunden. Kamen sie ja doch eben vom flammenden Todesbett einer Verklärten, an welcher in weit schönerem, als irdischem Sinne nun erfüllt war, was himmlische Erscheinungen ihr verheißen hatten:

„Du wirst Beistand finden und ein großer Sieg wird Dich befreien. Nimm Alles freudiglich an, was Dir beschieden wird, und zage nicht vor Deinem Martyrthum. Denn zuletzt wirst Du daraus hervorgehn in das Königreich des Paradieses."

Auch hienieden sollte die Glorie der heldenmüthigen Erretterin Frankreichs und ihres rechtmäßigen Königs nicht im Dunkel bleiben, wie störrig auch ihre Verfolger dawider rangen. Wir sahen so eben, welche Gefühle bei der Jungfrau Martyrtode sich in den allerverschiedenartigsten Menschen aussprachen. Diese Gesinnungen sollten nicht mit der Asche des armen Schlachtopfers verwehen. — Die allgemeine Stimme erklärte sich für Johanna's Unschuld. Ja sogar in einem etwa zwei Jahre darauf erfolgtem Gerichtshandel über Glaubenssachen erklärten die beiden geistlichen Oberrichter, Ludwig Erzbischof von Rouen aus dem Hause Luxemburg und Bruder Wilhelm Duval als Vicarius des Großinquisitors, man werde nicht so tumultuarisch und rechtlos verfahren, als ehedem wider die Jungfrau, sondern nach reiflicher Ueberlegung (*mature*). —

Die Engländische Regierung und Johanna's Richter fühlten schon kaum eine Woche nach dem Tode ihres Opfers, die Nothwendigkeit das von ihnen beobachtete Verfahren zu stühen. Man ordnete eine Gerichtsversammlung an, um, wie es hieß: gewisse Erkundigun-

gen über unterschiedliche Dinge einzuziehn, welche die verstorbne Johanna im Gefängniß, bevor man sie zum Richtplatz führte, geäußert haben solle." —

Man kann sich den Charakter einer solchen Untersuchung leicht vorstellen. Aber noch zum Ueberfluß läßt das Protokoll den vor einer Woche bereits durch die Engländer aus Rouen verjagten und verwiesenen l'Oyseleur als gegenwärtigen Zeugen mitreden. Warum nicht auch die in den Flammen verstäubte und in die Fluth versenkte Johanna selbst! —

Wir brauchen uns um so minder bei dieser Formalität aufzuhalten, als wir nur auf Wiederholung mehrfach abgewiesener Unwahrheiten stoßen würden. Es ward dem gemäß am achten Junius ein bestätigender Urtheilspruch im Namen des Königs von England erlassen, und ein zweiter desgleichen, weitläuftiger und mehr für das gesammte Frankreich bestimmt, am 28. selbigen Monates, worin man die Geistlichen aufforderte, gegen das durch die Jungfrau sich erhobne Aergerniß zu predigen. Furcht und Gier sind allerwärts in dieser Welt zu Hause; kein Wunder also, daß häufige Reden in der begehr-

ten Sinnesart gehalten worden sind. Aber es wollte eben nicht anschlagen. Vielmehr blieben Johanna's Richter immerfort von der allgemeinen Verachtung gedrückt, ja sogar dermaßen bedroht, daß der schlimme Bischof von Beauvais sich einen ausdrücklichen Schutzbrief des Engländischen Königs zu erbitten für nöthig hielt. Am 12. Junius bekam er dies merkwürdige Dokument seiner Feigheit und Gewissensangst. Auch ermangelte er nicht, im August eben dieses Jahres gerichtlichstrenge Verfolgungen wider einen Geistlichen anzustellen, der sich im Gespräch nachtheilig wegen des Urtheilspruches über Johanna geäußert hatte. Es schien, das Schattenbild des himmelangeschwebten Mägdleins erschrecke ihre Verfolger, wie etwa ziehende Wolkenschatten ein verschüchtertes Wild. —

Doch sollten die Mehrsten von ihnen sich durch weit ernstere Schrecken bedroht und erreicht finden.

Noch selbigen Jahres, wo Peter Cauchon, Bischof von Beauvais, die Jungfrau zu den Flammen verurtheilt hatte, vertrieb ihn König Karl aus seiner Diöcese, an seine Stelle den Johann Jouvenel ernennend. Dem Peter

Cauchon gab man Engländischer Seits als Entschädigung das reiche Bisthum Lisieux. Er wohnte der Krönung des Engländischen Königs zu Paris bei, und zog sodann auf das Concilium zu Basel, wo er, am 18. October 1442, indem er sich die Haupt und Barthaare verschneiden ließ, plötzlich entseelt zu Boden stürzte.

Der Vice Inquisitor Johann le Maistre versteckte sich späterhin da eine Revision des Prozesses der Jungfrau angeordnet ward. Ganz nach seiner uns längst bekannten schwächlichen Manier! Man konnte ihn nicht ausmitteln, und er ist so spurlos verschollen.

Der Promotor d'Estivet, einer von Johanna's rohsten Widersachern, muß sich wohl gleichfalls verborgen haben; wohin, wann und aus welcher Ursach, wird nicht gesagt. Man fand ihn todt auf einem Taubenschlag vor den Thoren von Rouen.

L'Oyseleur starb plötzlich in einer Kirche zu Basel.

Nikolas Midy sahe sich wenige Tage, nachdem er Johanna's Todespredigt gehalten hatte, vom Aussatz befallen und ist daran gestorben.

Der Cardinal von Winchester starb 1447

zu London in seinem Bett, aber eines furchtbaren Todes, wenn man, wie in den Tragödien aus der Engländischen Geschichte nicht daran zu zweifeln ist, sich auf die historische Treue Shakespear's verlassen darf *).

---

*) S. König Heinrich VI. zweiter Theil, dritte Scene des dritten Aktes. Die Stelle, zu deren Erläuterung dient, daß man den Cardinal in Verdacht hielt, den Herzog von Gloster ermordet zu haben, lautet zu Deutsch etwan also:

(Des Cardinals Schlafzimmer. König Heinrich. Salisbury und Andre treten auf. Der Cardinal im Bett. Bediente um ihn her).

König Heinrich.

Wie geht's, Mylord? Beaufort, Dich grüßt Dein König.

Cardinal.

Bist Du der Tod? Ich geb' Dir Englands Schätze,
Genug, solch zweites Inselland zu kaufen,
Wenn Du mich leben läßt und schmerzenfrei.

König Heinrich.

Ach, welch ein Zeichen schlimmverbrachten Lebens,
Wenn uns des Todes Nähe so schrecklich scheint!

Warwick.

Beaufort, es ist Dein Fürst, der zu Dir spricht.

Cardinal.

Bringt mich vor den Gerichtshof, wenn Ihr wollt.
Er starb im Bett. Warum solll' er nicht sterben?
Kann ich die Leute zwingen, daß sie leben?
O, nicht torquirt mich mehr, ich will bekennen. —

Die Chronikenschreiber gehn noch weiter in Berichten des beinahe sichtbaren Racheengels,

---

Lebendig wieder? Nun, so zeigt ihn mir.
Ich gebe tausend Pfund, um ihn zu sehn. —
Er hat ja keine Augen! Ist ja staubblind! —
Kämm glatt die Haar. Schaut! Schaut! Es starrt empor,
Leimruthen, mir die Seel' im Schwung zu fangen!
Gebt mir zu trinken. Holt vom Apotheker,
Was ich ihm abgekauft, das starke Gift.

König Heinrich.

O ewige Mutter, lenk' aus Deinen Himmeln,
Auf den Elenden hier ein güt'ges Auge!
O treib' hinweg den grimmgeschäft'gen Feind,
Der des Elenden Seele stark berennt!
Nimm ihm vom Herzen die Verzweiflungsnacht!

Warwick.

Schau, wie er grinset in der Todesangst!

Salisbury.

Verstört ihn nicht. Laßt friedlich ihn von hinnen.

König Heinrich.

Mit seiner Seele Frieden, so Gott will! —
Lord Cardinal, denkst Du an Himmels Heil,
So heb' die Hand zum Zeichen Deiner Hoffnung!
Er stirbt hin, sonder Zeichen. A, Gott gnad' ihm!

Warwick.

Für gräßlich Leben bürgt so schlimmer Tod.

König Heinrich.

Hüt Dich, zu richten. Wir sind Alle Sünder. —
Schließt ihm das Aug'. Zieht dicht den Vorhang zu.
Und laßt uns fort zu Andacht und Betrachtung.

welcher alle Verfolger der Jungfrau wiederum verfolgt habe. Wir jedoch wollen uns lieber, obzwar eingedenk der Wahrheit, daß die göttlich allgegenwärtige Gerechtigkeit auch bisweilen schon hienieden vergeltend einschreite, dennoch an den Spruch halten, den Meister Shakespeare in der hier übersetzten Szene seinem frommen König Heinrich in den Mund legt:

„Hüt Dich, zu richten. Wir sind Alle Sünder.“

Und für jetzt wollen wir uns nach milderen Todesberichten hinüberwenden. — Johanna's Vater und ihr ältester Bruder, Jaquemin, gehören zu den wenigen Leuten, — man dürfte fast sagen: Beglückten, — welche der Tod eines geliebten Wesens ziemlich rasch zu tödten vermocht hat.

Ein Zeitgenosse berichtet, das seie König Karl den VII. sehr empfindlich gewesen, doch habe er nun einmal nichts dawieder zu thun vermocht.

Freilich nicht! Todte aufzuwecken vermochte ja auch selbst die verbrannte Johanna in ihrem Leben nie! —

Der Krieg ging einstweilen für die Eng-

länder abermal sehr günstig fort, ohne daß es zu unserer wesentlichen Aufgabe ziemt, die Waffenthaten so zu begleiten, wie damals, wo Johanna noch feindan zog an der Spitze der Geschwader, lenkend mit prophetischem Wort und begeistertem Auge, was geschehen solle zum Siege des rechtmäßigen Königs und Herrn. Uns genüge hier zu wissen, daß nach mannigfachen Unfällen der treugebliebenen Franzosen sich endlich wiederum das Glück zu deren Bannern zu wenden schien, und über die Engländer mehr und mehr die Schauer aus den nachgelassenen, durch nichts zu vertilgenden Prophezeihungen ihres Scheiterhaufenopfers hereinbrachen.

Die Engländischen Herren vermeinten diesen trüblichen Eindrücken durch die sehr feierliche Krönung ihres jungen Königs Heinrich des VI. in Paris zu begegnen.

Mittwochs am 2ten Dec. 1431. Es gab dabei jedoch unter dem vielen Pomp keine fröhliche Begeisterung. Ja sogar Königin Isabeau soll sich der reuevollen Thränen nicht haben enthalten können, als sie den fremden Herrscher, ihren Enkel töchterlicher

Seits ehrerbietig beim Einzuge grüßte, zum Nachtheil ihres königlichen Sohnes. —

Auch wollte das abnehmende Waffenglück der Engländer in Frankreich sich keinesweges wieder ins Zunehmen herumzwingen lassen. Dazu kam, daß durch den Tod der edlen Herzogin von Bedford die letzten Bande gerissen waren, die bisher noch ihren Bruder, den Herzog von Burgund, an England geknüpft hatten. Er schloß am 21. September 1435 zu Arras einen Vertrag mit Frankreich ab, und vereinte seine Schaaren den Französischen. Man drängte die Engländer mehr und mehr zurück, und im nächsten Frühling überraschten mit Beihülfe vieler königlichgesinnten Pariser der Connetable und Graf Dunois die Hauptstadt, besetzten sie, fast ohne Blutvergießen, und nahmen Tags darauf durch Vertrag auch die Bastille ein, der dorthin geflüchteten Engländischen Besatzung freien Abzug sammt Hab' und Gut zugestehend. Mit Jubelruf empfingen die ganz im Herzen umgewandelten Einwohner den Connetable und die königlichen Geschwader, und der gleichfalls ganz umgewandelte Tagebuchführer, den wir ehedem unter der Benennung des Burgundisch gesinn-

Freit. am 20sten April 1436.

ten Parisers als einen Verächter und Schmäher Johanna's kannten, zeichnet jetzt in seine Blätter die Worte ein:

„Also erfüllte sich die Weissagung der Jungfrau, daß binnen weniger denn sieben Jahren die Engländer noch ein weit größeres Pfand ausliefern würden, als sie vor Orleans hinterlassen hatten.“ —

In eben diesem Jahr erschien zu Metz ein Frauenbild, welches sich zu Anfang Claudia nannte, bald aber erklärte, es seie die todtgeglaubte Johanna von Arc auf wundersame Weise aus den Händen der Engländer errettet. Die beiden Brüder der Jungfrau, Ritter Peter von Lys und Knapp Johann von Lys, sollen wirklich dieses räthselhafte Wesen für ihre Schwester anerkannt haben. Man nahm sie überhaupt günstig auf, und gab ihr ein Roß und Waffen, womit sie geschickt umzugehn verstand. Doch erklärte sie, vor dem Johannistage sei ihr keine Macht verliehen. Ueberhaupt waren ihre Sprüche räthselhaft und in Gleichnißweise gestellt, ganz wider die einfache Art und Weise, in der wir meist immer an Johanna von Arc zu hören, wohl auch zu lieben und zu bewundern gewöhnt

waren. Die neue Erscheinung zog in der Nähe von Metz hin und her, und endlich nach Erlon im Herzogthum Luxemburg, von wo ein junger Graf *) sie nach Köln zu seinem Vater geleitete, und er einen sehr schönen Küras für sie fertigen ließ. Sie aber schien der Waffenstücke nicht eigentlich zu bedürfen. Denn bald ging sie wieder nach Erlon zurück, und heirathete dort den edlen Ritter Robert von Hermoise, mit welchem sie nachher eine Zeitlang in Metz gewohnt hat. —

Es möchte an dieser einfachen Darstellung genügen, um den Leser, welcher bisher mit achtsamer Liebe den Bahnen und der Handlungsweise des wunderbar schlichten, demuthvoll tapfern Mägdleins von Orleans gefolgt ist, zu überzeugen, daß wir an Frau von Hermoises eine bisher uns unbekannte Dame zu begrüßen haben.

---

*) Graf von Wnenbou nennt ihn, sichtbar unorthographisch, die Urschrift. Es will kein mir bekannter Familienname des Rheinischen Adels dazu passen. Doch kann die Schuld sehr möglich nur an meiner Unbekanntschaft mit irgend einem der dortigen altedlen Stämme liegen.

Fragt sich's nun überdem, wie Johanna vom Scheiterhaufen errettet sein solle, so heißt es, man habe durch Aufsetzung der Inquisitionsmütze und sonstige Kunststücke die Person der Angeklagten unkenntlich zu machen gewußt, und eine andre Beliebige an Johanna's Statt verbrannt.

Es liegen in alledem so wunderliche Widersprüche gegen die bekannte Gesinnung der Verurtheilten und ihrer Richter, ja gegen alle Wahrscheinlichkeit oder vielmehr Möglichkeit, daß eine Widerlegung selbst einem mit dem Hinrichtungs-Actus ganz Unbekannten als Zeitverschwendung erscheinen müßte. Wir lassen also von nähern Untersuchungen über die Pseudo-Johanna ab, nur wollen wir der Vollständigkeit wegen folgende zwei Aussagen hinzufügen, welche ohne Zweifel die nehmliche Person betreffen.

Nikolas Sala *), ein Zeitgenoß, berichtet Folgendes, welches er von Wilhelm Goussier,

*) N. Sala, Exemples de hardiesse de plusieurs roys et empereurs. Manuscrits de la Bibl. du Roi. Nro. 180.

Herrn von Boisy (vielleicht Bussy?) erfahren habe:

„Uebrigens erzählte mir oberwähnter Herr, wie zehn Jahre nachher *) eine nachgemachte Jungfrau von Orleans zum Könige geführt worden sei, welche der ächten sehr ähnlich sah, und wollte man sie dafür ausgeben, Kunde verbreitend, es sei die Erste wieder auferstanden. Der König, dieses Gerücht vernehmend, befahl, daß man sie vor ihn bringe. Nun war zu selbiger Zeit der König an einem Fuße wund, und trug deshalb einen bequemeren ungewichsten Stiefel **). Durch dieses Abzeichen hatten die Begünstiger der Trugerfindung es der falschen

*) Nach dem Tode Johanna's nämlich. Daß Die Zeitrechnung sich hier um das Doppelte ausdehnt, will bei einer aus mündlichem Vortrage aufgezeichneten Anekdote wohl um so weniger bedeuten, als fast in allen Sprachen, und so auch öfters im Französischen eine bestimmt ausgeprochene Zahl oft nur als Andeutung für eine bedeutende Zahl überhaupt gilt.

**) Une botte fauve sagt das Original.

Jungfrau leicht gemacht, den König aus andern Edelleuten hervorzukennen."

„Nun geschah es, daß zur Stunde, wo der König sie vor sein Antlitz entbot, er sich in einem Garten unter einer großen Laube befand. Er befahl einem seiner Edelleute, der Jungfrau gleich bei ihrem Eintritte zum Empfang entgegenzugehn, als sei er der König. Und so geschah es auch. Sie aber, durch obgenanntes Abzeichen ganz ihrer Sache sicher, wies Jenen zurück, und schritt gerade auf den König zu. Weshalb selbiger sich bestürzt erwies, und wohl nicht recht wußte, was er sagen solle. Dennoch sprach er, indem er sich hold gegen sie neigte: „Mägdlein, meine Freundin, seid mir gar schön wiedergegrüßt, im Namen des Gottes, welchem das Geheimniß, zwischen Euch und mir sich befindend, offenbar ist." —

Auf dieses Wort sank die nachgemachte Jungfrau von Orleans erschreckt vor dem König auf die Kniee, und rief ihn um Erbarmen an, sogleich die ganze Trügerei bekennend, um welcher Ursach willen Einige ernsthaftiglich bestraft wurden, wie es sich

denn auch für einen solchen Fall eignete und gebürte." —

Vermuthlich entließ König Karl nach seiner gewöhnlichen Milde die Bereuende selbst alsbald unbestraft, und so mochte sie denn wohl anderweitig ihre trügerische Rolle wieder aufnehmen.

Das sogenannte *Diarium Anonymi* (Tagebuch eines Unbekannten) liefert *) folgenden Bericht:

Im September 1440 gab es viel Neues wegen der Jungfrau von Orleans, und manche Leute glaubten festiglich, sie sei durch ihre Heiligkeit dem Feuer zu Rouen entkommen und man habe eine Andre verbrannt, vermeinend, das sei Johanna **). Zu Anfang Octobers aber brachten die Wappner eine Per-

*) Marcel Histoire de France III. Theil, Seite 453.

**) Dies deutet also nicht auf absichtlich gespielten, sogenannt frommen Betrug der Richter Johanna's hin, sondern vielmehr auf eine durch Wunder bewirkte Augenverblendung und Personenverwechslung. Aber die Annahme ist wo möglich noch unglaublicher, und auf alle Weise frevelhafter noch, als die oberwähnte.

son ein, welche man zu Orleans gar ehrenvoll aufgenommen hatte, und als sie nachher in die Nähe von Paris gelangte, von den Umwohnern für die Jungfrau von Orleans gehalten ward. Deshalb entbot die Universität und das Parlament sie nach Paris, mochte sie wollen oder nicht, und dort zeigte man sie dem Volke auf dem Marmelsteine im großen Hofe des Pallastes, allwo sie ermahnt und über ihren Lebenslauf befragt ward. Sie gestand, daß sie keine Jungfrau sei; sie habe einen Ritter zum Ehemann gehabt, und selbigem zwei Söhne geboren."

Dann kommt noch eine verwilderte Geschichte hinzu, wie sie einst ihre Mutter von ungefähr geschlagen und deshalb eine Bußfahrt nach Rom angetreten habe. Dort sei sie in kriegerischer Tracht zu Händeln gekommen, weil sie für die Sache des Pabstes Eugenius gesprochen habe, und so habe sie im Einzelkampf zwei Männer erschlagen.

Sie ward darauf entlassen, und zog bald von hinnen, ohne daß man weiter Etwas von ihr hörte, noch auch vernommen hätte, wer eigentlich die abentheuernde Gestalt gewesen sei.

Manche sind geneigt, Johanna's jüngste Schwester, Isabella Romee, in der Betrügerin zu erblicken. Warum aber eine solche Abscheulichkeit als entsprossen aus dem fromm ehrbaren Hause vermuthen, wo dann auch noch obenein Johannas sonst so unbescholtne Brüder, Peter und Johann von Arc, oder von Lys, als absichtliche Verfälscher auftreten müßten, zu einem schändlichen und wenig vortheilhaften Zweck Ehre und Glück und Leben daransetzend. Weit begreiflicher ist es, daß beide Ehrenleute für Augenblicke von einer durch äußre Aehnlichkeit mit Johanna begünstigten Trügerin geblendet werden konnten, die vorkommenden Unähnlichkeiten etwa durch Zeitverlauf und erlittenes Weh entschuldigend. Das Menschenherz glaubt ja so gern oftmal überschnell, was es wünscht. Freilich mag dann eben ihr inniges Herz die Brüder auch bald wieder von der Fremden zurückgewarnt haben. Von beiden ist nach dem ersten Erscheinen der Pseudo-Johanna gar nicht mehr in dieser Beziehung die Rede. Auch findet sich keine Spur, daß sie irgend in Untersuchung oder Verdacht darüber gerathen seien." —

Die prophetische Wahrhaftigkeit der ächten

Johanna sollte bald durch eine abermalige Erfüllung ihrer weissagenden Worte im erneueten Glanze leuchten.

Als einen wesentlichen Mitzweck ihrer Sendung hatte sie bekanntlich die Lösung Herzog Karls von Orleans aus der Engländischen Kriegsgefangenschaft angegeben, späterhin versichernd, wenn sie drei Jahre lang hätte wirken können, würde es durch sie selbst geschehen sein, aber dennoch immer die Hoffnung zum endlichen Erfüllen dieses Gedankens festhaltend.

König Heinrich V. von England dagegen hatte noch sterbend seinen Brüdern geboten, auf keinen Beding den Herzog von Orleans auswechseln oder auslösen zu lassen, wohl fühlend daß die Anwesenheit dieses begeisterten Kriegsfürsten in Frankreich den Eroberwaffen ein gar ernstes Gewicht entgegenstemmen werde. Man hatte sich auch eine ganze Zeitlang darnach gerichtet, aber jetzt begann es der Engländischen Regierung dermaßen an Geld zu mangeln, daß sie von selbst Unterhandlungen über die Lösung des Herzoges anknüpfte. Nur überstieg die geforderte Summe weit die Kräfte des mannigfach bedrängten Herzogthums Orleans. Da

trat Philipp der Gute, Herzog von Burgund, in's Mittel, und schoß das fehlende, sehr beträchtliche Kapital freigebig vor. Und der war ehedem des Hauses Orleans abgesagtester und erbittertster Widersacher, theils um alter Ehreneifersucht willen, theils aus vermeinter Pflicht der Todesrache für seinen Vater Johann Ohnefurcht. Mann kann diese Anschauung nicht klarer bezeichnen, als mit den tiefbedeutenden Worten unsrer Urschrift:

„So ändert und lenket Gott nach Seinem Willen die Herzen der Fürsten." —

Der Befreiungskrieg Frankreichs ging nun wieder eben so kühnen Schwunges vorwärts, als früher dessen Bezwingungskrieg. Meist immer Gottlob! pflegen Bezwingungskriege ähnliche Befreiungskämpfe zu erzeugen, sei es nun früh oder spät.

1440

Am 17. Julius eroberte König Karl, er selbst einer der Vordersten im Sturm, durch offnen Anfall die seit drei Monden belagerte Stadt Pontoise.

1441

Während späterhin der König und sein Dauphin sieghaft in der Guienne kämpften, versuchte Talbot im Norden Frankreichs, die Stadt

Dieppe, welche im Jahr 1431 — dem Todesjahre der Jungfrau — das fremde Joch abgeworfen hatte, wieder unter Engländische Botmäßigkeit zurückzuzwingen. Ein Heer von zehntausend Kriegern stand unter seinem Befehl. Graf Dunois warf sich in den bedroheten Ort, und vertheidigte ihn mit gewohnter Tapferkeit neun Monate hindurch, bis es dem Dauphin gelang, die Belagrer sieghaft von hinnen zu treiben.

Im August 1443.

Im Jahre 1444 sahen die Engländer sich genöthigt, einen Waffenstillstand mit Frankreich einzugehen. Im Jahre 1448 sagten sie ihn wiederum auf, und die Rückeroberung der Normandie durch König Karl VII. ward die Folge davon, Es gab ietzt überhaupt einen jener wunderbaren Zeitmomente, wo man mit Klopstocks Barden singen mag:

„Gewendet hat sie
Ihr Antlitz, die Siegesgöttin!"

Momente, welche als warnende Anklänge der Welten-Uhr über die Erde gehn, zur Warnung und Ermuthigung für jeden des Göttlichen Klanges empfänglichen Geist. —

Gegen das Ende des Jahres 1449 kam die

Stadt Rouen, und zwar vorzüglich durch neu-
erwachte Treue und Kühnheit ihrer Bürger,
wieder in die Hand des rechtmäßigen Königs
zurück. — Die Engländische Besatzung erhielt
freien Abzug, doch nur gegen bedeutendes Löse-
geld und Auslieferung einiger andern festen
Plätze.

Am 1sten Januar fiel die Stadt Honfleur 1450.
wieder in Französische Gewalt.

Am 18ten April gewann der Connetable
Artus von Richemont die Schlacht bei Formi-
gny, worin drei Tausend Franzosen über sechs
Tausend Engländer siegten. Drei Tausend sie-
ben Hundert und vier und siebenzig Engländer
blieben auf dem Platze, vierzehn Hundert er-
gaben sich als Kriegsgefangne, mit einbegriffen
ihr Feldhauptmann Thomas Kiriel. Bald nach-
her gewann König Karl Caen, Falaise und
Cherbourg, wodurch er gegen die Mitte des Au-
gustmondes die Rückeroberung der Normandie
vollendet sah. Darauf zog das sieghafte Königli-
che Heer abermal nach der Guienne, unter des
tapfern Dunois Anführung in diesem und im fol-
genden Jahre Bordeaux, Bayonne und endlich die
ganze Provinz dem Lielenscepter wieder erringend. 1451.

Im Sommer des Jahres 1452 endlich geschah der vollkommen entscheidende Schlag. Die Franzosen hatten die Burg und Stadt Castillon in Perigord berannt, und der kühne Talbot eilte zum Entsatz mit 800 bis 1000 Reitern herzu, bei ihm viel der ausgezeichnetsten Ritter seines Landes und seiner Parthei. Gegen 5000 Mann Fußvolk rückten ihm nach. Vergeblich aber bestürmte er die Französischen Verschanzungen. Durch tapfre in der Nähe befindliche Bretannische Geschwader verstärkt, leisteten die Franzosen nicht nur tapfern Widerstand, sondern trieben auch die Angreifer völlig in die Flucht. Der weitberühmte Talbot blieb auf dem Platze, mit ihm sein muthig aufblühender Sohn, den er umsonst gebeten haben soll, seine hoffnungsfrische Jugend für glücklichere Tage zu erretten. An dreißig der kühnsten Ritter Englands theilten mit ihm das rühmliche Todesbett; außerdem noch vier bis fünf Hundert andre Krieger. Viele kamen flüchtend im Wasser um, viele durch der Nachhauenden Schwerdt. Ein Herold des Engländischen Feldherrn, dessen Leichnam erblickend, rief aus: „mein edler Herr und Meister, seid ihr das! Ich bitte Gott, daß Er

Mittwoch, am 17. Juli, 1452.

Euch alle Sünden verzeihen wolle. Vierzig Jahre lang und drüber hab' ich als Euer Ehrenhold Eure Farben getragen. Es ist nun an der Zeit, daß Ihr Eure Gabe wieder von mir zurück empfanget. Damit zog er seinen Wappenrock aus, den vermuthlich geplünderten Leichnam des Helden sorgfältig darin verhüllend. —

Burg und Stadt Castillon ergaben sich Tages nachher auf Gnade. Alle andern Städte in der Guyenne, die noch das Engländische Banner aufgepflanzt hielten, öffneten ihre Thore dem Könige. Die fremde Macht war durch die Niederlage jenes Heeres gebrochen, völliger und entschiedener noch durch Talbot's Tod. Bis auf das einzige Calais *) verloren die Engländer Alles in Frankreich und Johanna's Prophezeihungen strahlten in sieghafter Erfüllung vor den Blicken der staunenden Welt.

Früher bereits hatte König Karl den VII. Gewissen und Ehre gemahnt, das Andenken

*) Dieses gewann erst im Jahre 1558, die Citadelle durch Sturm erobernd, den Herzog von Guise für die Krone der Lilien zurück.

seiner treuen Helferin und Erretterin auch in den Augen der Welt, der eine öffentlich Verurtheilte und Hingerichtete für überführt und geschmäht gelten mochte, durch eine Handlung öffentlicher Gerechtigkeit wiederherzustellen. Kaum sah er im Jahre 1449 Rouen wieder in seiner Gewalt, so befahl er, Untersuchungen über jenen Prozeß anzuheben. In der That war es jetzt eben noch Zeit dazu, bevor die Mitlebenden ausgestorben oder verschollen wären, wodurch dann ein auch sonst noch so wohlbegründetes Ehrenurtheil den Verdacht der Partheilichkeit oder Unkenntniß auf sich geladen hätte. Bei solchen Wiederherstellungen edler, aber angegriffner Namen heißt es ganz vorzüglich treffend:

„Zwiefach giebt, wer da bald giebt!" —

Der erste Königliche Befehl zur Verhandlung ist vom 15. Februar 1449, und übergiebt die Sache seinem: „geliebten und getreuen Rath, Meister Wilhelm Bouille, Doktor der Theologie."

Das Verfahren ward darauf ernst und ruhig angeordnet. Man bestimmte deutlich im Voraus alle Fragepunkte, über welche die einberufenen Zeugen sich zu erklären hätten, ihnen zugleich das Recht zusichernd, für jeden Artikel

nachzuholen und zu bessern, was ihnen bei Vorlesung desselben etwa noch nöthig scheinen möchte.

Man hörte in dieser Untersuchung sieben Zeugen ab, und bildete daraus mit Zuziehung der Prozeß-Akten eine Denkschrift, welche König Karl VII. unterschiedlichen Doktoren und andern Rechtsgelehrten zur Prüfung vorlegen ließ. Einstimmig erklärten sie den Verdammungsprozeß für nichtig in der Form und ungerecht in der Sache.

Damit jedoch schien dem Könige, wie billig, noch nicht genug geschehn. Ohne Zweifel auf seine Anregung beschäftigte sich drei Jahre 1452.
nachher der damalige Erzbischof von Rouen und Legat des Pabstes, Cardinal von Estouteville, mit Untersuchung der Prozeßacten Johanna's, bezeugend, seine ganze Diöcese klage über des Mägdleins ungerechte Verurtheilung. Er berief einen Inquisitor, und eröffnete das Verfahren in seiner Würde als Legat selbst, indem er fünf Zeugen abhörte. Bald darauf zu einer Reise nach Rom genöthigt, übertrug er das angefangene Geschäft seinem Groß-Vicarius Philipp de la Rose.

Da jedoch immer noch kein öffentliches

Resultat von Seiten der Kirche zur Sprache kommen wollte, indem die hergebrachten Formen jeglichem Schritt Hemmungen entgegensetzten, wandte sich König Karl an den Römischen Hof. Aber dorten wirkte die Engländische Parthei lebhaft gegen ihn, den Verdacht erweckend, er habe sich schlimmer Hülfsmittel von Seiten der Jungfrau bedient, und so kam er mit seinen Gesuchen nicht von der Stelle. Da ließ er Johanna's Verwandte aufmuntern, klagbar über allen erlittenen Unglimpf einzukommen. Es geschah, und als Calixtus III. den päbstlichen Stuhl bestieg, gebot er durch ein Breve dem Erzbischof von Reims, den Bischöfen von Paris und Konstanz und einem Inquisitor, die Klagesache aufzunehmen, und nach geziemender Anhörung beider Partheien zu erkennen, was Rechtens sei.

Am 17. November 1455 erschienen die Anverwandten der Jungfrau zu Paris im Bischöflichen Pallast vor den ernannten Richtern — nur der Bischof von Constanz war abwesend — und einer zahlreichen Versammlung von Prälaten, Aebten, Professoren der Theologie, Offizialen verschiedner Diöcesen, Lizenziaten, Mei-

stern der freien Künste und einer großen Menge Zuschauer aller Stände.

Herein trat Isabella, des Mägdleins Mutter, mit verweintem schmerzdurchzucktem Angesicht, von ihren zwei Söhnen geführt, eine Rolle Papier in der Hand. In ihrem Gefolge kam ihr rechtlicher Beistand, Meister Mangier; ihre Anverwandte, einige Doktoren und andre Leute, die wegen der Richtigkeit und Ungerechtigkeit des Prozesses Zeugniß ablegen wollten. Es gab einen langen und trauervollen Zug.

Als sich Alles geordnet hatte, sprach Isabelle demuthvoll, von Stöhnen und Seufzern oft unterbrochen, folgendergestalt:

„Johanna von Arc war meine Tochter. Ich habe sie in der Furcht Gottes erzogen und im Glauben an die Ueberlieferungen der Kirche, so wie es ihrem Alter und Stande gemäß war, vermöge dessen sie meist in Wiesen und Feldern lebte. Meine Tochter besuchte die Kirche, beichtete und communizirte jeden Monat, und fastete an den von der Kirche vorgeschriebenen Tagen."

„Sie hat nie Etwas wider den Glauben weder gewollt, noch ersonnen."

„Dennoch haben ihre Feinde, zu Trotz dem Fürsten, dem sie unterthan war, einen Glaubensprozeß gegen sie erhoben."

„Darauf, sonder alle rechtmäßige Obergewalt, haben sie ihrer Widerlegungen nicht geachtet, und eben so wenig ihrer stillschweigenden und ausdrücklichen Berufungen."

„Sie haben ihr fälschlich Verbrechen, ihrer Seelen Seeligkeit gefährdend, aufgelastet."

„Sie haben sie eine Schmach erleiden lassen, unwiderbringlich für das Mädchen und für ihr ganzes Geschlecht."

Mühsam hatte die unglückliche Mutter diese Worte hervorgebracht. Jetzt trat ihr Anwald Peter Maugier, an ihre Stelle, die Papierrolle aus ihrer Hand nehmend, und eine Protestation wider Johannas Prozeß und Verurtheilung ablesend. Nachdem die Richter sich in einem abgesonderten Gemach mit Isabella näher besprochen hatten, machten sie der versammelten Menge das päbstliche Breve bekannt, bemerkten sodann den Klägern, wie nur wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, ein in so schwieriger Sache gefälltes Urtheil umstoßen zu können. Da jedoch die Kläger bei ih-

rem Begehr verharreten, erwiesen sich die Richter bereit, ihre Pflicht zu erfüllen.

Darauf erklärt Peter Maugier, seine Clienten griffen persönlich Niemanden an, als den Bischof van Beauvais, den Vice-Inquisitor Johann le Maistre, den Promotor d'Estivet und ihre Mitschuldigen, falls sich deren noch mehr finden sollten. Er beschloß seine Rede mit einer Hindeutung auf die ungerechte Verurtheilung der Susanna, und ermahnte die Richter, wie Daniel die Verläumdung zu besiegen, ausrufend:

„Die unterdrückte Unschuld und das makelreine Blut schreit vor dem Throne Gottes!" —

Man wähne jedoch nicht, nun seie etwa im aufgeregten Sinne rasch verfahren und übereilt entschieden worden. Die Verhandlung nach allen bestehenden Formen eingeleitet und fortgeführt, währte ein ganzes Jahr und drüber, während man die angeklagten Richter — Peter Cauchon, Johann d'Estivet und Johann le Maistre — unterschiedlichemal umsonst vor

Gericht geladen hatte, ihr Sache zu vertheidigen.

Erst am 7. Juli. 1457 erfolgte in Gegenwart von Johanna's Anverwandten zu Rouen im Erzbischöflichen Pallast ein feierlicher Spruch unter folgender Ankündigung:

„Auf Klage der Isabelle, Wittwe von Arc, und des Peter und Johann von Arc, Mutter und Brüder der Johanna, ehrsamen Andenkens, gegen den Vice-Inquisitor, den Promotor der Diöcese von Beauvais, Peter Cauchon, und Alle, welche sonst in selbige Sache verwickelt sind, ob einzeln oder collegialischer Weise.

Nun folgen die uns schon bekannten Einwendungen der Kläger wider Johanna's Prozeß und Urtheil, wobei zugleich der bisherigen Untersuchungen und Gutachten über diesen Gegenstand Erwähnung geschieht, wie auch der vorliegenden Aktenstücke und der Thaten des Mägdleins.

Die Richter erklärten, bei ihrem Geschäft die Hülfe des Himmels angerufen zu haben,

„damit" — heißt es — „unser Urtheil aus Gott selbst kommen möge, Welcher die Gei-

ster wägt, und der einzigwahrhaftige Richter ist, wie denn auch nur Er über die Wirklichkeit jener Offenbarungen zu entscheiden vermag, Er, Dessen Geist wehet, wo Er will, Der oftmal die Schwachen erwählt, um die Gewaltigen zu verwirren, und Welcher diejenigen nicht verlässet, die auf Ihn hoffen, sondern nahe ist mit Hülfe in Unglück und Trübsal!" —

Der Urtheilspruch wendet sich zuerst gegen die uns bekannten zwölf Artikel, und verwirft selbige gänzlich, als einen falschen, hinterlistigen und verläumderischen Auszug der Bekenntnisse Johanna's, absichtlich geschmiedet, um die Richter in Unwahrheiten und Nebendinge zu verwickeln und zu verwirren.

Dann werden die zwei Verurtheilungen der Jungfrau nebst den sie begleitenden Umständen aufgeführt, und es erfolgt der Schluß:

„Dieses Alles beachtend und Gott allein vor Augen haltend, erklären die Richter den ganzen Prozeß Johanna's, ihre Abschwörung und beide wider sie gefällten Urtheile voll des offenbarsten Truges, der Verläumdung und Unbilligkeit, sammt mannigfacher Irrungen

in Form und Sache. Und wird sonach das ganze Verfahren für nichtig und untauglich erkannt, wie alles, was demzufolge geschehen ist, und somit gänzlich gebrochen und vernichtet, als weder Kraft, noch Tüchtigkeit in sich tragend. Demzufolge ist Johanna, sammt ihren Vertheidigern und Anverwandten, jedes Fleckens oder Makels der Schmach in dieser Angelegenheit frei erklärt, wovon sie auf alle Weise gänzlich gereinigt und entladen zu achten sind."

Es mußte doch wohl ein schöner Strahl des Friedens und der Freude durch der leidenden Mutter Seele ziehn, als ihr gegenüber dieses Reinigungsmittel ausgesprochen ward, in derselben Stadt, wo die Seele ihres armen Kindes befreit aus den Flammen gen Himmel gestiegen war, und nun auch die weltliche Ehre erprüft und geläutert im erneueten Glanze hervorging. Das Letztre geschah insbesondre noch durch fortgehende, dem Gerichtsspruch angehängte Artikel.

1) „Das jetzt ergangne Urtheil soll feierlich in der Stadt Rouen kundgemacht werden."

2) „Man wird außerdem zwei feierliche Umgänge veranstalten: einen auf dem Platze Saint Ouen, wo die Handlung jener angeblichen Abschwörung statt gefunden; den andern zur Stelle, wo Johanna durch eine grausame und abscheuliche Verbrennung ihr Leben ausgehaucht hat."

3) „Es wird an beiden Orten eine öffentliche Predigt gehalten."

4) „Man soll ein Kreuz an der Stätte der Hinrichtung aufstellen zum nieverlöschenden Gedächtniß."

„Endlich: in allen Städten des Königreiches und sonst angesehenen Orten, welche die Richter nach eignem Ermessen zu bestimmen haben, soll eine Bekanntmachung dieses Urtheilspruches ergehn zum Angedenken für die Nachwelt." —

So war denn einstweilen durch und für die Mitwelt alles unter diesen Umständen Mögliche für der jungfräulichen Heldin Ehrenrettung geschehn. Welcher sterbliche Arm indeß, oder welcher in den Leib gebannte Geist, und sei er auch noch so herrschaftbegabt und kraftvoll, greift mit gebietender Macht durch die Nachwelt hinaus! —

Es erhuben sich in der künftigen Zeit sehr verschiedne Meinungen über den Beruf und das Leben des Mägdleins von Orleans.

Der Wahnglaube an Johann's Hexenkünste und teuflische Verbündungen hielt sich bei ihren Feinden noch einige Zeit, erlosch aber bald vor entgegengesetzten, wenn gleich in ihrem innersten Wesen eben nicht minder irrigen Systemen des Unglaubens und der Frechgeisterei.

Länger hielt die Ansicht vor, Johanna sei aus eigenkecken Willen mit erdachten Wundern und Erscheinungen aufgestanden, um ihres Vaterlands Krieger neu zu begeistern, und die fremden Eindringlinge aus dem Königreiche zu

vertreiben. Als ob sich dergleichen so machen und abmachen ließe und die Menschen geneigt wären, einem wunderbar auftretenden Wesen zu glauben, welches an sich selbst nicht glaubt! Nicht einmal die Thiere beugen sich vor erheucheltem Muth. Man frage Löwen- und Tigerwärter darum, oder Pferdebändiger oder Jäger.

Eine dritte Ansicht wollte das Unzulängliche der zweiten durch die Versicherung stützen, vornehme und hochgewaltige Leute hätten das Mägdlein zu tragischen Kothurnscenen veranlasset, sie erst durch Gaukeleien verzückt, und danach einstudirt. Es wird Alles aber fast nur unnatürlicher noch durch solche Erläuterungen. Denn je absichtlicher und weitläuftiger vorbereitet, also je ferner von Phantasie und je nothwendiger verkettet in Verstandesberechnung, je fast unmöglicher zu vollführen ist ein Betrug, der Enthusiasmus wecken und durch ihn wirken soll.

In der Sonnennähe schmolzen des Ikarus wächsene Schwingen. In einem Wetter-

sturm wär' er wahrhaftig eben auch nicht weit damit geflogen. —

Ueber 170 Jahre nach dem Tode der jungfräulichen Heldin trat zum erstenmal ein Franzos mit dem unedlen Versuch *) an's Licht, ihren Ruf zu beflecken. Er stützt sich dabei sehr zuversichtlich auf allgemeine Redensarten, als da sind: „Einige sagen — Andre meinen — die Zeit hat an's Licht gebracht" u. s. w., ohne einen einzigen Zeugen oder auch nur ein bestimmtes Factum namentlich anzuführen. Dabei gesteht er ganz naiv, dasselbe Mägdlein, welches nach seiner Ueberlieferung die Buhlerin Baudricourts, oder des Bastards von Orleans oder Pothons von Saintrailles gewesen sein soll, habe sich, als sie vor König Karl erschien, in keiner Aussage widersprochen und alle ihre Worte seien heiligen, sittlichen und keuschen Inhaltes gewesen. Auch deutet er mit keinem Winke darauf hin, sie möge etwan anderwärts anders erschienen sein, und so darf

*) Du Haillan: de l'Etat et succès des affaires de France, liv. II. in 8. Paris 1609.

man ihn ohne Weitres mit dem Spruch abweisen: „an der Frucht erkennt man den Baum *).“

Dem berühmten Herrn von Voltaire jedoch war die Ansicht jenes Mannes ganz recht, oder vielmehr: sie schien ihm noch etwas überzart. Denn statt des „Oder,“ womit Jener die vermeinten Liebhaber Johanna's unterschieden hatte, setzte Dieser das Wörtlein: „Und,“ überhaupt — wie oft, so auch hier — verliehene Gaben misbrauchend, um durch die Klänge der Poesie den Gegenstand der Poesie: das Heilige und Schöne in Staub und Schmutz herab zu reißen. —

Schiller's edle Muse rang dawider an mit sieghaftem Erfolg. Und so ist denn wirklich für der Jungfrau Erniedrigung und ihre Ehrenrettung Jahrhunderte lang mannigfach fortgekämpft worden: immer wieder ein Verdammungsprozeß, und immer wieder eine ihn

*) Matthäi 12, 33. Wer Lust hat mag auch da noch Weitres über dieses Thema lesen.

vernichtende Erhöhung des frommen Heldenmägdleins daraus hervorkeimend. —

Das Werk des Herrn Le Brun de Charmettes, welches wir der deutschen Lesewelt in dieser Bearbeitung darbringen, hat durch Gründlichkeit und Quellenreichthum hoffentlich dem Kriege über diesen Gegenstand ein Ende gemacht. Und überhaupt wohl steht nach der herrschenden, ich darf in vieler Hinsicht sagen: edleren Gesinnung einer ernstergewordenen Zeit nun in Frankreich, wie in ganz Europa Johanna von Arc vor aller Augen anerkannt dastehen, wie ihr Gottvertrauen, lieblich wie ihre Träume und Erscheinungen, strahlend wie ihre Siege, und wie ihr Martyrertod demüthig und fromm.

Berlin, gedruckt bei L. Quien.

Der Mensch des Südens

und

der Mensch des Nordens.

Sendschreiben

in Bezug auf das gleichnamige Werk des Herrn
von Bonstetten

an den

Freiherrn Alexander von Humboldt

durch

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Berlin, 1829.
In der Vereinsbuchhandlung.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Am Abend eines schönen Tages, in hoher und geistvoller Umgebung verlebt, theilten Sie, mein sehr verehrter Herr, mir das Werk zur Ansicht mit, welches den Gegenstand der in diesen Blättern dargelegten Betrachtungen ausmachen soll. Gespräche, wie sie uns dort aufgegangen waren, angehaucht von dem Geist eines längst von dieser Erde entschwebten Königlichen Helden, angeleuchtet von den Strahlen einer grossen Gegenwart und Vieles verheissenden Zukunft, ob auch über unsern Gräbern erst sich entfaltend, — solche Gespräche sollten durch die Mittheilung des Bonstettenschen Werkes gewissermassen ihren Gipfelstein empfangen. Anders wenigstens konnte ich es nach jenen Stunden durchaus nicht erwarten, und hielt und halte die Lesung des Buches um so wichtiger, als es von einem Freunde Johannes Müllers und des von mir sehnlich verehrten Matthisson herrührt, zugleich durch Sie mir angedeutet als Studium über einen Gegenstand, welcher so vielfach und tief mein eigenthümlichstes Wesen in Anspruch nimmt.

Ja: der Mensch des Südens und der Mensch des Nordens! Es ist ein grosses, wun-

derbares Räthsel, und lösbar nur durch die ewig selige Liebe, welche alle Räthsel löset, weil nur sie es ist, welche all und jedes wahrhafte Räthsel aufgegeben hat. —

Mit Liebe denn ging ich, mit Andacht darf ich wohl sagen, an das mir mitgetheilte Werk. — Und die ersten Seiten, von der eigenthümlichen Geistesbildung des Verfassers handelnd, bestätigten und steigerten mir noch jene Gefühle. In einen Tempel meinte ich zu treten, wo mich eine geheime Isisweihe überkommen solle; — eine Weihe, wie sie mich in den Tagen, wo ich dieses schreibe und oft als Lehrling vor ihrem Katheder sitze, ahnungsreich aus Ihren Vorlesungen anhaucht.

Sie aber, verehrter Herr, geben uns die Resultate Ihres tiefsinnigen und auch tiefinnigen Forschens; Resultate, mit deren Wurzel-Leben jeder Geist sich auf eigne Weise befreunden mag, wie mit dem Wurzel-Leben der Natur überhaupt. Herr von Bonstetten dagegen giebt, wo nicht ein eigentlich philosophisches System, doch eine systematisch sich zusammenfügende Darstellung unsrer europischen Bildung nach der Ansicht, welche ihm davon aufgegangen ist. Und mein Geist, statt sich dieser Ansicht zu befreunden oder auch nur zu fügen, erschaudert oftmal in seinem tief innerlichsten Wesen davor; nicht aber mit dem Schauder nächtlich erstarrender, feindlich abstossender Furcht, sondern mit dem seltsam begeisternden Schaudern der Morgenfrühe, welches den Kriegsmann bei'm kampfverkündenden Lärmen der Vorposten in die Waffen ruft, zum edlen Siege, wenn's sein darf, oder wenig-

stens zum edlen Erliegen doch, selbst auf den allerschlimmsten Fall.

Sie haben mir es vergönnt, Ihnen diese meine Kampfesversuche mitzutheilen; ja sie Ihnen mitzutheilen vor den Augen eines Publikums, welches gewohnt ist, seit Jahren seine ehrerbietige Aufmerksamkeit auf Sie zu richten, und eben im Laufe dieses Winters erneuete und schöne Veranlassung dazu gefunden hat.

Ich trete denn freudig in die Schranken, getrieben dazu von dem Pflichtgefühl, zu verfechten, was mir als unbedingt heilig erscheint; hoffend, in eben diesem Gefühl so zu kämpfen, wie es die Würde meines in Ehren ergraueten Gegners, des Herrn v. Bonstetten, die Würde des Gegenstandes, für den ich die Waffen erhebe, und die Würde Dessen, an welchen ich meine Worte richte, erheischt.

Bei den Lesern darf ich, im Allgemeinen, Bekanntschaft mit dem Bonstettenschen Werke voraus annehmen, zumal da es bereits in deutscher Uebersetzung erschienen ist. Doch will ich mich bemühen, meine Betrachtungen so zu leiten, daß auch den jenem Buch Entfremdeten, die etwa unmittelbar durch die allgemeine Wichtigkeit des Gegenstandes sich hierher gezogen fühlen möchten, kein Dunkel übrig bleibe, und vor allem, daß meinem Gegner kein Unrecht in der Darlegung seiner angegriffnen Ansichten widerfahre.

Es ist hier überhaupt nicht eigentlich Herr von Bonstetten und ich, die einander gegenüberstehen. Es gilt vielmehr die Grundansichten zweier Hauptpartheien, die einander gegenüberstehen, seitdem die Welt gestanden hat; wobei sich vermuthlich die gänzliche

Erledigung des Zwistes erst dann finden mag, wenn die Welt entweder überhaupt nicht mehr steht, oder doch der Einzelne aufgehört hat, in ihr zu stehn.

Eben deshalb ist die Fortführung des Ringens hienieden unerläßlich für Alle, die nicht in dumpfe Gleichgültigkeit für ihr allerhöchstes Ziel versanken, oder zu versinken Willens sind, und höchst mannigfach gestaltet sich dieser Kampf des Lebens in tausend und aber tausend Abstufungen.

Möge der Abschnitt, welchen ich hier einzunehmen und zu behaupten wage, nicht für unwürdig erkannt werden seiner grossen Beziehung auf das göttliche Ganze. Auch der einzelne Falk ja, rasch und scheinbar regellos durch die Luft hinstreifend, nimmt seine gottbeschiedene Stellung ein, und darf nicht ausbleiben zur Füllung des Universums.

Darüber, meine ich, sind wir Beide einig, und auch Herr von Bonstetten mit. Eben so darf ich der zuvörderst von ihm ausgesprochnen Grundlage seines Werkes vollkommen beistimmen.

Nord und Süd in ihren strengsten Gegensätzen, wie auch jegliche dazwischenliegende klimatische Abstufung, üben einen Einfluß auf den menschlichen Geist. Doch sind sie darin durch die freie Gegenwirkung eben dieses Geistes bedingt. Auch läßt sich der nördlichere oder südlichere Charakter eines Landes nicht sowohl nach den Breite-Graden, als vielmehr nach den unterschiedlichen Verhältnissen ermessen, welche das ganze Sein und Weben desselben zumehrst dem Sein und Weben dieser oder jener Hemisphäre aneignen mögen.

Der Gegensatz findet also nur verhältnißmäßig und stufenweis statt, und läßt sich eben so wenig durch bestimmte Linien abmarken, als etwa der Uebergang Einer Regenbogenfarbe in die andre.

Dennoch muß und wird ein solcher Gegensatz an den entfernteren Punkten sich in seiner vollen Kraft offenbaren, nur nicht in dem Sinne der Bonstettenschen Eingangs-Schilderung, an deren Schluß S. 39. als ein Hauptmerkmal der Differenz angegeben wird: „Der Bewohner des Südens sei geneigt, ohne Ueberlegung zu handeln; der Bewohner des Nordens aber geneigt, thatlos zu überlegen."

Wägen wir nur einmal diese Ansicht nach der Weltgeschichte ab, während aller Eroberungszüge der südlichen oder nördlichen Stämme, vorzüglich in den Zeiten der Völkerwandrung —: in wie endloser Verwirrung müssen ihr zufolge die Schalen sinken, steigen, und zuletzt durch und über einander hinfliegen!

Wir wollen uns aber nicht allzuängstlich irgend an Einzelnheiten festklammern, sondern vorerst im Allgemeinsinn des Verfassers einen Gegensatz festhalten und anerkennen zwischen Nordland-Menschen und Südland-Menschen. Da wird uns alsbald aufgehn, daß die Grundbedingungen aller endlichen Anschauung — Zeit und Raum — sich gar wundersam nach ihrer vorherrschenden Kraft in den Norden und Süden getheilt haben.

Im Norden, dem Lande des Harrens, des Sehnens, der langsam reifenden Erfüllung, ist offenbar die Zeit das obwaltende Prinzip, und vermöge ihrer Pilgernatur nun und nimmer am Ziel.

Im Süden, dem Boden des Gewährens, des Nebeneinander-Bestehens vieles Herrlichen auf Einmal, finden wir den Raum vorherrschend, und vermöge der äusseren Erfüllung zeigt er sich sinnlich befriedigend und bequem.

Das Bewußtsein der Zeit erweckt im menschlichen Herzen die Ahnung.

Der Raum dagegen stellt die unläugbare Herrschaft der Wirklichkeit dar.

Die Wahrheit schwebt zwischen Beiden, meist unsichtbar und unbegreiflich.

So haben die südlichen Mythen ihr Paradies im Norden gesucht, — in den Hyperboräerlanden. So suchen die Nordländer noch heut zu Tage, — und suchten es oftmal mit Feuer und Schwerdt — ihr Paradies im Süden. Und weder Nordmann noch Südmann haben es auf Erden gefunden, weil es unermeßlich weit über die Erde hinausliegt: im Himmel. —

Der Wahrheit am nächsten aber scheint gewöhnlich doch die Wirklichkeit zu kommen, ob sie in der That auch durch noch so viele Siriusweiten von ihr entfernt sein mag. Daher kann sich Derjenige am leichtesten in einen Scheinfrieden lullen, dem die Wirklichkeit die wenigst fühlbaren Aeusserungen ihrer Unzulänglichkeit entgegenstemmt.

So geschieht es, daß man die Leute des Südens oft in eine gewisse äusserliche Ruhe versunken findet, die fast aussehen möchte, wie Seeligkeit, aber nichts weniger ist, als das. Ereignet sich ein Anstoß, welcher ihnen unabweislich offenbart, sie seien nicht im

Reiche der Erfüllung, sondern eben nur auch noch im grundärmlichen Lande der Entbehrung, so bricht ihr gereizter Zorn in Thaten aus, welche an Löwe und Tiger mahnen.

Der Nordmann dagegen vergleicht sich besser dem bei ihm vorzüglich heimischen Adler. Zornig streng', wie dieser zwar, wo es Kampf gilt, aber auch still wachsam und fernschauend, wie dieser, sinkt er nie in jene trügende Behaglichkeit zurück, welche den Ausbruch eines kriegerischen Ringens als etwas Ungeheures und ganz Unerwartetes darstellt. Ernst, Himmel und Erde in seinem festen Sinn erwägend, an langen Nächten die Todesnähe, an wiederum langen Tagen die Klarheit des ewigen Tages ahnend und, sofern das möglich wäre, sie messend, vergißt der Nordmann niemals über die Blume ihrer dunklen Wurzel, niemals über den Tag seiner Mutter und Schlummerwiege: der Nacht.

Süd und Nord würden demzufolge einander gegenüberstehen, wie Wirklichkeit und Ahnung, also in einem echten, das heißt: verschwisternden Gegensatze. Wie Süd nicht ohne Nord denkbar ist und Nord nicht ohne Süd, so auch Wirklichkeit nicht ohne Ahnung und Ahnung nicht ohne Wirklichkeit. Der Unterschied kommt nur in allen Wechselgebilden der Zeit und des Raumes darauf an, welches von Beiden als vorherrschend an's Licht der Anschauung treten mag.

Nach diesen Grund-Ansichten, wie sie mir durch Wissenschaft und Erfahrung bestätigt erscheinen, lassen Sie, werther Freund, uns die wichtigen Fragen,

welche Herr von Bonstetten aufgeworfen hat, nach seinem eignen Leitfaden verfolgen.

Der Nordländer ist nur zeitenweis der äußern Thätigkeit hingegeben, denn die Jahreszeit schiebt ihm öfters einen hemmenden Riegel vor sein Feld; — ja im kälteren Norden und schärferen Winter zuweilen unmittelbar vor seine Thür.

Dann ruht er, scheinbar gezwungen, innen behaglich, und so gewissermaassen freiwillig. Die Welt der Ahnung, die auch mitten unter der angestrengtesten Arbeit seine Geleiterin war, thut nun erst voll tröstender Milde ihm all ihre Schätze auf. Der starke Mann freute sich wohl oft heimlich in den Tagen der Jagd und Arbeit auf die Zeit der äusserlich erzwungnen Ruhe, wo er mit seinen lieben goldnen Mährchen, ohne daß unabweisliche Pflichten sie ihm fortschüchtern dürfen, ungehindert spielen kann. Sein äusserliches Schaffen war schwer und kurz und scharf; seine Ruhe ist mild und lang und süß. —

Der Südmann dagegen arbeitet eigentlich immer, aber niemalen angestrengt. Es giebt allstündlich etwas zu schaffen, und dagegen doch eigentlich fast nie etwas Entscheidendes zu unternehmen. Seine Welt blühet und reift immer und an Einem fort. In dem stets anmuthig und reicherfüllten Raume lernt er eigentlich gar nicht eine Haupttugend des auf die Zeit angewiesenen Nordmannes: das Warten. Denn ihm giebt die Wechsel-Erfüllung steten Ersatz oder doch eine sinnliche Bürgschaft für das, was nachkommen soll, und die wesentlichste Sorge des südlichen Acker- und Garten-Bauers ist, wie er die verschie-

denartig reichen Gaben der Natur so ordnen soll, daß sie ungestört und vortheilhaft neben einander im Raume bestehen. Dagegen wirkt der Nordmann gleichsam in einer Linie fürder, ermessend und erprüfend, wie die Pflanzen einander von Jahr zu Jahr am trefflichsten ablösen und fördern mögen. Man könnte ihn fast einen steten Sämann heissen, den Südländer dagegen einen steten Aerndter.

Wer aber immer im Aerndten und Geniessen bleibt, lebt natürlich am mehrsten der Wirklichkeit und dem Augenblick, und muß später wohl nur allzuhäufig das schmerzvolle Bekenntniß eines edlen Dichters wiederholen:

„Ich fragte nichts nach drüben.
Mein Hoffen und mein Lieben
War mir hienieden schön!"

Wessen Haupt-Aufgabe dagegen im Säen und Harren besteht, Dessen Herz erfüllt sich mit Ahnen und Hoffnung. Die Richtung auf die eigne innre Welt und auf die grosse ewige Verheissung wird unwillkürlich vorherrschend, und belebt endlich seine ganze Seele. Oder mit andern Worten:

Wer mehr im Raume lebt, als in der Zeit, richtet sich die Welt zum behaglichen Ruheplatz ein.

Wer mehr in der Zeit lebt, als im Raum, erkennt die Welt für eine Pilgerbahn, und sein irdisches Dasein für eine Reise. —

Sie sehen, verehrter Herr, mir geht hier Vieles gar anders auf, als dem Herrn von Bonstetten, und ich mußte mich dabei verweilen. Denn eben hierauf beruht gegenwärtig unsre Abweichung, und eben das-

durch wird früh oder spät hoffentlich auch unsre Vereinigung herbeigeführt. Von jetzt an vermag ich dem heiter und leicht auffassenden Gegner mehr in seiner eignen Manier und mit schnelleren Tritten zu folgen, was nicht sowohl Ihnen zum Trost gesagt sein mag, als vielmehr manch einem Leser; — da ich mich nun doch einmal zur öffentlichen Bekanntmachung dieser Blätter gedrungen fühle. —

Herr von Bonstetten sammelt seine Vergleichungen und Gegensätze unter einzelne Kapitel-Ueberschriften. Auch darin wollen wir ihm in der Regel Folge leisten.

Freiheit.

Allerdings hat der Norden sich gesetzlicher und daher freier bewahrt, als der Süden. — Aber geschah es, weil ein nordlicher Despot den Unterthanen mehr Eigenthum lassen mußte, wenn Selbige überhaupt bestehen sollten? — Ich meine: da liegt es mit nichten. Vielmehr, je abhängiger von dem Ertrag der Erdscholle durch das unvermeidliche Bedürfniß, je leichter müßte der Mensch durch den Mächtigern zu unterjochen sein. Wenn es just nur darauf ankäme, versteht sich.

Der Grund aber, warum die Anwohner unter den Eichen und Rüstern länger die uralt patriarchalische Verfassung festhielten, und meist sie unverkümmerter bewahrten, als die Anwohner unter den Oliven- und Orangenbäumen, — der Grund liegt tiefer.

Weil nehmlich der Südmann von einem Tag' in den andern lebt, scheint ihm die Gegenwart, sofern sie nicht von ungeheuern Umwälzungen durch-

brochen und zerrissen wird, meist immer dieselbe. Daher gleitet sein Leben sanft bergunter, und er merkt nur selten und unvollkommen, wo ihm ein Theil der höheren Um- und Aussicht entschwindet. Oder er giebt auch selbst im Fall des Bemerkens nicht eben sonderlich viel auf das Phänomen. Ist der Rasen unter seinen Tritten ja doch weich! duften die Blumen doch lieblich! Schatten die Baumeshallen doch immer noch still und kühl! —

Den Nordmann aber leitet sein zeitlicher Pilgerpfad in Ernst und Anstrengung bergan. Ihm ist ein jeglicher Augenblick, wo er nicht fürder schreitet, ein Gleiten zurück. Deshalb muß er unerläßlich genau das Ziel im Auge behalten, und so auch den Führer und die Gefährten. Keineswegs um ein ordnungsloses Weltklimmen bergan darf es ihm zu thun sein; wohl aber um ein regelrechtes Festhalten der einmal beliebten Pilger-Ordnung, und wir finden das bei allen Bergsteigern als unerläßliches Gesetz.

Darf ich Ihnen, verehrter Chimborasso-Erklimmer, dergleichen erst in Erinnerung bringen? Ich stütze mich nur eben auf Ihr Zeugniß. —

Ueber die Wirkung — daß nehmlich der Norden die gesellige Ordnung in der Regel fester erhält, als der Süden, — bin ich für dasmal auch einig mit Herrn von Bonstetten. Nur daß mir dabei die Abstammung unermeßlich wichtiger erscheint, als der Breite-Grad, und ich überhaupt die Wurzel beträchtlich tiefer suchen muß.

Darin aber stimme ich ihm gänzlich bei, daß er die echte Freiheit nicht in den Formen sucht, sondern

im Geist, welcher die Verwaltung belebt; vorausgesetzt, daß die Verwaltung rechtlich begründet sei. Denn die Freiheit blüht und gedeihet nur unter der Sonne des ewigen, also auch des zeitlich einfachklar abgespiegelten Rechts.

Friede oder Zank liegt in der Menschen Herzen. Nicht liegt es in den Spinnengeweben, die man oftmal drum herzieht, als magische Bannworte Konstitution und Repräsentation hineinwebend, aber vergessend, daß dergleichen ebenfalls mit den Fäden eines unbegründeten Gespinstes kommt und flieht.

Doch muß ich mich im Namen meiner alten, und Gottlob! auch noch immer neuen Freunde, der Isländer, dawider absonderlich verwahren, daß Herr von Benstetten ihre ursprünglichste Verfassung eine Republik nennen will. — Die Isländer der Vorwelt lebten wie die Germanen zur Zeit des Tacitus: jeglicher Hausvater, oder, wie man es noch passender benennen möchte, jeglicher Wehrfester, ein Fürst; unabhängig für das Innre seiner Hofverwaltung und unverantwortbar dafür jeder irdischen Gewalt. Rechenschaft schuldig blieb er der Gottheit allein, oder Dem, was ihm als Gottheit erschien.

Dies ist im Wesentlichen überhaupt die urerste patriarchalische Stellung des Menschen-Geschlechtes, seitdem das Paradies verloren ging. Mannigfach gemeinsame Noth drängte fortan zur Abwehr die Familien als eben so viele Bundesstaaten zusammen, bis endlich dieser Bund eine stehende Form gewann und behielt, sich dabei in die vorherrschende Schirmesgewalt mächtigster und trefflichster Hausherrn bald und

gern übergehend. — Hat ja noch neuerdings das deutsche Reich aus innerer und äusserer Zertrümmerung sich in ganz ähnlicher Bundesgestaltung zur neu belebenden Einheit erhoben.

Daß auf Island sich das Bestehen der kleinen Wehrfester-Herrschaften weit länger unabhängig erhielt, als im übrigen Europa, kam von der nicht nur insularischen sondern in gewisser Hinsicht ganz isolirten Lage des Landes her. Mit auswärtigen Feinden unmittelbar hatte man nur selten zu schaffen; eigentlich für des Ganzen Allgemeinsache nie. So blieb denn jeglicher Wehrfester mächtig genug zur Unabhängigkeit, und die Gesammtheit bestand eigentlich aus einer Monarchen-Verbrüderung. Und ob das Wort bei dem beschränkten Hufen-Umfang der kleinen Monarchieen auch noch so lächerlich klänge, ich halte mich hier an die Bedeutung, nicht an die Dimension. Und wohl nur auch auf diese Weise läßt sich der wahrhafte Rechtszustand aller menschlichen Staaten-Verhältnisse ermessen.

So lange zum Beispiel die vier Schweizer Waldstätte noch von der monströsen Republik Frankreich nicht äußerlich erdrückt und gesprengt wurden, trugen sie den Namen Republik mit wenigstens eben so gutem Rechte, als jene Millionenfach sie überragende Mitbuhlerin.

Die innern Kämpfe Islands dagegen sind nicht sowohl republikanische Gährungen zu nennen, als vielmehr Kriege Eines unabhängigen Fürsten wider den Andern, vermittelt nur durch das Ansehn einer allgemeinen Bundesversammlung.

In eben dem Sinne kämpften die Hellenischen Staaten des Alterthums oft wider einander, und nur das Amphiktyonen-Gericht durfte gebieten: Halt!

Den aufmerksameren Leser müßten wir zu ermüden fürchten durch ausführliche Darlegung, wie diese Isländisch-Hellenische Diskussion in das Ganze unsrer Erwägungen eingreift.

Der minder aufmerksame nehme es so hin, als eine Notiz, wobei ihm doch vielleicht ein oder das andre Sonstige einfallen mag; — vielleicht auch nicht. —

Nicht-Sorgen für den nächsten Morgen.

Mit diesem frommsprüchwörtlichen Ausdruck mag ich mich nicht entbrechen, des Herrn von Bonstetten Kapitel-Aufschrift zu übersetzen:

Insouciance pour l'avenir.

Theils meine ich, das sonst überaus schrecklich zu deutende Motto somit in seine rechten Schranken zurückzudrängen, wie sie ihm auch sonder Zweifel Herr von Bonstetten ziehen wollte; theils aber läßt sich unsre nordische Für- und Vorsorglichkeit damit am besten rechtfertigen, und zugleich die selbst im hier oft bestrittnen Werke mehr als kindisch, denn kindlich, geschilderte Unbedachtheit des Südländers entschuldigen.

Es kommt ja überhaupt Alles in der Welt, auch bei jenem Nichtsorgen, einzig auf die Art und Weise an, wie uns die Aufgabe von oben herein gestellt ist. So arg leichtsinnig der Mensch erscheinen müßte, welcher die anschwellende Stromfluth um Sonnenuntergang thatlos durch den Damm fürder sickern

liesse, und geruhig sein Lager suchte, sich einredend, mit den beschwerlichen Mitteln wider die Ueberschwemmung hab' es auch noch bis Morgen Zeit, — eben so albernängstlich würde ein Andrer auftreten mit seiner Sorge, der Damm könne im zukünftigen Herbste vielleicht bedroht werden, und man dürfe ihn deshalb den ganzen Sommer hindurch nie aus dem Auge lassen, an gar nichts Anderes denken, als eben an den Damm. — Der nächste Morgen also hat schon hienieden gar verschiedne Bedeutung.

Das aber', welches man im höchsten Allgemeinsinn die Zukunft (l'avenir) nennt, ist an Mannigfaltigkeit, wie an Wichtigkeit, unermeßlich reicher. Schon hat vor Jahrhunderten die Italier ihr grosser Dante darüber sehr ernsthaft belehrt, oder doch zu belehren getrachtet. Inferno, Purgatorio und Paradiso heissen seine drei prophetischen Gesänge, worin sich eben so wenig eine Insouciance pour l'avenir spüren läßt, als in dem Seelenleben des schlichtesten Nordmannes.

Ob man also Heute säet und Morgen ärndtet, oder die Heute gestreuete Saat erst in einem Jahresviertel keimen sieht, es muß bei all und jedem Saatenstreuen doch immer dieselbe Seelen-Eigenschaft zum Grunde liegen: Vertrauen auf Den, welcher der Saat Gedeihen schenkt! Sonst könnte ja ein Herz eben so schlimm durch drei Regen-Viertelstunden in Verzweiflung fallen, als durch drei Monden voll Eis und Schnee. — Doch der Seegen kommt von Oben! Und auch von daher strömt die ewige Mannigfaltigkeit hernieder, verkündend in reichen Gebilden die

ewig göttliche Einheit. Furcht vor der Gottheit und Liebe zu ihr, bald jenes Gefühl vorklingend, bald dieses, beherrschen in wunderbar wechselnden Schwingungen allwärts die Erde. Vergeblich also sucht Herr von Bonstetten die trübe Mystik ausschließlich im Norden.

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang!"

sang unser glaubensfreudiger Luther.

Wo dagegen ziehn die Mönche mit schauerlich verhüllten Gesichtern umher? — Im Norden nicht! — Und wo haben sich überstrenge Büsser einsiedlerisch herb in die Sandwüsten zurück gezogen? — Im Norden nicht! —

Der Christliche Glaube in seiner echten Anregung ist so etwas allgegenwärtig Heiteres, daß ich denke, hier genüge es, auf ihn hingedeutet zu haben, und sogleich auf das Fünfte Bonstettensche Kapitel übergehe, obgleich es, im gar seltsamen Abstich mit den nur kaum erst angeregten und fürder zu erörternden ersten Fragen, überschrieben ist:

Meinung, Mode, Gewohnheit und Coterieen.

Strahlet ja doch die allgegenwärtig göttliche Sonne auch da hinein! Die Hütten und die Palläste haben in dieser Hinsicht nichts gegen einander voraus. Nur gilt es vor Allem, daß man dem blos Hergebrachten in Schlössern und andern grossen Häusern keine Abgötterei beweise, eben so wenig, als der überschätzenden Idyllen-Bewunderung eines Lebens bei

Käse

Käse und Milch. Ueberhaupt mögen wir uns hüten, irgend ein Volk oder eine Stadt, oder ein Wesen oder ein System als mit dem absoluten Mode-Stempel beliehen, zu verehren! — Dieser Götzendienst ist bedrohlicher, als er dem flüchtigen Ueberblick erscheinen mag, und das Ankämpfen wider ihn bildet, von der Ueberzeugung seiner Verderblichkeit angeregt, somit eine Haupt-Aufgabe meines gesammten, mich auch zu diesen Blättern spornenden Berufes.

Keinesweges kann ich mit Herrn von Bonstetten einstimmen, wenn er die Einfachheit der protestantischen Gottesverehrung nur aus dem nordlichen Charakter ihrer Bekenner ableitet. Wir, die wir dazu gehören, heissen uns doch am liebsten evangelische Christen, weil es unser Bestreben ist, die Urform des Evangeliums in dessen Reinheit darzustellen und neu zu beleben, in der Reinheit, wie es bei der echtgöttlichen Erscheinung unmittelbar in Palästina — dem sehr südlich gelegenen Palästina — sich entfaltete! — Als unsre Voraltern noch dem Römischen Stuhl unterworfen waren, sah das Nordland nicht minder prachtvolle Kirchen, Meßgewänder und Prozessionen, als der Süden. Es müßte denn sein, daß wir den materiellen Reichthum des Letztern an Stoffen mit in Anschlag brächten. Davon aber würde an dieser Stelle gewiß Herr von Bonstetten eben so wenig hören wollen, als Sie und ich. Wenn aber nun auch Tacitus als Zeuge für die Prunklosigkeit nordischen Gottesdienstes, schon in der Heidenzeit, in's Gefecht berufen werden soll, muß ich als eingefleischter altfränkischer Alterthümler — ich denke, dafür bin ich

hinlänglich berüchtigt — wider diese Autorität protestiren. Denn wie ehrenwerth der treffliche Römer, den man wohl mit noch besserem Recht, als den Brutus, den letzten Römer nennen kann, auch sonst uns Allen gelten muß: in seiner Schilderung Germaniens ist er oft auf eine schier unerlaubte Weise hyperidyllisch verfahren. Unverkennbar wollte er seinen überbildeten Zeitgenossen den beschämenden Spiegel einer in sich starken, und doch äusserlich ungebildeten Nation vorstellen. Er handelte deshalb den Germanen das Schreiben, die Baukunst, beinahe die Waffen ab, und endlich auch den Götterdienst. Sei das Alles zum Theil aus Unkunde geschehn: die Lust am Gegensatz hatte ihren grossen Theil mit daran, und hier vielleicht vorzüglich, wo es galt, den einreissenden aegyptischen und sonstigen Abergläubeleien in Rom Widerpart zu halten. Denn daß die Germanen nicht arm an Göttergestalten waren und am allerwenigsten arm der hohe Nord, beweiset uns die altskandinavische Sage. Ihnen, geehrter Herr, ist sie ohne Zweifel gründlich bekannt, und ist auch sogar fast jeglichem Mitleser, der Ihnen über die Schulter sieht, hin und her in's Ohr geklungen, mit durch die Bemühungen des Endes-Unterzeichneten.

Ich kann überhaupt für das Höchste der menschlichen Natur, in sofern es schon Platon und Cicero dafür erkannten: die Gemeinschaft der Menschenseele mit Gott und unsre Erkenntniß göttlicher Dinge, den klimatischen Einfluß nur in sehr untergeordnetem Grade gelten lassen. — Die allerhöchste Wahrheit vergleicht sich dem reinen Licht;

ihre verschiedenartigen Abspiegelungen in der menschlichen Seele den prismatischen Farben. — Daß an diesem Wechselspiel die göttliche Weisheit ein Behagen, wir dürfen sagen: eine Freude findet, geht aus den Worten der heiligen Schrift hervor, wie auch aus des geschaffenen Menschengeschlechtes reicher Mannigfaltigkeit. Insofern nun die Farben spielen, statt etwa verworren zu schielen, lösen sie ihre einstweilige Aufgabe. Es kommt Alles darauf an, in wie weit sie ihre Verwandtschaft mit dem ewigen Lichte behaupten. — Und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist es nicht so gleichgeltend, ob ein Derwisch sich einige Tausend Mal auf dem Absatz herumdreht, oder ein Nordmann, in stille Andacht versenkt, seinem Prediger zuhört. — Aber keinesweges klimatisch ist ein solcher Unterschied begründet, sondern vielmehr im tiefsten Verhältniß der Gottsuchenden Seele zu ihrem seeligen Ziele. — Daher wären die Franzosen schlimm daran im höheren Sinne, ob auch bequemlich für das momentane Leben gestellt, wenn sie den Platz einnehmen müßten, welchen Herr von Bonstetten, in wohlwollender Irrung, ihnen anweiset: den Punkt, wo das Zünglein über dem Wagebalken vibrirt. — So da sein, so absolut indifferent zwischen Rechts und Links, zwischen Schwer und Leicht, hiesse eigentlich gar nicht da sein. Und just dem ursprünglich Französischen Charakter genügt durchaus diese Stellung nicht. Der Franzos — das Recht, ihn aus meiner eignen Brust zu messen, hab' ich nicht ohne Schmerzen erworben, und durch manch einen tief empfindenden ehemaligen Landsmann empfing ich geistig

Brief und Siegel über jenes Recht, — der Franzos, leicht, vielfach angeregt, erscheint nur deshalb mit aller Welt im Frieden, weil er mit sich selbst im beinah endlos fortgesetzten Kriege lebt. Diesen Streit will er in sich selbst verarbeiten, als ein wunderbar heiliges Geheimniß, und darum lächelt er zu seinen Wunden, oder lacht wohl gar darüber, wenn es sein muß.

Daß die Mode aber jenes Gleichgewicht irgendwo durch stete Unstetigkeit als flatternder Papillon behaupten soll, dem Niemand sein Kunststücklein nachmachen könne, bevor er sich in die modernste Stellung umgeschwungen habe, — sieht es nicht einem Taschenspieler-Wurf allzuähnlich? Oder einem Seiltänzer-Pas? —

Auf jede Weise scheint Herr von Bonstetten die französische Geselligkeit just ihrer Ungründlichkeit wegen zu preisen, als sei die Gesellschaft überhaupt nichts, als absoluter Zeitvertreib. Absoluter Zeitvertreib aber wäre ganz zuverlässig auch absoluter Zeitverderb.

Lieber von Morgen zu Abend unter ehrlich ämsigen Kartoffel-Pflanzern leben, oder meinetwegen als Mitglied einer Ameisen-Kolonie gradezu, wo es doch noch Ordnung, regelrechte Thätigkeit und Allgemeinzweck giebt, als unter sogenannt Genialen, die nichts möchten, als einander gegenseitig amüsiren. — Es geht ja nicht! Mit dem besten Willen ja können sie's nicht, so lange sie durchaus nichts weiter wollen, als das.

Ohne Begeisterung kein Geist! Ohne Geist kein

Leben! Ohne Leben keine Lust! — Und gewiß doch würde Herr von Bonstetten in Ihrem Umgange die Freuden der echten Begeisterung empfinden, wie er solche in Johannes Müllers und Matthissons Umgange so oft empfunden hat. Was muß denn ich, von Kindheit, oder doch von meinen früheren Jünglingsjahren her, seinen und seiner Freunde gefeierten Namen verehrend, erst aufstehn, ihn zu erinnern, daß nicht der soit disant bon ton, — selbiger bleibe übrigens in allen Ehren — aber daß wahrhaftig nicht ausschließlich er es ist, welcher die Seelen mit göttlichem Schauer zu Forschungen und Thaten erfüllt! Und doch nur darin erst vermag die Seele, die Gott-Erzeugte, von Gott Abgeirrte, nach Gott Heimringende, voll seeligen Jubels zu ruhn. —

Ich wage es kaum, von dieser Anschauung mich wieder zu der durch Herrn von Bonstetten, wenn gleich getadelten, doch gewissermassen als nothwendiges Uebel empfohlnen, sogenannten Coterie zu wenden. Aber ich muß.

O Du höhere, sanftere Muse all meines besseren Strebens, jetzt mit eben so milden als scharfleuchtenden Strahlen durchströme mich, auf daß ich gegen ein so bedrohliches Uebel des geselligen Lebens mild anringen mag, aber stark! —

Die sogenannten Coterieen — und weshalb wollten wir die seltsame Benennung erst übersetzen? — es lohnt die Mühe nicht, und würde am Ende bei gründlicher Ableitung nur unartig gegen diese beliebten Uebel herauskommen! — also: die Coterieen sondern unter dem Schein der Geselligkeit den Menschen vom Men-

schen ab. Kleinstädtereien sind sie mitten in der grossen Welt, die wohlthätige Reibung der Eigenthümlichkeiten hemmend, indem Jedes alsbald vor ungewohnter Nähe in sein Schneckenhäuslein des Hergebrachten zurückkriecht, allenfalls noch nach Kräften einigen Giftschaum auf den unbequem Nahenden hinaussprühend.

Frau von Genlis, mit ihrer lebendigen Gabe des Auffassens von Gebräuchen und Misbräuchen im wirklichen Leben, schildert eine solche Coterie gar trefflich, wo ein unglücklich hineingeschneiter Fremdling, vom Kichern der jungen Damen umtönt, sich endlich zu der ernsthöflichen Frage ermannend: welchem Gegenstande die allgemeine Lustigkeit gelte, aus schönem Munde nur eben die Antwort erhält: „o es ist nichts! Meine Schwägerin weiß schon!" — Es ist damit freilich unmittelbar nur auf provinzielle Verbildung gezielt. Wo aber so Etwas in die Hauptstädte eindringt, — und Herr von Bonstetten gesteht, dem argen Unwesen, gelinge das sehr gut, — blüht Krähwinkel allenthalben. Er sagt ausdrücklich:

„In den geselligen Kreisen, welche den Zeitvertreib (l'amusement) zu ihrem einzigen Ziele stellen, bildet sich nach und nach für jedes Mitglied eine Central-Meinung, nach dem in der Coterie hergebrachten Maasse. Nicht selten sieht man verdienstvolle Leute Opfer einer Gesellschafts-Ansicht werden, wo die Mittelmässigkeit vorherrscht." —

Und einem solchen abscheulichen Uebel sollte man mit untergeschlagenen Armen zuschauen, ja sich ihm ergeben, fügen, blos weil es doch nun einmal da ist? —

Univ. Bibl. München

Alles Uebel ist ungöttlich, also vergänglich, also besiegbar; wenigstens Dem, welcher die Waffen zum Kampf aus dem rechten Arsenal zu holen weiß. Freilich liegt dies Arsenal über den Wolken. Aber die Bahn dorthin ist unermeßlich näher und leichter, als wir es uns in hochmüthiger Verzagtheit meist einzubilden gewohnt sind. — Hätte das Herr von Bonstetten sich lebhaft gegenwärtig erhalten wollen, indem er die vorliegende Abhandlung schrieb, so wär' ihm vielleicht die Irrung nicht begegnet, der Völkerschaften Eigenthümlichkeit mit jenem Coterie-Unwesen zu verwechseln und in Eins zu werfen.

Das eben ist ein Lieblingswerk der göttlich ausgeströmten Liebe, uns Alle bei unster verschiedensten Nationalität im Einen und Guten und Schönen einander verständlich zu erhalten. Es ist, wie die Sonne alle Pflanzen des Erdbodens mit ihrem gedeihlichen Lichte durchströmt, Jegliches formend und fördernd nach den Elementar-Mischungen, welche sich darin vorherrschend gesellen. Coterie-Wesen oder Unwesen aber würde sich in der Pflanzenwelt nur offenbaren können, wo etwa einem frechlaunischen Gärtner es einfiele, monströse Gebilde durch widernatürliche Impfung und verdrehte Behandlung absichtlich, dem Natürlichgegebnen zum Trotz, hervorzutorquiren. Lassen Sie uns aber doch solchen etwanigen Feinden der Natur allwärts so rüstig in den Arm fallen, wie es Kraft, Recht und Anstand erlauben. Gewiß: darin sind Sie, Freund der Natur, vollkommen mit mir einig. —

Im gleichen Sinn auch werden Sie mir zuge-

stehn, daß die Bettelhaftigkeit in den südlichen Landen keinesweges Naturfehler ist, und noch minder eine unabwendbare Nothwendigkeit, wie sie dem Herrn von Bonstetten erscheint. Das absolut Unedle ist nirgend nothwendig. Könnte jedoch darüber eine Klassifikation stattfinden, so dürfte man hinzusetzen: am mindesten da, wo die Hausmutter überreich bescheert, haben die Kinder nöthig, Eines dem Andern sein Vesperbrod abzulauern und abzulügen. Daß es aber mit der südländischen Bettelei größtentheils auf Lauerei und Lüge hinausläuft, bestätigt Herr von Bonstetten ausdrücklich und in recht schauerlich lebendiger Schilderung. Sie selbst, geehrter Herr, haben in Ihrer Schilderung Mexicos angeführt, wie der kühne Spanier Cortez die Bettelwirthschaft gar nicht für etwas aus dem Naturzustande Hervorgehendes angesehn habe, sondern es vielmehr betrachtet als einen Fortschritt zur Civilisation. Denn er rechnet die Mexicaner auch deswegen unter die gebildeten Menschen, (entre gente culta) weil an allen Ecken Bettelleute ständen, so gut als zwischen Madrid und Sevilla! — Wäre nun dergleichen im Süden unerläßlich, so wäre der Süden die Hölle. Das aber ist er zuverläßlich nicht. Also! — Und ich denke, wir haben hier über einen so schmerzlich widerwärtigen Gegenstand genugsam verhandelt.

Herr von Bonstetten lobt und tadelt das Hergebrachte im Leben, oder die Gewohnheiten des Lebens, in einem Sinne, wo ich weder in sein Beloben noch in sein Tadeln einstimmen kann. — Einschlafen so nach und nach in den letzten Schlaf, weil man

durch eine gewisse pendelartige Schwingung des Daseins eingelullt wird im Alter zum Nichtmehr-Bemerken, daß man endlich überhaupt nachlasse und aufhöre zu sein? — Ach, mein geehrter Herr und Freund, selbst wenn es auch nur auf das Sein in dieser Welt ankäme: dennoch möchte ich nicht so unbewußt und mattherzig davon scheiden, alt oder jung. Sehen Sie: ich bin gewohnt, von meinen frühesten Jünglingsjahren her, dem Kampfestod ein heiterbewußtes Auge entgegenzuwenden. Und ist denn jegliches Scheiden vom Erdenleben etwas Anderes, als ein Kampfestod? Und als Sie, reisebewährter Alexander, so manche fremde Gauen in unwirthbaren Welttheilen durchzogen, entflammt durch edlen Eifer für Wissenschaft und Kunst, — da haben gewiß auch Sie oft klar empfunden, wie des Menschen Erdenleben erst da etwas recht Schönes ist, wo man es heiterbesonnen in eine allaugenblicklich schwebende und raschen Umschwungs entscheidende Schale werfen darf! Damals z. B. als Sie einsam im Boot am Schlepptaue des Schiffes schwebten, sich drin festbinden lassend, um voll edelkühner Besonnenheit die Höhe der Meereswogen zu messen. Ein Wagstück, um das auch wohl ein erprüfter Kriegsmann Sie beneiden darf! —

Edle Gewohnheit aber läßt uns diese schöne Besonnenheit am allerwenigsten verlieren. Die Gewohnheit, meine ich, dem Recht und der Ehre immerdar zu leben, auch selbst unter den alleralltäglichsten Bedingungen, und somit noch klarer unter den ausserordentlichsten Erscheinungen. Also ehre und er-

halte die alte Treue solche altedle Gewohnheiten. Für deren jugendlich frische Belebung wird Gott sorgen: der alte, treue Gott! —

Poesie.

Wie es Gott mit dieser wunderbaren Gabe gestaltet und zuläßt, darüber hat es von jeher fast eben so viel Meinungen gegeben, als Menschen. Dies: „von jeher" bedeutet mir aber nur den Kreis, worin der Mensch anfing, seinen Verstand auf die Entwickelung seines Innern anzuwenden, oder mit andern Worten, wo man darnach rang, die eignen Gefühle zu begreifen. Früher empfing man die Dichtergabe und ihre Blüthen eben als eine rein vom Himmel herniederthauende Huld, sich gern bescheidend, man wisse nicht, woher das komme, und wie es in die Herzen eindringe, aber man könne nicht ohnedem athmen, und die Gabe sei göttlich, eben deshalb auch unverdient. — Das war es, was die Alt-Hellenen Muse nannten; das, was die Germanen in ihren Sängern, fast mehr noch in ihren weissagenden Frauen, ahneten und ehrten, ohne den Namen auf bestimmtere Weise auszusprechen.

Herr von Bonstetten will auch dieses Geheimniß durch klimatische Bedingungen klar machen. Aber mir scheint, das mißlingt ihm, wie ihm denn überhaupt der Gegensatz zwischen südlichen und nördlichen Dichtern wohl nicht einmal nach deren innerster Eigenthümlichkeit aufgegangen ist.

Zuvörderst meint er, die deutschen, dänischen, schwedischen und engländischen Poeten gefielen sich ganz

vorzüglich in landschaftlichen Schilderungen; ein Beweis, daß er die Poesie der genannten Nationen nur aus ihrer modernsten Zeit her beachtet hat. Denn sonst würde er höchstens den Gaelischen Ossian, und zwar als Ausnahme, anführen, zu dieser Gattung gedrängt durch Alter, Verblindung und fast hülflose Einsamkeit. Aber die dänischen und schwedischen Saga's, wie auch die nordischen Kämpferlieder, die altdeutschen Heldengedichte, vorzüglich unser Nibelungenlied, die altengländischen Romanzen, — das Alles könnte ihn einstimmig überzeugen, die ausführlichen, oft lieblichen, oft aber auch sehr verfehlt zerflossenen Natur-Schilderungen neuerer nordländischen Dichter seien in der ursprünglichen Weise unsres Volksstammes auf keine Weise begründet, sondern vielmehr vor einer spätern sentimentalen, durch ganz Europa fast zugleich verbreiteten Richtung entstanden. Diese mag sich vorzüglich durch eine unbestimmte Sehnsucht, nach Kindlichkeit des Sinnens und der Anschauung verlangend, erzeugt haben, welche vor einem ahnenden Bewußtsein eigner Ueberbildung zu erwachen pflegt: sei es in einzelnen Menschen, sei es in ganzen Völkerschaften.

Davon aber konnten natürlich unsre ältern Vorväter nichts wissen, wie überhaupt keine Nation im Zustande des Sagenlebens oder des rüstigen Eintauchens in die Wirklichkeit. Dies letztere sind Stimmungen, die in der Regel nebeneinander bestehn, oder doch einander auf dem Fusse nachfolgen, anhaltend bis Spekulation und bewußte Weltklugheit ihre Stelle

einnehmen, und dann erst jene idyllische Sehnsucht nach verlorner Einfachheit hervorbringen.

In einer solchen Stimmung, nur von äußerst kraftvoller Männlichkeit gehalten und geleitet, schrieb unverkennbar, wie schon bemerkt, auch Tacitus seine Germania; übrigens scheint er den Norden nie mit eignen Augen, sondern nur durch die Kunden seiner kriegerischen oder handeltreibenden Landesgenossen erkannt zu haben. Daher darf ich auch seiner Behauptung: das Nordland kenne weder Lenz noch Herbst, sondern nur Sommer und Winter, keineswegs ein so bestimmtes Vertrauen schenken, als Herr von Bonstetten.

Auf jede Weise aber ist es im Germanischen Nordland zu unsern Tagen und schon seit Menschengedenken viel anders damit bestellt. Hat der Frühling auch meist lange bei uns zu kämpfen, ehe er dem Winter seine Eis- und Schnee- und Sturmherrschaft abringt, so verweilt er auch dann um so behaglicher in der eigenen Blüthenlust, bevor er sich von dem fruchtprangenden Sommer gänzlich ablösen läßt. Eben so weilt auch der Herbst lange, man dürfte sagen: gern bei uns, mit seinen ahnungsvollen Träumen, die zwar vorbereitend auf den langen Winterschlaf hindeuten, doch aber oftmal so anmuthig lächeln, daß man in sonnigen Augenblicken ihn mit dem süß erwachenden Frühling verwechseln kann.

Wie dem aber auch sei: selbst die plötzlichste Abwechselung der Jahreszeiten würde dem Eingebornen nichts Ueberraschendes mehr darbieten können, eben weil er eingeboren ist und ein alljährlich hergebrach-

ter Abschnitt Regel für ihn. Die Landschaftsmalerei also der nordischen Dichter, — selbst, wenn eine solche Erscheinung als bezeichnend zugestanden würde, — könnte durchaus in jener Beschaffenheit einer Mutternatur keine genügende Erklärung finden. Sagt ja Herr v. Bonstetten selbst, die momentanen Sommerreize eines hohen Nordlandes seien nur den Durchhinwandelnden (transeuntibus, wie er sich ausdrückt) wahrhaft erquicklich. Was denn also möchte ein der Erdscholle Verpfändeter (glebae adscriptus) so ausschließlich Hinreißendes darin verspüren! — Ob nun Homer, Ossian und Milton, wie Herr v. Bonstetten meint, vorzüglich eben ihrer Blindheit wegen große Dichter gewesen seien, und sich bei fortgesetzter Sehkraft die Welt bald überdrüssig gesehn haben würden, muß ich um so mehr bezweifeln, als über die Blindheit Homers (unverkennbar des Größten unter den Dreien) gar manche historische Zweifel obwalten. Aber gewiß und über allen Zweifel hinaus: ein Mensch, welcher sich je an der Natur satt oder gar überdrüssig schauen könnte, wäre kein Dichter, und vermöchte auch nun und nimmer zum Dichter zu gedeihen. Sonst, wenn die Blindheit ein so bestimmt sieghaftes Reizmittel für die Poesie wäre, hätte man in Dichterschulen sich vor allen Dingen nach möglichst gründlichen Augenausstechern umzusehn. Oder man könnte auch zu größerer Schnelligkeit, nach dem Vorbilde der Perser-Schachs, glühende Eisenplatten dicht vor den Augen der Poetenschüler vorbeiführen, wovon man dort gleich erblindet, wie Sie selbst mir versicherten.

Verzeihen Sie den vielleicht zu dreisten Scherz. Aber außerdem, daß er mir den unbefangenen Sinn, in welchem ich diesen an sich ernsten Kampf zu führen wünsche, hervorruft, kommt mir doch auch die Folgerung, nach den gegebenen Prämissen, als eine ganz logisch-richtige vor.

Der Poet in der That aber braucht sich keineswegs die Augen weder ausstechen noch ausglühen zu lassen, um den eigentlichsten Charakter seiner Kunst: heilige Sehnsucht, zu bewahren, sei es nun zwischen den üppigsten Herrlichkeiten des Südens, sei es unter des Nordlands strengest vereiseter Pracht. Immer wird sein Gefühl heißen: „plus ultra! drüber hinaus!" — Oder wie man es ebenfalls ausdrücken kann:

Thürmt Euch, Ihr Klippen, und dehne Dich, Meer,
und schmückt Euch, Ihr Fluren!
Höher, und weiter, als Ihr, blüht uns die Ewigkeit
auf.

Solchergestalt auch lebt die göttliche Ahnung in jeder Mythologie, wie Herr v. Bonstetten das in der altnordischen Sagenwelt anerkennt. Nur daß er dabei das Isländische un langage informe nennt, darf ich nicht ungerügt lassen.

Bekannt mit meiner Vorliebe für das Nordland und die nordischen Sprachen, werden Sie vielleicht im Voraus meinen Eifer über diesen Punkt unsrer Betrachtungen belächeln, und wohl noch manch ein Leser lächelt mit: wollte nur Gott, Jeder thäte das so gutmeinend, als Sie. — Aber ich gründe mich auf das Zeugniß Aller, welche sich je mit der Isländischen

Sprache beschäftigt haben, namentlich auch auf die durch den Professor Rask in Kopenhagen erschienene treffliche Grammatik derselben, indem ich behaupte, regelrechtere und schöner durchgeführte Formen, als das Isländische, hegt vermuthlich keine Sprache der Welt. Selbst das Alt-Hellenische nehme ich dabei nicht aus, und nur sehr wenige andre Sprachen können den Wettkampf mit jener uralten Inselrede ertragen.

Eben so wenig sind die alten Nordlandshelden Barbaren oder Halb-Barbaren zu nennen, wie Herr von Bonstetten es thut; man nehme denn die Sache ganz im Alt-Griechischen Sinn, wo Jedweder ein Barbar heißt, der eben kein Hellas Geborner ist, möge er nun Römer, Perser oder Karthager sein, oder irgend ein Ungrieche sonst.

Doch in der angedeuteten innern Ausbildung der Isländischen Sprache und ihrer Saga's liegt eben die Unmöglichkeit, den Wunsch des Herrn von Bonstetten nach künstlerischer Ausführung dieser Skizzen (denn als solche nur sind sie ihm erschienen) zu erfüllen.

Fragen Sie, geehrter Herr, vielleicht, warum denn eben ich Aehnliches mannigfach mit den Islands-Sagen versucht hätte, so muß ich erwiedern: das war und ist für mich durchaus keine Skizzen-Ausführung, sondern ein Fürdersingen der alten Lieder nach altem ewigjungen Poetenrecht. Gestanden ja doch die Hellenen eben das ihren Tragikern und übrigen Sängern gleichfalls zu, ohne daß darüber der Ehrfurcht vor den Mythenquellen, aus Homeros und Hesiodos, oder etwa aus den Orphischen Hymnen entsprungen, der

mindeste Eintrag geschah. Somit kann auch ich den edlen, zum Theil höchst kunstreich gebildeten Dichtungen in Isländischer Rede wohl recht viele Nachbildner und Uebersetzer in bester Kraft, keineswegs aber auch nur einen einzigen Umbildner wünschen. Ein Solcher würde uns, wenn es ihm gelingen möchte, seine Urbilder in Vergessenheit zu hüllen, um gar viel des Trefflichen und Erhabenen bringen, woran hoffentlich noch künftige Geschlechter sich zu großartiger Poesie und Gesinnung entzünden sollen. Keineswegs überhaupt ist durch meine und andrer Zeitgenossen treugemeinte Bemühungen die reiche Fundgrube erschöpft, oder vermöchte je erschöpft zu werden, so lange noch Heldenthum, Freundschaft und Minne Anklänge finden in verwandten Herzen.

Daß mit Einführung und Verbreitung des Christenthums die Römersprache Eingang in das Nordland gefunden hat, ist nicht zu läugnen. Eben so wenig aber steht zu bejahen, sie habe die altnordische Rede je unterdrückt. Da protestiren in gar mächtiger Lebenskraft die Schwedische und Dänische Zunge, nicht minder eigenthümlich sich bewahrend, als unsre Deutsche Rede selbst, ja ohne Zweifel alterthümlicher noch, und dennoch gut edle Blüthen und Früchte der Poesie hervorbringend bis in unsre neuesten Tage herein. Wenigen kunstliebenden Deutschen werden z. B. von Dänemark herüber die Namen Ingemann und Oehlenschläger unbekannt geblieben sein, oder aus Schweden die Namen Tegnér und Atterboom. Auch selbst die alte Edda, Mutter aller Germanischen Zungen, die Islands-Sprache, lebt in Liedern wie in un-

gebundner Rede bis auf den heutigen Tag. Sagna-Blöd heißt eine dortige Zeitung, deren Jahrgänge, unsre wichtigsten Kämpfe aus der nähern Vergangenheit enthaltend, als ein Geschenk Nordischer Freunde mein Eigenthum wurden, und mir in der alten Heldensprache, gleich wie in einem zauberhaft spiegelnden Schilde, Alles großartig zurückrufen, was wir Jetztlebenden erlitten und erstritten haben. Mir wird davor bisweilen, als sei das eine uralte, nur unerhört ins Einzelne gehende Weissagung aus längst verschollnen Tagen. Aber die Leute dort leben und weben wirklich noch in denselbigen Lauten, worin ihre Urältern Lieb' und Zorn, und Freud' und Leid' einander aus kraftvoller Seele verkündeten.

Wie nun das Christenthum an sich irgendwo der echten Poesie Eintrag thun könne, — Herr von Bonstetten deutet an, das sei mindestens in Bezug auf Island geschehen, — begreife ich eben so wenig, als wie die aufgehende Sonne den Blumenfarben und dem Wiesengrün etwa Nachtheil bringen möchte.

Poesie in ihrer irdischen Erscheinung ist Sehnsucht nach dem Einswerden des Sinnlichen und Uebersinnlichen, des Zeitlichen und Ewigen, des Menschlichen und Göttlichen. — Das Christenthum in seiner höchsten Vollendung ist die Erfüllung dieser Sehnsucht.

Wenn nun die Erfüllung eines Theils Vernichterin der Sehnsucht heißen mag, ist sie es doch insofern nicht, als das Andenken des rührenden Verlangens bleibt, und die frühern Klagelieder um so weniger vergessen werden, als daran sich die Jubelhymnen der Gewährung desto herrlicher entzünden.

Freilich, das Letztere ist eigentlich nur eine Poesie für den Himmel, nicht für die Erde. — Hienieden giebt es der Lücken noch überviel, wo das Menschliche mit dem Göttlichen nicht zusammen zu stimmen vermag, und somit auch jener ursprünglich elegische Charakter der irdischen Poesie sein nur allzubegründetes Recht behauptet. Gekräftigt indeß durch eine seelige Zuversicht auf das vollendende Jenseit, hallen des Religiosen Lieder auch da noch, wo der Schmerz des Ungläubigen im dumpfen Zagen verstummen müßte.

Halten Sie mir dies Stücklein poetischen Glaubensbekenntnisses zu gut an dieser Stelle. Mir wäre dessen Unterdrücken Verläugnung gewesen, denn, Gottlob! ich kenne dergleichen aus Erfahrung. —

Aber zurück zu unserm Führer, der an eben dieser Stelle — sei es vergönnt, im Gleichniß zu bleiben, — einen Hügel ersteigt, von wo sich eine der schönsten und belehrendsten Ansichten unsrer gesammten Reisefahrt eröffnet. Ich lasse ihn deshalb gern hier selbst reden:

„Die Beziehungen zwischen Worten und Gedanken sind so fein und innig, daß jeglicher Gedanke seinen Abdruck in der Sprache zurückläßt. Dergestalt bildet die Sprache, welche man redet, das Ergebniß alles Vorhergegangenen. Aber diese Reihe von Eindrücken, dieser Gedankenfaden, der Sprache anvertraut, muß reißen, so bald eine fremde Sprache sich an die Stelle der mütterlichen eindrängt. Die Muttersprache hegt allen Zauber der Erinnerung. Sie ist vor allem die Sprache des Herzens, der Jugend, und also auch der Poesie.“

„Es giebt einen Hauptunterschied zwischen den Sprachen des Nordischen Festlandes und denen der mittäglichen Einwohner. Die Schwedische, Dänische und Deutsche Sprache nämlich wurden nie durch irgend eine Eroberung wesentlich überwältigt, während die Sprachen der gebildeten mittäglichen Völker fortdauernde Verstümmlungen durch die Sprache ihrer Sieger erlitten."

„Die Gedanken-Entwicklung der Germanischen Völker zeigt sich durch die Nachahmung fremder Urbilder bedingt, vielleicht auch gehemmt. Aber die Sprache dieser Völker selbst blieb im Wesentlichen rein, während die mittäglichen Völker in mannigfachen Abstufungen ihre Muttersprache einbüßten. Daher entspringt ein innigeres Festhalten der Nordischen Sprachen an ihrer Eigenthümlichkeit, als man es bei den zusammengesetzten Sprachen des Südlandes antrifft, in welchen die Mehrzahl der Worte sowohl der Erinnerung, als der Wurzel, fast gänzlich ermangelt."

„Erwäge man noch bei diesen Hemmungen, wie keine geschichtliche Erinnerung der stets besiegten mittäglichen Völker sich mit jenen heldenthümlichen Sagen der fast immer sieghaften nordlichen Stämme zu messen vermag."

„Ich schließe nach allem diesen, daß die südlichen Sprachen, aus erstorbenen Zungen zusammengesetzt, für die Völker, welche sich deren bedienen, ihre vollständige Entwickelung erreicht haben, während die nordlichen Sprachen, sämmtlich aus lebenden Wurzeln entsprungen, noch wichtigen Entwickelungen entgegen gehn."

„Nur die Sprache der alten Hellenen allein verbindet alle Begünstigungen, welche das Klima dem Gefühl und den Sinnen darbeut, mit dem Glück, nie durch fremde Zungen beeinträchtigt worden zu sein."

Hab' ich schlecht übersetzt, verehrter Herr und Freund, so schelten Sie mich. Hab' ich eben so übersetzt, wie es damit in der Regel herzugehn pflegt: „zwischen schlecht und gut;" so dulden Sie mich. Auf alle Weise aber lesen Sie, bitte ich, zwischen den obigen Zeilen die Bewunderung und Freude heraus, mit welchen mich diese Ansichten des geehrten Verfassers erfüllen. Schon deswegen, weil sie mit denen meines verewigten väterlichen Freundes Fichte über den Unterschied zwischen Germanischen und Romanischen Sprachen, wie er das in seinen Reden an die Deutsche Nation entwickelte, wundersam zusammenstimmen, und wir dabei unverkennbar sehen: Jeder von beiden Denkern, ohne von dem Gange des Andern zu wissen, gelangte aus entgegengesetztem Gesichtspunkt hier an dasselbe Ziel.

Es ist eine mathematisch beweisende Konstruktion, wie sie wohl selten noch in philosophischen Bestrebungen so vollständig mag vorgekommen sein.

Aber mit dieser Anerkennung führe ich auch den Herrn von Bonstetten gar wesentlich wider sich selber ins Gefecht, wie das ein aufmerksamer Leser schon aus den frühern Betrachtungen empfinden mag, theils aus den folgenden es — auch ohne meine unmittelbare Hinweisung — noch viel deutlicher beobachten wird.

Selbstmord.

Herr von Bonstetten meint, die Nordländer seien im Stande, sich den Tod zu geben, ohne zu wissen warum. Ein Südländer wisse jedenfalls dafür genau den Grund. Auch Montesquieu soll dasselbe gesagt haben. Doch ob man auch der großen Autoritäten noch mehr aufstelle, kann ich mich dennoch nicht in diese Ansicht ergeben.

Der Mensch des Nordens handelt mehr nach Ueberlegung, der Mensch des Südens mehr aus Antrieb. — Also weiß auch zweifelsohn Jener sich genauere Rechenschaft von seinen Handlungen abzulegen, und gilt daher billig für verantwortlicher, als dieser.

Darin waren, wie es scheint, Herr von Bonstetten und ich bisher vollkommen einig. Warum sollte denn nun auf einmal in dieser furchtbarsten, der menschlichen Natur widerstrebendsten aller Handlungen weniger Ueberlegung im Nordmann statt finden, als in seinem Gegensatz? —

Der Südländer, sagt Herr von Bonstetten, stößt in heftig aufglühender Leidenschaft lieber seinen Widersacher nieder, als sich selbst. — Wie nun aber, wenn der Widersacher uns in der eigenen Brust wohnt? Wenn keine Rettung möglich scheint, als die gewaltsame Trennung des verhaßten Selbst von dem geplagten Selbst? — Es ist eine Sünde. Aber ist etwa der Mord des Widersachers keine? — Wäre die Schuld Werthers gemindert, wenn er das Pistol auf Albert gerichtet hätte, statt auf das eigne Haupt?

Hier öffnet sich ein Schwindel-Abgrund, welchen freilich diese Blätter nicht füllen können und auch,

ihrer Bestimmung nach, nicht zu ergründen gestellt sind. Eben so wenig aber vermag unsre Herzen die Meinung zu beruhigen, der Selbstmord sei nun eben einmal eine nordische Krankheit.

Auch das von Herrn von Bonstetten angeführte Beispiel des in Reichthum und Schönheit blühenden jungen Engländers kann ich hier nicht angemessen finden, der nach einem Mittagsmahl den Bericht-Erstatter bei sich zurück behielt, um ihm zu vertrauen, ein Uebermaaß von Langweil dränge ihn fort und fort, sich selbst zu tödten. Das war nicht nordliche Natur; Uebernossenheit war es, Verbildung, Unglauben und dadurch erzeugte innere Leere, wie sie den Südländer, gehetzt von gleichen Ungeheuern, eben so schlimm zum Selbstmorde drängen und treiben müßte, als den Nordmann. Denn auch Italiens, Griechenlands und Asiens Genüsse sind erschöpfbar Dem, welcher sie nicht unter der heitern, stets neu und jugendlich belebenden Sonne des Glaubens an eine ewige Seeligkeit empfangen kann. — Wahrlich, es würde der Ueberdruß den Indier unter seine Palmen verfolgen, wie den Lappländer in seine Rauchhütte. — Innen Wüste, aussen Wüste! Innen Blüthengärten, Blüthengärten auch außen!

Es versteht sich, daß ich hiermit nicht die Wechselzustände des Lebens gemeint haben kann, wie sie im Vorübergleiten machtvoll auf uns eindrücken, und nach dem Willen des Schöpfers auch machtvoll auf uns eindrücken sollen zu Kampf und Sieg. Die Haltung des Gesammtlebens meine ich, den Grundton des Ganzen, wo es darauf ankommt:

„Vergänglich oder ewig?"
„Tod oder Leben?"

Oder auch, die grosse Frage mit Hamlet auszudrücken:

„Seyn oder Nichtseyn!"

Und dafür ist Süd und Nord und jegliches Pünktlein der Erde dem Himmel gleich nah.

Trunkenheit.

Dies Laster entspringt im Norden, wie im Süden, zunächst aus einem Gefühl unbehaglicher Gegenwart und dem schwächlichen Begehr, äussere Anregung an die Stelle einer höhern innern Erhebung einschwärzen zu wollen. Dem Südländer ist von aussenher durchgehend behaglicher zu Sinn, als dem Nordmann, und die Natur reicht ihm volle Trauben zur Erquickung dar, wo Jener sich an willkürlich irdische, folglich unedlere, folglich betäubendere Mischungen gewiesen sieht. Herr von Bonstetten selbst sagt: „Jetzt (im Jahr 1810), wo Armuth den Südländer oftmals des Weines beraubt, welchen er gewohnt war, daheim zu geniessen, nimmt die Trunkenheit überhand, und man sieht Hausväter ihren Tageserwerb im Wirthshause vertrinken, blos um dabei mit Niemandem zu theilen."

Ein Laster aber, welches durch Umwandlungen der Handels- und Geldverhältnisse zugleich mit Umwandlung erleidet, bildet zuversichtlich keinen ursprünglich klimatischen oder nationalen Gegensatz, sondern ist unter gegebnen Bedingungen ein drohendes Gesammt-Uebel der Menschheit zumal.

Unterricht.

Die Erfahrung spricht wohl nicht für die schnellere Fassungskraft der mittäglichen Geister im Verhältniß zu denen aus mitternächtlicheren Zonen. Ja die Geschichte der Erfindungen hat weit mehr nördliche als südliche Namen verzeichnet. Wo es nun aber vollends — und die Ueberschrift zeigt ja vorzüglich darauf hin — sich um das folgerechte Erlernen einer Wissenschaft handelt, gesteht Herr von Bonstetten selbst ein, der Nordländer thue es dem Südländer zuvor. Doch meint er, das komme von einer Ueberfülle der Gedanken bei dem Letzteren her. Mir dagegen scheint, es komme von des Südländers Zerstreutheit her, durch viele und mannigfache äussre Eindrücke veranlaßt, und Ueberhand gewinnend durch eine süßträumerische Gewohnheit des Sichgehenlassens, oder — wie die Italier sich ganz anmuthig ausdrücken — des dolce far niente.

Selbst was die bildende Kunst betrifft, auf die Material und Klima doch auch physisch so gewaltig, oft gewaltsam einwirken, dürfen wir Nordländer uns des Wettkampfes mit jenen verzogneren Kindern der Natur nicht schämen. Rom ist auch noch auf andre Weise von nordischen Helden bekämpft worden, bisweilen besiegt, als nur mit den Waffen allein.

Von der Dichtkunst war schon vorhin die Rede, und ich meine, der Norden hat sich dabei nicht zu schämen. Als leuchtendste Inschrift seines Banners stehe hier nur der Name:

William Shakespear.

Wie übrigens in vorliegender Betrachtung durch

Herrn von Bonstetten eben Paris dem Süden entgegengesetzt werden soll, sehe ich durchaus nicht ein. Ob auch eine Mittel-Strasse wahrhaft golden wäre: zu antithetischen Vergleichungen kann sie keinesweges den Stoff abgeben. Schon die Mode, diese Erbfeindin aller echtkünstlerischen Freiheit und Lebensfülle, anerkanntermassen thronend in Paris, bestimmt diese merkwürdige Stadt auf eine himmelweit verschiedne Weise, als es von übertriebnen Bewundrern ausgesprochen ward, zur Vermittlerin zwischen Süd und Nord. Meinethalb auch in diesem Sinne zum Mittelpunkte der gebildeten Welt; insofern nehmlich vom Coterie-Wesen die Rede ist. Damit jedoch hat die Kunst wenig oder gar nichts zu schaffen. —

Wenn aber im südlichen Europa die Umgebungen so überaus poetisch und edelerregend sind, warum verhängen — wie Herr von Bonstetten selbst sagt — die Künstler dorten ihre Fenster, und lassen nur das Himmelsgewölb allein hereinschauen in ihre Werkstätte? Warum wandeln sie einsam umher zwischen den Gebilden und Ruinen einer untergegangenen Welt?

Da offenbart es sich wieder einmal unwidersprechlich rührend: Sehnsucht ist das eigenthümlichste Wesen aller Poesie, gebe sich dies nun durch Farben, Meissel, Töne oder Worte kund. Aller Sehnsucht einzig gnügende Erfüllung aber wohnt ja über den Sternen. —

In diesem Sinne stimm' ich freudig zu Herrn von Bonstettens Ausspruch mit ein:

„Je reiner das Gefühl, je vollkommner das Talent."

Aber stimmt auch dazu das dort erwähnte Kirchenbesuchen der welschen Künstler, in der Absicht, schöne Frauen zu sehn, treffliche Musik zu hören, und erhabne Architektur zu betrachten? Das Alles kann, im reinen Sinne genossen, die Andacht beflügeln. Wer aber die Andacht zum Mittel erniedert und jene Herrlichkeiten zum Zweck vergöttert, hat seine Ansprüche an die Ewigkeit verwirkt. Nicht nur an die einzig gültige Ewigkeit jenseit der Gräber! — auch an die irdische Unsterblichkeit in den Hallen der edleren Kunst! —

Literatur und Kritik.

Herr von Bonstetten gesteht ein, es gebe der blos mittelmässigen Bücher im Süden beträchtlich mehr, als im Norden. Nach seiner nun einmal erklärten Vorliebe für den Süden aber meint er, auch das entstehe nicht nur aus der Leichtigkeit, sich in jenen lieblichgeschwätzigen Sprachen auszudrücken, sondern sogar auch aus einem wirklichen Ueberreichthum der Ideen. Er führt darüber folgendes erläuternde Gleichniß an:

„Auf meiner Heimreise vom mittäglichen Frankreich sah ich zu Avignon Windmühlen sich ohne Mahlschatz aus blosser Vernachlässigung im Winde drehn. Das ist, dachte ich bei mir, ein Abbild des südlichen Geistes, wenn dort nicht ausdauerndes Bemühen die Mängel vergütet, welche aus seinem Ueberfluß und seiner Lebhaftigkeit entspringen." —

Ich dagegen, nach meiner nie verhehlten Vorliebe für den Norden, sehe das Ding umgekehrt. Vielleicht findet sich die Wahrheit in der Mitte. Daß

ich aber einstweilen vermeine, sie auf meiner Seite zu finden, versteht sich, wie bei jedwedem redlich Forschenden und offen Sprechenden von selbst.

Nicht aus Ueberfülle der Ideen entstehn mittelmässige Werke. Oft sehr unvollkommne freilich dürften aus einer solchen Ueberkraft an's Licht treten, aber gewiß dennoch die Geister erschütternde, zu Liebe oder Zorn aufrufende Werke. Mittelmässigkeit ist weder Wurzel noch Resultat echter Ideen, vielmehr deren ganz unvereinbare Verneinung.

Ueberfülle hergebrachter Worte dagegen? — „Da, da liegt's!" sagt Hamlet. Und just dieser nordische Melancholikus spricht, ganz wider die Mittelmässigkeit gerichtet, auf des Polonius Anfrage, was sein allergnädigster Prinz da lese, eben nur:

„Worte! Worte! Worte!" —

Das wären denn freilich laufende und sausende Windmühlen ohne Korn, welche aber nicht sowohl auf Ueberfluß an Getraide schliessen lassen, als vielmehr auf Ueberfluß an bewegter Luft.

Oder lassen Sie mich als alten Reiter-Offizier die Sache durch noch ein andres Gleichniß versinnlichen:

Es ist schon manch' ein schwaches Pferd durchgegangen, weil es ihm an Kraft fehlte, sich auf die Kruppe zu setzen, und, aus Angst vor dem möglichen Schmerz dabei, auch an Entschluß. Lieber lief es in unbändiger Zügellosigkeit so lange fort, bis es entweder todtmatt niederstürzte, oder doch schweißbetrieft und zitternd von selber stillestand.

Wer aber hat je einen so unwillkürlichen Rem-

ner deshalb auch einen feurigen Gaul genannt? — Wer vollends hätte ihn je dem edelstarken Roß vorgezogen, das auf den leiseren Zügeldruck des Reiters mit stolzer Zuversicht sich bändigt, selbst im Augenblick des gewagtesten Sturmlaufes fühlend, es könne auch das! —

Uebrigens, wenn Herr von Bonstetten versichert, nur von dem guten Willen der Italier hänge es ab, wiederum im Fache der kritischstrengen Wissenschaft Männer aufzustellen, wie Quintilianus und Longinus, kann ich ihm das weder abstreiten noch bejahen, sondern muß den Erfolg abwarten. Sagt er aber, der Norden habe noch nichts jenen Leuten Aehnliches hervorgebracht, so dürfte wohl schon das Wort: Kritik der reinen Vernunft hinreichen, um die Wagschaalen mindestens zum Stehen zu bringen.

Herr von Bonstetten schreibt ohnehin hier einer blossen Denkübung und einem gutgemeinten Fleisse Erfolge zu, welche die Muse der Philosophie von ihrem Thronsitze verjagen würden, könnte dergleichen würklich einexerzirt werden. Ja, wenn es damit, wie mit einem Klavier zuginge, wo man durch rastlose Einübung mit rechter und linker Hand, und endlich mit allen beiden Händen zugleich und über's Kreuz, eine gewisse Fertigkeit erzwingen könnte, vor welcher allerdings der Laie staunen müßte! — Aber auch da nur staunen! Und auch der Laie nur! —

Der göttliche Funke, einstrahlend in unsre Seele, bewußt und unbewußt, gehört, eben wie der Poesie, auch der Philosophie an, und somit jeglicher Wissenschaft, der abstraktesteck, wie der realsten zugleich, fül-

lend unser Dasein mit göttlicher Liebe und mit göttlichem Schmerz.

Ich weiß: in diesem Einen Punkte ganz zuversläßig geben Sie mir recht. Denn was Sie durch Welttheile trieb und über Meere durch Gefahren der Elemente und feindlicher Menschen sieghaft fort, — wahrlich, es war eine Muse! Denn irgend eine blos willkürlich aufgestachelte Kraft vermag dergleichen eben so wenig, als etwa ein Abwägen der eignen Vortheile pro et contra vermöchte, eine Brust mit Kriegesfreudigkeit zu durchflammen am Tage der Schlacht.

Empfindlichkeit.

Es ist ein Kapitel zarten Inhalts, auf das wir hier zu sprechen kommen, und doch auch sehr schwer wiegenden Inhalts zugleich. Denn als Grundgehalt desselben haben wir die äussre Ehre des Mannes zu betrachten; ein Begriff, der erst zugleich mit dem christlichen Ritterthum ganz offenbar worden ist, obgleich er in der altnordlichen Heldenzeit sich schon sehr unverkennbar geregt hat. In der sogenannten antiken Welt schlief selbiger. Erkenneten wir also jene antike Welt — wie es die moderne noch immer allzuoft thut — als das ausschließliche Musterbild alles Guten und Schönen, so wäre nichts leichter, als das erhabne Gedankenbild, welches wir Deutschen und unsre Stammverwandten Ehre nennen, aus den Schranken aller scheinbaren Verständigkeit hinauszuspotten. Einen trefflichen Text dazu fände man in Falstaff's Katechismus über die Ehre, worin unter Andrem von dieser wunderbaren Erscheinung — und

zwar in der That nicht mit Unrecht — behaupte wird, daß sie sich keinesweges auf die Chirurgie verstehe.

Deren Anhänger jedoch setzen sich über diese Mangelhaftigkeit hinweg. Und zwar thun das nicht nur die Nordländer, sondern Alle aus Germanischem Stamme entsprungnen Völkerschaften, wozu bekanntermaassen fast alle jetztlebenden Europäer gehören, die von Slavischer Abkunft ausgenommen. Doch bin ich überzeugt, daß kein edler Ungar, Pole oder Russe sich je von dem Theilhaben an dieser Germanischen Ansicht ausschliessen würde. Auch hat die Erfahrung schon oft genug die Richtigkeit einer solchen Behauptung bewährt. —

Wir sehn wenigstens: klimatisch ist jene Eigenthümlichkeit auf keinen Fall zu erklären. Namentlich wenn Herr von Bonstetten sich auf die Franzosen beruft, muß ich als abgestammter Franzos in deren Namen protestiren. Wenigstens insofern es die Zeit betrifft, wo meine Väter noch dorten lebten, ja auch weit später: bis in den siebenjährigen Krieg, bis in den Anfang der Revolution herein. Ich will die oft überzarte Reizbarkeit der damaligen Franzosen für Alles, was entfernt Ehrensache heissen mochte, nicht gradehin loben; doch eben so wenig auch kann ich sie schelten. Es war nur just eine Eigenthümlichkeit, und zwar eine durch ganz Europa anerkannte.

Als milde Nachsicht jedoch konnte sie erscheinen im Vergleich zu der spanischen Empfindlichkeit. Zeuge deß ist Calderon, dessen Dichtungen uns Deutschen zum Theil durch treffliche Uebersetzungen, zum Theil

auch durch ausgebreitetere Bekanntschaft mit der Ursprache zugänglich geworden sind. Da wird unzählligemal zum Kampf auf Tod und Leben geschritten um eines Ausdrucks oder einer Gesprächswendung willen, dafür in Frankreich und Deutschland eine entschuldigende Erklärung unter vier bis acht Augen vollkommen befriedigend ausgefallen wäre. In Portugal nahm dies Gefühl gleichfalls einen spanischen Charakter an. Also wiederum nicht die nördliche oder südliche Breite wäre es, worauf es in solchen Dingen ankäme! —

Herr von Bonstetten berichtet, in Frankreich gelte für unnütze Händel die sprüchwörtliche Redensart: „querelle d'Allemand." Ihnen selbst aber, verehrter Herr und Freund, verdanke ich, der alten Heimath fremdgewordener Franzose, die Notiz, wie jener französische Ausdruck sich eigentlich nur auf das Lautreden der Deutschen beziehe, welches man dort, seltsam genug, aus einer vermeinten Unverständlichkeit unsrer Sprache erklärt, die man nur durch bedeutendes Geschrei bezwingen könne. Daher also querelle d'Allemand für einen Streit, wo Keiner des Andern Meinung recht begreift. Uebrigens scheint fast wohl jegliches Volk dem ihm entfremdeten sehr lautredend. Zeuge dessen das Staunen der Berliner über das Lärmen der französischen und vollends der italischen Kriegsleute auf den Strassen während unsrer Unterdrückungszeit. Das Ungewohnte der fremden Rede verstellt leicht einen raschhervorgestossenen Accent zum Mislaut.

Was aber die Franzosen an uns Deutschen als

Verletzbarkeit tadeln, ist diejenige, welche aus der Meinung entspringt, — weil aus der Sehnsucht — man habe in jedem freundlichen Bekannten auch schon einen Freund gefunden! Aus jener liebevollen Eifersucht der echten Freundschaft, wo man, des eignen Unwerthes sich demuthvoll bewußt, aus eines theuern Menschen augenblicklich kälterem Bezeigen alsbald die Besorgniß schöpft, er habe uns nicht genügend erfunden, nicht seiner werth. Und wie nahe der edlen Demuth auch ein edler Stolz verwandt ist, brauche ich eben nicht hier auseinanderzusetzen. Jetzt nimmt ein leichtgeselliger Ton in Frankreich das viel anders. Es mag recht gut und ersprießlich und meinthalb auch recht schön so sein. Ich aber fühle mich gedrungen, der Elisabeth in Schillers' Don Carlos nachzusprechen, und zwar in eigenthümlicher Betonung:.

„In meinem Frankreich war's doch anders!"

Ja, in frühern Zeiten hätten die Deutschen vielleicht umgekehrt ein Sprüchwort ersinnen mögen wider die allzuleichte Verletzbarkeit der Franzosen. Sollte — was ich aber keinesweges denken kann — dabei wirklich eine gründliche Umwandlung im französischen Charakter vorgefallen sein, so käme das doch nicht von klimatischen Bedingungen her, sondern nur von revolutionären. Jede revolutionäre Stimmung neigt stark nach der Antike hinüber, oder vielmehr nach dem unverstandnen Wesen und Getreibe, welches wir dafür anzusehn belieben, statt uns in unsrem eigenvolksthümlichen Wirken klar und rüstig festzustemmen. Aber solch ein Verfahren erläutert für den

Volks-

Volks-Charakter der europischen Gegenwart nichts. So führt hier mit Bewunderung Herr von Bonstetten das Betragen einiger römischen Abgesandten an, die, von den Bürgern zu Tarent auf's gemeinste beschmutzt, die fatale Sache ganz ohne Notiz liessen, ihre Angelegenheit bei'm Tarentischen Senat ausrichtend, als sei eben sonst nichts passirt. Jeder nach seinem Geschmack! Oder vielmehr: Jeder nach seinem Gewissen! Aber so viel steht fest: nach den Ehrbegriffen des heutigen Europa dürfte kein Abgesandter eine öffentliche Schmach ungerügt ertragen, ohne zugleich den Ruf seines Absenders — heisse nun selbiger König oder Senat — zu gefährden.

Da haben wir ein Beispiel vom Gegensatz der antiken Welt gegen die neuere, auch wohl romantische genannt. Oder vielmehr: es ist da von wirklichen Gegensätzen eigentlich gar nicht die Rede, sondern es gilt zwei durchaus inkommensurable Grössen, deren jegliche man um so minder versteht, je mehr man sich bemüht, sie vergleichungsweise an der andern zu messen. Etwa, als ob man fragen wollte, welches das seghafteste und zweckmäßigst geformte Geschöpf von Beiden sei: Löwe oder Wallfisch! —

Um aber ganz auf das Festland und in die Gegenwart heim zu gelangen, lassen Sie uns die Anklage erwägen, welche plötzlich — man kann wohl mit Recht sagen, überraschend — Herr von Bonstetten anstimmt, das Uebel der Empfindlichkeit vorzüglich den deutschen Städten beimessend. Wir wollen genau bei dem Wortausdruck unsrer Urschrift bleiben, damit wir weder ihr, noch dem Gegenstand Unrecht

thun. Denn bei dem wesentlichen Einfluß, welchen anerkanntermassen die deutschen Städte auf den Gang der deutschen Bildung ausüben, ist allerdings die Sache von grosser Wichtigkeit.

Herr von Bonstetten sagt:

„C'est surtout dans les villes allemandes, où l'on parle le patois, c'est-à-dire, une langue informe qui n'a jamais été écrite, que toute plaisanterie devient impossible. Et comme la plaisanterie est le plus souvent l'expression de la gaîté de l'esprit, cette gaîté fine ne peut naître chez des hommes qui ne savent bien ni ce qu'ils disent, ni ce qu'ils entendent."

Damit wir nun der hier geschilderten höchst schmerzlichen, beinahe vernichtenden Gefahr möglichst entkommen mögen, will ich lieber das Abgeschriebene auch noch übersetzen:

„Vorzüglich in den deutschen Städten, wo man eine Provinzialsprache (patois) redet, eine gestaltlose, nie geschriebene Sprache nehmlich, wird jeder heitre Scherz unmöglich. Und da nun solch ein Scherz meist immer ein Ausbruch geistiger Munterkeit ist, vermag sich diese Munterkeit nicht bei Leuten zu erzeugen, die weder recht wissen, was sie sagen, noch was sie hören."

Ja, wenn es solche Leute überhaupt gäbe, oder wo es dergleichen irgend geben mag, stände gegen Herrn von Bonstettens Schlußfolge nichts einzuwenden. Aber gegen die Vordersätze giebt es der Einwendungen desto mehr.

Wo vor Allem finden wir deutsche Städte, in

welchen man vorherrschend das redet, was Herr von Bonstetten le patois nennt? — Die Sprache, welche die von ihm angegebnen Bezeichnungen, einer gestaltlosen und nie geschriebnen, sich für den gegenwärtigen Augenblick am ehesten müßte gefallen lassen, wäre offenbar das Alt-Niederdeutsche, jetzt Plattdeutsche genannt. Geschrieben aber wird es dennoch zum Theil noch bis diese Stunde, von Dichtern und Prosaisten, wenn auch nur ausnahmweise. Vor noch kaum zweihundert Jahren aber bildete es einen eben so literarisch anerkannten Dialekt, als etwa in Italien der neben dem Toskanischen bestehende Venedische oder der Neapolitanische und deren mehr. Just wie in ähnlichen Verhältnissen dorten, ward bei uns aus dem Hochdeutschen in's Niederdeutsche übersetzt, und umgekehrt. Daraus ergiebt sich von selbst, und liesse sich nothfalls deutlich nachweisen, daß man das Nieder- oder Plattdeutsche nicht nur geschrieben hat, sondern daß es auch keinesweges seiner genau bestimmten Regeln ermangelt. Die holländische Sprache giebt den lebendigsten Beweis davon ab. Und wie der Niederdeutsche Dialekt im Dänischen und Schwedischen, ja selbst im Engländischen, ganz folg'- und kunstgerecht, und sogar in manch eigenthümlichen, dem Hochdeutschen leider entschwundnen Schönheiten fortlebt, brauchen wir den Kennern dieser Sprachen nur anzudeuten. Eine weitre Entwicklung möchte viel Interessantes mit sich führen, stände jedoch hier nicht am rechten Ort.

Wo aber nun sind die deutschen Städte zu finden, in welchen etwa jenes Niederdeutsch vorherrsche,

und die gesellige Sprache — demzufolge auch den geselligen Umgang — verstöre? — In den drei nördlichen Hansa-Städten: Hamburg, Lübeck und Bremen hört man allerdings das Niederdeutsch unter den geringern Volksklassen fast ausschließlich reden, und denen zu Gefallen reden die Gebildeten es zu ihnen auch. Aber man drückt sich in den geselligen Kreisen der gebildeten Stände wohl nirgend im edleren und besonneneren Deutsch aus, als eben dort. Zudem gehören diese Orte weder nach Umfang, äusserer Bedeutsamkeit, noch nach Sinn und Wesen, zu den engbeschränkten Kleinstädten und Kleinstädtereien, welche Herr von Bonstetten hier als Unkrautgehäge für das von ihm angefochtne Patois bezeichnet. — Man würde daher gänzlich in Verlegenheit bleiben, den eigentlichen Punkt seines Angriffs zu ermitteln, gestände er nicht in seinem nächstfolgenden Kapitel, überschrieben:

„Digression sur les patois"

selbst ein, daß er es vorzüglich auf die Schweizerstädte, welche ein sogenanntes Deutsch reden, gemünzt habe. Und auf diesem Standpunkt erscheint plötzlich der uns früher unverständliche Unwille des Verfassers nicht nur gerecht, sondern auch wahrhaft rührend. Ja, wir theilen ihn um so mehr aus dem Innersten unsrer Seele, als jene fremdartige Mischung uns den Vortheil benahm, Herrn von Bonstettens Ansichten über eine so hochwichtige Angelegenheit in Deutscher Sprache zu vernehmen.

Es ist schon sonst bemerkt worden, was für eine andre, und höchstwahrscheinlich vortheilhafte Wirkung es auf den edlen abgeirrten Rousseau, diesen rüh-

rendsten, weil herzlichsten aller Jergänger, gehabt haben müsse, wenn, statt der Französischen Schweiz, die Deutsche sein Mutterland geworden wäre. Wie manchen Kampf mit der konventionellen, akademiegeregelten Frankensprache, wie manchen ihm darüber entgegenstehenden Tadel hätte er leichten Schwunges überflogen, wäre ihm beschieden gewesen, aus den Urquellen einer eigenthümlichen Sprache zu schöpfen! Wie er oft, und nur allzuoft vergeblich, rang, die Erscheinungen seines Innern durch das gefärbte, willkürlich eingefaßte Scheibenglas eines Mode-Dialektes an's Licht zu fördern, hat wohl Jeder gefühlt, der in den Strom seiner denkwürdigen Schriften mit liebevoller Achtsamkeit hineinschaute. Oder auch nur überhaupt mit Achtsamkeit. Denn die Liebe, — so viele man auch der Rousseau'schen Irrthümer erkennen, und sie vollen Rechts beklagen, ja schelten mag, — die Liebe für ihn findet sich, je näher man dieser schmerzlich bewegten Seele tritt, von selbst. Im „Contract social" deutet er einst seine Sprache ganz unumwunden an. „Il faut qu'on me laisse le temps d'expliquer mes idées;" sagt er. Und gewiß: das hätte er nicht zu sagen gebraucht, hätte sich die Sprache in all ihren Bedingungen seinen innern Gesichten vertraulicher und auch — sei das mir einzig genügende Wort hier einmal vergönnt — durchdringbarer angeschmiegt. Die Sprache ist der Leib des Gedankens, die innre Anschauung dessen Seele. Und nur da ist der Leib wahrhaft schön, wo er sich von einer edlen Seele möglichst ungehemmt durchdringen und durchleuchten läßt.

Müssen wir es also schon bei dem Französischen Schweizer Rousseau beklagen, daß er uns seine Ansichten nicht in deutscher Rede vorführen konnte: wie viel beklagenswerther noch, daß der Deutsch abgestammte Bonstetten zu uns in einer ihm ursprünglich fremden Zunge reden muß! — Den Grund dafür giebt er in der schon oberwähnten Klage an, über das Schweizer-Deutsch, namentlich in den Städten, ja selbst in deren bessern und edelsten Gesellschaften.

So finden wir in ihm selbst den Widerruf alles dessen, was er vorhin über das Patois der eigentlich Deutschen Stadtbewohner geäussert hatte, und haben mit ihm weder zu hadern noch zu rechten.

Wie nahe wir jedoch einem ähnlich bodenlosen Abgrunde noch vor wenigen Jahrzehenden standen, und wie gewiß wir, ohne das Aufsteigen edler Geister zwischen uns in Verbindung mit erschütternden Welt-Ereignissen, hineingefallen wären, — das wollen wir Deutsche ja nicht vergessen. Zur Dankbarkeit für die göttliche Leitung mag es uns ermuntern, zugleich aber auch zur Wachsamkeit wider jede entgegengesetzte Leitung.

Erlauben Sie mir, geehrter Herr und Freund, hier die Uebersetzung einiger Zeilen des Herrn von Bonstetten einzuschalten. Es mag daraus erhellen: wir sind nicht allwärts so weit auseinander, als es auf andern Stellen dieser Betrachtungen aussehen möchte.

Seite 94 und fürder heißt es:

„Eine der ersten Erziehungsregeln gebietet, daß

man lerne, Alles tüchtig zu schaffen, was man überhaupt zu schaffen hat. Da nun das Reden ein vorzüglichstes und mehrst ausgeübtes Thun im Leben ist, sollte man auch lernen, seine Muttersprache gut reden."

„Mittelmässige Menschen, wie auch geschmacklose und unwissende Leute, stellen sich die Kunst der Wohlredenheit ungefähr als einen Schmuck oder Aufputz vor. Und diesen Aufputz pflegen sie gern lächerlich zu finden, wo er sich anders, als nach den Gebräuchlichkeiten ihrer Heimath, zeigt. Sie vergessen, daß die Sprache nicht sowohl ein Schmuck ist, als vielmehr ein die Seele überall berührendes Kleid. Wer möchte aber in schmutzig ekelhafte Lumpen gekleidet gehn? Und wenn es widrig ist, sich mit Lumpen zu bedecken, die doch eben nur den Leib berühren: wie viel höhere Wichtigkeit muß das Wort, die Seele so nahe berührend, daß neuere Philosophen es mit dieser selbst vermenat haben *), — wie hohe Wichtigkeit muß dieses Wort für jegliches Wesen haben, das sich am Denken und Empfinden ergötzt!" — — —

Dann S. 96 und weiterhin:

„Ich hege eine Sehnsucht nach jeder alten Sprache, und möchte die meiner Vorfahren verstehen. Aber eine Sprache erlernen, heißt sie ausüben." —

---

*) Ich bekenne meine Unwissenheit in Hinsicht der modernen Systeme, auf welche Herr von Bonstetten hier zielen mag. Die allerinnigste Verwandtschaft der Seele und des Wortes aber ist wohl keinem Denker je fremd geblieben.

„Seit funfzig Jahren höre ich in der Schweiz behaupten, daß einige Kenntniß des Latein zur Wohlredenheit in der Muttersprache nütze. Sich stützend auf dies hergebrachte Gerede, begnügt man sich, das Latein halb zu lernen, vorwendend, wie wenig man auch davon wisse, helfe es doch immer, die eigne Sprache besser reden, ohne daß es irgend Jemand einsiele, diese eigne Sprache selbst gründlich zu studiren. Und doch sagen jene endlos von uns studirter Römer in ihren besten Werken: „erlernt Eure eigne Sprache." Seit zweihundert Jahren haben die Schweizer Verkehr mit den Lateinern, ohne zu begreifen, daß die Vorschriften des Cicero und Quintilian, auf Deutsche angewendet, eben nichts andres heißen, als: lernt Deutsch reden." —

„Durch die Sprache nur gelangt man zum Denken, und vornehmlich zu der Fähigkeit, seine Gedanken mitzutheilen." —

Bisher unterschreibe ich Alles, was Herr von Bonstetten über diesen Gegenstand sagt, ja, ich bewundre es. Indem ich mich aber nun weiter an's Uebersetzen geben wollte, griff mir ein Etwas wie mit unsichtbarer Hand in die Arbeit ein. Denn plötzlich ist die Rede wiederum ausschließlich von der bloß geselligen Umgangs-Sprache, von dem, was darin fatiguire oder de mauvais gout sei, welches Unheil auch dem sogenannten esprit begegnen könne. „Le sentiment même" — sagt unser Autor — „ennuyeroit a la longue. s'il ne réussissoit pas quelquefois à se créer un langage;" — und weiterhin bezeichnet er l'à-propos als Dasjenige, welches den

ganzen Werth der Rede oder des Wortes bilde. Man sieht, es handelt sich auf einmal wieder ganz von der societé, wohl gar von der Coterie, und so fühle ich mich denn plötzlich wieder um ein paar Erd-Diameter entfernt und entfremdet.

Wer — beiläufig gesagt — diesen Betrachtungen nicht um etwas Tieferen willen Sinn und Geschmack abgewinnen möchte, könnte doch vielleicht seine Lust daran finden, das wechselnde Anziehn und Abstossen zu beobachten, welches hier zwischen zwei Geistern stattfindet. Fröhliche Zuschauer sehn dergleichen Erfolge ja bei naturhistorischen Experimenten gern an, ohne sich um die verborgneren Ursachen sonderlich zu kümmern. Ich selbst bin über diese Sympathie und Antipathie, wie sich Beide so gewissermassen Hand in Hand geleiten, verwundert. Und ich bin's um so mehr in Bezug auf das nächste Kapitel, welches die Ueberschrift:

Liebe

führt. Hier nun, vermeinte ich, müßten wir gewiß den vollstimmigen Akkord antreffen, in welchem sich all unsre frühern Dissonanzen erfreulich auflösten. Aber ich hatte mich abermal geirrt, und es mag abermal davon herkommen, daß Herr von Bonstetten die Salons als eben so viel Areopagen oder höchste Gerichtshöfe anerkennt. In der That, sogar über die Liebe, diese holdseelige Königin der Welt, läßt er sie judiziren, welches mir doch ein wenig allzurevolutionair vorkommen will. Denn urlängst, bevor es Salons gab, herrschte die Liebe, und wird herrschen,

wenn alle Salons zertrümmert sein werden, und Vieles noch sonst! —

Dies Kapitel hebt mit einer Bewunderung an über den Verstand, welcher sogar den sonst ideenlosesten Südländerinnen durch die Liebe eingeflößt werde. Wenn nicht nur von Verstand oder esprit oder dergleichen die Rede ist, sondern von Geist, und als einhauchendes Wesen die echte Herzensliebe gilt, nicht eitles Gaukelspiel oder vollends rohe Sinnlichkeit, so glauben wir wohl allsammt an das Phänomen recht gern und fest. Nur daß nicht von den Frauen des Südlands allein, ja nicht auch nur von Frauen überhaupt, sondern von menschlichen Seelen die Rede sein müßte. Wir können uns dabei schon auf den lieblichen Mythus der Antike berufen: die Bildsäule Galathea, durch der Liebesgöttin Hauch belebt.

Aber so meint es Herr von Bonstetten nicht; — wenigstens an dieser Stelle nicht. Denn erstlich redet er von einer vergänglichen Liebe, von einer dergestalt vergänglichen, daß

„der Geist einer Frau, die zu lieben aufgehört habe, nichts mehr als die Rinde einer Lava darbiete, welche noch Tags vorher (la veille) in lebhaften Lichtern gefunkelt habe." —

Sodann fügt er in der Anmerkung hinzu:

„Das Herz findet seine Nahrung im Verstande (dans l'esprit); es erschöpft sich aus Mangel an Ideen, und für leere Seelen giebt es keine Liebe."

Gewiß nicht. Aber:

„Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt!"

Und eben so auch:

„Kraftvoll allein
Ist die Seele, die liebt!" —

Ja, man darf und soll in der allerhöchsten Beziehung sagen und singen:

„Göttlich allein
Ist die Seele, die liebt!"

Und ein Spiegel dieser göttlichen Liebe muß jegliche irdische sein, dafern sie nicht unter die Unwürde des Thieres hinabsinken will.

Die Liebe kann nur gen Himmel erheben, wenn sie echter Natur ist. — Wo ein Teufel sich in jenen Engel des Lichts verkleidet, kann er nur in die Hölle reissen. — Da giebt's kein Drittes.

So wend' ich mich denn von der coquetterie aimable und ihren Geschwistern ab, wie sie uns hier vorgeführt werden, und die ich Anfangs einzeln und gründlich zu bekämpfen gedachte.

Ich habe die Scheidelinie gezogen, oder vielmehr: sie ist mir gezogen worden von unsichtbar geheimnißreicher Hand. Jenseit der Gränze bleibt mir nichts mehr zu bekämpfen übrig, denn ich darf die Markung nicht überschreiten. Wer frech angreifend herüberdränge, sollte mit Gottes Hülfe seinen Mann an mir finden.

Wo aber Herr von Bonstetten zu uns herüberkommt, wie in den letzten Blättern dieses Kapitels, kommt er fürwahr nicht als ein Feind. Als ein Freund vielmehr tritt er herein, als ein aus den Gärten Armida's Entkommner, durch höhere Gewalt Entzauberter und Verklärter, aber eben deshalb ein durch-

aus Andrer, als Der, welcher noch wenige Momente vorher in jenen verblendenden Gehägen turnierte.

Und so führe ich denn nur abermal auch hier ihn selbst wider sich selbst in's Gefecht, des Sieges der guten Sache vollständig gewiß.

Gern hätt' ich das nachfolgende Kapitel vom

Cicisbeenwesen

hier gleich mit hereingezogen, und es so mit dem Schleier der Liebe umhüllt. Aber Allzuvieles spricht sich dort aus, dem nach meiner innigsten und heiligsten Ueberzeugung bestimmt widersprochen werden soll und muß.

Daß das Unheil der Cicisbeen-Verhältnisse aus der edlen Galanterie altritterlicher Zeit entsprungen sei, mag gelten. Daß aber somit aus edlem Rosenstrauch ein tauber Dorn entartet zum Vorschein gekommen ist, und endlich aus dem tauben Dorn ein giftiger ward, ganz ungleich dem früheren holden Gezweig, muß gleichfalls gelten, oder man suche den Beweis davon in unsrer Urschrift selbst. Diesmal zu übersetzen, ist mir durchaus unmöglich.

Nur das sei hier angedeutet:

Es genügt einer verderbten Welt nicht mehr, daß der Cicisbeeo sich aus einem ritterlichen Minnediener in einen mißhandelten Knecht umgewandelt hat, da muß auch noch ein wirklich verbrecherisches Verhältniß stattfinden, um den freilich auf solche Weise höchst abgeschmackten Umgang mit einigem Höllenduft und Höllenwitz zu würzen.

Es giebt eine Weise, Frauen zu verehren, die uns erhebt. So ehrte Petrarca seine Laura. —

Es giebt eine Weise, Frauen zu verabgöttern, die — ob auch das schmeichlerisch bedrohte Wesen sich von dem Fall errette — doch gewiß den Götzendiener in den Abgrund schleudert. —

Da gilt aber kein Unterschied zwischen Nordland und Südland. Alles kommt auf das Verhältniß zur Ewigkeit an, und für diesen Augenwinkel sind Nordpol und Südpol auch noch keine Spanne weit von einander.

Allwärts verwirrt der Teufel. Allwärts erleuchtet Gott. —

Um indeß jede Misdeutung der uns Gleich- oder Aehnlich-Gesinnten abzuwenden, füge ich noch einige Worte des Herrn von Bonstetten (S. 116) hinzu:

„Statt hübsche Knaben unter den Fenstern des Vaterhauses vorbeiwandeln zu sehn, erblickt das Nordlandsmädchen nur den Schnee. Und im Zimmer vernimmt sie nur die Mutter, ihr vorsprechend von Sparsamkeit, Pflicht, Moral und dem Glück, welches sich auf die Tugend gründet. Der Schmerz der Langweil zwingt diese Menschen, rings um ihre Feuerherde zusammengepreßt, zu lesen, zu denken, sich untereinander zu lieben, und sich mit nützlichen Dingen zu beschäftigen."

Nun dann! Wenn solch ein Hohn gelten dürfte, wäre ja auch die Hölle, schon ihrer Uncentrinnbarkeit wegen, eine Schule der Liebe! — Genug für dasmal. —

Freundschaft.

Die Italier sollen hier Schutz finden, nach Herrn von Bonstettens Meinung, wider eine an ihnen gerügte Falschheit in der Freundschaft, indem es nun einmal ihre Art sei, sich in übertriebne Betheurungen zu ergiessen, und der dadurch getäuschte Fremdling eigentlich über gar nichts zu klagen habe, als über seine eignen grammatikalischen Schnitzer im Verstehen.

Die Sprache aber ist göttlicher, und somit zugleich auch tiefmenschlicher Natur. Wo sie also in blosse Redensarten ausartet, ist das nicht sowohl für sündliche, als vielmehr für wahrhaft sündliche Unart zu erachten. Schon daß wir uns untereinander gehorsamste Diener nennen, wo wir wenig an Dienst und noch weniger an Gehorsam denken, steht nicht zu loben. Doch kann es einigermassen der in seiner Allgemeinheit unschädlich gewordne und sich auf blosses Formenwesen beschränkende Redegebrauch entschuldigen; mehr noch der höhere Gesichtspunkt, aus dem wir als gehorsame Diener Gottes uns untereinander zu dienen doch in der That wechselseitig verbunden sind. Aber wehe einer Sprache, worin die innigeren Bezeugungen ehrerbietiger Freundschaft auch eben nichts zu bedeuten hätten, als jener „gehorsame Diener!" — Daß manche ähnliche Gefahr jede menschliche Sprache bedroht, ist nur allzu unwidersprechlich. Daß wir uns aber dagegen nach Kräften zu waffnen haben, und das heillose Uebel, statt es mit Achselzucken zu entschuldigen, ritterlich bekämpfen sollen, ist noch weit unwidersprechlicher. Denn jener Mangel ist nur in menschlicher Gebrechlichkeit begründet, oder,

wenn wir's so nennen wollen, in einem Restlein babylonischer Sprachverwirrung; diese Aufgabe aber stützt sich auf göttliches Gebot. Und davon ist Niemand ausgenommen, herrsche nun bei ihm der Verstand oder die Einbildungskraft vor. Doch kann ich nicht einmal den Südländern die ihnen durch Herrn von Bonstetten zugedachte Entschuldigung, sie seien phantastischer, als die Nordländer, angedeihen lassen. Sie selbst würden Dergleichen vermuthlich eben so wenig annehmen wollen. Denn nicht mit Unrecht rühmen sie sich, und namentlich die durch Herrn von Bonstetten doch meist als Repräsentanten des Südens angeführten Italier, einer überwiegenden Verstandesbesonnenheit in allem Schaffen und Treiben dieser Welt. So sehen wir ja auch selbst die Alt-Hellenen weit seltner von überschäumender Begeisterung fortgerissen, als von klar erkannten Vortheilen und Begriffen nach irgend einem Ziele klug und besonnen gelenkt. Nicht Achilleus ist des alten Griechenlandes eigentlicher Charakterheld, sondern Odysseus.

Aber auch des Orestes und Pylades Vaterland war Hellas; des Damon und Pythias Heimath Sicilien.

Alles wahrhaft Göttliche, also auch die Freundschaft, gedeihet überall, und jede Verletzung des Göttlichen ist überall Sünde, sei es am Fusse des Hekla oder des Aetna.

Die Formen allerdings sind mannigfach verschieden, wie denn Herr von Bonstetten das wortlose Beisammensein innig befreundeter Engländer als auffallendes Beispiel anführt. Aber ausschließlich doch

gilt Dergleichen nicht eben für England, und auch nicht für das Nordland überhaupt. Zwar in dem redelustigen Frankreich mag es selten genug vorkommen. Gewiß aber oft in Spanien, diesem Wohnsitz der feierlichen Gravität und des tief waltenden Gefühls. Und vollends Italien, wo das dolce far niente zu den behaglichsten Lebensgenüssen gehört, kann des wortlos anmuthigen Empfindens in gegenseitiger Theilnahme und gernbewußter Nähe nimmer ermangeln. Ja, man könnte allenfalls dies Gefühl mit noch weit anscheinenderem Recht zum ausschließlichen Besitz für das Südland ansprechen, als für das Nordland. Aber es wohnt eben allerwärts. Wer hätte nicht schon das Vergnügen empfunden, oder doch mindestens das Verlangen darnach, mit einem vertrauten Freunde zusammen zu wohnen! Nicht nur der gegenseitigen Mittheilung selbst wegen, sondern schon heiter in dem Bewußtsein: Du kannst Dich gegen ihn aussprechen, so bald Du Dich in Deinem innersten Wesen dazu gedrungen fühlst! Ja, bereits in dem Gefühl: er ist überhaupt da, und ob er etwa jene Arbeit vorhat, ich diese, doch zieht ein unermeßlich feineres und schöneres Fluidum, als das elektrische, aus des Freundes Wesen und Schaffen mild belebend herüber und hinüber! —

Dies Alles aber sind Gegenstände, die sich weder nach Klima, noch hergebrachter Sitte, noch vollends nach Staatsverfassungen abmessen lassen. Und Herr von Bonstetten selbst, indem er behaupten will, das republikanische Leben sei der Freundschaft günstiger, als jegliches andre, widerlegt seine Ansicht, indem

er

er die wechselseitige Bedürftigkeit für Angriff oder Vertheidigung im fortgesetzten Ebb'- und Fluth-Anringen der Meinungen mit hineinzieht.

Nein, wahrlich, solcher Stützen oder Sporen bedarf die echte Freundschaft nicht. Sie, ein Ausfluß des Himmels, wird sich zwar ohne Zweifel auch in den äußern Dingen offenbaren, dem Spruche gemäß: „an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen.“ Aber irgend einer Verstärkung durch Bedürfniß oder durch Begehr nach äußerlichem Erfolg, ist sie in ihrer Eigenthümlichkeit unempfänglich. Ja, sie würde in sich selbst zerfallen durch das leiseste Bewußtseyn weltlicher Nebenmotive. Und wo dergleichen vorhanden sind, bleibt auch das eigne Bewußtseyn derselben so wenig aus, als etwa der Todesduft eines unter Blumen frisch begrabenen Leichnams.

Also fort — im Namen der Freundschaft fort! — mit all' jenen Klassifikationen, was etwa die Freundschaft in England, Schweden, Frankreich, Deutschland, Italien u. s. w. sein möge! Die Freundschaft gründet sich weder auf den Verstand, noch auf die Einbildungskraft. Sie ist, ihre Echtheit vorausgesetzt, eine göttliche Offenbarung, aufleuchtend in einem endlichen Leben, ihr Ziel und ihre gänzliche Erfüllung in der Ewigkeit suchend und findend. In Gott Ein Herz, Eine Seele, Ein Wesen, ergänzend Jedes das Andre! Daher stimme ich aus tiefster Ueberzeugung dem Herrn von Bonstetten bei, wenn er sagt:

„Der Satz, man müsse einander erst genau kennen, um einander zu lieben, scheint nur für Leute passend, welche unfähig sind, jene Freundschaft zu empfin-

den, die sich in dem innig unmittelbaren Einfluß Einer Seele auf die Andre begründet."

Und späterhin:

„Unsre Empfindungen sind geheimnißreich wie die Musik." —

O wie ist dieser Mann doch so unermeßlich tiefer und höher als sein System! — So geht er auch mit einer echt gründlichen Zartheit auf die Betrachtung der Freundschaft zwischen Mann und Weib über, sprechend:

„Jede Liebe, welche die Sinnlichkeit überlebt, mag Freundschaft heißen."

Oder vielmehr — setze ich hinzu — just nur ein in dieser Hinsicht übersinnliches Gefühl verdient die Benennung: Liebe; Liebe, die vor Gott gilt im ewig seeligen Licht.

Nun soll aber solch eine echte Liebe, meinthalb zum Unterschied andrer Gefühle Freundschaft geheißen, nach Herrn von Bonstettens Ansicht im Süden gar nicht statt finden, weil die sinnliche Lebhaftigkeit sich allzugebieterisch einmische; im Norden auch nur selten, weil es dorten an dem zarten Liebeshauche fehle, welcher der Freundschaft zwischen den beiden Geschlechtern eigenthümlichen Reiz verleihe. In Frankreich nur sei sie vollkommen und eigentlich daheim.

Wiederum diese schnurgeregelten klimatischen Bestimmungen! — Da soll man nun im Süden allzulang' jugendlich bleiben für ein erhabenes Gefühl, im Norden allzufrüh altern dafür, und nur Frankreich, manchmal auch Deutschland, wisse den gehörigen Wärmegrad zum Gedeihen solcher Pflanzen hervorzubringen. — Aber die Liebe weiß es besser, und läßt

sich ihre seeligen Engelsschwingen durch keine Demarkations-Linien hemmen.

Zudem: mit der allzulang' blühenden Jugend in den Südlanden, und dem allzufrühen Eintritt des Alters in den Nordlanden, — da erküre ich Sie, vielgereister und wissenschaftlich erobernder Alexander, ohne Weitres zum Schiedsrichter zwischen Herrn von Bonstetten und mir, der ich nach Allem, was mir je durch Anschauung und Mittheilung darüber kund worden ist, behaupten muß: es verhält sich damit gerade umgekehrt. *)

Die einzig eigenthümliche Benennung für jene zarte Freundschaft zwischen beiden Geschlechtern übrigens heißt Minne, und stammt aus den altnordischen Sprachen, wo sie bis diesen Augenblick noch: Angedenken mit bedeutet. — Was man in Frankreich ähnlichen Sinnes Galanterie benannte, kam theils durch die Normänner, theils durch die südlichen Trovadores oder Troubadours in jenes mittelklimatische Land, eine Zeitlang dorten in Reinheit blühend, aber nur allzubald unter dem belobten Thermometergrade

*) Sei es vergönnt, hier das vorlängst gesungene Schmerzenlied eines Dichters anzuführen, welches, scheinbar zufällig, in seiner Schlußstrophe nach Süd und nach Norden hinweist:

Südlich.

Bald entschwunden, wie entsprossen,
Schließt Vergängliches den Lauf.

Nördlich.

Mir im Aeußern zugeschlossen,
Wacht das Licht im Innern auf.

in dergestalt Unedles ausartend, daß wir eilen wollen, den Blick davon abzuwenden.

Schlimmer noch war es meist mit der gepriesenen antiken Freundschaft bestellt, die aus einer republikanischen Entfernung der Männer von den Frauen entstanden seyn soll. — Aber auch davon weg! — Lassen Sie uns ein reines Erfreuen finden an des Verfassers trefflichen Worten:

„Grundwahrheit bleibt es, daß kein Mensch dem Menschen gleichgültig ist. Vielmehr ist Jeglicher ein Ton, eine Taste des großen geselligen Klaviers, und wer also möchte je andre, als harmonische Klänge angeben! Wär' es auch nur, um all' den schmerzlichen Mißlauten zu entrinnen, die jeglichen Menschen ergreifen, welcher sich selbst verläßt!" —

Nun eben deshalb. Die Tasten spielen nicht sich selbst, und wenn sie's könnten, würden sie dennoch sich nie dergestalt zu verlautbaren wissen, daß sie im lieblich kraftvollen Einklange mit ihren näheren und entfernteren Genossen blieben.

Der Meister muß auftreten, sein Instrument zu stimmen und es anzuregen für göttliche Harmonieen.

Darin liegt die nothwendige Anforderung des Glaubens an Gott, den Meister der Welt.

Daher kommt es, daß der Gottesläugner allwärts und von jeher nicht nur ein Gegenstand der Verachtung, sondern auch ein Gegenstand des Entsetzens war.

Eine Welt voll Dissonanzen, — und als solche drängt sie bei jedem Schritte sich dem Denkenden auf, sei er an und für sich nun beglückt oder unbeglückt, — eine Welt voll Dissonanzen, und kein Stimmen-

der am Ruder, welcher das Alles aufzulösen vermöchte in einen großen, endlos hallenden, endlos versöhnenden Akkord! Es wäre ja des Gräßlichen Gräßlichstes! —

Doch eben unsre Scheu vor diesem mißlautenden Abgrunde, eben unsre Sehnsucht nach jenen Höhen des ewigen Wohllautes, — es verkündet uns, wozu wir geschaffen sind, und somit auch den allmächtigen Meister, der uns geschaffen hat, und uns einstimmt zu einer ewig seeligen Harmonie, wie sie mahnend und verheißend durch unsre Träume hinzieht, und — dafern wir der Wahrheit zu wachen verstehen, — auch durch unser Wachen mit. — Ihm lassen Sie uns vertrauen, und einzig nur Ihm, in Dessen Hand wir leben, in Dessen Hand wir fallen müssen zu Seegen oder Unseegen, wenn die letzte Stunde der Zeit nun auch für uns aushebt und anklingt: „Halt! Vorbei!“

Statt indeß auf der hier angegebenen, ja durch ihn selbst, ob auch nur halb bewußt, angedeuteten Bahn fürder zu schreiten, wendet Herr von Bonstetten sich plötzlich wieder nach dem zurück, was er la société nennt. Und leider stellt er nun da die Welt als ein vollendetes Götzenbild auf. Alles für die Welt, und nur um der Welt zu gefallen! So, versichert er, sei alles Große geschehn, und was darüber hinausreiche, seien nur Redensarten, als innersten Kern wiederum die Welt hegend und die Gesellschaft und als deren erlesensten Gipfelpunkt die Coterie. Selbst die großmüthige Schonung, welche die gekrönten Bezwinger Napoleons der bezwungenen Stadt Paris angedeihen ließen, — selbst die soll nur von einer ehrer-

bleigen Schen vor dem Urtheil der Salons in eben diesem selbigen Paris ausgegangen sein! —

Zum Trost zwar für uns andre Menschen, die wir keine Pariser sind, fügt Herr von Bonstetten noch hinzu:

„Was ich Salon nenne, findet sich, indem es nur eben den Brennpunkt der öffentlichen Meinung bedeutet, eben deshalb unter allen Völkern. Es giebt eben sowohl Salons in Schwytz, als in Paris oder in London. Ueberall, wo sich noch einigermaßen geselliges Leben findet, bilden sich auch durch die moralische Gewalt gesellige Kreise, Bildnerinnen der Sitten und Gesetze, welche fast jeglichen Lebens-Augenblick des kultivirten Menschen bestimmen.“ —

O Himmel! So könnte man denn bis nach Lappland fliehen, und bis an den Nordpol und wiederum bis an den Südpol hinab, und so im gehetzten Kreislauf immer weiter und weiter, und allenthalben fände man nur den bleiernen Scepter der Coterie, und immer wieder diesen bleiernen willkürlich geprägten Münz-Courant der Salons! —

Allgütiger, allmächtiger Gott, hättest Du dazu Deine Welt geschaffen? — Nein! — Etwas unermeßlich Größeres, als jede bloß endliche Ansicht und Rücksicht, hast Du in die Seele des Menschen gelegt! Ein Etwas, das sich über unser ganzes äußres Wohl und Weh erhebt, das uns in Kraft erhalten kann, ob Alles, auch das Liebste auf der Welt, uns verstieße! Dieses Etwas ist es, das die Helden des heiligen Bundes zum Kampf gegen den Weltbedräuer, den schon fast zum Weltbezwinger gewordenen Napoleon

aufrief, und sie dann zur edelsten Mäßigung zügelte, da sich die noch kaum erst als neue Roma prahlende Hauptstadt vor ihren Waffen beugte. Wo bleiben da die Salons mit ihrer kleinlichen, von jedem Wirbelwinde so leicht zu verwehenden, ja oft sich in fürchterlichem Raupengraus entstellenden Schmetterlings-Pracht? —

Ein heiligstes, innerlichstes, unverlierbarstes Besitzthum, wo es erst nur in Einem Augenblicke echt vorhanden war, finden wir mit dem Französischen Worte Courage und dem Deutschen

Herzhaftigkeit

am besten benannt. Unter solcher Ueberschrift folgen wir dem Herrn von Bonstetten in sein nächstes Kapitel.

Es wird daselbst behauptet, bei gehörigen Gründen zum Standhalten und Vordringen würden die Krieger des Südens bei weitem die Krieger des Nordens übertreffen. Davon aber weiß die Weltgeschichte nichts. Vielmehr just in der Zeit, wo die Römischen Geschwader am mindesten deutlich anzugeben wußten, für welchen Vortheil und zu welchem Endzweck jedes Einzelnen man fechte, flog die Victoria ihren Adlern am allersieghaftesten voran.

Es liegt mit der kriegerischen Siegsbegeisterung, im Süden wie im Norden, ganz wo anders, und ist auch ganz ein Andres, als die an sich unverkennbar wohlgestellten Raisonnements des Herrn von Bonstetten es suchen.

Nicht auf den Vortheil, den man erringen will, kommt es bei der kriegerischen Gesinnung an; viel-

mehr auf das Wie des Erringens. Da können die nach Zollen ausmeßbaren Erdschollen, weshalb der Fortinbras in Shakespears Hamlet seine Schaaren zum Kampfe führt, just eben so lebendig zur Tapferkeit begeistern, als wo es um alle Quadratmeilen Amerika's gälte.

Eben so auch verhält es sich mit den vom Siege zu erhoffenden Genüssen. Die Ehre mißt eben so wenig nach Portionen, als nach Meilen. Sie mißt einzig und allein nach sich selbst, und ist dabei nur durch das einzig und ewig gültige Maaß zu kontrolliren, welches über den Sternen strahlt. — Oder auch, wie mir es die Muse um etwas kecker und vielleicht allgemein verständlicher eingab:

Wer erst viel fragt bedächtiglich:
„Zu welchem Preise schlägt man sich?
Und was gewinnt dabei mein Ich?“
Schlägt sich gewiß höchst jämmerlich.
Denn treibt ihn nur Profit zum Schlagen,
Nicht der Begeist'rung seel'ges Wagen,
Hat schon vor Schuß und Hieb und Stich,
Er in sich selbst sein bestes Ich
Unwiederbringlich todtgeschlagen.

Wenn wir Nordländer indeß uns über gar mannigfaches Mißverstehen des Herrn von Bonstetten zu beklagen haben, zurückgesetzten Stiefkindern vergleichbar, müssen wir da, wo es sich von

R a c h e

handelt, hinwiederum eingestehn, daß er uns die Tugenden der Milde und Versöhnlichkeit in einem Grade andichtet, wie sich diese trefflichen Eigenschaften im

Norden nie vorgefunden haben. Oder doch nur da mochten sie uns angehören, wo sie als Blüthen des seeligen Glaubens aufleuchteten, und also keinem Klima mehr angehörten, weil überhaupt nicht der Erde, sondern dem Himmel! —

„Jene unglückliche Leidenschaft" — sagt Herr von Bonstetten — „existirt nicht im Norden, und dieser Charakterzug bildet eine der Hauptscheidegränzen zwischen beiden Klimaten." —

Wo aber finden wir endlos rächerischere Familienfehden, von Vater auf Sohn vererbt, als in Schottland, Norwegen und Schweden? Eben diese bedingen ja das düstre Grundgewebe so vieler grauenvollen Nordlandssagen, und wenn dabei das Ehrengesetz, offnen Kampf begehrend, schöner und gewaltiger vorherrscht, als in den Landen des südlichen Europa, so liegt das nicht an dem minder glühenden Rachegefühl, sondern an der unsichtbaren und nicht zu definirenden Herrschaft der Ehre, dieser von modernen Philosophen so oft unverstandnen, und eben deshalb so oft verhöhnten nordlichen Jungfrau. — In der That, der Norden ist ihr eigentliches Geburtsland, und so weit auch sie ihren Szepter über die südlichen Markungen ausgedehnt hat, geschah es doch immer durch die bald milde, bald furchtbare Dienstmannschaft nordlicher Helden. —

Eben deshalb wollen so oftmal unsre philologischen Antiquare diese Zauberherrschaft für etwas Ungehöriges, oder doch nur phantastisch Gaukelndes ausgeben. Freilich läßt sich die Waffe der Ehre aus Griechischen und Römischen Citaten weder beugen noch

zusammenschweissend umgestalten. Aber sie ist dennoch da, und die Gärten des Nordlandkindes prangen auch im Süden unverkennbar nach mütterlichen Gesetzen.

Es ist also billig, den heilig-zarten Maaßstab der Ehre, wie er unter edlen Naturen im Nordland gilt, auch allerwärts im Süden, wo Christenthum und germanische Sitte herrscht, anzulegen. Ohne Zweifel würden gegen eine Licenz andrer Art all' die edlen Bewohner des Südlandes Protestation einlegen, wie wir Aehnliches schon früher im Lauf unsrer Betrachtungen angedeutet haben.

Daß hingegen, wie Herr von Bonstetten in seinem:

Italien

überschriebenen Kapitel es ausspricht, wir Nordländer nur allzuoft in Wendungen und Gestaltungen des Umganges wie der Geschäfte den Italier mißverstehen, gebe ich ohne Weiteres zu. — Eben dasselbe aber ist ohne Zweifel auch dem Herrn von Bonstetten mit unsrer nördlichen Eigenthümlichkeit begegnet, vorzüglich wo es deren zartere Abschattungen gilt. — Wir wollen darüber uns nicht einander verklagen. Um so weniger, als es an einem gültigen Tribunal mangelt, von welchem der entscheidende Rechtspruch ausgehen dürfe; ausgenommen das ewige Tribunal. Vor dem aber dürfen wir einander überhaupt nicht verklagen, ohne in die Schmach des unbefugten, sich selbst urtheilenden Anklägers zu verfallen.

Also! —

Nur zu nothwendiger Nordmannsvertheidigung und gewissermaßen auch zur Vertheidigung der gepriesenen Südländer mit: Auch in den mittäglichen Gränzen giebt es ohne Zweifel Naturen, welche von Hinterlist und Betrug höchstens die warnenden Gebilde kennen, keinesweges aber im eignen Besitz so abscheulicher Waffen stehn. Denn wer deren Gebrauch Einmal erlernt hat, ergab sich auch schon einigermaßen der gräßlichen Versuchung, sie zu benutzen. So erlag Wallenstein, wie ihn uns Schiller vorführt, — vielleicht auch der wirkliche Wallenstein des Weltlaufes, — seinem bösen Dämon schon selben Augenblicks, wo er sich in den Stand gesetzt hatte, zu denken: „Du könntest Deinen Kaiser stürzen, wenn Du wolltest!" So sahe man nur allzuoft den Spieler, welcher das Volteschlagen ehedem ruhig erlernte, um sich vor häßlichen Kunststücken schlimmer Widersacher zu wahren, in verzweifelten Momenten, wo sein Weltglück ihm vor den Augen schwindelnd wankte, das gräuliche Höllengetäusch selbst ausüben, Ehre und Zuversicht auf immer von sich schleudernd, um ein morsches Brett zum augenblicklichsten Halt im Schiffbruch zu erfassen.

Wenn übrigens das Klima einen Unterschied in der eigenthümlichsten Wesenheit des Charakters begründen könnte, — wer möchte nicht sich lieber einem Freunde als Freund hingeben, der gewohnt wäre, in sich selbst hineinzuschauen, als Einem, der's an der Art hätte, vorzüglich zum Fenster hinauszukucken, und somit auch hinauszudenken! — Darauf aber käme doch hier des

Herrn von Bonstetten Unterscheidungslinie zwischen Nordmann und Südmann ganz wörtlich hinaus. *)

Bevor wir uns nun über das nächstfolgende Kapitel:

Erziehung

zu verständigen trachten, vergönnen Sie mir wohl eine kurze Darlegung meiner eignen Ansichten über diesen hochwichtigen Gegenstand.

Man kann den Kindern sehr wenig Gutes, dagegen aber sehr viel Schlimmes geben.

Was man nämlich so nach gewöhnlichem Sinne in dieser Art: Geben nennt! Das bestimmte Einimpfen der oder jener Eigenschaft.

Durch das Vorbild der Aeltern und Erzieher hingegen kann des Schlimmen viel geschehn; des Guten wohl noch um ein Großes mehr.

Nicht, daß man sich den Kindern stets möglichst imposant und vortrefflich präsentiren solle, die eignen Mängel in deren Gegenwart zurückhaltend. Man hat freilich dergleichen schon angepriesen, wie man etwa einen unbequemen Husten während einer Flöten-Cadenz zurückhalten möge, in der schon vorgefaßten Hoffnung, ihm bei dem nächst zu erhoffenden Tutti einen desto ungezwängteren Ausbruch zu gönnen. Nein! — Viel-

*) Die Worte der Urschrift heißen:

Il semble que dans les pays froids la dernière chose qu'on fait pour savoir ce qui se passe dans la rue, c'est de se mettre a la fenêtre, tandis que la dernière qu'on fait dans le midi pour savoir ce qui se passe dans son intérieur, c'est de s'en ôter.

mehr auch hier, wie überall, ist Lüge das absolute Verderben! Die einzige Rettung: Wahrheit. —

Lasset denn allerdings im Anringen wider das uns Allen eingewurzelte Böse Euch auch vorzüglich durch die edle Sorge mitbestärken, daß Euern Kindern und Zöglingen, diesen Pflanzen einer nach Euch aufsprießenden Zeit, kein Arges durch arges Beispiel entstehe. Wo aber das Schlimme dennoch Euch überwältigen mag: verbergt dieser keimenden Zukunft nicht das Misbilligen Eurer selbst, sondern offenbart ihnen zugleich Euer ernstes Bereuen, Euer hülferufendes Gebet. Und was Euch dabei zur Errettung von Oben herniederströmt, wird auch ihnen zur Erbauung gereichen! — Dagegen, ob es Euch auch gelänge, sie für einen Augenblick über Eure Mängel und Irrungen zu betrügen: — Betrug würde Betrug bleiben, mit all seinen unermeßlich fürchterlichen Irrungen und abwärtsreißenden Schwindeln im Gefolg und Erfolg.

Wir Menschen überhaupt bilden eine elektrische oder galvanische Kette. Jede Berührung des Einen mit dem Andern ist ein blitzähnlicher Schlag, von Unten nach Oben zuckend, oder von Oben nach Unten hinab. — Das und nur das allein darf sich als echtes Prinzip des Umgangs der Menschen offenbaren, und also im vorzüglich entscheidenden Licht als Prinzip der Erziehung. Was darüber hinaus zu dringen wähnt oder drunter zusammenschrumpft, ist lebensgefährliche Irrung. Und zwar lebensgefährlich in einem unermeßlich bedrohlicheren Sinne, als Arzneikunde und Chirurgie es jemals auszusprechen wagte.

Diese Ansicht ist zuverlässig die eigentlichste Ansicht

aller wahrhaft frommen Aeltern und Erzieher, möge sich's damit auch in noch so mannichfach verschiednen Formen und Redeweisen offenbaren. Und eben diese Wurzeleinheit schließt jede äußerliche Kulturverschiedenheit vom Standpunkte der höchsten Betrachtung aus, insofern dabei nicht absolute Hemmungen durch Rohheit oder gar Misbildung eintreten. — Oder mit andern Worten: im Ganzen und Wesentlichen kann der Lastträger sein Kind just eben so trefflich erziehn, als der Professor, als der Kriegsknecht, als der Fürst.

Hier stehn wir an der Schwelle aller wahrhaften Menschengleichheit, von Gleichmachern, welche die Lösung ihres Problems in äußerlichen Verhältnissen suchen, auf's wunderlichste mißkannt.

In den Bedingungen der Endlichkeit nämlich möchten sie Alles nivelliren. Wo es dagegen auf die ewige und hienieden schon innerlich seelige Herrlichkeit ankommt, möchten sie nur gar zu gern dem Gelahrten vor dem Ungelahrten, dem Gebildeten vor dem Ungebildeten, ein bedeutendes prae zuerkennen.

Herr von Bonstetten begehrt, um die Mäßigung älterlicher Leidenschaften in Bezug auf die Kinder zu bewirken, höchst aufgeklärte Väter und Mütter: des parents tres eclairés. O ja, ohne Zweifel. Aber erleuchtet von Oben her, wie der Strahl die Hütte durchdringen kann und den Pallast! Anderweitige sogenannte Aufklärung — nur aus dem eigenmächtigen Lehr- und Lernwesen entsprungene — möchte wohl dem liebevollen Zauber des Erziehens (op-elske: aufliehen nennen die Dänen, unsre altgermanischen Stammverwandten, dies in sich süß-menschliche Ge-

schäft) eben die verderblichsten Wunden schlagen, oder doch ihm seine seeligsten Kräfte lähmen. —

Daß rohe Menschen ihre Kindlein mehr im eignen, plötzlich auflodernden Unwillen züchtigen, als dazu getrieben durch göttlich gebotene älterliche Machtvollkommenheit, ist eine allwärts nur allzu oft wahrnehmbare Erscheinung. Da h nicht Nord, nicht Süd, nicht feinere, nicht gröblichere Bildung wesentliche Schranken zu setzen. Es ist eben der Sieg dämonischen Unwesens über die seelige Liebe in unserm schon seit Adam entarteten Geschlecht.

Daß die Unarten der Eltern wie der Kinder sich in den Südlanden heftiger und äußerlich furchtbarer kund geben, als in den Nordlanden, gestehe ich ohne Weitres ein. Blüthen, Früchte, Gifte, Thiere, selbst der menschliche Leib: — Alles reift dorten rascher und sichtbarlicher als bei uns. — Aber das wesentliche Resultat ist und bleibt dennoch dasselbe. Der kurze Sommer in Norweg haucht um so heißer befruchtend über die Fluren, je weniger Zeit ihm dazu vergönnt worden ist.

So auch mit der Erziehung, mit den kindlichen Anlagen und Entwickelungen überhaupt, insofern dabei das Klima seinen Einfluß üben mag.

Anmuthig schildert Herr von Bonstetten in folgenden Worten (S. 153.) die kecke Frische und Ringfertigkeit südlicher Strandkinder:

„Ich erinnere mich's, wie ich bei Astura am Meeresufer wohl eine Stunde lang verweilte, die Spiele zweier Calabrischen Kinder von 8 bis 9 Jahren anzuschauen. Sie waren so eben auf einem Rea-

pelitanischen Schiffe gelandet. Da sah ich sie in ihren kleinen Hemdchen miteinander spielen, bald dicht am Ufer, bald auch mit den Wogen des Meeres. Alle Spähe und Ungezogenheiten unserer Schulkinder mögen für Ausruhen gelten im Vergleich der Gewandtheit, der Geschicklichkeit, und vorzüglich der unerschöpflichen Erfindungsgabe, welche sich in den Spielen dieser kleinen Wilden entwickelte."

Schilderung gegen Schilderung! —

Wenn der Brandenburgische Bauersmann mit seinen Pferden den Acker hinlänglich bestellt hat, zieht er die Gäule zur Abendstunde den Knaben des Hauses anheim, um sie auf die nah- oder fern gelegene Hütungsgegenden hinauszureiten. Den Kindern ein Vorspiel für künftige Tage; den Rossen, nach erduldeter Tageslast, ein lustiges Nachspiel. Geht es ja doch nach den wohlbekannten Weideplätzen hin, und sind die kleinen Reiterchen federleicht, und überhaupt des Haus- und Pferdeherren liebe, auch den Thieren wohlbekannte Kinder. Wie sie da neben einander hinsprengen, manch' ein Knabe drei bis vier Rosse hinter sich drein laufen lassend, und auf dem deckenlosen, raschbewegten Gaulrücken die Kinderbeinchen herunterhängen: zum Umspannen noch viel zu kurz und zum Schenkeldruck noch viel zu schwach! Aber das thut nichts. Rasch und im kecken Vertrauen geht's über Holz- und Steindämme fort, lautjubelnd die zollhohen Ritterlein, einander rücksichtslos drängend bisweilen; Moorgraben oder eine Bachesfuhrt hindurch, oder über enge Knittelbrücken hin. — Gottes Engel sind schützend nah, wie bei allen gewagten, aber nicht fre-

vielhaften Kinderspielen und Kinderübungen, aus denen künftighin rüstige Manneskraft sich entwickeln soll.

Jeder das Seinige! — Der Italier nennt ein galloppirendes Pferd ein offnes Grab, und Brandenburgische Mütter würden ihre Hände ringen, wenn sie ihre Kindlein am Ufer des schrankenlosen Meeres spielen sähen, oder gar in den schäumigen Fluthen mitten drin. — Am Ufer der Havel wär' es schon wiederum ein Anderes, obgleich man eigentlich eben so gut in der Havel ertrinken kann, als im Meer. Aber da sehn wir die Fischerfrauen ihren Kindern die kühnsten Tändeleien mit dem nixenhaften Element unbedenklich verstatten, und eben deshalb verunglücken dieser Kinder nur selten Einige.

Ich erinnere mich's gern, wie vor einigen Jahren mich zwei Fischerknäblein über einen viertelstundenbreiten Havelarm bei ungestümer Witterung ruderten. Die Wellen trieben ein ziemlich buntes Geschaukel mit der Nußschaale von Nachen, die uns trug. „Schlägt so ein Ding auch bisweilen um?" fragte ich meine kleinen Kahnherrn, und die höchst unbefangene Antwort lautete: „O ja; oft! Aber wenn auch Einer nicht schwimmen kann, — wir zum Exempel können's Alle beide nicht, — hat es doch damit nicht viel zu sagen. Die Leute vom Land' herüber sehn's wohl, oder hören uns doch schreien, und während man sich am umgestürzten Kahne festhält, kommen sie Einem meist immer zu rechter Zeit zu Hülfe." — „Hübscher Trost!" dachte ich, halb lachend, halb bedenklich, und zu gleicher Zeit auch: „Ihr Nixenjungen, sollten wir einmal mitsammen im Kanonenfeuer halten, oder auch nur

durch das Getümmel einer raschen Reiterrüdung hinsprengen: Ihr solltet mir mindestens eben so verwundert aussehn, als vielleicht ich jetzt." —

Aber so ist es mit all und jeder Gefahr. Die ungewohnte steigt riesig empor. Je vertrauter geworden, jemehr schrumpft sie zum Zweralein zusammen. Daher pflegt in der Regel der Nordmann, dessen Knabenspiele meist immer kriegerischer Art sind *), gewaltiger und beglückter im Kampfe zu sein, als der Südmann, seitdem das große Heereslager, Rom geheißen, sich in eine geistliche Hauptstadt umgewandelt hat. Und selbst auch diese Umwandlung ging doch durch nordländische Siege vor sich.

Sollten nun wirklich (von Rom aus gerechnet) jenseit der Alpen so wenige Gestalten leben, die zu künstlerischen Vorbildern taugen könnten, — woran ich stark zweifle, insofern der Künstler die Vorbilder ohne Vorurtheil anzuschauen vermag, begabt mit der Kraft, alles Echt-Schöne in seiner Eigenthümlichkeit zu erkennen, — so käme doch die Schuld keineswegs auf die im Norden der Alpen, wie Herr von Bonstetten meint, fast gänzlich mangelnde Gymnastik. Was den Knaben zur Führung edler Waffen und Bändigung eines muthigen Rosses ausbildet, kann unmöglich seine Gestalt entstellen. Ist ja doch die

*) Friedrich Stolberg läßt seinen deutschen Knaben singen:

Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg.
Im Bette träumt' ich nur Gefahr,
Und Wunden nur und Sieg.

Schönheit jeder Erscheinung mit ihrer innern und äussern Zweckmäßigkeit unabtrennlich Eins. Frauenhändchen an einem Mannesarm wären abscheulich, und so geht es in der Weseneordnung weiter abwärts durch Thier- und Pflanzenwelt fort, ja, auch durch die Architektur und alle Produkte des menschlichen Schaffens.

Zugleich mögen obige Schilderungen mit dazu dienen, des Herrn von Bonstetten trübe Darstellung des Kindheitlebens im Nordlande zu beseitigen. S. 154 — 155 sagt er:

„In allen winterlichen Ländern sind die Kinder 6 bis 7 Monate mit den Ihrigen im Vaterhause verschlossen. Dort, unter den Augen der Aeltern, befinden sie sich stets mehr oder minder eingezwängt durch ein Klima, welches sie nöthigt, enge Kleidungen zu tragen, und in engen Wohnungen zu hausen. Die Dunkelheit der Häuser und der Zwang leiten mehr zur innern Beschauung, als der helle Tag und die Unabhängigkeit, welche im Süden das gewohnte Leben unter freiem Himmel darbietet. Jeder Zwang aber, sei er nun körperlich oder geistig, wirkt schädlich auf die Entwickelung der Glieder ein." —

Ob diese Schilderung des nordlichen Winters, oder eigentlich des Kinderlebens darin, vielleicht auf Lappland und Grönland passen möchte, lasse ich dahingestellt sein. Doch möchte ich voraussetzen, auch dorten liessen die Menschen sich von dem ihnen wohlbekannten Winter nicht so überaus ängstlich einschüchtern und zusammenpressen.

Was aber unsre Deutschen Winter anbetrifft, die

Schwedischen, Dänischen und Norwegischen mit eingeschlossen, so ist da wohl genugsam bekannt, wie die Knaben und oft auch die Mägdlein sich munter draussen herumtummeln, bald über das Eis hingleitend, bald Schneemänner bauend, bald wider einander mit Schneebällen lustige Kriege führend. Der Winter ist also wahrlich kein hemmender Schulpräceptor für unsre Kindlein, vielmehr ein gar freudig anregender und kräftigender Spielgenoß.

Herr von Bonstetten hat sonst mit einem so liebevoll achtsamen Blick sich in Dänemark umgesehn. Ich begreife nicht, wie ihm die Winterfreuden der nordlichen Kinder entgehn konnten. — Aber er scheint sich an die dortigen neuern Kultur-Einrichtungen (wie sie vor etwa Dreissig, Vierzig Jahren begannen) mehr gehalten zu haben, als an die ursprünglich bezeichnende Volkes-Sitte. Nur aus dieser jedoch läßt sich der Unterschied des südlichen und nördlichen Charakters mit einiger Bestimmtheit zur Anschauung bringen.

Daß eine gereinte Glaubenslehre auf die Kinderzucht im Norden vortheilhaften Einfluß übte, gebe ich als evangelischer Christ gar freudig und in voller Ueberzeugung zu. Daß aber jene Lehre an das Klima gebannt sei, kann ich um so weniger zugeben, als wir Evangelischen Christen eben unsre Glaubenskraft und Freudigkeit, dem Bahnbrechenden Martin Luther ähnlich, aus der Ueberzeugung schöpfen: unsre Lehre ist die neubelebte, frisch geläuterte, ihrem Urquell nahe gebrachte, kurz, ganz und gar dieselbe, welche vor nun fast zweitausend Jahren in dem südöstlichen Palästina beseligend emporstrahlte.

Doch auch den Gegenstand nur in Form eines philosophischen Systems angeschaut: Giebt es eine Wahrheit, die minder allgemeingültig und überzeugend für das Südland sei, als für das Nordland?

Mythologie und alles der Sagenwelt Angehörige mag sich — obwohl der innerlichste Kern bleibt — unendlich anders in den Orangenhainen gestalten, als in den Buchenwäldern, oder im Afrikanischen Sandmeer als auf den nordlichen Schneegebürgen. — Auch mag der äusserliche Kultus, den Sonnen- oder Eisländern gemäß, in manniafachster Gestaltung erscheinen: ja, er muß es in gewisser Hinsicht sogar. — Religion indeß, in ihrer höchsten Bedeutung über Raum und Zeit erhaben, offenbart sich allwärts und immerdar als Dieselbe: als das reine weiße Licht, aller Regenbogenfarben Grund-Bedingung und Ur-Element. In dieser Machtvollkommenheit besiegt sie alle Herzen, gelte es nun, Eis aufzuthauen, oder Gluthen zu mildern.

Und in welches menschliche Schaffen möchte diese heiligste Gewalt ihr Licht süsser und gewaltiger einströmen, als eben in das patriarchalische Weben und Walten der Erziehung!

Unter den Erzvätern herrschte die Religion in süß vertraulicher Nähe, auch jetzt noch sich am innigsten und reinsten stets da offenbarend, wo es am erzväterlichsten hergeht: im Familienleben. Also auch in der Erziehung. Versteht sich, daß Familienleben und Erziehung unter keinen Verzerrungen der Einseitigkeit kranken, und eben so wenig unter den Stürmen der Zwietracht nach innen, oder der Gehässigkeit

nach aussen. Freilich ist auch in dieser Hinsicht Gebrechlichkeit das nicht abzuschüttelnde lästige Erbtheil menschlicher Natur. Aber das Ueberwiegende gilt, und wo patriarchalische Reinheit und Liebe überwiegt, muß die schmerzliche Klage Montesquieu's verstummen, nur für die Auswüchse eines verderbten Zeitalters gültig:

„Wir empfangen drei verschiedne Erziehungen: die unsrer Aeltern, die unsrer Lehrmeister, und eine dritte durch die Welt. Was man uns in der dritten beibringt, stürzt alle Anschauungen der beiden erstern um."

Vergebens hofft Herr von Bonstetten, diese dritte Erziehung durch den Einfluß der Französischen Coterieen und Salons vortheilhaft ausgeführt zu sehn. Was man so Education und Politesse nennt, oder deutlicher gesprochen: das geistige Uniformirungs-Wesen, wobei eben Niemand ungünstig auffällt, weil all die Eingekleideten einander zum Verwechseln ähnlich sehn, — o ja! Das läßt sich auf diesem Wege zuverlässig genug erreichen. Und dazu mag denn auch der Rede-Münzfuß trefflich beitragen, welchen Herr von Bonstetten S. 176 (in der Anmerkung) mit den Worten empfiehlt:

„Die Geselligkeit der Franzosen ist es, welche ihre Sprache in kleine Münze umgesetzt hat, des Verkehrs in der guten Gesellschaft halber. Wissenschaftliche und Kunst-Ausdrücke sind davon ausgeschlossen; man vermeidet die logischen Formen wie auch jede weitläuftige Auseinandersetzung. Selten läßt man lange Phrasen dabei zu. Man spart sie für

leidenschaftliche Anregungen auf, und man hat Recht. Jene grossen Perioden im Deutschen, Italischen und Lateinischen, wo das Zeitwort, an's Ende hingepflanzt, unterschiedliche Päckchen von zwischenliegenden Phrasen zusammenhält, widersprechen dem raschen Geist mündlicher Unterhaltung." —

Ich habe darüber Folgendes zu bemerken:

Ist der Zweck des geselligen Lebens Zeitvertreib, so ist Zeitvertreib auch der Gesammtzweck des Lebens überhaupt. Denn gewiß, das gesellige Leben soll keine Ausartung des höhern Daseins bilden, wodurch es ja sonst zu etwas in sich sündhaft Abscheulichem würde. Gott aber, welcher durch edle Reizungen die Menschen an die Menschen knüpft, will ohne Zweifel, daß die Geselligkeit uns eine Kette, wo möglich eine Blumenkette, bilde, vereint dem seligsten Ziel entgegen zu wallen.

Ist davon in jener belobten Scheu vor aller Gründlichkeit, in jenem Austreiben alles tieferen Gefühls von der hergebrachten Redeweise auch nur eine Spur anzutreffen?

Oder wird nicht vielmehr dadurch der gesellige Umgang zu einem Seiltänzer-Stücklein erniedert, wo man sich immerfort ängstlich fragen müßte: „Schweif' ich auch nicht etwa in das Gebiet der Wissenschaft und Kunst hinüber? Oder in das Gebiet des Herzens wohl gar?" — Oder wenn man's erst in sich dahin gebracht hätte, solcher gefährlich scheinender Seiten-Pas unwiderbringlich enthoben zu sein — tant pis! —

Herr von Bonstetten selbst gesteht, daß der Co-

teric-Areopagus in Paris jedes Französische Werk, das einigermassen Anspruch auf allgemeinere Wirksamkeit mache, vor seinen Richtstuhl ziehe: vor den Richtstuhl der Weltleute. — Wer nun jemal vernahm, wie ein Witzwort der Keckſten unter den Kecken, oder, in Ermangelung des Witzes, auch nur ein Derbwort, momentanen Eingang fand, und den vielleicht ohnehin just nicht ästhetisch gestimmten Kreis zu einem Lachen anregte, dem Lachen der homerischen Olympier vergleichbar, — der ermesse, wie ein solcher Areopagus (ob äusserlich auch noch so abgeschliffen) in letzter Entscheidungs-Instanz auf Kunst und Wissenschaft einwirken müsse. —

Lasset uns nichts übertreiben. Lasset uns nichts aus einem andern Gesichtspunkte ansehn, als aus dem hier deutlich aufgestellten. Denn die Angelegenheit, warum sich's an diesem Punkte handelt, ist allerdings von grosser Wichtigkeit. Kommt es ja doch darauf an, das Verhältniß zu ermitteln, zufolge Dessen Wissenschaft und Kunst in das gesellige Leben eingreifen darf, und wiederum geselliges Leben rückwirken mag auf Wissenschaft und Kunst.

Gewiß, wo die Musen nur in stolzer Abgeschlossenheit auf den höchsten Berggipfeln des Parnassus thronen wollten, verschmähend den zutraulichen Verkehr mit dem rüstigfröhlichen Treiben in Ebne und Thal, würden sie eben dadurch ihrem göttlichen Botenamt, als Gesendete vom Olympus an die Erde, und als Beflüglerinnen menschlicher Bitten und Wünsche nach dem Olympus empor, ganz ungetreu. Sie hätten also im kindischen Hochmuth sich ihres kindli-

chen Amtes verlustig gemacht, ja, aufgehört somit im eigentlichsten Sinne, zu sein.

Wenn dagegen es den Thal- und Ebne-Bewohnern einfiele, die sie heimsuchenden Musen einfangen zu wollen, um sie etwa gegen tüchtige Hausmannskost samt landesüblichem Geldlohn als brauchbare Hof- und Küchen-Mägde anzustellen, würden ihnen die Musen unter den Händen fortkommen. Schaden könnten dabei die schuldlosen Musen nicht leiden, und auch selbst deren sterbliche Priester im Wesentlichen nicht. Denn es giebt eben am Pindus unsichtbare und dennoch hochmächtige Gewölke, auf denen alles den Musen Verwandte vor rauher Beleidigung unangreifbar emporgezogen wird, so daß sich am Ende die staunenden Verfolger ihre eignen Köpfe schmerzlich zusammenrennen. Selbiges Experiment pflegt dieser Sorte von Jägern dann meistens den sehr gründlichen Zweifel zu erwecken, ob es überhaupt Musen und Dergleichen geben möchte. Denn sie hätten freilich so was in ihrem praktischen Kreise vermerkt, aber es sei ihnen plötzlich wieder entschwunden, bezeugen sie. Was aber ihnen nicht greiflich sei, sei überhaupt unbegreiflich, raisonniren sie. Also: u. s. w. quod erat demonstrandum. —

Es ist ein wahres und recht ernsthaftes Unglück, daß, wenn streitende Partheien sich bis auf einen gewissen Punkt einander zu nähern geschienen haben, oft schnell eine seltsame Explosion sie wieder auf die entgegengesetztesten Enden auseinander wirft, früheren Widerstreit noch herber und unversöhnlicher anfachend.

Was vorliegenden Falles gegen dies Uebel zu thun ist? —

Wenn Dichter nimmer wähnen, ihre Gabe
Sei ein Verdienst, nein, was aus Pindus Büchen
In sie einströmt, getreulich fürdersprechen,
Ernst, liebreich, hold, daß Jedes dran sich labe; —
Wenn Hörer nicht mehr wähnen, sie umtrabe
Der Sänger-Chor zum Jagdspaß, dran mit Stechen,
Hau'n, Schiessen, Hetzen, man zu Speis' und Zechen
Appetit gewinne: Jüngling, Greis, und Knabe; —
Wenn Die vom Pindus nahn, als heitre Gäste,
Die auf der Edne gastlich sie empfangen,
Vereint zu Thaten, wie vereint bei'm Feste; —
Dann wohl erringen allsammt sie das Beste
Im seel'gen Licht, und Nachtgrau'n wär' vergangen. —
Doch, ach, kaum hat die Dämm'rung angefangen! —

Ein gar treffliches Mittel, sich eines heitern Wechselverständnisses hier, wie überall, fähig und werth zu machen, wäre allerdings — gehörig verstanden — eine durch Herrn von Bonstetten in folgenden inhaltschweren Worten gepriesene Eigenschaft:

„Man glaube nicht," — sagt er — „die Höflichkeit bestehe nur in eiteln Gebräuchen. Die wahrhafte Höflichkeit entquillt den schätzbarsten Wesenheiten des Herzens. Sie lehrt uns, gehässige Leidenschaften im Zaum halten. Sie gewöhnt uns an Achtsamkeit für Andre. Sie entfernt Alles, was verletzen könnte. Sie bringt uns dahin, unsrer selbst zu vergessen, und gewährt uns jederzeit den Ausdruck der Werthschätzung Andrer, sei es im Handeln, sei es in Worten. Die Sprache einer solchen Höflichkeit kann, ihrem Ursprunge nach, eben nur wahrhafte Empfindungen ausdrücken. Als sie aufhörte, Ver-

kündigerin des Gefühls zu sein, behauptete sie ihre Gestaltung noch in Manier und Sprache." —

Damit aber, füge ich hinzu, war sie eigentlich gestorben, und ihre Erscheinung nur noch ein Gespenst: ein bald lächerlich äffisches, bald grauenvoll höhnendes Gespenst. Wer sie in That und Wahrheit wiederbeleben will, rufe sie aus seinem eignen Herzen hervor. —

Merkwürdig hierbei ist der Gegensatz in Bezeichnung jener Eigenschaft durch die Französische und Deutsche Sprache. — Die Franzosen sagen: politesse. Also vom Griechischen Urworte: πολις (Stadt) abgeleitet, gilt es die Uebung, welche man nur in bürgerlicher Gesellschaft oder in den Städten zu erlangen vermeinte. — Unser Deutscher Ausdruck: Höflichkeit, deutet in seinem Ursprung unläugbar hin auf die gastlich edle Sitte des freien Mannes und seiner Familie auf seiner Hufe und seinem Hofe. Solche Leute hiessen nach unsrer alten Sprache Hofmänner. Um den edlen Sinn dieses Wortes böswillig zu vergemeinern, wie's mancher Nicht-Hofmänner Absicht und Kitzel war, mußte man's mit einer Art von Diminutiv in Höfling umwandeln, und so zog man nach und nach jenes ernstere Wort beliebigerweise mit in Staub und Hohn, ja sogar den Ausdruck: Hof selbst. Es ward von da an leicht, auch die mild kräftige Eigenschaft des freien Mannes, die Höflichkeit, als etwas Unmännliches — nicht mit bäuerlicher, denn die Bauern haben auch Höfe, und thun sich was drauf zu Gut — wohl aber mit bäurischer Lust an Unlust zu verunglimpfen. —

Gelte es nun die gräko-gallische Politesse oder die altdeutsche Höflichkeit, — komme sie also zunächst auf Stadt oder Land zum Vorschein, — sie quillt nach ihrem schönsten Born nicht nur aus dem Rein-Menschlichen, sondern aus dem Rein-Göttlichen, wie denn Beides in wahrhafter Bedeutung Eins ist. Und dieser schönste Born heißt: Liebe.

Deshalb: wie gut und wohl auch Herr von Bonstetten vorhin über ein Bächlein des Grundstromes geredet hat, — die Bibel redet vom Grundstrome selbst unermeßlich herrlicher noch in den folgenden Worten *):

„Die Liebe ist langmüthig und freundlich. Die Liebe eifert nicht. Die Liebe treibet nicht Muthwillen. Sie blähet sich nicht."

„Sie stellet sich nicht ungeberdig. Sie suchet nicht das Ihre. Sie läßt sich nicht erbittern. Sie trachtet nicht nach Schaden."

„Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit. Sie freuet sich aber der Wahrheit."

„Sie verträgt Alles. Sie glaubet Alles. Sie hoffet Alles. Sie duldet Alles."

In diesem Sinne werde mir es gegeben, auch noch die letzten Schritte auf unsrer diesmaligen gemeinschaftlichen Wanderung zurückzulegen, geehrter Herr und Freund. Freilich treffen wir hier, wie es ja wohl öfters bei'm Berg-Ersteigen zu gehn pflegt, — nicht wahr? — noch zu guter Letzt auf die schroffe-

*) S. 1 Korinth. 13, 4 — 7.

sien Abhänge. Aber es kommen auch blumige Wiesen mitunter vor. — Wir finden deren eine sogleich.

Herr von Bonstetten nehmlich stellt mit vollem Recht die Erziehung als Ausbildung zur Tüchtigkeit jedes Standes für alles demselben Zunächstliegende dar, anerkennend, wenn das auf gehörig ehrsamen Grunde von Statten gehe, werde auch das Höhere zuverlässig sichtbar mit in's Leben treten. — Aber indem wir uns aller daraus erwachsenden löblichen Gebilde gern erfreuen, dem schon sonst gepriesenen Sprüchlein getreu: „Jeder das Seine!" fragen wir doch auch nothwendig: Wo liegt denn nun die für alle Welt gründliche und ergründbare Einheit all dieser mannigfach aufspriessenden Bildung und Tüchtigkeit? —

Herr von Bonstetten giebt uns keine Antwort darauf. Er versichert nur eben, im Süden gehe es damit rascher, aber ungeregelter von Statten, im Norden regelrechter, aber langsamer.

Es liesse sich auch wider diesen scheinbaren Erfahrungs-Satz gar manche wirkliche Erfahrungs-Ausstellung machen. Das möchte aber den Streit in's Endlose hinausziehen, weil es dabei von einer und andrer Seite nie an Truppen fehlen würde, die man aus einer fast Sechstausend Jahr alten Weltgeschichte exempelweise in's Gefecht zu führen hätte.

Warum nicht lieber einfach und klar auf den Quell alles Guten zurückgehn: auf Gott! —

Prüfet an Ihm Euer Thun und Lassen und an Seinem geoffenbarten Worte, Ihr Nordländer und Ihr Südländer, und Ihr werdet allzusammen blühen und Früchte tragen, als ein mannigfach herrli-

cher Garten: jegliches Reis, das kleinste, wie das größte, in wohlgefälliger Eigenthümlichkeit unter dem Lichte der Alles verklärenden Sonne kräftig und hold! —

In diesem Strahl auch verdeutlicht sich es dann ganz von selbst, was die menschliche Regierung im Fache der Erziehung zu thun habe und nicht zu thun: Eines so wichtig, als das Andre! — Denn bekanntlich droht das Zuvielthun mit wenigstens eben so schlimmen Folgen, als das Zuwenigthun. Die Weltgeschichte, und namentlich die neueste seit etwa Sechzig Jahren her, hat von beiden in sich entgegengesetzten Abirrungen gleich trübe Resultate aufzuführen.

Eine ausdrücklichere Bestimmung der zu ziehenden Gränzmarken liegt weder in Recht und Verpflichtung des Schreibers dieser Zeilen, noch in dem Charakter der hier aufgestellten Betrachtungen überhaupt. Die Hinweisung auf das göttliche Wort genüge dem ernsthaft Forschenden.

Was sich etwa noch an einzler Ausführung vom hier angenommenen Gesichtspunkt her nachholen liesse, besteht in den kurzen Sätzen:

Die Regierung zeige Achtung, ja Ehrfurcht vor den Eigenthumsrechten des Heerdes.

Der Hausvater dagegen ordne die Erziehung seiner Pflegbefohlnen dergestalt, daß sich ein würdiger Einklang zu dem Charakter der Regierung im Ganzen und Grossen daraus ergebe.

Die Regierung braucht deshalb nicht mit untergeschlagnen Armen jeglicher Misbildung des hausvä-

ter-

terlichen Wesens abwartend zuzusehn. Vielmehr bei gehöriger Wachsamkeit von obenher wird sich zweifelsohn alsbald der Moment kundgeben, wo Trägheit, Ausgelassenheit, oder absichtliche Bösartigkeit die Gränzen überschreitet, aus dem stillen Heerdes-Gebiet vordrohend in den Kreis des öffentlichen Lebens, und somit unzweifelbar den Schutz, welchen die Regierung dem Guten ertheilen muß, wider das Böse in's Leben ruft.

Das drei und zwanzigste Kapitel des Herrn von Bonstetten, überschrieben:

„Klimatischer Einfluß auf Gefühl und Glück"

kann, seiner Natur zufolge, nicht eben Anderes enthalten, als das Zusammenfassen aller vorhin schon nach Kräften dargestellten und zum Theil widerlegten Sätze. Da jedoch auch hier Herr von Bonstetten öfters in unverkennbar edler Anschauung redet, mag und darf ich's mir nicht erlassen, nochmals im Kampf die Einigung zu versuchen. — Es heißt unter Anderem, im Norden müsse die Bitte des Herzens durch Vernunftschlüsse geheiligt werden. — Was in seinem wesentlichen Ursprung unheilig wäre, bliebe gewiß all und jeder Heiligung unempfänglich.

Der Tag ist nicht etwa ein Milderungsmittel der Nacht, sondern ihr absoluter Gegensatz. Dämm'rung muß freilich als Mittelzustand gelten, aber ob sie sich dem Siege des Lichtes zuwende oder dem Siege der Finsterniß, mag jeder gesunde Sinn rasch ermessen. Oder fände sich auch ein solcher bisweilen durch Partheien-Phantasmagorie angesteckt und verblendet, so

würde er zwar vielleicht in augenblicklicher Unsicherheit Abend-Dämm'rung für Morgen-Dämm'rung ansehn können und umgekehrt, nie aber auf Maulwurfsweise eine absolute Lichtscheu empfinden, und auch durch Beobachtung einiger fortschreitenden Geschichtsmomente bald seines Irrthums inne werden; — immer jedoch ein wahrhaftredliches Lichtverlangen als Grund seines Bestrebens vorausgesetzt.

Was lebendig ist, ist dauernd, und nur das Dauernde trägt Leben in sich. — Daher irrt Herr von Bonstetten, wenn er die Nordlandsliebe für dauernder, die Südlandsliebe für lebhafter ausgiebt.

Wo die Liebe von echter, das heißt: himmlischer Art, ist sie sich allwärts gleich. Wo sie irdischer Begier oder dämonischen Träumereien fröhnt, variirt und vibrirt die Entartete allwärts in wilden Gaukelspielen, die weder klimatisch noch sonst überhaupt zu berechnen stehn.

Der Gedanke einer Verbindung für die Ewigkeit erquickt in jeder Zeit und in jedem Raum. — Der Wahn einer Verbindung nur für Zeit und nur für Raum entstellt vor den alsdann furchtbar hineinfallenden Riesenschatten der Ewigkeit Raum und Zeit zur wahnsinnigen Fratze, möge sich diese nun heulend oder hohnlachend offenbaren.

Weg also mit jenen Glücks-Partikelchen, aus denen nach Fontenelle, und durch Herrn von Bonstetten auf unbegreifliche Weise empfohlen, der Lebensgenuß bestehn soll! O ich hab' es wohl auch gekannt, dies scheinbare Genügsamkeits-System, und es empfunden in all seinen verderblichen Schrecken! Unge-

rechnet die unbesiegbare Langweil, die den unsterblichen Geist auf dieser momentanen Ver- und Genußgens-Jagd befallen muß, erwächst daraus auch eine dem endlichen Leben absolut unerfüllbare Genußforderung an jedweden Augenblick. Seien wir in der That und mit bestem Wollen auch nur auf die soit-disant idyllischen Freuden beschränkt, wie gewisse Poeten Dergleichen bei saurer Milch und schwarzer Krume geschildert und gepriesen haben: — werden wir nicht um so mehr mit der Ungestörtheit dieser bescheidnen Wonnen eines Mindestfordernden geizen? Werden wir nicht jegliche Unterbrechung der ohnehin so geringen Glücks-Momente um so unwilliger und unbilliger abzuweisen trachten? Wird uns nicht jede Anmahnung zu grossen, in die tägliche Bequemlichkeit unbequem eingreifenden Thaten um so verdrossener finden? — Solche Genügsamkeits-Prediger pflegen auch immer gar weislich hinzu zu fügen, es sei ihnen gleichgültig, wer dieses oder jenes Land besitze, ob ein neuer Welttheil entdeckt werde oder nicht, ob eine Kriegsflotte an ihr Ziel gelange oder untergehe, u. dgl. mehr.

Es ist folgerecht. Allerdings. Aber allerdings auch sehr trüblich. —

Wolle mich indeß Niemand absichtlich oder unabsichtlich mißverstehn. —

Nicht von Dem, was genossen wird, ist die Rede, sondern von der Ueberschätzung Dessen, was genossen wird. Ob Jemand bei Austern und Champagner, oder bei Schwarzbrod und Milch die höhern Anforderungen seines geistigen Lebens hintanstelle und vergesse, ist an sich ziemlich gleich. Nur führt eine

frugale Ueberschätzung der kleinen, sogenannt unschuldigen Freuden noch den Nachtheil mit sich, daß man sich in seiner Mässigkeit und Mindestforderung tugendhaft vorkommt, statt daß ein nicht gänzlich verstummtes oder verstimmtes Gewissen für die Lebensweise eines Schlemmers noch immerfort Handhaben zu erschütternden Mahnungen finden mag.

Kurz: Was uns der Ewigkeit über die Zeit vergessen läßt, ist Sündenwahnsinn, mache es auch an und für sich ein noch so schuldloses Gesicht.

Weder hat Gott den Südländern die reichen Herrlichkeiten der Natur dazu aufgethan, daß sie darüber seines Himmels vergessen möchten, noch hat er den Nordländern dazu die Freuden einer tapfer errungenen Ruhe bescheert, um sie von der Sehnsucht nach ewigem Siege und ewiger Ruhe abzuwenden. Vielmehr sollen Beide den Abglanz himmlischer Urbilder und göttlichen Heils in den Gestaltungen ihrer Erdenlaufbahn erkennen, angetrieben dadurch, dem einzig wahrhaften Ziele auf den mannigfachsten Pfaden und im vielseitigsten Bestreben nachzuringen, jede Eigenthümlichkeit unterschieden von der andern, alle Eigenthümlichkeiten mitsammen Eins durch Glaube, Hoffnung und Liebe.

Lassen Sie uns aus diesem Gesichtspunkte die noch folgenden Schluß-Aeusserungen des Bonstettenschen Werkes begleiten: eines Werkes, klein an Seitenzahl, interessant durch des berühmten Verfassers Namen, hochwichtig in sofern es eine weitverbreitete Ansicht und Richtung der modernen Kultur ausspricht. Und zwar thut es das oftmal mit einer Naivetät,

deren Resultate dem staunenden, forschenden, sein Zeitalter zu begreifen ringenden Frager, überraschend auf den paar Blättern entgegentreten, ihm fast unumwunden bietend, was sonst in ganzen Bänden verhüllt lag, als — mit dem Dichter zu sprechen: — „der langen Rede kurzer Sinn." —

Trefflich sagt unser Geleitsmann:

„Es giebt zuverlässig im System unsrer Erregbarkeit Beziehungen zur Musik. Wir finden uns mit den Gefühlen Andrer bald in Harmonie und bald in Dissonanz." —

Wenn er aber eine solche Harmonie dem Zufall zur beliebigen Verwaltung — oder vielmehr Nichtverwaltung — in die Hände spielen will, so widerspricht er sich selbst, und thut das um so schlagender, wenn er meint, vor der Geburt der Musik habe es keine Harmonie gegeben. Er kann doch nehmlich hier durch Geburt der Musik durchaus nur die Erscheinung und Gestaltung dieser göttlichsten aller Künste als Wissenschaft andeuten wollen. Nun aber war der Ur- und Normal-Zustand der Menschheit ein seeliger, und deutet eben deshalb voll so gewaltig weckender Sehnsucht auf eine seelige Zukunft hin. Harmonisch gingen unsre ersten Urältern aus dem Hauche des Schöpferwortes hervor. Dissonanz brach erst durch dämonischsündliche Verwirrung zwischen uns herein. Daß wir uns an dem Leitseil der Wissenschaft erst wieder aus dem vom Ungeheuer bewohnten Labyrinth zurückwinden mußten und müssen, spricht eben die nothwendige aber ganz umgekehrt gewordne Richtung des menschlichen Fortbildens aus. Wir

streben zurück nach der süssen verlornen Heimath, armen Kindlein gleich, durch fremde Bösartigkeit und eignen Ungehorsam aus dem lieben Vaterhause entführt, wo es uns so sicher zu Sinn war und so licht und so lieblich. Spricht ja schon jedes nicht durchaus verdorbnen Menschen tiefes Sehnen nach den Tagen seiner eignen Kindheit Aehnliches aus. Und eben deshalb erschien uns die ewige Weisheit in kindlich-kündlicher Offenbarung, und sprach uns das neubeseligende Schöpferwort in die Seele:

„Werdet wie die Kinder!" —

Was wir nun seit dem Jahr 1789 bis 1824 geworden sind, beleuchtet Herr von Bonstetten in seinem letzten Kapitel. — Daß wir aber nicht wie die Kinder geworden sind in diesem verhängnißreichen Zeitraume, wird er mir gewiß ohne Widerspruch zugestehn. Daß wir dazwischen furchtbarkindische Wildheiten und lächerlichkindische Ueberfeinungen begangen und entsetzlich schwer dafür gelitten haben, bestreitet wohl eben Niemand. Aber da liegt's! Kindisches bleibt dem Kindlichen im unversöhnlichen Streit gegenüber gestellt.

Der kindliche Mensch folgt voll heitren Vertrauens und pflichtmässiger Thätigkeit gern der höchsten Lenkung, erwartend, wann Gott ihm seine gepflanzten Blumen werde aufblühen und seine ausgestreuten Saaten zu goldnen Früchten werde reifen lassen.

Der kindische Mensch dagegen will mismüthig herbeireissen für den gegenwärtigsten Augenblick, was sein eitles, hoffnungs- und glaubensleeres Herz begehrt. Er hat nicht warten gelernt, und kann auch

gar nicht warten lernen, so lang' er nicht sein ungezogen widerspenstiges Sein im tiefsten Kern umwandelt, und das kann er wiederum nicht ohne Beihülfe einer von ihm gläubig angerufnen göttlichen Macht.

Nur ein ausserhalb des Erdballes Stehender könnte die Erdbahn aus ihrer gewohnten Richtung bringen. Das sagte schon dem von erhabnem Wahnsinn trunknen Alexander ein eben nicht minder kühn träumender Denker, und ohne Zweifel that er's nicht im thörichten Hohn, sondern von dunkeltiefer Ahnung getrieben. Er gab dem siegesstarken, Unmögliches in's Werk treibenden Ammons-Sohne nur die Eine Hälfte der Unternehmung auf, und zwar insofern keinesweges unbillig.

Der kindische Sinn, sich aller höheren Ahnungen und Mahnungen entschlagend, reißt die unreifen Früchte von den Bäumen, sprengt gewaltsam die zarte Knospenhülle der Blüthen, und zerrt den werdenden Schmetterling gewaltsam aus seiner Umspinnung hervor, dem Tageslichte, statt anmuthiger Labung und schöner Gebilde, nur eklen Graus darbietend und zuckende Misgestaltung.

Und das ist dieser kindische Sinn und sein Werk, was wir seit jenem belobten revolutionairen Aufklärungs-Zeitalter bald durch den Namen Philosophie mit erlognem Adel herausputzen, bald ihm auch unter der Benennung Zeitgeist voll abgöttischer Gespensterfurcht nachgeben, als sei nun einmal der Spuk durchaus nicht zu bannen. Darüber faßt denn ein Schwindel oftmal auch edlere und sonst kraftbe-

gabte Naturen an, dergestalt, daß sie in wilder Ergebung, wie die abergläubigen Ost-Indier, sich und ihr Liebstes nur lieber gleich unter die zermalmenden Räder des Götzenwagens hinschleudern, um doch so scheinbar freiwillig zu erliegen, vom rasenden Beifalljubel der Menge betäubt. —

O nur Ein kindlicher Blick nach dem ewigen Himmel empor, nach der Sonne bei Tage, nach dem Polarstern bei Nacht! Und es wird uns seelig klar, wie wir aufrecht stehn sollen, und wohin die Richtung unsrer Pilgerfahrt geht, mitten durch das kindisch uns umstäubende, fortan aber uns nicht mehr beachtenswerthe Gewimmel!

Auf solch einer Wallfahrt wird uns kein moderner Représentant du peuple in seiner schuh- und strumpflosen Halbnacktheit blenden, wie es in den Neunzigern des vorigen Jahrhunderts selbst dem so edelgesitteten Herrn von Bonstetten begegnete, so daß er im Vergleich mit jenem revolutionairen Komödien-Auf- oder Abputz die altbürgerliche Ehrentracht der Schweizer-Magisträte lächerlich fand. — Und so weiter noch fort durch unzählige, zum Theil hochgepriesene Gaukelbilder jener kindischgewordenen Jahre einer abgelebten willkürlichen Aufklärungs-Periode.

Der kindische Sinn findet sein wüstes Gefallen daran, eben so recht tüchtig ungezogen sein zu können, weil etwa die Aeltern nicht zu Hause sind, und eine furchtsame Kindermagd dem häßlichen Gebelfer keine tüchtige Hemmung in den Weg zu legen wagt.

Der kindliche Sinn fühlt sich wohl und lieb im freien Spiel unter den Augen der Aeltern, um so

freier,

freier, da Alles erlaubt ist, was die Aeltern nicht verbieten, und allenfalls ein fragender Blick dahinauf uns entweder liebvollweise Warnung ertheilt, oder die holde Vergunst: „Spiele nur fürder! Es ist hübsch so." —

Deswegen: wo die Aeltern entfernt sind, hält sie der kindliche Sinn sich immerdar gern vor dem innern Auge, und jubelt bei dem Hoffen auf ihre Heimkehr oder auf die Botschaft: „Kommt nach! Die Aeltern harren Eurer an einem lieblichen Freuden-Ort." —

Wie es aber den kindischen Sinn durchzucken müßte, die Aeltern wiederkommen zu sehn, oder zu hören: „Kommt ihnen nach, und gebt Rechenschaft, ob Ihr inzwischen Ihren Willen gethan habt!" — ich mag und darf es nicht ausführen, das entsetzliche Bild. Aber der Schauer, welcher mich dabei überschleicht und meine Worte hemmt, ist heilsamer Natur. Ich spür' es. —

Fern sei es dabei, entwürdigen zu wollen, was jene verworene Zeit an einzelnen Großthaten hervorgebracht hat: Buonaparte's mehr als mährchenhaft grosse Siege an der Spitze. Das ist aber eben Gottes Herrlichkeit, daß Er auch mitten unter ganz misgeleiteten und misleitenden Strömungen einzelne Thaten und Erfolge hervorzurufen weiß, die das Herz jedes echten Menschen erfreuen: Pfänder, wie man's nennen möchte, daß unsrem Geschlecht das Paradies nicht für immer verloren sei. Ob jedoch ein Blumengarten reiche Lieblichkeiten hervorbringen möge,

durch vergossenes Blut befruchtet, — es mindert an sich die Schuld ungerechter Blutvergiesser nicht. —

Vermöchte es ein Sterblicher, den Feuer-Ausbruch des Vesuvs zu beschleunigen, so könnte den Jammerschrei zerrissner Geschlechter keine nachfolgende Blüthe oder Frucht des lavagedüngten Erdreichs ihm von der versehmten Seele heben. — Und somit bleibe die Grundlage unsres politischen Katechismus:

„Thue Recht, und scheue Niemand."

Ja, es bleibe die Grundlage unsres gesammten Denkens und Sinnens und Wirkens überhaupt für Zeit und Ewigkeit. Und der Himmel wird auf Erden blühen, bis endlich die unaufhaltsam welkende Zeit sich in das ewig fruchttragende Himmelreich verklärt! —

Lassen Sie uns diese Zieles-Hoffnung, verehrter Herr und Freund, von keiner ängstlichen Sorge vor schwärmerischer Verwirrung umdüstern. Was der Schöpfer in all seiner Menschen Busen gelegt hat, ist zuversichtlich all seiner Menschen wahrhaftes Ziel. Und was begehren wir denn als Solches im tiefsten Innern unsrer unsterblichen Seele? —

Genügt es uns etwa, Zehn oder Zwanzig oder meinethalb Hundert Jahre im Genusse aller sogenannten Herrlichkeit zu durchleben? — Nein. — Denn wer nach Hundert Jahren von all dieser Herrlichkeit Abschied nehmen müßte, wäre ja noch immer derselbe Mensch, der er vor Antritt seines glänzenden Jahrhunderts war. Nur verwöhnter noch, zugleich also übernossner (das Allergräßlichste in der Menschenbrust!) durch fortgewohnte Sättigung, würde er

um so verzweifelnder am Ziel in das Todtenfeld endloser Entbehrung hinuntertaumeln. —

Oder dehne die Jahrhunderte zu Jahrtausenden aus, und so immerfort, sofern es Deine Kraft vermöchte, — Nichts hülfe Dir das trübe Rechen-Exempel! — Das Facit in der Ewigkeit würde sich ja nur immer schauerlicher gestalten. —

Eine alt-Arabische Sage berichtet, wie einem geizigen Reichen geträumt habe, er sei als Gestorbner von Ewigkeiten in Ewigkeiten einsam und immer einsamer fortgeschleudert worden, ferner stets von seinen Schätzen und von allen Wesen, die er durch deren Mittheilung hätte erfreuen können. Erwacht, habe er in jubelnder Bereuung all sein Gut den Armen vertheilt, und ihnen noch als Belehrung seinen Traum mitgegeben auf den Weg. Denn freilich: der Arme kann endlich eben so gut zum Geizhals werden, als der Reiche, und Jeder zu jedem Verbrecher sonst, wenn er des furchtbar donnernden oder seelig leuchtenden Zieles vergäße: der Ewigkeit! — Und in diesen ernst aber lieblich mahnenden Lichtern lassen Sie mich für jezt Ihnen die Hand zum Scheidegrusse reichen, so wie auch dem geistvollen Gegner, den ich hier mannigfach bekämpfen mußte. — Denn so wollte es nun einmal die mir hienieden angewiesene Bestimmung. Und ich mußte ihr hier, wie allwärts, folgen, gleichwie auch Sie der Ihrigen folgen, durch die Räume des Erdbodens und durch die des Firmamentes und des Wissens hindurch. — Mit uns Allen ein ewigleuchtender Stern! —

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Jakob Böhme.

Ein biographischer Denkstein

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Greiz, 1831.
Druck und Verlag von G. H. Henning.

Menschen, die ihr ganzes Dasein an Einen sie erfüllenden Gedanken setzen, gehn niemals völlig unbemerkt durch das Erdenleben hin, möchten sie sich auch auf das Ernstlichste bestreben, jeglichem Bemerktwerden auszuweichen, und somit jeglicher Störung in ihrem eigenthümlichen Beginnen von Aussenher.

Im Gegentheil: je weniger eine Menschenseele nach dem Erregen des Aufsehens trachtet in ihrem Schatzgräberamt, — man verstatte einstweilen den Gleichniß-Ausdruck für eifrig tiefe Forschungen, — je unvermeidlicher zieht sie die Augen der Mitlebenden auf sich, während manchem eifrig nach Celebrität Ringenden, wie bereit er auch sei, nicht Mühe, nicht Gefahr für seines Zweckes Errei-

chung zu scheuen, doch kaum ein kleinlicher Schimmer des Bemerktseins zu Theil werden mag; — oft auch Das nicht einmal.

Es giebt sogar in Ein und Demselben Menschenleben abwechselnde Perioden dieser Art: für den aufmerksameren Beobachter eigner und fremder Bestrebungen oftmal überraschend sichtbar.

Wir lernen daraus: der Mensch erreicht selten hienieden, was er will.

Freilich mag das größten:heils von der schmerzlichen, aber nur allzu unwiderleglichen Wahrheit herkommen, daß der Mensch hienieden sehr selten weiß, was er will.

Es gehört dies unter die einfachklaren Worte, die Jeder schon vorlängst zu wissen vermeinte, wenn er sie aus einem andren Geist herüber ausgesprochen vernimmt, und sich dennoch eben so sehr darob verwundert, als gewisse kluge Leute es vor ein Paar Hundert Jahren ob des auf die Spitze gestellten Columbus-Eies gethan haben sollen.

Dem Schreiber dieser Zeilen mindestens erging es eben so, als eine geistreiche Frau jene Worte vor ihm aussprach, während davon die Rede war, ob der Mensch — einem beliebten philosophischen Axiom zufolge — wirklich könne, was er wolle. Aber der Schreiber beugte sein Haupt, fühlend, er habe einen wichtigen Räthselschlüssel mehr aufgenommen, zum Aufschliessen mancher innern und äussern Pforte in dieser Zeitlichkeit.

Wenn nun wirklich ein in den Erdenleib gebannter Geist möglichst klar und vollständig weiß, was er will, also auch, was er sucht, so mag ihm die mehr oder minder zahlreiche Begleitung Andrer für sein Schaffen allerdings bald hinderlich werden, bald förderlich. Im Ganzen aber wird sie ihm für die Hauptsache als dermassen zufällig gelten, daß weder Bestätigung daraus hervorgehn mag, noch Abmahnung. Ist es doch für den auf ein edles Ziel ehrbar gestellten

Wandrer zwar keinesweges gleichgültig, aber noch weit minder bestimmend über Rechts und Links, ob Staubwirbel oder Blumendüfte ihn umkreisen. Der Schwache, welcher sich ängstlich forschend darnach umsieht, nebenher auch sich den Kopf darüber zerbricht, ob die Begegnenden grüssend oder grußlos an ihm vorüberziehn, wird bald ermattet von den Mühen des Weges darniedersinken, den Gutmüthigen ein Erbarmen, den Schlechten ein Spott. Der Starke, freudiglich aufnehmend, was Gott ihm schickt, das Gottbeschiedne Ziel recht stät im Sinn, erreicht es auch gewiß, und hat noch obenein so viel der Freuden und Grüsse empfangen und ausgetheilt, als unterwegs ihm irgend nur heilsam beschieden war.

Der Ehrenmann, welchen wir hier näher ins Auge fassen wollen, fand auf seiner denkwürdigen irdischen Laufbahn der Feinde und Freunde, der Leiden und Freu-

den viel, und die ganz ohne, ja Anfangs durchaus wider seinen Willen ihm zugefallne Berühmtheit ließ auch nach seinem Tode nicht ab, sich in den widersprechendsten Urtheilen kund zu geben. Noch heutzutag wird sein Name gepriesen, verhöhnt, bewundert, angegriffen, als Panier tiefsinniger Weisheit aufgesteckt, als Urbild phantastischer Tollheit mit Staub beworfen —: Alles grossentheils bei den sich also im Bezug auf ihn Widersprechenden ohne andre, als höchst oberflächliche Kenntniß von seinem innern und äusserlichen Wirken, Dasein und Ausgange.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, nach einer mehr denn zwanzigjährigen genauen Bekanntschaft mit Jakob Böhme's, allerdings nicht leicht zu erfassenden Werken, betrachtet es als Pflichterfüllung, das Bild des vielfach gemisdeuteten Theosophen, dem er — obgleich keinesweges unbedingt sein Jünger — gar wesentlich Vieles zu dan-

ken hat, so aufzustellen, wie es ihm erscheint. Freilich hat all und jedes Porträt nur seine bedingte Aehnlichkeit: vollends nun das eines vorlängst Verstorbnen, den der Zeichner nie mit Augen sah. Ernst und Liebe jedoch — diese zwei durch Göthe mit tiefem Recht konstituirten Grundeigenschaften des Deutschen — vermögen viel. Und selbst den nur zum sogenannten Zeitvertreib Lesenden mag die nachfolgende historischgetreue Schilderung sich keinesweges ohne allen pikanten Genuß darbieten. Das Mysterienhafte entbehrt — so ist nun einmal die menschliche Natur geformt und gegründet — eines eigenthümlich wunderbaren Reizes ja nimmermehr.

Im Jahr 1575 ward zu Alt-Seidenberg, einem ehemaligen, derzeit zum Dorfe heruntergekommenen Marktflecken unweit der Stadt Görlitz in der Oberlausitz, die

Frau eines armen Bauern, Namens Böhme, mit Vornamen Ursula geheissen, von einem gesunden Knäblein entbunden, welches man nach des Vaters Vornamen: Jakob taufte. Beide Aeltern waren aus unvermischt deutschem Geschlecht: ein Umstand, worauf man damals in der mit vielen wendischen Bewohnern angefüllten Lausitz einen bedeutenden Werth zu legen pflegte. Unbillig, insofern es vielleicht eine Herabsetzung der Fremdlings-Familien andeuten sollte. Billig, insofern es den innigen Zusammenhalt der einander durch Sprache und Sitte verwandten Familien fördern mochte.

Der Knabe Jakob Böhme wuchs in den einfachen Sitten seiner Väter heran. Sein gewöhnliches Schaffen war einstweilen das Hirtenamt.

Als er einst mit andern Knaben gleichen Berufes auf dem Felde war, unfern des wundersam aus der Ebene aufsteigen-

den Berges Landskrone, trieb ihn sein stets eigenthümlich ernstes und auf das Nachdenken gestelletes Gemüth, von den Spiel- und Hütgenossen ihn wol auch sonst schon absondernd, dahinauf.

Es war um die hohe Mittagsstunde, und der Ort völlig einsam. Jakob Böhme nahm unversehens eines offenen, thürenähnlich aus großen rothen Steinen gewölbten Einganges in den Berg wahr, von Sträuchern und Gestrüpp aller Art überwachsen und verdornt. In unbefangner Kindlichkeit drängte er sich hindurch und erblickte ein Gefäß (eine Bütte nennt es der provinzialische Bericht) von Geld ganz angefüllt. Statt aller Begier jedoch kam den Knaben ein ungeheures Grausen an. Ohne den Schatz auch nur anzurühren, rannte er entsetzt von hinnen.

Was von diesem Ereigniß und einigen noch nachfolgenden Wunderbarkeiten in Jakob Böhme's äusserem Leben der Wirklich-

keit angehören mag, oder etwan einer innerlich traumähnlichen Anschauung des auf eben so hohe, als tiefe Dinge gestellten Gemüthes, oder vielleicht auch misverstehender Aufnahme der Hörer und weitern Ueberlieferer, — wir stellen das sehr gern dem Ermessen jedes Lesers nach eigener Ueberlegung und folgerecht durchgeführter Ansicht anheim. Keinesweges kommt es bei Jakob Böhme's Leben und Wandel just darauf an, ob dieser tiefsinnende Mensch mit geheimnißreichen Propheten- und Magierkräften beliehen gewesen sei, oder nicht. Der von ihm anerkannte und jeglichem Schüler mit rührender Begeisterung angepriesene Grundstein all seines Ringens und Wirkens lag unaussprechlich tiefer und heiliger begründet, als daß irgend ein nicht unmittelbar auf das Eine Höchste, was Noth thut, gerichteter Blick darüber hätte Ja oder Nein zu sprechen vermocht. Wir erzählen denn fürderhin mit historischer Treue, was von sogenannten

Wundern in dem Leben unsers Theosophen noch vorkommen mag, ohne dabei uns der definitiven Entscheidung anmaßen zu wollen, wie Vieles davon zufällige Spreu sei und was echtes Waizenkorn. —

Jene erste Ungewöhnlichkeit in dem Leben des armen Hirtenknaben sollte eben noch kein Aufsehen für seine Lebensbahn erwekken, oder auch nur irgend nach aussenhin zu deren näherer Bestimmung und Gestaltung beitragen.

Wol hatte er andern Hirtenknaben von dem wunderlichen Ereigniß erzählt, und bestieg auch in ihrer Begleitung einigemal die Landskrone, den Wundereingang zum unterirdischen Schatze wieder aufzufinden. Vergeblich. Und die Sage des Kindes war einstweilen in dem kindlichen Kreise bald gänzlich verhallet. Erst späterhin, nach Jakob Böhme's schmerzlicher Berühmtheit, tauchte sie wiederum in der Welt empor, und natürlich nur in sehr undeutlicher Ueberlieferung.

Den Ort, welchen man jetzt auf der Landskrone als Jakob Böhme's Schatzgrube zeigt, sahe der Schreiber dieser Zeilen im Jahre 1813, geleitet von mehrern Waffengenossen, der Lützner Schlacht entgegenrückend, und man bestrebte sich, mit in den Stein gegrabnen Sprüchen und Namen ein Andenken des heiter ernsten Momentes zu hinterlassen. Behält jedoch die Ueberlieferung Recht, so muß der Platz sich sehr verändert haben, und absonderlich dessen ehemal Sonnen- Mond- und Sternenlicht abwehrende Wölbung eingestürzt sein. Uebrigens jedoch starren Felsenblöcke recht feierlich und schroff als Pfeiler der etwanig magischen Schatzkammer empor, und ein kleiner spiegelheller Teich deckt nicht unpoetisch den Boden des versunkenen Goldgefässes zu.

Der Knabe Jakob Böhme erwies sich im Heranwachsen gar lebendigen und schnellfassenden Geistes, so daß seine Aeltern ihn mehr zur Schule sandten, als es wol sonst

in jener Zeit bei armen Familien gebräuchlich sein mochte. Sie hielten wol endlich auch für das nachdenkliche Kind ein Stadtleben angemessener, als das fernere Aufwachsen im väterlichen Dorfe, und liessen ihn das Schuhmacherhandwerk erlernen. Er begab sich nach damals gewöhnlicher Gewerksitte auf die Wanderung, hielt während derselben seine Lehrling- und Gesellenjahre treulich aus, und erwarb im Jahre 1594 in der Heimath das Meisterrecht. Zugleich verlobte er sich mit der ehrbaren Jungfrau Catharina Kunschmann, einer Bürgerstochter in der Stadt Görlitz, wo er bald nachher, die Geliebte heimführend und einen stets glücklichen Ehestand mit ihr bewahrend, seine Wohnung aufschlug.

In seinem stillen Bürgerleben dachte er an keinen andern Streit, als den innern in seiner Seele, woran es wol keinem wahrhaft auf das Höhere gestellten Menschengeiste je gefehlt haben kann. Freilich ward ihm die-

ses innre Ringen durch die zu selbiger Zeit obwaltenden Kirchenstreitigkeiten gar vielfach angeregt und erhöhet. Aus Jakob Böhme's Werken und Briefwechsel ergiebt sich, so zu sagen, auf jedem Schritte, wie sein dem Ewigen zugekehrter Geist von früh auf im ängstenden Zwiespalt mit dem Aeusserlich-Vergänglichen wie auch mit der angebornen menschlichen Sündhaftigkeit befangen war, so daß wir bei seinen geistigen Bestrebungen nicht sowol an den behaglichen Zustand eines sorgenfreien Forschers zu denken haben, der im Denken selbst schon den Lohn seines Denkens findet, als vielmehr an das schmerzliche Ringen eines Schwimmers auf Leben und Tod: seeligen Hafenrand vor sich, verderbliche Meereswüste im Rücken! Eines oder das Andre! —

Aus seinem Lehrlings- und Gesellenleben holen wir noch Folgendes nach, um es in desto bestimmteren Zusammenhang mit seinen späterhin erfolgten innerlichen Erfahrungen zu bringen.

In der Fremde — man weiß nicht, an welchem Orte — geschah es, daß Jakob Böhme sich als Lehrbursch im Laden seines damaligen Meisters allein befand, indem ein ihm unbekannter, schlichtgekleideter jedoch ehrbarfeiner Mann herzutrat, sich ein Paar Schuhe zu kaufen. Der gewissenhafte Lehrbursch meinte sich nicht berechtigt, — weder Meister noch Meisterin wußte er alsbald abzurufen — für den Abschluß eines ihm so wichtig erscheinenden Handels. Der Fremde jedoch erklärte dringlich, wo ein Schuhladen sei, müsse man auch Schuhe zu Kauf haben können, und Jakob stellte in seiner Aengstlichkeit einen Ueberpreis, verhoffend, nun solle sich der Käufer fortbegeben. Keinesweges. Der Mann zahlte sein Geld, und nahm seine Schuhe. Er ging, stand eine Zeitlang vor dem Laden still, — während der Lehrling ohne Zweifel schwer mit Gewissensängsten kämpfte, indem ihm nichts klein erschien, was auf die Seele Bezug haben konnte, — und

rief sodann mit lauter und ernster Stimme: „Jakob, komme heraus!“ Den Knaben durchfuhr es schaurig. „Woher weiß ein Fremdling Deinen Namen?“ dachte er im Stillen. Aber sich ermannend folgte er dem Ruf und schritt hinaus auf die Gasse. Da schauete ihm der Mann gar ernstfreundlichen Angesichtes entgegen, ergriff ihn bei der rechten Hand, und sprach zu ihm, Auge in Auge geheftet:

„Jakob, Du bist klein, aber Du wirst groß und gar ein andrer Mensch und Mann werden, daß sich die Welt über Dich verwundern wird. Darum so sei fromm, fürchte Gott, und ehre Sein Wort. Insonderheit lies gern in heiliger Schrift, darin Du Trost und Unterweisung hast. Denn Du wirst viel Noth und Armuth mit Verfolgung leiden müssen. Aber sei getrost, und bleib beständig, denn Du bist Gott lieb, und Er ist Dir gnädig.“

Darauf drückte ihm der Mann die Hand, faßte ihn abermal scharf Auge in Auge, und ging von hinnen.

Der Lehrling behielt dieſe Erſcheinung, oder was es nun ſein mochte, — denn wir enthalten uns darüber, wie ſchon früher angedeutet, alles Urtheils, — tief im Sinne, kein äuſſerliches Gerede davon machend, aber ſeinen Wandel ſtets ernſter und gewiſſenhafter geſtaltend, ſo daß er bald anfing, ſeinem damaligen Meiſter, einem wilden und ſittenloſen Menſchen, läſtig zu fallen. Er brauche keinen Hauspropheten, ſoll ſich der ergrimmte Mann geäuſſert haben. Der Lehrling ſchnürte ſein Bündel, und ging heitern Antlitzes von dannen, wie er denn überhaupt ſanfter und freundlicher, ja eigentlich fröhlicher Gemüthsart war, ſeine innern geiſtigen Kämpfe möglichſt in geheimſter Stille abmachend, und Niemanden unbefragt damit angehend. Nur was unmittelbar wider Gottes Wort anſtieß, wies

er entschlossen rügend von sich zurück, obgleich auch Das meist immer sehr liebreich und mild.

Während sich der nun in Görlitz ansässige junge Meister und Ehemann stillfleissig von seinem Handwerk ernährte, geschah es gegen den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, also in Jakob Böhme's 25stem Lebensjahr, daß ihm abermal etwas Seltsames begegnete. Unversehens ergriff ihn das Hinschauen auf eine blankpolirte Zinnschüssel mit eignen Gedanken. Der Glanz des Metalles, den Glanz der Sonne wiederspiegelnd, kam ihm plötzlich als etwas Wundersames und Tiefnachdenkliches vor. Sich selbst jedoch schier beängstet fühlend von einer Folgereihe in ihm aufwachender und sich unwiderstehlich zusammendrängender Bilder und Schlüsse, gedachte er sich Dessen zu entschlagen, und schritt alsbald — seine Wohnung lag vor dem Thor an dem Neisseflüß — rasch in das Grüne hinaus, den innern und äußern Leib daran

zu erfrischen. Aber je angestrengter und sehnsuchtsvoller er hinaussahe in die Natur, je tiefer gingen ihm unaufhaltsam deren Geheimnisse auf. Ihm ward, als könne er durch die äußre Form der Dinge, und just vermöge dieser ihm sich wie durchsichtig gestaltenden Form in den tiefsten Kern der Wesen hineinschauen, ja in deren Herz, wie er sich wol auszudrücken pflegte. Erst späterhin jedoch hat er sich darüber gegen Andre erklärt. Einstweilen behielt er Alles für sich, und zwar in großen Freuden, indem das ihm anfänglich wie ängstend und bedrohsam Aufgegangne seither seinem ganzen innerlichen Wesen als reingöttliche Freudengabe und Weihnachtbescheerung erschien.

Des geheimen Schatzes froh, vergaß er jedoch darüber keinesweges seiner äusserlichen Berufspflichten. Er lebte nach wie vor in glücklicher Ehe, verpflegte und erzog die ihm darin bescheerten Kinder liebreich und sorgsam, und trieb sein Handwerk treulich un-

verdrossen, wie es einem ehrbaren Bürger und Meister geziemt. Auch erwies er sich Allen, die zu ihm in irgend eine Berührung traten, freundlich, friedsam und heiter. Er war wohlgelitten und geachtet in der Stadt Görlitz und ihrem nächsten kleinen Umkreise, ohne die besondre Aufmerksamkeit der Menschen durch etwas Aussergewöhnliches zu erwecken.

So vergingen ihm zehn Jahre. Da, im Dreissigsten seines Lebensalters (1610), empfand er zum Drittenmal eine wunderbare Aufregung seines Innern, doch ohne, daß (wie bei dem Besuch jenes Fremden oder dem überraschenden Eindruck des an sich gleichgültigen Metalls) irgend Aeußres mit im Spiele gewesen zu sein scheint. Aber er fühlte sich getrieben, als zu einer unerlaßlich heiligen Pflicht, schriftlich aufzuzeichnen, was ihm bis dahin im Innern tiefheimlich über göttliche und natürliche Dinge aufgegangen war.

Auf seinem Tische lag Doktor Martin Luthers im Druck verdeutschte **Biblia**, das ist die ganze heilige Schrift. An Dinte, Feder und Papier gebrach es nicht. Muße boten die Feierstunden des Abends dar, oder die Frühstunden des Morgens, insofern Beide nicht allzusehr durch Kinderpflege und Kinderzucht oder sonst häusliche Angelegenheiten Beschränkung erlitten.

Damit sehen wir Jakob Böhme's äusserlichen Studienkreis gezogen, und die darin anzutreffenden Hülfsmittel vollständig bezeichnet.

Aber wie Sonne, Gestirn und Firmament all ihre Segnungen hinströmen auch in des kleinsten Vögleins Nest, gingen göttliche Ahnungen und Anschauungen, auf das anspruchlose Studium der heiligen Schrift begründet, in die kleine Bürgerwohnung des armen ungelehrten Handwerkers Jakob Böhme ein.

Er schrieb nicht nur eifrig, sondern auch eilig: theils der Beschränkung seiner Zeit wegen, vorzüglich aber weil er sich ganz und gar wie einen Geheimschreiber ansah, welchem in die Feder gesagt wird, was er aufzuzeichnen hat. Daher, wenn die Begeisterung über ihn kam, schrieb das ihm Aufgegangene er hin, ohne sonderliche Rücksicht auf das etwanige Verstehen oder Misverstehen Andrer; und das um so unbedenklicher, weil er zunächst dieses Werk nur für sich ganz allein bestimmt hatte, als Denkbuch und Denkstein jener erhöheten Stunden für minder klare Augenblicke seines Innern. Er versichert, kaum habe er bisweilen rasch genug mit der Feder dem ihm beschiednen Gedankenstrome folgen können, vollends bei seiner damaligen Ungeübtheit, und bezeichnet wiederholt diesen Zustand mit den Worten: „es war, wie ein Platzregen; wo es trifft, da trifft es." Er gab diesem ersten Werke die Benennung: Morgenröthe im Auf-

gang, der ein späterer geleherter Freund noch die der: Aurora hinzufügte. Allerdings verdient das Büchlein beide Titel sehr wohl. Die geistige Sonne steigt darin empor, nicht ohne, gleich der äußeren, in ihrer Erstlingsbahn mit Nebelgewölken, Nachtschauern, und allerhand unheimlichen Ahnungen kämpfen zu müssen. Um so phantastischer freilich und für manche Gemüther anziehender gestaltet sich diese Tageszeit. Und so ist es denn auch geschehn, daß manche Leser, von Jakob Böhme's Aurora magisch ergriffen, niemals über dieselbe in die reifern Tageszeiten seiner Werke hinausgedrungen sind.

Die eigenthümliche, oft gar liebliche Räthselhaftigkeit dieser Aurora vermehrt sich noch dadurch, daß der Verfasser, von einem Ueberschwang innrer Anschauungen gedrängt, und durch sein Ahnungsvermögen auf die Kraft fremder, von ihm unerlernter Sprachen angewiesen, von dort herüber manchen ihm einzeln zufliegenden Ausdruck ergriff, und damit

seine Schwingen zu stärken vermeinte im Fluge durch eine den eignen Meister oft schauervoll überreich bedrängende Wunderwelt. Bedenken wir noch ausserdem, wie die im siebzehnten Jahrhundert vorherrschende Sprachmengerei aller deutschen Schriften groß und klein unsrem ernstringenden Freunde viele nur allzunahe Veranlassungen für ähnliche Irrungen darbot. In der That muß man, um sich durch Jakob Böhme's Aurora durchzuarbeiten, erst vor sich selbst eine Terminologie der von ihm fremdartig gebrauchten Fremdlingswörter feststellen, um nicht mit jedem Schritt in die seltsamsten Misverständnisse zu gerathen. Die Arbeit ist jedoch bei der einfachen Wahrheitsliebe des Schriftstellers keinesweges schwierig, und in Hinsicht der überreichen Fundgrube, welche sich dorten vor uns eröffnet, voll des herrlichsten Lohns. —

Der unbefangne Verfasser des Buches, nur bestrebt, das ihm von innen Anbefohlne gewissenhaft auszurichten, und das ihm Offen-

harte nach Kräften festzuhalten, — im Jahre 1612 kam er nach etwa zweijähriger Arbeit damit beinahe zu Stande — zeigte das Ergebniß seiner Bemühungen niemals absichtlich vor. Da fügte sich's aber, daß ein benachbarter Edelmann, Herr Karl von Endern, aus irgend unbekannter Veranlassung auf das Werk des Görlitzer Schusters aufmerksam ward. Als ein ernst auf das Ewige gestellter Mann wünschte er, mit dem Unternehmen bekannt zu werden, und die Blätter wurden ihm gern für einige Zeit anvertraut. Der Edelmann, in der guten Absicht, die ihm tröstlichen und erwecklichen Worte zu bewahren, schrieb sie ab, — was ihm vom Verfasser auch keinesweges verboten war, — und gebrauchte gleichgesinnte Bekannte zur Förderung der Arbeit, wodurch diese Morgenröthe (um bei dem Titel zu bleiben) stets merklicher am Horizonte der damaligen Mitwelt aufzusteigen begann.

Vermuthlich schon früher, und zwar auf unrechtmässige Weise, kam das noch unvollendete Buch zur Kenntniß des damaligen Pastor Primarius, Gregorius Richter, zu Görlitz, eines hochfahrenden und mehr von seinem Amte, als für sein Amt lebenden Mannes. Er meinte sich in seinem Monopol der geistlichen Leitung beeinträchtigt, dafern ein Laie von göttlichen Dingen anders reden dürfe, als durch die zuvor nachgesuchte Vermittelung des Gelehrten im Amte.

Ein betrübliches Beispiel, welches vor- und nachher in mannigfachen Variationen kund geworden ist! —

Dazu kam nun noch ein ungünstiger Vorfall, welcher den bis dahin stilleren Kampf zwischen dem Angreifer und Angegriffnen, ohne alle Verschuldung des Letzteren, zu einem gar widrigen Ausbruche hervorrief.

Ein junger Bäckermeister, durch eine jüngst geschlossne Heirath verwandt mit Jakob Böhme, hatte sich gegen die Weihnacht-

zeit einen Thaler von jenem Pastor Primarius Richter erborgt, für Mehleinkauf zu den Festtagkuchen, in Görlitz Striezel genannt. Dem großmüthigen Darleiher brachte der Verpflichtete einen Striezel dar, und zwar — wie uns die einfache Urschrift, aus der wir schöpfen, versichert — einen ziemlich großen Striezel. Bald nach den Feiertagen gab der Klient auch den Thaler zurück, freundlich dankend für dessen vierzehntägige Nutzung. Aber wie ward dem armen jungen Bäckermeister, als der Pastor Primarius ihn, des mangelnden Zinses halber, mit „Gottes Zorn und gräulichem Fluch" — Worte der Urschrift — bedräuete! — In tiefe Schwermuth und Zweifel an seiner ewigen Seeligkeit versunken, ging der arme junge Mann einige Tage lang seufzend umher, nur ganz allein zu sich selber sprechend, weder seiner sonst so geliebten Ehefrau, noch irgend Jemandem anders den Grund seines innerlichen Jammers entdecken wollend. Das Bürgerhaus war in

eine Wohnung der räthselbrohenden Klage umgestaltet. Die junge Frau klagte es ihrem freundlichem Vetter Jakob Böhme, und Der brachte es endlich durch wohlwollendes Zureden von dem jungen Manne heraus, was ihn so schmerzlich beängste. Da meinte er, wie natürlich, die Sache könne leicht abgemacht werden, sprach dem Trauernden einstweilen Trost und Frieden ein, und begab sich wohlgemuth als Vermittler zu dem Pastor Primarius.

Der furchtbare Dräuer saß gemächlich in seinem Lehnstuhl, der Thür gegenüber, in Schlafrock und Pantoffeln, als der arme Handwerksmann getrost und freundlich, mit aller schuldigen Ehrerbietung jedoch, hereintrat, sein Anliegen vorbringend, daß der ehrwürdige Herr doch seinen Zorn und Fluch wieder von dem unwissentlichen Beleidiger abwenden möge, dem armen wohlmeinenden Menschen dadurch Heiterkeit und Gewissensruhe wiederum angedeihen lassend. Gern wolle er selbst den Herrn

Pastor wegen des rückständigen Thalerzinses befriedigen, wenn er nur wisse, was noch eigentlich nachgefordert werde, obzwar es ihm vorkomme, als habe der junge Mann bereits nach seinem Verhältniß das Mögliche gutwillig geleistet. — Aber da brach ein schlimmes Gewitter über den armen Schuster aus. „Zerrfleck“ geruheten Seiner Ehrwürden ihn zu tituliren, fragend mit Donnerten, was ein Solcher ihn zu verunruhigen, zu molestiren und zu turbiren habe? — Vergeblich suchte der gute Schustermeister noch einzulenken, und einzurenken, was möglich schien. Er hatte für dasmal allzuwenig Unrecht, um vor dem Unrechtthuenden auch nur das allermindeste Recht zu behalten. Es giebt mehr der ähnlichen Beispiele in kleinen und großen Historien. Sein wiederholt bescheidenes Anerbieten, das Defizit des Thalerzinses zu decken, regte in dem geistlichen Herrn das schlimme Bewußtsein eigner Schuld nur immer verletzender auf. Er hieß den Bittenden sich packen, und zeigte

nach der Stubenthür. Jakob Böhme wandte sich demüthig und ging. Indem er hinaus schreiten wollte, sagte er noch voll sanfter Freundlichkeit: „Gott behüte Eure Ehrwürden.“ — Das war Oel ins Feuer. Der Grimmige warf ihm seinen Pantoffel nach, sich mit häßlichen Worten roh und rauh des armen Mannes Seegen verbittend. Jakob Böhme hob den Pantoffel auf, stellte ihn wieder zu des Schleuderers Füssen, und sprach dann, sanft von hinnen gehend: „Herr, zürnet nicht. Ich thue Euch kein Leid. Seid Gott befohlen.“ —

Hoffentlich hat, ungeachtet dieses schmerzlichen Auftrittes, der Zuspruch des heiterfrommen Mannes seinen geängsteten jüngern Anverwandten vollends beruhigt. Die Geschichte erzählt uns wenigstens von keiner Anfechtung auf dieser Seite mehr.

Desto schlimmer sollte sich das hierarchische Gewitter unmittelbar auf das Haupt unsres freundlichen Friedebringers entladen.

Schon am nächsten Sonntage hielt der Primarius eine Predigt, die man mit vollem Rechte fürchterlich nennen konnte: fürchterlich für den Angegriffnen, fürchterlicher noch für den Angreifer selbst; denn dieser misbrauchte die Heiligkeit von Ort und Amt auf unerhörte Weise. Er nannte seinen bis dahin stets unbescholtnen Gegner mit Namen, hieß ihn einen Aufrührer und Ketzer, und forderte den Magistrat unumwunden auf, das Racheschwert zu ergreifen wider einen so leichtfertigen Tumultuanten, welcher die Prediger verunruhige, sie in ihren Häusern überlaufe, und ketzerische Bücher schreibe. Werde man seiner Aufforderung nicht Folge leisten, so stehe der Zorn Gottes bevor, und könne leichtlich die Stadt in den Abgrund versenken, wie Solches dem Kora, Dathan und Abiram geschehen sei, als sie dem Manne Gottes, Moses, widerstanden.

Jakob Böhme, ein fleissiger Kirchbesucher, saß auch diesmal in dem ihm zukom-

menden Stuhl am Pfeiler, der Kanzel gegenüber. Er hörte den ganzen Wortsturm mit geduldiger Ergebung an.

Als der Gottesdienst beendet war, harrete er an seinem Platze aus, bis die Gemeinde das Haus verlassen hatte, und der Pastor Primarius mit seinem Kapellan oder Amtsgehülfen durch die Kirche heimging. Da folgte er ihnen sittig nach, und trat auf dem Kirchhofe den Prediger an, ihn freundlich befragend: „was hab' ich Euer Ehrwürden doch nur zu Leide gethan? Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ich Euch jemal ein übles Wort gegeben hätte. Wollet mir aber doch in Gegenwart des Herrn Kapellans allhier meinen Fehl kundgeben und vorhalten, damit ich selbigen durch herzliche Abbitte und Busse wiederum auslöschen möge."

Anfangs erwiederte der Pastor Primarius kein Wort, sondern blickte nur den demüthig Flehenden mit einem Gesichte an, aus welchem Zorn und Abscheu glüheten, als wolle er ihn

durch Blicke ermorden. Dann aber plötzlich brach er abermal mit häßlich bösen Worten los, ihn einen Satan heissend, der sich in die Hölle trollen möge, statt Geistliche zu belästigen, die in ihrem Amte einhergehen, wie eben jetzt er selbst. Und zur Bestätigung wies er auf seinen Priesterrock.

Der gute, schwerbeleidigte Mann entgegnete voller Demuth: „ja, Ehrwürdiger Herr, ich sehe wohl, daß Ihr ein Geistlicher seid. Eben als einen Geistlichen bitt' ich Euch, daß Ihr mir eröffnen wollt, was ich Euch zu Leid gethan habe.“ Er bat auch den andern Prediger um sein Fürwort in dieser Sache. Das fachte den Zorn des Primarius nur immer grimmiger an, und schon gebot er dem hinter ihm gehenden Diener, daß er die Stadtknechte rufe, um den Ueberlästigen in den Thurm zu sperren. Mühsam stillte der Kapellan dies Toben. Betrübt ging Jakob Böhme nach seiner Wohnung hinab.

Tags darauf, am 22sten Julius 1613, ließ der auf dem Rathhause versammelte Magistrat den Meister Jakob Böhme zu sich entbieten, ihn befragend, was er dem Pastor Primarius zu Leide gethan habe. Die bescheidne Antwort lautete: eben das zu erfahren wünsche er vergeblich seit Gestern Morgens. Er bitte, man möge den Kläger herberufen, um es auszusagen. Der Rath erkannte die Billigkeit dieser Forderung, und ließ den Primarius durch zwei Mitglieder ehrerbietig ersuchen, seine Klage anzubringen. Aber die Antwort war nur ein erneueter Bannesdonner: er habe auf ihrem Rathhause nichts zu suchen, und wenn sie nicht ausführen wollten, was er Gestern an Gottesstatt von der Kanzel gesprochen, möchten sie die göttliche Strafe fürchten. Man müsse den verwegnen Ketzer aus dem Thor weisen. Anders sei keine Rettung für die Stadt.

Ob nun die Herren im Rath eben die Prophetengabe des Primarius Richter für un-

fehlbar anerkannten, steht zu bezweifeln. Auf alle Weise jedoch fürchteten sie wol seine heftige Halsstarrigkeit, und wollten — auch das hat die Welt schon öfter gesehn — lieber den Schuldlosen verstossen, als sich von dem machtbegabten Schuldiger Unannehmlichkeiten zuziehn. So ward der ehrbare Bürger und Meister Jakob Böhme aus der Stadt gewiesen, in welche furchtsame Härte jedoch einige wackre Mitglieder des Rathes nicht willigten, sondern aufstanden und die Sitzung verliessen. Der bedrängte Mann entgegnete ruhig, als man ihm sein Urtheil publizirte: „In Gottes Namen, Ihr Herren. Ich will thun, was Ihr befehlet, und mich der Stadt enthalten. Darf ich nicht zuvor in mein Haus gehn, und die Meinigen mit mir nehmen, oder mindestens das Nöthige mit ihnen besprechen?“ — Keinesweges; hieß die Antwort. Das nun einmal gefällete Urtheil bleibe unabänderlich. Er habe es ja gehört: alsbald solle er durch die Stadtdiener als ein

Verbrecher zum Thor hinausgeführt werden. — Er entgegnet voll ungestörter Geduld: „ ja, liebe Herren. Es geschehe, weil es nicht anders sein kann. Ich bin zufrieden. "

Und es geschah.

Ueber Nacht indeß mochte wol die Rathsherren eine andre und tiefere Furcht angewandelt haben, als die vor dem Pastor Primarius. Wenigstens behielt das alte Sprüchwort recht: besirer Rath kommt über Nacht.

Dinstags Morgens versammelte sich abermal der ganze Magistrat, und die, welche sich der gestrigen Ungerechtigkeit entzogen hatten, behielten jetzt auch äusserlich vollkommen Recht. Ein neuer, einstimmig gefaßter Ausspruch gebot, den Verbannten aufzufinden, und ihn mit Ehren feierlich zurückzugeleiten in die Stadt.

Auch das geschah.

Freilich hatte man dabei eine Weile zu suchen, denn schon jetzt war für Jakob Böhme die Welt nicht hinter dem Weichbild von Gör-

litz ab- und zugeschlossen. Unter seinen Freunden befanden sich wohlhabende und auch sonst ansehnliche Männer. Wir nannten schon vorhin den Herrn von Endern, welcher Erb- und Gerichtsherr auf Serchau und Leutolzhain war. Vermuthlich gehörte auch bereits um diese Zeit Herr Abraham von Sommerfeldt auf Falkenheim und Wartha zu seinen Freunden, deren er noch sonst in den umliegenden Städten unterschiedliche zählte. Man sahe sich also genöthigt, dem fortgeschleuderten Kleinod mannigfach nachzuforschen, bevor man es wiederfand. Allerdings hätte dieser Umstand die Herren vom Görlitzer Rath etwas achtsamer auf ihres Mitbürgers innern Werth machen können. Das traf aber eben nicht ein. Denn als Meister Jakob Freitags am 26sten Julius 1613 — also fünf Tage nach seiner Austreibung — ehrenvoll wieder in die Stadt eingeführt war und vor dem Magistrat erschien, entbot ihm Selbiger verwarnend, und, wie es scheint, nicht

frei von allem Gespött, er habe fortan bei seinem Leisten zu bleiben und sich alles Bücherschreibens zu enthalten. Auch mußte er die Handschrift seines Buches: Morgenröthe im Aufgang, unvollendet, wie es war, auf dem Rathhause abliefern, wo man sie als ein Curiosum ohne tieferen Werth in Verwahrung behielt.

Es war also wiederum einmal ergangen, wie oftmal hienieden: Das Schlimme ganz gethan, das Gute minder, denn zur Hälfte. —

Meister Jakob ergab sich in das Alles still, als demüthiger Christ und ruhiger Bürgersmann.

Aber die Gabe in ihm ruhete nicht; sie drängte ihn zu offenbaren, was ihm beschieden sei, und als er dabei Widerstand leistete, allzustreng' und allzuscheu den weltlichschuldigen Gehorsam auch auf das Geistige ausdehnend, ja auf das Geistliche sogar, verbarg sich ihm das innre Licht, so daß er zu fürchten begann, es habe sich ihm gänzlich

entzogen. Eine unaussprechliche Beängstigung fiel auf seine Seele. Es mag sich einen schwachen Begriff davon erwecken, wer im erfreulichen Besitz irgend einer weltlichen Gabe, welche ihm zugleich als das unerlaßliche Mittel zur Erfüllung seines Berufes hienieden erscheint, in die Besorgniß geriethe, ihm sei plötzlich jene wesentliche Kraft entzogen worden; — z. B. dem Fechter, sein rechter Arm sei unheilbar lahm, dem Flötenspieler, seine Lunge versage ihm den Athauch, dem Zeichner oder Schützen, es komme Blindheit über ihn, und was es der endlos ähnlichen Befürchtungen mehr noch geben mag. Wer dergleichen noch niemal im Wachen empfunden hat, — und dessen blieben wol die Wenigsten unter den mit solchen Gaben Beliehenen scei, — empfand doch mindestens Aehnliches vielleicht im Traum. Denn die göttlichbescheerende Huld offenbart sich auch stets als göttlichmahnende, auf daß wir, des himmlischen Lebenverbandes einge-

denk, die Gabe hüten und anwenden, wie wir es sollen und dürfen zu unsrem und Andrer Heil.

Aber eine uns also überkommende Beängstigung bleibt doch immer ein schwaches Abbild von Dem, was Meister Jakob in jenen Zeiten erleiden mußte: zum Theil der langen Dauer seiner Anfechtung halber; mehr noch, weil es hier nicht nur äusserlichen Beruf galt, sondern auch innern, und somit Seele und Seeligkeit zugleich.

An drei Jahre lang vermeinte der bedrängte Mann, sein unvollendetes Werk seie mit Ablieferung der Urschrift an den Magistrat auf immer für ihn verloren. Da bekam er von unterschiedlichen, mitunter hochgelahrten Männern Abschriften davon zugesendet, mit der Bitte, sie berichtigend durchzugehn, zugleich aber auch der dringlichen Ermahnung, sein Pfund ja nicht zu vergraben, sondern des ihm eingepflanzten Keimes durch fürdre Wirksamkeit zu pfle-

gen für eigne und anderer Menschen Erbauung. Wohl strebte nun der Geist Jakob Böhme's, sich wieder empor zu schwingen in die gewohnte Aetherluft, aber die so längst von aussenher gefesselten Flügel zeigten sich nun auch an innerer Kraft wie gelähmt. Ihn erfüllte dabei stets deutlicher erwachende Gewissensangst, ob er nicht durch allzufurchtsames Nachgeben, gegenüber den Menschen, sich der ihm zugedachten göttlichen Huld gänzlich und unwiederbringlich verlustig gemacht habe. Dazu kam von aussenher, sobald sich's nur irgend von des Schustermeisters Autorschaft in der gemeinen Gemeinde roher Weltmenschen handelte, herber Spott. Es war ein überaus schweres Läuterungsfeuer, im Vergleich zu welchem die mehrsten auf ähnliche Weise hienieden geplagten Menschengeister sich gestehen müssen: an uns ist milde Gnade für schweres Recht ergangen.

Unter die Ersten, welche, der Zeit nach, diesen trüben Geisteskampf Meister Jakobs erleichterten, und durch heitre Zusprache zur erneueten Thätigkeit dem Siege entgegenführen halfen, gehörte Christian Bernhard, Zolleinnehmer zu Sagan. Dieser damals noch jugendliche Mann hatte auch in sich selbst Gabe und Trieb zur tieferen Forschung nach Anleitung des geoffenbarten Wortes und der Natur verspürt. Jakob Böhme giebt ihm gutes Zeugniß über seine Bemühungen, und nennt ihn ein edles Gewächs, welches, nicht nur in sich selbst gesund, auch Andern heilsam und anmuthig dufte.

Auch sollte unser Freund in diesen schweren Prüfungsjahren noch eines vorzüglich kräftigen und wunderbar gelehrten Zuspruches theilhaftig werden.

Dr. Balthasar Walter, aus Glogau in Schlesien gebürtig, da er nach vielfältig tiefen Forschungen und gründlich wissenschaftlichen Studien keine Befriedigung seines auf

den innersten Kern aller Dinge gerichteten Strebens gewinnen mochte, hat vermeint, — den Weisheitfreunden des Alterthums ähnlich, — in der Ferne zu finden, was ihm die Heimath versage. Gleich Jenen auch hatte er sich entschlossen an das Werk begeben, sein äusserliches Alles an den gehofften innern Gewinn setzend. Die alte Räthsel- und Wunderheimath Aegypten scheint ihn zuvörderst angezogen zu haben; dann vermuthlich Palästina; vielleicht weiterhin auch das mysterienblühende Indien. So viel ist gewiß: er unternahm bedeutende Reisen durch Afrika und Asien, ausgerüstet dazu mit reichlichem Sprachschatz, und einzig und allein auf geistige Forschungen gestellt. Man hätte den nördlichen Wandersmann wol mit weit besserem Rechte den jüngeren Anacharsis nennen können, als Barthelemy seinen fingirten Reisenden durch Griechenland. Aber der redliche Sucher kehrte nach sechs angestrengten Jahren unbefriedigt zurück, und wandte

sich nun an die Akademieen und Einzelgelehrten Europa's. Vorzüglich stellte er vierzig Fragen über die Seele auf, die er mannigfach vorlegte oder versandte, und in Betracht seiner Gelehrsamkeit und seines Rufes als Reisender fehlte es ihm auch keinesweges an mündlichen und schriftlichen Beantwortungen. Keine derselben aber vermochte dem tief-sinnigen Forscher zu genügen. Heimgekehrt endlich nach Glogau hörte er von dem Görlitzer Schuster reden, und viel zu wahrhaft gelehrt, um zu wähnen, der göttliche Geist seie an Schulwissenschaften gebunden oder an irgend etwas äusserlich Erlerntes überhaupt, machte er sich an das Studium einer ihm zugekommnen Abschrift des vielverfolgten Büchleins: „Morgenröthe im Aufgang,“ späterhin durch ihn selbst: „Aurora“ benannt. Ergriffen von dem wunderbaren Werke, aber keinesweges sich zutrauend, all dessen Räthsel zu lösen, suchte er die Bekanntschaft des Verfassers, und fand bei

dem einfach offnen Manne gar leichtlich Eingang. Das geschah im Jahre 1618. Drei Monate lang hielt sich der gelehrte Reisende bei dem verketzerten und verhöhnten Schuster auf, in dessen Häuslein vor der Neißbrücke zu Görlitz, Vieles von ihm erlernend aus dessen innerlichem Leben und Weben, und dagegen ihn mit mancher Kunde, absonderlich in Griechischen und Ebräischen, auch Lateinischen Benennungen der Dinge, aus den reichen Vorrathskammern seiner Gelehrsamkeit erfreuend. Wir wissen, wie Meister Jakob von Anfang her viel des Schönen und Guten aus den fremden Sprachen herüber ahnte. Jetzt wurden ihm die von daher zugeflogenen Blumen durch des Freundes Vermittlung um ein Grosses deutlicher und geordneter klar. Um die gelehrten Sprachen zu erlernen, war nun sein Lebensalter schon zu weit vorgerückt. Lebhaft soll er das bedauert haben, wünschend, er möge doch mindestens das Lateinische haben erfassen können.

Allerdings möchten daraus bei der philosophischen Kraft seines Geistes gar mannigfach wichtige Resultate hervorgegangen sein. Der Gedanke einer Ursprache — oder, wie er sich ausdrückte: einer Natursprache — geleitete ihn durch all seine Forschungen. Was darüber in seinen Schriften sich vorfindet, obzwar mit mancher Wunderlichkeit (aus Mangel an gelehrter Sprachbildung) untermischt, verdient noch immer die Aufmerksamkeit genialer Philologen, gern auf die Wurzel alles Denkens und Redens zurückschliessend, — wie unter Andren der nun verewigte Bernhardi Einer war.

Das heitre Verhältniß Meister Jakobs zu seinem gelehrten Gaste war jedoch keinesweges auf absolute Uebereinstimmung in Aeusserlichkeiten begründet.

Der Wirth nehmlich, von Natur freundlichen und heitern Sinnes, hielt sich an keine absondernde oder sonst eigengesetzliche Form in seiner Lebensweise, während Doktor Walter sich eines gar streng geregelten Wandels

beflis, oder — wie Jakob Böhme in seiner naiven Manier gegen Befreundete sagte — sich gar Mosaisch und Hartmännisch gehalten. Ueber diesen Unterschied läßt sich Herr Abraham von Frankenberg auf Ludwigsdorf — ein eifriger und sinnveller Freund und Beschützer Meister Jakobs — in folgenden denkwürdigen Worten aus, die vor und rückwärts noch weit über den Moment hinausreichen, welcher sie gebar, und die wir deshalb nach ihrer einfachen Eigenthümlichkeit hier einrücken:

„Wie denn das blosse Kunst- und Natur-„Licht, ohne das heilige Gunst- und Gnaden-„Licht, immer mehr äusserlich, scharf, par-„theiisch, gesetzlich, als innerlich, süsse, linde „und Evangelisch ist: und dannenhero die „Gaben des Geistes, nach Unterschied ihres „Grundes und ersten Herkommens, wie auch „aus ihren Früchten und Ausgeburten billig „und wohlbedächtlich zu unterscheiden, und „einem Jeglichen das Seine (nachdem es

„ein Glied am Leibe, oder Gefäß und Werk-
„zeug im Hause ist) gereimlich zuzueignen
„und mitzutheilen; nicht aber (wie in Ba-
„bel geschieht) Alles über Einen Kamm zu
„scheeren, oder über Einen Leisten zu schla-
„gen, oder was nicht in Allem schnurgleich
„oder einseitig mit einstimmet, alsobald zu
„verketzern und zu verdammen, wie in die-
„sen unsres **Teutonici** Schriften sehr gründ-
„lich und verständlich ausgeführet zu befin-
„den."

Lasset uns auf die gute, alte Stimme achten, lieben Brüder; namentlich in unsrer gegenwärtigen Zeit! —

Daß übrigens Doktor Walter und Meister Jakob bei all ihrer Verschiedenheit in gar inniger Freundlichkeit mitsammen beharrten, zeigt sich ausser andern entscheidenden Beweisen auch schon durch den obenwähnten Beinamen **Teutonicus**, welchen der Vielgereiste nach damaliger Gelehrtensitte unserem Görlitzer Schuster beigelegt hatte; —

eigentlich nach der Vollständigkeit: **Teutonicus Philosophus**: eine Art von gelehrtem Ritterschlag des Laien durch den Literaten. Am wesentlichsten aber offenbarte sich die Grundeinigkeit beider wackern Männer, indem der Doktor durch den Schuster seine früher erwähnten 40 Fragen von der Seele zur vollen Gnüge beantwortet fand.

Diese Arbeit scheint zuerst den lange trüblich ringenden Geist Meister Jakobs wieder in freudig begeisterten Schwung gebracht zu haben, wenn gleich er vielleicht an das Aufschreiben erst später gegangen sein mag, andre sich neu in ihm regende Werke eher zu Papier bringend. Aber von den schwerwiegenden Fragen des verehrten Mannes ergriffen, empfand doch alsbald der tiefsinnige Laie nun so viel klar:

Das Verbot des Görlitzer Magistrates, aufzuzeichnen, was ihm sein Geist eingebe, keinesweges irgend einem äussern Gesetze zuwider, und stets mit der heiligen Schrift

übereinstimmend, sei ein unrechtmässiger Eingriff der weltlichen Obrigkeit in das Gewissen und die Freiheit eines Christen. Da nun vollends ehrbare und heilsbegierige Freunde von ihm begehren, er solle das ihm verliehene Pfund nicht vergraben, sondern für sie wirken lassen, trete hier offenbar der apostolische Satz in's Leben: „man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ Sich indeß nach rechtlich bestehenden Formen von der weltlichen Obrigkeit ohne den mindesten Widerstand, als den der erlaubten Protestation, richten und behandeln zu lassen, blieb, nach wie vor, Jakob Böhme's einfach fester Entschluß. Wie er sein Gewissen nur dem höchsten Herrn verantwortlich fühlte wegen Anwendung der ihm verliehenen Gabe, so mochte seine Obrigkeit die Anwendung der ihr verliehenen äussern Macht vor demselben Tribunal verantworten. Er als Unterthan hatte da nichts einzureden.

In Alles, was ihn an äußrer Verfolgung betraf, schickte er sich übrigens um so gesetzter, als ihm gleich bei Abfassung der Aurora sehr bestimmte Ahnungen dieser Art aufgegangen waren, wenn er gleich damals, meinend mit seinem Werk in der Verborgenheit zu bleiben, noch gar nicht zu erfassen vermochte, wie und von wannen Dergleichen über ihn kommen solle.

So hatte sich auch jene Ahnung der Ursprache noch vor und ausser Doktor Walters Bekanntschaft mit Meister Jakob sehr wunderbar in Diesem durch den Umgang mit dem Görlitzer Arzte, Doktor Tobias Kober, geregt und offenbart. Wenn Beide zuweilen in vertraulicher Beseeundung über die Auen und Felder hinschritten, pflegten sich ihre Gespräche und Beobachtungen auf Blumen, Kräuter und andre Erdgewächse zu richten. Meister Jakob erkannte alsdann vermöge der ihm beschiedenen und fromm gepflegten Gabe aus der äusserlichen Gestaltung richtig stets

die innere Kraft und Gedeihlichkeit, darob sich der naturkundige Arzt nicht wenig verwunderte. Auch fand dabei allemal eine Grundandeutung einiger Sylben ihres Namens statt, worüber er dann von dem Gelehrten einen bestimmteren Aufschluß begehrte. Am liebsten vernahm er dabei die Ebräische Benennung; — die seie der Ursprache am nächsten verwandt, behauptete er; — in Ermangelung Derselben begehrte er den Griechischen Klang, der ihm überhaupt auch für die reingeistigen Bezeichnungen sehr lieb war. So pflegte er wol zu äussern, das Griechische Wort: Idea erscheine ihm wie eine fleckenreine himmlische Jungfrau. Wenn aber Freund Kober mitunter sich es herausnahm, prüfungsweis etwa Kraut oder Blume mit unrichtigem Namen zu belegen, stutzte jedesmal der gute Meister Jakob, sehr bestimmt versichernd, das könne durchaus der rechte Name nicht sein. Ward ihm dagegen die-

ser genannt, so gab er sich alsbald in froher Anerkennung zufrieden.

Aufgemuntert durch so mancherlei erhebenden Zuspruch — auch der edle Karl von Endern, nebst dessen Bruder Michael, drang wiederholt in den Meister mit liebevollen Bitten — und das göttliche Licht wiederum klar in seiner Seele empfindend, schrieb er nach siebenjährigem, Schmerzerfüllten Rasten im Jahr 1619 das Buch von den drei Prinzipien nebst einem Anhang vom dreifachen Leben des Menschen. Dies Werk zeichnet sich durch wissenschaftliche Folgerichtigkeit des Denkens, wie auch durch Deutlichkeit und Ausbildung der Schreibart vortheilhaft vor der Aurora aus. Der Frühlingshauch, welcher diese umschwebt, oder — wenn man so will — der farbige Staub auf den Schmetterlingsflügeln der neu erwachten Psyche mangelt allerdings. Es ist wie Sommer gegen Lenz gehalten, wie Mittag gegen Morgenfrische. Wer sich aber deut-

lich mit Jakob Böhme's Anschauungen und Aufschlüssen vertraut machen will, geistigen und geistlichen Gewinn daraus schöpfend, statt sich nur in einen anmuthig ahnungsreichen Blumenrausch und Liebestraum zu versenken, mag am besten thun, wenn er das Werk von den drei Prinzipien und einige der späterhin folgenden erst sorgsam durcharbeitet, bevor er sich in jenen magischen Paradiesesgärten zur anmuthigen Ergötzlichkeit ergeht.

Meister Jakobs drei Prinzipien sind der göttliche Zorn, die göttliche Liebe und die geschaffene Welt. Wie sich alle drei im Leben des Menschen vorfinden und gegenseitig verhalten, je nach dem verschiednen Seelenzustande des Einzelnen, deutet der Anhang des Werkes an, und führt das im folgenden Jahr vollendete Buch vom dreifachen Leben des Menschen klar und vollständig hinaus. Nach dieser Arbeit brachte Meister Jakob auch die Antwort auf **Dr.** Walters vierzig Fragen von der Seele vollständig zu Papier.

In eben diesem Jahre, 1620, schrieb er noch folgende Werke:

Von der Menschwerdung Christi.

Von sechs theosophischen Punkten.

Von sechs mystischen Punkten.

(Vermuthlich die Beiden letzteren durch Aufgabe Abrahams von Frankenberg entstanden.)

Vom himmlischen und irdischen Mysterium.

(Dem Herrn von Sommerfeld auf Falkenheim und Wartha zu Liebe verfaßt.)

Von den letzten Zeiten, an Paul Kaym.

Dieser Letztgenannte war kaiserlicher Zolleinnehmer zu Liegnitz: ein frommer und ernster Mann, der jedoch, obzwar in bester Meinung, wol allzukühn in die Auslegung göttlichen Wortes nach dessen Bezug auf geschichtliche Gegenstände einzudringen versuchte. So wollte er die letzten Zeiten der Welt nach den Andeutungen, welche sich in der heiligen Schrift vorfinden, berechnen und er-

gründen: eine Irrung, in welche schon öfter wohlmeinende und Gottsuchende Menschen gerathen sind. Meister Jakob indessen wendet seines Freundes Aufmerksamkeit nach Kräften von allen fürwitzigen Fragen ab und dem einig gültigen rechten Wege zu: der innern Beschäftigung mit Gott, und dem Bestreben, in demüthiger Liebe seinen Geboten zu gehorchen und in steter Berührung mit ihm zu verharren. Auch gelang ihm das trefflich in durch das geistige Ringen nur noch erhöheter und verklärter Freundschaft mit dem wackern Paul Kaym.

Auf ähnliche Weise benahm er sich gegen Alle, die in guter Meinung noch etwas Andres bei ihm suchten, als das göttliche Wort in biblischer Reinheit, nur eben erläutert und verbreitet durch die just dem Meister Jakob eigenthümlich zu Theil gewordne Gabe für Aehnlichgestimmte, wie denn überhaupt unser gesammtes Erdenleben in höchster Potenz dieselbe Aufgabe mit sich bringt, nur

in der wunderbarsten, nie genugsam zu ergründenden Mannigfaltigkeit. Eben darin besteht ja die endlos seelige Wechselwirkung aller Gott und ihren Nächsten wahrhaft liebenden Menschen.

Mitunter ward unser Freund wegen alchymistischer Fragen in Anspruch genommen. Aber das Gold, wonach seine ganze Seele rang, war etwas unaussprechlich Höheres, als das den irdischen Gewinn befördernde Gold. Seine tiefen Blicke in die Natur gestatteten ihm allerdings auch nach dieser Seite hin manche denkwürdige Anschauungen. Er gebrauchte aber diese Vergünstigung nur zu desto treffenderen Gleichnissen für die Verklärung der Seele in das göttliche Licht und ihren durch den Sündenfall eingebüßten paradiesischen Urzustand, ohne sich jemal auf Experimente oder Anweisungen für den irdischen Vortheil einzulassen.

Ueberhaupt wies er Alles von sich ab, was den Himmel anders, als durch Hoffnung,

Liebe und Glauben auf die Erde herabziehen wollte. So schrieb er unter Andrem einem Freunde, (Kaspar Lindner, Zolleinnehmer zu Beuthen,) im Jahre 1621:

„Anlangend etliche Personen Eurer Nachbarschaft, davon Ihr meldet, welche Alles zu Gelde machen, und dem vermeinten Zion zulaufen, hielt ich rathsamer, sie blieben daheim. Denn Zion muß in uns geboren werden. Wann sie werden an die Orte kommen, so ist ihnen so wohl, als vorhin, und müssen gleichwol unter dem Joch Christi leben."

„Gott ist im Himmel, und der Himmel ist im Menschen. Will aber der Mensch im Himmel sein, so muß der Himmel im Menschen offenbar werden. Das muß durch ernste Busse und herzliches Einergeben geschehen. Das können sie wol daheim und an ihren Orten thun. Dem sie gedenken zu entfliehen, darin werden sie laufen. Wenn sie daheim einen göttlichen Weg wandelten,

daß andre Leute an ihnen ein Exempel hätten, wäre es Gott angenehmer."

Wo sich jedoch eine durchaus verkehrte Richtung zeigte, das göttliche Wort entwürdigend, etwan auch auf abergläubische Feevelei gestellt, entglühte in Meister Jakob auch eine gar ernstliche Flamme, doch im reinen Eifer stets nur die Sünde, niemal die Person, insofern sich diese vor der Sünde warnen ließ, bedräuend. So hat er unter Andrem Folgendes erzählt.

Um die Zeit, wo Jakob Böhme's Ruf sich immer weiter zu verbreiten anhub, trat einstmal, als er vor seiner Hausthür stand, ein Unbekannter zu ihm heran, kleiner Gestalt, mit scharfen Gesichtszügen, freundlich grüssend, mit witzig höflicher Rede. Der sprach, er habe von dem besondern Geiste vernommen, womit Jakob Böhme begabt sei, und zwar in selten anzutreffender Macht und Gewalt. Was man des Guten besitze, seie man ja doch auch verpflichtet, seinem Näch-

sten mitzutheilen. So möge denn der Meister auch ihn dieses Geistes theilhaftig machen, oder ihm Selbigen um eine Geldsumme zukommen lassen. Meister Jakob erwiederte mit sittighöflichem Ernst:

„Hoher und grosser Gaben und Künste schätze ich mich keinesweges würdig. Dergleichen aber, als der Herr sich etwan einbilden mag, ist bei mir gar nicht anzutreffen noch vorhanden. Ich gehe schlecht und recht einher im allgemeinen Christenglauben zu Gott und in brüderlicher Liebe zum Nächsten. Was Ihr einen Singular- oder Familiargeist zu nennen beliebt, davon weiß ich nichts; halte auch nichts auf Dergleichen. Sehnet aber Ihr Euch, lieber Herr, nach einem Geiste, so macht es wie ich. Reinigt Euch in ernsthafter Busse von Euren Sünden, und flehet den Vater im Himmel um seinen Geist der Gnaden inbrünstiglich an. Der wird Euch den Geist verleihen, und Euch dadurch in alle Wahrheit leiten." —

Dem Fremdling aber blieb diese Sprache fremd, oder vielmehr: sie mochte ihm allzugemein vorkommen, weil doch jeder Geistliche sie führe, und jedes Gemeindemitglied sie verstehen könne. Deswegen hub er an, mit wunderlichen Beschwörungen auf den Meister einzudringen, als könne er ihm damit den vermeinten **Spiritus familiaris** gewaltsam entreissen. Da erwachte jene ernstliche Flamme in Meister Jakob. Er faßte den gaukelnden Fremdling bei der rechten Hand, sahe ihm scharf in die Augen, und furchtbare Worte gegen den Verunruhiger schwebten ihm bereits auf den Lippen. Da begann Jener zu zittern, und bat mit erschreckten Worten zagend um Verzeihung. Meister Jakob, schnell besänftigt, ließ ihn los, und gab ihm eine ernste Warnung vor dämonisch abergläubigen Gedanken mit auf den Weg, den der wunderliche Mensch alsbald antrat, ohne je wieder Etwas von sich vernehmen zu lassen. —

Anfechtungen aller Art blieben denn freilich in Meister Jakobs Leben so wenig aus, als im Leben Aller, die mit ihrem Verlangen und Ringen über das Sichtbare und Greifliche emporstreben, und deshalb bei der Mehrzahl für Schwärmer und Enthusiasten verschrieen sind. Namentlich hielt gegen Böhme der Primarius Richter seinen alten Groll fest, oder vielmehr: er mochte ihn noch geschärft fühlen durch die Anerkennung, welche die Schriften des Laien in stets wachsender Ausbreitung fanden. Zum offenbar feindlich erneueten Angriff kam es vor der Hand noch nicht. Aber an kleinen und kleinlichen Verletzungen — einem edlen Gemüth viel schwieriger zu ertragen, als jedweder rüstige Kampf — mag es wol keinesweges gefehlt haben. Meister Jakob indeß hielt von nun an unerschütterlich fest bei dem auf's Neue gefaßten Entschluß, Alles mit Gott und um Gotteswillen ritterlich zu ertragen, wie er denn schon im Jahre 1619 diesen

Sinn in folgenden Worten seinem edlen und hülfbereiten Freunde Karl von Endern kund gegeben hatte:

„So ich schreibe, diktiret mir's der Geist in grosser wunderlicher Erkenntniß, daß ich oft nicht weiß, ob ich nach meinem Geiste in dieser Welt bin, und mich Deß hoch erfreue. Da mir denn die stete und gewisse Erkenntniß wird mitgegeben; und je mehr ich suche, je mehr finde ich, und immer tiefer, daß ich auch ofte meine sündige Person zu wenig und unwürdig achte, solche Geheimniß anzutasten, da mir denn der Geist mein Panier aufschlägt, und saget:“ „Siehe, Du sollst ewig darinnen leben und damit gekröner werden; was entsetzest Du Dich?“ —

So fest nun Meister Jakob's Entschluß stand, gänzlich der ihm beschiedenen Gabe nach Pflicht und Gewissen zu leben, so wenig kümmerte es ihn, daß darüber — und auch wol durch absichtliche Böswilligkeit seiner

Gegner — sein Handwerksvertrieb mehr und mehr in's Stocken gerieth, ja endlich ganz und gar stille stand. War doch weder Trägheit noch Hochmuth seinerseits die Veranlassung dazu. So meinte er denn, Gott hebe ihm die Eine Last vollständig ab, um ihn mit der andern ausschließlich zu beladen, und sein Haupt willig davor beugend, stellte er es dem Höchsten anheim, wie er ihm nun äusserlich fürderhin forthelfen wolle. Und nimmer hat ihn sein Vertrauen getrogen. Durch enge Windungen freilich führte ihn beinahe unausgesetzt der ganze Pfad seines Erdenlebens hin; oft auch an schroffen Schwindelhängen entlang. Aber an einem gesicherten und ehrbaren Ausgange hat es ihm dennoch nimmer mangeln dürfen.

Nicht eben zu seinen leichtesten Prüfungen gehörte das Auftreten einiger andern Laien-Schriftsteller über theosophische Gegenstände, aber leider oft mehr im Geiste der Anmaassung und Rechthaberei, als in jenem still-

mächtigen Geiste, welcher über unserm Jakob Böhme waltete.

So hatte schon im Jahre 1619 ein gewisser Balthasar Tilken, in der Nähe von Schweidnitz wohnend, eine Widerlegung der Aurora aufgesetzt, welche im Jahre 1620 vor Abrahams von Sommerfeld Augen kam. Dieser theilte sie dem Meister Jakob mit, ihn um seine schriftliche Meinung darüber ersuchend, nicht eigentlich als Antikritik, sondern nur zu Sommerfelds eigner Beruhigung und Erleuchtung. Ihm ward gewillfahrt, und er behielt eine Abschrift für sich, das Original dem Verfasser zurückgebend. Unlängst nachher aber stellte ein andrer Freund Böhme's, Dr. Daniel von Koschowitz*), ausübender Arzt in Striga, dem Balthasar Tilken den dritten Theil von Meister Jakobs Werk über die Menschwerdung Christi zu, als abgesendertes Buch zugleich auch Baum

*) Vielleicht die noch jetzt würdig blühende Schlesische Familie von Kottwitz?

des christlichen Glaubens genannt. Balthasar Tilken, befangen in einer ängstenden Prädestinationsansicht, suchte jene Handschrift durch eingeklebte Zettelchen zu entkräften, und veranlaßte dadurch des Verfassers zweite Wiederlegung, worüber denn auch natürlicherweise jene erste mit zur Sprache kam. Eine Zeitlang ward der Streit nicht ohne Herbigkeit geführt. Endlich aber ward Balthasar Tilkens im tiefsten Grunde wohlgemeintes Streben durch Meister Jakobs kraftbegabte Milde und Ausdauer von den Nebeln der Eitelkeit und Selbsttäuschung gereinigt, und Alles in Frieden beigelegt. Ja es scheint ein vollkommen befreundetes Verhältniß unter beiden ehemaligen Widersachern entstanden zu sein. Im Jahre 1623 schrieb Jakob Böhme dem ihm befreundeten Arzt, Dr. Friedrich Krause zu Goldberg, in Bezug auf einen neuverfaßten Traktat:

„Und ob Euch geliebet, solchen Herrn Balthasar Tilken als Eurem guten Freunde

und Schwager zu kommunizieren, bin ich dessen wol zufrieden, mit Andeuten, daß er ihn nicht wolle also verstehen, als ob ich darinnen Etwas aus Affekten gegen ihn oder Andre hätte geschrieben, denn Dieselben (die Affekten) liegen mir ohne dringende Noth nicht so nahe in meiner Seelen."

Weiterhin erklärt er sich bereit zu förderer freundlicher Verhandlung mit ihm über hochwichtige Gegenstände der heiligen Scheift, hinzufügend:

„Und so ich dann werde sehen, daß ihm Gott hat mehr Verstand dieser hohen Geheimniß geben, als mir, so will ich's mit Freuden annehmen, und ihn in seinen Gaben lieben, und unserem Gott dafür danken, und mich mit ihm in seiner Gabe, gliedlicher Art noch, im Geiste Christi erfreuen; welches Alles unsern Brüdern und christlichen Mitgliedern mehr nutzen und dienen wird, auch mehr göttlich und löblich sein, als ein rauhes Kontrarium aus Affekten." So

schreibt er auch in Betreff andrer theosophischen Schriften, von bereits verstorbnen Autoren ausgegangen, mit denen er sich nur bedingtermaassen einigen kann: „Träget doch eine Biene aus vielen Blumen Honig zusammen, ob manche Blume gleich besser wäre, als die andre. Was fraget die Biene darnach? Sie nimmt, was ihr dienet. Sollte sie darum ihren Stachel in die Blumen stechen, so sie des Saftes nicht möchte, wie der verächtliche Mensch thut? Man streitet um die Hülsen; und den edlen Saft, der zum Leben dienet, lässet man stehen." —

Möchten wir doch Alle, mindestens die wir öffentlich schreiben, eine ähnliche Sprache führen, aber nicht nur in Mund und Feder, sondern auch, wie Meister Jakob, in Herz und Geist, und man würde bald inne werden, daß es um die Literatur etwas unendlich Schöneres und Höheres sei, als der gegenwärtige getrübte Zustand Derselben es uns auch nur zu ahnen vergönnt! —

So schrieb er auch im Jahre 1621 voll der heitersten Milde einem Freunde in Betreff eines neu auftauchenden Nebenbuhlers:

„Anlangend den Hans Weyrauch, so viel ich in dieser Schrift sehe, mag er ein Mensch sein, welcher in Gottes Liebe wallet, wofern sich sein Weg im Herzen so verhält. Daß er aber Andre tadelt, wegen Erkenntnisses des Lichts der Natur, darin hat er vielleicht nicht Erkenntniß, und erstrecken sich seine Gaben dahin nicht; ist darauf nicht zu sehen, weil es seine Gabe nicht ist. Weller ihn derweil für einen frommen Bruder halten. Denn Gott führet seine Gaben nicht nur in der Einfalt aus, sondern auch in der Höhe. Denn Er ist hoch, und thut mit seinen Werken, was Er will.“ —

Ein recht schlimmer Streit ähnlicher Gattung jedoch erhub sich für unsern Freund in eben diesem Jahre. Schon vorhin erwähnten wir einer Sekte, die sich um selbige Zeit

(im Sommer 1621) um die Nachbarschaft von Beuthen her kundgab, ihr Hab' und Gut zu Gelde machend, um nach Palästina zu wallen, nicht nur als Pilger, sondern zur bleibenden Ansiedlung, verhoffend, das himmlische Zion dorten anzutreffen. Ein irrendes Suchen des Himmels auf der Erde, des Ewigen in der Zeit, des Innern im Aeusserlichen, welches eben nicht jünger ist, als die Welt seit Austreibung des Menschen vom Paradiese, und sich verbreitet hat durch jegliche Glaubens- und Aberglaubensform der Welt. So wähnte Eva, als sie den Kain geboren, das seie bereits der verheissene Sieger über Sünde und Tod, welcher das Menschengeschlecht rückgeleiten solle in das verlorne Eden. So erwarteten die Israeliten mehr vom gelobten Lande, als ihnen Gott hienieden verheissen hatte, und brachten deshalb den wunderlichen Keim der Unzufriedenheit mit hinein. So schifften die Hellenen nach dem goldnen Fliess, oder rangen nach den

Hesperischen Gärten. So kämpften die Kreuzfahrer um des heiligen Grabes äussern Besitz. So meinten die Spanier, noch über alle Goldgier hinaus, ein herrliches Seegensland im neu entdeckten Amerika zu finden, und gewannen doch nur, was Eva durch Kains Geburt: Jammer und Blut. So erwartet noch heut zu Tage die Welt — wenn auch mehr im Einzelnen, als im Ganzen, auf Wanderfahrten gestellt — doch bald von der, bald von jener blos menschlichen Anordnung oder Forschung das ersehnte Heil: offenbare sich nun die Verheissung als Philosophie, Magnetismus, Alchymie, Lebenstinktur, Republik, Poesie, Konstitution, oder unter welchem der zahl- und endlosen Namen jener Gattung sonst. Möge da noch so Treffliches an sich mit vorkommen: in der thörichten Ueberschätzung wird es Abgötterei, und allemal erscheint alsdann ein Kain an des rettenden Erlösers Statt.

Was von jener Beuthner Pilger- und Ansiedlerfahrt in das gelobte Land zu halten sei, wollten unterschiedliche Freunde Meister Jakobs durch ihn vernehmen, und theilten ihm deshalb die Schriften Esaias Stiefels und Ezechiels Meth, als der beiden Anführer selbiger Partheiung, mit. Er prüfte das Alles genau nach seiner Gabe und gewohnten Gewissenhaftigkeit, konnte aber nur Irrwahn und eigensüchtigen Dünkel darin wahrnehmen, weshalb er seine Freunde getreulich warnte, nicht auf also verkehrt phantastische Weise das Innre in das Aeußre einführen zu wollen, sondern bei fortgesetzt ernsthaft innerm Ringen stets der äussern Sitte und Ordnung ruhig getreu zu bleiben, und weder ihre Familien noch das Vaterland zu verlassen. Die kleine, deshalb ausgegangne und in sehr gemässigten Ausdrücken abgefaßte Schrift begann im Jahre 1621 zu zirkuliren unter dem Titel: Bedenken über Esaiam Stiefeln. Aber das war mit

der Hand in die Kohlen geschlagen, sobald es dem Funken und Flamme sprühenden Widerlegten bekannt ward. Er antwortete auf roh heftige Weise. Jakob Böhme sagt davon in dem früher angeführten Briefe an Kaspar Lindner, Betreffs jener Sekte:

„Es hat unter ihnen auch stolze, hochfährtige, spöttische Leute, welche nur verachten und schmähen, und ist in manchem mehr eine angenommne Weise und geistliche Hochfahrt; als ich dann selbst erfahren habe. Denn ich habe Einen unter ihnen wegen eines ausgegangnen Büchleins, darin ich etwas Schweres wider Gott und den Grund der Wahrheit fand, ganz christ- und brüderlich ersuchet und unterwiesen; verhoffte, er würde sehend werden. Aber er hat ganz stolz und verächtlich, dazu schmählichen geantwortet, und eine solche Antwort von sich gegeben, darin kein Geist Gottes zu spüren ist. Ihre Konfession ist vielmehr eine Meinung, als ein rechter Ernst. Denn Dessen sie sich

rühmen, die sind sie nicht. Es mag wol fromme Herzen unter ihnen haben, aber ihrer Viele sind es nur mit dem Namen, und wollen das Ansehn haben; wie ich selbst von Einem der Vornehmsten unter ihnen habe erlitten. Es ist nicht der kindliche Weg in Gottes Reich. — Wollte Gott, es wäre ein Ernst mit ihnen, wie sie es vorgeben; ich wollte es auch loben. Allein Schmähen und Verachten ist nur Babel. Dessen ist die Welt ohnehin voll. Darnach laufe ich nicht." —

Ein Glaubensbekenntniß, das für alle Zeiten der christlichen Kirche paßt. Ganz absonderlich vielleicht für die unsrige. Oder sieht das nur so aus, weil man eben mitten drinne steht? Wie dem auch sei mit dem Absonderlichen: jedenfalles paßt es doch auch Heut, nicht minder, wie vor dreihundert Jahren.

Die unsrem Meister Jakob inwohnende Gabe tröstete ihn während des Streitjahres

1621 durch mannigfach schöne Blüthen, wie uns das der Briefwechsel lehrt und auch zwei in dieser Zeit angefangne Werke, oder Büchlein, wie es Böhme zu nennen pflegt. Das erste, unter dem Titel: Trostschrift von den vier Komplexionen, ward im März begonnen und noch selbigen Monats beendet, zum Trost und auf Bitten eines innerlich schwer angefochtnen Menschen. Er nennt es in einem Briefe: „ein Büchlein für (gegen) die Melancholei; wovon Traurigkeit urstände, und wie man Derselben widerstehen soll.“ Es enthält tiefe Blicke in die menschliche Seele und in das Naturleben zugleich, Alles beleuchtet vom Strahle der Liebe und der einfach klaren Offenbarheit des Evangeliums. So auch ein im nehmlichen Jahr angefangnes, aber erst im Beginn des nächstfolgenden (1622) beschloßnes Werk: Von der Geburt und Bezeichnung aller Wesen, oder auch nach der damals herge-

brachten lateinisch-gelahrten Weise: **de signatura rerum.** Dies ist Eine der anmuthigsten Arbeiten — oder Bescheerungen, wie ich's gern heissen möchte — unsres lieben Meister Jakob. Alles grünt und blühet darin, gleich den Stauden und Rasenplätzen eines würzigen Lustgartens, und aus jeglicher dieser anmuthigen Gestaltungen wird uns eine tief innen wohnende Bedeutung des Ur-Ewigschönen und Grossen kund gegeben. Man kann dabei recht innig empfinden, welch eine anmuthvoll lehrreiche Lust es muß gewesen sein, mit Meister Jakob, wie er es so sehr liebte, in die freie Natur hinauszuwandeln, und den reinen Spiegel enthüllet zu schauen, in welchem sein gottliebendes Gemüth Schöpfer und Geschöpfe wiederzustrahlen geschaffen und gebildet war.

Nach Beendung dieser heitern Signatura ging unser Freund an eine gar ernstlich strenge Arbeit, ein Werk: Von der wahren Busse. In der zweiten Hälfte des

Junius 1622 kam er damit zu Stande, und schickte nun das Werk ab an einen vermuthlich unlängst erst gewonnenen Freund, Herrn Rudolf von Gersdorf zu Weicha. Vermuthlich war es auch auf dessen Veranlassung und Begehr entstanden. Dieser strenge, aber zugleich auch wahrhaft milde Funken eines göttlich begabten Geistes zündete vielfach und auf höchst verschiedenartige Weise, wie denn überhaupt Jakob Böhme nicht leicht irgend ein Gemüth bei näherer Bekanntschaft gleichgültig lassen konnte. Haß mußte erwachen, oder Liebe. Das erweiset unter Andrem auch folgendes Ereigniß.

Als Meister Jakob einstmal bei einem Landedelmann zum Besuche war, traf er mit Herrn David von Schweinich zusammen, welcher, von nachdenklichstillem Gemüth, alsbald den Hauswirth bat, ihm den freundlich sinnvollen Gast bei dessen Abreise nachzusenden auf sein Landgut Seifersdorf. Wahrscheinlich dasselbe Seifersdorf, welches

jetzt im Besitz des Gräflichen Hauses von Brühl so manche holde Erinnerung edler Sitte, frommer Kunstpflege und heitrer Gastlichkeit bewahrt im schönen Erneuen von Geschlecht auf Geschlecht.

Jakob Böhme folgte der Einladung, durch einen Bauerknaben botenweis geleitet, welchem aber ein Arzt, aus Ingrimm gegen den ungelahrten Gelehrten, einen Ortsthaler gab, damit er dem ihm Vertrauenden einen Possen spiele. Der Bursch warf unweit Seifersdorf den arglosen Mann, ihn plötzlich anrennend, in eine grosse Pfütze, wobei der Fall auf einen spitzigen Stein ihm den Kopf verletzte und das Blut heftig hervorschoß. Das traf dem Burschen in's Gewissen. Heulend und schreiend lief er auf den Edelhof, und klagte seine Schuld und Noth. David von Schweinich hieß sogleich den Gemißhandelten nach der nahegelegnen Schäferei führen, ihn reinigen und verbinden, und sandte ihm auch ein saubres

Kleid, um sich damit nach dem Herrenhause zu begeben. So trat Meister Jakob in das Gesellschaftzimmer, — die damal sogenannte Hofstube, — und grüßte die Versammelten freundlich, Jeglichem nach der Reihe die Hand bietend. Als er somit an eine der Töchter des Hausherrn kam, sprach er: „diese ist das frömmste Wesen unter Allen, so hier im Gemache beisammen sind!“ Dann legte er seine Hand auf des Mägdleins Haupt und sprach einen besondern Seegen über sie aus. David von Schweinich hat ausdrücklich bezeugt, dies Mägdlein habe er in der That für das frömmste seiner Kinder anerkannt.

Aber nicht alle just anwesende Hausgenossen zeigten sich ähnlichen Seegens empfänglich. Ein Schwager Davids von Schweinich, ein roher, wild-junkerirender Mensch, befand sich mit Weib und Kindern zum Besuche dort, und war auf alle Weise bestrebt, den ihm verhaßten Propheten — so benannte

er spottweis den einfachen Gast — zu necken und zu ärgern. Fort und fort setzte er an ihn, er solle ihm weissagen und ihm Heimlichkeiten entdecken, achtlos aller bescheidnen Entschuldigungen Böhme's, er seie nur ein schlichter Mann und gebe sich für gar nichts Wunderbarliches noch sonst Unerhörtes aus. Hier sei er ja nur auf gastliche Einladung erschienen, und bitte deshalb freundlichst um Verschonung und Ruhe. Das wollte jedoch Alles nicht fruchten, auch nicht des Hausherrn Einreden. Der wilde Junkherr, vermuthlich auf seine Schwägerschaft mit dem Wirthe trotzend, blieb immerdar bei seinem häßlichen Spiel. Da sprach endlich Meister Jakob sehr ernst, und wie von höherer Macht getrieben: „weil Ihr's ja so haben wollt, und ich vor Euch keine Ruhe haben kann, so werde ich Euch sagen müssen, was Ihr nicht gerne hören wollet.“ — Der Edelmann erblaßte, so daß es der Gesellschaft auffiel, zwang aber gleich wiederum sei-

nen wilden Troß empor, und sprach, er möge nur immerhin sagen, was er sagen könne. Da hub Meister Jakob an, und berichtete viel Arges aus dem vergangnen Leben seines Bedrängers und sehr Bedrohliches für dessen Zukunft, falls er nicht in sich gehe, und seinen Wandel ändre; ja, es stehe ihm alsdann ein schlimmes Ende gar nahe bevor. Der wilde Mensch brach in tolle Wuth aus, und drohete, den Meister Jakob zu mishandeln. Da trat denn schuldigermaassen der Hausherr dazwischen, und um den schuldlosen Böhme desto sichrer zu schirmen, sandte er ihn in das Haus des Pfarrers im Dorfe, mit reichlicher Zehrung zu seinem Unterhalte versehen. Tages darauf wandelte Meister Jakob still wieder nach Görlitz heim. Sein Widersacher jedoch, sich wegen Herrn Davids von Schweinich Festigkeit und Milde in Beschützung des Gastes ereifernd, stand vom Abendessen zornig auf, warf sich auf's Roß, und sprengte heimwärts, wobei er unterwe-

ges stürzte, und als Leichnam aufgefunden ward. —

Vielleicht mochte dies auffallende Ereigniß dazu beitragen, oder auch zuerst veranlassen, daß Meister Jakob einem Anverwandten jenes Herrn David von Schweinich, dem Herrn Hans Siegmund von Schweinich, bekannt wurde, einem tapfern Kriegsmann, von raschem aber keinesweges unehrbaren Wesen. Dennoch, als ihm das schon vorhin erwähnte Büchlein von der Busse in die Hände gerieth, ergriff es ihn mit gar wundersamer, beinahe fürchterlicher Gewalt. Wie der ganze Charakter seines Daseins und Wirkens stark und entschlossen war, offenbarte sich auch sein innrer Seelenkampf, sobald es sich nur einmal dazu anließ. An drei Stunden lang blieb er in einer seltsamen Verzückung, die ihn fort und fort nur zwei Worte sprechen ließ, den Gegensatz göttlicher Herrlichkeit und menschlicher Sündhaftigkeit und Erniedrigung ausdrückend. Um so erhabe-

ner jedoch ging ihm die Freude auf, daß Gott sich erbarmt habe über den also tiefgesunknen Menschen, und sein fürderes Leben trug die erfreulichsten Merkmale solcher Verklärung, so daß man absonderlich diesen rüstig fröhlichen Mann allen Jerenden, welchen etwa Meister Jakobs Lehre und Wandel unter dem Titel der Kopfhängerei geschildert ward, als frischwiderlegendes Beispiel entgegenstellen mochte. Meister Jakob fühlte sich ganz vorzüglich zu diesem, ihm sonst von Natur sehr entgegengesetzten Manne hingezogen, wie denn wol überhaupt bei echtfrommen Menschen die angeborne Mannigfaltigkeit der Gestaltung den freundschaftlichen Austausch der Gaben um Vieles mehr befördern als hemmen mag.

Jakob Böhme pflegt in seinen Schriften diese Wahrheit oftmal — seiner Lust an der Schöpfung zufolge — durch das Beispiel eines schönen Blumenangers zu erläutern, wo Alles gelb, weiß, roth, blau

und bunt nebeneinander funkelt, zu wechselseitig erhöheter Anmuth und Pracht, von Streit und Mißgunst fern und frei.

Im Jahre 1622 erfuhr Jakob Böhme einen eigenthümlichen Zug göttlicher Beschützung. Er stand nehmlich auf der überbaueten Flußbrücke zu Görlitz, und sahe durch eines der dort angebrachten Fenster, sich bequem hinauslehnend, in den Strom, wol ohne Zweifel nach seiner Weise ernste Naturbilder in sich auf- und niedersteigen lassend. Da brach urplötzlich, ohne sichtbar äußre Veranlassung, die Brücke mitten durch, etwa drei Ellen von der Stelle, wo Jakob Böhme stand. Der augenblickliche Schreck riß ihn von hinnen. Als er sich umsah, war Alles versunken, und viele Menschen hinabgerissen. — Er schrieb in diesem Jahr einige seiner kleineren Arbeiten, allzumal heilsam und voll tiefen Sinnes, wie — man darf es wol hier ohne Uebertreibung sagen — jegliche Zeile, aus seinem Geiste

geflossen, immerdar kund gab. — Im Jahre 1623 kam das denkwürdige, vielumfassende Werk: Mysterium Magnum, an die Reihe. Es enthält zunächst eine symbolische Anschauung des ersten Buches Mosis, deutsam aber auch für die ganze heilige Schrift in ihren vorbildlichen Wundern, und so auch für die ganze Weltgeschichte mit, dafern der Leser zu der Einsicht gediehen ist, die Historie sei überhaupt eine Offenbarung Gottes und Seiner Geheimnisse. Freilich begegnet es dabei unserem ungelehrten Handwerker bisweilen, ein unechtes Metallkörnlein, ihm von dem Test der scheinbarlich Wissenden zugeflogen, für klargeläutertes Gold anzusehen. Freilich geht er mitunter einzelnen Grübeleien nach, die eben nichts weiter sind, als Das. Aber solche Abirrungen gehören bei ihm nur immer zu den Seltenheiten. Und wer weiss: ist Manche davon nicht ebenein noch weit mehr in der Seltsamkeit der Sprachformen und der Un-

geübtheit der Feder — worüber er oft auf das bescheidenste und ernstlichste zu klagen pflegt — begründet, als in einer momentanen Irrung des Schriftstellers selbst. Und so träfe der Vorwurf der Unklarheit viel weniger ihn, als den unvorbereiteten und allzurasch absprechenden Leser. Dem Schreiber dieses Aufsatzes mindestens ist es gar oft begegnet, daß er, bei weitrer Fortbildung des eignen Innern, im Wiederlesen eines Werkes von unsrem Meister Jakob an Stellen, wo er vor zwei, drei Jahren mitleidig hinabzulächeln sich befugt wähnte, nun hinauf zu sehn hatte, und zwar voll einer recht glühenden Bewunderung und Ehrerbietung hinauf.

Daran möchte nun wol dem wackern Meister Jakob äusserst wenig gelegen gewesen sein, hätten wir zu Ein und derselben Zeit und im selben Lande hienieden unsre Doppelwallfahrt zu bestehen gehabt. Er hat nie seine eigene Höhe und Ehre gesucht, sei

es in Bezug auf Freund oder Feind. Vielmehr ging sein oft und ernstlich geäusserter Lieblingswunsch dahin, Jeden seiner Leser durch die reichblühenden Gärten seiner Schriften mehr und mehr von diesen ab, und dem heiligen Buch aller Bücher zuzuführen. Daß ihm Selbiges an dem jetzigen Berichterstatter gelungen ist, möchte ihn aber gewiß von Herzen erfreuen, und wird ihn auch zuverlässig mit Gottes Hülfe erfreuen dereinst in einer bessern Welt. Wolle Niemand hierunter eine Schwärmerei wittern. Den lieben seligen Christian Fürchtegott Gellert hat doch wol Keiner je für einen Schwärmer gehalten. Und merkt, lieben Freunde, Der sang dereinst in seiner sanften Begeisterung — gewiß, nicht leicht Irgendwem ist eine sanftere Muse beschieden worden, als ihm, — folgende Zeilen:

„Vielleicht — o möge Gott es geben! —
Ruft einst auch mir ein Seel'ger zu:

»Heil sei dir! Denn du hast das Leben,
Die Seele mir gerettet, Du!«
O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein! —

Schon hienieden erfuhr bekanntermaassen Gellert das Glück eines solchen Dankes, wie auch Meister Jakob es an dem wackern Junker Hans Siegmund von Schweinich und an noch Andern erfuhr. —

Einer seiner liebsten und geistvollsten Freunde und Schüler, der schon früher erwähnte Herr Abraham von Frankenberg auf Ludwigsdorf, hatte zu Anfang des Jahres 1623 den Meister Jakob zu sich geladen in einen Kreis ähnlich gestimmter Männer. Man wollte vorzüglich zur Gewißheit über die göttliche Gnadenwahl gelangen, Betreffs der Menschenseelen, die verloren gehn, und derer, die erhalten werden, welcher hochwichtige Gegenstand, auch Prädestination geheissen, damals viele und lebhafte Bewegungen im Innern und Aeussern veranlaßte, wie wir

denn auch früher schon unsern Meister Jakob im geistigen Ringen darüber mit Balthasar Tilken erblickten. Für diesmal bekam er im mündlichen Gespräch einen neuen Gegner am Doktor Staritius, welcher die Sache sehr vornehm von der gelehrten Seite nahm, und den Laien mit einer Fluth von Zitaten biblischer und andrer Sprüche bestürmte, grossentheils noch obenein auf Lateinisch vorgebracht. Wie es denn nun zu gehn pflegt, wo Einer durchaus drauf gesteift ist, Recht zu behalten, schon weil er sich's zum Ehrenpunkte macht, und deshalb den Gegner kaum so lange reden läßt, als unerläßlich ist, damit er selbst Athem schöpfe, und alsdann das Halbgehörte mit desto lauterer Stimme widerlegen oder vielmehr übertäuben könne; — so kam denn auch für dasmal wenig Ersprießliches heraus. Was dabei Jakob Böhme's Kenntniß — besser gesagt: Erkenntniß — von der Natursprache betraf, so konnte sie ihm, diesem rigoristischen Laiei-

ner gegenüber, nur wenig oder gar nichts nützen. Freilich wird von Andern bezeugt, Meister Jakob sei begabt genug gewesen durch tiefe Naturanschauung, um nicht nur einzelne Worte fremder Sprachen zu würdigen, sondern auch ganze Gespräche darin zu verstehen und festzuhalten. Aber was wollte das hier, wo in Schulform eine Kettenreihe von Schlüssen auf ihn losbrausete, absichtlich zum dialektischen Kampfe geordnet, und dazwischen aufgefahren das Lateinische als schweres Geschütz! Zudem gestaltete das mannigfache Dreinreden der Zuhörer, in so wohlgemeinter Absicht es auch geschehn mochte, das Feststellen der entscheidenden Punkte und ihrer Verhältnisse zu einander nur desto schwieriger, und namentlich unter den, obgleich in Abrahams von Frankenberg Hause gewiß sehr würdig maaßhaltenden Freuden des Mahles, dem einfachen Lebenswandel Meister Jakobs das Alles ausnehmend fremd. Man schied übrigens in anständiger Heiterkeit von einan-

der. Aber unser Freund empfand, er habe die gute Sache beiweitem nicht hinlänglich unter solchen Umständen verantwortet, seinem gelehrten Widersacher gegenüber. Namentlich wo es auf einen so wichtigen, und für beängstete Gewissen bei unrichtiger oder mangelhafter Auslegung so schwerbedrohlichen Satz ankam, als die Gnadenwahl. So schrieb er denn eine ausführliche und sehr klar gefaßte Abhandlung über denselben Gegenstand, und sandte sie am 30sten Februar 1623 seinem Abraham von Frankenberg vollständig zu.

Dieses al fand gutes Wort vollkommen gute Statt, und Frankenberg fühlte sich überhaupt von dem still erhebenden Einwirken seines Görlitzer Freundes dergestalt ergriffen, daß er dessen schon vorhin erwähntes Büchlein von der Busse, mit Beifügung noch einiger kleineren Aufsätze des Autors, zum Druck beförderte: ein in des siebzehnten Jahrhunderts erstem Drittheil weit unge-

wöhnlicheres Verfahren, als in Dem des neunzehnten. Im Dezember 1623 kam das Unternehmen zu Stande. Zu Anfang des Jahres 1624 wurden die Exemplare ausgetheilt.

Damit jedoch war das Signal zu einer erneueten Leidens- und Prüfungszeit für unsern Freund gegeben.

Als gegen Ende des März 1624 Meister Jakob von einem sechswöchentlichen Besuche bei seinem Freunde Hans Siegmund von Schweinich, (wo er, ihm zu Lieb das treffliche Gespräch einer erleuchteten und unerleuchteten Seele aufgesetzt hatte, nebst noch einigen theosophischen Arbeiten,) nach Görlitz heimkehrte, fand er Alles wiederum aufgeregt durch eine im Druck erschienene Schmähschrift des Pastor Primarius, Gregorius Richter. Dieser unselige Mann schäumte vor Wuth über des Schusters Büchlein von der Busse. War ihm schon überhaupt des Laien Wagniß, in

geistliche Dinge mit einzureden, von Anfang her ein Gräuel gewesen, so erbitterte ihn nun der Gedanke, Dergleichen gedruckt vor sich sehen zu müssen, dergestalt, daß der furchtbarlich wahre Ausspruch: „auch der Zorn hat seine Muse! an ihm auf's gräßlichste, ja leider auch sogar auf's widrigste in Erfüllung ging. Er dichtete — wenn man's so nennen will oder muß — Drei lateinische Aufrufe im elegischen Versmaaß, mit griechischen Ueberschriften, auf diese Weise mit unverstandenen Donnern über den armen Laien hinfahrend. Was eigentlich drin steht, sind wiederholte Schelt- und Schimpfworte, mit Pfui's und sonstigen Exklamationen untermischt, Hohn über des Schusters Handwerk und Verläumdungen (allgemein als solche von den Zeitgenossen anerkannt) über dessen Lebenswandel, nebst Stachelreden an die Obrigkeit, Verbannung und Verfolgung des Mannes begehrend, welcher sich's heraus nahm, ohne Schulgelahrtheit das Wort Got-

tes in einfacher Rede verkünden zu wollen. Der Angreifer, zur Unterstützung jener auf einen grossen Bogen gedruckten Ungezogenheiten, — daß er dabei eben das lieblich elegische Versmaaß misbrauchen mußte, gereicht mir armen Poeten noch zur besonders verletzenden Dissonanz, — entweihete zugleich abermal die heilige Stätte, von der Kanzel Verwünschungen und Flüche und Drohungen hinabdonnernd. Ja, er verleitete auch den Pastor zu Liegnitz, Frisius mit Namen, nicht nur, eine ähnliche Predigt dort zu halten und sie drucken zu lassen, sondern auf unbegreiflich unbefugte Weise bei dem Görlitzer Magistrat über den dortigen Ketzer klagbar zu werden, und sogar den Schritt als von allen Geistlichen im Weichbild der Stadt Liegnitz gemeinschaftlich beschlossen darzustellen, wozu er doch nicht im mindesten beauftragt, vielweniger noch bevollmächtigt war.

Der Primarius derweil ging zu Görlitz von Haus in Haus, um über den armen

Meister Jakob Gefängniß und darauffolgende Verbannung zu verhängen. Aber er drang trotz all seines heftigen Wesens und Treibens mit Nichten durch. Vielmehr hatte sich das gedruckte Büchlein schon in Sinn und Gewissen manch eines angesehenen Mannes der Stadt Bahn zu machen gewußt. Auch stand manch ehrsamer Handwerker zu Görlitz dem wilden Getrieb' entgegen, erklärend, es sei durchaus kein Anlaß vorhanden, dergestalt wider einen sonst unbescholtnen Mitbürger zu verfahren, zumal dessen Lehre ja eigentlich gar nichts Neues enthalte, sondern erbauet sei auf den Grund der heiligen Schrift.

Doch hatte sich nun der Primarius einmal durch sein herrisch ungestümes Wesen vielen Leuten dermassen furchtbar gemacht, daß man abermal einen Mittelweg suchte: weit entfernt von der goldnen Mittelstrasse, die ohne Rechts- noch Linksabweichen gradehin führt auf das wohlerkannte Ziel; viel-

mehr einen solchen, dabei man es weder mit dem Einen, noch mit dem Andern zu verderben brauche, und hübsch geruhig von Einem Tage zum Andern sorwegetiren könne, weder warm noch kalt, sondern lau. In diesem Sinne ward Meister Jakob Böhme vor den versammelten Rath gefordert, und ihm eröffnet, es stehe allerdings zu befürchten, daß etwa der Kaiser oder der Kurfürst, durch die Geistlichkeit angereizt, nach ihm, als nach einem Ketzer, zu greifen gedenken möge. Deshalb rathe man ihm wohlmeinend, sich eine Zeitlang beiseit zu machen, und das Unwetter austoben zu lassen, nebst dem naiven Zusatze: „damit sie — die Rathsherren — nicht etwan Unruhe seinethalb hätten.“ Meister Jakob hatte eine schriftliche Antwort auf des Peimarius Schmähungen abgefaßt: schlecht und recht, in ehrerbietigsten Worten, nur hin und her von unschuldig schalkhaftem Wesen, nach Kindesart, durchleuchtet, wo etwa des Angreifers Folg-

widrigkeit sich allzugrell kundgiebt, oder bei Anschuldigungen über des Schusters Privatleben ein Seitenblick auf das stadtkündige des Priesters schier unwillkürlich Raum gewinnt.

Davon mochte der Pastor Primarius Etwas vorahnen, und überdem gehörte er zu den Leuten, welche da vermeinen, Ausschlag gelte, aber Gegenschlag sei verboten. Kurz, er hatte den von ihm eingeschüchterten Magistrat im Voraus dahin vermocht, keine schriftliche Anwort von dem Beklagten anzunehmen. So wies man also diese Erwiederung Meister Jakobs durchaus zurück, ängstlich, als seien die Blätter aus Pest-Landen kommende, undurchräucherte Briefe. Im Uebrigen beharrete man bei dem mildscheinenden Mittelwege. Kein Gebot ward gegeben, als solle der Meister die Stadt verlassen; vielmehr nur guter Rath — oder vielmehr ein an sich schlechter — wiederholt. Auch ward hinzugefügt, andeutend freilich

nur, es gebe ja doch wol Leute genug ausserhalb Görlitz, welche den Meister Jakob gern bei sich aufnehmen würden, und somit könne er der Stadt und sich selber grosse Unruhe ersparen, u. s. w. u. s. w. u. s. w. — wie denn allerdings das Register der Halbheiten, wo es einmal angezogen wird, hienieden allemal in das Unendliche geht.

Jakob Böhme erwiederte den wohlweisen Rathgebern, die nun einmal unglücklicherweise seine äusserlich rechtmässigen Oberherren waren:

„Da man meine Antwort nicht hören „will, auf daß ich meine Unschuld möchte „klagen, und ich auch keinen Schutz gegen „des Herrn Primarius unbillige Schmähungen und Anklagen finden mag, so muß „ich's meinem Gott befehlen, und sehen, „wo mich Gott irgend zu frommen Leuten „führen wird, mir ein Plätzlein bereitend, „aus des Primarius Augen fern."

Man war damit vollkommen zufrieden, und der versammelte Rath erklärte wiederholt, es ergehe an den Meister Jakob Böhme keinesweges ein Gebot, die Stadt zu meiden.

Dennoch, als der stillfreundliche Mann aus der Rathsversammlung in das Vorgemach trat, fand er daselbst einige Spötter versammelt, vielleicht auf des Primarius Anregen, die sich höhnisch ungezogen bezeigten gegen den ehrsam unbescholtnen Bürger. Einer vorzüglich suchte ihn lächerlich zu machen vom Wirbel bis zur Zeh, in jeglicher an sich gleichgültigen Eigenthümlichkeit, und schloß endlich mit einer Derbheit, welche leider mehr den Geist Gottes, als den Jakob Böhme traf, und deshalb hier, wo es keine Aktensammlung gilt, nicht wiederholt werden darf.

Der verfolgte Meister ließ sich durch diese und ähnliche Unwürdigkeiten nicht zur feigen Flucht von seinem Posten treiben. Er wollte allerdings dem als Wunsch und Rath

ausgesprochnen Willen seiner Obrigkeit nachleben, aber doch so, daß Jedermann einsehen könne, es seie damit keinesweges die gegen einen Schuldigen ausgesprochne Verbannung, oder auch nur irgend Verbannung überhaupt.

Meister Jakob Böhme verhielt sich ruhig in seinem Hause, die edlen Freunde Karl von Endern und Siegmund von Schweinich im Anfang des Aprilmondes brieflich um ihren Rath befragend, wohin er wol am besten und würdigsten weichen möge für einige Zeit. Daß jedoch in des Verfolgten Haushalt zu Görlitz Ehegattin und Kinder unbedenklich verbleiben sollten, verstand sich von selbst.

Männer wie jene Zwei — Edelleute im höheren Sinne des Wortes — hätten wol ohne Zweifel Kraft und Muth in sich gefunden, den schuldlos Bedrängten in ihren Häusern fortdauernd zu beschützen, und somit einer echten Ritterpflicht Gnüge zu leisten.

Hier aber wollte erwogen sein, ob man nicht — wie oftmal im Kriege — durch einen nothwendigen Rückzug auch zugleich irgend eine sonst wichtige Stellung, vielleicht gar von sehr entscheidendem Charakter, besetzen könne. Das Erdenleben ist ein Krieg. Eben deshalb enthält und bescheert der Krieg in seinen Lehr- und Erfahrungssätzen so überaus wichtige Bilder für das Erdenleben überhaupt. Und Siegmund von Schweinich war ein erprüfter Kriegsmann.

Schon früher hatten würdige Männer am Kurfürstlichen Hofe zu Dresden, nach der Lesung von Meister Jakobs Schriften, den Wunsch geäussert, sich persönlich über wichtige Punkte, Zeit und Ewigkeit angehend, mit dem Autor zu besprechen. Sollte nun Jakob Böhme durchaus keinen Raum in Görlitz behalten: warum nicht lieber, statt anderwärtshin, grade nach Dresden? Dort ließ sich Ein- für Allemal die Angelegenheit gründlich entscheiden. Des Primarius tu-

multuarische Ungezogenheit und sein in Görlitz bedräulich angemaaßtes Ansehen galt natürlicherweise in der Hauptstadt für Nichts, oder vielmehr, nach der dabei kundgegebnen Albernheit, für Weniger als Nichts. Auf alle Weise war dort die persönliche Sicherheit des wackern Meisters begründet: sowohl durch die Stimmung mancher ihm geneigten angesehenen Männer, als durch die schon formell-nothwendige Partheilosigkeit aller daselbst zu erwartenden Verhandlungen überhaupt.

Am 9ten Mai 1624 trat Jakob Böhme seine Fahrt nach Dresden voll heitern Muthes und Gottvertrauens an.

Unterweges fand er in Zittau bei gebildeten Männern gastlichen Empfang und freundliches Gespräch. Auch drang man ihm Geldunterstützung für die Kosten seiner Reisefahrt auf. In Dresden war ihm bereits eine Wohnung zubereitet beim kurfürstlichen Arzt und Chemiker Dr. Benedikt Hinckelmann. Nicht allein mit christlicher

Liebe sah er sich dort aufgenommen und behandelt, sondern ihm widerfuhr auch ausgezeichnete Achtung, und Dr. Hinckelmann brachte ihn zu mehrern kurfürstlichen Räthen in persönliche Bekanntschaft. Die geistige war bereits angeknüpft durch Meister Jakobs gedrucktes Büchlein, welches man dorten viel und mit grossem Beifall las. Der kaiserliche und kurfürstliche Geheimerath Joachim von Loß lud unsern Freund auf sein Schloß Pöllnitz (Pillnitz?), um dort einige Tage zu verweilen, und sich in heitrer Stille und Abgeschiedenheit mit ihm zu besprechen. Gleichermaassen begegneten ihm andre hohe kurfürstliche Hofbeamte gütig und achtungsvoll. Ja, es ging die Rede, unser aus Görlitz vertriebner Schuster solle dem Kurfürsten selbst vorgestellt werden, welches jedoch aus nicht kund gewordnen Gründen sich sehr lange verzog. Meister Jakobs günstige Stellung aber litt keinesweges darunter. Vielmehr lag man ihm dringend an, seinen Aufenthalt in der

Hauptstadt möglichst zu verlängern, auf einen Monat wenigstens, und er willigte nicht ungern ein. Uebrigens bestand er die Probe der heitern Erhebung eben so trefflich, als er die Prüfung erlittner Verfolgung bestanden hatte.

Unterschiedliche Briefe, die er um diese Zeit nach der Heimath schrieb, drücken allerdings die Stimmung eines Mannes aus, welcher da vermeint haben mochte, die Welt finde gleich hinter dem Weichbild der Stadt Görlitz ihre Gränze, oder seie dort mindestens — wie ein spashaftvolksthümliches Sprüchwort sich ausdrückt — mit Brettern verschlagen, und der nun plötzlich vermerkt, Jenseit lebe man auch, und zwar im ungleich grösseren und freieren Styl. Die Perspektive von Dresden aus gab ihm kund, der Görlitzer Pastor Primarius seie keinesweges ein Goliath, und der Görlitzer Magistrat keinesweges ein Areopagus. In diesem Sinne schrieb er seinen Freunden daheim, ih-

nen auftragend, daß sie den Kleinmuth seiner Ehefrau durch die Versicherung aufrichten möchten, er finde dort mächtigeren Schutz, als das gesammte Görlitzer Unwetter ihm und den Seinigen Gefahr drohen könne. Man finde bei Hof und in den Kollegien keinesweges das Benehmen des Primarius gegen ihn lobenswerth, und sollte auch wirklich er und seine Familie keine dauernde Ruhe zu Görlitz hoffen können, so werde ihm Gott durch seine jetzigen Beschützer schon anderweit ein Plätzchen bescheiden, wo er dem Herrn in heitrer Ruhe dienen und der ihm zugetheilten Gabe sonder Hinderung pflegen könne. Besonders kräftig und bestimmt erneuete er diese Zusicherungen, als durch Aufhetzung des Primarius eine Pöbelmasse auf sein unbescholtnes Bürgerhaus zu Görlitz während des Hausherrn Abwesenheit angestürmt war, und die Fenster eingeworfen hatte, ohne daß es dem schläfrig furchtsamen Rathe möglich schien, sich auf entschiedne Weise dergleichen

Unthaten zu widersetzen. Aber nie verfällt dabei der schwergereizte und wundersam hochbeschützte Handwerksmann in den Ton der Prahlerei oder auch nur der geistigen Selbstbespiegelung; er setzt vielmehr stets mehr oder weniger ausdrücklich hinzu, was er mit deutlichen Worten an den **Dr. Medicinae** Tobias Kober (den Schützer der bedrängten Familie in des Hausherrn Entfernung) also ausspricht:

„Wiewohl ich mich auf keinen weltlichen Schutz verlasse, sondern auf Gott warte, und Ihm allein vertraue, von Dem ich mein Pfund habe empfangen.“

Was er sich in dieser Zeit des Glanzes einzig an weltlichgelahrter Ehre zulegte, war die Führung des ihm von **Dr.** Walter, wie schon früher angezeigt, beigelegten Schriftstellernamens. Einige seiner Briefe aus Dresden nehmlich hat er mit: **Teutonicus** unterzeichnet. Unter der überwiegenden Mehrzahl jedoch stehen die demüthig einfachen An-

fangsbuchstaben: J. B. Zu jener vornehmeren Signatur machte er sich vielleicht durch die Anrede mehrer ihn hochschätzender Dresdner Gelehrten nach damaliger Weise bewogen finden.

In der Mitte des Juniusmondes hatte der Superintendent Aegidius Strauch, durch Meister Jakobs Büchlein von der Busse vortheilhaft angeregt, ein Gespräch mit ihm bei Doktor Hinckelmann angeordnet, und dadurch eine wichtigere Verhandlung vorbereitet, die endlich nach der Heimkehr des Kurfürsten von einer kurzen, vielleicht auch in Bezug auf den hier erwähnten Aufschub, nicht unabsichtlichen Reisefahrt statt fand. Dabei disputirten in Gegenwart des Landesherrn mit Meister Jakob die Doktoren der Theologie: Hoe, Meißner, Balduin, Gerhard und Leiser, nebst noch einem ungenannten, ingleichen auch zwei Doktoren der Mathematik. Die beiden Letzteren werden auch als Astrologen bezeichnet, und ihre Gegen-

wart läßt vermuthen, daß man sich nicht nur in Bezug auf die höchste Angelegenheit des Menschen, sondern auch wol hinsichts natürlicher Geheimnisse, von Meister Jakob Aufschlüsse versprochen habe: namentlich über die damals im Schwange gehende Alchymie. Wir sehen schon früher unsern Freund befragt, ja mitunter auch bedrängt wegen solcher Dinge, wie es denn auch nicht wohl anders sein konnte, da Böhme in seinen Schriften oftmal Andeutungen giebt, daß ihm tiefere Blicke aufgegangen seien für das Mysterium auch der äusserlichen Schöpfung, und er den Prozeß der Metallveredlung vielfach als erläuterndes Sinnbild für die Umschaffung der begnadigten Seele aus ihrem chaotisch verderbten Zustand in den ursprünglich reinparadiesischen anwendet. Wir wissen aber auch, daß Meister Jakob sich nie auf dergleichen Arbeiten oder auch nur Berathungen einließ, erkennend, das liege nicht in der ihm von Gott angewiesenen

Berufesbahn, wenn er gleich unverkennbar die Sache keinesweges für unmöglich hielt. Auch hier scheint er die Herren Mathematiker oder Astrologen ziemlich kurz, wennn gleich in aller Höflichkeit abgefertigt zu haben. Die Grundformel seiner Antworten hieß: „Ihr lieben Herren, so und so weit ist die Wissenschaft Eurer Mathesis richtig und rechtbegründet im Geheimniß der Natur. Was aber drüber hinausgeht, nehmlich das und das, ist eitel abergläubischer Zusatz, Thorheit und heidnisches Dunkel, womit uns Christen nicht geziemt, sich zu befassen.“ — Mit seinen theologischen Examinatoren dagegen ließ der Meister sich desto ausführlicher und gründlicher ein, wie ihm denn allemal sich die ganze Seele freudiglich und offen erschloß, wo von den erhabensten oder vielmehr einzig wahrhaft erhabnen Gegenständen des menschlichen Wissens, Ringens und Wirkens die Rede war. Und hier trat ihm von Seiten der Gegner weder höhnende

Ungezogenheit, noch absichtlich verwirrender gelehrter Wortkram in den Weg, wie er's bisher nur allzusehr bei Verhandlungen solcher Gattung gewohnt war. Alles ging in Freundlichkeit und wechselseitiger Beachtung vor sich. Kein unglimpfliches Wort fiel, kein Ueberschreien oder sonst rohes Lautwerden ward vernommen. Man sahe deutlich: Keinem der Genossen war am Rechtbehalten um eitler Selbheit Willen etwas gelegen. Alle suchten nur die Wahrheit im Frieden und an ihrem ewigen Urquell: Gott. So fühlte sich denn auch Meister Jakob zu mancher Gegenfrage ermuthigt und berufen, und die würdigen Gelehrten mußten einander staunend ansehn über des Laien wunderbar tiefe Ansichten und räthselvolles Wissen. Auch der Kurfürst zeigte sich darüber sehr erstaunt und ergriffen. Als er nun endlich von den Examinatoren einen entscheidenden Schluß über die ganze Verhandlung begehrte, baten sie um Nachsicht und

Geduld, bis der Geist des Mannes sich deutlicher erkläre, indem sie bescheidentlich eingestanden, für jetzt noch nicht tief genug eingedrungen zu sein, um sich eines richtenden Spruches anzumaassen. So entließ man ihn in Frieden. Der Kurfürst aber hat ihn nachher abermals zu sich beschieden, und allein mit ihm ein Gespräch über wichtige Dinge geführt, dessen Inhalt Geheimniß blieb.

Einige Zeit nachher hörte ein glaubhafter Zeuge zwei jener Examinatoren, Dr. Meißner und Dr. Gerhard, zu Wittenberg über die Folgerechtigkeit und Harmonie in Meister Jakobs Schriften staunend mitsammen reden. Dr. Gerhard sagte unter Andrem: „ja, ich wollte die ganze Welt nicht nehmen, und den Mann verdammen helfen;“ worauf Dr. Meißner entgegnete: „mein Herr Bruder, ich auch nicht. Wer weiß, was dahinter steckt. Wie können wir urtheilen, was wir nicht begriffen haben,

noch begreifen können, ob es recht, schwarz oder weiß sei. Gott bekehre den Mann, so er irret, und erhalte uns bei Seiner göttlichen Wahrheit, gebe uns dieselbe je länger, je besser zu erkennen, auch Sinn, und Muth, sie auszusprechen, und Vermögen, sie fortzupflanzen." — Ein andermal antwortete Dr. Meißner, als man ein Urtheil über Jakob Böhme von ihm erbat: „ich begehre nicht, dazu zu rathen, noch zu helfen, daß der Mann kondemniret oder supprimiret oder relegiret werde; er ist ein Mann von wunderlichen hohen Geistesgaben, die man jetzo weder verdammen noch approbiren kann."

Mancher flinke Beurtheiler in unsrer Literatur mag wol mit vornehmen Lächeln auf die beiden wohlmeinenden Doktores der Theologie hinabblicken. Er hätte sich's leichter gemacht, etwa auf den an sich vollkommen logisch richtigen Schluß begründet:

„Ich verstehe Alles."

„Die vorliegenden Schriften verstehe ich nicht.“

„Folglich ist in den vorliegenden Schriften Nichts.“

Und die Doktoren waren nicht einmal blosse Rezensenten Meister Jakob's, sondern dessen bestallte Examinatoren. Ja, man hatte sie von Seiten der höchsten weltlichen Obrigkeit aufgefordert, ein Urtheil zu fällen über den Mann und seine Lehre. Doch eben darum. Rezensiren scheint leichter in's Gewissen zu fallen, als amtmässiges Richten. Ueberhaupt jedoch mag ein altfränkisches Gewissen die Dinge um ein Bedeutendes schwerer und feierlicher nehmen, als ein neufränkisches. —

Wieder heimgekehrt nach Görlitz, und reichlich für die Reisekosten durch seine erhabnen Gönner entschädigt, lebte unser Freund fortan stille Tage, unangefochten von der Aussenwelt, deren Schmähungen seit der Dresdner Reise, wozu sie ihn wider seinen Willen getrieben hatten, sich nicht fürderhin an

den von Oben auch äusserlich unverkennbar Beschützten wagten. Er schrieb in dieser Ruhe einige kleinere gewichtvolle Werke und eine Anzahl Briefe an seine Freunde.

Sein Hauptwidersacher und Verfolger, der Pastor Primarius Gregorius Richter, verließ bald nach Meister Jakob's Heimkehr, am 14ten August 1624 die Welt. Wol mochte ihn des gehaßten Laien Triumph schwer erbittert haben. Schwerer jedoch, und hoffentlich auch heilsamer viel, traf es auf seine Seele, daß Einer seiner Söhne, damals vermuthlich noch sehr jung, von Jakob Böhme's Werken wunderbar ergriffen ward, und dem zürnenden Manne mit den Worten einsprach: „o Vater, Vater, was habt Ihr gethan, daß ihr den Mann verfolget!“ — Ob das nun vielleicht den heftigen Eifrer nicht auch mit seinem Kinde entzweit habe, bleibt unermittelt. Eine Hindeutung aber darauf giebt es, daß wir den jüngeren Richter noch lange Zeit nachher in weiter Entfer-

nung von der Heimath finden: zu Thorn, wo er in einem Handelshause diente, und alle Zeit, welche ihm seine Geschäfte freiliessen, auf das Abschreiben der Werke Jakob Böhme's verwandte, und auch eine gute Ausgabe davon in den Druck brachte.

Des Primarius Scheiden aus der Zeitlichkeit soll schwer und furchtbarlich gewesen sein. Er mochte wol sein Gemüth allzustarr an allzu Vieles gefesselt haben, was man nun einmal bei dem grossen Umzuge nicht mit von hinnen schleppen kann.

Unserm Freunde ward das letzte Entfalten der geistigen Schmetterlingsflügel um ein Grosses leichter. Sehr begreiflich. Fang' es wie er an, wer es dereinst so gut haben will, wie er: Jeglicher auf die ihm von Gott beschiedne Weise. —

Meister Jakob brachte einige heitre Tage des Spätherbstes bei seinem Freunde Siegmund von Schweinich zu, wo sich auch der würdige Abraham von Frankenberg als Dritt-

mann einfand. Unter andern geistigen Mittheilungen geschah es, daß Meister Jakob dorten sich veranlaßt sah, die sogenannten drei Tafeln von göttlicher Offenbarung zu entwerfen: einer jener mannigfach erneueten Versuche, das Tiefsinnige seiner Lehre auch minder tief eindringenden Gemüthern möglichst klar zu erschliessen. Es sollte unsres Freundes letzte Arbeit sein. Nach Abraham von Frankenbergs Abreise befiel den Meister Jakob ein hitziges Fieber, dem er mit häufigem Wassertrinken entgegenzuwirken versuchte, wodurch sich aber die Krankheit nur steigerte. Sein Leib begann zu schwellen, und die nahe Auflösung ahnend, verlangte er zu den Seinigen nach Görlitz heim. Er kam dorhin am 7ten November, sehr matt und krank, ohne sogleich seine Ehefrau daheim zu finden, welche in dringenden Haus- und Nahrungsgeschäften nach Bautzen und Dresden verreiset war. Für seine Pflege indeß sorgte treulich ein würdiger junger Rechts-

gelehrter, Michael Kurz mit Namen, und Böhme's Freund und theosophischer Schüler, Dr. Tobias Kober, damals ausübender Arzt zu Görlitz — auch sonst in diesen Blättern schon erwähnt — übernahm voll innigster Theilnahme die Behandlung des Kranken. Dessen dringende Gefahr einsehend, berief er auch alsbald noch einen andern Arzt, den Dr. Melchior Bernd aus Zittau. Aber die gemeinschaftliche Berathung ergab nur um so deutlicher: hier seie menschlicherweise nicht mehr von Rettung die Rede, sondern von Linderung nur allein, zu welcher schmerzlich lieben Arbeit die Aerzte sich mit möglichster Anstrengung vereinten. Zugleich sorgte der wackre Dr. Tobias Kober schon im voraus, dem Leichnam des theuern Abscheidenden und seiner rückbleibenden Familie jede Schmach abzuwenden, die etwa durch den misverstehenden Eifer eines Zeloten hier losbrechen könne. Auch erinnerte der ärzliche Freund den sterbenden, nun sei es Zeit, das

heilige Abendmahl als Scheidegruß von diesem Leben zu geniessen, und sich noch recht von Herzen mit jedem etwa Feindlichen hienieden zu versöhnen. Wie heiterwillig unser Freund sich dazu erwies, braucht hoffentlich hier keiner Erörterung mehr. Doch nahm der Pastor Elias Theodorus zu Görlitz, auf Meister Jakobs Verlangen zu der heiligen Handlung berufen, noch einigen betrüblichen Anstand, sich zwar bereit erklärend für den nächsten Morgen, aber nicht ohne Vorwissen des Pastor Primarius. Dieser, Nikolaus Thomas mit Namen, war denn nun zwar kein völlig erneueter Gregorius Richter, aber doch auch ein gar seltsamlicher Mann, wie man es schon aus jenes zweiten Predigers Bedenklichkeit muthmaassen konnte. Indessen Elias Theodorus, der begehrte Beichtiger, kam. Es war um 8 Uhr Morgens am 18ten November. Er legte dem Kranken folgende Fragen vor:

Ob er sich für einen Sünder erkenne?

Meister Jakob sprach: Ja.

Es gehe ein gedrucktes Büchlein und überhaupt eine Lehre von ihm herum; ob er sich dazu bekenne?

Meister Jakob sprach abermal Ja, hinzufügend, er wisse zuversichtlich, man könne darin nichts wider den Grund der heiligen Schrift antreffen.

Ob er gedenke, falls ihm Gott wiederum aufhelfe, sich zur christlichen Gemeinde zu halten?

Meister Jakob bejahete.

Ob er verhoffe, auf das Verdienst unsres Heilandes zu leben und zu sterben?

Wiederholte Bejahung.

Man sieht, der gutmeinende aber etwas zaghafte Magister Elias Theodorus mochte wol von dem als Ketzer verrufenen Schuster und seinen schriftstellerischen Werken früherhin, etwan aus Scheu vor geistiger Ansteckung, nicht die mindeste Notiz genommen haben.

Freilich hätte man eine solche Bekanntschaft ihm schon als Görlitzer Geistlichen als eine Art von Lokalverpflichtung anmuthen können. Wie wenig aber ihm selbst so etwas beigekommen war, zeigt sich aus seinen höchst überflüssigen Fragen an den Sterbenden. Denn nun und nimmer ist es dem ehrbaren Meister eingefallen, sich für einen Werkheiligen auszugeben, sein Druckbüchlein und seine Lehre zu verläugnen, separatistisch von der christlichen Kirche abzufallen, am allerwenigsten aber, die göttliche Versöhnung durch den Gottsohn und deren Unerlaßlichkeit zur Beseeligung in Zweifel zu ziehn. Aller Ehren werth jedoch mag immer der Ernst anerkannt bleiben, womit Magister Theodorus in der hochwichtigen Sache zu Werke ging, wie auch die Bereitwilligkeit, womit er nach erfolgter Bejahung jener Hauptfragen dem Kranken das heilige Mahl darreichte. Ja, er scheint sich noch überhaupt gar eigen zu unsrem guten Meister Jakob

hingezogen gefühlt zu haben. Denn er fügte unaufgefordert hinzu: dafern die Krankheit noch länger währe, gedenke er seinen Besuch zu wiederholen, vorzüglich, wenn er mit dem Patienten ganz allein verkehren möge, welches auch bei der heiligen Spendung mehrst der Fall gewesen zu sein scheint.

Meister Jakob Böhme aber fühlte sich, nach dem Genuß des himmlischen Mahles, mehr und mehr alles Rückblickes auf das hienieden Zurückbleibende entbunden, und ordnete darüber nur das ihm als ganz unerlaßlich Vorkommende noch an.

Freitag Abends, am 19ten November 1624, fühlte sich der gute Dr. Tobias Kober getrieben, in Gegenwart des obgenannten Rechtsgelehrten Michael Kurz, und noch eines andern würdigen Juristen, Hans Roth, welche begreiflicherweise nicht ihre Praxis, sondern nur allein fromme Freundschaft in das Haus des weltlich Armen geleitet hatte, diesen an die nahe auf ihn eindringende To-

desgefahr zu erinnern. Meister Jakob entgegnete: „in dreien Tagen werdet Ihr sehen, wie es Gott mit mir geendet hat.“ — Ob er auch gern sterben wolle? fragten ihn die Freunde. Er antwortete: „Ja. Nach Gottes Willen.“ — Sie schieden nun mit dem Wunsche, ihn zu Morgen besser anzutreffen, als heut. Meister Jakob erwiederte ruhig: „das helfe uns Gott. Amen.“ —

Die Sonnabendsnacht ging in die Sonntagsfrühe über, als Meister Jakob seinen Sohn Tobias zu sich rief, ihn fragend, ob nicht auch er die schöne Musika vernehme? Auf des Sohnes Verneinen, gebot er, man solle die Thüre öffnen, damit der Gesang besser hereindringen könne. Sodann fragte er, wie hoch es an der Zeit sei, und vernehmend, es habe Zwei geschlagen, sprach er: „das ist noch nicht meine Zeit. Nach drei Stunden ist meine Zeit.“ — Nach einigem Schweigen sagte er: „o Du starker Gott Zebaoth, rette mich nach Deinem Wil-

len!“ — Bald darauf: „Du gekreuzigter Herr Jesu Christ, erbarme Dich mein, und nimm mich in dein Reich!“ — somit zugleich kundgebend, der erste Stoßseufzer gehe nicht auf leibliche Errettung, sondern auf eine unermeßlich höhere. Auch gab er noch deutlich kund, wo unterschiedliche seiner geschriebnen Werke befindlich und abzufordern seien, getreulich auf die Bewahrung des ihm anvertrauten Pfundes bedacht bis an den letzten Augenblick.

Die Sorge für seine Hinterbleibenden gab er durch die Worte kund: „Einer von Euch soll zu Herrn Schweinich.“ Die Schwachheit schien ihm das fürdere Sprechen zu hemmen. Es mochte aber auch damit vollkommen genug angedeutet sein. Wußte nur sein liebevoller Ritter Hans Siegmund, was geschehen sei, so ergab sich die trostbringende Folge von selbst.

Seiner Gattin deutete er an, sie werde nicht lange mehr nach ihm auf Erden sein,

welches auch eintraf. Sie starb im zweiten Jahre darauf, (1626), in Dr. Tobias Kobers Hause, wo sie der um die Aerntezeit am Pestübel Darniederliegenden pflegte, durch Ansteckung.

Vor des geliebten und geehrten Ehegatten Ende fragte sie ihn, seiner heitern Fassung gewiß, billig ungewiß jedoch über die feindlich furchtsame Fassung der Welt, wie es, falls Gott ihn abriefe, mit der Bestattung seiner Ueberreste gehalten werden solle. Er wies sie an Dr. Tobias Kober. —

Gegen sechs Uhr Morgens empfand Meister Jakob die nahende Erhörung seiner liebsten Sehnsucht. Er nahm Abschied von Weib und beiden Söhnen, seegnete sie, und sprach: „nun fahre ich hin in's Paradies!“ Dann hieß er den ältesten Sohn, der ihn vielleicht mit allzufesthaltender Liebe anschauen mochte, sich umwenden, seufzete tief, und war sanft entschlafen für das diesseitige Wachen oder Träumen. — Er hatte etwas über

neun- und vierzig Jahre auf dieser undüsterten Welt verlebt. —

Die arme Wittib hatte nicht umsonst wegen Rath und Beistand Hinsichts der Bestattung gesorgt.

Dr. Tobias Kober meinte zwar mit Recht, man könne der Leiche eines unbescholtnen Stadtbürgers, der, mit dem heiligen Mahl versehen, den letzten Scheideweg angetreten habe, die herkömmliche Bestattung nicht verweigern oder auch nur erschweren. So bestellte er denn ganz getrost die Leichenpredigt beim Primarius Nikolaus Thomas über den Tert (Offenb. Johannis 3. 5.):

„Wer überwindet, der soll mit weissen Kleidern angelegt werden, und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buche des Lebens; und ich will seinen Namen bekennen vor meinem Vater, und vor Seinen Engeln.“

Zugleich begehrte er den gewöhnlichen Kanzelbericht über des Abgeschiednen Lebenslauf, und fügte nach Stadtsitte einen Dukaten Honorar hinzu.

Vor dem bescheidnen Anbringen jedoch schien den Görlitzer Primarius ganz und gar der schlimme Geist seines Vorgängers zu überkommen. So wie er nur in der Montagsfrühe den Namen: Jakob Böhme nennen hörte, schob er das Honorar von sich, ausrufend: „Hinweg mit Diesem!“ Drauf setzte er in ausführlicher Hartnäckigkeit hinzu, ihm werde er keine Leichenpredigt halten; möge das thun wer da wolle; auch habe er es verredet, mit zu Grabe zu gehn; Jedermann wisse ja doch, mit welcher Schwärmerei Jakob Böhme Stadt und Land befleckt habe, und auch andre Gegenden mit.

Die Hinterbliebnen, obzwar schmerzlich verletzt, liessen von dem stillenden Gotvertrauen nicht ab, welches just ihnen als An-

verwandten und Freunden eines solchen Mannes absonderlich geziemte. Der wackre Rechtsgelehrte Michael Kurz entwarf alsbald eine Supplik, welche die Wittwe dem Burgemeister persönlich übergab, weil es kein Tag zur gewöhnlichen Rathsitzung war, und die Leiche des Ehrenmannes doch vielleicht den Sessionstermin nicht abwarten konnte. Der Burgemeister, Herr Friedrich Schlettwich, berief aber alsbald auf den 8ten November 1624 eine Extraordinar-Session zusammen, worin gar Vieles pro et contra verhandelt, auch der Magister Elias Theodorus über Meister Jakobs Beichte vernommen ward. Den überweisen Senatoren kam der heiter ernste Christ, Jakob Böhme, noch immer wie ein Ketzer vor: den Einen vielleicht, weil er heiter war; den Andern vielleicht, weil ernst. Doch beschlossen sie endlich: sintemal es Leut- und Gott-seelig sei, auch sogar Ketzer ehrlich zu begraben, und Magister Elias Theodorus von des Heimge-

gangnen Beichte günstige Auskunft beibringe, solle dem Schustermeister Jakob Böhme allerdings eine Leichenpredigt mit allen Zugehörigkeiten vergönnet sein. Der Primarius weigerte sich dessen; er habe es verredet. Verredet, eine ihm zustehende Amtsverrichtung zu leisten! Auch ward ihm die ungeziemende Entschuldigung streng von Rathswegen verwiesen; doch er verharrte auf seinem Sinne. Da bekam denn Magister Elias Theodorus den Auftrag, mit Beifügen, er solle sich moderiren und etwaniger Irrthümer nicht gedenken. Im Uebrigen wolle ihn ein ehrbarer Rath wegen dieser Handlung vertreten. Um jedoch Niemanden vorbeizugehn, sandte die Familie des Abgeschiednen abermal Leichentext und Honorar dem Primarius zu. Aber der Mann schien durch den eignen Widerstand nur immer erhitzter und schlimmer zu werden. Er wies Alles mit heftigspottenden Reden zurück. Nun wandte man sich an Magister Elias Theo-

dorus, welcher, seiner beiden schönen Namen uneingedenk, schwächlicherweise erklärte, er dürfe dem Primarius nicht vorgreifen, und Text und Dukaten wiederum an die bestürzte Familie gelangen ließ. Wer weiß auch, ob man nicht endlich genöthigt gewesen wäre, den Leichnam zum ehrlichen Begräbniß nach Schloß-Leutolzhain zu seinen edlen Freunden Karl und Michael von Endern zu schaffen, wovon man bereits zu verhandeln begann, und die ihn allerdings voll ernster Freudigkeit aufgenommen hätten! Aber wer konnte bei solch einem Leichenexil auch noch für die Beleidigungen des durch Pharisäer aufgeregten Pöbels gutsagen! — So ließ man denn dem Magistrat abermal und zwar in voller und ordentlicher Sitzung am 19ten November eine Supplik einreichen, diesmal abgefaßt durch einen andern, uns auch schon bekannten rechtsgelahrten Freund des Seligen, Michael Roth, Advokaten zu Görlitz. Nach den bisherigen Erfahrungen ließ sich

allerdings auch von diesem Schritt eben kein sonderlicher Erfolg absehn. Doch hatte es sich gefügt, daß zu dieser Zeit Graf Karl Hannibal von Dohna, Landvogt der Lausitz, in die Stadt gekommen war, und man ihm die Noth und Beängstigung der Wittwe vorgetragen hatte. Da zeigte sich der wackre Graf nach Gebür unwillig über den Pharisäismus von der einen, und die Halbheit von der andern Seite, alsbald gebietend, man solle die Hülle des Verewigten im hergebrachten Geleit des Schul-Singechors und in Gegenwart zweier Rathsherren bestatten. Nun wollte auch der Magistrat sich eifrig bezeigen, und gebot allen Geistlichen mitzugehn, und dem Magister Theodorus, ohne Weigerung die Leichenrede zu halten. Der arme Schwächling that was er mußte, zugleich aber auch nach der andern Seite hinüberhinkend; — genug von ihm. Was wollen wir uns mit so widrig wankenden Zerrschatten den schönen, stillen

Abendglanz verkümmern, der über Meister Jakobs friedlichen Grabeshügel hinstrahlt! —

Nur das noch werde erwähnt: die Freunde richteten ihm ein zierliches Kreuz-Denkmal nach damaliger Weise mit deutsamen Sprüchen und Sinnbildern über seinem Grabe auf. Die Feinde — namenlos und feig, wie Dergleichen vollbracht zu werden pflegt, — beschmutzten es, und stürzten es um.

Auf seltsam ähnliche Weise hat es seit mehr denn dreihundert Jahren sich mit Böhme's geistigem Nachlaß gestaltet.

Zuvörderst gingen — ausser dem schon oberwähnten, durch Abraham von Frankenberg in Druck gegebenen Büchlein von der Busse — Meister Jakobs Werke nur abschriftlich herum, aber weit und breit bekannt. Noch bei des Verfassers Lebenszeit gelangten sie — vorzüglich durch Dr. Balthasar Walter — nach Frankreich, und wurden dort mit grosser Begier gelesen;

desgleichen auch, nach unverdächtigem Zeugniß, in Italien. So auch regte sich in Pohlen und Litthauen Verlangen, mit dem deutschen Theosophen näher bekannt zu werden; in den Niederlanden und Holland aber ganz vorzüglich, wo bald nach Meister Jakobs Abscheiden ein reicher und angesehener Kaufmann, Abraham Willems von Beverland, weder Mühe noch Kosten sparte, die Werke des Meisters an sich zu bringen und Gleichgesinnten auf alle Weise zugänglich zu machen. So entstanden nun mannigfache Druckausgaben und Uebersetzungen der einzelnen Abhandlungen, wie auch der nach Kräften zusammengebrachten Werke. Ein philologischgenaues Verzeichniß davon möchte hier nicht an seinem Platze stehn, würde jedoch ohne Mühe angefertigt werden können.

Vorzüglich merkwürdig erscheint König Karl des Ersten von England Liebe für Jakob Böhme's Schriften. Als er im Jahre

1646 die Abhandlung: Vierzig Fragen von der Seele gelesen hatte, rief er freudigstaunend aus: „Gott sei gelobt, daß es noch Menschen giebt, die von Gott und Gotteswort ein lebendiges Zeugniß aus der Erfahrung zu geben im Stande sind!“ Er nahm die Sache so ernst, daß er einen gelehrten Mann nach Görlitz absandte, beauftragt, die deutsche Sprache dort zu erlernen, — bekanntlich waren die Literatoren und Literaturen Europa's damal einander um ein Grosses ferner, als heutigen Tages, — um Jakob Böhme's Werke zu studiren, und sie dann möglichst getreu in das Engländische zu übersetzen. Auch sollte der Abgesandte genau Alles erforschen, was sonst von Meister Jakobs Leben und Wirksamkeit noch in dessen Heimath zu ergründen stehe.

Die Botschaft ward auch, dem Wesentlichen nach, treulich ausgerichtet. Inwiefern der gräuliche Justizmord, an König Karl dem Ersten durch sein rebellirendes Volk be-

gangen, das Unternehmen gehemmt habe, läßt sich nicht genau ermitteln. Dennoch gehört zu den unerkannten Wohlthaten, welche der gemordete Fürst seinem Inselvolk hinterließ, auch manche heitre Blüthe, aus des deutschen Meisters Werken aufgegangen, wie sich das in der ernstern Literatur Britanniens unterschiedlich kund gegeben hat.

Wie Gregorius Richters frommer Sohn, von Danzig aus, die Schriften des durch seinen Vater Verfolgten zu verbreiten bemühet war, sahen wir schon vorhin. Reich und vielfach ward erfüllt, was der Meister einst, etwan acht Monate vor seinem Heimgange, einem Freunde schrieb:

„Was mein Vaterland wegwirft, das werden fremde Völker mit Freuden aufheben.“

Geraume Zeit nach Jakob Böhme's Tode ging das stille Wirken seines Geistes ungehindert fort, nur daß man unterweilen zweifeln wollte, ob der Görlitzer Schuster wirklich

das Alles geschrieben habe. Eine Bedenklichkeit, welche durch unwiderspechliche Zeugnisse vernichtet ward. Später aber ward mehr und mehr eine Gemüthsstimmung der Zeit laurbar, sich schmückend, oder vielmehr putzend mit dem Ehrennamen: Philosophie (Weisheitsliebe) da sie doch, wenn es einmal Griechisch geredet sein sollte, weit besser den Namen verdient haben würde: Misosophie (Weisheitshaß.) —

Wir haben Gottlob! mit dieser misosophischen Zeit, welche den spätern philosophischen Forschungen Kant's und Fichte's und ihres Gleichen diametral entgegensteht, hier nicht zu rechten.

Wir dürfen hier nur ihre vorüberziehenden Dunstgewölbe in Bezug auf Meister Jakob und seine Lehre mit raschen Umrissen andeuten.

Es sollte nichts geglaubt werden, was nicht gewußt werden könne. Es sollte nichts

gewußt werden, was nicht mit Händen greifbar sei.

Da haben wir die gräßliche Steigerung, und da zugleich den Hohn, welcher unerläßlich ergehn mußte über Meister Jakobs einfach stille Bibel- und Liebeslehre: eben weil sie so einfach war, und so biblisch, und so liebevoll, und so still. —

Ohne die Werke des armen Schusters weiter anzusehn, als genügte, um einige Mysteriumsausdrücke sonder Zusammenhang herauszufischen, warf man ihn zu den Wahnwitzigen oder Schwachsinnigen, wenn nicht mitunter zu den Betrügern gar. Die General-Benennung Schwärmer reichte damals hin, — etwan als eine Art Sanbenito-Gewand, worin die auf- und abgeklärten Toloranz-Inquisitoren ihre Gegner zum geistigen Scheiterhaufen führten, — um all jene trüblichen Charaktere unentschieden in Eins zusammen zu rühren, und den Richter der fürdern Untersuchungsmühe zu entheben. Der

Name: Jakob Böhme galt nun sprüchwörtlich für den eines theologischen Don Quixote, und Jakob-Böhmisch hieß ebensoviel, als: unsinnig.

Ein merkwürdiger, und bei allem dadurch entstandnen Krieg und Kriegsgeschrei vielfach heilsamer Abschnitt in unserer deutschen Literatur trat zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein. Das Erscheinen der sogenannten neuern Poetenschule, Vieles niedernd, Vieles hebend, sollte auch die Schriften unsres Meister Jakob wiederum zu Ehren bringen, oder mindestens doch sie aus völliger Staubumdüsterung an das Tageslicht der Prüfung heraufziehn. Das sollte geschehn, sag' ich. Wenn es nur momentan und unvollkommen geschah, lag der Fehler an Jakob Böhme's Werken nicht.

Ohne Zweifel wol zuerst angeregt durch den tief gesinnten und innig fromen Novalis (Freiherrn von Hardenberg), diesen früh wieder gen Himmel entschwebten Himmels-

boten, waren die Meister der Schule — die Gebrüder Schlegel und Ludwig Tiek — mit des alten Görlitzer Meisters Schriften bekannt worden, und priesen sie nun als echte Poesie. Wie vollkommen recht sie daran auch thaten: den hochheiligen Schöpferabglanz darin, diese Poesie der Poesie, mochten sie doch vielleicht dazumal noch nicht mit aller geziemenden Ehrfurcht erfaßt haben. Wenigstens ihre Schüler waren beiweitem noch nicht auf eine solche Stufe gelangt, sondern spielten mehr tändelhaft mit den Bildern, unter welchen dem Meister Jakob sein Mysterium erschienen war, und er es Andern weiter gab, als daß sie den Kern der Lehre erfaßt und zur Umwandlung der verderbten Eigenheit in sich aufgenommen hätten. So entstand nun ein enthusiastisches Preisen von Jakob Böhme's Namen, das an Abgötterei gränzte, und ein Prunken damit, welches die einfach Verständigen und Partheilosen im Lesevolk nur noch mehr von

dem guten Altmeister zurückschreckte, statt sie zur nähern Bekanntschaft mit dem also Gefeierten, bisher so arg Verrufenen, zu veranlassen.

Und das nun vollends in einer Zeit, wo die Ueberschätzung der Antike so furchtbar um sich gegriffen hatte, daß man in der That zu vermeinen anfing, der Weg in den Himmel führe ausschließlich durch Athen!

Ludwig Tieck's begeisterungsvolles Lied an Novalis, mit den Worten beginnend:

»Ein Kind voll Wehmuth und voll Treue,
Verstossen in ein fremdes Land,
Ließ gern das Glänzende und Neue,
Und blieb dem Alten zugewandt;«

hatte gewiß viel empfängliche Seelen süß und ernst mit sich fortgezogen. Aber als es am Schlusse nun hieß:

»Wirst überschwänglich Wesen finden,
Und Jakob Böhmen wiedersehn.«

da dachte wol Mancher an Ironie, und selbst von edlen Geistern ward das Lied als Be-

weis angeführt, die neuere Poetenschule gefalle sich absichtlich in holzgeschnitzten Schnörkeln, und necke entweder die Welt, oder wisse kaum selbst eigentlich so recht, was sie wolle.

Vollends nun gar die durch kühnen Angriff erbitterten, leidenschaftlich absoluten Gegner der neuern Poetenschule! — Man weiß ja, wie es im Kriege hergeht. Das Eigenthum des Feindes gilt als feindlich mit, je feindlicher nur, je theurer ihm selbst, und dabei reißt allzuoft ein dämonischer Ingrimm den Kämpfer, vorzüglich wo er Anfall durch Anfall zurückzutreiben gedenkt, weit über die Schranken der Billigkeit, ja auch der sich selbst achtenden Würde hinaus. — In der Wuth griff man das von den Dichtern der neuen Schule bisweilen gebrauchte edle Bild eines im innern Lichte strahlenden Karfunkels verhöhnend an; — sogar die kunstreiche Form des Sonettes mit, weil sie von eben die-

sen Dichtern würdig und klangvoll benutzt ward; — warum nicht auch den guten Meister Jakob Böhme! — So sahe man denn also abermal ein seiner Ruhestätte liebevoll und dankbar aufgerichtetes Denkmal verstört und entheiligt, und auch das zumehrst von Namenlosen. Ja, selbst Diejenigen, welche sich mit sonst edelanerkannten Namen zu der obskuren Rotte gesellten, verloren insofern ihr schöneres Recht, als sie über einen Gegenstand absprachen, der ihnen fremd war, und das Angedenken eines Ehrenmannes verhöhnten, von dem sie nichts weiter wußten, als daß ein pöbelhaftes Verdammungsgeschrei ihn verhöhne.

Wie es nun mit diesem hier abermal aufgerichteten Denkstein für Meister Jakob Böhme ablaufen soll: das walte Gott.

Wer sich am Mindesten um den Erfolg kümmern wird, ist — das versteht sich — der nun schon vorlängst im ewigen Lichte wallende Meister selbst.

Der gegenwärtige Berichterstatter hat eine ihm liebe Pflicht erfüllt, und dies Bewußtsein gereicht ihm an sich zur heitren Gnüge.

Jeglicher Leser mache das Uebrige mit sich selber aus.

So mag ich denn unbefangen noch Einiges über die Persönlichkeit des mir unaussprechlich theuer gewordnen Mannes für Gleich- oder Aehnlichgesinnte nachliefern.

Seine äußre Erscheinung war einfach: kleiner, fast schwächlicher Statur, die Stirn gesenkt, die Schläfe ungewöhnlich erhoben, die Nase nach Adlerart gekrümmt Die Augen schienen grau, leuchteten aber bisweilen wie im himmelblauen Glanz. Die Stimme klang leise, doch anmuthvoll. Ein leichter Bart lag um die Lippen wie angeflogen. Seine Geberde sittigzart, sein Lebenswandel rein, sein Benehmen blieb immerdar, auch wo ihm noch so herb und schmerzlich widersprochen ward, demüthig und sanft.

Seine beiden Söhne sind ohne Nachkommenschaft verstorben.

Dürft' auf Dein Grab ich all die Blumen streuen,
Die man Dir zuwarf in manch reicher Spendung,
Es würd' ein Blumengarten voller Blendung, —
Allein Du willst nur stillen Gruß von Treuen!
Von Treuen, die sich unter Thränen freuen,
Im Nebelthal bewußt, wie Heilsvollendung
Zur rechten Zeit uns winkt zur Pfadeswendung,
Wo Regenbogen strahlt aus Wetterdräuen.
Ich stamml' an Deinem Grabe, lieber Pilger,
Und möchte doch im treugemeinten Stammeln
Viel Mitgefährten um Dein Grab versammeln.
Der Ew'ge lenk' es, unsrer Sünden Tilger!
Der Ew'ge, scheuchend unsres Zeitlaufs Grauen,
Heb' uns vom Glauben allmachtfroh in's Schauen!

Erzählungen

und

Phantasiestücke

von

L. Tieck.

Mit einem Vorworte

von

Friedrich, Baron de la Motte Fouqué.

Leipzig, 1834.

bei C. A. F. Hartmann.

Universitäts-
München
Bibliothek

UNIVERSITAETS
MUENCHEN

Vorwort.

Der Wunsch, den ein aufblühender Dichter an einen erfahreneren Genossen ergehen läßt, sein Werk mit einigen freundlichen Herolds-Blumen in die Welt zu geleiten, ist ehrenvoll für den Verlangenden, — wofern unter uns modernsten Modernen die Bescheidenheit überhaupt noch für etwas Ehrenwerthes gelten darf, — und auch ganz einfach für den Aufgerufenen ehrenvoll. Also ist so ein Wunsch in sich selbst poetisch. Denn aller versuchten Protestationen ungeachtet, vermag die Poesie nimmer anders vollkommen zu ge-

deihen, als in einem heitern Zwillings-Verhältniß zu der Ehre. Jenes Verlangen deutet aber auch zugleich auf den freundlichen Glauben an fürderblühende, noch unter dem Alters-Gelock, als Kranz hervorlächelnde Geistes-Jugend hin, — und was möchte für poetischer gelten können, als solch' ein Wunderglaube! —

„Poetisch! Ja und zwar hochpoetisch!" mag da manch ein Satyrgesicht hineinflüstern, dem die Grund-Idee aller Poesie darin besteht, poetisch und lügnerisch als gleichbedeutend anzuschauen. Freilich hat sich dieser Witz nun seit etwa zwei Jahrhunderten geduldig abhetzen lassen, ohne an der Zähigkeit seines falschen Galopps merkbar einzubüßen, weshalb er auch vermuthlich da oder dort für unsterblich gelten mag.

Wir wollen mit den Liebhabern dieser spaßigen Jagd weiter nicht hadern, sondern ihnen ihr a la Fer-

nay oder vielmehr a la Voltaire, eingehegtes Revier um so lieber gönnen, als sie uns dadurch das Revier der tief-ernsten, tief-heitern Wahrheits-Poesie um so störungsfreier überlassen. Unser herrlicher Schiller hat dieses letztere Gebiet — ebenfalls contra Voltarium — mit folgendem Spruche bezeichnet:

„Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
„Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten." —

Die schöne, harmonisch hier erklingende Richtung des jungen Dichtergeistes anerkennend, der gegenwärtig in das größere Publicum hinausziehen will, hat jedoch der unterzeichnete Altgesell sich keinesweges gescheuet, ihm auch manche Stellen zu bezeichnen, wo der Fünf- und Zwanzigjährige dem Zwei und Fünfzigjährigen fast eben so diametral entgegenstand und steht, als etwa die bedeutsame Conjunctur Beider Zahl vom Lebensjahre selbst.

Da mag nun Jener entscheiden, was er stehen lassen soll und darf, oder abändern kann und muß.

Bin ich doch weder ein Hofmeister noch ein Censor.

Aber es gibt von Gottes Gnaden ein ewiges Censor-Auge, welches nirgend sich den Fragen einer ihm vertrauenden Seele verhüllt. Darauf den edelstrebenden Dichtergeist hingewiesen zu haben genügt.

La Motte Fouqué.

Freudenreich und Dolorosus.

1.

Die warme Nachmittagssonne schien recht freundlich auf das kleine märkische Städtchen, in dem sich ein Justizhof der kleineren Classe, natürlich also auch ein Kanzelist befand. Dieser aber hieß Ludwig Freudenreich und hatte so eben die plackvolle Arbeit des Tages vollendet. Das Pfeifchen dampfte, der Kaffee kochte, Filippi's italiänische Grammatik lag aufgeschlagen auf dem Tische und Freudenreich saß davor und studirte emsig. Die Lezzione quarantesima war vollendet und der Studirende schlürfte mit einem Seufzer ein Täßchen herunter. — „Freudenreich!" sprach er laut zu sich, „Freudenreich!" wiederholte er bitter lächelnd, „wandelndes Pasquill Deines Namens, der Freude, des Reichthums! warum quälst Du Dich um die schöne italiänische Sprache in Deinen dreißigjährigen Kopf zu pfropfen? Wirst sie ja doch in Deinem

Leben nicht brauchen! Hier in unserm Städtchen sind diese herrlichen Laute böhmische Dörfer, denn selbst der Herr Superintendent versteht sie nicht, der doch im Uebrigen ein gescheuter Mann ist. Und um diese Töne einst dort zu hören, wo der duftige Himmel auf ein heiteres Land herabschaut, — du lieber Gott! um sie dort zu hören, braucht man mehr, als zweihundert Thaler jährliche Besoldung. So lange ich denken kann, ist es mein einziger Wunsch, Hesperien's Blumenflur zu schauen, doch wird es auch wohl nur ein Wunsch bleiben, da ich ganz und gar nicht der Mann bin, zu dem das Schicksal manchmal höflich spricht: Was befehlen Sie, geehrtester Freudenreich? ist ihnen eine Portion Glück gefällig? — Dreißig Jahre hindurch habe ich nun schon auf Allerlei gehofft, doch erfüllt wurde noch nichts, als etwa das nicht Gehoffte, Malheur und so weiter. Mein ganzes Leben ist ein Galeerendienst und wäre sie mit mir nicht zusammengeschmiedet, hätte ihr sanfter Trost mich nicht manchmal aufrecht erhalten, wer weiß, ob ich nicht desperater Weise schon öfters gerufen: Hochgeehrter Tod! wollen sie nicht die Güte haben, mich aus diesem irdischen Joche gefälligst zu erlösen?" —

Vermuthlich, lieber Leser! wirst Du nicht wissen, wer die ist, die dem Kanzelisten manchmal tröstende Worte in den bittern Wermuthskelch seines freudenlosen Lebens wirft. Sie ist eine stille Jungfrau, Namens Juliane,

ein gutes, frommes Wesen von fünf und zwanzig Jahren, dem Freudenreich zugethan seit frühester Kindheit; von ihr ward er dankbar geliebt, seit er, der Knabe sie einst aus den Fluten des Flusses mit eigner Lebensgefahr zog. Damals umrankte die Liebe mit ihren unsichtbaren, aber starken Fäden die Beiden und immer dichter wurde das unzerreißbare Gewebe. Als der Cantor, Julianens Vater gestorben und die hülflose Waise allein zurückblieb, da sendete ihr der Studiosus Freudenreich von der Universität den größten Theil des durch Privatunterricht gewonnenen Geldes, — mehr, als er selbst entbehren konnte. Aber er darbte gern, denn selbst eine Waise, war ja Juliane das einzige Wesen, das fest und treu an ihm hing. Die Rechte hatte er wohl aus dem Grunde studirt, auch bei der Prüfung schöne Zeugnisse und Lobsprüche erhalten, allein die juristische Laufbahn war weit aussehend und seine Taschen leer, und so ergriff er denn den Posten einer Copirmaschine, die der Präsident Copist nannte und ihm zur Belohnung für seine Kenntnisse verlieh. Auch versprach er, nämlich der Präsident, seiner nicht zu vergessen und ihn mit Nächstem zu befördern, allein ein Kanzelist ist eine unbedeutende Person und so vergaß man auch wohl, daß man ihn nicht vergessen wollte. Deshalb copirte Freudenreich nun schon in dem kleinen Städtchen acht lange Jahre und wartete auf die Standes- und Solderhöhung, damit er Julianen heirathen könnte; denn

mit seinen zweihundert Thalern und ihrem Verdienste von Räthereien ging das nicht, da der Kanzelist daran dachte, daß einige Zeit nach der Hochzeit gewöhnlich die Familie durch Leute vermehrt würde, die noch zu klein, um das Einkommen vergrößern zu helfen, aber doch noch immer groß genug sind, das Vorhandene zu verkleinern. Wenn er dann nach abgethaner Tagesarbeit sinnend neben Juliane saß und die Geliebte still ansah, dann erhob sich die Brust und sandte so manchen Seufzer empor und er sprach, indem sich die sanften Züge seines gutmüthigen Gesichts zum bittern Lächeln verzogen: „Was haben wir verbrochen, daß Gott uns also beugt? Was haben wir gesündigt, das er uns, gleich den Paria's im fernen Indien, ausschließt von aller Lust und Freude der Welt und uns in Sehnsucht und nie erfüllter Hoffnung vergehen läßt? Wenn ich Menschen, die nie im Schweiße ihres Angesichts arbeiteten, mit Glücksgütern überschüttet sehe, und uns dagegen betrachte, die wir von Jugend auf im nie rastenden Tret-Rade des Lebens angekettet waren und uns dennoch kein Lohn lächelt, so keimen in mir freventliche Zweifel —!" — Dann aber schloß ihm die Geliebte mit beruhigenden Worten den Mund, ihr Trost stimmte den mit sich und der Vorsehung Grollenden wieder weicher; der bessere Sinn erwachte wieder in ihm und sanft die Jungfrau umschlingend, sprach er: „Du hast Recht, Juliane! wir wollen nicht hadern mit dem

weisen Lenker über uns, sondern seinem Willen uns geduldig beugen! Er wird uns nicht verlassen!" —

In solcher Stimmung, solchen Verhältnissen, wohl wenig Liebenden eigen, verlebten die Beiden nun schon manches Jährchen. — Für eine Extraarbeit hatte Freudenreich einige Thaler mehr, als er erwartete, erhalten. Da, — gerade fiel ihm ein Zeitungsblatt in die Hand, — da las er von dem großen Loose, das in der Residenz so eben gezogen war. — „Wenn Du der Glückliche würst!" seufzte er vor sich hin, „und warum nicht? möglich kann es ja wohl werden, und ich hätte vielleicht auch diese 150,000 Thaler erhalten, wenn ich nur ein Loos gehabt. Mir ward jetzt ein Stückchen Geld, auf das ich nicht gerechnet, mit ihm will ich mein Glück wagen. Verliere ich es, nun, so denke ich, ich hätte es gar nicht gehabt und wenn ich gewinne —!" —

Daß er jetzt an Julianen dachte, bewies der geschwinde Schritt, mit dem er sich zu ihr verfügte. Heiterer, als er sonst wohl zu seyn pflegte, trug er ihr seine Idee vor und sie hatte nichts dagegen. War doch das Spiel des Hoffens, das liebste Spiel der Beiden! — Ephraim, der Dienstfertige, wunderte sich wohl sehr, als Freudenreich ein halbes Loos entnahm, denn bis jetzt hatte sich der alttestamentarische Glaubensgenosse noch keines Besuchs von dem neutestamentarischen Kanzelisten zu erfreuen gehabt. „Gott gebe" schmunzelte Ephraim, „daß

Ihr Name uns Beiden bringt, was er verspricht. Viel Gedibber ist mir zuwider, besonders wenn ich soll sagen, ob ein Loos gewonnen hat oder nicht. Bring' ich nichts, so nenne ich Sie, mit Erlaubniß, Herr Freudenarm, bring ich Etwas, rede ich Sie mit Ihren Namen an, der sich dann auch bewährt in der That!" —

Viermal schon hatte das gerunzelte Gesicht Ephraim's dem Kanzelisten Freudenarm seinen Besuch gemacht, um die neue Classe zu bringen. Die letzte stand vor der Thür. Der Kanzelist, in frohen Stunden noch manchmal an die schöne Burschenzeit denkend, meinte zu Juliane: „Ich habe ein heilloses Fiducit auf die fünfte Classe und es wäre doch zu viel Pech, wenn auch diese Hoffnung wieder täuschen sollte!" — Seine Braut aber, merkend, daß diese Hoffnung in der Brust des Oftgeprüften tiefe Wurzel geschlagen, wollte seinen Traum nicht zerstören und war darum ganz seiner Meinung. So rückte der entscheidende Tag der Ziehung heran und ging vorüber, der zweite, dritte eben so und der Erwartungsvolle wußte vor innerer Unruhe kaum zu bleiben. Umsonst waren die beschwichtigenden Worte der Geliebten, lieber wären ihm, als diese Laute, die Posthorntöne der glückbringenden Staffette gewesen, für die er schon drei Abende den blasenden Stadthirten gehalten. Der erste Strahl des vierten Morgens traf den Kanzelisten schon wach, auf- und niedergehend überhörte er beinahe das bescheidene Klopfen an der Thür

und nur erst, als es sich zum zweite Male vernehmen ließ, ertönte sein: Herein! — Und in die geöffnete Thür schob sich ein Kopf und diesem folgte die ganze Gestalt des Lotterie-Collecteurs.

„Guten Morgen!" sprach der Israelite schmunzelnd, „guten Morgen! Herr —"

Halt! rief der Kanzelist mit einer so fürchterlichen Stimme dem Eingetretenen entgegen, daß dieser sich darob sehr entsetzte. Halt! noch schweige und laß mich erst zu mir selbst kommen und ruhig werden, ehe Dein Mund meinen Namen auf immer umwandelt. Noch habe ich deren zwei und nun, fügte er hinzu, indem er sich ganz kraftlos auf einen Sessel niederließ, nun rede und taufe mich entweder zu einem Freudenarm oder Freuden —

„Reich!" platzte Ephraim heraus. —

Reich? reich? stöhnte der Kanzelist aus beengter Brust.

„Freudenreich!" antwortete der Andere lächelnd. „Der Gott Abrahams hat Wunder gethan und Ihnen, werthgeschätzter Herr, soviel bescheert, daß ich mir ausbitten werde den Abzug für's große Loos!" —

Das große Loos?! schrie der Kanzelist aus dem Stuhle auffahrend und Ephraim an den Kragen fassend, das große Loos?! Ephraim! Gott! Teufel! Lotterie-Collecteur! Israelite! das große Loos? — Doch nein! nein! setzte er mit schwacher Stimme hinzu, indem er den erschreckten

Collecteur losließ und wieder in seinen Sessel zurücksank: nein! ich kann's ja nicht glauben! Warum sollte denn das Glück sich noch um mich bekümmern? um mich, der nie mit ihm auf einem vertrauten Fuße gestanden? Es pflegt ja sonst nur seine alten Bekannten heimzusuchen und ihnen das große Loos in den Schoos zu werfen. Die sind dann gar nicht alterirt, legen es ruhig zu dem aufgehäuften Mammon und sprechen dabei höchstens mit gleichgültigem Gesicht: Mein Gott! schon wieder das große Loos! Wo soll man denn mit all' dem Bettel hin? — Ich, der ich nichts, nichts habe, ich sollte wieder zu meinem ehrlichen Vatersnamen Freudenreich und nebenbei zu dem großen Loose kommen? Nein Ephraim! Du hast mit mir gescherzt, mir eine schnöde Lüge um die Nase geblasen, weiter nichts!" —

„Gott's Wunder! wie 'könnt' ich mich unterstehen und dem Herrn Freudenreich etwas um die Nase blasen?" entgegnete Ephraim, der erstaunt die Rede des Glücklichen vernemmen; „um eine Nase, die gehört einem reichen Manne?" —

Also wahr? fragte Freudenreich lächelnd, indem sein Auge in feuchtem Thränenglanz schimmerte. —

„So wahr ich hoffe zu kommen in Abraham's Schoos!" betheuerte Ephraim, ihm einen Brief hinreichend. „Belieben Sie gefälligst zu lesen das Schreiben von die General-Lotterie-Direction aus die Residenz und zu verglei-

chen Ihre werthgeschätzte Nummer, so werden Sie sehen, daß ich nicht lüge!" —

Und Freudenreich las und las noch einmal und der Brief zitterte in seiner Hand, denn es war so, wie es der Jude gesagt. Da fiel er auf seine Kniee und betete leise. Ephraim aber zog sein Käppchen und bewegte still die Lippen und sprach, als sich jener erhoben:

„Wahrlich sie haben das Glück verdient, denn Sie sind ein frommer Mann. Ein Anderer hätte getollt und wäre gesprungen und hätte geflucht vor Freuden; Sie aber haben gedankt auf den Knieen Ihrem Gott, der auch der Meine ist. — Nun zu unserem Geschäft, Herr Freudenreich! In vierzehn Tagen bekomme ich hergeschickt Ihren Gewinn, der sich beläuft in Silber auf 75000 Thaler, nach Abzug der Kosten. Dann können sie in Empfang nehmen bei mir die Summe und werden doch abfallen lassen ein klein Geschenk für einen armen Ebräer!" —

Das werde ich, Ephraim! Du Freudenbote sprach der reiche Kanzelist und drückte ihm die Hand, das werde ich und Du sollst nicht sagen dürfen, ich wäre durch mein Glück geizig und hartherzig geworden. Nun geh' nach Hause und freue Dich; ich aber will einen Gang thun, den ich noch nie so freudig gegangen bin! —

Ephraim empfahl sich mit vielen Bücklingen; der Fünfundsiebenzigtausend-Thaler-Mann aber fuhr in die Kleider und trabte fröhlichen Sinnes zu Julianen. —

Wie wird sie jauchzen, die Treue! wenn ich ihr erzähle, daß wir reiche Leute und nächstens Mann und Frau sind! Heisa, Freudenreich! das gibt ein frohes Stündchen! Gaudeamus igitur! fügte er laut singend hinzu, ohne daran zu denken, daß er auf der offenen Straße wandelte und lief dabei hart an den Herrn Stadtgerichtsdirector, so daß dieser zwei Schritte zur Seite taumelte.

„Herr! sind Sie toll oder am frühen Morgen betrunken?" ließ ihn der Zornige an.

Gott bewahre! keins von beiden! antwortete der Kanzelist mit gewohnter Demuth.

„Nun, so sehe man Leute, und besonders Directoren nicht für Ecksteine an," polterte der Angelaufene weiter, „und scheere sich auf die Kanzlei! Haben ohnedem seit ein Paar Tagen einen ganzen Haufen Reste aufzummen lassen. Ein besoldeter Officiant muß sich keine Nachlässigkeit im königlichen Dienste zu Schulden kommen lassen. Also marsch auf die Kanzlei!" —

Gottbewahre antwortete nochmals der Geschmähte und obwohl er dieses „Gott bewahre!" eben so demüthig, wie das erste sprach, so erhitzte sich dennoch der Director dermaßen, daß er zornig-fluchend herausfuhr;

„Hagel-Donnerwetter! Gott bewahre!! Widersetzlichkeit im Dienst? Das soll man schwer bereuen! Untersuchung gegen Sie eingeleitet, vom Posten entfernt — !" —

Wird mir sehr angenehm seyn! meinte der Kanzelist;

will gern meine Stelle einem Andern gönnen, weil ich durch Zufall das große Loos gewonnen! —

Bei diesen Worten schritt er, nach einer tiefen Verbeugung gegen den Director, weiter. Der aber schien den Starrkrampf bekommen zu haben und als er endlich wieder daraus erwachte, rief er mit einem sehr tiefen Bücklinge: „Das große Loos? Wirklich? Nun, so bitte ich Ihre Bequemlichkeit zu gebrauchen, werthester Herr! haben so lange Urlaub, wie sie wünschen!" Der aber, dem diese Anrede galt, war längst aus des Höflichgewordenen Gesichtskreise verschwunden und dieser gerieth bei den Vorübergehenden jetzt wohl leicht in denselben Verdacht, wie vorher der beurlaubte Kanzellist, betrunken oder toll zu seyn, da man ihn laut und höflich sprechen hörte, obgleich doch Niemand in der Nähe war. —

Indessen saßen im traulichen Stübchen Jullane und Ludwig Freudenreich, zwei Glückliche, wie vielleicht in dem Augenblicke nicht Aehnliche gefunden werden konnten. In stiller Freude wurden Lebenspläne entworfen und wieder verworfen. Das nächste Ziel ihrer Wünsche blieb aber immer ihre Verbindung, nach der sie sich, die nun schon lange gelagert am See Bethesda, herzlich sehnten. Schon mehrere Male jedoch hatte ein Vorschlag auf den Lippen Freudenreichs geschwebt, doch immer schien eine gewisse Scheu seine Rede zu hemmen. Endlich nahm er sich zusammen und meinte:

Nun kann ich doch auch das erlangen, was mir das Liebste nach Dir ist, meine theure Juliane! —

„Und das wäre?" fragte diese lächelnd, als ob sie das kommende ahne.

Du weißt es ja, mein Leben! stotterte Ludwig; wie oft habe ich gewünscht, das schöne Land, das ewig heitere, lachende zu schauen, — mit einem Worte, nach Italien zu reisen! —

„So, Du böser Mann!" schmälte Juliane, „Du willst mich also verlassen, jetzt, wo das Glück uns zusammenführt, Dich jetzt von mir trennen, bevor wir noch auf immer verbunden?"

I Gott bewahre! replicirte er, Gott bewahre! erst muß der Pastor seinen Segen über uns sprechen und dann mit Dir dorthin, wo die Citronen blüh'n; —

„Nein, nein!" meinte die Braut, „das will ich nicht! Lieber hier die Citronen um hohen Preis gekauft, als sie dort umsonst von den Bäumen geschüttelt. Lieber will ich hier sicher und ruhig in meinem Stübchen sitzen, als dort fürchten, daß Rinaldo mit seinen Raubgesellen mir die Dolche und Pistolen auf das Herz setzen, das ich unmöglich den kalten Eisen darbieten kann, da es Dir, meinem geliebten Kanzelisten gehört!" —

Für's Erste, liebes Kind! bat der Angeredete, für's Erste laß den Kanzelisten in Ruh! den hab' ich auf dem Wege hieher dem Herrn Stadtgerichtsdirector ausge-

händigt, damit er ihm irgend Einem aufbürde, der sich nach solcher Last sehnt. Ich werde mir nächstens einen Doctor verschaffen, denn ich bin ja ein reicher Mann. Der ist aber nur für die Welt, für Dich bleibe ich Ludwig Freudenreich und werde mir Mühe geben, daß Du stets freundlich mich bei diesem Namen nennst. Pro secundo sehe ich nun wohl, daß aus meiner Reise, auf die ich mich ein wenig freudig gespitzt, nichts wird, da Du nicht gesonnen bist, mich zu begleiten; doch gern opfere ich Dir dieses Vergnügen! Drum laß uns nicht weiter davon reden und damit Punctum! —

„Und damit nicht Punctum, mein lieber Doctor in spe!" fuhr Juliane fort, „ich, die ich Dir so viel zu danken habe, will nicht die Veranlassung seyn, daß auch nur das kleinste Wölkchen des Unmuths auf Deiner Stirne schwebt. Ein ganzes Gewitter möchte aber bald aufziehn, ginge ich in Deine Idee ein, um meinetwillen die Reise aufzugeben. Jetzt bitte ich Dich, daß Du sie unternimmst; in einem halben Jährchen ist Alles abgemacht, und so lange Zeit brauche ich denn auch wohl noch zu unserer Einrichtung. Munter und froh kommst Du zurück und wirst mein freundlicher, lieber Mann!" —

Juliane, Du gutes, liebes Mädchen! rief erheitert der Wanderlustige, ja, Du bist eine Perle in dem Kranze holder Frauen und ich ein glücklicher Mensch, daß ich diese Perle mein nennen darf. Du erlaubst und ich reise! —

„Sobald als möglich!" befahl die Frauenperle.

Sobald, als möglich? wiederholte er fragend. Willst Du meiner denn schon so rasch los und ledig seyn? —

„Ja wohl!" wurde ihm zur Antwort, „ja wohl, um Dich recht bald wieder zu erhalten!" —

Ah so? das ist etwas Anderes! sprach der Beruhigte. Nun es soll geschehen! Sobald Ephraim unsern Gewinn bringt, geht's in die Residenz und von dort geradeswegs über Elsterwerda nach Neapel. Dort in der Stadt des Lebens soll mir das Leben neu erblühen und heiter und gestärkt kehrt dann der verkümmerte Bräutigam zur lieben Braut zurück, um sich nie mehr von ihr zu trennen! —

So war denn nun Alles abgemacht. — Die wenigen Tage, die Freudenreich hier in seiner kleinen Heimath zu verleben dachte, wandte er zum Niederschreiben einer dissertatio de pretio opulentiae an, die fast noch naß, sofort an die philosophische Facultät zu E. mit der gewöhnlichen, klingenden Beschwerde und dem Ersuchen geschickt wurde, den Doctor wohl eingepackt nach der Residenz in das Hotel de Rom zu senden, woselbst Herr Ludwig Freudenreich ihn in Empfang nehmen und anlegen würde. Ephraim war indeß nach dem Gewinne gereist und an einem Abende rollte er dann mit seinem schweren Wagen, der seine 75,000 Thaler unter Brüdern werth, wieder in die Thore des Städtchens. Am folgenden Morgen wurde sortirt und getheilt. Ephraim war um fünf-

tausend Thaler reicher, 35,000 Thaler wurde Jullanen erb- und eigenthümlich verschrieben, denn Ludwig wollte eine reiche Frau heirathen, darum gab er der Braut, was zum Reichthum gehört, nemlich Geld. Die andern 35,000 Thaler wollte Freudenreich wieder nach der Residenz nehmen, um sie dort sicher unterzubringen. Eben das sollte auch mit dem Gelde seiner Braut geschehen. —

So rückte denn der Tag des Scheidens näher. Abends vorher ergingen sich die Geliebten in der frischen Frühlingsluft. Der Gottesacker, auf dem die Eltern Beider längst den ewigen Schlaf schlummerten, winkte ihnen einladend mit den grünen Wipfeln der Linden. — Dorthin! sprach Ludwig mit weicher Stimme, dorthin laß uns gehen! Auf ihrem Grabe empfange meinen Schwur der Treue und Liebe! So traten sie ein. Die scheidende Sonne vergoldete mit ihrem Glanze die einfachen Kreuze und leise rauschten die Bäume ihr melancholisches Abendlied. Am Grabe knieten sie nieder und reichten einander über den Hügel die Hände. — So wie ich in der schweren Zeit des Unglücks an Dir hielt, sprach Ludwig, so will ich an Dir halten jetzt, wo freundlich uns das Glück gelächelt. Ich bleibe Dein, bis man uns eingesenkt in die Wohnungen des ewigen Friedens! — Mit thränendem Auge sanken die Geprüften einander in die Arme, lange hielten sie sich umschlungen; dann kehrten sie zurück still-heitern Gemüths.

Wohl hatte der Abschied seine Trauerschwingen auf sie herniedergesenkt, doch die leuchtende Hoffnung des baldigen Wiedersehens zur steten Vereinigung verscheuchte den Schmerz, und als die Morgensonne des folgenden Tages funkelnd heraufstieg, finden wir Ludwig bereits auf dem Wege zur Residenz. —

2.

Wie behaglich fühlte sich der Reichgewordene, als er in der prachtvollen Hauptstadt im eleganten Hotel aus dem Fenster auf die Leute unter sich schaute, die die schöne Lindenallee entlang, dem Thore zueilten. Es war ein Sonntag, der Tag, an dem man vielleicht ein Drittel der Residenzbewohner zu dem schönen Thore hinausfahren und wandeln sieht. Wohl vielen sah man es an, daß sie sich die ganze Woche auf diesen Tag gefreut, an dem sechstägige Sorge und Mühe abgeschüttelt wurden, um sie Morgen wieder aufzuhocken und bis zum nächsten Feiertage mitzuschleppen.

„Ihr Diener, Herr Kanzelist!" tönte auf der Straße eine Stimme, als Ludwig sich eben umgewandt, um einen Zug aus dem, hinter ihm stehenden mit Selterwasser und Rheinwein gefüllten Pocal zu thun. — Mein Gott! wer kennt mich hier und gibt mir die unglückliche Titulatur? Was muß da unten der betreffte

Portier von mir denken, da ich mich doch als Doctor, der dieser Tage wirklich ankommen muß, im Fremdenbuche inscribirt und hier im Hause bis jetzt gerirt habe? Dieß Alles durchflog in einem Nu seinen Kopf und rasch streckte er diesen zum Fenster hinaus, um den Störenfried zu erkunden. Gott Lob seufzte er, das galt nicht mir! — Denn unter dem Fenster stand der Anredende, wie es sich ergab, seines Metiers ein Schneider; der Angeredete, ein hagerer, vierzigjähriger Mann, auf dem Gesichte untrügliche Spuren des Actenstaubes und Kummers, auf dem Arme aber ein kleines Kind, die Frucht seiner Lenden, indeß neben ihm die Frau, nebst zwei andern Sprößlingen ein gar betrübtes Gesicht zog, — der Angeredete also schien nicht sonderlich durch das Zusammentreffen erbaut. Denn mit mehr als geziemend lauten Worten manichärrte ihn das Schneiderlein um die rückständige Schuld für diverse Kleidungsstücke, die er dem Herrn Kanzellisten und dessen beiden Söhnlein angefertiget, und wurde um so lauter, jemehr der Schuldner über Unvermögen, Krankheit und dergleichen klagte.

„Ich muß mein Geld binnen acht Tagen haben!" meckerte schließlich das Ziegenböcklein, indem es fleißig die spitze Nase fütterte, „ich muß es haben, widrigenfalls ich gar nicht anstehen werde, Sie, mein geehrter

Herr Kanzellist! beim hochpreislichen Kammergerichte sogleich zu belangen!" —

So hüpfte der Spindeldürre fort; der Andre aber blieb noch einige Augenblicke wie vom Donner, ob dieser gleich nur in der Gestalt eines Schneiders erschien, gerührt stehen und sprach endlich seufzend zu den Seinen: Wenigstens den heutigen Tag glaubte ich mit Euch, lieben Kinder! in Ruhe und Frieden zu verleben, gedachte mich in den Zelten an einem Pfeifchen Cuba und einer Flasche Josty freudig zu erlaben, allein auch das ist mir nicht vergönnt! Heute ist's nun schon mit der Freude bei mir vorbei!" — Und so schritt er denn mit den Seinen betrübt weiter. Ludwig aber, der Alles mit angehört, sprang zu seiner Chatoulle, ergriff ein kleines Röllchen und rasch die Treppe hinunter eilend, hatte er den vormaligen Collegen eingeholt. — Rauchen Sie heute guten Tabak, trinken Sie zwei Flaschen Josty und bezahlen Sie Morgen den Schneider! Dero Ergebenster! sprach er rasch zu dem Kanzellisten, drückte ihm das Röllchen in die Hand und schnell um die Ecke des Gasthofes biegend, schlüpfte er in den offnen Thorweg und dann in sein Zimmer. Hinter den Fenstervorhängen hindurch sah er, wie der versteinerte Kanzellist endlich wieder Leben gewann und dem unbekannten Wohlthäter nacheilend, ihn nicht mehr fand. Er bemerkte, wie er das Röllchen aufmachte, dann mit seiner Frau einige Worte

sprach und den Blick gen Himmel richtend, eine Thräne aus dem Auge wischte. Dann gingen sie fröhlicher, wie vorhin, dem Thore zu. Ludwig Freudenreich aber trank sehr vergnügt sein Selterwasser und meinte bei sich selbst, indem er sich fröhlich die Hände rieb: Es ist doch ganz scharmant, ein reicher Mann zu seyn! — Unterdeß war der Kellner heraufgekommen und hatte gemeldet, daß angerichtet wäre. Der reiche Mann, der sich schon am Morgen in ein Kleidermagazin und daselbst in einen sehr modernen Frack begeben, ihn jetzt aber der Hitze wegen abgelegt hatte, fuhr hinein und dann hinunter an die table d'hôte. Wie verschieden von dem bescheidenen Speisehause in seinem kleinen Städtchen fand er es hier! Dort ein kleines, enges Zimmer, die Speisen kaum hinreichend, um des einstigen Kanzelisten Magen nothdürftig zu füllen, die Gesellschaft bestehend aus ihm, dem Registrator, dem Accise-Controlleur-Substituten und allenfalls noch aus einem oder dem andern durchreisenden Handwerksmanne, — und nun trat er hier in einen geschmackvoll decorirten Saal, in welchem sich eine lange Tafel, elegant servirt, ausdehnte, eine Menge Gäste, unter denen mehrere ihren hohen Stand durch Ordenszeichen und Kreuze, alle aber durch eine gebildete Conversation und feines Benehmen bekundeten, — die, den strengsten Anforderungen eines Gourmand's genügenden Speisen, — die,

mit einem Dutzend ausländischer Namen benannten Weine, die in den geschliffenen Kristallgläsern funkelten und glühten, — alles dieses versetzte unsern Reisenden in eine Befangenheit, die nur dann wich, als er einige Gläser feurigen Burgunders hinuntergeschlürft. Neben ihm saß ein hagerer Mann, ungefähr zwischen den vierziger und funfziger Jahren, in schwarzer Kleidung, die Brust mit einem rothen Kreuze — wie Ludwig erfuhr — dem päpstlichen Orden des goldenen Sporns geziert. Mit ungezwungener Behendigkeit hatte dieser sich allmählig der ganzen Unterhaltung bemächtigt, so daß er dorthin scharfe Witzworte sendend, hierhin plötzlich wieder das begonnene ernste Gespräch fortführte und dann wieder mit einem Dritten Gewöhnliches und alltägliches unterhandelte. Er war, wie die braune Gesichtsfarbe, das lebendige Mienenspiel, das schwarze, krause Haar, die dunkeln Feueraugen zu erkennen gaben, ein Italiener und zwar aus Neapel, wohin er, wie er dem russischen Fürsten, der ihm gegenüber saß und von dorther kam, vertraute, jetzt nach mehrjähriger Abwesenheit wieder zurückziehen wollte.

Ich beneide Sie, sprach der Russe, ich beneide Sie, Marchese Cassini! um die Reise zu diesem irdischen Paradiese! —

„Ja, Signor," antwortete lächelnd der Marchese, „wohl bin ich zu beneiden. Meine Heimath ist ein

Paradies und darum wundert's mich, wenn der, der es einmal geschaut, über dessen Haupt sich dieser ewig reine Himmel einmal wölbte, sich losreißen kann, um in das kalte Leben zurückzutreten?" —

Mich ruft die Pflicht! meinte der Fürst, indem er sehr behaglich ein Glas leerte, mich ruft die Pflicht nach meiner Heimath und mein Kaiser. Mit den Persern soll ich mich herumschlagen, obgleich ich lieber auf der Höhe des Pausilipp unter dunkeln Orangenlauben in den weichen Armen einer Ihrer Landsmänninnen ruhen möchte. Auf Ehre! —

„Per bacco!" antwortete der Italiener, indem ein launisches Lächeln über seine Züge flog, „per bacco! das glaub' ich ohne Ihren Schwur. Nun, es leben die holden Schönen meines Vaterlandes!" fügte er hinzu, dem Russen das Glas hinhaltend. Dieser augenscheinlich lieber an die erfreuliche Vergangenheit, wie an die unerfreuliche Zukunft denkend, säumte auch keineswegs, der Aufforderung zu genügen und mit dem Glase anklingend, sprach er mit einem Seufzer, der seiner wohlbeleibten Brust entquoll: Vivant die herrlichen Neapolitanerinnen! Mögen sie Jedem, der nach mir dorthin zieht, solche Seligkeiten bereiten, wie mir! — Eben wollte er, um dem Toast die gehörige Weihe zu geben, sein Glas leeren, als Ludwig, sich ehrerbietig neigend, ihn davon abhielt und sprach:

Haben Ew. Durchlaucht die Gnade, mir zu erlauben, auch mein Glas anklingen zu dürfen! —

Warum nicht? meinte dieser und die Drei stießen dann an und tranken den funkelnden Wein, der Marchese im raschen Zuge, der Russe, indem er ihn dabei prüfend über die Zunge laufen ließ, Ludwig aber mit mittelmäßiger Rapidität, wie er es gerade für schicklich hielt. Als dies Geschäft beendet, fragte der Marchese den Toastwilligen:

„Signor kommen wohl auch aus Italien?"

Nein! antwortete dieser, indem er sich den Mund mit der Serviette säuberte, nein! ich bin aber auf dem Wege dahin.

„So?" fragte rasch Cassini.

Ja, in einigen Tagen und zwar nach Neapel! beschied Ludwig den Andern, mit einer gewissen Selbstgefälligkeit nach den übrigen Tischgästen blickend, die sich aber darüber gar nicht zu verwundern schienen, wie er es sich vorgestellt und es auch ganz gewiß an der Table d'Hote in seiner kleinstädtischen Heimath der Fall gewesen wäre. Doch hier, wo Reisende aus Petersburg, London, Paris, Rom, Neapel, ja sogar ein Courier von der Gesandtschaft aus Constantinopel an der Tafel saßen, fiel ein Reisender nach Italien gar nicht so übermäßig auf. Nur den Marchese schien die Sache zu interessiren.

„Wir trinken noch eine Flasche, Signor!" meint er, „und zwar etwas Feuriges, Italiänisches. He' Garçon! eine Flasche Lacrymae Christi! — Sie sind," fuhr er zu Ludwig fort, „Sie sind noch zu kalt! nordisches Blut taugt nicht für meine Heimath. Dort muß sich Gluth mit Gluth vereinen! Angestoßen, Signor!" —

Ludwig senkte den Blick in die dunkle Fluth des Weines, da war es ihm, als leuchte Julianens Angesicht aus dem Glase auf, besorglich ihn anschauend. Rasch setzte er das Glas hin.

„Nun, Sie trinken nicht?" fragte der Marchese, indeß sein Auge feuriger glühte. „Eine solche Weigerung ist Beleidigung!" —

Bitte ganz ergebenst! stammelte verlegen der Andere, indem sich die Blicke der Gesellschaft, aufmerksam durch die laute Frage des Marchese gemacht, nach ihm wendeten. Rasch trank er.

„Gut, Signor!" sprach, beruhigt durch die Willfährigkeit, Cassini. „Nun ist's gut! Ich bin jetzt Ihr Freund, denn Sie lieben mein Vaterland. Es freut mich, Sie kennen gelernt zu haben!" —

Den Händedruck beantwortete Ludwig nur durch einige Verbeugungen. Er, der vor Kurzem noch sich von dem Herrn Kanzleidirector hudeln lassen mußte, fühlte sich durch die trauliche Annäherung eines so vornehmen Mannes, wie der Marchese, der noch dazu mit

einem Orden geschmückt war, nicht wenig geehrt. — O Pachelbel! Accise-Controlleur-Substitut! dachte er bei sich, könntest Du mich jetzt sehen, wie ich hier venerirt und honorirt werde, Dir würden die Augen übergehen vor Neid. Dir, der Du mich noch vor kurzer Zeit schnöde verlachtest, wenn ich Dir meine Ahnungen mittheilte, daß ich mir nicht ewig in der elenden Heimathskneipe die Zähne am harten Rindfleich lädiren würde. Und auch Dich theure Juliane! auch Dich wünschte ich hierher, damit Du sähest, daß Dein Bräutigam ein höchst aimabler Mensch ist. —

So hatte er denn seinen Träumereien nachgehangen, mehrere Fragen seines Nachbars überhört, der sich endlich lächelnd von ihm zu dem russischen Fürsten wandte und in dessen Sprache eine Unterhaltung anknüpfte, deren Gegenstand unser nachdenkender Particulier Ludwig zu seyn schien. Die Tafel wurde aufgehoben und der Marchese forderte Ludwig zu einer Spazierfahrt nach dem nahe gelegenen Lustschlosse auf, die dieser auch gern annahm, da er sich dabei wieder an der Seite des Ordengeschmückten dachte. Hier bewährte es sich denn auch wieder, daß ein plötzlicher Glücksfall so Manches im Gemüthe des Menschen ändert. Als Nebengewinn des großen Looses war ihm schon die eitle Sucht zu glänzen geworden, doch lag in Ludwig der Keim des Guten zu fest, als daß zu befürchten stand,

jene neuerworbenen Untugenden würden einen vollständigen Sieg über sein besseres Selbst davontragen. Und konnte man es ihm auch wohl verargen, wenn er das Haupt etwas höher und stolzer trug? Er, den bis jetzt Armuth und Widerwärtigkeiten aller Art niedergebeugt! Hebt sich nicht auch die Blume, die der ungestüme Regen niedergedrückt, wenn die Sonne mit strahlendem Glanze hervortritt nnd die niederbeugende Bürde in ein Nichts auflöst? Also auch er, dem nach des Unglücks Ungestüm die Sonne des Glücks lächelte. —

Ludwig hatte die Einladung des Marchese angenommen und Beide ergingen sich in dem schönen, königlichen Garten, der sich hinter dem Schlosse bis zu dem leise dahinrauschenden Flusse hinaddehnt. Die Sonne senkte sich zum Untergange und sandte scheidend ihr Licht über die Flur. Unser Freund, — warum, vielgünstiger Leser! solltest Du den glücklichen Freudenreich nicht also mit mir nennen? war er doch, so viel ich Dir von ihm erzählt, ein guter Mensch, und eines guten Menschen Freund zu seyn, ist ja wohl etwas Liebes und Erfreuliches! — unser Freund blickte auf die, im Abendglanze schimmernde, Gegend und sprach so recht aus dem innersten Gemüth: Wie wunscherschön ist doch Gottes Erde, und wie herrlich ist's auf ihr, sonder Sorgen zu wandeln!

„O ja, Signor!" fiel hier der Marchese ein, „doch ist's auch wohl dem Menschen zu rathen, daß er

sich auf dieser Erde die Fluren aufsucht, die ihn schon hier an das verheißene Paradies erinnern. Darum lob' ich Euren Entschluß, Signor! dorthin zu gehen, wo ein ewig heitrer Himmel, ewig heitre Menschen überwölbt. Ich gestehe, daß es hier unter diesen Bäumen recht anmuthig, daß diese Abendlandschaft recht leidlich ist, doch gegen einen Abend in meiner Heimath, ist dieß nur ein schwaches Bild, indeß ein Sonnenuntergang, vom Pausilipp gesehen, eine köstliche Wirklichkeit ist, die auch der Pinsel des herrlichsten Malers nicht so in seiner Urgestalt wiedergeben kann. Darum weilt hier, Signor! nicht länger, sondern eilt bald dorthin, wo so viel Schönes Eurer wartet!" —

Und doch, sprach Ludwig leise, und doch laß ich hier in diesem kalten Lande auch eine mich beglückende Seligkeit zurück. —

„Und die wäre?" forschte Cassini. —

Ein gutes Mädchen, antwortete der Andere, eine Braut, die mir mit inniger Treue ergeben. —

„Ah so?" meinte der Italiener mit gedehntem Tone. „Nun, diese Seligkeit entgeht Euch ja nicht, da Ihr mit ihr doch wohl schon verlobt seyd. Eine Verlobung ist ein Ring, den die Heimath zu einer Kette umgestaltet, die manchmal schwer drückt. Ich will damit nichts Uebels gesagt haben," fuhr er fort, als er bemerkte, daß Ludwigs Stirn eine Wolke des Unmuths

überflog, „doch ehe Ihr Euch der stillen Häuslichkeit ganz hingebt, genießt erst das Leben, das sich Euch frisch und anmuthig darbietet." —

Das will ich, sprach Ludwig, doch soll mich der Genuß nicht berauschen, nicht das vergessen lassen, was mir hier im Heimathlande Theures und Liebes zurückbleibt. Ich reise in wenigen Tagen und wenn Ihr wollt, in Eurer Gesellschaft, Herr Marchese! —

„Sehr gern!" antwortete dieser, in die Hand Ludwigs einschlagend. „Euer Vertrauen ehrt mich und vielleicht gönnt mir das Schicksal Eure Freundlichkeit durch irgend einen Dienst zu vergelten. Ihr seyd in meiner Heimath unbekannt, und so wird mir wohl die Gelegenheit, mich Euch nützlich erweisen zu können."

So war eine nähere Vereinigung Beider bewerkstelligt, von der sich Ludwig des Angenehmen viel versprach und auch Cassini schien damit zufrieden. Auf der Rückfahrt nach der Residenz warf der Marchese manches leichte Wort über die Schönen seines Vaterlandes hin, und manches lockende Bild ließ er vor Ludwigs Blick vorübergaukeln. Wies dieser auch, sich an die Braut erinnernd, die Scherze mit Worten zurück, so nahm doch die Seele daran Theil. Mit freundlichem Händedruck schied er vom Marchese. Zu aufgeregt, daß er schon den Schlaf suchen sollte, der ihn zu fliehen schien, ließ er die lachenden Bilder, die ihm Cas-

sini von jenem fernen Lande gemacht, auf's Neue vor sich vorübergaukeln. Im üppigsten Glanze schwebten holde Schönheiten vor seinen Sinnen. Juliane war seine erste, einzige Liebe gewesen. Auf seine kleine Heimath beschränkt, hatte er des Weibes Schönheit zu wenig kennen gelernt, als daß seine Braut in ihrer Einfachheit von einem andern Sterne hätte verdunkelt werden können. Jetzt aber, wo er ahnte, daß sich ihm herrlichere Blumen erschließen würden, jetzt fing allmälig der freundliche Stern seines Lebens, Juliane, an zu verbleichen vor den Sonnen, die seine Phantasie erschuf. Immermehr trat jenes Bild zurück; er schwelgte in dem Gedanken an die lachende Zukunft und ob auch mahnend eine Stimme in seiner Brust ihn warnte, die Sinnlichkeit übertönte sie mit ihrem Sirenengesang und lispelte ihm schmeichelnd zu: Jetzt bietet Dir das Leben seine Schätze, darum genieße! — Solche Gesinnungen nun könnten wohl verleiten, ihn zu verdammen, doch der, der gleich ihm so lange entbehrt, würde auch wohl nach dem schädlichen Trank langen, wenn er so lockend und golden entgegenperlte. — Wir übergehen die wenigen Tage, die Ludwig Freudenreich, der deutsche Doctor, denn dieser Ehrentitel war ihm geworden, noch in der vaterländischen Residenz verlebte und finden ihn mit seinem Begleiter, der sich ihm, dem im Umgang mit Menschen Unerfahrenen, mit seiner Zuvorkommenheit

unentbehrlich gemacht, bereits nicht fern mehr von dem Reiseziel. Ein Ereigniß, das, durch des Marchese Glück, gut beendet, fesselte Ludwig noch fester an ihn. Sie hatten Rom nach kurzem Aufenthalt verlassen und gelangten eines Abends nach Terracina. Das Unheimliche des Orts, die Aussicht einer erfrischenden Nachtkühle bewog Ludwig, dem Marchese den Vorschlag zu machen, die Nacht hindurch die Reise fortzusetzen. Cassini meinte zwar, die Dunkelheit sey keines Menschen Freund, doch als Ludwig leicht darüber spöttelte, nahm er, um dem Verdacht übertriebener Aengstlichkeit auszuweichen, den Vorschlag an. Schon hatten sie einige Miglien zurückgelegt, ohne daß ihnen irgend etwas Unheimliches begegnete wäre, als sie plötzlich, beim Einfahren in eine Schlucht, von drei bis vier drohenden Gestalten, die seitwärts aus dem Gebüsch brachen, umringt wurden. In einem Nu war der Vetturino vom Sitze geschleudert und die Büchsenmündungen auf die beiden Reisenden gerichtet. „Smontate!“ rief, wie es schien, der Vornehmste der kleinen Bande, in den Wagen hinein, aber kaum hatte er seinen Befehl, auszusteigen ausgesprochen, als Ludwig's Pistolenkugel ihn die Schulter streifte, Schüsse wechselten nun aus dem Wagen und in den Wagen. Mit fürchterlicher Wut jedoch stürmten die Räuber den Wagen und rissen die Reisenden heraus. „Du bist's!“ brüllte der Anführer

zu Ludwig, „Du bist's, der mich verwundet! nimm dafür diesen Lohn!" Rasch riß er ein Pistol hervor, aber in demselben Moment, wo er losdrückte, unterlief ihn der Marchese und streckte ihn mit einem geschickten Dolchstoße zu Boden. Die Kugel hatte Ludwigen nur unbedeutend gestreift. In diesem Augenblick erscholl von der Höhe ein gellender Pfiff, ein Reisewagen, bepackt mit einem dicken Lord bog um die Ecke, umgeben von einem Dutzend eskortirender Dragoner. Schnell flohen die Räuber, ihren todten Anführer mit Mühe fortschleppend, in's Gebirge. Dankbar sank Ludwig an des Marchese Brust und nannte ihn seinen Lebensretter, der nur durch das Niederwerfen des Räubers die Richtung des Schusses verändert hatte. Der Marchese nannte den ganzen Vorfall eine Kleinigkeit, die gar nicht der Rede werth wäre. So erreichten sie denn in kurzer Zeit Neapel.

3.

Wer Neapel gesehen, weiß, wie eigenthümlich diese wunderbare Welt die Seele ergreift. Nicht wie in Rom, erinnert jeder Schritt an zusammengesunkene Pracht der Vergangenheit, diese ist hier verschwunden und mächtig waltet der Zauber der lebendigsten Gegenwart. Die Schönheiten dieser Natur sind so unendlich, daß sie

gewaltsam das Herz, das sie kaum zu fassen vermag, ergreifen. So auch geschah es mit Ludwig. Von Norden her hatte er mit seinem Gefährten Italien betreten, und nur Rom ihn kurze Zeit gefesselt. Er war ein Freund der Freude geworden, darum fühlte er sich in dem heiligen Ernste Rom's, in seinen gewaltigen Mauern, zwischen seinen hohen Säulen nicht heimisch, und bald verließ er die einst Herrliche, um die jetzt Herrliche zu schauen. — Es war eins der vielen Kirchenfeste, als die beiden Reisenden in Neapel einzogen; doch nicht der stille Ernst war es, der es feierte, sondern eine lebensfrohe Heiterkeit. Alles war fröhlich und die zahllose Menge lebte und wogte auf der Straße Toledo, der Chiaja und auf dem Strande der heiligen Lucia. Pulcinellos, Pagliassos und Taschenspieler waren überall bemüht, die schaulustige Menge mit unversiegbarer Geschwätzigkeit und treffendem Nationalwitze zu unterhalten, indeß an einer andern Ecke ein Priester mit feuriger Lebendigkeit zu Tausenden von Zuhörern sprach. Vom Castell St. Elmo donnerten Freudenschüsse über die in Volkslust brausende Stadt, und Raketen und Schwärmer, die in die Lüfte stiegen, strahlten in dem dunkelblauen Meere wieder. Von allem diesen fast betäubt gelangte Ludwig in die Strada di Chiaja, wo Cassin von Rom aus schon eine von den vielen stanze particolari besorgt hatte, die stets bereit sind, Fremde

aufzunehmen. Kaum hielt der Wagen, so war er mit einer Menge Lazzaroni umringt, die unaufgefordert das Gepäck unter schwerem Gestöhne nnd manchem keuchenden: „Santo dio! welche grausame Anstrengung!“ hinaufschleppten. Unverschämt in ihrer Forderung, geriethen sie mit dem Marchese in Streit, der sich damit endete, daß sie mit einer Kleinigkeit abgefunden wurden, die sie vorher anzunehmen sich fluchend geweigert. Nur einer von ihnen, eine kräftige Figur, auf dem einen Fuße hinkend, hatte gleich anfangs sich bescheiden mit dem begnügt, was ihm der Marchese geboten, und nur lächelnd verweilt, um das Spiel seiner Genossen mit anzusehen. Ludwig, dem die ruhige Bescheidenheit des Lazzaroni gefiel, drückte ihm, als er sich entfernen wollte, noch ein Geldstück in die Hand. — „Ich danke, Signor! Wenn Ihr mich gebraucht, so stehe ich zu Befehl! A dio!“ sprach der Beschenkte und die rothe Mütze ein wenig rückend, hinkte er den Andern nach. — Ludwig war nun mit dem Marchese allein, der ihn bei der Hand ergriff und auf den Altan führte. — „Seht und dann sprecht, ob Ihr noch nach Eurem kalten Norden zurückverlangt!“ — Mit diesen Worten zeigte Cassini auf das herrliche Panorama, daß sich ihren Blicken erschloß. Vor ihren Blicken lag das blaue, fast durchsichtige Meer, aus dessen Schooße sich die phantastische Gestalt von Capri hebt; Procida, die seelige Insel der einsamen

Ruhe, Ischia, das üppige Eiland, zeigten sich dem trunkenen Auge, das von ihnen rechts hinüber nach dem grünen Nisita und nach dem erinnerungsreichen Pausilipp schweifte und die Gärten des Lucull und Virgil's Grabmal erblickte. Links schmiegte sich die herrliche Stadt an die halbrunde Bucht, die sich, bekränzt von einer Reihe in üppiger Flur liegender Städte und Dörfer, bis zum rauchenden Besuv hinzieht. Das dunkle Laub der Villa reale, die malerische Gestalt des Castell dell' Uovo spiegelten sich in den klaren Fluten wieder, indeß der ganze reiche Kranz des Schönen von dem hohen Castell St. Elmo und dem stillen Kloster Camaldoli gekrönt wird. —

Dieß war das Bild, das sich vor Ludwigs Blicke entfaltete und ein unnennbares Gefühl in der beengten Brust zurückließ. Nicht losreißen konnte er sich von dem Anblicke dieses stets wechselnden und doch ewig in herrlicher Schönheit prangenden Bildes, und als er nun, zu seinem Begleiter gewendet, ausrief: Jetzt erst fühl' ich die Wahrheit Eures Spruches: vedi Napoli e poi mori! sieh Neapel und dann stirb! — lächelte der Marchese und sprach: „e poi vive!" und dann lebe!" Er verließ den von Entzücken Berauschten und begab sich in seine Wohnung, die er im Nachbarhause genommen. — Ja, leben! leben! sprach der Deutsche, indem er noch einmal auf die herrliche Gegend hinausschaute, die, vom

Mondesstrahle vergoldet, Armidens Zaubergärten glich. Genießen will ich als Mann, was dem darbenden Jünglinge versagt wurde! — Aufgeregt warf er sich auf das Lager; doch ob auch sanfte Zitherklänge vom Strande zu ihm heraufttönten, so konnte er dennoch nicht die Ruhe finden. Der glänzende Morgen fand ihn wach und der Marchese ihn bereits auf dem Altan, wo er dem fächelnden Seewinde Brust und Angesicht darbot. — „Buon giorno, Dottore!“ rief ihm Cassini munter entgegen. „Nun, habt Ihr die erste Nacht in Neapel sanft geruht? — Nicht?“ fuhr er fort, als der Andere es verneinte, „ich glaub' es wohl! — Ich dagegen schlief sanft, denn ich war ja wieder in meiner Heimath!“ — Und warum, fragte Ludwig, und warum verließt Ihr sie und weiltet so lange in der Ferne?

„Amico!“ antwortete der Marchese, „das hatte seine triftigen Gründe. Man hielt mich bei den vor einiger Zeit hier herrschenden Unruhen des Carbonarismus verdächtig, obgleich ich rein von aller Schuld. Doch standen die Köpfe damals nicht allzufest auf dem Rumpfe und für besser hielt ich es daher, mich aus der Geschichte zu ziehen, und fern von hier, im ruhigen Norden den Erfolg abzuwarten. Jetzt ist die Gefahr vorbei und schnell eilte ich daher wieder nach dem lang entbehrten Süden. — Doch lassen wir das! Kommt

lieber, damit wir auf dem wogenden Lebensmeere ein wenig umherschiffen!" —

Ludwig folgte und sie zogen hinaus in die strahlende Parthenope. Es war heute der Tag der Maria, eins der größten Kirchenfeste Neapels, wie am gestrigen Abende schon die Vorfeier angekündigt, der Tag, an dem das Blut des Schutzpatrons der Stadt der gläubigen Menge gezeigt wird, vor deren Augen das Wunder des Flüssigwerdens geschieht. Alle Straßen waren von Tausenden erfüllt, nur langsam konnten sie durch die wogende Flut der Menge schreiten, die jeden Moment ein neues, von unserm Deutschen nie gesehenes Schauspiel darbot. So gelangten sie in die Straße Toledo und arbeiteten sich bis zur Ecke der Gasse Spacca-Napoli hindurch, wo unfern die Kirche San Gennaro del Teforo steht, die das Blut des Heiligen, Neapels kostbarsten Schatz aufbewahrt. Doch hier mußten die Wanderer weilen, denn bis zu dem Platze Santo Spirito lag die unübersehbare Menge auf den Knieen in andächtigem Gebet für das Wunder versunken. Noch immer zögerte dieses und die Frömmigkeit der Betenden schien in Wahnsinn auszuarten. Lob und Schmähungen der Heiligen, Gebet und Fluchen, angstvolle Seufzer und lautes Wehegeheul erfüllte die Luft. Da ertönt aus dem Tempel die Stimme des Priesters, das Wunder verkündend: „das heilige Blut fließt!" —

Von Lippe zu Lippe wird das Wort weiter verkündet. Jauchzend erhebt sich die Menge und die ausgelassenste Freude wüthet in dem Volke. Nun beginnt die Prozession, voran der Priester mit dem geheiligten Blute, Alles sinkt anbetend nieder und endlich läßt sich das Ganze wieder in allgemeinen Jubel auf. —

Von allen diesem betäubt, sehnte sich Ludwig nach einem ruhigen Plätzchen und der Marchese zog ihn in die nun stiller gewordene Kirche. Nur Einzelne lagen noch betend vor dem Bilde des Heiligen. Die verhängten Fenster, das hohe Gewölbe verbreitete ein magisches Helldunkel, eine wohlthuende Kühle in dem heiligen Orte. Die beiden Gefährten traten in eine Seitenkapelle, vor deren Altar einsam eine Frauengestalt im weißen, seidnen Gewande, das Gesicht mit dem Schleier verhüllt, kniete. Der edle Wuchs, die gewinnende Haltung, die sich zeigte, als die Dame sich erhob, fesselte den Blick des Deutschen. Sie wendete das verhüllte Antlitz halb gegen ihn und schritt nach dem Ausgange. Ludwig zog den Marchese nach und näherte sich ihr, als sie, den Schleier zurückschlagend, die Stirn mit dem geweihten Wasser am Ausgange des Tempels benetzte. Wie der Blitz den nächtlichen Wanderer blendet, so durchzuckte die Schönheit der Entschleierten den Deutschen. Die Zartheit des Angesichtes, von sanftem Roth belebt, die Schwärze der üppigen Lockenfülle, die glühen-

den, dunkeln Augen, die sanftgewölbten Brüste, die griechische Nase, die schwellenden Lippen erfüllten das Herz Ludwigs mit sehnsüchtiger Liebe. Auch der Dame, die einen langen, feurigen Blick auf ihn warf, schien der blühende, nordische Mann wohlzugefallen. Auf den Stufen der Kirche schaute sie noch einmal auf ihn zurück und eine Rose von dem vollen, wogenden Busen nehmend, ließ sie sie niedergleiten. Indeß der Glückliche, für den die Blume bestimmt, sich beugte, um sie aufzuheben, war die Dame in dem Volksgewühl verschwunden. Ludwig wandte sich zum Marchese, der aufmerksam in die Menge schaute, als ob er die Spur der Enteilten verfolge, doch schien auch seine Mühe vergebens. „Viel Glück, Signor Tedesco!" tönte die Stimme eines Lazzaroni, der auf der Treppe im süßen far niente lag und, allem Aschein nach, Zeuge des Auftritts gewesen war. Ludwig erkannte seinen bescheidenen Lastträger und warf dem freundlich Grüßenden ein Goldstück zu. — „Habt Ihr den Engel gesehen?" sprach Ludwig zu Cassini, als sie bereits wieder die Straße hinabwandelten.

„Ich sah ihn," antwortete der Gefragte. „Ein schönes Weib, geschaffen zur Liebe! Doch wird es schwer halten, sie wieder zu finden." —

Ich muß sie wieder sehen, eher raste ich nicht! rief der Deutsche, und sollte ich sie suchen, mein ganzes Leben lang!

„Euer Leben lang?“ sprach lächelnd der Italiäner, „und was würde in der Heimath Eure Braut dazu sagen? — Nun, nun! nur kein trübes Gesicht, das kann ich nicht leiden! Kommt! die Trattoria in der Villa di Parigi ist in der Nähe, laßt uns eintreten! Der Geist hat genug genossen, nun müssen wir auch an unsern sterblichen Leib denken. Hier lächeln uns zwar keine schönen Augen, doch treffliche Melonen von Sorrent, Erdbeeren von Amalfi, herrliche Austern von Fusaro. Laßt uns mit diesen Herrlichkeiten jetzt liebäugeln und nachher dem Ideale nachjagen. Verzagt nur nicht! ich habe viel Bekanntschaften und vielleicht gelingt es mir darum noch, die schöne Donna wieder zu finden!“

So ihn lächelnd beruhigend, zog er ihn in das Hotel; von dort eilten Beide zur Siesta nach Hause. —

4.

Gestärkt erwachte Ludwig. Die Hitze hatte sich in erträgliche Wärme verwandelt, die Schatten der Platanen wurden länger und von dem Golf herüber wehte ein kühlender Meerwind. Unter dem Altane lag der bekannte Lazzaroni, in der bequemsten Stellung und speißte schweigend von einer großen Melone, ein Gericht, das, neben den Macaroni, fast einzig und allein auf

der Tafel oder vielmehr im Munde der ärmern Volksklasse Neapels vorkommt.

„Ah, Signor Dottore!" rief er Ludwig zu. „Gute Siesta gehabt?" —

Ja wohl! antwortete dieser lächelnd, sich an der Behaglichkeit des kräftigen Burschen ergötzend.

„Habt gewiß von der schönen Donna geträumt?" fragte der Lazzaroni schalkhaft. „Schön ist Donna Teresina, das muß ihr der Neid nachsagen!" —

Donna Teresina? fiel Ludwig ihm rasch in's Wort, Du meinst die Dame, die ich heute in der Kirche sah? —

„Dieselbe!" ergänzte der Andre, „dieselbe, die Euch die Rose schenkte und Euch dadurch die Erlaubniß gab, ihr Eure Huldigungen darzubringen." —

Und Du kennst sie? Rasch! komm herauf! rief der Ungeduldige und der Gerufene erschien. Sprich, Bursche! Du kennst sie? Wer ist die Herrliche?

„Das Nichtsthun ist freilich süßer, als das Sprechen!" entgegnete der Lazzaroni, „doch habt Ihr, Signor! mich gestern und heute so freigebig beschenkt, daß ich Euch ganz zu Diensten bin. — Die schöne Dame ist Donna Teresina di Marini, die junge Witwe eines alten Edelmannes, der vor einem Jahre starb und durch seinen Tod seine Gattin von den Ketten befreite, in welchen sie bei dem alten verlebten und eifersüchtigen

Gemahl schmachtete. Sie ist kinderlos, reich und unabhängig. Nicht fern von hier, bei der Villa reale bewohnt sie ein großes Haus. — Nun, Signor! Ihr seyd ein Galanthuomo und habt Geschmack! also, daß sie, cospetto di Bacco! schön ist, habt Ihr heute bemerkt, wie Jeder, der sie nur einmal sah. Viele vornehme Cavalieri haben sich um ihre Gunst beworben, doch gegen alle ist sie kalt gewesen. Wir Neapolitaner sind einfältige Pinsel, wie wir selbst zu sagen pflegen, doch bin ich nicht so dumm, daß ich heute nicht bemerkt hätte, daß Ihr der Signora wohlgefallt. Ich selbst bin einmal in sie verliebt gewesen — ja! ja! corpo di santo Gennaro!" betheuerte er, als Ludwig lächelte. „Ihr müßt mich nicht auslachen. Auch ich, der Giuseppo war einst ein feiner Kerl! Freilich nur der Sohn eines Lazzaroni, wie ich jetzt selbst bin, allein begabt mit einem trefflichen Aeußern; darum gefiel ich auch dem Direttore des Theaters San Carlo, als er mich, den zehnjährigen Burschen einst am Strand der heiligen Lucia die Tarantella tanzen sah. Der nahm mich denn mit und machte mich zu einem Tänzer; ich figurirte zur Freude aller Kunstverständigen im Ballet. Da sah ich oft vom Theater aus, Donna Teresina in ihrer Loge, und ihre Augen verbrannten mir das Gehirn. Bei allen Heiligen! das bekam mir schlecht. Ueber den Anblick der Donna vergaß ich eines Abends, daß ich

tanzte, machte einen Fehlsprung und zerbrach den Fuß. Der Direttore ließ mich zwar heilen, allein ich blieb lahm und wurde entlassen. So ergriff ich das Gewerbe meines Vaters, — das Schicksal hatte es wohl so bestimmt — und bin ein Lastträger geworden, wozu denn wohl die Schultern noch taugen. Nicht wahr, Signor! höchst vortreffliche Schultern? Habt Ihr bemerkt, wie ich gestern Euren schweren Mantelsack leicht die Treppe hinaufschleppte? Ihr habt mich dafür aber auch gut bezahlt, darum will ich nun Alles thun, was Ihr befehlt! Ich bin zu Allem bereit!" —

Der Doctor hatte lächelnd und mit mehr Theilnahme die Erzählung angehört, als wenn Giuseppo nicht gleich beim Eingange über Donna Teresina so erwünschte Auskunft gegeben hätte. Freigebig wollte er ihm für die Nachricht klingenden Dank reichen, allein dieser wies lächelnd das Goldstück zurück und meinte:

„Signor möchten nur die Gnade haben und ihm das Geschenk, wofür er ihm im Voraus der Gnade aller Heiligen empfehle, aufheben. Ihr habt mich," fuhr er fort, „so freigebig bereits heute früh bedacht, daß ich, gelobt sey St. Gennaro! einige Tage so glücklich bin, nicht arbeiten zu dürfen. Habe ich viel Geld, verschwende ich viel; so kommt mir aber dies letzte Geschenk bei eintretendem Mangel wieder gut zu Statten und ich werde es mir dann ausbitten!" —

Ludwig staunte nicht wenig über solche Ansichten des Burschen und äußerte ihm dieß unverholen.

„Ihr scheint," sprach komisch seufzend dieser, „Ihr scheint, Signor Dottore! über die Natur eines Lazzaroni auch noch nicht recht im Klaren und uns für Spitzbuben zu halten. Das haben wir aber den Inglesi, den Engländern zu danken. Das sind Geizhälse und Verläumder, die der diabolo holen mag, wenn er Lust hat. Wenn wir, eines ehrlichen Profits willen, für geleistete Dienste von ihnen das Vierfache fordern, — denn fordern steht ja Jedem frei, — so sind sie so dumm, es uns auch zu geben, obgleich sie billiger dabei wegkommen könnten. So haben die Goddemmis uns in schlechten Ruf gebracht, uns Busciter — Diebe — genannt. Busciren thun wir aber nicht und sind ehrliche Christen. Wir brauchen wenig und sind doch vergnügt. Für ein Paar Gran kaufe ich mir eine Melone, die mich zwei Tage nähret und deren Schale groß genug, mich allenfalls darin vor den brennenden Sonnenstrahlen zu verkriechen. Habe ich mehr erworben, öffnet sich mir das Theater St. Carlino und ich sitze eben so keck und lustig da, wie mein Nebenmann, mit 20,000 Scudi Einkünften. Die Natur selbst stellt mir täglich ohne Bezahlung das schönste Schauspiel dar. Der Himmel ist mein Dach, und was die Bekleidung betrifft, da brauche ich, wie Ihr seht, auch nicht gerade viel. —

Und sind wir nicht auch für den Staat wichtige Personen? Gibt's Unzufriedenheit mit der Regierung, sind wir bei der Hand und verstehen dann schon die Sache in die richtige Stellung zu bringen, wenn es gleich dabei scheint als ob wir das Oberste nach Unten kehren. Dann fühlen die hohen Herrn erst, wer wir sind, und was wir vermögen, und werden dann geschmeidig und nachgiebig! — Ihr wißt nun, Signor! was Ihr von uns zu halten habt und könnt allenfalls in Eurem Vaterlande unsere Vertheidigung führen, wenn man uns Schufte nennt!" —

Der eintretende Marchese unterbrach die lebendige Rede Giuseppo's, der, nachdem er sich nochmals freundlich bei seinem verehrten Signor Dottore bedankt, abging, doch vorher, ohne daß Cassini es bemerkte, Ludwigen zuwinkte und auf den Marchese zeigend, mit einer sprechenden, dem Neapolitaner eignen Pantomime den Finger auf das obere Augenlied legte. Außerhalb der Thür, bis wohin ihm Ludwig mit einem fragenden Blicke, hinsichtlich des eben gemachten Zeichens gefolgt, flüsterte im Giuseppo leise zu: „Ich wollte damit sagen, Signor! nehmt Euch vor ihm in Acht! Uebrigens wache ich für Euch!" Und somit stolperte er, ein Liedchen summend, fort. Ein durch diese Worte rege gemachtes Mißtrauen erwachte in der Brust des Deutschen, doch eben so rasch schwand es wieder, als Cassini

ihm ein freundliches Gesicht zeigte. Der Glückliche theilte dem Marchese die erhaltene Nachricht über Donna Teresina mit, und dieser sichtbar erfreut, rieth, hinab an den Strand zu gehen, wo jetzt in den milden Abendstunden die elegante Welt sich versammle und vielleicht auch der holde Frauenstern sich zeigen würde. Sie durchstrichen die Chiaja, von Tausenden, die den schönen Abend genießen wollten, belebt, drängten sich durch die Menge der Fußgänger und den blitzschnell dahin eilenden Calessaren. Mancher lieblichen Gestalt schaute Ludwig unter den halbgelüfteten Schleier, ohne die Gesuchte zu erspähen. Auch am Fenster oder auf dem Balkon des Hauses war sie nicht zu erblicken. Schon dunkelte der Abend düster herauf, der Mond glänzte schon über die fernen Hügel des Vomero, der Vesuv leuchtete mit seiner Riesenfackel über den Meerbusen, und Ludwig, daran zweifelnd, Teresinen heute noch zu sehen, ließ sich von dem Marchese aus dem, von Gesang und Musik durchtönten Getümmel, aus der scherzenden und schwatzenden Menge ziehen und folgte ihm in die stillen Gänge der Villa reale, dem vielleicht schönsten Spaziergange der Welt. Schweigend schritten sie durch die Acazien-Alleen, neben rauschenden Fontainen, umduftet von blühenden Aloe- und Orangenbüschen bis zu dem in's Meer hineingebauten Vorsprung. Eine in weißen Schleier gehüllte Frauengestalt weilte bereits

dort und schien sich in der Abendkühle an der entzückenden Aussicht zu laben. Sie nahten sich ihr und auf das Geräusch der Kommenden wendete sie sich; es war Teresina. Stumm steht ihr, der Schweigenden, der Deutsche gegenüber, bis endlich der Marchese, nähertretend, den Freund und sich entschuldigt, daß die Donna von ihnen gestört worden sei. Mit der bezaubernd sten Anmuth leitete sie das Gespräch fort und so lustwandelten die Drei in den Laubgängen, gefolgt von den beiden Dienern der Donna. Doch die Nähe des Marchese hemmte die Worte Ludwig's und Teresina's, die ihnen vielleicht, ohne Zeuge, ihr Gefühl entlockt hätte und nur die Blicke, die, von dem Italiäner scheinbar unbemerkt, herüber- und hinüberschweiften, verriethen den Zustand ihrer Herzen. So war Mitternacht herangekommen und die beiden Gefährten geleiteten die Donna nach ihrer nahen Wohnung. Und als nun beim Abschiede der Doctor ihr nach deutscher Sitte die Hand küßte, fühlte er einen sanften Druck und die leisen Worte Teresina's, unvernommen von dem fern stehenden Marchese: „Ich erwarte Euch, Signor! morgen Abend bei mir!“ beseligten ihn und erfüllten das schwache, pflichtvergessende Mannesherz mit Entzücken.

Obgleich der Marchese augenscheinlich eine Mittheilung von Ludwig erwartete, so verschwieg dieser doch die Einladung der Dame, glaubend, daß ihre lei-

sen Worte auf Schweigen gegen den Marchese gedeutet hätten. Sie trennten sich still und in diesem Augenblicke schien das geknüpfte Freundschaftsband der beiden Männer lockerer zu werden, so wie die neuentstandene Liebe sanfte Ketten um den Deutschen schlang und ihr Rosenglanz das pflichtfordernde, heimathliche Bild in undeutlichen Schimmer zerfließen machte. Gewaltsam kämpfte Ludwig die Gedanken an Julianen nieder, die wie mahnende Richter aufstiegen. Die Gegenwart, die Beherrscherin der südlichen Flur, hatten ihren mächtigen Scepter über ihm geschwungen, die Vergangenheit wich, von ihr besiegt, allmählich zurück und die Zukunft wagte nicht, ihre Bilder der Herrscherin gegenüber zu entschleiern. Holde Träume umgaukelten den Wankenden, in voller Schönheit nahte sich Teresina's Bild den Schlummernden und Julianens Gestalt erblich vor dem hell auftauchenden Sterne der Nebenbuhlerin. —

5.

So wie in des Deutschen Herz die Liebe ihren zündenden Funken gesenkt hatte, so auch entbrannte gleiches Feuer in des Marchese Brust; hier aber in lodernder, verderbliche Gedanken reifender Flamme, dort aber mit starker, aber edlerer Gluth. Ihm und dem geliebten Weibe heilbringend, nur der nicht, die daheim

seinen Schwüren traute. Cassini der Italiäner, von Teresina's unendlichen Reizen entzückt und wohl einsehend, daß sie sich zu dem Geführten in Liebe neige, verzweifelte dennoch nicht, das Ziel zu erreichen, nach dem Ludwig strebte. Doch zu fein und listig, um diesem auch nur das Geringste von seiner Leidenschaft ahnen zu lassen, behielt er das unbefangene Wesen bei, dem Freunde Glück wünschend zu dem schönen Abentheuer, das er angeknüpft. — Für Ludwig schien sich der Tag nur mit bleiernem Flügel über den Erdball zu schwingen, so zog ihn die Sehnsucht zu Teresinen; als am Himmel die Sonne hinabtauchte, ging ihm eine leuchtende auf. Von einer Dienerin empfangen, wurde er zu Teresinen geführt, die seiner im reichverzierten Gemach, in das der Tag seine letzten, goldenen Strahlen sendete, wartete.

„Nun bin ich froh!" tönte ihm von den schönen Lippen entgegen, nun erst, da ich Euch, mein theurer Freund, wiedersehe! — Euch dünkt es fremd, fuhr sie lächelnd fort, daß ich Euch ohne Hehl das Gefühl meines Innern vertraue, doch warum soll der Mund verschweigen, was laut das Herz im Busen spricht? Ihr seyd's, zu dem ich mich mit ganzer Seele neige und auch Ihr, — Euer Blick hat es mir gestanden, — auch Ihr erwiedert mein Gefühl. Noch habe ich

nicht geliebt und nur als ich Euch erblickte, ging das Bild der Liebe leuchtend in mir auf!" —

Ein solches Geständniß aus dem Munde einer nordischen Dame würde auffallen, doch dort, wo die Sonne belebend alle Sinne durchdringt und entzündet, da rollt feuriger das Blut, flammt die Liebe freier und kühner auf und huldigt der Gegenwart, unbekümmert um alle beengenden Rücksichten des Lebens. Cassini hatte im vertraulichen Gespräch seinen deutschen Geführten mit diesen Ansichten, die auch das zartere Geschlecht des Südens hegt, bekannt gemacht, und so erwiederte er mit gleicher Freiheit die entgegenkommende Liebe Teresinens.

„Ihr habt," — entgegnete er auf ihre Rede, als sie sich auf schwellender Ottomane niedergelassen, „Ihr habt, schöne Donna, errathen, was mir im Herzen stürmt. Ich sah Euch zum Erstenmale in dem Getümmel der zahllosen, wogenden Menge, ich sah Euch und verschwunden war vor Eurer Schönheit die Pracht des Festes, die Heiligkeit des Tempels, in dem Ihr mir als leuchtendes Götterbild vorschwebtet, zu dem ich sehnsüchtig emporschaue. Ihr könnt mir die Hand reichen und mich in den Himmel ziehen, ohne Euch ist mir das Leben Tod!" —

Und höher flammte Ludwigs Auge, fest hing es an Teresinens Angesicht, die auf ihn, der ihr zu Füßen

gesunken, mit süßen Liebesblicken niederschaute. Rasch verflogen ihnen die Stunden und seinen umschlingenden Armen sich entziehend mußte sie ihn an die Heimkehr mahnen. „Bald sehen wir uns wieder! tröstete sie ihn mit süßer Stimme. „Doch bleibe unsre Liebe noch unser Geheimniß. Schweig gegen den Marchese! es ahnt mir, daß er wie ein böser Geist zwischen uns tritt!“ —

Du kennst Cassini? fragte Ludwig. —

„Ich sah ihn,“ erwiederte sie, „ich sah ihn an Deiner Seite zum Erstenmale. Doch ist sein Name hier in Neapel bekannt. Er war bei der staatsverrätherischen Verbindung, die vor einiger Zeit in unserem Vaterlande ausbrach, einer der eifrigsten Lenker, der Verführer so manches Unbesonnenen, die mit ihrem Blute die Schuld büßen mußten. Cassini flüchtete und unbegreiflich bleibt es mir, daß er es jetzt wieder wagt, sich hier zu zeigen, wo Preise auf seinen Kopf gesetzt waren.“ —

Er hat sich gerechtfertigt, theilte ihr Ludwig mit, und ihm ward, wie er mir sagt, die Verzeihung des Königs. Auch bist Du, meine Teresina! wohl zu sehr gegen ihn eingenommen, denn so lange ich ihn kenne, hat er sich mir als Freund, als Lebensretter erprobt. —

„Bau' nicht zu fest auf ihn!“ warnte Teresina; „nach Allem, was ich von ihm hörte, gleicht er dem Vesuv, unter dessen lachender, lockender Hülle Verder-

ben und Unheil schlummert. Du kennst den Südländer noch nicht, hüte Dich!"

Wohl lächelte Ludwig über die Besorgniß Teresinens, doch nahm er sich vor, ihren Warnungen zu gehorchen. Er sah den Marchese die folgenden Tage nicht, und in seiner Wohnung wurde ihm die Nachricht, daß er früh fortgegangen, aber noch nicht heimgekehrt sey. Der Abend führte Ludwig wieder zu Teresina; sie empfing ihn mit hingebender Liebe, doch schien irgend etwas sie zu verstimmen. Auf seine besorgte Frage gestand sie ihm, daß ihre Ahnung sie nicht betrogen, daß der Marchese die Ursache ihres Trübsinn's sey. Dieser hatte sie am Morgen besucht, ihr, die ihn höflich-kalt empfangen, seine Liebe gestanden, und als sie sich entrüstet von ihm gewandt, dem Deutschen, der sein höchstes Glück zerstöre, Rache geschworen. Nach einer Pause, während der Teresina Ludwig scharf angesehen, fuhr sie fort:

„Cassini konnte mich wohl erzürnen, doch noch eine Nachricht theilte er mir mit, die, wäre sie wahr, mich tödten würde. Du hast in Deiner Heimath eine Braut die Du liebst, die Dir verlobt? Ich liebe Dich zu heiß, als daß ich Deine Liebe mit einer Andern theilen sollte. Gesteh!" sprach sie, indem sie mit leidenschaftlicher Bewegung seine Hand ergriff, gesteh, daß Cassini wahr gesprochen und sieh mich sterben!" —

Nicht leugnen will ich, entgegnete er, daß daheim ein Wesen lebt, das ich liebte. —

„Also doch?“ rief Teresina, schluchzend das Gesicht in die Kissen der Ottomanne bergend, „also doch?“ —

Der Anblick der Leidenden, in Liebe zu ihm vergehenden Gestalt brach die letzte Fessel, die ihn noch an Julianen kettete.

Ich liebte jene, sprach er, Teresina umschlingend, ich liebte jene, ehe ich Dich gesehen, doch jetzt verschwand sie meinem Auge, meiner Seele, seit ich Dich geschaut! Der ist ein Thor, der sich nach dem unbedeutenden Veilchen sehnt, wenn ihm die Königin der Blumen, die Rose, in aller Pracht und Herrlichkeit entgegen leuchtet. Und wärst Du ein verlockend Bild der Finsterniß, ich würde Dir folgen! Ich glühe und lebe nur für Dich und nur der Tod kann mich aus Deinen Armen reißen! —

Fester hatte ihn das schöne Weib an sich gezogen, Lippe brannte auf Lippe, die Herzen pochten in wilder, stürmischer Wuth einander entgegen, in ihrem Arme vergaß er die Welt. —

Als die Nacht sich auf den Golf gelagert, entließ ihn Teresina aus ihren Armen. — „Fürchte,“ warnte sie ihn, „fürchte von Cassini's Wuth und Leidenschaft, die ihm aus dem Auge glühten, Alles. Hier gilt kein offener Kampf, in dem Du ihm, mein Ludovico! ent-

gegentreten darfst, nur gleiche Waffen, die der List stehen Dir zu Gebot!" —

Dem Feinde trete ich frei entgegen! sprach Ludwig, dessen deutscher Sinn die Tücke und Hinterlist verschmähte; laß sehen, wer von uns im Kampfe Sieger bleibt! —

Mit heißen Küssen verließ er Teresina, die jetzt sein ganzes Seyn und Leben beherrschte. Noch waren die Straßen lebendig. Er trat in eine der glänzenden Eisboutiken und kaum, daß er sich niedergelassen, gesellte sich der Marchese zu ihm, doch ohne Tücke, zutraulich wie immer.

„Nun, amico!" begann endlich Cassini, das Schweigen unterbrechend, indem der Andere verharrte, „wir haben uns lange nicht gesehen, zwar war es nur ein Tag, doch für Freunde, die unzertrennliche Gefährten waren, eine Ewigkeit!" —

Es lag an Euch, Marchese! antwortete Ludwig im herben Tone, es lag an Euch, daß Ihr Eure Sehnsucht nicht gestillt und mich besucht habt. —

„Das kommt," antwortete der Marchese, „das kommt daher, daß Ihr Euch in einer Stimmung befindet, aus der man sich ungern gestört sieht. Ihr schwebt jetzt in den höhern Regionen der Liebe, wo ein armer Erdenwurm, wie ich, ganz übrig ist." —

Und doch, fiel hier der Andre mit einiger Hitze

in's Wort, und doch sucht Ihr Euch diesen Regionen zu nahen, obgleich Ihr selbst sagt, daß Ihr nicht dahin gehört! —

„Ah so!" versetzte der Italiäner gelassen, indem er ruhig den kühlenden Trank hinunterschlürfte, „ah so! Also Teresina hat Euch schon gesagt, daß ich da war? Sie ist mir also zuvorgekommen?" —

Euch zuvorgekommen? fragte der Andre mit höhnischem Lächeln. —

„Ja wohl!" bejahte Cassini, „ich wollte Euch morgen selbst mittheilen, daß Ihr ganz glücklich, daß sie Euch nur allein liebt und die Prüfung, die ich ihr aufgelegt, wohl bestanden hat." —

Prüfung? ich verstehe Euch nicht! fragte Ludwig. Wie meint Ihr das? —

„So hört mich an!" erwiederte Cassini. „Seht! ich bin nicht mehr in den Jahren, daß die Liebe mich urplötzlich zu einem — Ihr vergebt mir wohl! — zu einem Hasenfuß machen sollte. Mein Herz ist für die Liebe nicht mehr so empfänglich, doch weiß es Freundschaft heilig zu bewahren. Noch sind wir freilich nicht lange beisammen, doch habt Ihr mich, glaube ich, in dieser kurzen Zeit schon als Euren Freund erprobt und wenn in des Südländers Brust einmal ein Gefühl entbrennt, sey es Zuneigung, sey es Haß, so ist es eine Flamme, die bis zum Grabe nicht erlischt. Ich sah,

daß Ihr mit aller Hingebung Euch zu Teresina neigtet, daß sie, dem Schein nach, Euch, nur Euch, ohne Nebenrücksichten liebte; doch wollt' ich erproben, ob ich mich nicht getäuscht, ob sie nicht vielleicht nach leichtsinniger Weiberart, nur Gefallen daran fände, Männer vor ihren Siegeswagen zu spannen und ein Spiel mit ihnen zu treiben. Darum nahm ich die Maske des Liebhabers an, bestürmte sie mit Zärtlichkeiten, vertraute ihr, daß Ihr schon daheim durch zarte Bande gefesselt, daß Ihr nur in ihren Reizen auf Augenblicke schweigen und sie dann verlassen würdet, doch standhaft hielt sie die Probe aus und — nun! Teresina hat es Euch ja wohl gesagt? — sie wies mich schnöde ab, schwur, daß sie Euch liebe, ewig lieben würde. Das war mir genug, ich ehre sie von jetzt an, dieses schönen Gefühls willen und wünsche Euch Glück!" —

Wäre es wahr? fragte zweifelnd der Deutsche, in dessen arglosem Herzen schnell das Mißtrauen wich, wäre es wahr? hätte Teresina und ich Euch Unrecht gethan? —

„Das ist wohl möglich und gewiß!" antwortete lächelnd Cassini; „ich kann Euch nicht zwingen, jetzt schon meinen Worten zu glauben, doch wird Euch die Zukunft von meiner redlichen Freundschaft überzeugen! — Jetzt laßt uns aber aufbrechen! Mitternacht ist vorüber!" —

Ausgesöhnt trennte sich Ludwig von dem Marchese. Der aber schaute ihm höhnisch nach und sprach lächelnd:

„Thörichter, leichtgläubiger Fant! der Du wähnst, mich an Dich gekettet zu haben! Ich will es seyn, aber zu Deinem Verderben! Meiner Liebe trittst Du in den Weg, Du sollst es büßen! Teresina muß mein werden, oder mit Dir untergehn!" —

6.

Ludwig lebte in den Armen Teresina's ein Leben der Freude. Der deutsche Sinn für Recht war vor dem leichtern des Genusses gewichen und vielleicht ein Zufall, so meinte er, würde das verworrene Gewebe seines jetzigen Lebens lösen. Auf diesen Löser des leichtsinnig selbst geschürzten Knotens hoffte er, wie Alle, die in eigner Schwäche befangen. Teresina war glücklich, ohne einen Vorwurf zu verdienen. Ihre Jugend hatte sie als Kostgängerin im strengen Klosterzwange verlebt, dann von den Aeltern zu einer Verbindung mit dem bejahrten Marchese gezwungen hatte sie gleichgültig an seiner Seite gelebt, ohne ihn lieben zu können. Dieses Gefühl ihr bis jetzt fremd, war nun mit aller Heftigkeit des südlichen Temperaments beim Anblicke des schönen, kräftigen Deutschen erwacht. Ganz unabhängig von

allen beengenden Schranken des Lebens, denn auch die Aeltern lebten nicht mehr, glaubte sie ihrer Neigung folgen und Alles daran wagen zu dürfen, in den Besitz des Geliebten zu gelangen. Mit Schönheit verband sie edlen Sinn und so gelang es ihr, Ludwig zu fesseln und ihn die Nebenbuhlerin vergessen zu machen. So lebte sie glücklich, gleich ihm, doch überzeugt, daß sein Verlust ihr den Tod geben müsse. Der ewig heitre Himmel, die Herrlichkeiten des Landes waren mit ihr im Bunde und hielten den Deutschen mit magnetischem Zauber zurück. Allmälig gewöhnte sich Ludwig an den Gedanken, daß Juliane aus Dankbarkeit, — hatte er ihr doch einst das Leben gerettet und Reichthum gespendet, — ihn vielleicht seiner Pflicht entbinden könne und nur die innere Ueberzeugung, Unrecht gethan zu haben und noch größeres zu thun, hatten ihn gehindert, die verlassene Braut mit seinem Vorhaben bekannt zu machen. Der Marchese, nicht aus redlicher Absicht, sondern um den verhaßten Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen, hatte unter der Maske des wohlwollenden Freundes ihn oft an die Heimath erinnert, doch nur auf Augenblicke keimte dann der Entschluß in ihm auf, sich von Allem loszureißen und nach der Heimath zu eilen. Sahe er Teresina wieder und ruhete in ihren Armen, war schnell der gute Vorsatz vergessen. Cassini mühte sich umsonst, zwar mit vieler Vorsicht, die Gunst

Teresinens zu erlangen, und so wuchs die Begierde nach dem Besitz der Schönheit und der Haß gegen Ludwig, der sich unter der täuschenden Maske der Freundschaft barg. —

Unterdessen war die Zeit der Villeggiatura herangekommen, die Teresina in einer, ihr gehörigen Villa auf der Insel Ischia zubringen wollte. Ludwig, der jede Stunde, die er nicht in der Geliebten Nähe zubrachte, für verloren hielt, folgte ihr. Cassini blieb in Neapel, wo ihn, wie er vorschützte, nöthige Geschäfte zurückhielten, und so schifften die beiden Liebenden an einem herrlichen Septembermorgen nach dem Eilande, von dem die Düfte der Orangen und Myrthen grüßend ihnen entgegenwehten. Dort in der, beinahe mit asiatischer Pracht geschmückten Villa, geschieden von den lebhaften Eindrücken, die das rege Treiben Neapels von Zeit zu Zeit auf Ludwig hervorgebracht, lebte er nur für die liebliche Zauberin, die ihn auf dieses, von den Göttern gesegnete Eiland entführt hatte. Tage und Wochen vergingen den Glücklichen, wie Minuten. Im duftigen Tamarindenhain, in dessen Schatten die Villa am Ufer des Meeres lag, saßen sie an einem Abende, hinschauend auf das Schauspiel des Sonnenunterganges. In Purpur und Rosengluth sank das Gestirn des Tages in die Fluthen; Himmel und Meer schillerte in den herrlichsten Farbenübergängen. Versunken in den An-

blick des Schönen, das sich rings um sie entfaltet, rief Ludwig: Hier ist Elysium! nur hier! —

„Und dennoch," sprach Teresina mit leisem Vorwurf, „und dennoch strebt Dein Sinn, sich von Allem, was Dich hier beglückt, loszureißen? Du scheust die Kette und wenn sie gleich von Rosen geflochten." —

O sprich, erwiederte er mit unsicherem Tone, o sprich, Teresina! nicht von scheiden! Laß die Zukunft unenthüllt, es ist so besser für uns Beide! —

„Und wenn nun plötzlich," fiel Teresina ein, „mich der harte Schlag treffen sollte, Dich scheiden zu sehen? Wenn Du Dich losrissest von diesem Herzen, das nur für Dich schlägt? Es würde brechen! Du hast mir geschworen, daß Du mich liebst, warum vereint uns nicht die Hand des Priesters auf immer?"

Und Juliane? sprach Ludwig leise, fast für sich, sie — . —

„O nichts von ihr!" unterbrach ihn heftig das schöne Weib, „nichts von ihr! Sie ist die Räuberin meines Glücks, die mich aus meinem seligsten Traume, gleich einem furchtbaren Geiste, aufschreckt. Sie liebte Dich nie wahr, sonst hätte sie Dich nicht von sich gelassen, hätte Dich mit aller Kraft des Lebens umschlungen, wie ich Dich umfasse! Trennung von Dir würde sie nicht überlebt haben. Vergiß sie und reiche mir

Deine Hand am Altare! Alles, was ich besitze, sey Dein, nur gib mir dafür Deine Liebe, Dich selbst!" —

Und bin ich nicht schon Dein? entgegnete Ludwig, sie umfangend, bin ich nicht schon Dein, auch wenn der Priester uns nicht verbunden? Das Band, das Deine Liebe um mich schlingt, ist so fest, wie das der Kirche! —

Fester wollte er sie an sich ziehen, doch zürnend riß sie sich aus seinen Armen und enteilte durch das Gebüsch. Ludwig sah ihr nach und seufzend sprach er still für sich: Das Schicksal glaubte ich mir geneigt, als es mich mit den Gaben des Reichthum's überschüttete. Es nahm mir dafür des Herzens Ruhe und zwingt mich, da zu entsagen, wo ich das wahre Glück zu finden hoffe. O einen Lichtstrahl nur in diese Nacht des Zweifels gib mir, launenhaftes Geschick meines Lebens, nur einen Lichtstrahl, damit ich in diesem Dunkel nicht untergehe! —

In Gedanken versunken, weilte er noch auf der Ruhebank, als sich vom Meere her das Plätschern eines Ruders hören ließ. Er schaute auf und erblickte Giuseppo, den Lazzaroni, der in einem kleinen Nachen landete.

„Ah, liebwerthester Signor Dottore!" rief dieser, indem er ausstieg und den Nachen befestigte, „gut, daß ich Euch treffe! Mich hat nach Euch verlangt, wie nach dem Osterei, oder besser, wie nach einem Glase Eis-

wasser, denn das ist jetzt zu brauchen! O Dio! wie heiß!" —

Was führt, fragte Ludwig lächelnd, was führt Dich, Giuseppo, denn über's Meer zu mir? Wichtiges muß es seyn, sonst hätte es Dich zu einer solchen Anstrengung nicht bewegen können. —

„Per Dio! Ihr verkennt mich! Arbeiten ist meine Sache nicht, aber für Euch, beim heil'gen Gennaro! für Euch thue ich schon ein Mehreres. Ihr seyd mein höchst trefflicher Gönner, für den ich allenfalls nach dem Vesuv laufen oder vielmehr hinken würde, wenn Ihr es verlangtet!"

Das verlange ich nicht, antwortete der Gönner, doch Auskunft darüber, was Du mir bringst! —

„Was ich Euch bringe? Ja so!" sprach Giuseppo, indem er sich mit der rothen Mütze Luft zufächelte, „was ich Euch bringe? Einen Brief! — Und wie ich dazu komme? das will ich Euch wohl erzählen, vortrefflichster Signor! Es war um die Zeit der Siesta, ich ruhte vor Eurem Hause. Ein schönes Plätzchen, Schatten und kühler Seewind! — also ich ruhte und dachte an Euch, liebwerthester Signor! denn es kann doch nun schon die vierte Woche seyn, daß ich Euch nicht gesehen und noch immer von Eurem schönen Golde zehre, daß Ihr mir hin und wieder schenktet, wofür Euch Gott segnen möge! — Nun, nun! Ihr müßt

nicht ungeduldig werden! beruhigte er Ludwig, der den Brief erwartete, „ich bin gleich zu Ende! Also wie ich ruhte, kam der Diener von Gervasio Leanzi, Eurem Bankier, der ein höchst vortrefflicher Mann ist, der Diener, meine ich! und mich noch vom Theater her kennt; der wollte in Eure Wohnung. Euer Diener! rief ich ihm zu, wie gehts? und so gab ein Wort das andere, wobei er mir sagte, daß er einen Brief für Euch aus Eurer Heimath hätte, der seinem Herrn zugekommen. Ich berichtete ihm darauf, daß Ihr, Signor Dottore nicht zu Hause, sondern zur Villeggiatura auf Ischia wäret; Eure Zurückkunft wäre unbestimmt, wie ich von den Wirthsleuten erfahren. Das war dem Diener des Signor Leanzi nicht recht, und so erbot ich mich, Euch den Brief zuzustellen, da ich so glücklich wäre, Euch bekannt zu seyn und Euch gern einen Dienst erweisen möchte. Mein guter Freund, Jeronimo, lieh mir seinen Kahn und so kam ich her und habe die Ehre, Euch, geschätzter Signor! den Brief zuzustellen!" —

Giuseppo hatte seine Rede beschlossen und überreichte nun mit tiefen Bücklingen den Brief. Ludwig erbleichte, als er die Aufschrift sah und Juliannens Schriftzüge erkannte. Das Schreiben war der Bote, der ihn mit traulichen Worten zur Rückkehr mahnen, der ihn losreißen sollte von dem Paradiese, in dem er schwelgte, der ihn in die kalte Gewöhnlichkeit des Le-

bens zurückzog. — „Und gerade jetzt," sprach er für sich, „gerade jetzt mußt Du kommen! Jetzt, wo der Gedanke an eine mögliche Trennung Teresina so tief ergreift! An Freuden arm bin ich wieder, wie vormals und das Unglück rüttelt mich höhnend aus dem süßen Traume. Doch schon so viel Trübes hab' ich geduldet, mag nun schon kommen, was da will!" —

Er erbrach den Brief und las. Ein bittres Gefühl schien in seiner Brust emporzusteigen und noch einmal durchflog er die Zeilen. Sie lauteten:

„Geehrter Herr! Durch Herrn Leberecht, den Sohn unseres Stadtpfarrers, der von seiner Malerreise aus Italien zurückkehrte, erfuhr ich, daß Sie die frühern Bande, die uns an einander fesselten, gelöst und mit neuen vertauscht haben. Ihre Verbindung mit einer Donna Marini in Neapel sey so wenig ein Geheimniß, daß sie es Herrn Leberecht selbst mitgetheilt hat. Von der Wahrheit dieser Angabe mußte ich mich um so mehr überzeugt halten, da Sie seit Ihrer mehrmonatlichen Abwesenheit mir keine Nachricht gegeben. Darum glaube ich ihnen auch einen Gefallen zu thun und Ihre etwaigen Gewissensscrupel zu beseitigen, wenn ich Sie von meiner bevorstehenden Verbindung mit dem Herrn Stadtgerichtsdirector Lämmlein benachrichtige. Er ist ein Mann in Amt und Würden, außerdem ein liebenswürdiger Mann und daher eine annehmbare

Parthie. Indem wir uns Ihrem Wohlwollen empfehlen, zeichne ich mich mit Hochachtung als Ihre ganz ergebenste —."

„Ganz ergebenste Schlange!" rief der Erbräutigam, indem er den Brief in der Hand zerdrückte. „Für einen Engel der Sanftmuth hielt ich sie, glaubte mit ihr im Vaterlande glücklich zu seyn! Aber auch da wieder getäuscht! Fahr hin mit deinem malitiösen Lämmlein, heirathet Euch und —. Aber bin ich nicht ein Thor?" unterbrach er lachend sich selbst, „daß ich mich über den angenehmen Kanzleistyl dieses Briefleins ärgere, daß ich Julianen zürne? Wer hieß mich auch, dem Mosje Leberecht meine Liebe zu Teresina vertrauen. Freilich der Zungenlöser, der Wein that's, als der Herr Maler seinen letzten Abend in Neapel bei mir zubrachte. Und doch war's gut! Juliane hat für den schlichten Doctor jetzt einen gewaltigen Staatsdiener zum Manne, und küssen möchte ich sie dafür, daß sie mir jetzt meine Person zur eignen Disposition wiedergegeben. Wir sind quitt, denn für die wiedererlangte Freiheit gönne ich ihr gern die Hälfte meines Vermögens, die ich ihr zum Eigenthume verschrieb und die meinem vormaligen Quälgeiste, dem Stadtgerichtsdirector nicht übel munden wird. Jetzt erst bin ich glücklich und Teresina ist mein oder ich vielmehr der Ihre. Seyd gesegnet ihr zierlichen Krabfüße des Briefleins und Du, mein Freudenbote

Giuseppo!" rief er diesem zu, der die Arme untergeschlagen, mit ruhiger Verwunderung die Freudenäußerungen des Signor Dottore zugeschaut. „Komm her, Giuseppo! Wisse Mensch, daß Du mir eine herrliche Nachricht gebracht, gerade in dem Augenblicke, wo ich sie höchst nöthig brauche! Da nimm! sprach er, dem Lazzaroni seine Börse hinwerfend, da nimm, und freue Dich mit mir!" —

„Das will ich, Signor!" antwortete der erfreute Bursche, „das will ich! habe mich schon lange auf eine Flasche guten Weins gefreut, nun will ich Eure Gesundheit darin trinken. Es ist mir lieb, daß ich Euch gute Nachricht gebracht, doch ist die Börse dafür wohl zu schwer. Deswegen bleib' ich Euer Schuldner und werde Euch, geehrter Signor! meine Schuld durch einen Dienst abzutragen suchen, der aber höchst vortrefflich seyn muß. — Jetzt muß ich nach der Stadt zurück, unterdeß beschütze Euch St. Gennaro! Eh viva!"—

Die Mütze schwingend, ruderte er jubelnd über den dunkeln Spiegel des Meeres fort. Ludwig eilte zu Teresina, die er in Thränen überraschte.

„Kommst Du," rief sie ihm entgegen, „kommst Du, kalter Deutscher, Dich an meinem Schmerz zu weiden?" —

Gott behüte, antwortete er scherzend, Gott behüte! Im Gegentheil! der reuige Sünder kehrt zurück, um

Verzeihung zu erflehen und sich Dir auf ewig zum Sclaven zu ergeben. —

„Noch Spott?" fuhr sie lebhaft auf, „noch Spott?" —

Nein! erwiederte Ludwig ernst, ich komme, Dich um Deine Hand zu bitten! Ich rede Wahrheit, bei den Heiligen! Daheim fesselt mich jetzt keine Pflicht mehr und ich darf frei dem Zuge meines Herzen folgen, das nur für Dich schlägt! —

Forschend blickte Teresina ihn an; als sie aber die Wahrheit seiner Worte in dem Ernste seines Blicks bestätigt fand, umschlang sie ihn mit glühender Lust und an ihn geschmiegt, sprach sie: „Ewig Dein!" —

Ewig Dein! wiederholte Ludwig, nun erst bin ich ganz glücklich! —

4.

Ein frischer Wind trieb am andern Morgen das Boot der beiden Liebenden zurück nach der Stadt, die jetzt erst Ludwig, nachdem die Zweifel seines Lebens und seiner Liebe vor dem Morgenroth der ersehnten Gewißheit zerronnen waren, als das ihm lachende Paradies begrüßte. Kaum in seiner Wohnung angelangt, trat der Marchese zu ihm ein.

„Seyd mir gegrüßt, amico!" begann er mit über-

triebener Freundlichkeit, „seyd mir gegrüßt! Wir haben Euch lange entbehrt, doch ließ es sich auch wohl vermuthen, daß Ihr Euch nicht so schnell aus Armidens Zaubergärten losreißen würdet. Und doch glaube ich, fürchte ich, daß Ihr nur gekommen seyd, um uns bald auf immer zu verlassen." —

Ich Neapel verlassen? fragte Ludwig, ich verstehe Euch nicht! Erklärt Euch deutlicher! —

„Aus Giuseppo's, Eures getreuen Lazzaroni Rede stieg mir die Vermuthung auf," antwortete der Marchese, er hätte Euch einen Brief aus Eurer Heimath gebracht, der Euch viel Freude gemacht, so viel Freude, daß Ihr dem Schuft sogar eine volle Goldbörse geschenkt habt." —

Ganz recht! fiel Ludwig ein, ganz recht! Der Brief macht mir viel Freude! —

„Also doch von Eurer Braut?" fragte lächelnd Cassini. —

Da habt Ihr wieder recht! antwortete der Andere. Doch wißt Ihr vielleicht auch schon, was sie schrieb? —

„Ich kann es fast vermuthen!" meinte der Italiäner. „Was wird es anders seyn, als zärtliche Versicherungen, die Bitte, heimzukehren, und in ihren Armen glücklich zu seyn?" —

Gefehlt! sprach lachend Ludwig, weit gefehlt! Wohl war der Brief von Julianen, doch nur, um mir zu

melden, daß sie ihre Hand nicht mir, sondern einem Andern reichen wird!

„Ihr scherzt!" fiel der Marchese ein. —

Ganz und gar nicht! antwortete der Fröhliche, ich sprach die Wahrheit. Sie selbst hat mich meines Wortes entbunden, ich bin jetzt frei, doch werde ich es nicht lange bleiben. Ich liebe Teresina, sie mich wieder, in wenigen Tagen reicht sie mir die Hand, um mir hier an ihrer Seite eine neue Heimath zu gründen. —

Eine schnelle Röthe überflog das, in heftiger Bewegung arbeitende Gesicht des Marchese, stumm stand er einige Augenblicke, doch sich gewaltsam selbst bekämpfend, sprach er endlich mit Fassung:

„Verzeiht, daß ich nicht sogleich Euch meinen Glückwunsch darbrachte, doch überraschte mich Erstaunen und Freude zu sehr! —

Ich weiß! antwortete Ludwig, ich weiß, daß Ihr es mit mir gut meint und danke Euch herzlich! — Doch jetzt verzeiht Ihr wohl, daß ich Euch verlasse. Die Liebe ist ein gar mächtiger Magnet und zieht mich zu Teresina. Ich sehe Euch ja wohl recht bald wieder und theile Euch meine Wonne, mein Entzücken mit! —

„Geht nur!" sprach scherzend der Marchese, „geht nur, Ihr kalter Deutscher, dessen eisige Kälte geschmolzen ist vor den Strahlen einer italischen Sonne. Gern tritt der Freund bescheiden zurück, wenn die Liebe süß

und zärtlich winkt. Bittet Teresina in meinem Namen, jetzt auf mich, den Verkannten, ein wenig freundlicher herniederzublicken. Adio!" —

Ludwig eilte zur Geliebten, die er nun bald ganz besitzen sollte. Der Marchese schlich, in sich gekehrt, längst dem Strande des Meeres hinab. — „Thörichter Fant!" murmelte er, „der Du schon wähnst, am Ziele Deiner Wünsche zu seyn! Du irrst! Noch steht Dir ein mächtiges Hinderniß entgegen und das bin ich! Du hast Dir selbst Dein Urtheil gesprochen, Dein Unterzang ist beschlossen. Du fällst als ein Opfer meiner Rache!" — Ein widriges Lächeln überflog seine scharfen Züge und indem er aufsah und Giuseppo erblickte, sprach er: „Ha der! er sey das Werkzeug meiner lenkenden Hand! — Giuseppo!" —

Was steht zu Diensten, werther Herr? fragte der Gerufene, ohne sich aus seiner liegenden Stellung zu erheben. —

„Du bist ein trefflicher Bursche!" sprach Cassini und fuhr fort, als der Belobte lächelnd den Kopf neigte: „Willst Du etwas verdienen?" —

Warum nicht? meinte Giuseppo, doch muß die Arbeit nicht zu schwer seyn. Der deutsche Signor hat mich durch seine Geschenke der Anstrengung überhoben. Doch sprecht nur! was soll es seyn?

„Wie hoch beläuft sich denn der Schatz, den er Dir schenkte?" fragte der Marchese. —

Zwanzig schöne Ducaten! antwortete Giuseppo.

„Noch ein Mal so viel erhältst Du von mir," sprach der Andre, „und die Arbeit dafür ist leicht. Der Deutsche hat mich schwer beleidigt; ich rettete einst sein Leben und nun belohnt er mich dafür mit schnödem Undank. So etwas, weißt Du, erträgt ein guter Christ nicht. Du sollst mich rächen!" —

Ich, Signor Marchese? fragte der Lazzaroni gespannt, indem er sich in eine sitzende Stellung emporrichtete, wie meint Ihr das? —

„Du verstehst, hoffe ich, Dein Messer zu führen, Giuseppo? Ein Stoß von Deiner sichern Hand und ich bin von dem Anblicke des Verhaßten befreit, Du aber um funfzig Ducaten reicher!" —

Seht! antwortete Giuseppo, indem er den Marchese fest anschaute, seht, Herr Marchese, ich bin ein Bursch, der gern auf ehrliche Art funfzig Ducaten verdient, doch thut's mir leid, Euch dieß Mal nicht zu Dienste seyn zu können. Der deutsche Doctor hat mir seit er hier in Neapel ist, Gutes gethan, mich besser behandelt, wie ein armer Lazzaroni es verlangen könnte und da wäre ich dann wohl ein Schuft, wenn ich so viel Gutes mit dem kalten Eisen belohnen sollte! Nein, Signor Marchese! das geht nicht! Auf ein anderes

Mal steht Euch mein Messer zu Befehl und Ihr könnt über Euren gehorsamen Diener verfügen. Dieß Mal laßt mich in Ruh! —

„Du bist ein Narr!" sprach der Marchese mit finstern drohenden Blicken. „Nimm Dich übrigens in Acht, etwas von unserm Gespräch zu verrathen! Niemand hat es gehört und daß ich, gelüstete es Dich etwa, meinen Angeber zu spielen, leicht die Sache zu Deinem Verderben wenden könnte, kannst Du mir glauben. Sey also vernünftig und vergiß, was wir gesprochen!"

So, indem er ihm ein Goldstück zuwarf, entfernte er sich. Giuseppo steckte es ruhig in die Tasche und dem Wegeilenden nachschauend, sprach er lächelnd:

Das bleibt für Euch bewahrt! Vielleicht bedarf der Herr Marchese nächstens eine Seelmesse in Santi Apostoli und dieses Goldstück reicht allenfalls auch zu ein Paar hin. So lang ich athme, sollt Ihr meinem guten Signor Tedesco kein Haar krümmen, Eurer List ist die meine wohl gewachsen und Gewalt will ich schon wieder mit Gewalt vertreiben! —

Unterdeß der Marchese über Ludwigs Verderben brütete, weilte dieser sorglos bei Teresina. In wenigen Wochen sollte die Vermählung vollzogen und so Beider Wunsch befriedigt werden. Noch einen Ausflug, wenn auch nicht so weit, wie der, welcher ihn aus der Hei-

math entführte, wollte er machen. Der Vesuv, dessen Haupt er nun schon jeden Tag in der Ferne erschaut, zog ihn, wie jeden Fremden an. Teresina, der er den Wunsch äußerte, jetzt heitern Sinnes, rieth ihm davon nicht ab, weil sie ihn zu sehr liebte, als daß sie nicht bereitwillig auf seine Wünsche eingegangen wäre. Doch drang sie darauf, daß er die kleine Reise jetzt unternehmen sollte, damit er bald wieder in ihre Arme zurückkehre, und so beschloß er, am folgenden Tage dahin aufzubrechen, in der Nacht den alten Riesen zu besteigen und dann von seinem Gipfel das herrliche Schauspiel des Sonnenaufgangs zu genießen. Dem Marchese, den er noch am heutigen Abende traf, theilte er seinen Plan mit und dieser war mit Freuden erbötig, sein Gefährte zu seyn.

„Wir haben ja schon eine größere Reise recht froh mit einander gemacht;" sprach er, „ich führte Euch in das Land, wo Euch des Glückes Stern erglänzt, drum wird auch vielleicht jetzt meine Führung Euch zu etwas Gutem leiten;" —

Es bleibt dabei! antwortete Ludwig, und man beschloß, am künftigen Mittage bei Teresina zusammen zu treffen und von dort die Reise anzutreten. — Mit heimlicher Schadenfreude, die sich auf seinem Antlitze spiegelte, ging der Marchese in seinem Zimmer auf und ab. — „Du hast Dir, deutscher Gefährte!" sprach er

lächelnd, „Dein Grab selbst ausersehen! Wo Andre sich mit einem Hügel begnügen, wählst Du Dir einen Riesenberg. Ich gönne ihn Dir, bald schläfst Du in seinem tobenden Innern ruhig und sanft und störst mich und meine Liebe nicht mehr! — Ist er fort, wird Teresina meinen Wünschen sich wohl geschmeidiger zeigen, denn auch von ihr gilt ja unser Sprichwort: Contano dagli occhi, contano dal cuore! aus den Augen, aus dem Sinn! — Für Dich, Du kecker Deutscher! steigt morgen die Sonne zum letzten Male auf, die folgende bestrahlt schon Dein Grab!" —

Während er so dem Vorsatze, der in seiner Brust gereift, Worte lieh, pochte es leise an die Thür. Schauernd fuhr er zusammen und fragte zitternd: „Wer ist's, der noch in später Nacht meine Ruhe stört?"

Macht auf, Signor! antwortete leise eine unbekannte Stimme, macht auf! dringende Nachricht bringe ich Euch! —

Rasch griff Cassini nach der geladenen Pistole und öffnete. Eine lange Mannsgestalt, tief in den weiten Mantel gehüllt, den großen Hut in's Gesicht gedrückt, trat herein und übergab ihm einen Brief.

„Nehmt und befolgt seinen Inhalt!" sprach leise der Unbekannte und entfernte sich rasch. Erstaunt sah ihm der Marchese nach. — Sonderbar!" murmelte er

und erbrach den Brief, dessen Inhalt alles Blut aus seinen Wangen jagte. Er lautete:

„Neue, gewichtige Anzeigen Eurer Anstiftungen und Theilnahme bei den letzten Staatsunruhen sind bei der Vicaria eingelaufen. Euer Kopf hat noch nie so wenig fest auf den Schultern gesessen, wie jetzt, darum sucht ihn in Sicherheit zu bringen. Morgen Nacht sollt Ihr ohne alles Aufsehen verhaftet werden; flieht darum morgen so vorsichtig, wie möglich. Dieß räth Euch ein unbekannter Freund." —

„Verdammt!" sprach nach langem Schweigen der Marchese, „Verdammt! Kaum glaubt' ich mich in sicherer Ruhe, so treibt mein Geschick mich wieder aus dem Vaterlande. Und jetzt, wo ich, des verhaßten Nebenbuhlers mich entledigend, Teresina für immer gewinnen könnte, jetzt soll ich fort und beide Glückliche zurücklassen? Nimmermehr! Teresina ist für mich verloren, so falle sie denn mit ihm! Verderben will ich Alles um mich her, was mich den Ausgestoßenen, mit seinem Glücke höhnt: Der morgende Tag ist noch mein — er soll benutzt werden!"—

Der Morgen fand ihn wachend und Alles zur Flucht ordnend. Die innere Unruhe wußte er geschickt zu verbergen. Ein Jonisches Schiff, das unfern von Amalfi ankerte und den andern Morgen auslaufen wollte, um nach Griechenland zu segeln, sollte ihn aufnehmen,

so hatte er es mit dem Capitain verabredet. Ludwig sollte in der Nacht noch als das Opfer seiner Rache fallen und auch Teresina. Zu ihr war Ludwig gegen Mittag gegangen, nachdem er Giuseppo noch den Auftrag gegeben, dem Marchese, den er nicht daheim fand, zu sagen, ihm dorthin zu folgen, und dann mit ihm die Fahrt nach dem Vesuv zu machen.

„Mit dem Marchese auf den Vesuv?" fragte Giuseppo. „Signor! das ist nicht wohl gethan! doch ja! was schwatze ich auch!" fuhr er fort, „ich wollte sagen, es ist gut! Ich will's bestellen. Auf Wiedersehen, Signor! — Ho, ho! Signor Marchese!" sprach er für sich, als Ludwig sich entfernt, „also auf dem Vesuv wollt Ihr Euren Vorsatz ausführen? Freilich! der Krater des Riesen ist groß genug, einen deutschen Dottore aufzunehmen, und tief genug, als daß zu befürchten, er würde den Herrn Marchese noch ein Mal incommodiren! — Ah, seyd gegrüßt, Signor Marchese!" rief er diesem zu, der eben des Weges kam, „gut, daß ich Euch treffe! Der Doctor läßt Euch bitten, ihm zu Donna Marini zu folgen, und von dort die verabredete Fahrt zu unternehmen." —

Gut! antwortete zerstreut Cassini, ich werde kommen! —

„Also auf den Vesuv gehts?" fragte Giuseppo mit pfiffigem Lächeln. „Das war denn auch am rath-

samsten! Die Deutschen sind neugierig, wollen dem Alten da oben so recht nahe in den Rachen schauen, dann bedarf's nur eines Stoßes und der verschlingt den Neugierigen, zur Freude aller guten Christen! Hab' ich recht?" —

Narr! antwortete der Marchese und wollte sich entfernen.

„Halt, Signor!" rief ihm der Lazzaroni zu, indem er er ihn bei der Hand ergriff, „eilt doch nicht so und gönnt doch dem povero diabolo noch einige Minuten das süße Gekose mit seiner Donna! Denn daß es so werden soll, wie ich gesagt, ist doch wohl richtig? — Nun, wenn Ihr Euch denn mit Gewalt losreißt," rief er Cassini nach, der sichtlich über das Geschwätz des Burschen verdrossen, sich losmachte und davoneilte, „so lauft nur, lauft! Gutes Geschäft, Herr Marchese! — Mein Vetter Pietro," überlegte er, „wird mir wohl seinen Esel borgen, zwei Ducaten soll er haben. Es ist ein gutes Thier, nämlich der Esel! flink auf den Beinen und kennt den Weg nach Portici, wie ein geborner Neapolitaner!" — So mit sich redend, hinkte er in eine enge Gasse und verschwand in einem kleinen Hause. —

Bei Teresina war indeß die Tafel beendet. Sie war mit Ludwig auf den Altan getreten, und Beide

schauten nach dem Ziele der Wanderung hinüber, dem luftigen Wahrzeichen Neapels, dem Vesuv, der seine Dampfsäule kerzengerade in das blaue Firmament hinaufsendete. Unbemerkt von den Beiden zog der Marchese, der noch am Tische hinter ihrem Rücken saß, ein kleines Fläschchen hervor und goß einige Tropfen in Teresina's Glas.

„Laßt uns," rief er den Beiden zu, „laßt uns aufbrechen, Signor Ludovico! doch vorher noch ein Glas auf glückliche Fahrt, wobei Donna Teresina uns wohl Bescheid thun wird. Gilt es doch dem Geliebten!" —

Sie ergriffen die Gläser und sorglos trank die Verrathene den unheilbringenden Wein. Scherzend und heiter reichte sie Ludwig zum Abschiedskuß die Lippen, benetzt von den Tropfen des Todes. Der Calessar rollte mit den beiden Männern fort, noch einmal schaute Ludwig nach Teresinen zurück, die ihn grüßend mit dem weißen Tuche nachwinkte. Sie hatten sich zum letzten Male gesehen!

Mit fast ausgelassener Lustigkeit unterhielt der Marchese den Gefährten, während sie über Barra und Resina nach Portici gelangten. Dort wollte Ludwig den gewandten und rüstigen Salvatore, den bekannten Führer der Fremden aufsuchen, doch der Marchese rieth ihm davon ab. —

„Sollen wir," meinte er, „sollen wir, wenn unsre Seele in der unnennbaren Schönheit des Anblick's, der unserer wartet, schwelgt, uns aus dem schönen Traum durch das Geschwätz des langweiligen Cicerone wecken lassen? Schon oft bestieg ich den Berg und kann auch jetzt Euer Führer seyn!"

Und so zogen sie durch die lachenden Regionen am Fuße des Bergkegels, an Villen und Klöstern vorbei und ruhten auf halbem Wege in der Einsiedelei bei Fra Domenico. Unterdeß war die Sonne still hinter einem Purpurschleier versunken, schnell ward es Nacht. Schweigend zogen sie unter glühenden Steingirandolen, die von Zeit zu Zeit der Berg über sie hinaussandte, dem Aschenkegel näher, neben ihnen rollte ein Gluthstrom, feurige Cascaden bildend, hinab. So gelangten sie zu dem Krater des Berges. Dicke Schwefelwolken verhüllten ihnen die Aussicht. Ludwig schauderte, auf das grausende Schauspiel blickend.

Seht Ihr dort die Gestalt im Dampfe? fragte er plötzlich den Marchese. —

„Es ist nichts!" antwortete dieser lachend, „dicker Rauch, der sich zusammenballt und das Auge täuscht. Doch laßt uns näher treten! so nahe wie möglich, damit wir auch einen Blick in die Hölle werfen; des Paradieses sind wir ja schon in Neapel gewöhnt!"

Und näher zog er ihn durch heiße Asche zu dem grausen Schlunde. Da erfaßte er ihn hinterrücks mit einer geschickten Wendung und rief mit gräßlichem Lachen:

„Gute Nacht, mein lieber Deutscher! Fahret hin, wo Teresina Eurer schon harrt. Mein schnelles Gift sandte sie Euch voraus!"

Ludwig wandte alle Kraft an, sich dem Wüthenden, der ihn von hinten umfaßt hatte und immer näher zu der Oeffnung drängte, zu entwinden. Umsonst! Wie der Tieger seine Beute, so hielt ihn Cassini umklammert; schon verging dem Deutschen die Kraft, da fühlte er sich plötzlich losgelassen und sah den Marchese brüllend zur Erde stürzen. Giuseppo stand neben ihm mit geschwungenem Messer.

„Verdammte Bestie!" rief der Lazzaroni dem Marchese zu, „noch kam ich zu rechter Zeit! Jetzt fahre Du hinab zur Hölle, wohin Du gehörst!" und den Verwundeten emporreißend, stieß er ihn in den feurigen Schlund. Dumpf donnerte der Berg, als ob er über das Opfer zürne.

„Nun kommt, Signor!" flüsterte Giuseppo zu Ludwig, der starr und stumm die ganze Scene angesehen, „kommt, hier ist's nicht geheuer!" und zog ihn mit sich den Berg hinab. „Dankt den Heiligen, daß sie Euch aus großer Noth errettet!" —

Wo kamst Du her, Giuseppo? fragte Ludwig. —

„Aus Neapel zu Eurer Rettung!" antwortete er. „Schon eine Stunde lang lag ich, vom Dampf verhüllt, hier oben auf Euch wartend. Unvorsichtig hatte der Verdammte mich halb und halb zu seinem Vertrauten gemacht und mir so das Loos enthüllt, das Eurer wartete!"

Und Teresina? Gerechter Gott! rief Ludwig, sich der letzten Worte des Marchese erinnernd. Sprach der Elende nicht von Gift? Schnell! laß uns eilen! Giuseppo! —

Mit Gold belohnt brachte sie der Callessar im Fluge nach der Stadt. Ludwig stürzte zu Teresina, klagend traten ihm die Diener des Hauses entgegen. Er eilte nach ihrem Zimmer und das Blut stockte in seinen Adern. Wie eine weiße Rose lag Teresina auf dem Lager, der Tod hatte die schönste Blume mit giftigem Hauche entblättert. Im tiefsten Schmerz warf sich Ludwig neben der Leiche nieder. „Erwache, Teresina!" rief er, „erwache! Du bist ja nicht todt! Es kann nicht seyn! O Gott! es kann ja nicht seyn!"

Teresina's Duenna reichte ihm ein beschriebenes Blättchen, es war mehrere Stunden nach Ludwig's Abreise auf den Boden gefunden worden und von des Marchese Hand.

„Ihr habt meine Liebe verschmäht, Teresina!" schrieb er, „und liebt den Deutschen. Grund genug für mich, Euch Beide zu verderben! Gift, von meiner Hand gemischt, trankt Ihr im Weine. Von meiner Hand hinabgeschleudert, ruht diese Nacht noch Ludwig im Schlunde des Vesuv's. Der Morgen findet mich schon fern von hier, und triumphirend blicke ich aus fremdem Lande auf Eure Gräber hinüber! Cassini." —

„Aerztliche Hilfe vermochte nichts mehr," berichtete die Duenna. „Ob die Boten, die Teresina zu Eurer Rettung nachgesandt, Euch trafen, weiß ich nicht." —

Der Brief des Marchese diente dazu, Ludwig bei dem Gerichte zu rechtfertigen, da außerdem noch Giuseppo Zeugniß von dem Vorfall auf dem Berge ablegte. Des Marchese Haupt wäre dem Gesetz verfallen, wenn ihn nicht schon früher die rächende Hand der Nemesis ereilt hätte.

6.

Es war an einem heitern Sommerabende, vielleicht zehn Jahre nach diesem Vorfalle, als ein junger deutscher Maler in Neapel hinauf zu dem Camaldulenser

Kloster auf der höchsten Spitze des Vomero stieg. Keine Feder, kein Griffel schildert die Aussicht, welche sich von dieser Höhe dem Auge darbietet.

„Hier ist Seligkeit!“ rief der deutsche Jüngling dem Mönche zu, der neben ihm stand. —

Für die, welche hier nicht immer weilen! antwortete der Mönch in deutscher Sprache. —

„Ihr seyd ein Deutscher, ehrwürdiger Vater?“ fragte der Jüngling. —

Ich bin's! antwortete der Andre. Ihr wähnt, hier wohne Seligkeit, und doch verschließen diese Mauern Unglückliche, deren Seelenwunde selbst die Natur nicht zu heilen vermag! Kehrt bald zurück, mein junger Freund, in Euer Vaterland! Flieht dieses Paradies, in welchem mich des Schmerzes schärfster Stachel verletzte!

Die Glocke rief zum Gebet. Segnend breitete der Mönch die Hände gegen den Jüngling aus und schied mit einem: Lebt wohl! —

„Wer war der Pater?“ fragte der Maler einen Laienbruder, der in dem kleinen Garten sich beschäftigte.

Man nennt ihn Dolorosus! antwortete Giuseppo, denn dies war der Laienbruder. Alles hat er verloren und sucht in diesem heiligen Hafen nach schweren Stürmen die Ruhe!

Von ihm erfuhr der deutsche Maler Ludwig Freudenreichs, des Mönch's Dolorosus Geschichte. Still und in sich gekehrt verließ der Jüngling das Kloster, um Linderung für das tiefverletzte Gemüth des Unglücklichen zu Gott flehend. —

Lorenz Kindlein's Ende.

Es sind nun zwei Jahre her, daß mich ein Geschäft in die Kaiserstraße, eine der entlegensten der Residenz, führte. Schon war ich in dem, mir bezeichneten Hause drei Treppen hoch gestiegen, ohne den zu finden, den ich suchte und mit Aerger erklimmte ich die vierte. Auch hier war ich unrecht angekommen und wollte eben den Rückweg antreten, als ich an einer im Winkel versteckten Thür einen Zettel angeklebt sah, auf dem der Name Lorenz Kindlein geschrieben stand. Einige Tage vorher hatte mich das treffliche Spiel des Meister Devrient in dieser Rolle bis zu Thränen gerührt und der Name, den auf der Bühne der unglückliche Poet trug und den ich hier wieder erblickte, mußte mich interessiren. Eine Frau, die sich auf dem Hausflur befand, antwortete auf Befragen, wer dieser Lorenz Kindlein sey? — „Das ist ein alter Mann, der Verse um's liebe Brot schreibt!" —

Ich erkundigte mich, ob er wohl Besuch annähme und erhielt die Antwort, daß ich nur dreist zu ihm hineingehen solle; ich klopfte nun an die Thüre. Dem „Herein!" folgend, trat ich in das Stübchen und befand mich, seltsam genug! zu dem Manne versetzt, dessen Armuth Kotzebue so wahr geschildert hat. An einem Tische, mit den nothwendigsten Schreibmaterialien, einem Glase Wasser und einem Stückchen Brot besetzt, saß ein kränklich aussehender, alter Mann, auf dessen Gesicht sich die bitterste Noth aussprach. Auf meine Entschuldigung, daß ich ihn vielleicht störe, wurde mir ein hölzerner Stuhl herbeigerückt und freundlich nach meinem Begehr gefragt. Ich erzählte ihm, daß mich der Name, den ich vor einiger Zeit auf dem Theaterzettel und heute an seiner Thüre gelesen, herführe und erfuhr dann von dem gutmüthig lächelnden Alten, daß ich in ihm dieselbe Person sähe. —

„Aber Herr Kindlein!" redete ich ihn an, „mich wundert es, Sie hier zu finden!" —

„Warum denn?" fragte er, „warum denn, mein lieber Herr? Das Versemachen bringt nicht so viel ein, als das ich ein anderes Stübchen, wie dieses hier bei der Frau Susanna bewohnen könnte!" —

„Ich muß gestehen," fiel ich ein, „ich muß gestehen, daß ich vermuthete, Ihre zurückgekehrte Tochter

hätte Ihnen ein sorgenfreies Alter bereitet. Wenigstens sollte man das nach dem Kotzebueschen Stücke glauben!" —

„Ach, mein lieber Herr! das ist es eben, was mir manchmal sehr traurige Stunden bereitet," fuhr Kindlein fort, indem er sich die Augen wischte. „Hätten der selige Herr von Kotzebue gewußt, daß er mich durch sein Schauspiel so betrüben würde, er hätte es gewiß nicht geschrieben!" —

„Das Ganze ist mir unerklärlich und Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir etwas Näheres darüber mittheilten!" —

„Nun! wenn ihnen nicht die Zeit lang wird, so will ich's, lieber Herr! Ihnen wohl erzählen, wie ich auf das Theater gekommen bin." —

Ich bat darum und er fuhr fort:

„Es mögen nun wohl schon zehn oder zwölf Jahre her seyn, daß ich auch eines Tages einen so zufälligen Besuch erhielt, wie mir heute zu Theil wurde. Es war der verstorbene Herr von Kotzebue. Er ließ sich mit mir in's Gespräch ein, und so erzählte ich ihm denn auch meine Geschichte. Nun, Sie kennen sie ja von der Bühne her?" —

„Also wirkliche Wahrheit?" fragte ich. „Herzliches Bedauern Ihnen, unglücklicher Greis!" —

„Nehmen sie meinen Dank dafür, lieber Herr! Ja, ja! alles traurige Wirklichkeit!" fuhr der Alte

fort. „Ich war in Surinam. Die Tochter meines Principals, des reichen Herrn von Brutendorf, bei dem ich als Schreiber diente, die schöne Hedwig, die mich sehr liebgewonnen, und einem, ihr verhaßten Manne die Hand reichen sollte, verheirathete sich, um dem Elende zu entgehen, heimlich mit mir, allein ich habe hart dafür gebüßt, sehr hart! Noth und Sorgen und vor Allem ein krankes Gewissen, das mir nicht Ruhe gönnt, bis mich der Tod zu einem schönern Lande geleiten wird! — Nach unserer Copulation entfloh ich mit meiner Hedwig aus ihres Vater's Hause und lebte mit ihr, die mir ein freundlicher Engel war, in tiefer Verborgenheit, bis unser Aufenthalt ausgespäht, ich darauf in's Gefängniß gebracht und als ein Mädchenräuber behandelt wurde. Man hätte mich nun wohl nach den dortigen strengen Gesetzen gehangen, verzeih' mir's der liebe Gott! ich wünschte es, denn der Tod dünkte mir eine süße Wohlthat. Es kam aber nicht zum Sterben, wie mir überhaupt in der Welt sehr wenig gelungen ist, denn in einer Nacht wurde ich abgeholt und in aller Stille auf ein segelfertiges Schiff gebracht. Man steckte mir ein Kästchen mit vielem Gelde und ein Zettelchen zu, auf dem die Worte standen: „Ich folge Dir, sobald ich kann!" — Es war von ihrer Hand, von meiner lieben, lieben Hedwig Hand! — Auf das Kästchen gab ich nicht recht Acht und es ver-

schwand, — vermuthlich hatte man mir's gestohlen. Desto besser bewahre ich aber meinen höchsten Schatz, das Zettelchen! Es soll mich in's Grab begleiten, das, will's Gott! mich armen, müden Pilger recht bald aufnimmt. Dann werde ich meiner guten Hedwig, die schon von dort oben auf mich herniederschaut, freundlich entgegen rufen: Ich bin Dir nun gefolgt, so schnell als es der gute Herrgott zuließ!" —

„Also wissen Sie wirklich, daß Ihre Gattin nicht mehr unter den Lebenden weilt?" fragte ich. —

„Ein berühmter, gelehrter Herr, der sich längere Zeit in Surinam aufgehalten, sah sie in das Grab hineinsenken, erfuhr dabei unsre Geschichte, suchte mich bei seiner Rückkehr auf und brachte mir die Trauerbotschaft."— Mit Thränen setzte er leise hinzu: „Doch nein! es ist keine Trauerbotschaft für mich, — bald, bald sehe ich sie wieder!" —

Den feuchten Blick gen Himmel gewandt, schien er ein kurzes, stilles Gebet zu sprechen. Ich störte ihn nicht in seiner Andacht. Nach einer Pause setzte er seine Erzählung fort:

„Sie wollen nun wissen, mein Herr! wie es mir weiter gegangen? — Nachdem ich, wie Herr von Kotzebue mich erzählen läßt, die Aufseherstelle bei einem Leuchtthurme erhalten und durch Krankheit, während welcher ich meinem Posten nicht vorstehen konnte, wie-

der verloren hatte, nahm ich die Paar ersparten Thälerchen und wanderte nach Berlin. Der Hunger machte mich zum Poeten. Ich machte Verse auf Alles, was man bei mir bestellte: auf gestorbene Schooßhündchen und neugeborne Kinder, Hochzeitgedichte und Grabschriften, Gratulationen und Condolationen, und so habe ich mir denn bis jetzt durchgeholfen. Habe ich kein Geld und Frau Susanne, meine Wirthin, will mir nicht mehr borgen, so hungere ich. Bis zum Verhungern hat es aber der liebe Gott, wie sie sehen, noch nicht kommen lassen!" —

„Und," fiel ich hier ein, „und ihre Tochter ist also nicht hierhergekommen? Kotzebue hat ja in seinem Stücke die Freude Ihrer Vereinigung mit Ihrem Kinde so lebendig geschildert und es sollte nicht wahr seyn?" —

„Das ist von Herrn von Kotzebue," antwortete er, „nur eine dramatische Freiheit gewesen. Noch ist mein Kind nicht erschienen. Als das Stück hier zum ersten Male gegeben wurde, habe ich mir's am Munde abgespart und bin in's Theater gegangen. Es war meine Geschichte, wie ich sie Herrn von Kotzebue erzählte. Die Freude aber, seine Tochter wieder zu sehen, hat nur der Theater-Kindlein genossen, ich nicht. Das griff mich hart an. Die treffliche Darstellung machte mich zweifeln, ob ich mein Kind nicht wirklich wieder gefunden hätte und mein Kopf wurde von unerfüllter

Freude etwas irre. Ich machte in meinen Gedichten tausend dumme Streiche und schrieb alles verkehrt. Mein alter Kunde, der Herr Geheime-Secretair Tipfel bestellte bei mir ein Geburtstags-Gedicht für seine Frau und dachte nicht eher wieder daran bis der Tag angebrochen war. Nun kam eilend eine Dienstmagd, die von Herrn Tipfel, da er auf die Kanzlei mußte, den Auftrag hatte, seiner Frau das Gedicht zu bringen. Ich aber schickte in der Confusion die Abschrift eines Trauergedichts auf den todten Pudel des Herrn Pupillen-Raths Weise. Das gab denn zwischen den Eheleuten einen grausamen Spectakel. Endlich klärte es sich auf; der Herr Geheime-Secretair verklagte mich bei aller Welt; es kamen dabei noch mehrere andere solche Streiche von mir zur Sprache und man erklärte mich für wahnsinnig. Das mag auch wohl wahr gewesen seyn, denn ich fühlte es damals selbst, daß es in meinem Kopfe nicht so recht richtig wäre. Nun! daran hatte Niemand Schuld, als Herr von Kotzebue, der mich ohne Ursache zu glücklich gemacht hatte. Ich wurde in's Irrenhaus gebracht!" —

„Unglücklicher Mann!" sprach ich bedauernd. —

„Ach, lieber Herr!" antwortete Kindlein lächelnd, „ach, lieber Herr! mein Aufenthalt in dem Irrenhause war gar nicht so unglücklich, wie man sich wohl vorstellt. Im Gegentheil! Rund um mich sah ich glück-

liche Menschen, glücklich in ihrer Einbildung; das kommt denn auf eins heraus. Und so wurde ich auch glücklich, machte dort auch recht angenehme Bekanntschaften. Herr Jeremias Käylein, den Sie vermuthlich durch Herrn Weisflog kennen werden, wurde mein Intimus; eben so der Herr Musikdirector Kreisler. Lieber Herr, das war ein Mann! — klüger in seinem Wahnsinn, wie manche Andere mit ihrer klaren Vernunft. — Noch einen pudelnärrischen Kauz lernte ich dort kennen. Er war Conditor hier in Berlin gewesen. Sein Einkommen gnügte ihm nicht und er, von Natur etwas bornirt, durch Anderer Einredungen noch confuser gemacht, glaubte, jenseits des Meeres liege das Land Eldorado. Vermeinend, dort könne man die eingemachten Früchte von den Bäumen schütteln und den Marcipan wie Waizen säen und erndten, raffte er sein Geld zusammen und ging nach Surinam. Verarmt, wie manche Glücksjäger, kam er nach der Heimath zurück, mit verwirrtem Verstande und fand freundliche Aufnahme im Irrenhause. Das Gärtchen am Hause dünkte ihm Surinam's üppige Flur. An allen Bäumen schüttelte er nach Confitüren und steckte fleißig Stückchen Marzipan in die Erde, wo er wohl des Tages zwanzig Mal nachsah, ob die Saat noch nicht aufgegangen wäre. Er gefiel mir deshalb, weil er auch dort gewesen war, wo mein Glück, meine Liebe lebte. —

Aber diese gute Zeit dauerte nicht lange! Nach einem halben Jahre wurde ich, wie die Aerzte sagten, geheilt entlassen. — Ach, lieber Herr! die Wunde im Busen heilt bei mir nie, nur der Tod ist der Arzt, der mir helfen kann. So lebe ich denn seit der Zeit auf meine alte Weise fort. Ich dichte, copire, kurz! meine Feder thut Alles, was mir so viel einbringt, um mich kümmerlich zu nähren. Offen und ehrlich habe ich Ihnen nun, mein fremder Herr! Alles erzählt. — Steht Ihnen vielleicht etwas zu Diensten, so ist meine Feder und mein guter Wille bereit. Befehlen Sie nur!" —

„Ich muß Ihnen gestehen," antwortete ich, „ich muß Ihnen gestehen, daß mich nur Neugierde, wozu mich Ihr bekannter Name an der Thür verleitete, zu Ihnen führte. Tief hat mich Ihre Erzählung erschüttert, die mich schon da rührte, als ich sie nur für die Geburt eines Theater-Dichter's hielt. — Nehmen Sie zuerst diese Kleinigkeit, die Ihre dringendsten Bedürfnisse befriedigen kann, von mir aus treumeinendem Herzen. Für Ihre Zukunft soll gesorgt werden; ich will thun, was in meinen Kräften steht." —

Ohne Ziererei mit dem herzlichsten Danke und zitternden Händen nahm der Arme von mir an, was ich ihm gern gab. Sein Dank war ungeheuchelt und die Thränen, die in seinem Auge glänzten, nicht mit dem Gelde zu bezahlen. Gerührt trennte ich mich mit

dem Versprechen, ihn bald wieder zu besuchen und ihn dann kräftiger zu unterstützen. — „Gott segne Sie!" war Alles, was er mit der, von Thränen erstickten Stimme mir sagen konnte. —

Am Abend dieses Tages ging ich in das gastliche Weinhaus am Gensd'armenmarkt. Im Hinterstübchen fand ich Männer, die den Genuß des Lebens liebend, ein warmes Menschenherz in der Brust tragen. Devrient, als Künstler und Mensch gleich geachtet, belebte den traulichen Kreis der um ihn versammelten Verehrer und Freunde. Gern nahm ich Platz und erzählte ihn mein Abentheuer von heute Vormittag. Wie ich vermuthete, nahm Devrient das Wort und erbot sich zu einer monatlichen Spende für den unglücklichen Greis. Seinem edlen Beispiel folgten die Andern und in kurzer Zeit betrug die Subscription so viel, um den Armen der Sorge für seine wenigen übrigen Lebenstage zu überheben. Mit einem Händedruck dankte ich dem Künstler, der sich gleich dazu verstand, den Gang zu Kindlein Morgen mit mir zu machen. Es geschah. Als wir die letzte Treppe erstiegen, schallte uns lautes Schluchzen entgegen. Es war Frau Susanna. Wir fragten nach der Ursache und wurden in das Stübchen des Dichter's gewiesen. — Er war nicht mehr! — Wie ein ruhiger Abend nach schwülem Gewittertage lag er vor uns auf seinem dürftigen Lager. In seinen

gefaltete. Neben befand sich der Zettel mit Hedwig's Worten: „Ich folge Dir, sobald ich kann.“ — Eine heitere Ruhe hatte sich auf seinem gramgefurchten Gesichte gelagert, ein Lächeln verkündete, daß er mit ihr vereinigt sey. Unserer irdischen Hülfe bedurfte er nicht mehr. Ihm war geholfen! — Was wir an dem Lebenden nicht mehr thun konnten, thaten wir wenigstens an seinen irdischen Ueberresten. Prunklos und still ließen wir ihn zur Erde bestatten. Alle, die an jenem Abende Antheil an dem Schicksale des Unglücklichen genommen, folgten ihm zur Ruhestätte. — Einige Worte Devrient's erhöhten das Rührende der Feier und ein schwarzes, einfaches Kreuz, mit Kindlein's Namen und den Worten: „Ich bin Dir gefolgt!“ bezeichnet die Stelle, wo er von den Beschwerden des Lebens ausruht. An diesem Abende spielte zufällig wieder Deutschland's Garrick die Rolle des Unglücklichen, — wie? — haben die Thränen bewiesen, die in den Augen der Zuschauer glänzten.

Nach zweijähriger Abwesenheit kam ich zurück nach Berlin. Der Kirchhof vor dem Hallischen Thore, dieser freundliche Gottesacker, zog mich auch jetzt wieder zu sich hin. Durch die Hügel schreitend, wendete ich

mich zu Kindlein's Ruhestätte. Im Gebet versunken knieten ein Herr und eine junge Dame am Grabe. Ich lernte in der Dame — Kindlein's Tochter kennen, die mit ihrem Gatten von Surinam hergekommen war, um dem Vater in ihre Arme zu schließen. Es war zu spät! — Nur den Grabhügel des Vater's und darauf das Blümchen: Vergißmeinnicht! hatten sie gefunden, — nur Thränen kindlicher Liebe konnten sie seiner Asche zum Opfer bringen. —

Aus dem Leben

eines wahnsinnigen Malers.

Ueber die Berge, die mit ihren feuerglänzenden Häuptern wie Riesen durch den Nebelduft herüberschauten, hob sich die Morgensonne. In Baum und Busch regte sich das erwachende Leben der Natur. Der Wagen rollte durch die weite Campagna; hinter den Hügeln, die Rom verdeckten, ragte die Kuppel der Peterskirche allein majestätisch hervor; allmälig zeigten sich mehrere der kleinen Kuppeln, dazwischen glänzten auf den Anhöhen, durch das Laub der Cypressen, herrliche Villen im Strahl der funkelnden Sonne. Durch die Via Flaminia, eine auf beiden Seiten mit Lustgärten geschmückte Straße, näherten wir uns der Porta del Popolo und ich befand mich in der ehrfurchtgebietenden Welt-Hauptstadt. „Salus intrantibus!“ heißt der friedliche Gruß, der von dem Marmorsäulen-Thor dem Fremden entgegenleuchtet; Friede und Ruhe herrschte in den herrlichen Straßen, wo sonst der Geist des Krieges, erzgepanzert, einherschritt. Durch den Corso, der

sich von der Porta del Popolo in gerader Richtung bis nach dem capitolinischen Berge hinzieht, fuhr ich hinauf und in die Strada Condotti einbiegend, hielt ich vor dem deutschen Caffehause. — Hard, der treue, langjährige Bekannte, wartete hier bereits und führte mich in die Wohnung, die er mir in der Strada Babuina, in der Nähe des spanischen Platzes besorgt hatte. Hier, indem er nach der Heimath, nach Allem, was er dort zurückgelassen, fragte, ich seine Fragen beantwortete, kam das Gespräch auf Robert, einen jungen Maler, der vor ungefähr vier Monaten Berlin schnell verlassen hatte und ebenfalls hieher gereist war. Schon in der Heimath erregte er die Aufmerksamkeit seiner Bekannten, da er, ein sonst biederer Jüngling, auffallende Spuren von Schwermuth zeigte, die momentan in einen phantastischen Wahnsinn ausartete. Wie das Gerücht sagte, hatte er in einem solchen Anfall die Heimath unbegreiflich schnell verlassen, ohne daß man die bestimmte Ursache erfahren konnte. Auf meine Frage, ob Hard ihn hier bereits gefunden, was er mache, wurde mir die Antwort: „Ihm ist wohl!“ — Du bist gerade zur rechten Zeit hier angelangt,“ fuhr der Freund fort, „um ihn noch einmal zu sehen, ihm Lebewohl zu sagen!“ — „So will er Rom verlassen?“ fragte ich verwundert. — „Er geht noch heute nach der friedlichsten Heimath, dort findet er die Ruhe, die ihm hier nicht ward.“ —

Aufstehend und einige beschriebene Blätter aus dem Hute zu sich steckend, forderte Hard mich auf, ihm zu dem Landsmanne zu folgen. — Wir erreichten seine Wohnung. Die Jalousieen waren geschlossen, das Zimmer dunkel. Hard öffnete die Fenster, die Sonne strahlte auf den Gesuchten. Ihm war wohl! Im engen, letzten Bette ruhte er, von duftenden Blumen umgeben. Zum ewigen Schlummer hatte sich das Auge geschlossen, ein freudiger Ernst lag auf dem blassen Angesicht. — „Heut Abend begleiten wir ihn nach seiner Ruhestätte!" sprach Hard, indem er meine Hand ergriff. „Auch Du warst ihm befreundet und wirst, wie sonst manch frohes, auch heute das ernste Comitat eines Freundes mitmachen!" — Ich versprach's, und bat ihn, mir mitzutheilen, welch feindliches Schicksal den Jüngling so früh in die Arme des Todes geführt. — Hard reichte mir die Blätter. „Du findest hier," sprach er, „die Begebenheiten der letzten Tage, die Robert in der Heimath verlebte; Begebenheiten, die aus dem zerrütteten Hirn entspringend, sich zu der unheilbringenden Idee gestalteten, die ihn zur Ruhe führte. Oft hat er mir's erzählt, ich schrieb es auf. Den Schluß, der auf den Blättern fehlt, theile ich Dir heute Abend mit, wenn wir vom ernsten Gange zum Grabe zurückkehren!" — So verließen wir den Ruhenden; ich eilte in meine Wohnung und las die folgenden Blätter, deren Inhalt

bunt und lustig klingt, und wohl nicht ahnen läßt, daß das phantastische Spiel so düster enden würde.

Roberts letzte Tage in Berlin.

Es hatte bereits elf Uhr von den Kirchthürmen der Residenz geschlagen, als Robert vom Local des Hofjägers aus, durch die dunkeln Gänge des Thiergartens schritt. Die Hände auf den Rücken gelegt und abgebrochene Worte, wie z. B. „Verschleierter Engel! — Stern meines Lebens!" — vor sich hermurmelnd, war er fürder geschritten, ohne auf den Weg zu achten, und hatte sich so in den weniger, um diese Stunde aber gar nicht besuchten Gängen des Parks verloren, bis er zu einer Bank neben dem Bassin gelangte, wo er sich niederließ. „Ja, ich bin zum Unglück geboren!" rief er mit lauter Stimme; „erst heute hat sich mein Unstern wieder auf's neue bewährt! Tage lang habe ich, ohne aufzusehen, gesessen, um vor meiner Abreise nach Rom das Gemälde zu vollenden, das mir viel Geld und, wie es gar nicht anders seyn kann, auch die Stelle eines Mitgliedes der Akademie verschaffen soll. Endlich bin ich damit fertig und will den Abend in Ruhe und Zufriedenheit beim Hofjäger zubringen; aber nein! mein böser Genius muß mit beiden Füßen dazwischen sprin-

gen und mit meiner Ruhe fortfliegen. Kaum daß ich neben meiner Portion Thee mit Rum Platz genommen, sehr zierlich die Cigarre angebrannt habe, gewahre ich an dem Nebentische eine verschleierte Dame und einen alten Herrn mit gar sonderbarem Antlitz. Gebogene Adlernase, die sich über den feingeschnittenen Mund zärtlich zum Kinn hinabbeugt, funkelnde Augen, überwölbt von schattigen Brauen, krauses Haupthaar, in welchem sich die Farben schwarz und grau vereinigen, und dazu die fremde, mir ganz unbekannte Sprache, die in des Alten Munde eben so rauh, wie von den Lippen der Dame süß und angenehm klingt; — dies Alles ist nicht aus Berlin, es ist weiter her und reizt daher meine Neugier. Ich nähere mich mit einer Tournüre, wie man sie bei keinem jungen Attaché irgend einer Gesandtschaft besser findet, dem geheimnißvollen Paare, biete dem Alten eine Cigarre an, der sich bei der seinigen complet die Schwindsucht in den Hals zu saugen scheint, hebe der jungen Dame das entfallene Taschentuch auf und suche nun ein Gespräch anzuknüpfen. Meine Sprache scheint jedoch den Beiden eben so fremd, wie mir die ihrige. Durch den Schleier gewahre ich ein wunderschönes, aber etwas bleiches Gesicht, das ich, wie ich mich auch wenden mochte, nur rechts im Profil zu sehen bekomme — und verliebe mich auf eine so cruelle Weise in dieses Profil, daß ich schnurstracks zum

Marqueur laufe, um mich nach Stand und Namen der Gäste zu erkundigen. Der kennt sie auch nicht; ich kehre zurück, Adlernase und bleiches Profil sind verschwunden. O Schicksal! wie grausam spielst du mit mir!! — hälst mir die wunderschönsten Blumen unter die Nase und ziehst sie mir dann hohnlächelnd wieder fort, gerade wenn ich im erquicklichsten Riechen begriffen bin! Aber ich dulde solche Späße nicht länger! Diese Blume soll mir nicht entschwinden, ich muß sie wiedersehn!" —

So rief er, den Kopf gegen einen Baum gelehnt, unter dem er sich niedergelassen. —

„Warum so ungeberdig, theuerster Jüngling?" gröhlte plötzlich eine sonderbare Stimme, und sich umschauend, gewahrte Robert neben der Bank eine gar wunderliche Figur. Ein Mensch war es, dem Anscheine nach, nicht, wenn nicht vielleicht ein solcher in der Maske steckte, aus der die Stimme heraustönte. Es war ein Frosch und nicht von der kleinen Art, die man gewöhnlich im Leben sieht; er maß ungefähr vier Fuß und die, nach diesem Maaßstabe vergrößerten Glieder des Thieres verursachten dem Maler keinen geringen Schrecken. —

„Bleiben Sie sitzen!" quakte das Ungethüm dem Aufspringenden zu. „Belieben Sie sich nicht an meine gräuliche oder vielmehr grünliche Außenseite zu stoßen;

in schlechter Hülle steckt oft ein höchst vortrefflicher Kern!"

„Zweifle gar nicht daran!" stammelte der Erstaunte; „allein mit wem habe ich die Ehre —?"

„Ich bin," entgegnete der Vierfüßige, indem er seinen unbeholfenen Leib zu einem Bückling zwang, „ich bin Phüsignathes, der König der Frösche. Meinen Ur-Ahn werden Wohldieselben noch von der Schule her kennen, falls sie die treffliche Batrochomyomachia des eben so trefflichen Poeten Homer gelesen haben sollten. Unser Königstamm ist nach vielen Abentheuern aus Griechenland hieher in die nordischen Fluren gewandert. Lange Zeit residirte ich in den Oderbrüchen, sonst ein sehr nahrhaftes Land, in dem mich aber die Langeweile ergriff, die mich bestimmte, hieher nach Berlin, dem Orte, wo das Schöne und Herrliche durch Gewerbscheine und milde Beiträge besteht, zu wandern. Allein auch diese so höchst anmuthige Pfütze, Bassin genannt, werde ich wohl bald verlassen müssen!" —

„Warum dieses, mein König?" fragte der Maler.—

„Warum? — Sehen Sie, junger Mann! die Pumpen dort am Wege?" sprach der Gefragte, zierlich mit der rechten Vorderpfote dahin zeigend. „Durch diese Maschinen saugt man das Wasser aus und besprengt damit die Chaussee. So vernichtet man mein Element und zugleich das der Berliner, den Staub, die ohne ihn,

so wie ich ohne Wasser, nicht existiren können, und so werden wir nächstens insgesammt zur Auswanderung gezwungen seyn. Sie sind ein Berliner, ich habe es gleich gemerkt; unglücklich wie ich, wegen der Vernichtung der Elemente und nebenbei der Liebe wegen!" —

„Wie? auch daß ich liebe, wissen Ew. wässrige Majestät?" seufzte Robert, über dessen blasse Wangen ein leises Roth flog. „Ja ich liebe, bis zur Raserei, seit einer Stunde ungefähr, eine Verschleierte Unbekannte. Beim Hofjäger —."

„Incommodiren Sie sich nicht, junger Künstler!" fiel ihm der Nachbar in's Wort. „Ich bin unterrichtet. Dort die weiße Statue hat's mir gesagt; sie stammt aus prophetischem Geschlechte und weiß alles, was hier in Berlin oder überhaupt in der Welt vorgeht; sie kennt die Angelegenheiten aller Verliebten und theilt sie mir bei unsern freundschaftlichen Zusammenkünften mit. Abendlich leiste ich ihr gute Dienste, indem ich das Fliegen- und Mückenvolk, nach welchem ich ein besondereß Gelüste verspüre, und das die nackten Glieder der steinernen Göttin durch Bisse und Stiche incommodirt, wegschnappe. So hat sich zwischen uns ein Freundschaftsbund geknüpft, den leider die Nothwendigkeit bald lösen wird!" —

Dies sprach der Froschkönig, indem er seufzend eine Thräne aus den hervorstehenden Augen wischte.

Robert glaubte zu träumen, als er sich aber wachend fand, erstaunte er höchlich über die Rede des Andern. Nachdem er mit dem Erstaunen fertig war, bat er den theilnehmenden Physignathos, ihm die Bekanntschaft der Statue, welche durch die grünen Büsche geisterhaft herüberleuchtete, zu verschaffen, um von ihr vielleicht mehr über die Geliebte zu erfahren. Dazu war der unbeholfene Grüne auch sogleich bereit und beide traten die Wanderung an, der Maler im schnellen Schritte, der Andere mit gewaltigen Sprüngen, von welchen der, hier etwas sumpfige Erdboden erzitterte. So gelangten sie zu der, auf dem runden Rasenplatze stehenden steinernen Frauengestalt, die sich höflich mit der grünen Majestät begrüßte und freundlich lächelte, als dieser von dem weißen Fuße eine malitieuse Mücke fortschnappte. Robert wurde vorgestellt und lieh seiner Sehnsucht nach der Unbekannten Worte. — „Ach die? Weiß Alles!" sprach die Statue mit klangvoller Stimme, die der Maler in dem steinernen Munde nicht vermuthete. „Je nun, da kann man helfen! Tragen vielleicht der Herr Maler einen Dolch bei sich?" —

„Heut' vor Tische kaufte ich mir einen solchen zu meiner nahen italienischen Reise!" antwortete Robert, indem er das Todeswerkzeug aus der Tasche zog.—

„Nun gut, so stoßen Sie ihn mir gefälligst in die Brust!" bat die Bildsäule und fügte, als Robert zau-

dente, hinzu: „Stoßen Sie nur, so etwas genirt mich nicht!“ —

Der Maler befolgte die höfliche Einladung und plötzlich wurde auf der Brust der Gestochenen eine runde Glasscheibe sichtbar. Robert schaute hinein und neben ihm verschwand Thiergarten, Froschkönig, Statue, Himmel und Erde. Vor seinem Blicke lag ein herrliches Land; fremde Baumkronen neigten sich leise vor dem fächelnden Zephyre; seltsame, riesige Blumen bildeten eine blühende Halle, in der auf zwei, neben einander stehenden, gigantischen Lilien der Unbekannte, den wir vom Hofjäger her kennen, und die verschleierte Jungfrau, in phantastische Gewänder gekleidet, wie Herrscher auf dem Throne saßen. Die Holde schlug den Schleier zurück und Robert erschaute ein herrliches Antlitz, aber entstellt durch die blutrothe Narbe eines Teufelchens, die auf der linken Wange, gleich einem Feuermale, glühte. — „Seht!“ rief der Mann mit der Adlernase zu den Vasallen, die fast wie Menschen, nur luftiger, elfenartiger gebildet, seinen Thron umstanden; „seht! so hat sich mein Feind, der arglistige Zauberer Kosmetos gerächt. Meine Tochter verschmähte die Hand seines Sohnes und aus Rache drückte er ihr das Abbild desselben auf die linke Wange. Nur wenn sich ein junger Mater findet, der, trotz dieser Verunstaltung meine Tochter liebt und, auf eigene Kraft vertrauend, von der

höchsten Spitze der Peterskirche zu Rom nach der Engelsburg sich hinüberschwingt, dann erst schwindet der Zauber, so hat das Schicksal es bestimmt!" —

Der Mann schloß seine Rede und: „Weh! unserm König, dem mächtigen Beherrscher des Lilienlandes!" schluchzten die Vasallen. — „Er, der meine Tochter von dem Zauber erlöst, soll ihre Hand erhalten und neben mir mein Reich beherrschen!" fügte der Lilienherrscher hinzu.

„Ich will, ich werde sie erlösen!" rief Robert. „Der Maler bin ich und springe, wohin das Schicksal es befiehlt! So wollte er fort; der Froschkönig erfaßte aber die Klappe seines Fracks und quäckte ihm Beruhigung zu, indeß die Statue ihn ersuchte, den Spiegel, in den er geschaut, durch einen zweiten Dolchstoß zu zerstören. Robert that es. — Donnerwetter!" stunte eine rauhe Baßstimme neben ihm; „was ist das hier für ein Lärm um Mitternacht? Wie kommt der Herr dazu, die Puppen beschädigen zu wollen? Weiß man nicht, daß darauf hohe Strafe steht?" — Robert sah nun erst, daß nicht der Froschkönig, der spurlos verschwunden war, sondern ein Gensd'arme so eindringlich zu ihm redete, und sprach mit den süßesten Schmeicheltönen, die ihm zu Gebote standen; „Werthester Herr Gensd'arme! fern ist es von mir, gegen die verehrungswürdigen Polizei-Gesetze zu handeln. Die Störer, die

ich dieser Statue beibrachte, sind mir von derselben erlaubt worden. Ich that nur einen Blick in das Glas —."

„Allem Anscheine nach aber zu tief!" fiel ihm hier der Policeist höchst unästhetisch in's Wort. „Der Herr sieht mir übrigens so ziemlich reputirlich aus, darum will ich nicht weiter sein nächtliches Treiben untersuchen. Aber nun gehe man nach Hause und lege sich auf's Ohr, denn es scheint Noth zu thun!" —

Beide wünschten sich hierauf recht höflich gute Nacht und Robert eilte zum Brandenburger Thore hinein, die Linden entlang, bog dann in die Charlottenstraße und wollte über den Gensd'armen-Markt nach seiner in der Mohrenstraße belegenen Wohnung schreiten, als seinem Blick sich ein höchst seltsames Schauspiel darbot. Emporschauend, wie bei den Verliebten gewöhnlich, vermißte er auf dem Dache des Theater's den Schmuck desselben: das Flügelroß und den mit abentheuerlichen Gestalten bespannten Wagen. Verwundert blieb er stehen, da nahte sich ihm um die Ecke des Hauses ein sonderbarer Zug. Voran ritt auf dem bronzenen Flügelrosse der König des Lilienlandes, wie er ihn in der Brust der Thiergarten-Statue gesehen. Auf dem antiken Wagen folgte die Geliebte und flüsterte im raschen Vorüberfahren ihm mit schmelzendem Tone zu: „Folge uns nach Rom!" Von seiner Erstarrung zu

sich gekommen, will er den Reisenden nacheilen, allein schon sind sie seinem Blicke entschwunden. Da sieht er in der Thüre des nahgelegenen „Hotel de Brandebourg" einen Aufwärter. „Wer waren die Fremden, die eben hier vorüberfuhren?" fragte er hastig. Der Gefragte wollte Niemanden gesehen haben und schnitt das weitere Gespräch durch das Zuschlagen des Thorflügels kurz ab. Schnurstracks eilte Robert nun in seine Wohnung, packte seine Sachen rasch zusammen und nach kurzem, unruhigen Schlafe begab er sich des anderen Morgens auf die Post, um sich zur Reise nach Rom einschreiben zu lassen. Als er gedankenvoll zurückkehrte, fiel ihm ein, ob nicht vielleicht im Büreau des Theater's etwas Näheres über die Reisenden, die sich in der vergangenen Nacht des Theaterfuhrwerks bedient, zu erfahren sey. Wollten oder konnten aber die, sonst so höflichen Beamten ihm nichts darüber sagen, genug! man verließ ihn mit verneinender, lächelnder Miene; und ohne Aufklärung zu erhalten, fuhr er noch denselben Abend mit der Schnellpost über Zehlendorf geradesweges nach Rom.

Hier endete das Manuscript meines Freundes. Schon begannen die Schatten länger zu werden, ich eilte zu Hard. Dort fand ich bereits sämmtliche Lands-

leute versammelt, die ihren Gefährten auf dem letzten Gange begleiten wollten. Um zehn Uhr sollte er zur Erde bestattet werden und wir begaben uns daher insgesammt in seine Wohnung, wo schon eine fromme Brüderschaft harrte, um die Leiche nach dem Kirchhofe bei der Pyramide des Cestius, der Ruhestätte der deutschen Künstler, welche die nordische Heimath nicht mehr wiedersehen sollte, zu tragen. Der Zug setzte sich in Bewegung. Voran das Kreuz, dann der offene Sarg, so heischt es die Sitte des Landes, von schwarz-verhüllten Gestalten getragen, folgte. Fackeln umleuchteten von beiden Seiten die Bahre; die Künstler und mancher Fremde, der sich dem Leichenzuge angeschlossen, folgten. Unter dem feierlichen Gesange der Ordensbrüder erreichten wir den Gottesacker, der in einer ganz abgelegenen Gegend Rom's, doch noch innerhalb der Ringmauer liegt und durch tiefe Einsamkeit, die ringsum herrscht, einen schauerlichen Eindruck auf den Nahenden macht. Eine kleine, grüne Ebne, mit Bäumen bepflanzt, zieht sich um die Pyramide, die altergrau, mit grünem Moose bewachsen, umgeben von verfallenem Gemäuer, im Fackelscheine über die Grabhügel und Leichensteine ernstdräuend hinschaut. Wir nahten uns dem offenen Grabe; noch einige ernste Worte sprach Hard an der niedergesetzten Bahre, der Deckel entzog uns den Ruhenden auf immer und dumpf rollte die Erde auf den

versenkten Sarg. Wehmüthig und feierlich klang aus unserm Munde der deutsche Sang des deutschen Barden: „Wie sie so sanft ruhn!“ — Noch einige Minuten standen wir im stillen Gebet — der Grabhügel war nun aufgebaut — wir löschten die Fackeln aus — und die Scene verschwand in Nacht und Dunkel. Still schieden wir von dem Orte des Friedens. Ich ging mit Hard und in seiner Wohnung angelangt, begann er folgendermaßen:

„Es sind nun ungefähr drei Monate, daß Robert hier anlangte. Ich war der Erste, den er, der Fremde, hier aufsuchte und gern führte ich ihn in den Kreis der heimathlichen Genossen. Doch ob auch heiterer Scherz ihn rings umtönte, der Trübsinn und sein scheues Wesen waren nicht zu bannen. Stärker in ihn dringend, vernahm ich, ihn bedauernd, aus seinem Munde die abentheuerliche Geschichte, die ich aufzeichnete und die Du gelesen. Klar wurde es mir nun, daß sein Geist, wie ich schon früher in der Heimath bemerkt, zerrüttet sey, daß er untergehen, ein trauriges Ende nehmen und das jugendliche Künstler-Talent vernichten würde. Umsonst war meine Mühe, ihn von seiner Idee abzuleiten. Tage lang sah ich ihn nicht; besuchte er mich dann wieder, so erzählte er, daß er sich in der weiten Stadt vergebens bemühe, die Unbekannte, die er liebe, zu erforschen. So vergingen Wochen, Monate. Drei Tage sind es nun, daß

er Morgens früh zu mir kam. Noch nie hatte ich ihn so heiter gesehen. — „Freue Dich mit mir, lieber Bruder!“ jubelte er, „heute finde ich, wonach ich mich schon längst gesehnt: Ruhe in ihren Armen. Ein freundlicher Traum hat mir's in dieser Nacht verheißen!“ — Gern ließ ich ihn in seinem glücklichen Wahn, oder nicht Wahn, denn er hatte wahr gesprochen; wenige Stunden darauf fand er Ruhe für immer. Umsonst suchte ich ihn zurückzuhalten, unaufhaltsam drängte es ihn fort. Unheimliches ahnend, begleitete ich ihn und so zog er mich fast gewaltsam fort zum herrlichen Dome St. Peter's. — „Siehst Du sie?“ rief er plötzlich, indem eine wilde Freude in seinen Augen funkelte; „siehst Du sie? Sie ist's!“ — Er zeigte auf einen Herrn, der, eine verschleierte Dame führend, in die Kirche trat. Wir folgten ihnen und erfuhren, nachdem wir den hohen Dom einige Mal durchschritten, von einem Kirchendiener, den Robert nach den Fremden fragte, daß diese zur Gallerie der Kuppel hinaufgestiegen wären. Auf dem Gange, der sich in der Kirche emporwindet, gelangten wir auf das platte Dach, das mit seinen Zierrathen und darauf gebauten Kuppeln dem Fremden wie eine kleine Stadt erscheint. Wir stiegen nun auf der Treppe im Innern der gigantischen Kuppel höher. — „Dem Himmel bin ich nah!“ rief Robert, dessen tiefathmende Brust mir die Bewegung seines In

nern verrieth, und wir traten hinaus auf die Gallerie der heiligen Riesenkrone. Die beiden Fremden waren bereits oben. — „Dein Retter aus der Macht des grimmigen Zauberers Kosmetos ist da! Traure nicht länger, Dein holdes Antlitz verhüllend!“ rief Robert der Dame zu, die sich, durch ihn erschreckt, bang an die Seite des Alten schmiegte. Sie wollten sich entfernen; Robert vertrat ihnen den Weg und mit zierlicher Verbeugung sprach er zu dem Alten: „Ja, verehrter Herrscher des Lilienlandes! ich bin's, der den Zauber lösen, die Hand der schönen Prinzessin erringen wird! Auf frohes, baldiges Wiedersehen!“ — Mit dem Lächeln des Wahnsinn's, das über sein entstelltes Antlitz zuckte, drückte er die Hand der Dame an seinen Mund, und mit dem jubelnden Ruf: „Hinüber zur Engelsburg!“ hatte er sich über das Geländer geschwungen! Ein schlagähnliches Entsetzen fesselte mich Secunden lang an den Boden — ich schaute hinunter, zerschmettert lag Robert auf dem tiefen Dache der Kirche. Alles um mich her vergessend, stürzte ich die Stufen hinab und stand neben dem Leichname des Jüngling's. Arbeiter, die sich auf der Zinne befanden, trugen ihn mit mir nach seiner Wohnung. So sorgfältig ich mich auch nach den beiden Fremden erkundigte, umsonst! — sie waren spurlos verschwunden.“ —

„Seltsam!“ sprach ich leise zu dem Freunde, der

seine Erzählung geendet: „seltsam! Erscheinen mir doch die beiden Unbekannten beinahe wie Mephisto und Helena, dem Jüngling in's Verderben lockend!“

„Sie haben ihn zur Ruhe geführt! Ihm ist wohl!“ antwortete Hard.

„Requiescat in pace!“ murmelte ich leise, mit dem Freunde die Gläser anklingend. Ein sanfter Hauch wehte durch das Zimmer und von der Straße herauf tönte durch den Klang der Guitarre ein wehmüthiger Gesang.

Scaramutzi's Geburtsnacht.

(Phantastischer Scherz.)

Es schlug eilf Uhr; als ich, aus fröhlicher Gesellschaft heimkehrend, aus Berlin's Linden-Allee in die Charlotten-Straße einbog. Schon ruhte Alles im tiefen Schlafe, nur einzelne Equipagen, gefüllt mit Mitgliedern irgend einer aesthetischen Theergesellschaft, rollten nach Hause. Beutelschneider, Mädchen, die unter dem Schleier der Nacht ihr Wesen treiben, und allenfalls einige lustige Kumpane, zu denen auch ich heute gehörte, waren die Fußgänger. Mein Kopf, von dem Weine etwas erhitzt, glühte trotz der kalten Nacht. Nur sparsame Mondblicke leuchteten durch die dicken, regenschwangern Wolken und gaben dem weiten Gensd'armen-Markte, mit seinen imposanten Gebäuden, ein schauerliches Ansehen. Auf der Gallerie des einen Thurmes verspeiste eine Eule ein verspätetes Täubchen und krächzte sich dazu eine dumpfe Tafel-Musik. Mit schnellern Schritten eilte ich meiner Wohnung zu und bald saß ich im Schlafrocke an meinem Pulte Hoffmann's „Phantasiestücke" lesend. —

Draußen hatten sich indeß die Wolken entladen; Regen schlug, mit Schnee vermischt, klappernd gegen

die Fenster: kein Mondlicht beleuchtete die Straße, denn auch dieses schien vor dem Ungewitter geflohen zu seyn; nur die Gaslaternen flimmerten durch die Dunkelheit. — Das Buch hinlegend, wickelte ich mich fester in meinen Schlafrock, drückte mein Käpplein tiefer auf den Kopf und dankte, Rauchopfer aus der langen Pfeife behaglich emporsendend, allen Göttern, daß mir der Regen nicht den Pelz wusch, wie draußen den zärtlich-miauenden Katern, die, trotz Sturm und Schnee und Regen, nicht abließen von süßen Minnespielen. — Aengstlich wimmerte mein treuer Pudel Dragon auf seinem Lager. Da brummte es von den Thürmen zwölf dumpfe Schläge herab und, o Wunder! nun ging neben mir ein reges Leben auf. —

Es befindet sich nämlich auf meinem Zimmer ein corpulenter Bücherschrank, dessen Bauch mit edlen und unedlen Eingeweiden, d. h. guten und schlechten Büchern gefüllt ist. Besagter Schrank nun bekam zu meinem größten Schrecken ein hörbares Bauchgrimmen und warf mir einige seiner innern Theile auf mein Pult. — Steif und starr saß ich da, die Pfeife entsank meinem Munde. Hoffmann's „Phantasiestücke" kollerten wie toll auf dem Tische umher; endlich hob sich der vordere Pappendeckel des Einbandes und heraus stieg er selbst, mit seinem scharfen markirten Gesichte und dem wirren Haupthaare. Wie Blitze zuckten die Muskeln seines Antlitzes und sich lächelnd zu mir wendend, lispelte er:

Univ.-Bibl. München

„Theurer und geschätzter Gönner! belieben Sie gefälligst vor Erstaunen nicht Dero Pfeife entgehen zu lassen, sintemalen sich noch Tolleres zutragen wird!“—

„Unmöglich,“ stöhnte ich aus tiefer Brust hervor,— „unmöglich kann ich das Letztere glauben, verehrter Herr Kammergerichtsrath! Ist's nicht schon toll genug, wenn Sie, der Sie nun schon einige Jahre da draußen unter kühlem Rasen selig und frei von allen irdischen Plackereien sanft ruhen, plötzlich leibhaftig vor mir stehen, wie ich das Vergnügen hatte, Sie sonst bei Herrn Thiermann oder bei den freundlichen Herren Lutter und Wegener im traulichen Hinterstübchen zu sehen?“ —

„Ruhig, Werthester!“ — antwortete er, mit der Hand die Haare emporstreichend, — „ruhig! damit ich Ihnen sage, was diese ganze Geschichte bedeuten soll. Sie werden sich, mein Bester! erinnern, daß aus meinem Hirn einst eine Erzählung: Signor Formica, entsprang? Sie haben sie gelesen und gewiß darin den kleinen Castraten Pitichinaccio lieb gewannen. Derselbe hat vor einem Jahr und neun Monaten die Hexe von Endor geheirathet, zu der es ihn mit sanfter Gewalt unwiderstehlich hinzog, weil sie, obgleich nur eine Hexe, dennoch einen höchst vortrefflichen Charakter besaß. Mit ihr hat er nun in rechtmäßiger Ehe den Scaramuzzi gezeugt, der, da der Apfel nahe beim Stamme zu fallen pflegt, schon als Castrat auf die Welt kam und jetzt

als einjähriges Kind einen trefflichen Baß singt. Sie lächeln zweifelhaft, wollen meinen Worten nicht recht trauen? Bedenken sie doch nur, wie viel Wunderkinder es jetzt auf der Welt gibt, — wie vierjährige Knaben Clavier-Concerte spielen, wie es gelehrte Doctoren von acht Jahren, und wer weiß, was noch alles gibt und gegeben hat. Bedenken Sie das und Sie werden nicht ferner, wie der ungläubige Thomas mit offnem Munde dasitzen! — Ich fahre also fort, wo ich abbrach. An dem Hause Pitichinaccio habe ich stets den innigsten Antheil genommen und nun beschlossen, den heute Glock' Zwölfe eingetretenen Geburtstag oder vielmehr die Geburtsnacht des kleinen Scaramuzzi, meines geliebten Pathchens, in einer Gesellschaft von Literatoren, Künstlern und dergleichen Sorte Leutrn zu feiern. Sie, Geschätzter! haben mich und meine Producte stets geliebt. Keine Versicherung!" fiel er rasch ein, als er bemerkte, daß ich mich rüstete, ihm einige Complimente zu machen, — „keine Versicherung! Seyen Sie still, ich weiß es! — Eben deshalb habe ich mir auch die Freiheit genommen, Ihre Stube zu dem Feste in Besitz zu nehmen, denn meine sonstige Wohnung, in der ich fleischlich und beinlich hauste, ist vermiethet und, wie ich gehört, an Jemanden, der sich nicht gern durch frohen Tumult incommodiren läßt." —

„Aber, geehrter Herr Kammergerichts-Rath!" fiel

ich hier etwas beruhigter ihm in's Wort; „noch sehe ich Niemand, nicht einmal die Hauptpersonen des Festes? Auch würde mein Zimmer noch einiges Arrangement bedürfen. Es ist übrigens Zeit, daß die Geschichte anfängt, denn es sind bereits fünf Minuten über Zwölfe!" —

„Sogleich!" — fuhr der Angeredete fort, „sogleich! — Hervor, Du mein geliebter Pitichinaccio! hervor, verehrungswürdige Hexe von Endor! Und auch Du, zarter Sprößling Scaramuzzi! Und Ihr, die Ihr mit dem Castraten im traulichen Verhältnisse lebtet, Ihr Signor Pasquale Capuzzi! Ihr, Pyramiden-Doctor Splendiano Iccoramboni, der von den Damen mit dem Beinamen: caro puppocello! beehrt wird, tretet hervor! herbei! herbei!" —

So rief Hoffmann, indem er, gleich einem Zauberer, mit dem Zeigefinger Figuren und Kreise in der Luft beschrieb. Die Beschwörung wirkte. Vor mir bewegte sich das „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für das Jahr 1820.," worin Du, lieber Leser! wohl die sehr schöne Geschichte des „Signor Formica" gelesen und auch das dazu gehörige Bild gesehen haben wirst, auf welchem Capuzzi zornentbrannt seinem Doppelgänger drohend gegenübersteht, indeß hinter ihm Antonio Scacciati seine schöne Nichte Mariane entführt. Zitternd bewegte sich das Büchlein und zwischen den Blättern heraus quetschten sich die gerufenen Personen.

Draußen scharrten Fußtritte, die Thüre öffnete sich und hereintraten die größten theatralischen Künstler unserer Zeit. Doch würdest Du, werthester Leser! Dich betrügen, wenn Du vielleicht Devrient, Eßlair, die Stich-Crelinger, Müller und dergleichen recht respectable Leute erwarteteſt. Nein! es erschienen Andere, die Du wohl nicht vermuthest. Wie ein reich gewordener Lieferant nahte der unbeholfene Elephant aus der „Olympia," schmeichlerisch-kriechend, gleich einem geschmeidigen Hofmanne, die Schlange aus der Zauberflöte, stolz das Haupt emporhebend, wie Helden, die gesiegt, die Schaar der Rosse aus dem „Cortez," frei und lustig trat der „Hund des Aubry" vor und flog mit fröhlichem Gebell meinem Dragon, mit dem er Geschwisterkind zu seyn schien, an den Hals. Das war eine Freude! — Der zuletzt ankommende war aber der göttliche „Jocko-Saphir," ein Stutzer comme il faut! Den braunen Carbonaro abwerfend, mit der Hand durch die Kopfhaare fahrend, stand er in seiner behaarten Schönheit da, er, der sich in dem kunstsinnigen Berlin Aller Herzen erworben hatte. —

„Was Teufel!" brummte ich, mit einem scheelen Seitenblick auf den Behaarten, — „was Teufel! Affen auf meinem Zimmer?" —

„Still!" besänftigte mich der Gastgeber, „still! Sie, gebildeter junger Mann! werden doch wohl wissen, daß ohne Affen jetzt keine Gesellschaften mehr bestehen

können. Gehen Sie hin, wohin Sie wollen, besuchen sie die glänzenden ersten Zirkel unserer Residenz und Sie werden Affen finden; sitzen Sie im Theater, so finden Sie Affen und nicht allein im Parquett, wo sie freilich gewöhnlich maskirt erscheinen, — nein! bis auf die Bühne haben sich die Bestien sogar verstiegen. — O, Liebster! wir leben in einem äffischen Zeitalter!" —

„Hol' der Kuckuck ein solches Zeitalter!" replicirte ich ärgerlich. —

„Ja, ja! der wird's auch holen!" meinte lächelnd Hoffmann; „nicht zwanzig Jahre werden vergehen und Freund Kuckuck singt auf dem Theater und im Conzert Lieder, die von originellen Dichtern und Tonsetzern für diesen Vogel eigends geschrieben und componirt sind. Die Zeit wird die Wahrheit meiner Prophezeiung bestätigen!" —

Während dessen hatte sich nun die Gesellschaft vermehrt und zu meinem größten Vergnügen doch wenigstens durch Menschen. In einem derb auftretenden und geharnischten Mann erkannte ich gleich den alten Spieß; ein naiv seufzender, mit Natürlichkeiten um sich werfender, ältlicher Herr wurde mir als Herr Lafontaine, ein Nachkomme des schluchzend eintretenden Siegwart, vorgestellt. In einer Ecke zankte sich der Mann aus dem Monde mit dem Vater der Mimili. Ein junger Doctor juris, lästerte die Tyroler, die er auf einer Reise in mehreren Scenen kennen gelernt, sang

aber gleich darauf sehr vortreffliche Sachen aus seinem Buch der Lieder. — Peter Schlemihl deckte dabei ruhig eine Tafel und besetzte sie mit Speisen, die er nebst einer ganzen Batterie von Flaschen aus der winzigen Westentasche zog. Dem alten Geharnischten wurde ein gefüllter Humpen vorgesetzt, Lafontaine mußte sich mit Speise der zärtlich Liebenden begnügen, Milch und Brot. Auf letzteres wurde ihm etwas empfindsamer Mondschein geschmiert, der beinahe wie hollsteiner Butter aussah; er theilte mit seinem Ahnherrn. Jocko erhielt Aepfel und Aepfel- und Mandelkerne, die Rosse und der Elephant Heu, die Schlange lebte, gleich einem Recensenten, von eignem Gift und eigner Galle. Die Andern labten sich an Braten und sprudelndem Champagner. Die beiden Dragons naschten das Fleisch vom Teller der Herren und der Elephant entstöpselte mit geschicktem Rüssel die Weinflaschen und goß den Inhalt in den Schlund. —

Endlich tauchte ein Gespräch auf. Kunst und Theater war der Mittelpunct, um den es sich drehte. Das sämmtliche Vieh wurde laut und stritt darüber, wer von ihnen der größte dramatische Künstler wäre, wobei sie viel von ihrer Herablassung zu den Menschen sprachen.—

„Schon meine Figur giebt mir den Vorrang vor Euch Andern!" hob der dicke Elephant an, indem er drohend den Rüssel umherschwang; „edle Väter und Könige wären mein Fach; ich trage mich so imponirend,

wie Eßlär, und beim Abgange ein paar Coulissen mit zu nehmen, ist für mich eine Kleinigkeit!" —

„Ach, Sie Guter!" bellte ihm Dragon höhnisch entgegen, „wie Sie sich mit solchen Ideen breit machen können, wundert mich doch gewaltig. Edle Väter, hochtrabende Könige wollen Sie spielen? Das fehlt noch! Höchstens sind Sie zum Statisten zu gebrauchen, allein auch das ist für Sie zu schwer. Ordentlich stehen und gehen ist das Erste, was ein Schauspieler lernen muß und daß Sie dieß nicht einmal vermögen, haben Sie oft genug in der „Olympia" zu Herrn Baders Schrekken bewiesen. Der arme Sänger schwebt ja in steter Todesgefahr, wenn Sie, Unbeholfener! den Berg herabstolpern. Da sehen Sie mich an! Was habe ich geleistet?! Ein heiliges Schweigen herrschte in dem Schauspielsaale, wenn ich als getreuer Hund von dem Grabe meines Herrn zum Wirthshause kam. Mit welcher Zierlichkeit zupfte ich die Gastwirthin an der Schürze und trug ihr die Laterne vor; mit welcher Wuth schnappte ich nach den Waden des mörderischen „Macaire" —." —

„Oder vielmehr nach der appetitlichen Fleischwurst, die Macaire bei dieser Scene stets hinten am Rock befestigt hatte!" fiel hier spöttisch zischend die Zauberflöten-Schlange dem Sprecher in das Wort. —

„Kriechende Kreatur!" knurrte sie Dragon an, „kriechende Kreatur! Du stichst ja Alles, was Dir in

die Nähe kommt, warum nicht auch einen edlen Pudel? Ueber solche Recensenten-Schleicherei setzt sich ein großes, nobles Vieh, vor dem selbst Goethe gewichen ist, hinweg! Willst Du meinen Worten nicht glauben, daß ich z. B. in Königsberg nach der Vorstellung herausgerufen wurde, so lies die damaligen öffentlichen Blätter. Wem von Euch ist das passirt?" — -

„O Apoll!" lachte Jocko, indem er sich auf eine niedliche Art das Bein kratzte, o Apoll! was bildet sich diese Hundeseele ein? Es mag wahr seyn, daß ihm die Ehre des Hervorrufens passirt ist, aber wo? in einer Provinzialstadt! — Wer ist aber so geehrt worden, wie ich, der aimable Jocko? In Berlin habe ich gespielt, — draußen auf dem Königstädtischen habe ich die verfolgte und getödtete Unschuld gegeben, dann, als man einsah, wer ich sey, dann zog man mich zum Königlichen Theater, dem trefflichsten Kunst-Institute Deutschland's! Die Gepriesensten dieser Bühne sind meine Collegen, Arm in Arm mit ihnen forderte ich die Recensenten aller Jahrhunderte in die Schranken! — und was können sie von mir sagen? Alles Schöne und Gute und wenn sie schwarz würden vor Aerger! In Kupfer hat man mich gestochen, in zehn Attitüden abgebildet! Könnt Ihr Euch solcher Auszeichnung rühmen? O schweigt, schweigt! schweigt!" fuhr er zu den Andern fort, die bereits die Mäuler aufthaten, um etwas

zu entgegnen, „schweigt und blamirt Euch nicht! Ich stehe weit über den Menschen und sage zu Ihnen, wie eine echte, neue Kunstnatur: Ich bin Ich und Sie sind Vieh!“ —

Verwunderungsvoll hatte ich das auf meinem Sorgestuhl, den ich noch immer nicht verlassen, angehört. Mir schwindelten die Sinne; als aber nun gar die Bilder, welche die Wände meines Zimmer's zieren, aus ihren Rahmen heraussprangen und sich unter die Gesellschaft mischten, wußte ich complett nicht mehr, ob ich wachte oder träumte. Der Elephant machte aus meiner bescheidenen Stube einen großen Saal, in dem er mit bewundrungswürdiger Leichtigkeit die Wände zurückdrängte. —

„Allons! zum Tanz!“ rief der Berliner Callot, die Herrschaften ermunternd. Der aus dem Rahmen gestiegene Weber dirigirte seine Ouvertüre aus dem „Oberon,“ ohne daß man diese jedoch selbst hörte, denn Castlereagh, der neben ihm stand, strich, Gesichter schneidend, mit seinem Federmesser auf seiner Gurgel hin und her, so daß tiefe Risse sichtbar wurden; aus diesen Einschnitten aber quoll die schöne Arie: „Ade! du schnöde Welt!“ Die Melodie derselben hatte eine blutrothe Farbe. — Rossini trällerte Arien, die ich von der deutschen Nachtigall, die in Paris fiel, um im Triumphe wieder zu erstehen, viel besser gehört hatte. Die Uebrigen vollendeten mit Auber's:

„Kommt liebe Leute, groß und klein,
„Stellt fleißig Euch zum Tanze ein!“

die tolle Musik. Hierzu hatte sich nun Scribe, auch ein dem Rahmen Entstiegener, mit einem Fuße auf die Flamme des Lichts gestellt und balancirte so, das andere Bein in einem stumpfen Winkel, gleich einer Tänzerin, weit von sich streckend. Vieh und Menschen tummelten sich bereits im bunten Gewirr in der Stube umher. Immer lauter brauste, quäckte, brummte und sprudelte die heilloseste Musik. Wie der Herbstwind die fallenden Blätter auf dem Boden umherkräuselt, so rasteten Alle im wilden Walzer dahin. Herr Rüthling als „Valentin aus Kritz" sprang lustig in den Armen der „Ahnfrau." Ihnen folgte der wohlgenährte Scott und Frau von Maintenon. Der Pyramiden-Doctor, einen stattlichen Stoßdegen an der Seite, hatte sich den kleinen Scaramutz an dessen langen Haaren, gleich einer Medaille in's Knopfloch gehängt und zärtlich dessen Mutter umfassend, walzte er unter dem Gequäke des medaillirten Sohnes und dem heisern Fluchen des eifersüchtigen Pitichinaccio, der, drei Zoll hoch, dagegen vier im Durchmesser, an dem Degengefäß des Pyramiden-Doctors wie ein Port d'Epee hing und beim schnellen Tanzen und Drehen mit dem am Knopfloche baumelnden Erstgebornen carambolirte. Wie ein Kreisel drehte sich Scribe auf der Lichtflamme, endlich, mit einem gewaltigen Satze herabspringend, packte er den liebenswürdigen Jocko, der bis jetzt sich Mühe gegeben, einig

Böcke zu schießen. Die Lichter sprangen aus den Leuchtern und sich zärtlich an einander schmiegend, folgten sie den Uebrigen. — Noch nicht genug! Die Spiegelbilder der Tanzenden sprangen aus dem Spiegel und mischten sich lustig in den tollen Wirbel ihrer Ich's. — Plötzlich packt mich mein Armstuhl um den Leib und ich, Pantoffeln, Pfeife, Mütze verlierend, wüthete dem Schwarm nach. Immer toller wurde der Wirbel, jammerte die Musik. Die herausgesprungenen Spiegelbilder nebst ihren Ich's spiegelten sich doppelt in dem Spiegel, sprangen heraus und vertausendfachten sich auf diese Art. — Immer größer und wilder wurde der Lärm und ich Geplagter rasete gezwungen mit. Endlich wußte ich nicht mehr, war ich mein Ich oder mein Spiegelbild, denn das Zimmer wimmelte auch von meinen Doppelgängern. Alles flog durch einander, wie die Funken eines Feuerrades. Nur dann und wann sah ich das in hundert Gestalten vibrirende Gesicht des Kammergerichts-Raths, auf dem sich ein höhnisches Lächeln gelagert hatte. Er war ja der Urheber des heillosen Spucks. Einen kleinen Stab in der Hand schwingend bewegte er das Ganze. Immer rascher drehte er das Stäbchen und nun sah ich nichts mehr. Nur das Brausen der Luft, die ich im Fluge durchschnitt, hörte und fühlte ich noch. Immer toller und rascher! Mir verging der Athem! —

Da tönt ein dumpfer Schlag an mein Ohr. Alles zerstiebt. Vor mir steht mein Diener Johann und fragt besorglich: „Wollen der hochgeehrte Herr nun nicht zu Bette gehen? Eben schlugen die Thurmuhren Eins. Hier auf dem Lehnstuhl haben der Herr schlecht geschlafen, das habe ich an dem unruhigen Hin- und Herwerfen gesehn." —

„Johann! Du auch hier? Sprich wo sind die Gäste geblieben?" fragte ich verwundert. „Sieh! wie sich die Rahmen noch bewegen, in die sie sich eben zurückgezogen zu haben scheinen! Und dort! Nur mit Mühe drückt sich Signor Dottore Accoramboni in das gesellige Achtzehnhundert und zwanzigjährige Vernügen!"—

So redete ich den Diener an. Der aber meinte brummend, indem er die offene Thür zuzog:

„Katharine ist doch immer sehr nachlässig! Hat sie bei dem nichtswürdigen Wetter das Fenster auf dem Flur offen gelassen und nun zieht es hier, daß sich auf Ihrem Tische die Bücher und an der Wand die Bilder bewegen!" —

„Ja, ja!" meinte ich, „das wird's wohl seyn!" entkleidete mich und dachte noch im Bette: „In meinem Leben lese ich in der Nacht und nach fröhlicher Weingesellschaft nicht mehr „Hoffmann's Phantasiestücke." Wunderliches Zeug träumt man danach, wie ich Dir, lieber Leser! so eben mitgetheilt habe. —

Mignon und die beiden Referendarien.

(Eine höchst wahre Begebenheit.)

1.

Es war am neunten November, Achtzehnhundert Acht und zwanzig, Mittags um zwei Uhr, als ein blasser Jüngling, gekleidet nach der neuesten Mode, in Berlin die Linden entlang nach dem Brandenburger Thore eilte. Jedem Begegnenden, der ihn nur etwas weniges aufmerksam betrachtete, mußte der Gram, der sich sichtbar über das bleiche Gesicht verbreitet, die theilnahmlose Eile, mit der der junge Mann, die Arme verschränkt und düster vor sich hinstarrend, die schöne Allee durchlief, auffallen. So fortschreitend rannte er gegen einen Entgegenkommenden, der ihn mit einem harten: „Nun!?" anließ, das aber vom Bleichen mit einem flüchtig-demüthigen: „Bitte tausendmal um Entschuldigung!" beantwortet wurde, worauf dieser dann, ohne aufzusehen, seinen Weg fortsetzen wollte. Ein helles Lachen, das der Andere aufschlug, und die Worte: „Sage Herr Bruder! schläfst Du und nachtwandelst am hellen, lichten Tage unter den Linden, oder hast Du ein böses Gewissen,

das Dir die Augen zu Boden zieht?" — weckten den Blassen aus seinen Träumen und ließen ihn in dem Lachenden, seinen Collegen, den Referendarius Lothar erkennen.

„Ach, Du bist's?" sprach nun der bleiche Jüngling, der Niemand anders, als der Referendar Theobald war: „Sey mir gegrüßt! Fast hätte ich Dich nicht gesehen, verzeihe mir!"

„Von Herzen gern!" antwortete Lothar lachend, „von Herzen gern! Wo eilst Du, Herr Bruder so schnellen Schrittes hin? Es ist zwei Uhr und daher Zeit, sich an Beiermann's Tischen ein Plätzchen zu erwählen." —

„Hinaus in den duftenden, grünen Park will ich, um dort ungesehen die Thränen der Sehnsucht und des Schmerzes fließen zu lassen. Darum leb' wohl, theurer Bruder! leb' wohl!"

So sprach der Blasse mit einer Stimme, die aus verhaltenen Thränen heraufzutönen schien und wollte den Freund verlassen. Der aber gab dies nicht zu und hielt den Andern bei der ergriffenen Hand fest, sprechend:

„Daß Du Schmerzen hast, mein armer Freund! glaube ich Dir, da Du Dich seit acht Tagen krank melden läßt, was mich hinsichts der, mir aufgebürdeten Termine, herzinniglich betrübt. Daß Du vor Schmerz weinen willst, schickt sich für einen Staatsdiener, der

bereits zwei Examina hinter sich hat, ganz und gar nicht. Was aber den duftenden, grünen Park, worunter Du doch zweifelsohne den Thiergarten verstehst, betrifft, so ist es mit dem besagten Duften und Grünen so ziemlich vorbei, sintemalen wir heute den neunten November schreiben und eine verteufelt frische Luft weht, weshalb es denn auch meine unmaßgebliche Meinung, daß Du mir in das warme Speisezimmer des Caffée royal folgst, um deinen schwächlichen Körper alldort zu restauriren und mich mit Deiner Sehnsucht bekannt zu machen, von der ich ganz und gar nicht weiß, wohin selbige zielet." —

Und also auf den Festgehaltenen einredend, zog Lothar ihn allmählig die Allee hinauf und, obgleich er sich sträuben wollte, bis in das kleine, einladende Cabinet des Herrn Beiermann. Schweigend, obgleich Theobald Suppe, Ragout und den delikaten Braten mit Seufzern würzte, aßen sie. Der Wein entwand dem Seufzenden allmählig ein: „Ach! — o ihr Götter! — ich Unglücklicher!" und ähnliche Exclamationen. So lange hatte ihn der Freund, der ihn bisweilen lächelnd betrachtete, mit Fragen verschont; als aber der sprudelnde Kreidewein in den Gläsern perlte, schritt Lothar zum Examen und fuhr ihn folgendermaßen etwas barsch an:

„Nun heraus mit der Sprache und entdeckt, was

Dir fehlt! Alle Winkelzüge verbitte ich mir aber im Voraus! Läugnen hilft nichts, also die Wahrheit gesprochen!" —

Theobald, der etwas über des Freundes Art zu fragen, die dieser sich den verstockten Inquisiten auf dem Verhörzimmer gegenüber angewöhnt hatte, zusammenfuhr, stärkte sich mit einem frischen Glase und hob dann, nachdem er sich zierlich mit der Serviette die feinen Lippen gesäubert, an:

„Du bist ein guter Mensch, Lothar! wie ich das bei mehreren Pauckereien, in welchen Du mir vortrefflich secundirtest, noch von der Universität her, weiß. Du hast auch, trotz Deiner rauhen Außenseite, ein gefühlvolles Herz, wie ich durch folgende Beispiele beweisen kann. Denn als ich —"

„Ach Gott! laß doch die alten Geschichten!" unterbrach ihn der Ungeduldige, „und bleibe bei der Stange. Ich bin eine gefühlvolle Seele, meinetwegen! aber darum sprich auch, damit sie etwas mitzufühlen bekommt. Du kennst ja das Duett aus der Schweizerfamilie: Mitgefühl verbindet Herzen, jede Wunde heilt und so weiter, darum fortgefahren und kurz gesagt, was Dir fehlt!"

„Nun so will ich Dir denn bekennen, daß ich liebe!" stotterte Theobald, auf dessen bleichen Wangen sich eine leise Schaamröthe lagerte, als der Freund lä-

chelnd: „Weiter nichts, als das?" hervorbrummte und indem er behaglich sein Glas leerte, hinzufügte: „Das bin ich ja schon von Dir gewohnt! Vermuthlich ist's aber wieder eine phantastische, absonderliche Liebe, die Dir im Gehirn spukt, ohne soliden Hintergrund und darum nicht der Rede werth!" —

„Nicht der Rede werth?" fiel ihm hier Theobald hitziger, als man von dem zarten Jüngling vermuthen konnte, in's Wort. „Nicht der Rede werth? Wenn Du mein wahrer Freund seyn willst, wie ich denn doch auch wohl glaube, so höre erst, wer sie ist, die ich liebe und dann urtheile!" —

„Nun, nun!" lächelte Lothar, ohne den Gereizten anzusehen, „nur nicht so hitzig und sans Leidenschaft! Wenn Du's erlaubst, so will ich denn höchst ruhig um Namen, Stand und dergleichen Deiner Geliebten Dich geziemend ersuchen. Wie heißt sie? — doch nein!" unterbrach er sich hier selbst, „zuerst bitte ich um eine Personalbeschreibung; der Name ist bei Dir doch Nebensache und, um mich also ganz in Deine Ansichten zu fügen, frage ich danach zuletzt!" —

„Du spottest!" antwortete Theobald ernst, „doch vergebe ich Dir und sage, was Du zu wissen verlangst!"

Ein Buch hervorlangend, begann er, nachdem er zwei Seufzer und einen schwärmerischen Blick, wenn auch nicht gegen den Himmel, so doch gegen die Decke

des Cabinet's gesandt, das Auge aber dann wieder thränenfeucht zum Buche senkte, folgendermaßen mit eintöniger Stimme, so daß man nicht wußte, ob er las oder erzählte:

„Ihr Körper ist gut gebaut, nur daß ihre Glieder einen stärkern Wuchs versprachen, oder einen zurückgehaltenen ankündigen. Ihre Bildung ist nicht regelmäßig, aber auffallend; ihre Stimme geheimnißvoll, ihre Nase außerordentlich schön und der Mund, ob er schon für ihr Alter zu sehr geschlossen scheint und sie manchmal mit den Lippen nach einer Seite zuckt, noch immer treuherzig und reizend genug. Zugleich zeigt sich eine schöne braune, obgleich nur von wenigem Roth erhöhte Gesichtsfarbe. Ein weiches, braunes Lockenhaar umwallt die schöne Gestalt." —

„Das ist —" lachte Lothar laut auf, „das ist —," doch plötzlich sich mühsam zu einem Ernste zwingend, der viel possirliches hatte, fragte er: „Wo und wie sahst Du sie?" —

„Ich schaute sie in dem Augenblicke, als die Herrliche nicht mehr auf dieser Erde zu verweilen schien;" antwortete der bleiche Jüngling. „Ein weißes Gewand umhüllte faltig ihre Glieder, ein goldner Gürtel umschlang die Brust, ein Diadem das Haupt. Die großen, goldigen Schwingen belehrten mich, daß sie ein

Engel sey. Die Cither ruhte in ihrer Hand, verklungen war das Lied —."

Hier sprang der zuhörende Freund auf, ergriff den Hut und Theobald rasch mit sich fortziehend, schien er die unterbrochene Rede desselben fortsetzen zu wollen, indem er, wirklich ernst, recitirte:

„So laßt mich scheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick,
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert' ich zu frühe,
Macht mich auf ewig wieder jung!"

Bei den letzten Worten befanden sich Beide schon auf der Kunstausstellung im Akademie-Saale.

„Das ist sie!" rief Lothar.

„Sie ist's!" lispelte Theobald, sehnsüchtig zu einem Bilde hinaufblickend.

„Ganz gewiß! Nro. 66. Mignon, von dem Herrn Professor Schadow in Düsseldorf," schnarrte neben den beiden Freunden eine Stimme, die einem corpulenten, ältlichen Mann angehörte, dessen Gesicht die israelitische Abkunft nicht verleugnen konnte. „Ein schönes Bild, Herr Referendarius! Ist doch auch gewesen mir das Liebste auf der ganzen Ausstellung! — Was machen Sie denn? Habe lange nicht gehabt die Ehre, Sie zu sehen. Freut mich, daß ich Sie heute treffe, werthgeschätzter Herr Referendarius! Wird doch gefeiert werden morgen Abend bei mir meiner Tochter Fannyche Geburtstag; darf ich bitten um die Ehre zu morgen Abend auf eine Tasse Thee?" —

Theobald, aus seinen süßen Träumen durch den Herrn Banquier Nathan unangenehm aufgeschreckt, beantwortete die Einladung nur durch eine stumme Verbeugung, worauf Herr Nathan sich sehr wortreich empfahl und davon eilte.

„Und nun, theurer Bruder!" sprach Theobald, des Freundes Hand ergreifend, den Blick auf das herrliche Bild geheftet, „nun schmähe mich, wenn Du es vermagst."

„Das könnte ich wohl!" antwortete Lothar freundlich, doch wage ich es diesem Meisterstücke gegenüber, wahrlich nicht! Wohl seh' ich's ein, daß solch ein Kunstgebilde, auch wenn es nicht Goethe's Mignon wäre, auf

gewöhnliche Menschen ungewöhnlich einwirken, Dich aber, den leicht Erregten begeistern mußte. Doch bist Du nicht so thöricht, daß Du nicht diese phantastische Liebe auf irgend eine Art aus Deinem Herzen verbannen wirst. Du bist wohlhabend, versage Dir einige andre Genüsse und suche das Bild zu kaufen. Der stete Anblick, auch des Herrlichsten, mildert den ersten, überschwenglichen Eindruck." —

„Alles, was ich besitze, gäbe ich gern für diesen Schatz!" fiel Theobald dem Freunde hier rasch in's Wort. „Allein auch dieser Trost ist mir ja nicht gewährt!" setzte er langsamer hinzu. „Mignon ist Goethe's Eigenthum und kehrt zurück zu ihm, der diesen Engel zur Erde niedertief. Als würdiges Geschenk für den erhabenen Greis hat der Künstler dieses Bild geschaffen."

„Die Zeit ist vorbei, meine Herren!" sprach zu den jungen Männern der freundliche Aufseher der Säle. „Schon dunkelt der Abend herein. Heut' ist der neunte November und die diesjährige Ausstellung wird geschlossen."

Noch einen langen Blick warf Theobald auf die Geliebte. „Leb' wohl, auf immer!" sprach er leise und hinter ihnen schlossen sich die Pforten des Heiligthum's der Kunst. Unter den Linden trennte sich Lothar von Theobald, wohl wissend, daß in diesem Augenblicke das

Wort der kalten Vernunft wenig fruchten würde und Beide eilten ihren Wohnungen zu.

2.

Von Geschäften, die auf den Fleißigen einstürmten, wurde Lothar den ganzen folgenden Tag verhindert, den Freund zu sehen, und nur erst als der Abend angebrochen, eilte er in die, heute zum ersten Male mit Schneeflöckchen winterlich geschmückte Lindenallee zu Theobald's Wohnung und fand diesen bei der Toilette, welche er stets mit einer gewissen peinlichen Zierlichkeit zu machen pflegte.

„Guten Abend, Theobald!" rief Lothar eintretend. „Ey, ey! ich glaubte Dich eher den Wilhelm Meister in der Hand auf dem Sopha in einer schwärmerischen Stellung zu finden, als hier vor dem Spiegel, im Begriffe die Cravatte in eine zierliche Schleife zu legen?"—

„Du hörtest," antwortete Mignon's Verehrer, nachdem er den freundlichen Gruß erwiedert, dann aber die angefangene Arbeit am Halstuche fortsetzte, „Du hörtest, daß mich gestern der Banquier Nathan auf heute Abend zu sich einlud, und da er durch eine Karte die Einladung nochmals wiederholte, muß ich wohl hin, wenn ich den Mann, der mir freundlich zugethan scheint, nicht beleidigen soll." —

„Ich weiß," entgegnete Lothar, „ich weiß, daß Dir der alte Herr mit der krummen Nase sehr wohl will, seit Du ihn damals in dem verwickelten Erbschaftsprocesse so tüchtig mit gutem juristischen Rathe unterstützt. Er gewann den Proceß, Du seine Achtung und Verehrung. Uebrigens soll es auf seinen Thee's ganz charmant hergehen: trefflicher Burgunder, süperbe Mädchen, unter denen seine Tochter Fanny, wenn auch nur eine Israelitin durch Witz und Anmuth hervorragen soll. Du wirst Dich auf jeden Fall köstlich amüsiren und bist zu beneiden!" —

„Ich mich amüsiren?" fiel ihm hier Theobald ein, indem er in die Weste fuhr und dabei trübsinnig lächelnd das schön frisirte Haupt schüttelte, „ich mich amüsiren? Lothar! glaubst Du denn nach dem, was ich Dir gestern entdeckte, daß die Coquetterie einer hübschen Judenjungfrau mir gefallen, daß mich irgend ein weibliches Geschöpf mehr beschäftigen könnte, als Mignon, mein Ideal? Ich gehe nur zu Nathan, um Abschied zu nehmen, denn in drei Tagen verlasse ich Berlin."

„Verläßt Berlin?" fragte verwundert Lothar.

Hier blüht des Lebens Blume nicht für mich," antwortete Theobald. „Schaal, eckel, und nüchtern erscheint mir die Residenz mit ihren Genüssen und Witzen. Nur ein Land vielleicht gibt mir das, was mich auf ewig beglücken würde, meine Mignon. Dies Land, es

ist Italien, des Engels Heimath. Nur in jenem Zaubergarten blüht Liebe, dorthin will ich ziehen!" —

So sprach Sehnsuchtsthränen in dem blauen Auge der bleiche Jüngling, indem er eine Fluth von eau de Cologne auf das feine Taschentuch niederregnen ließ. Lothar aber, einsehend, daß eine Reise mit ihren wechselnden Annehmlichkeiten, daß die feurigen, blühenden Jungfrauen des schönen Landes den Freund zerstreuen und so allmählich das Bild seiner phantastischen Sehnsucht aus seinem Herzen verwischen würden, widersprach dem Entschluß nicht.

„Das ist vernünftig, Herzensbruder!" sprach er zu Theobald. „Reise in Gottes Namen! Ich wünsche, ich könnte mit Dir ziehn, dahin wo die Citronen blühn, wo ein ewiger Frühling lächelt, sanfte Zephyre fächeln und so weiter; ich meine nach Italien. Allein so gut wird's mir nicht! Auch ich muß reisen, aber nur nach Müncheberg, wo keine Pommeranzen blühn, wohl aber im heißen, märkischen Sande des Wandrers Füße glühn. Ein Commissorium zwingt mich dorthin und zwar schon morgen früh abzugehen. Drum kam ich her, um von Dir Abschied zu nehmen. Drei Monate werde ich wohl die schöne Residenz meiden müssen. Gott gebe, daß, solltest Du dann schon zurückgekehrt seyn, wir froh uns wiedersehn, und herzlich wünsche und hoffe ich, daß diese Reise Dein Arzt werden möge!" —

So, nachdem noch Beide freundliche Abschiedsworte gewechselt, schieden sie. Theobald warf sich bald darauf in den Wagen, um zum Banquier Nathan zu eilen, wo er, von Eitelkeit nicht frei, mit Hülfe der geschmackvollen Toilette und der süßen Schwermuth, die sich auf sein Gesicht gelagert und die ihm, wie er sich selbst gestand, eben so gut, wie der neue Frack kleidete, den Damen sehr interessant zu erscheinen glaubte. An diesen bevorstehenden Triumph, hauptsächlich aber an seine Mignon denkend, langte er dort an. Lothar aber bereitete indeß zu Hause Alles zum folgenden Morgen, der ihn schon auf dem Wege nach dem Orte seiner Bestimmung traf. Wir lassen jetzt drei Monate verstreichen und wollen sehen, was sich nach dieser Zeit begeben. —

3.

Wie vor drei Monaten sehen wir an einem hellen, schneeerleuchteten Winterabende Lothar nach Theobald's Wohnung unter den Linden schreiten. Vor einer Stunde erst war er von seiner Geschäftsreise zurückgekehrt und es drängte ihn, von dem fernen Leben des Freundes, seit er sich von ihm getrennt, etwas Näheres zu erfahren. Kaum konnte er glauben, daß Theobald schon aus dem schönen Italien heim sey, allein — richtig!

die Fenster seiner Wohnung waren hell. Er eilte hinauf, aber das herzliche Willkommen erstarb, als er, statt des Freundes, einen fremden Herrn im Zimmer fand, der ihm von Theobald nichts Weiteres sagen konnte, und von sich selbst, daß er schon beinahe seit drei Monaten dieses Zimmer bewohne. Die Wirthin war nicht zu Hause und die kleine Tochter derselben, wußte sonst nichts, als daß Herr Theobald vor längerer Zeit zu Herrn Banquier Nathan in die Friedrichsstraße gezogen sey. Lothar eilte dorthin, denn die ungewissen Nachrichten reizten seine Neugier. So langte er vor dem palastähnlichen Gebäude des reichen Israeliten an und zog die Klingel; ein Bedienter in reicher Livrey öffnete.

„Kann ich vielleicht Herrn Theobald sprechen?" fragte Lothar den Oeffnenden so rasch, daß dieser zwei Schritte zurückfuhr und ganz betreten antwortete:

„In diesem Augenblicke wohl nicht." —

„Also nicht zu Hause?" fuhr der Fragende fort.

„Nein!" meinte der Diener, „aber in einer halben Stunde wird der Herr mit der gnädigen Frau wohl zurückkehren. Sie sehen zu, wie der Vesuv Feuer speit." —

„In Italien?" fragte verwundert Lothar.

„Nun ja! es wird wohl dort seyn. Wenn Sie aber den Herrn dringend —."

„Ja wohl dringend!" fiel Lothar dem Diener in's

Wort, dessen Antworten ihm seltsam vorkamen. Dieser aber, ohne sich stören zu lassen, fuhr fort:

„So werde ich Sie derweilen, wenn es auch für die Visitenzeit etwas zu spät ist, bei Fräulein Ninon melden." —

„Bei Fräulein Ninon?" erkundigte sich Lothar.

„Ja, bei des gnädigen Herrn Fräulein Schwester, die schon seit einem Monate hier im Hause ist. Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?" fügte der Diener fragend hinzu. Lothar nannte sich und trug ihm auf, zugleich im Voraus um Entschuldigung zu bitten, daß er so spät Töre. Er wäre aber ein so alter Freund des Herrn Theobald und der Wunsch, ihn zu sprechen, so dringend, daß —

„Verstehe und werde es ausrichten!" meinte der Diener, in dessen Hand ein Geldstück blinkte, das bis jetzt Lothar's Eigenthum gewesen, und ging, nachdem er den Besucher in's Vorzimmer geführt, hinein, um seinen Auftrag auszurichten. Da stand nun Lothar, wirr geworden durch die, ihm bis jetzt ganz unverständlichen Nachrichten über den Freund. „Er sey dort, wo der Vesuv Feuer speit," hatte der Diener gesagt; also in Italien. „Er würde in einer halben Stunde mit der gnädigen Frau zurückkehren!" also wirklich verheirathet. Gewiß hatte er sein verkörpertes Ideal gefunden und das Schicksal, wie es oft geschieht, in einem

Anfall von übermüthiger Laune, die Sehnsucht Theobald's befriedigt, ihm das geschenkt, was seinem Geiste eine glückliche Ruhe bereitete. Aber die bestimmte Versicherung des Diener's, daß Theobald in einer halben Stunde von dort zurückkehren werde? Eine Reise von Italien nach Berlin kann doch schwerlich bis auf die Minute berechnet werden! dachte Lothar und doch —. Die Nachricht, daß Fräulein Ninon ihn erwartete, brach sein weiteres Grübeln ab und er wurde in ein reich verziertes, durch den milden Schein einer Astrallampe magisch beleuchtetes Zimmer geführt, in welchem ihn eine Dame empfing.

„Mein gnädiges Fräulein!" hob Lothar sich entschuldigend, mit einer tiefen Verbeugung an.

„Der geachtete und geliebte Freund meines Bruders ist schon entschuldigt!" aus des Fräulein's Munde, beruhigte den späten Besucher, der jetzt freier zu Ninon aufsah.

„Mein Gott, Mignon!" rief er in diesem Augenblick sich selbst vergessend und staunend haftete sein Auge auf des Fräuleins Angesicht. Sie war es, Mignon selbst, wie sie damals auf der Ausstellung alle Schauer entzückt hatte. Die treue Copie des Gemäldes, die das Zimmer zierte, zeigte deutlicher die Aehnlichkeit der herrlichen Jungfrau mit Fräulein Ninon. Noch immer stand der kalte Lothar, der damals des

Freundes phantastische Neigung bespöttelt, stumm und lautlos da, bis Ninon, während sich ihre Wange röther färbte, das Schweigen lächelnd unterbrach: „Sie scheinen hier irgend etwas gefunden zu haben, was Sie sichtbar ergreift?" —

„Ich habe gefunden, was ich auf dieser Erde nicht heimisch glaubte, einen Engel!" antwortete er kaum hörbar.

„Dies Bild interessirt Sie?" fuhr das Fräulein nicht ohne Verlegenheit fort, indem sie auf das Gemälde wies. „Es ist meinem Bruder sehr lieb, wenn er gleich jetzt nicht mehr sehnsüchtig und thränenfeuchten Auges die Arme danach ausbreitet." —

„Sie wissen also —?" fragte Lothar.

„Alles!" erwiederte sie. „Mein Bruder hat es mir selbst gestanden." —

„So haben Sie Briefe von ihm aus Italien?" forschte er.

„Sie besitzen die Weibertugend: Neugierde," scherzte das Fräulein und, indem sie ihn zum Theetische einlud und ihm das dampfende Getränk selbst bereitete, fuhr sie fort: „Sie verließen meinen Bruder vor drei Monaten?" —

„Wenige Tage vor seiner Abreise nach Italien," bemerkte Lothar.

„Dahin ist er nie gekommen," antwortete lächelnd

Ninon, „wohl aber an dem Abende Ihrer Trennung zu Herrn Nathan, den er jetzt als seinen Schwiegervater verehrt." —

„Schwiegervater?" rief Lothar, indem er etwas unsanfter, als schicklich, die Tasse niedersetzte.

„Ganz recht, erwiederte die Lächelnde. „Seit einem Monate ist seine Tochter Fanny, Theobald's Gattin. Sie wundern sich, daß der zärtliche Verehrer Mignon's das geliebte Ideal so schnell vergessen? Ja, lieber Gott! Vergessen ist einmal ein Fehler der Männer!" —

„Mein Fräulein —!" unterbrach sie der Verwirrte, doch Ninon fuhr fort:

„Meine Schwägerin Fanny ist sehr hübsch und sehr reich, sah meinen Bruder gern und ward nicht einmal eifersüchtig, als er ihr seine Liebe, das heißt zu Mignon, gestand, sondern theilte seinen Schmerz. So vergaß er allmählig das Ideal, gewann die Theilnehmende lieb und — ich sagte Ihnen ja wohl schon, daß Herr Nathan seit einem Monate sein Schwiegervater ist." —

„Wär's möglich?!" rief Lothar erstaunt. „Theobald, der Enthusiast, der in unbefriedigter Sehnsucht nach Mignon zu dem schönen Süden ziehen wollte, um dort vielleicht die Blume zu finden, die er hier nur im Bilde schaute, — er könnte hinabgestiegen seyn zum Gewöhnlichen, die so schnell vergessen haben, die gleich

einem glänzenden Feenbilde ihm vorschwebte und in ihrem Zauberkreise ihn gefangen hielt?!" —

„Sehr möglich oder vielmehr gewiß!" antwortete ruhig lächelnd Ninon. „Der Enthusiasmus ist eine Männerkrankheit, die gewöhnlich so schnell verschwindet, als sie kam und oft auch da einkehrt, wo man sie gar nicht vermuthete. So z. B. bewundere ich, da mir mein Bruder Sie als einen ruhigen, ja kalten Mann geschildert, daß eben jetzt bei Ihnen ein, ich kann wohl sagen durch Enthusiasmus erregter Enthusiasmus zum Ausbruch gekommen. Sie belächelten früher die heiße Liebe Theobald's zu dem Bilde und jetzt, ihn schmähend, daß er Mignon vergessen, scheint es beinahe, als ob Sie das Gemälde Ihrer Liebe werth hielten?" —

„Damals, mein Fräulein!" fiel hier Lothar mit gesenktem Blicke, der nur zuweilen momentan über die herrliche Gestalt des Fräulein's, über das liebliche Gesicht hinweg schlüpfte, ein: „damals glaubte ich, daß eine solche Mignon nur im Bilde lebe, doch jetzt tritt, herabgestiegen aus dem Reiche der Ideen, der Engel mir selbst entgegen, ich —"

„Ich glaube, mein Bruder kehrt zurück!" sprach das Fräulein, die leise Röthe der Wangen verbergend, indem sie aufstand.

Die Thür ging auf und hereintraten Herr Nathan mit seiner Tochter Fanny; ihnen folgte Theobald, der

junge Ehemann, der, als er Lothar erblickte, mit freundlichem Gruß ihm in die Arme flog. Aber nicht wie sonst, weh- und schwermüthig begrüßte er den Freund, munter und fröhlich stand er vor ihm.

„Mein guter, bester Freund!“ sprach Theobald, Lotharn seiner Familie vorstellend. „Mein Schwiegervater!“ indem er auf Herrn Nathan wies, der sich freundlich gegen den Fremden verbeugte, und: „Fanny, mein liebes Weibchen!“ fügte der Heitere hinzu, die Vorgestellte umfangend.

Nachdem die gesellschaftliche Ruhe wieder hergestellt, Lothar von dem Freunde mit Fragen über sein Leben während seiner Abwesenheit bestürmt war, gelang es diesem, Theobalden leise zu fragen: „Ich habe so Sonderbares über Deine Reise und Nichtreise nach Italien gehört, daß ich gern wissen möchte —“

„Freilich,“ antwortete Theobald laut lachend, „freilich kehren wir insgesammt in diesem Augenblicke aus Neapel zurück.“

„Süperbe hat er Feuer gespieen der Vesuv!“ meinte Herr Nathan, indem er bedächtig aus der goldnen Tabatiere eine Prise nahm. „Herr Gropius ist ein höchst geschickter Mann, besonders was die Lava betrifft, die war excellent!“ —

Lothar saß mit so weit geöffnetem Munde, wie es der Anstand erlaubte, staunend da; Theobald aber be-

ruhigte den Freund, also sprechend: „Es ist Schade, daß Du nicht einige Stunden früher hier warst, um uns in unsre Logen zu begleiten. Man gab heute im königlichen Opernhause Auber's: Stumme von Portici, von der Musik abgesehen, ein Meisterstück der Decorationskunst. Der Vesuv sprudelt und zischt, wie ein Recensent. Nun wirst Du Dir ja wohl meine Reise nach Neapel erklären?" setzte er leiser hinzu.

„Vollkommen!" erwiederte Lothar.

„Was übrigens meine Liebschaft mit Mignon betrifft, so ist's damit vorbei, seit ich verheirathet bin!" sprach Theobald.

„Daß ich nicht eifersüchtig bin," setzte Fanny lächelnd hinzu, „und meinem Manne erlaube, seinen Götzendienst bisweilen fortzusetzen, möge Ihnen die Duldung der dort hängenden Copie beweisen. Zwar wandelt seit einem Monate auch noch eine andere, von uns Allen geliebte Mignon unter uns —"

„Nie sah ich solche Aehnlichkeit, wie Fräulein Ninon, —" fuhr hier plötzlich Lothar heraus, verstummte aber und war froh, als Fanny fortfuhr:

„Ganz recht! meine liebe Schwägerin meine ich. Sie will es zwar selbst nicht glauben, allein doch ist es so! Ich bin Ninon's wegen nicht eifersüchtig, wohl könnte es aber mein Mann fast meinetwegen werden."—

Ninon, die Geliebte verschloß die weitere Rede der

Muntern mit einem Kusse. — So, indem heiterer Scherz in dem kleinen Kreise herrschte, waren die Stunden verflogen. Lothar wollte aufbrechen, allein Theobald meinte, seine Familie würde, die Ruhe suchend, ihm den Freund wohl noch auf ein Stündchen gönnen. Der alte Schwiegerpapa und die beiden Damen zogen sich in ihre Zimmer und die beiden Freunde blieben bei der herangeschafften Schaale Glühwein zurück.

„Nochmals herzlich willkommen!" hob Theobald mit dem Freunde die Gläser anklingend an: „ich sehe, Du bist erstaunt, mich so wieder zu finden?" —

„In der That!" antwortete Lothar, „in der That! nimmer hätte ich mir's gedacht!" —

„Ja! man kann sich ändern!" meinte Theobald lächelnd; „Simon hat Dir vermuthlich schon manches mitgetheilt? Auch wirst Du Dich wundern, daß ich mir eine Altgläubige zur Frau gewählt, allein den Scrupel will ich Dir benehmen, denn ich selbst war Fanny's Pathe. Mein Schwiegervater, wenn gleich noch am Glauben der Väter hangend, ist ein braver Mann und ich sein Compagnon." —

„Referendarius!" rief erstaunt Lothar: „Du hättest das schöne jus von Dir geworfen? O schnöder Abtrünniger! o Referendair!" —

„Das hätte ich wohl noch eine Zeit lang bleiben können," fiel Theobald ein. „Das große Examen ist

für den ein Fegefeuer, der nicht gerade so fleißig, wie Du, also für mich. Den hab' ich daher an den Nagel gehängt und einen ehrsamen Kaufmann angezogen. Ich meine von Innen!" fuhr er fort, als er den lächelnden Blick des Freundes auf seine stutzerhafte Außenseite haften sah. „Ich meine von Innen und was eine abermalige Entkleidung betrifft, wenn etwa meine Liebe zur Kunst und dergleichen mich von den Handlungsbüchern wegziehen sollte, so steht mir da auch nichts im Wege, denn Fanny ist das einzige Kind meines sehr reichen Schwiegerpapa's!" —

„Ich glaube es," antwortete Lothar lächelnd, „ich glaube es. Doch erinnere ich mich, daß, als wir vor einiger Zeit über Deine Frau sprachen, Du sie nicht frei von kleiner Coquetterie hieltest und jetzt —"

„Ach, damals!" sprach Theobald, „damals tappte ich im Dunkeln, wußte noch nicht, daß eigentlich jede Frau coquett seyn muß. Denn was ist Coquetterie?"

„Nun, doch wohl eben keine Tugend!" meinte der Gefragte. —

„Ja wohl, und eine sehr große Tugend!" rief der Erklärende. Coquetterie ist das Bestreben, liebenswürdig zu seyn!" —

„Zu scheinen, habe ich bis jetzt gedacht!" meinte der Freund.

„Altmodische Ideen, weiter nichts!" perorirte Theo-

bald, das Glas in der Hand. Der Freund, einsehend, daß mit dem Umgewandelten übel streiten sey, lenkte das Gespräch auf die liebenswürdige Schwester Theobald's. Immer feuriger wurde seine Rede und mit leuchtendem Blick auf das Bild, rief er:

„Ninon ist ein Engel!" —

„Das heißt, Du liebst sie!" ergänzte Theobald. „Ich bin ihr Bruder und sollte nicht den Lobredner machen, allein — nun, daß sie schön ist, findest Du und Alle, die sie sahen. Daß sie gut ist, weiß ich. Ob sie Dich liebt, oder lieben wird: wollen wir sehen. Mein Haus ist Dir stets offen, Herzensbruder! Besuche uns also, so oft es Dir gefällt und wenn sich dann zwei Herzen zu einander neigen, dann wird sich auch des Bruder's Hülfe zeigen!" —

So mit komischem Ernste schloß er seine Rede.

4.

Seit vier Wochen ist Lothar Rath. Daß er von der schönen Ninon geliebt wird, beweiset die Einladungskarte zu Beider Hochzeit, die vor mir liegt. In zwei Monaten reisen dann beide junge Ehepaare nach Italien und sollte ihnen dort etwas Außerordentliches, hinsichts Mignon begegnen, so haben die beiden Freunde versprochen, mich es alsogleich wissen zu lassen.

Geheimnisse aus einem Pfandhause.

Wer recht viele Leute kennen lernen will, muß sich eine Wohnung besorgen, wie die meinige. Ohne daß ich mich aus der Stube bemühe, amüsire ich mich bestens. Wie das geschieht? Ich wohne nemlich eine Treppe hoch, in einem Hause, an dessen Eingang ein arger Verführer ausgehängt ist. Kalt und leblos baumelt er da, nur ein Paar Worte vermag er zu sprechen, allein diese besitzen eine so magnetische Kraft, daß Frauen und Mädchen, Männer und Jünglinge nicht widerstehen können, sondern schaarenweise zu dem Lockenden hineilen. Der Verführer ist — ein rothes Schild, auf welchem mit großen Buchstaben, das Wörtchen: „Pfandleihehaus" zu lesen ist. —

Wohl thut es mir leid, daß manche unerfahrene Schäfchen zu diesem hungrigen, schonungslosen Wolfe hineilen, und so lange ich zu Hause bin und Zeit habe, gebe ich mir auch alle mögliche Mühe, es zu verhüten.

Ich lege mich nämlich in mein Fenster, das sich gerade über dem Schilde befindet, strecke meine lange Pfeife darüber weg und hülle dasselbe in so dichte Tabakswolken, daß es den meisten Buchstaben unmöglich gemacht wird, ihr Licht leuchten zu lassen. So eilt denn Mancher vorbei, der ohne meinen Verfinsterungs-Apparat in den Strudel dieser Charybdis hineingezogen worden wäre. Immer wünschte ich aber einmal die Werkstätte des Pfand-Gottes, die sich unter meinem Zimmer befindet, zu sehen, allein es mangelte die Gelegenheit dazu. Endlich wurde auch dieser Wunsch befriedigt.

Eines Abends saß ich ruhig auf meiner Stube, als ich unter mir ein Gespräch hörte, dessen lauter Schall mir erklärlich wurde, da ich zufällig in einer Ecke ein Loch im Fußboden bemerkte. Neugierig faßte ich an demselben, freilich in unbequemer Stellung, Posto und sah dadurch in das, unter mir liegende Zimmer, welches, angefüllt mit Kleidern, Uhren u. s. w. ich sogleich für die Pfandkammer erkannte.

Da ich fest an Wunder und übernatürliche Dinge glaube, so fiel es mir nicht auf, daß die Redner nicht Menschen, sondern eben die verpfändeten Effecten waren, die sich über ihr Schicksal unterhielten. —

Alles peroraste auf einem eleganten, mit Sammet und Seide gefütterten, braunen Carbonaro ein. —

„Gibt's im Königstädter Theater viel neue Rossini-

sche Oper?" flötete ihm eine Spieldose in der Melodie: „di tanti palpiti!" zu. —

„Kann im Königlichen Theater vor lauter Lärmen und Pauken noch immer kein bescheidener und dennoch tief eingreifender Ton aufkommen?" fragte eine Cremoneser Geige. —

„Wie geht's draußen in der eleganten Welt?" redete ihn ein blauer, mit rothem Sammet besetzter Carbonaro an. „Was machen unsre Träger, die göttlichen Pflastertreter, Herr Bruder?" —

„Auf welche Stunde zeigt unser Normal-Herrscher am Akademie-Gebäude?" fragte klingend eine sauber gearbeitete, goldne Damen-Uhr. —

„Hat die Leipziger Messe elegante Brüder nach Berlin geschickt, welche die Ehemänner Bankerott machen?" erkundigte sich ein schöner Shawl, dem man es ansah, daß er ein Morgenländer war. —

So, und mit ähnlichen Fragen wurde der neue Ankömmling bestürmt; fast außer Athem redete sich der braune Carbonaro, um die Neugierde Aller zu befriedigen und seufzte traurig:

„Nie hätte ich es gedacht, auch in diesen Kerker wandern und das schöne Leben Berlin's verlassen zu müssen!" —

„Es ist freilich arg, Herr Bruder!" fiel ihm hier der roth Besetzte in's Wort, „es ist freilich arg, allein

man muß sich trösten! Du bist in einen ganz noblen Verein gerathen und mitten in die beste Berliner Conversation versezt. Aber sprich, welches Schicksal hat Dich hergeführt?" —

„Ach, das ist eine traurige Geschichte!" meinte der Braune; ich will sie Dir, wenn es die andern Herren und Damen erlauben, erzählen." —

„Wir bitten!" sangen, klapperten, klangen und schwatzten die Andern.

„Ich gehörte," fuhr der Erzähler hier fort, „einem jungen Mann, der vor einiger Zeit bei einem Modisten eine heftige Neigung zu mir faßte und für klingendes Geld mich zu seinem Gefährten machte. Ich zog zu ihm, der ein sehr elegantes Quartier unter den Linden bewohnte, und war dort sehr gut aufgehoben. Mein Herr hatte, wie ich bemerkte, ein recht bedeutendes Sümmchen in seiner Chatulle; er war vor Kurzem erst hier in Berlin angekommen und ist der Sohn eines wohlhabenden Mannes in der Provinz. Wie er sich oft in der letzten Zeit, in der ich bei ihm war, im unmuthigen Selbstgespräche äußerte, hatte er bei den Eltern sehr glücklich gelebt, in gutem Ansehen bei seinen Landsleuten gestanden, dann aber die Idee gefaßt, in die Residenz zu reisen, um dort, wie man zu sagen pflegt, sein Glück zu machen. Er kam denn auch hieher und lebte herrlich und in Freuden. Täglich beglei-

tete ich ihn in sehr hübsche Gesellschaften, zu Beyermann, Jagor, Stehely, Josty, Timm und wie die berühmten Gelags- und Genäsch-Männer sonst noch heißen. Ueberall wurde er zuvorkommend aufgenommen; Freunde drängten sich in Schaaren herbei, denn in seiner Tasche klapperten recht ansehnliche Münzsorten und die Töne der Münz-Compositionen gehen auch dem opernsüchtigsten Berliner noch immer über alle Compositionen aus sämmtlichen Musikschulen. — Vornehme junge Leute tranken seinen Wein und nannten ihn: liebes Brüderchen! und immer wurde ich zurückgestoßen, damit nur ein guter Freund sich an seinen Arm hängen konnte. Aber bald behielt ich öfters meine bequeme Lage, weil mein Herr in eine unbequeme gerieth. Sein Papa hatte ihm so viel gegeben, um ein Jahr anständig von seinem Gelde leben zu können. In dieser Zeit, hatte der Alte gemeint, würde der Herr Sohn durch Mühe und Fleiß es wohl so weit gebracht haben, um sich selbst erhalten zu können. Papachen hatte sich gewaltig geirrt! — Kaum zwei Monate waren verlaufen und durch die silberne Thalerdecke fletschte der hölzerne Chatullen-Boden meinem Herrn entgegen. Nun erwachte er von dem Taumel, in welchem er bis jetzt befangen gewesen. Er zählte das Geld, rechnete, machte Pläne zur Einschränkung, allein — der verdammte Chatullen-Boden war doch schon gar zu sichtbar! Mit

einem Male wollte er sich nicht aus dem Strudel zurückziehen, und daher mußten dann zuerst meine Collegen hieher wandern. Dort in jener Ecke hängen sie und seufzen. Der Ueberrock mit dem seidenen Eingeweide wurde zuerst hieher transportirt; ihm folgte der englische Leibrock, der, wie Ihr seht, schon etwas vergriffen ist von den vielen freundschaftlichen Umarmungen. Die Bekleidung wurde immer knapper; gefügig und anständig deckte ich, als treuer Carbonaro, die unter mir ruhenden Defecte; bald war ich aber meines Herrn einziger Gefährte. Die Freunde bekamen keinen Wein mehr und streckten ihre Arme anderweitig aus; die Tänzerin, bei deren Soupers wir sonst nicht fehlen durften, erhielt plötzlich übermäßige Beschäftigung, denn so oft wir uns zu einem Besuche einstellten, war sie immer in der Probe. Kurz! die Freude hatte ein Ende. Statt des erwarteten Wechsels kam eine lange, väterliche Ermahnungs-Epistel von Hause, die in scharfen Ausdrücken sagte: Papa habe dem Söhnchen gegeben, was recht und billig sey. Hätte Söhnchen sich in Gefahr gestürzt, so solle er auch durch eigene Kräfte wieder herauszukommen suchen. — Nun wandte sich mein Herr zu mir, lud mich auf seine Schultern und mit den Worten so rette Du mich, getreuer Carbonaro!" trug er mich hieher, und ohne mich ging er mit zwan-

zig Thalern nach Hause. Was er weiter machen wird, weiß der Himmel!" —

So schloß der Braune, indem er sich seufzend zusammenwickelte. —

„Nur ruhig!" tröstete ihn der roth Besetzte, „nur ruhig, Herr Bruder! Es ist ja doch möglich, daß Du Deinen Herrn bald wiedersiehst. Vielleicht bekehrt sich Papa noch! — Sieh mich einmal an! Ich gehöre auch einem jungen Herrn und diene ihm schon drei Jahre. Mein Gebieter ist ein schöner junger Mann, dem aber die Seele, nämlich das Geld fehlt. Er ist von alter Familie, die, ohne ihm etwas zu hinterlassen, schon lange der Erde — aber auch nur dieser — ihre Schuld bezahlt hat. Nun war er sich denn selbst überlassen; Arbeiten widerten ihn an und er ergriff das Gewerbe eines Pflastertreter's. Seine Wohnung ist nicht die eleganteste; — warum aber auch das? da er den größten Theil des Tages und der Nacht nicht heimisch war. Um neun Uhr erhob er sich aus den Federn, dann wurde der Bediente nach der Möglichkeit gehudelt, mochte er nun etwas versehen haben oder nicht, gleich viel! Er fuhr in die Kleider, die ein, durch den hochklingenden Titel und Namen des jungen Herrn verblüffter Schneider unbezahlt geliefert hatte; nun ging es in das liebe Berlin hinein und zu irgend einem guten Freunde, den man zufällig beim Caffee traf und

denselben mit ihm einschlürfte. Von da zu einem Conditor, der einen Bückling machte bei der Nachricht, daß man die Börse vergessen habe. So war allmählig die Visitenzeit herangerückt und nun fing der Dienst meines Herrn an, der ihm klingenden und andern Lohn brachte. — Zuerst wurde Madame V., die feurige Frau eines bankrott gewordenen, aber reich geliebenen alten Lieferanten besucht. — „Mein Mann läßt mich heute wieder den ganzen Abend allein und kehrt erst um zwölf Uhr aus seinem Klubb zurück. Ist das nicht grausam?" lispelt ihm die Schöne zu. Und: „Darf ich Ihnen heute Abend mit dem neuesten Vergißmeinnicht von Clauren die Zeit verkürzen?" bittet in süßen Tönen darauf mein Herr. Die Bitte wurde gewährt. Mit triamphirenden Blicken kehrte er dann endlich zu mir, dem im Vorsaale abgelegten Carbonaro zurück, hing mich über seine Schultern und trollte mit mir weiter. Manchmal fühlte ich dann ein Röllchen mit goldenen Füchsen in seiner Tasche, oder bemerkte auch wohl ein Ringelchen, eine Tuchnadel und dergleichen an ihm, die er bei dem Hingange nicht gehabt hatte. — Die Visiten wurden fortgesetzt und galten dann bald dem, bald jenem vornehmen Herrn, brachten ihm aber nicht so viel ein, wie die vorige, sondern nur eine Einladung zu einem Declamir-Thee, oder einem Musik-Souper. Wir lenkten nun unsere Schritte zur Promenade; dort wurden die Da-

men lorgnettirt, mit mancher Bekannten ein zärtliches, oder auch nur ein respectvolles Wörtchen gewechselt, wie es sich fügte und schickte. — Das Röllchen in der Tasche mahnte endlich an Jagor oder Beyermann und nachdem wir drei, nämlich ich, mein Herr und das Röllchen, dort die Zeit bis fünf Uhr hingebracht, kehrten wir, das Letztere etwas magerer geworden, dem freundlichen Gasthause den Rücken. Stehely mit seinen Journalen und Caffee winkte und wir gehorchten. Dann wurden die ersten Acte des Schauspiels, oder vielmehr die Damen angesehen und bewundert, d. h. bekittelt, hierauf der Einladung zum Thee, oder der unserer schönen, einsamen Lieferanten-Dame Folge geleistet. Finis coronat opus! meinte aber mein Herr und erprobte diesen Satz, seiner petite fille noch einige von den geharnischten Gold-Rittern hintragend und kehrte dann, mit den zärtlichsten Liebkosungen der Kleinen belastet, gegen Morgen in seine heimische Wohnung zurück. So verging uns der Winter in Freude und Jubel; der wiederkehrende Sommer änderte aber gewöhnlich unsere Lebensweise. Die vornehmern Bekanntschaften gingen auf ihre Güter, die Lieferanten-Dame reiste in's Bad und die Einkünfte meines Herrn fielen jetzt aus. Nun wurden bedeutende Einschränkungen vorgenommen, die überflüssigen Kleider um ein Spottgeld verkauft. Kam doch bald wieder der Winter und mit ihm neue Moden,

die schöne Lieferantin und — Einkünfte! — Die Preciosen wurden hieher getragen und ich auch. Im Sommer bedurfte man ja meiner nicht und sperrte mich hieher zu diesem Ebräer. Es ist schon zum dritten Male so geschehen, ich kenne darum dieses Logis auch recht genau und habe mich schon daran gewöhnt, diese Stube als mein Sommerquartier zu betrachten. Hier hänge ich kühl und meine Lunge leidet nicht von unerträglichem Staube!" —

Der roth Gefütterte beendete seine Erzählung und indem er schmeichelnd die goldne Damen-Uhr berührte, bat er:

„Mein goldnes Fräulein! dürften wir wohl um Ihre Lebensgeschichte bitten?" —

Nachdem sie sich ein wenig geziert, hub sie mit lispelnder Stimme an:

„Meine Geburt ist mir unbekannt; die Zeit meines ersten Denken's verlebte ich in einem schönen Laden in der Kurstraße. — Von dort kaufte mich ein alter Herr und trug mich zu einer jungen Dame, die, wie ich hernach erfuhr, zu dem Corps der leichtfüssigen Sylphiden gehörte. Der Herr war der Anbeter meiner nunmehrigen Gebieterin und opferte ihr reiche Gaben, wofür er Liebkosungen in Masse erhielt. Der Glückliche träumte, er wäre es, der meine Herrin bezauberte, allein ich wußte es besser. Sobald er den Rücken

kehrte, erholte sich Demoiselle in den Armen eines schönen Mavorssohnes, der ihr wirklich alles gab, was er hatte, nämlich seine Liebe. Im Uebrigen mußte ihm meine Herrin aushelfen. Dieses Glück war aber leider mehr schön, als dauerhaft! — Eines Abends, als der wirklich Geliebte geliebt wurde, ließ sich der Alte auf der Treppe hören. Der Junge sollte unter das Sopha, allein das ging nicht, da es ein sogenanntes Schlafsopha war. Der Theil, der die Decke ausmachte, wurde also rasch abgehoben und der Geliebte mußte in den innern Raum, der schon die Betten beherbergte, hineinschlüpfen. Der Alte trat ein, meine Herrin flog ihm zärtlich an den Hals und Beide nahmen auf dem Sopha Platz. Mangel an Luft und Ueberfluß an Aerger bewogen den Mavorssohn, einige unruhige Bewegungen zu machen. — „Hilf Himmel! ein Erdbeben! ein Erdbeben!" schrie der Alte und sprang auf. Das Sopha wurde unruhiger, gleich einem Vulkan bewegte sich die obere Fläche und so wie dieser Lava, so spie jenes einen uniformirten Jüngling mit schöner Taille aus, der mit einem: „Hol' mich der Teufel! ich halt' es auf Ehre nicht länger aus!" plötzlich vor dem verwunderten Alten stand. Dieser aber zog ein gewaltig langes Gesicht, sprach in sehr trübseligen Tönen zu meiner Demoiselle: „Auch Du hast mich verrathen?" und verließ sie zur selbigen Stunde, um eine andere Herzensstelle zu suchen, an der es ihm

eben so ergeben wird, wie bei uns. Der junge Krieger wollte seine Schöne, die über den Verlust des alten Goldfisches trostlos schien, beruhigen, da es ihm aber nicht sogleich gelang, kehrte er ihr mit höhnischem Lächeln den Rücken und ging seiner Wege. — Der Undankbare! Er hat aber seinen Lohn erhalten!" —

„Nun, und welchen?" fragten die Zuhörer. —

„Bei seinem Versteck in dem Schlafsopha waren so viel Federn an ihm hängen geblieben, daß er wie ein Vogel aussah. Mit dieser Feder-Maske ging er von meiner Herrin verdrießlich durch den Waldweg nach Treptow. Dort sah ihn ein blödsichtiger Jäger; getäuscht durch das wunderliche Gefieder und die langen Beine, hielt er ihn für einen, aus irgend einer Menagerie entlaufenen Casuar, wollte ihn lähmen, um ihn zu fangen und erschoß den jungen Seladon. — So möge Jedem seine Stunde schlagen, der zum Abtrünnigen wird an der Geliebten!"

Mit diesem pathetischen Ausdruck schloß die Kleine ihre Geschichte.

Nun stürmte man auf den Shawl los, der pflegmatisch, wie ein Türke, Alles angehört hatte, ohne ein Wort der Theilnahme fallen zu lassen. Nach vielen Bitten entschloß er sich zur Erzählung, aber nicht, wie er sagte, um die Neugierde der Andern zu befriedigen, sondern nur, weil diese Unterhaltung und wechselseitige

Mittheilung an die Mährchen der Tausend und einen Nacht seines Vaterlandes erinnere. —

„Ich bin," hob er selbstgefällig an, „ich bin unter Indien's ewig heiterm Himmel geboren und wurde bald nach meiner Geburt nach der Stadt der Herrlichkeit, nach Constantinopel gesandt, als Geschenk für den erhabenen Padischah, dem Allah Glück verleihen möge! — Mit freundlichem Antlitze schaute der Erhabene auf mich hernieder und würdigte mich einer Ehre, auf die ich, der Shawl, also ein Mann, wohl nicht gerechnet hatte. Eines Tages war er durch die Ausübung der Gerechtigkeit, — die darin bestand, daß er Fünfen seiner Leibwache, welche nicht richtig nach der neu eingeführten, fränkischen Art das Gewehr präsentirten, die Köpfe abschlagen ließ, — etwas weniges erhitzt und wollte ausruhen in seinem Serail von den Beschwerden des Tages, in dem Garten, geschmückt mit den herrlichsten Frauenblumen. Er nahm mich mit und zitternd dachte ich an das Gesetz, das einen Mann mit dem Tode bedroht, der sich verwegen dem Serail nahet. Doch mein höchster Gebieter selbst trug mich auf seinem Arme hin und ich mußte gehorchen. Wir traten bei Rozelanen ein, einer herrlichen Circassierin, und ich wurde der Holden als Eigenthum überliefert. An allen meinen Fäden zitterte ich vor Wonne, als ich mich von der Holden ans Herz gedrückt fühlte, unnennbares Entzücken durch-

strömte mich in ihrer Nähe, das nur in etwas sich verlor, als ich Zeuge davon seyn mußte, wie sie den Sultan mit ihrer Liebe beglückte. Der Morgen brach an und der Herrscher schickte sich an, die schöne Roxelane zu verlassen, ich, o Glück! ich durfte bleiben, er ließ mich bei ihr zurück. Kaum war der Ton seiner Pantoffeln verhallt, als Roxelane mich um ihre Achseln schlang und bald mich in Schwingungen von sich werfend, bald wieder malerisch um den schlanken Leib windend, vor dem Spiegel mit mir eine reizenden Tanz begann. Er war der Ausbruch ihrer Freude, ihres Entzücken's, mich, den Herrlichen zu besitzen! Solche Liebe mußte aber auch mit gleicher Gluth erwiedert werden. Sanft schmiegte ich mich um den üppigen, wallenden Busen, dessen Pracht mit dem Schnee auf des Himmelajas Gipfel wetteifern konnte, ich umschlang den herrlichen Leib, die schwellenden Hüften, die sich wie sanfte Wellen des Oceans rundeten, ich hielt sie fest umfangen und wäre wahnsinnig vor Entzücken geworden, wenn es sich für einen Shawl geschickt hätte. — So schwelgte ich denn einige Monate lang und hätte meine Geliebte nicht mit der schönsten Houri aus Mahomed's Paradiese vertauscht. Warum sollte ich mich auch nach einem ungewissen Jenseits sehnen, da die Gegenwart mich beseligte. Der Sultan erschien selten und, als ob er mit Blindheit geschlagen, nicht die geringste Eifersucht ließ er gegen mich blicken.

Doch er war ein dräuender Vulcan, der urplötzlich die, in Sicherheit Gewiegten, verderbte. Roxelane trat eines Morgens, als ich die ganze Nacht hindurch sie nicht gesehen, zu mir ein, hüllte sich in mich und schlief sanft in meinen Armen. Ihr Schlaf war fest und süß, als ob er milde Stärke in die Erschöpfte flößen sollte; ich belauschte die Herrliche, die in meinen Armen lag und glaubte ein süßes, wonniges Lächeln auf ihrem Antlitz spielen zu sehen. Sie, die Krone aller Weiber! träumte vermuthlich von mir!"

Die kleine Damenuhr rümpfte das Näschen, der Shawl aber fuhr fort:

„Schon dunkelte der Abend, da näherten sich harte Fußtritte und herein trat der Sultan nebst zwei schwarzen Sclaven. „Wach' auf, Verrätherin!" rief er wüthend meiner Geliebten zu. Schlaftrunken erhob sie sich und starrte den Wüthenden an. „Verworfene! die Du in den Armen eines Ungläubigen meine Liebe höhnst," fuhr er fort, „Du sollst sterben!" — Ich zitterte, konnte mir aber nicht erklären, warum mich der Sultan einen Ungläubigen nannte, da ich doch ein geborner Moslemin war. Unterdeß war Roxelane ihm zu Füßen gesunken und hatte geweint und gefleht. Nichts rührte den Unmenschen. Er winkte, die Schwarzen näherten sich, ergriffen die Unglückliche, steckten sie in einen mitgebrachten Sack und warfen sie in das Meer,

das unter den Fenstern ihres Gemachs vorüberfluthete. Wie eine Scheere schnitt der Schrei des Schlachtopfers, das für mich fiel, durch meine Fäden. Ich konnte sie nicht retten! — Am folgenden Tage verhandelte man mich an einen Kaufmann aus Bucharest. So wohlfeilen Kauf's oder vielmehr Verkauf's glaubte ich nicht davon zu kommen! Bei meinem neuen Gebieter hörte ich, als er mich einst einem Fremden vorwies, daß er mich als denselben bezeichnete, der einst die Roxelane umschlungen hatte, die, weil sie mit einem Attaché der englänbischen Gesandtschaft traulichen Umgang gepflogen, ersäuft worden sey. — Mit einem englischen Attaché? Die Thörichten! ich wußte besser, wer sie in den Tod gejagt! ich war's ja gewesen, ich!" —

Mit verschiedener Theilnahme hatten die Zuhörer die Erzählung aufgenommen. Die empfindsame Damenuhr schwamm in Thränen, die Carbonaris lächelten. — Der Shawl fuhr fort:

„Meine in holder Liebe verlebte Jugendzeit war nun vorüber. Statt Roxelanens zarter Händchen berührten mich die massivern des Kaufmanns, man packte mich in einen Koffer und dann machten wir einen weiten Weg, den ich Euch, Ihr fränkischen Hunde! nicht genau beschreiben kann, weil ich in meiner Küste nichts sah, nichts hörte." —

„Fränkische Hunde?" fuhr der blaue Carbonare

auf den Shawl los, indeß Alle in unruhige Bewegung über die grobe Anrede des Muselmanns geriethen. Besänftigend trat der braune Carbonaro dazwischen und sprach beruhigend:

„Meine Herren und Damen! nehmen Sie sothanes Wort des Muselmanns nicht übel! Aus Reisebeschreibungen, die ich, im Zustande der Freiheit, manchmal bei meinem Herrn durchblätterte, habe ich ersehen, daß bei den Morgenländern die Anrede: „fränkischer Hund!" höchstens so viel bedeutet, wie bei uns etwa: Mein kleiner Engel! Geehrtester! und dergleichen." —

Mit einem: „Ah so?" beruhigten sich die Uebrigen und der Shawl, der ganz sorglos seine, von dem Andern geführte Vertheidigung angehört, setzte seine Geschichte fort:

„Nach manchem harten Stoß, den ich auf dem Wagen erlitten, erblickte ich wieder das Licht des Tages in Leipzig, wohin wir zur Messe gereist waren. Wunderbar und neu erschienen mir die fränkischen Sitten und das Leben, — um so auffallender, da ich durch keine allmähligen Uebergänge auf der Reise dazu vorbereitet war, sondern in Constantinopel meines Augenlichts beraubt, es in Leipzig erst wieder erhalten hatte. Das Wogen und treiben der belebten Handelsstadt, das ich aus meinem Fenster erschaute, behagte mir sehr wohl. Ueberall heitere Gesichter, denn die

Messe war gut. Nur die sogenannten Buchhändler kamen stets von ihrer Börse mit betrübten Gesichtern. Die schienen traurige Erfahrungen gemacht zu haben. Einige mußten Tag und Nacht auf der Straße umherschlendern, da ihre Thüren und Handlungen durch Krebse verschlossen waren. Das ist ein gewaltiges Werk, diese Krebse und soll alljährlich durch unzählige Bände vieler Schriftsteller (eine eigne Handwerksinnung in den fränkischen Ländern) fortgesetzt werden. — Doch wieder auf mich zurückzukommen! Ich glich einem, in Constantinopel auf dem Markte zum Verkauf ausgestellten Sclaven, denn man besah und befühlte mich, feilschte und ging wieder fort, ohne daß sich mein Loos entschied. Endlich erstand mich ein Berliner Kaufmann für hundert Ducaten und abermals als blinder Passagier machte ich die Reise nach der Residenz und logirte dort in meines neuen Herrn Wohnung. Wie ich hörte, so wurde ich auf grauen Blättern, Zeitung genannt, zum Verkauf ausgeboten. Einige Wochen vergingen, ohne daß sich ein Liebhaber zu mir fand; eigentlich wünschte ich mir wohl eine Liebhaberin, denn der Schmerz der Trennung von meiner holden Rorelane war so ziemlich vorüber und meine verliebte Natur sehnte sich nach Ersatz. Mein Wunsch sollte erfüllt werden. Eines Tages kam mein Gebieter freudig nach Hause und erzählte seinen Gehülfen, daß die Frau des Cassenbeamten Z. gewünscht hätte,

meine Bekanntschaft zu machen und mich kaufen würde. Ich war entzückt und sehnte mich nach dem Augenblicke, die Dame zu sehen. Bald erschien sie, allein sie war nicht das Ebenbild meiner unglücklichen ersten Geliebten! Sie hatte den Frühling wohl vierzig Mal blühen gesehen, wie das herbstlich welkende Gesicht verrieth, doch ihre Formen waren rund und schön und das war mir genug, da ich ein großer Freund von schönen Formen bin und deswegen auch allenfalls ein schönes Gesicht übersehe. Die Dame kaufte mich für hundert und funfzig Ducaten und noch an demselben Tage besah ich in ihrer Gesellschaft die Linden, den Thiergarten und das Theater. Ueberall erregte ich Bewunderung und mancher schöne Mädchenblick flog schmachtend zu mir herüber, ohne daß es mir vergönnt war, dies Schmachten zu befriedigen, denn eifersüchtig hatte mich meine Herrin fest an sich gezogen. Als wir aus dem Theater nach Hause kamen, wurde der Herr Gemahl von meiner Gebieterin mit Küssen und freundlichen Blicken dafür belohnt, daß er das Geld für mich, seinen jetzigen Nebenbuhler, hergegeben. Aber alle Schmeicheleien vermochten nicht seine krause Stirn zu glätten und die Ausbrüche zu besänftigen, die er sich über den Ankauf eines so theuern, nutzlosen Lappen, wie er mich nannte, erlaubte. — Ich ein Lappe? einen Muselmann einen Lappen zu nennen, die, wie ich gehört, oben am

Nordpol rohe Fische fressen? Abscheulich! — Ich faßte aber auch von der Stunde an einen unüberwindlichen Groll gegen ihn und nahm mir vor, ihm dafür auch ganz und gar die Liebe seiner Gemahlin zu rauben, was mir, einem so liebenswürdigen Jünglinge auch gar nicht schwer werden konnte. Die Eheleute trennten sich und ich folgte meiner Gebieterin in's Schlafgemach. — Welch schöner Augenblick wartet Deiner! so dachte ich, als die Dame sich zu entkleiden begann, allein wir wurde ich getäuscht! Je mehr die Dame von ihrem Anzuge ablegte, desto mehr Wellenlinien des, vorher so aimabelen Körpers verschwanden und endlich stand ein, überall mit Ecken und Spitzen versehenes Wesen vor mir. — O Noreiane! seufzte ich, als ich gezwungen wurde, dieses Bieteck zu umschlingen. Der Spiegel, vor dem wir standen, zeigte mir das Jammerbild der Dame und mein Erröthen der Schaam und des Zornes doppelt. Erfreut war ich, daß sie mich nicht zwang, ihr Lager mit ihr zu theilen, sondern mich säuberlich auf einen weichen Stuhl legte. — Bald, so hatte es das Schicksal beschlossen, sollte die Qual enden, um eine neue zu gebähren! — Die Sonne stand am andern Morgen schon hoch, als der Herr Caffenbeamte bleich in unser Schlafgemach stürzte und seine Gemahlin aus dem Schlummer störte. Ich glaubte, daß auch sie ersäuft werden sollte, zitterte aber dabei nicht so, wie damals, als der

Sulten Rozelanen das Todesurtheil publicirte. Ich hatte mich geirrt. „Heute früh," berichtete der Gemahl, „habe ich Nachricht erhalten, daß Nachmittag die Casse, die ich unter mir habe, revidirt werden soll. Um Deine Eitelkeit zu befriedigen und Deinem Quälen und Drängen zu entgehen, habe ich das mir anvertraute Geld angegriffen, um Dir den verfluchten Shawl zu kaufen. Das Deficit habe ich bis auf hundert Thaler gedeckt, doch diese aufzutreiben, ist nicht möglich. Fehlt bei der Revision die Summe, so bin ich entehrt und verloren. Nun schaffe Du Rath, die Du dies verschuldet!" — Meiner Herrin stürzten Thränen aus den verschlafenen Augen, als nach langem Deliberiren beschlossen wurde, mich für die fehlende Summe zu versetzen und der Gemahl mich ergriff, um das Vorhaben in's Werk zu setzen. Er trug mich hieher, erhielt hundert Thaler und ich unglücklicher Muselmann schmachte nun hier im Kerker eines unreinen, jüdischen Hundes, den Allah verdammen möge!" —

Kaum hatte mit diesem Fluche der Shawl seine Erzählung beendet, als in einer entfernten Ecke ein gewaltiger Lärm ausbrach. —

„Rettet! helft! er ist toll!" riefen mehrere Fracks und Ueberröcke; einige silberne Löffel retirirten klappernd unter den Tisch. Der vermögende, blaue Carbonaro

sprang hinzu, um zu sehen, was es gebe. Allein auch er sich scheu zurück, als er die Ursache des Lärmen's erfuhr. — Ein langer, gelber, moderner, englischer Ueberrock, dessen stilles Vorschhinbrüten man bis jetzt für englischen Spleen gehalten, hatte sich mit Wuth auf einige nahe, theure Pfänder geworfen, und zerbiß und zerriß diese auf eine schaudervolle Art. Einige Zeit vorher war er nämlich mit seinem Herrn, einem berlinischen Engländer, durch die Mohrenstraße gegangen, und ihm war von einem tollen Hunde ein Biß beigebracht worden. Jetzt brach die Wuth aus und seine Gefährten mußten es büßen. Von dem Spectakel herbeigerufen, trat der jüdische Pfandleiher herein und schlug die Hände über den Kopf zusammen, als er die Verwüstung ansah. — Ich erklärte ihm von der Decke herab die Geschichte und er — schon ohnehin von dem Schauspiele überrascht — nun noch die Stimme von oben vernehmend, glaubte sicherlich, der Augenblick wäre gekommen, in welchem der lang ersehnte Messias erscheinen würde. Unterdeß hatte eine, ebenfalls verpfändete schöne Jagdflinte dem unheilsistenden, gelben Ueberrock mit ihrer Kolbe den Garaus gespielt und die Ruhe war, bis auf einiges Geächze und Geßöhne der Verwundeten wieder hergestellt. Der Jude lag auf der Erde und murmelte ebräische Gebete. Allein sein Unstern schien an diesem Tage zu walten. Herein traten,

wie wenn sie es verabredet, der junge Herr aus der Provinz, der Pflastertreter aus alter Familie, die Frau des Cassenbeamten und leicht hüpfend Fräulein Sylphide. Der erste hatte von Hause einen guten Wechsel erhalten, der Zweite war bei der Lieferantin wieder in Dienste getreten, die Dritte hatte Tausend Thaler in der Lotterie und die Vierte einen alten, reichen Anbeter gewonnen. Die Zettel hervorlangend und das Geld hinzählend, verlangten sie ihr Eigenthum zurück. Der Pfandleiher holte mit Zittern und Zagen die Pfänder herbei, aber o Jammer! mit diesen sah es miserabel aus. Der braune Carbonaro hatte auf dem Rücken eine Wunde, die durch und durch ging. „Brennt mich! brennt mich! damit ich nicht toll werde!“ wimmerte er.— „Ich Unglückliche!“ seufzte die kleine Uhr, die am Zifferblatte eine Contusion bekommen hatte. — Die andern Pfänder wiesen ebenfalls bedenkliche Löcher und Schäden auf und die Eigenthümer, dies sehend, verlangten nun Schaden-Ersatz. — Schnell sich fassend, zeigte der Jude auf die Pfandzettel und recitirte die Worte: „für Mottenschaden stehe ich nicht!“ — Das entrüstete mich und ich belehrte die betrübt Dastehenden, daß die Verwundungen tolle Rockbisse wären. Nun änderte sich die Scene; der Jude wagte es nicht, der vermeinten Messias-Stimme zu widersprechen und mußte bezahlen. Nachdem die Eigenthümer befriedigt abgezogen waren, hielt

er ein jämmerliches Selbstgespräch, wobei ich entdeckte, daß er, nach glücklicher Reparatur der unglücklichen Pfänder, dieselben in einer „freiwilligen Auction" verkaufen wolle. Ob das Geschehen und ob die tollen Bisse auf die Käufer weiter keine nachtheiligen Folgen geäußert, weiß ich nicht zu berichten. —

Des Geheimen-Calculator's

Leid und Liebe.

(Berliner Begebenheiten aus dem Jahre 1718.)

1.

Es war im Jahre 1718., unter der strengen aber gerechten Regierung des Königs Friedrich Wilhelm I., als der Geheime-Calculator Kubbelpeter die Treppen hinaufstieg, die zu dem Locale der General-Rechnen-Cammer in der preußischen Haupt- und Residenzstadt Berlin führten, und nachdem er sich sauber die Schuhe vor der Thüre gereinigt, in das Büreauzimmer trat. Ehe derselbe sich aber zu seinem Geschäfte niedersetzt, wollen wir, sehr lieber Leser! besagten Kubbelpeter etwas weniges näher betrachten, um durch eine nachmalige Personalbeschreibung den Lauf der Geschichte nicht zu stören. Er war kein Jüngling mehr, sintemalen er im Begriff stand, nächstens seinen fünfundvierzigsten Geburtstag zu feiern; seine Größe konnte man eben nicht übertrieben nennen, da sie nicht ganz fünf Fuß betrug, und wer gesagt hätte, daß Herr Kubbelpeter im Uebrigen ein schöner Mann sey, würde offenbar eine Unwahrheit ge-

sprochen haben. Auf dem kleinen, sehr fein gebauten Körper stand nämlich ein Haupt, das nicht hieher zu gehören schien, da es gerade den vierten Theil des ganzen Mannes ausmachte. Der Mondschein pranzte bereits auf dem Scheitel, die übrig gebliebenen Seitenhaare waren in Locken gedreht und aus den hintern ein Zopf formirt, der bei der Beweglichkeit des Hauptes auf dem Rücken ein loses Spiel trieb. Dem runden Gesichte, mit einem starken Unterkinn versehen, war ein gewisser süßlich-schwärmerischer Ausdruck aufgeprägt, der mit den etwas kolossal gerathenen Theilen des Antlitzes sich nicht recht zu vertragen schien. Kurz! der ganze Herr Kubbelpeter streifte an das Gebiet der Nußknackerform, die Dir, geliebter Leser! wohl von dem glänzenden Weihnachtsmarkt her bekannt seyn wird.

Dieses Männlein nun trat, wie oben bemeldet, in das Büreauzimmer, seine zweite Heimath. Sonderbar wie er selbst, war auch seine Vorbereitung zur Arbeit. Die Schuhe mit den großen, silberplattirten Schnallen wurden ausgezogen, ein Paar unter dem Pulte stehende Pantoffeln vertraten ihre Stelle. Die an den Hemdeärmeln befestigten Manschetten, so wie der, an der Weste prangende Busenstreif wurden in ein Fach des Schreibtisches gelegt, und die Vorlegeärmel über die Arme gestreift, um den blauen Rock zu schonen. So, nachdem Kubbelpeter alles dies mit großer Genauigkeit und Ac-

curatesse besorgt, schwang er sich auf den Schreibersel und büffelte frisch und fröhlich darauf los. Wohl eine Viertelstunde mochte dies gedauert haben, als er die Feder hinlegte und mit emporgerichtetem Blicke eine Prise nehmend, leise seufzend den Namen: „Beate" hervorlispelte. Nach kurzer Zeit, sich die Nase mit dem Taschentuche sauber schneuzend, wiederholte sich der Seufzer und als darauf Kubbelpeter die Feder zurechtschnitt, entfloh der Name Beate zum dritten Male dem etwas zu breiten Munde. Doch nur die beiden ersten Sylben waren ausgesprochen, so daß es beinahe klang, als übe sich der Geheime-Calculator das Alphabet rückwärts herzusagen, als dem Seufzenden Jemand auf die Schulter klopfte und er, umschauend, den Hofrath Teuzettel, seinen Vorgesetzten hinter sich gewahrte. Mit einer zierlichen Wendung, die aber verunglückte, so daß er beinahe seinen Sitz der Respectsperson auf die Füße geworfen, erkundigte Kubbelpeter sich nach seines geehrten Herrn Hofraths Befehlen; dieser aber meinte, indem er ihn freundlich anblickte: „Ich befehle nichts, mein lieber Geheimer-Calculator! derweilen ich anjetzo nicht von Dienstgeschäften zu Reden gesonnen, sondern nur an meinen fleißigen Monsieur Kubbelpeter eine Einladung ergehen lassen wollte, mich morgen, als zum Fastnachtstage, zu einem frugalen Mittagsmahle zu besuchen." —

Der Eingeladene, der bisher schon in einer gebück-

ten Stellung verharrt, beugte sich bei diesen Worten drei und einen halben Zoll tiefer, indeß der Hofrath fortfuhr:

„Außer meinen Familienmitgliedern werden sich noch einige Verwandte, ein paar Collegen, so wie Musjeh Kubbelpeter und der Registrator Pittelko bei mir befinden, da es mir lieb ist, die beiden fleißigsten Arbeiter meines Büreau's um mich zu sehen. Ich darf also doch darauf rechnen —?" —

Der Geheime-Caculator aber ließ ihm die Frage nicht vollenden und sagte in zierlich-unterwürfigen Worten zu, worauf der Hofrath sich alsbald wieder in sein Arbeitszimmer verfügte. Sobald dies geschehen, machte der Zurückgebliebene einige Freudensprünge, so daß man sie kaum mit der Würde eines Geheimen-Calculators bei der General-Rechnenkammer vereinigen konnte, — ja! er wagte sogar eine Pirouette, die ihm aber mißlang und ihn beinahe zu Falle gebracht, wenn er sich nicht rasch am Acten-Repositorio festgehalten hätte. Als diese Balletübung vorüber, unternahm er einiges, das in das Fach der Declamation und mimischen Darstellung schlug.

„Endlich!" rief Kubbelpeter aus, indem er seine Reden mit unterschiedlichen Gesten begleitete, — „endlich ist er erschienen, der Augenblick, der mich in die Nähe der holden Jungfrau Beata, der einzigen eheleiblichen Tochter meines hochzuverehrenden Herrn Hofraths

führt? Zum ersten Male will ich das in Worten mir zu sagen wagen, was bis jetzt nur als lautloses Geheimniß in meinem reinen Busen schlummerte: ja! ich liebe dich, holdseliges Wesen! Und wer sollte dieses auch nicht? Wenn ich sie am Fenster erschaute, glaubte ich, eine Tochter der heidnischen Veneris sey aus dem alten Olymp herabgestiegen, um vom Fenster des Hauses „breite Straße Nro. 48." den Strahl der Liebe in das schmachtende Herz eines Geheimen-Calculators zu senden. Morgen erscheint er, der freundliche Tag, an dem ich ihr gegenübersitzen, und falls es meine junggesellenmäßige Schaamhaftigkeit erlaubt, ihr meine Liebesnoth kund geben werde. Freilich bin ich nur ein, von Sr. Majestät mit zweihundert Thalern schwach besoldeter Geheimer-Calculator, allein die Liebe kennt nicht Rang und Stand, egalisirt ganz scharmant!"

Hierbei schlug er abermals ein zierliches Entrechat, aber gleich darauf sich wieder ruhig an den Schreibtisch setzend, meinte er zu sich selbst: „O Kubbelpeter, wie geberdest du dich? Wirst am Ende noch zum hafelirenden Fastnachtsnarren, während du bis jetzt ein solider Geheimer-Calculator gewesen! o pfui! pfui!" Das letzte Wort paßte übrigens auch gerade auf den Tintefleck, den er statt einer zierlichen Zahl so eben aus der Feder in das Haupt-Cassa-Buch fließen ließ. Aber konnte wohl der Arme dafür? Die holde Beate schwebte auf

der Spitze seiner Feder, hüpfte auf dem Papiere umher, ja! schaute sogar aus dem Tintenfasse, wohin doch eigentlich keine Hofrathstochter gehört, so daß er wohl einsah, aus dem Rechnen werde heute nicht viel gescheutes mehr werden, weshalb er auch alsbald wieder den Arbeitshabit ab- und den blauen Friedrich-Wilhelms-Rock anlegte, wie man diese Kleidung wohl noch einige Jahre nachher nannte, als sie schon aus der Mode gekommen, nur noch an Leuten aus der alten Zeit bemerkt wurde. So setzte er sich denn in gelinden Geschwindschritt und eilte heim, jedoch vorher noch durch die breite Straße schreitend, allwo er, vor der am Fenster sitzenden Hofrathstochter sehr graciös das dreieckige Hütchen schwenkend, sein alterndes Herz noch mehr in Brand setzte. Auf diese Art gelangte er denn nach seiner, in der Klosterstraße belegenen Wohnung, winkte mit einem freudeglänzenden Gesichte seiner Wirthschafterin Barbara Plötzin einen freundlichen Gruß zu, so daß diese, eine reife, runde Jungfrau auf der Grenze zwischen den Dreißigen und Vierzigen, doch den ersten noch näher stehend, nicht wenig verwundert war, den stillen, sonst immer trüben Herrn so aufgeheitert zu erblicken. Und als er nun gar die Suppe und das Fleisch sehr schmackhaft fand und in Folge dessen, der Plötzin mit einem wehmüthigen Lächeln die Hand drückte und sprach: „O Barbara! Sie ist eine fürtreffliche Köchin!“—

Da gingen der Gelobten die Augen über und nicht enthalten konnte sie sich, zu fragen: „Was denn dem Herrn Geheimen-Calculator eigentlich Angenehmens wiederfahren?“ — Kubbelpeter erhob sich von dem Mittagsmahle, faßte mit der Rechten abermals die Hand Barbara's, indeß er mit der Linken, vermittelst der Serviette die dünnen Lippen säuberte und sprach:

„Barbara Plötzin! treue Seele! angenehme Haushälterin! die Du mir stets mit unverdrossenem Eifer das Fleisch delicat zubereitetest, nie zu viel Salz in die Suppe schüttetest und schon oft mit beispielloser Geschicklichkeit die seidenen Strümpfe reparirtest, — ich will es Dir gestehen, daß ich liebe!“ —

„Du lieber Gott!“ seufzte Barbara, die Augen züchtiglich zur Erde senkend, — „du lieber Gott! wie haben mich der Herr Geheime-Calculator erschreckt!“—

„Warum erschreckt, Plötzin?“ — fragte der Verliebte. — „Weil ich zu Dir von Liebe sprach? O Plötzin! auch Du trägst ja ein jungfräuliches Herz im Busen! auch Du mußt ja wissen, daß der Götterfunken Liebe beseligt und nicht erschreckt. Oder ist besagter Götterfunken noch nicht in Deine Seele hinabgefahren, die sanfte Flamme, die mir in der Brust brennt, Dir noch fremd?“ —

Da neigte sich aber Barbara, und drückte einen Kuß auf seine Hand und sprach:

„Mein hoher Herr! Herr Geheimer-Calculator Kubbelpeter! verzeihen Wohldieselben, daß ich, von Dero Worte überrascht, schier anfangs die Sprache verloren, allein mein Glück ist auch zu groß!" —

„Welches Glück?" fragte erstaunt Kubbelpeter; Barbara aber antwortete verschämt:

„Nun eben das, das mir als eheliche Hausfrau an meines hochgeehrten Herrn Geheimen-Calculator's Seite lacht." —

„Sie, meine Hausfrau?! Barbara! ist Sie toll?!" schrie der Erstaunte, indem er sich von der Getäuschten losriß, die noch immer seine Hand festhielt. Doch mit dem Worte „toll," erwachte ein fürchterlicher Ingrimm in der bejahrten Jungfer Brust, die kurz vorher einen Blick in das lachende Freudenthal des erwünschten Ehestandes geworfen hatte. Wie der Fluß durch die aufgezogenen Schleusen dahinrauscht und sprudelnd das Mühlrad in rastloser Beweglichkeit hält, also trieben die keifenden Worte Barbara's den armen Geheimen-Calculator aus einem Winkel des Zimmers in den andern, wohin er flüchtete, um den Zorn der nun einmal in den Zug gekommenen Heiratheluſtigen zu entgehen. So brummte und tobte sie den ganzen Tag fort, ohne Kubbelpeter'n im Geringsten zu fürchten, der von jeher, bei seiner weichen Gemüthsart unter dem Pantoffel der haushaltenden Jungfrau gestanden hatte.

Er aber war in Liebe und ließ sich deß wenig kümmern; benutzte auch den Abend dazu, ein paar schöne Carnevals-Reimlein zu schmieden, mit welchen er am folgenden Mittage bei dem Herrn Hofrath glänzen und vermittelst seines Dichtertalent's dem Sturm auf das Herz der schönen Jungfrau Beata gehörigen Nachdruck geben wollte.

3.

Der Fastnachtsdienstag war erschienen; Barbara hatte, freilich mit Brummen und Murren den Staatsanzug gesäubert und Kubbelpeter stand vor dem Spiegel und machte Toilette. Die zarteste Wäsche ward ausgesucht, um den Leib zu schmücken. Es schlug halb zwölfe auf dem nahen Kirchthurme und der Geheime-Calculator brach auf. Barbara aber, die sein Selbstgespräch, das er während des Anziehens geflogen, und worin der Name der anmuthigen Beata öfter vorgekommen, belauscht hatte, sah dem Wegeilenden vom Fenster nach und sprach fast höhnisch: „Also Jungfrau Beata ist's, die mir diesen Schatz entreißen will? Sie, die kaum die Kinderschuhe ausgezogen, wagt's, mit mir, der erblühten Jungfrau, in die Schranken zu treten? Oho! nur Geduld! Umsonst will ich meine besten Jahre

nicht in dem Neste dieses Junggesellen zugebracht haben. Warum hätte ich denn so manchen anständigen Freiwerber, als da waren der Leiökutscher Nöding, der Trompeter Gablenz und der Holzschreiber Stern, ausgeschlagen? Um etwa als alte Jungfer zu sterben? Nimmermehr! Ich will Frau Geheime-Calculatorin werden, und es muß geschehen!" — So raisonnirte sie und eilte dann zur alten Frau Delpusch, ihrer Gevatterin, einer weisen Matrone, um sich von der aus Kaffeesatz und Karte das prophezeien zu lassen, was sie wünschte, nämlich eine Verehelichung mit dem Geheimen-Calculator.

Der aber war unterdeß bei dem Hofrath angelangt und stand dort, demüthig antwortend, wenn er von irgend einem der Mitgäste angeredet wurde, nebenbei aber sehnsüchtige Blicke nach der geliebten Jungfrau Beata sendend; ein schönes Mädchen von achtzehn Jahren, deren Anmuth selbst das unbeholfene Kleid von Rasch, — denn Seidenzeug zu tragen, hatte der, alles Einfache liebende Monarch den Berlinerinnen untersagt, — nicht entstellen konnte. Doch sah man, daß Beate eines wohlhabenden Mannes Tochter sey, an den vielen Kanten und Spitzen, womit die Kleidung besetzt war und die damals als Beweis von Wohlstand und Glückseligkeit der damit geschmückten Damen diente. Das Gesicht, das die in die Höhe gestrichenen und gepuderten Haare

ganz frei ließen, zeigte von viel kindlicher Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, und der nach damaliger Sitte etwas freie Busen ließ eine solche Zartheit der Haut erkennen, daß sie mit den schneefarbigen Manschetten Kubbelpeter's wetteifern konnte. Geschminkte und gemalte Gesichter, einige Jahrzehende später allgemein, sah man damals für einen Gräuel an und, um dieser Vermuthung zu entgehen, suchte man die weiße Farbe der Haut als ein Kleinod und öffentliches Zeichen der Tugend zu erhalten. Daher rühren auch noch die, auf Gemälden jener Zeit sichtbaren, lilienfarbenen Gesichter, die den Hofmaler Pesne so oft in Verlegenheit setzten und auf seinen Bildern so wenig Wirkung machen. — Eine solche Jungfrau stelle man sich unter Beata vor, nur daß die Lilienfarbe mit einem höchst anmuthigen, natürlichen Rosenroth gemischt war, füge hierzu noch alle Erfordernisse weiblicher Schönheit, soliden Wohlstand des Vater's, dessen einziges Kind sie war, und entschuldige Kubbelpeter'n, wenn er bei so bewandten Umständen in heißer Liebe entbrannt war. Die Glocke hatte in der, mit goldnem Schnitzwerk verzierten Wanduhr bereits zwölfe, die gewöhnliche Mittagsstunde geschlagen und die Gesellschaft setzte sich zu Tische. Doch, armer Geheimer-Calculator! Dir wurde nicht der geträumte Platz in der Nähe der Geliebten; entfernt von ihr saßest Du neben Deinem Collegen Pitzlko, indeß

Deine andere Flanke von einer alten Verwandtin des Gastgebers in Beschlag genommen war. Sie aber, die Holde thronte zwischen zwei Fremdlingen, die den Verliebten nicht wenig beunruhigten. Pitelko, der die Tischgenossen näher zu kennen schien, gab ihm Aufschluß. „Der junge Mann, links neben Jungfrau Beata, in paillegelber Cavallerie-Uniform und rothen Unterkleidern, dessen freundlicher Zusprache die Nachbarin ein sehr gefälliges Ohr zu leihen scheint, ist der Major von Neuendorf, vom Glasenapschen Regimente, der Bruder von dem Officier in rother Montirung, derweilen in Königlich Dänischen Diensten stehend und jezo andero gekommen, um sich mit seinem Bruder wegen eines langwierigen Processes zu vergleichen. Dieser Vergleich soll auch heute vor Tische durch die Bemühung unseres verehrten Herrn Hofraths, der dabei ein besonderes Interesse hat, zu Stande gekommen seyn und die feindlichen Brüder wieder in treue, Gott gefällige Blutsverwandte verwandelt haben.“ —

Also berichtete Pitelko während der Suppe seinem Collegen. Jetzt erschien das Hamburger Rindfleisch, eine Delicatesse, die damals selten auf des König's Tafel, der ein Freund dergleichen Derbheiten war, vermißt wurde, und Pitelko konnte seinem Nachbarn einige, wenn auch unzureichende Nachrichten über den andern Herrn neben Beate geben. Es war ein hagerer, starkknochiger,

langer Mann, von braunem Gesichte, schwarzbuschigen, Braunen, die tiefliegende Feueraugen beschatteten. Die fast zu scharf markirten Züge gaben dem Antlitze etwas Grauenhaftes. Um den Mund spielte eine Lächeln, bei dem man nicht recht unterscheiden konnte, ob es Gutmüthigkeit oder Hohn war, doch sprach das bemerkbare Zucken in den Mundwinkeln mehr für die letzte Eigenschaft. Langes, schwarzes Haupthaar fiel auf die Schultern herab, der starke Backenbart beschattete die geldgebräunten Wangen. Sein Anzug war grau, mit schmalen, goldnen Tressen besetzt, an den Fingern prangten blitzende Ringe. Eine goldne Dose diente den magern, langen Händen zum Spiel, der großen Adlernase zur Erquickung. — „Es sey," berichtete Pitellö, „es sey ein berühmter, italiänischer Geigenspieler, Namens Locatelli, dem schon einige Male die Gnade geworden, vor des König's Majestät seine Kunst hören zu lassen, die wirklich in's Unglaubliche gehen und auf den Zuhörenden einen unbeschreiblichen Eindruck machen solle. Zudem sey er ein sehr genauer, beinahe unzertrennlicher Freund des dänischen Hauptmann's." —

So mit diesen Neuigkeiten war Kubbelpeter unterhalten worden, hatte mährendeß auch wohl einige süße Blicke auf den Gegenstand seiner Anbetung, einige grimmige auf den militairischen Nachbarn desselben geworfen. Doch mochten wohl letztgenannte Blicke etwas in's Lä-

cherliche ausgeartet seyn, sintemalen der Herr Hofrath den Geheimen-Calculator fragte, ob er vielleicht zur Ergötzlichkeit der Anwesenden die, in Liebe und Verzweiflung vergehende Zanaide in dem gestern aufgeführten Singspiele Argippo, copiren wolle? — Kubbelpeter, der da glaubte, hierdurch seinem geehrten Wirthe einen Gefallen zu erweisen, bejahete selbige Frage, worauf er nach geschehener Aufforderung mehrerer Anwesenden, besonders aber der holden Beate, sich als stattlicher Sänger zeigte und im quäckenden Tenor, der aber größtentheils in den Discant hinüberschlug, die Arie der Singspiel-Heldin Zanaide absang, welche wir Dir, günstiger Leser! als Curiosität aus der damaligen Zeit mittheilen:

„Straft nicht bald des Donner's Knallen
„Meinen Schimpf mit Blitz und Gluth,
„So soll der Boshafte fallen,
„Als ein Opfer meiner Wuth.
„Aber nein!
„Ich verzeih' Dir, kehre wieder!
„Senkt indeß, ihr Augenlider,
„Senkt in bittre Thränen ein
„Der verrath'nen Liebe Pein!"

Diese Verse hatte nun Kubbelpeter mit einer so wehmüthigen Anstrengung hervorgegröl't, daß ihm dabeb die grauen Augen stark aus dem roth gewordenen Gesichte heraustraten, sich dabei aber auf die Geliebte mit stillem Vorwurf hefteten, als hätte er ihr seine eigne

Liebespein durch das Lied offenbaren wollen. Die Lobsprüche der Gesellschaft, in welche nur Locatelli nicht einstimmte, sondern sein Antlitz höhnisch vibriren ließ, machten den Geheimen-Calculator muthiger und er begann folgendermaßen:

„Hochwohlgeborne, Wohlgeborne, hochzuverehrende Herren und Damen! Eingedenk des heutigen Tages an dem Lust und Freude zu Ende geht und der Betrübniß des morgenden Aschermitwochs weicht, habe ich in meinem stillen Closette den Pegasum gesattelt und auf demselben mich zum Dichtergotte Apolline begebend, von diesem einige erkleckliche, poetische Begeisterung erbeten, die besagter Heidengott mir, dem guten Christen und Königlich Preußischem Geheimen-Calculator auch huldreich gewährt und Veranlassung geworden, daß ich einige Zeilen auf die heutige Fastnacht gedichtet." —

„Charmant, mein Bester!" fiel der Hofrath ein; „Dero Dichtertalent ist in unserer Residenz hinlänglich bekannt und übertrifft noch sogar das des Pastor Schönemann zu St. Georgen, von dem Gottschedius sagt:

Der große Schönemann wird endlich noch die Gassen
Des prächtigen Berlin's mit Versen pflastern lassen.

Da wir hiernach von dem Herrn Geheimen-Calculator etwas Außerordentliches erwarten können, so ersuche ich denselben, Namens der Gesellschaft, uns seine Poemata zum Besten zu geben." —

Eine solche Aufforderung wird wohl selten ein Poet ausschlagen, weshalb es auch Kubbelpeter nicht that. Der Geschmeichelte beugte sich so tief, daß sein Antlitz nur durch Pitelko, der ihn mit einem kühnen Griff am Zopfe festhielt, von der Bekanntschaft mit der vor ihm stehenden Bratensauce gerettet werden konnte, — zog ein sauberes Papier hervor und nachdem er seine Sprachwerkzeuge durch einigen Wein gestärkt, begann er folgende Verse:

„Carneval.

„Die viertelstündge Lust, so David will genießen,
„Die muß er lebenslang mit Reu' und Thränen büßen.
„Beim Carneval kehrt's um. Für einen Aschertag,
„Steht's frei, daß man zuvor sechs Wochen balzen mag."—

„Schön! rührend! ausgezeichnet!" rief die Gesellschaft, und der Dichter, schalkhaft auf einen dicken Geistlichen, das Bild des Wohllebens blickend, recitirte weiter:

„Ein dito.

„Wer nach dem Carneval die Andacht setzt zum Ziel,
„Hat Hand und Haar voll Asch', das Herz ist noch beim Spiel."—

So schloß er, indeß der Geistliche, zu dem manch Lächeln hinüberstreifte, mit der rechten Hand ein Glas Wein ergriff, mit der Linken aber Kubbelpeter'n scherzhaft bedrohte. — Die Verse, die von unsern jetzigen Recensenten wohl manche Anfechtung erleiden würden,

aber die im Jahr 1718 genügsamen Leute völlig befriedigten, hatten die Gemüther erheitert und reichlicher kreisete der Wein herum, so daß die Gesellschaft nach einer Stunde sich fröhlich erhob. Nun wurde Caffee, in kleinen Tassen von Delfter Porzellain, damals eine Delicatesse umhergereicht und Kubbelpeter lavirte, um in die Nähe Beatens zu kommen, durch den Saal. Auf seinem Wege begegnete er dem Italiäner, der ihn am Arme festhielt und leise, aber mit höhnendem Tone zuflüsterte: „Liebe bringt Dir keine Freud', Kummer nur und Herzeleid!" Darauf ließ er den Festgehaltenen los und, wie jetzt erst der Geheime-Calculator bemerkte, hinkte dann auf seinem Klumpfuße in das Gewühl der Gesellschaft. Der Andere aber stand plötzlich vor Beate, die ihm nahe getreten und hätte, sofern es schicklich gewesen, beinahe vor innerer Freude den Moccatrank verschüttet, als ihm die Holde schöne Worte von seinem poetischen Talente und ihrer Verehrung gegen ihn aussprach. Der Geheime-Calculator war im Begriff, Alles um sich her vergessend, das Knie vor ihr zu beugen, als der Major in der paillegelben Uniform störend dazwischentrat und Beaten in ein Gespräch verwickelte, das immer leiser wurde und von Kubbelpetern nicht verstanden werden konnte, da sich Beide von ihm entfernten. Jedoch erhielt der Verliebte noch einen lächelnden Blick von der Jungfrau und hiedurch schnell getröstet,

griff er nach Hut und Stock, um nach dem Beispiel der Uebrigen sich für genossenes Gute zu bedanken und sich dann zu empfehlen. — Draußen aber trieben Schneeflocken und Regentropfen ein unangenehmes Haschespiel und stürmten vereint auf die menschliche Figur des Geheimen-Calculator's los, der noch nicht im Sinne hatte nach seiner Wohnung und in die Nähe der erzürnten Barbara Plötzin zu eilen, sondern den Weg durch den Schloßhof nach dem Lustgarten einschlug, wo er in das, damals von einem Mohren, Namens Olivier neuangelegte Caffeehaus trat. Im heitern Zimmer erlustirten sich Officiere verschiedenen Ranges und Regimentes mit Billardspiel, weshalb auch der Ankömmling in der Vorderstube blieb und bei dem, ihm geschäftig entgegenhüpfenden, schwarzen Wirthe, einen Krug Ruppiner Bier bestellte. Eben saß er bei dem ersten Glase, als der Italiäner Locatelli in feuerfarbenem Mantel und großem Federhute hereinhumpelte, den Regen abschüttelte und sich höchlich freute, seinen caro amico, Signor Kubbelpietro hier zu finden. Obgleich es diesem wohl nicht ganz angenehm, so setzte sich dennoch der Geigenspieler neben ihn und bestellte eine Flasche guten Montepulciano, schob das preußische Getränk bei Seite, dem Geheimen-Calculator aber ein Glas des feurigen Weins hin und mit ihm anklingend, lispelte er: „Viva bella Donna Beata!“ — Solch ein Lebehoch mußte

Kubbelpeter erwiedern und die Aeuglein zudrückend, schlürfte er den Wein hinab. —

„Eine schöne Jungfrau!“ sprach Locatelli lächelnd, „ich meine die Beata!“ —

„Ach Gott ja!“ seufzte der Geheime-Calculator, worauf Jener fortfuhr:

„Glücklich seyn der, der sie ganz als sein eigen besitzt.“ —

„Zweifelsohne!“ replicirte Kubbelpeter und leerte stöhnend ein volles Glas. Nach einer Pause, während der Locatelli den Nachbarn mit seinen Feueraugen scharf angeblitzt, sprach er:

„Segreto-Calculatore! ich will nicht länger heimlich thun. Ihr gefallt mir! ich haben Euch lieb, weil Ihr seyd ein Poet und nebenbei, dem Anscheine nach, ein vernünftiger uomo! Ihr liebet Donna Beata? — Nun, nun! nur ruhig! ich weiß Alles! — Ihr solltet heirathen die Beata!“ —

„Mit dem größten Vergnügen!“ antwortete verschämt der Angeredete, „allein ich armes Männlein bin ja zu unbedeutend, bin nur ein mit zweihundert Thalern Preußisch Courant salarirter Officiant!“ —

„Was die Unbedeutenheit betrifft,“ meinte der Italiäner, „so—schweigt! ein Poet seyn nie unbedeutend! Aber die Armuth — maledetto! die seyn ein Fehler! Cospetto di Bacco! Ich haben mich geärgert über

den Majore mit der Schwefel-Uniform, dem Signor Neuendorf! Er scheint zu haben einen Stein im Brete bei Vater und Tochter. Der padre haben ihm verschafft ein Vermögen durch Beilegung eines Processes mit dem andern Bruder. Er wird wohl heirathen aus Dankbarkeit die Tochter und Ihr —!"

„O!" fiel Kubbelpeter ein, „o! so hat mich meine Ahnung doch nicht getäuscht! Und ich bin hingegeben dem brennenden Feuer der verschmähten Liebe, das mich peinigen wird, gleich wie den Sünder der Höllenbrand!" —

„Dummes Menschlein!" höhnte der Italiäner, indem er mit dem Klumpfuße heftig den Boden stampfte, „dummes Menschlein! Ihr wollt seyn ein aufgeklärter Poet und glaubt an den Höllenpfuhl? Das ist Einbildung der Pfaffen, weiter nichts! ein Bild, das nicht brennt!" —

Der Geheime-Calculator sah ihn mit Augen, die vom Weine verglaset waren, verwundrungsvoll an, der Andere aber fuhr fort:

„Ja! was die Armuth betreffen, so ist das nicht eine Tugend von Euch! Ich wollte Euch gern geben, wenn ich nicht selbst wäre ein armer Geigenspieler, ein povero diabolo. Aber wäre ich der König und hätte eine Schatzkammer, wie er — per bacco! — ich würde Euch glücklich machen! Heute früh haben mir gezeigt der Schloßcastellan Runk das Gemälde unter dem

Schlosse, wo angehäuft liegen, die baaren Gelder und die Edelsteine und goldne Medaillen. Ja, ja!" setzte er lachend hinzu, „wenn Seine Majestät Euch erlaubten, da hinein einige Griffe zu thun, Euch wäre geholfen und Ihr könntet hintreten mit Euern Reichthümern vor den Hofrath und heirathen sein Töchterlein! — Nun, trinkt! auf daß Ihr werdet reich!" —

Kubbelpeter, der jedes Wort dem Sprechenden abgelauscht hatte, war ganz still geworden und trank und bemerkte nicht, daß aus dem Nebenzimmer mehrere Officiere hereintraten — worunter auch der dänische Hauptmann Neuendorf — und Locatelli begrüßten. Dieser aber nickte freundlich mit dem Kopfe, als ihn die Herren vom Militair aufforderten, ein Bänkchen aufzulegen und hinkte mit einem: „A rivederci!" gegen den stillen Geheimen-Calculator, indem er noch leise hinzufügte: „Nur getrost! der Major werden Euch nicht mehr lange incommodiren, das ist bald ein todter Mann!" — in das andre Zimmer, dessen Thüren sich alsobald schlossen, so daß nur ein leises „perdu" und „gagné" hörbar blieb. Kubbelpeter, seltsam aufgeregt, bezahlte an Monsieur Olivier sein Bier und wankte fort. Es war aber schon spät und dunkel, als er durch den Schloßhof schritt. Unwillkührlich strebte sein Fuß nach dem Flügel, in welchem die Schatzkammer sich befand, und leise seufzend nach den Fenstern schauend, stand er still. Da wurde es

hinter den Scheiben hell; er glaubte Leute in dem Gemache zu erblicken. — „Gott!" stöhnte er, „Geheimer-Calculator! wärst du vielleicht selbst dort drinnen in dem Medaillencabinet und wühltest mit raubgierigen Fingern in den Kisten und Schränken? Doch nein!" fügte er, sich selbst beruhigend hinzu, indem er sich mit eigner Hand an den zierlichen Busenstreif faßte, „ich stehe ja hier draußen, wenn auch die Gedanken in das Gebiet der Schuld hineinstreifen. Da drinnen hat aber vermuthlich noch der Herr Hofrath La Croze ein Geschäft, was mich nichts angeht. Komm nach Hause, Geheimer-Calculator!" — Und so führte er sich selbst, indem er mit der linken Hand einen Knopf seiner Weste gefaßt, nach Hause und sank in die Federn. Barbara nickte ihm eine „angenehme Ruh!" zu, die aber nicht eintrat, denn wilde Träume ängstigten ihn gar sehr. Es däuchte ihm, als ob er an der Hand des Castellan's Runck in die königliche Schatzkammer hinabstieg, eilig Münzen und Kleinodien in die weiten Taschen schob und sich dann aus dem Staube machte. Dann stand er wieder, um die Hand der schönen Beata werbend, vor dem Hofrath. Der aber sprach: „der Geheime-Calculator ist zwar nur ein Schloßdieb, allein er wird sich wohl bessern und darum soll er meine Tochter heirathen." — Indem der glückliche Bräutigam nun die Hofrathstochter umarmen wollte, hatte sie sich in Bar-

bara verwandelt, die ihm sanft weinend an die keusche Junggesellenbrust sank. —

4.

So träumte er fort, brachte beiläufig noch den Major Neuendorf mit einer Papierscheere um's Leben und fühlte sich schon von den Schergen des Gerichts ergriffen, als er die Augen aufschlug und Barbara mit dem stärkenden Morgentranke vor seinem Bette stand. — „Ei! ei!" sprach sie, „der verehrte Herr haben lange geschlafen! War ein unruhiger Morgen heute, die ganze Stadt ist in Allarm." —

„Warum?" fragte ängstlich der Erwachte. —

„Weil böse Diebe in dieser Nacht die Schatzkammer bestohlen haben!" lautete die Antwort. —

„Die Schatzkammer — bestohlen — in dieser Nacht?" stöhnte der Geheime-Calculator. —

„Nun ja! und der Satan muß dabei geholfen haben, denn sonst könnten sie nicht mit so leichter Mühe in die Gewölbe gedrungen seyn, wie es wirklich geschehen." —

Damit entfernte sich die Haushälterin, um nach der Wirthschaft zu sehen. — „Herr Gott!" wimmerte Kubbelpeter, indem er aus dem Bette in die Beinkleider fuhr, „Herr Gott! wie ist mir? Wäre es wirklich

kein Traum gewesen? Hätte ich wirklich mit verruchter Hand in die Schatzkasten Sr. Majestät gegriffen und wäre nun zum todeswürdigen Schuft geworden? Wer löset mir sothanes Räthsel?" — Das wollte aber Niemand thun und der Geheime-Calculator blieb mit seiner Zerknirschung allein, die ihn auch auf die General-Rechnen-Kammer begleitete, wo er von dem Hofrath freundlich empfangen wurde. Mit Zittern und Zagen handhabte er die Feder, denn er war überzeugt, daß er der Dieb sey und diese Nacht nicht blos geträumt habe. Während er nun beinahe in solchem Jammer verging, saß in der breiten Straße der Major Neuendorf, Beaten gegenüber und erzählte ihr die, uns bereits bekannte Frevelthat der heutigen Nacht. Bald aber ergriff er ein anderes Thema, indem er in süßen Liebesworten zu ihr sprach, die so freundlich aufgenommen wurden, daß deutlich daraus zu ersehen, dieses Verhältniß sey ein inniges und vom Vater gebilligt. — „Doch, meine theure Beate!" fuhr der Major in dem schon vorher begonnenen Gespräche fort, „doch muß ich Dich eines, gegen unsere Liebe unternommenen Frevel's wegen, zur Rechenschaft ziehen. Meine Eifersucht, Folge meiner heißen Liebe zu Dir, ließ mich gestern bemerken, wie ein Gast bei Tische so zärtliche Blicke zu Dir hinübersandte, daß, falls er die Uniform trüge und ein wenig schöner wäre, ich mir darüber von ihm selbst Aufklärung erbitten würde."—

„Ach so?!" antwortete lächelnd Beate. „Du meinst meinen alten Liebhaber, den Geheimen-Calculator Kubbelpeter? Ja, lieber Freund! der könnte Dir beinahe gefährlich werden. Schon wegen seiner wahrhaft felsenfesten Verehrung gegen mich, sollte ich den alten Junggesellen lieben, da er sich's keinen Tag verdrießen läßt, mir Fensterparade zu machen und mich fein höflich und zärtlich zu salutiren. Für solche Aufmerksamkeit und da ihn dazu der Vater noch als einen fleißigen Mann schätzt, mußte ich ihm gestern schon einige freundliche Worte zukommen lassen. Doch, abgesehen von allem Scherze, magst Du keine Sorgen haben und jede Eifersucht verbannen. Ich liebe Dich, werde bald mit des Vater's segnender Einwilligung Dein eheliches Gemahl und meine Treue und Liebe soll selbst im Tode nicht erkalten!" —

„Ich bin der glücklichste Major!" jauchzte Neuendorf fröhlich, indem er feurig die Hand der schönen Braut küßte, „nicht blos im hochlöblichen Glasenapschen Regimente, sondern in der ganzen Preußischen Armee. — Doch sieh!" fuhr er fort, indem er einen Blick zum Fenster hinauswarf, „da geht mein Bruder und mit Jemandem, der mir bekannt vorkommt, obgleich der rothe Mantel ihn beinahe verhüllt." —

„Der Virtuose Locatelli ist's, der gestern bei uns zu Tische war," antwortete Beate. „Die beiden Her-

ren scheinen im tiefen Gespräch begriffen. Man soll zwar nicht nach dem Scheine urtheilen, allein der Italiäner gefällt mir nicht und seine Nähe war mir gestern unheimlich." —

„Was Furcht und Grauen heißt," fiel der Major ein, „ist mir bis jetzt so ziemlich unbekannt gewesen; doch ein Gefühl, was diesem gleichen mag, hat auch mich beim Anblick dieses Menschen übermannt. Wie kam's, daß er gestern in der Gesellschaft war?" —

„Du kennst ja meines Vaters Vorliebe für alle Künstler!" sprach die Gefragte. „Er lernte diesen vor einigen Tagen in der Assemblée beim Landjägermeister von Schwerin kennen. Deinen Bruder will Locatelli übrigens von Copenhagen her kennen, wie er meinem Vater gesagt." —

„Sie gehen durch den Schloßhof," sagte der Major, die Beiden mit dem Auge verfolgend; „vermuthlich wieder nach Olivier's Caffeehaus, in dem mein Bruder seine Wohnung aufgeschlagen zu haben scheint. Noch immer das alte, Wein und Zerstreuung liebende Gemüth! — Ich bin übrigens von Herzen froh, daß Dein Vater ihn bestimmte, das große Haus unter den Linden mir gutwillig abzutreten, da das Recht es mir mit der Zeit doch zugesprochen hätte. Er liebt wenigstens den äußern Schein des Edelmuth's und gern gönne ich ihm das Lob, daß dieser sogenannten Großmuth wegen, ihm ge-

spendet wird. Ich bin ihm gut, doch konnte ich bei unserer gestrigen Versöhnung ihn nicht so recht vertrauungsvoll in meine Arme schließen, seine Kälte machte mich mißtrauisch." —

„Laß die Sache nun ruhen!" bat Beate. „Du verdüsterst Dein heiteres Gemüth und zeigst mir kein frohes Gesicht! — Doch sieh! da kommt der Vater!" —

Der Hofrath trat herein und nachdem er freundlich die Tochter und den künftigen Schwiegersohn begrüßt hatte, erzählte er, daß das Verbrechen dieser Nacht sich schneller aufklären werde, als man gedacht. Vor einigen Stunden sey nämlich der Goldschmidt Lieberkühn zu dem Aufseher des Medaillencabinets, Herrn La Croze gekommen und habe ihm einige seltene Münzen zum Verkauf angeboten. La Croze habe gewußt, daß diese bereits in der königlichen Sammlung vorhanden wären und da er sich zu überzeugen, nachsah, habe er nur die leeren Stellen im Cabinette gefunden und dadurch entdeckt, daß auch dieses in der Nacht bestohlen sey. Lieberkühn wollte die Münzen von dem Hofschlosser Stief, einem bekannten Manne gekauft haben und dieser läugnete es auch nicht, nachdem man ihn verhaftet. Doch behauptete er steif und fest, die Münzen auf der Straße gefunden zu haben, obgleich man ihn sofort, wie der aufgebrachte König befohlen, peinlich be-

fragt. Er sitzt nun im engen Gewahrsam und die Zeit wird wohl Alles an's Tageslicht bringen.

So wie überall diese Begebenheit, der bedeutende Raub betrug den Werth von hunderttausend Thalern, schon in der Stadt circulirte, so wurde sie auch bei Olivier, wo Locatelli und der Hauptmann hinter der Flasche saßen, abgehandelt. —

„Es ist schändlich!" eiferte der Letztere; „wäre ich König, ich würde den Räubern meinen härtesten Zorn fühlen lassen!" —

„Wird nicht ausbleiben!" meinte ruhig Locatelli. „Der König seyn ein strenger Richter, besonders gegen Räuber. Ja! ja!" fuhr er fort, sich ein Glas einschenkend, „das Rauben seyn jetzt Mode geworden, wenn man es auch treibt auf verschiedene Art und dem Dinge gibt einen andern Namen." —

„Wie meint Ihr das?" fragte der Hauptmann.

„Wie ich das meine?" sprach Locatelli, „ei nun, ich möchte wohl sprechen, allein Ihr müßt nicht mit Euern Lieblingsausdrücken: Schurke! Schuft! und dergleichen mich unterbrechen. Ich bin freilich ein geduldiges Wesen und ertrage viel, allein endlich brechen doch einmal los meine rabbia und ich müßte mich mit Euch erzürnen, Hauptmann! was mir leid thäte!" —

„Ihr seyd ein Narr!" lachte der Hauptmann; „redet!" —

„Ein Narr?" fragte der Andere, „ein Narr? der mag passiren! Ist doch jeder Mensch eigentlich ein Narr und leider! manchmal auch der —." Indem der Sprechende sich hier selbst durch einen Zug aus dem Glase unterbrach, fuhr er fort: „Seht! Ihr selbst seyd beraubt und zwar von Euerm Bruder. — Laßt mich ausreden! Ihr habt Euch lassen bethören und ihm ausgeliefert das kostbare Haus, was doch noch Euer war. Er hat Euch gelullt in den Schlaf der Gutmüthigkeit und Euch dann geraubt Euer Eigenthum!" —

„Ist wahr!" brummte der dänische Officier; „Ihr habt Recht! Verdammt sey der Augenblick, in dem ich mich zum gutmüthigen Schaf umwandeln ließ. Allein noch bin ich ein Mann und kann handeln und will es auch!" —

„Das seyn gesprochen," meinte Locatelli, „das seyn gesprochen, wie's einem Kriegsmanne ziemt. Doch müßt Ihr nicht verfahren zu rasch, sondern piano, das seyn besser!" —

Das Gespräch wurde abgebrochen, da betrübt und leise der Geheime-Calculator ins Gastzimmer trat, sich in eine Ecke setzte und den aufgetragenen Krug mit Bier unangerührt vor sich stehen ließ. Die beiden Andern zischelten sich noch allerlei zu und wie man aus dem Lächeln, das Locatelli zuweilen über Kubbelpeter hinstreifen ließ, errathen konnte, waren es wohl Spöt-

teleien über den alten Junggesellen. Endlich erhoben sie sich und indem der Hauptmann zuerst das Zimmer verließ, näherte sich leisen Schrittes, soviel es der unbeholfene Fuß erlaubte, der Italiäner dem Geheimen-Calculator und raunte ihm, auf die Schulter klopfend, zu: „Ihr wißt doch, was passirt ist diese Nacht auf dem Schlosse, nicht wahr?" — Ohne eine Antwort abzuwarten, folgte er eilenden Trittes dem vorangegangenen. Doch es bedurfte nicht der Entfernung; wenn er auch dageblieben, so würde ihn Rubbelpeter doch mit keiner Antwort belästigt haben, denn noch starrer und steifer hatten ihn die Worte Locatelli's gemacht und mit Mühe stöhnte er endlich die Worte: „Mein Himmel! mein Himmel!" hervor. Schüchtern, wie er gekommen, eilte er durch Nebengassen heim, und ließ sich darauf bei seinen Vorgesetzten als krank und unfähig melden, das Büreau einige Tage besuchen zu können.

4.

Die Begebenheit des Raubes, die so wirksam auf den Geheimen-Calculator sich äußerte, eilte in der nächsten Zeit rasch an's Licht. Der Hofschlosser Stief, der noch immer im Kerker saß, hatte seiner Frau entdeckt, daß der Schloßcaßellan Runck um Alles wisse und der

Einzige sey, der ihn retten könne. Ungestüm begehrte dies die Frau von dem Castellan, doch, indem dieser den Genossen befreien wollte, bereitete er sich selbst sein Verderben. Ein junger Mensch, dem Runck einen Dienst als Schloßknecht verschafft hatt, sollte von ihm beauftragt und zum Schweigen ermahnt, am Schlosse und mehreren Plätzen Zettel befestigen, in welchen die angeblichen Diebe bekannten, daß sie allein an dem Raube Schuld wären, Stief aber völlig unschuldig sey und sie wirklich beim Aussteigen aus dem Fenster des Münzcabinet's die Medaillen verloren hätten. Wider Erwarten des Castellan's zeigte der Schloßknecht das ihm aufgetragene Geschäft an und Runck wurde ebenfalls eingezogen. Der König, höchst erzürnt, daß er, wie er selbst sagte, nicht mehr in seiner eignen Wohnung sicher wäre, befahl die Inquisiten mit der größten Strenge zu behandeln und Beide bekannten das Verbrechen. Dies Alles hatte sich ungefähr in der Zeit von vier Wochen zugetragen, während deß unser Kubbelpeter das Zimmer hütete und von seiner treuen Barbara gehegt und gepflegt wurde. — „Du getreue Magd!“ sprach er mit gebrochener Stimme zu ihr, „Du getreue Magd! die Du sorgfältig Deinen kranken Herrn pflegst, wie kann ich Dir vergelten, daß Du gegen Deine Natur handelst, Dich nicht bei Klatschschwestern umhertreibst und so sanft und milde mit mir umgehst, wie ich es Dir nie

zugetraut?"— Barbara aber berührte mit ihrem Munde seine Hand und versicherte, daß sie keines schnöden Lohn's begehre, daß sie gern den Herrn Geheimen Calculator bis an sein seliges Ende auf Händen tragen möchte, was jedoch wohl nicht der Fall seyn würde, da die Nachbarn so allerlei von einer Heirath des geehrten Herrn mit der Hofrathstochter munkelten.

„Um Gotteswillen, Barbara! rede Sie nicht davon! Hätte ich, falls diese Heirath vor sich gehen sollte, doch unmaßgeblich in die Truhen der Schatzkammer gegriffen, denn anders gibt mir der Hofrath seine Tochter ja nicht, als wenn ich beladen mit Geld und Gut vor ihm hintrete, wie mich der Italiäner versicherte. Nein! nein! lieber nicht heirathen und kein Schatzkammerdieb seyn, wenn der böse Locatelli, der doch nun Niemand anders als der Satan ist, mich auch dazu verführen will!"

So jammerte er; Barbara aber tröstete ihn und meinte, der Herr Geheime-Calculator sollte sich doch endlich die Geschichte aus dem Sinne schlagen, da sie ihn so stark zu afficiren schiene, daß er sogar allnächtlich im Schlafe von dem Schloßdiebstahl phantasire. Was übrigens den hinkenden, italiänischen Herrn betreffe, der sich mehrere Male nach des Herrn Geheimen-Calculator's Befinden erkundigt, so habe sie denselben nicht vorgelassen, da nach den Reden ihres geehrten

Herrn zu urtheilen, der Besuch des Rothmantel's ihm wohl nicht angenehm gewesen wäre. —

„Recht so, liebe ancilla!" sprach Kubbelpeter, indem er Barbara dankbar die Hand drückte. Die aber fuhr fort zu erzählen, daß Stief und Runck die Diebe wären und morgen Vormittag zum abschreckenden Beispiele auf dem neuen Markt hingerichtet werden sollten. —

„Und Niemand sonst ist ihr Gehülfe gewesen?" fragte ängstlich Kubbelpeter. —

„Niemand!" antwortete Barbara. „Die Tortur hätte es ihnen wohl herausgelockt, allein weder diese, noch ihr Beichtvater, der Herr Pastor Schmidt zu St. Nicolai haben sie bewegen können, mehr auszusagen, als wirklich geschehen." —

„Nun, so danke ich Dir, mein Himmel!" sprach der Geheime-Calculator plötzlich erstarkt und erheitert, „ich danke Dir, daß du mich nicht wirklich fallen ließest, in die Schlingen des Geigenspieler's oder Satan's, was eigentlich doch ganz gleich ist, sondern mir nur im Traume die Schrecknisse des Verbrechen's zeigtest, das ich, wenn auch nicht begangen, doch aufrichtig bereue, es auch nur geträumt zu haben. — Sie aber, Barbara! ist mir ein tröstender und helfender Engel gewesen; ich will's Ihr lohnen!" —

Da klopfte es an die Thüre und herein trat ein Diener und brachte dem Erheiterten ein zierliches Brief-

lein, in welchem der Hofrath die Verlobung seiner Tochter mit dem Major von Neuendorf meldete und ihn, den Geheimen-Calculator einlud, das Verlobungsfest übermorgen in des Bräutigam's neuem Hause unter den Linden mitzufeiern, fall's er bis dahin genesen sein sollte. — Kubbelpeter versank in ein tiefes Nachdenken, erhob dann seinen Blick auf Barbara, die mit lächelndem Antlitze ihm gegenüberstand, und ließ dem Gastbitter mit geziemenden Respect vermelden, daß er sich einstellen würde. Darauf trat er zu Barbara, küßte sie auf die Stirne und da es Abend wurde, legte er sich zur Ruhe. Barbara sah sich nun endlich ganz nahe an dem ersehnten Hafen und träumte absonderlich bräutliche Begebenheiten. So erwachten denn Beide gestärkt und munter und als sie ihm das Frühstück brachte, fand sie ihn bereits angekleidet. Nach genossenem Warmbier aber sprach er: „Ich gehe jetzt nach dem neuen Markt, um die Execution anzusehen; nach vier Wochen aber werde ich Dich, wenn Du, werther Schatz! nichts dagegen hast, ehelichen!" — So nahm er, ohne Antwort abzuwarten, Hut und Rohr und ließ die Ueberraschte mit ihrer Seligkeit allein. Kubbelpeter stand im Gedränge des Volks und wünschte den armen Sündern jenseits Gnade und Vergebung und als der Letzte den diesseitigen Gnadenstoß erhielt, fühlte er seine Hand ergriffen und sah Locatelli neben sich, der ihn mit einem: „buon

giorno!" begrüßte. — „Die sind Beide für diese Welt fertig!" krächzte er dem Geheimen-Calculator zu, der sich losmachen wollte. „Nehmt Euch ein Exempel dran und macht keine dummen Streiche, wie sie!" — Kubbelpeter aber entriß sich ihm und rief: „Hebe Dich weg, Satanas!" — und als nun die Umstehenden aufmerksam geworden, sich den Beiden näher drängten, entschlüpfte Locatelli in die Volksmenge, indem er, mit mitleidigem Achselzucken auf Kubbelpeter hinweisend, sprach: „Der Mann seyn verrückt!" — Kubbelpeter hörte nicht das Bedauern der Leute, sein starres Auge folgte dem Italiäner. Mit ausgestrecktem Finger ihm nachzeigend, rief er: „Es ist zweifelsohne der Satan, geehrte Mitbürger! sintemalen er durch Zauberei bei jedem Schritte größer wird und jetzt — seht! seht! — jetzt hat er bereits die Länge eines Kirchthurms erreicht!" —

„Wo?" fragte man ihn erstaunt und als alle Blicke seinem Fingerzeige folgten, sprach ein dicker Schlächtermeister: „Der Herr faselt! das, was da vor uns steht, ist kein Satan, sondern der Marienthurm!" — und den Geheimen-Calculator verhöhnend, zerstreute sich die Menge, kaum mehr an die traurige Begebenheit denkend, die sie hieher geführt, da die damals häufigen Hinrichtungen das Gefühl des Volks mehr abstumpften, als daß sie einen warnenden, bleibenden Eindruck

gemacht hätten. — Auch Kubbelpeter ging, ängstlich umschauend, ob der Italiäner ihm nicht unversehens nahe, nach Hause und seine Furcht verwandelte sich in Wonne, als ihm Barbara züchtiglich entgegentrat und an seine Brust sank. So etwas war dem Junggesellen noch nicht vorgekommen, noch hatte kein Individuum des andern Geschlechts an seinen Busem geruht und wie es ihn daher jetzt mit süßem Schauer durchrieselte, wollen wir nicht zu beschreiben wagen. Als ihm endlich, von dem krampfhaften Umarmen Barbara's, anfing die Luft zu vergehen, schob er sie sanft von sich. Barbara aber, die mit ihm süße Liebesworte gewechselt, versprach ihrem verehrten Bräutigam an ihrer Seite goldne Tage, was diesem auch sehr angenehm, da ihm die jüngstverflossenen keine goldnen gewesen waren. Auf der Braut Verlangen schrieb er auch noch an demselben Abende Verlobungskarten, um dem Herrn Hofrath nicht nachzustehen, und wollte dann dieselben am folgenden Tage in der Gesellschaft austheilen.

4.

Wohl war es dem Geheimen-Calculator, — ob daheim ihm auch Barbara mit Sorgfalt und allem Anschein nach mit zärtlicher Liebe die Manschetten befestigt,

die Halsbinde zurechtgerückt, einen neuen Zopf gedreht und dann mit einem brünstigen Kusse entlassen, — wohl war es dennoch dem Geheimen-Calculator ganz sonderbar zu Muthe, jemehr er sich am Verlobungstage der Hofrathstochter, dem Hause unter den Linden näherte. Hatte er durch zärtliche Blicke der Jungfrau Beate nicht unzweideutige Beweise seiner Liebe gegeben? sie nicht bemeldete Blicke mit holdem Lächeln aufgenommen? — und nun Verlobung mit dem Major von Neuendorf vom Glasenapschen Regimente? „O pfui! pfui! Verstellung, dein Name ist Beate Truzettel, oder überhaupt Weib! Und doch," fügte er dem Selbstgespräche hinzu, „und doch will ich einem solchen Wesen mich jetzt ganz hingeben? Barbara! Barbara! wenn auch du —? — doch nein! die liebt mich, ihre Seele ist durch das Band der Treue und Ergebenheit seit Jahren fest an mich gekettet, darum wird mich auch der Leib nicht verrathen, den ich, so viel es seine kolossale Appetitlichkeit zuläßt, auf Händen tragen will, bis mir die Arme müde werden." —

So mit sich selbst redend, schritt er langsam fort, als sich plötzlich der heranstolpernde Italiäner an seinen Arm hing und sprach: „Buon Giorno, Signor Kubbelpietro! nehmt mich mit, unser Weg ist ja ein und derselbe!" —

„Mit nichten!" eiferte der Angeredete, ohne sich

von dem unangenehmen Begleiter losmachen zu können. „Bewahre mich der Himmel, daß ich mit Euch einen Weg wandeln sollte, da der Eure doch vermuthlich dahin führt, allwo Heulen und Zähnklappern seyn wird!" —

„Dummes Zeug!" antwortete Locatelli, „dummes Zeug! Ich sehe, daß Ihr noch nicht seyd ganz genesen von Eurer Verrücktheit, die mich gestern auf dem neuen Markte machen wollte zum diabolo. — Wir gehen zusammen zur Verlobung Beatens und Neuendorf's. Doch Ihr seyd so ruhig? ich sehe, daß Ihr vertraut meinem Worte." —

„Ich Euch vertrauen?" fragte Kubbelpeter.

„Still!" fiel ihm der Begleiter in's Wort, „still! ich haben Euch gesagt, Neuendorf wird ein todter Mann und heirathet nicht Signora Beata! — Ja! ja! blickt mich nur an; noch ist nicht vorbei der heutige Tag und vieles kann sich noch ändern!" —

So waren sie an Ort und Stelle gekommen und fanden dort den Hofrath nebst seiner Tochter und den Major, auch mehrere Gäste, unter denen der dänische Hauptmann, versammelt. Nach den ersten Begrüßungen gesellte sich Locatelli zum Letztern. Der Geheime-Calculator aber fing an in seiner Liebe zu Barbara zu schwanken, als er die holde Beate in der ganzen Fülle ihrer Schönheit vor sich stehen sah. Allein er war ein

starker Mann, ein Griff in die Westentasche, wo seine Verlobungskarten steckten, gab ihm die Besinnung wieder und erinnerte ihn an seine Pflicht. Mit ernster Miene und steifen Reverenzen theilte er die Meldung aus und als er nun auch, obgleich ungern, doch aus Höflichkeit Locatelli eine Karte überreichte, zischelte ihm dieser höhnend zu: „Ihr seyd ein Narr, der sich übereilt. Warum habt Ihr nicht gewartet noch ein paar Tage, dann wäre Alles besser! Doch ich werde Euch zu Eurer Hochzeit eine Festmusik arrangiren, die so laut seyn soll, wie sie sich zu solch einem wichtigen Tage ziemt." — Kubbelpeter aber antwortete ihm nicht und nahm die Glückwünsche der Gesellschaft an. Unterdes nun die Anwesenden der Conversation oblagen, sprach der Italiäner viel und heimlich mit dem Hauptmann, dessen Gesicht sich dunkler färbte und auf welchem die Adern der hohen Stirne aufliefen. So trat er nach einer Weile rasch zu dem Bruder, sagte ihm etwas in's Ohr und Beide begaben sich in das Nebenzimmer. Beatens ängstlicher Blick folgte dem Geliebten. Plötzlich hört man einen heftigen Wortwechsel, Degengeklirre und als nun Alles in das Nebenzimmer stürzt, sieht man die beiden Brüder mit gezogenen Waffen bleich einander gegenüber stehen. Aus dem Handgelenk des dänischen Hauptmann's quillt ein dicker Blutstrom. Ein, unter den Gästen befindlicher Arzt legt dem Verwundeten rasch

einen Verband an, doch fühlte sich dieser so schwach, daß er nach einer Sänfte verlangt und nach seiner Wohnung gebracht wird. Der Italiäner ruft ihm noch nach: „Ich verlasse Euch nicht! zwar muß ich noch nach Hofe, um dort Concert zu spielen, doch dann komme ich zu Euch! Auf Wiedersehn!" — So verliert er sich, wie die übrige Gesellschaft und nur der Major, der regungslos wie ein Steinbild von Beaten umfaßt gehalten wurde, der Hofrath und der Geheime-Calculator, der stumm bei der Gruppe stand, bleiben zurück. — „Kain!" ist das erste Wort, das aus Nauendorf's erstarrter Brust heraustönt, doch der Rath zu fliehen und sich so der Strafe der Gesetze zu entziehen wird von ihm verschmäht. In dumpfem Schweigen rückt der Abend heran. Die Freude ist der Trauer gewichen. Nur soviel berichtet der Major, daß der Bruder, kaum im Nebenzimmer angelangt, ihn mit harten Worten angefahren, ihn Räuber seines Eigenthum's geschimpft und durch die Ruhe des Gescholtenen noch mehr aufgebracht, ihn mit dem Degen angefallen und von ihm, der sich vertheidigt, verwundet worden sey. — Der Italiäner, der diesen Abend bei Hofe geigte, hatte dort den Vorfall erzählt, doch den Major als den allein beim Streite Schuldigen bezeichnet. So erfährt's auch der König und noch aufgebracht über die gestern erst bestraften Verbrecher, befiehlt er den Major sofort zu arretiren.

Dieser war auf dem Wege zu dem Bruder, begleitet von dem Geheimen-Calculator, der den Nebenbuhler vergessend, dem Menschen wahres Mitgefühl und tiefe Rührung zeigte. Kaum sind Beide aus der Hausthüre getreten, als ihnen ein Officier mit vier Soldaten entgegenkommt und, sich gegen den Major entschuldigend, ihn auf Befehl des König's verhaftet. Von Kubbelpeter'n erfährt dieses der Hofrath und die Tochter. Der Geheime-Calculator aber schleicht betrübt nach Hause. —

Indessen lag der Verwundete in heißer Fiebergluth. Der Zeiger der Uhr rückt der mitternächtlichen Stunde näher, da öffnet sich leise die Thüre und herein tritt Locatelli im rothen Mantel, dem Wächter des Kranken befehlend, sie allein zu lassen. — „Guten Abend, oder vielmehr gute Mitternacht!" ruft mit heiserer Stimme der Eingetretene dem Verwundeten zu. Der aber richtet sich auf und den Italiäner anstarrend, spricht er:

„Ah, seyd Ihr's Locatelli? Schön von Euch, daß Ihr mich nicht verlaßt!" —

„Ich Euch verlassen?!" lachte der Rothmantel höhnisch. „Ich Euch verlassen? Nein! das thue ich nicht! — Doch bin ich jetzt nicht mehr Locatelli!" —

„Wer bist Du denn?" fragte der Hauptmann mit zitternder Stimme und sank ächzend in die Kissen zurück, als ihm der Andere eine Schrift entgegenhielt

und zurief: „Kennst Du mich nun?!" — Doch sich wieder aufraffend, entgegnete der Kranke, scheue Blicke nach ihm sendend: „Was willst Du? Noch bin ich nicht Dein, denn ich fühl's, ich werde gesunden; noch ist der Tod mir fern!" —

„Wer weiß?" lachte der Rothe, „wer weiß? Es könnte doch wohl seyn! Doch verzage nicht! wenigstens hast Du die Gewißheit, daß Jemand Deiner dort wartet und das bin ich! Drum bist Du nicht verlassen, wenn auch der Tod den Lebensfaden Dir zerreißt, den des Bruder's Degen schon so ziemlich locker gemacht. Jenseits empfange ich Dich und will Dich hätscheln, wie Du es verdienst!" —

Der Hauptmann bebte. Die Lippen bewegten sich zitternd zum Gebet, doch kein Laut entrang sich dem gefesselten Munde. Die Hände wollten sich falten, doch krampfhaft krallten sie sich zusammen und rissen den Verband von der Wunde. Zischend strömte das Blut aus der Pulsader und der Rothmantel, eine helle, gellende Lache aufschlagend, riß den Sterbenden vom Lager und warf ihn krachend gegen den Boden. Die Uhr schlug zwölfe. Herein stürzte der Wärter, sein Geschrei rief Leute herbei und bebend umstanden alle die Leiche, die mit verzerrtem Gesicht in ihrem Blute schwamm. — Lorenzelli war verschwunden.

6.

Im Verhörzimmer des Criminal-Gerichts saß als Präses der Geheime-Rath Katsch, ein finsterer Mann; um ihn die Räthe: Mylius, Berger, Fromme und Gerbet. Der Protocollist Monschein spitzte die Feder und legte das Papier zurecht. Der Major von Neuendorf wurde hereingeführt, auf welchen Katsch einen langen, durchdringenden Blick warf und dann im rauhen Tone begann:

„Zuerst ermahne ich Euch, nicht zu leugnen und —." —

„Bevor Sie weiter sprechen, Herr Geheimer-Rath!" fiel der Major ihm ein, „muß ich Sie ersuchen, nicht zu vergessen, daß ich ein Mann von Stande bin und daher wohl verlangen kann, mit „Sie" angeredet zu werden." —

„Ei!" meinte Katsch, „ei! so trotzig? Ihr seyd ein Verbrecher, mit dem man keine Umstände zu machen braucht!" —

„Ich bin Cavalier aus altadlichem Geschlecht!" entgegnete der Gereizte, „und werde mir nochmals jede unanständige Begegnung verbitten, besonders wenn ein neugebackener Edelmann sie sich erlaubt. Wo nicht, so verweigere ich jede Antwort, als ob die Frage nicht an mich gerichtet wäre!" —

Der alte Rath Berger flüsterte dem Geheimen-Rath, wie es schien, einige begütigende Worte in's Ohr und dieser begann nun im höflichen Tone das Verhör. Freimüthig bekannte der Major, daß er den Bruder verwundet, so wie alle Nebenumstände und das Verhör wurde beendet. Mit geballter Faust und giftigem Blicke sah Katsch dem Major nach und beschloß sein Verderben; denn der neugeadelte, ehrgeizige Mann war hart und unversöhnlich gegen die geringste Beleidigung. Sein Bericht beim Monarchen rechtfertigte die Vermuthung, denn wenige Tage nachher wurde dem Gefangenen das Todesurtheil angekündigt.

Eine solche Sentenz hatte Niemand erwartet. Bleich und gebeugt trat der Hofrath zu der Tochter und mit der schonendsten Milde berichtete er der Verzweifelnden dies Urtheil. Mit eindringlichen Worten bat sie den Vater, sie zu dem Unglücklichen zu führen. Das Wiedersehn des Brautpaar's war qualvoll und gern willigte die Lebenslust des Major's ein, daß Beate dem Könige zu Füßen falle und um Rettung flehe; ein Gedicht, in welchem er den Monarchen um sein Leben bat, überreichte er ihr. So nahte sich die Braut dem Könige und wurde vorgelassen. Wohl erschreckte seine strenge, ernste Miene die Gebeugte, doch Liebe gab ihr Kraft zu reden. Bedauernd sah der Monarch auf das schöne Mädchen hinab, doch seinem Grundsatze treu, daß das Gebot der heiligen Schrift, „wer Blut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden," aufrecht erhalten werde, blieb er unerbittlich und schrieb mit eigener Hand unter das, ihm von Beaten überreichte Gedicht Neumdorf's:

„Brudermord und Blutvergießen,
„Muß man mit dem Tode büßen!"

Des Major's Schicksal war entschieden. — „Mich grauste nie vor dem Tode," sprach er zu der abschiednehmenden Braut, „doch schreckt mich die Gestalt, in

der er mir entgegentritt. Und jetzt, wo mir das Leben in Deinem Arm die reichsten Blüthen bietet, jetzt erst habe ich das Leben lieb gewonnen!" —

„Wir sehen uns wieder!" schluchzte Beate, „bald! recht bald!" —

An demselben Tage, an dem sein Haupt von Henker's Hand auf dem Neuenmarkte fiel, führte der Todesengel mit milder Hand Beata in ein glücklicheres Jenseits. —

Als einige Wochen darauf der Geheime-Calculator mit Barbara verbunden wurde und ein zwiefaches: „Ja!" Beide für immer vereinigte, erschütterte ein fürchterliches Krachen die Stadt. Ein Pulverthurm, der damals an der Ecke der Spandauer Straße, doch nur wenig gefüllt, stand, war, Verderben um sich her verbreitend, in die Luft geflogen. Ein alter Bürger, der sich in der Nähe befand und wie durch ein Wunder von dem umhergeschleuderten Tode gerettet wurde, wollte eidlich erhörten, daß er wenige Augenblicke vor der Explosion, einen Mann im rothen Mantel, die Geige streichend, auf dem Dache des Thurmes wahrgenommen.

Der Hofrath Truzettel soll mit Empfehlungen des König's nach Rußland gegangen seyn und dort unter dem Czaar und nachmaligen Kaiser Peter, so wie späterhin ein sehr mächtiges Amt bekleidet haben. Den Geheimen-Calculator hat man noch in den ersten Regierungsjahren Friedrich's des Großen, zwar vom Alter gebeugt, doch im Uebrigen unverändert, in Berlin umherwandern gesehen, an seiner Seite eine dicke, stattliche Frau, die wohl Niemand anders, als seine Gemahlin Barbara gewesen seyn mag. — Locatelli war spurlos verschwunden.

Inhalt.

1. Freudenreich und Dolorosus 1
2. Lorenz Kindlein's Ende 85
3. Aus dem Leben eines wahnsinnigen Malers . . 99
4. Scaramuzzi's Geburtsnacht 119
5. Mignon und die beiden Referendarien . . . 135
6. Geheimnisse aus einem Pfandhause 161
7. Des Geheimen-Calculator's Leid und Liebe . . 187

Briefe

an

Friedrich Baron de la Motte Fouqué

von

Chamisso, Chezy, Collin, Eichendorff, Gneisenau, Heine, E. T. A. Hoffmann, Fr. Horn, Immermann, Jung-Stilling, Just. Kerner, H. v. Kleist, Wilh. Müller, Nicolovius, Jean Paul, Rückert, Schelling, A. W. v. Schlegel, Friedr. v. Schlegel, Dorothea v. Schlegel, Schwab, F. L. Stolberg, Uhland, Voß, u. s. w.

Mit einer Biographie **Fouqué's** von Jul. Ed. Hitzig

und

einem Vorwort und biographischen Notizen

von

Dr. H. Kletke

herausgegeben von

Albertine Baronin de la Motte Fouqué.

Berlin,

W. Adolf & Comp.

1848.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

Die Briefe an Fouqué, deren Redaktion mir oblag, sind größtentheils in dem zweiten Decennium des 19. Jahrhunderts geschrieben. Sie werden den Zeitgenossen des Dichters schätzbare Tagesblätter der Erinnerung sein; denen aber, welche nicht mehr in jene Zeit hinaufreichen, bringen sie, reich an interessanten Einblicken in Personen und Zustände, eine merkwürdige Vergangenheit zu lebendiger Anschauung. Der Werth solcher Dokumente ist um so höher anzuschlagen, je größer der Abstand zwischen damals und heut ist, ein Abstand, in der That so ungeheuer, daß dem Leser von heut Vieles nicht nur fremd, sondern geradezu unbegreiflich vorkommen muß. Dreißig Jahre scheinen ein Jahrhundert, wenn man auf die Umgestaltung des politischen und literarischen Lebens sieht — führt doch

jedes Jahrzehnd fast eine literarische Epoche herauf und — zu Grabe! Andere Elemente, aus denen sich das rollende Rad der Zeit zusammensetzt, ein anderer Enthusiasmus! —

Dies Verrauschen im Winde des Tages, dieser hastige Wechsel der Meinungen und Neigungen, dieses lieblose zu den Todten Werfen, noch ehe das Leben zu athmen aufgehört hat, muß ein inniges Gemüth wohl verletzen und fast entmuthigen, seiner Zeit anzugehören. Aber das Bleibende in der Gährung, das Feste in dem Flüssigen darf uns Trost einsprechen. Der Tag verschlingt den Tag, die Masse muß absterben, welche das frische Leben ersticken würde: aber der Geist sondert sich aus dem Irdischen, mit dem er scheinbar verschüttet ward, nach kurzem Untergange. Auf den Gräbern geliebter Todten weckt jeder Lenz die Blumen zu neuem Leben. Dies mag uns trösten! Auch dem Dichter der Undine blühen solche Grabes- und Lebensblumen!

H. Kletke.

Inhalt.

	Seite
Fouqué's Biographie von J. E. Hitzig	3
Briefe von Apel	17
„ „ Atterbom	26
„ „ Bernhardi	25
„ „ A. v. Blomberg	35
„ „ Brühl	40
„ „ Chamisso	45
„ „ H. v. Chezy	49
„ „ M. v. Collin	55
„ „ Eichendorff	74
„ „ Fichte (Wittwe)	86
„ „ Gaudy	89
„ „ Gneisenau	90
„ „ A. v. Helwig	94
„ „ Heine	119
„ „ E. T. A. Hoffmann	122
„ „ F. Horn	146
„ „ Immermann	160
„ „ Jung Stilling	166
„ „ Just. Kerner	203
„ „ Kind	208
„ „ H. v. Kleist	223

Briefe von Krug von Nidda 226
„ „ Loeben 229
„ „ Gräfin Luise 252
„ „ Fr. Majer 258
„ „ Matthissen 263
„ „ C. B. v. Miltitz 265
„ „ Müßling 270
„ „ Wilh. Müller 273
„ „ W. Neumann 279
„ „ Niceleyius 283
„ „ Jeannette Paalzow 284
„ „ Perthes 286
„ „ Jean Paul Friedrich Richter 301
„ „ Friedrich Rochlitz 303
„ „ Friedrich Rückert 316
„ „ Friedr. Wilh. Jos. v. Schelling 348
„ „ Henriette v. Schenkendorf 351
„ „ A. W. v. Schlegel 354
„ „ Friedr. v. Schlegel 368
„ „ Dorothea v. Schlegel 374
„ „ Gustav Schwab 382
„ „ H. Stieglitz 385
„ „ Christian Graf zu Stolberg 487
„ „ Friedrich Leopold Graf zu Stolberg 403
„ „ Sophie, Gräfin zu Stolberg 438
„ „ Ludw. Friedr. Franz Theremin 443
„ „ Chr. v. Truchseß 447
„ „ Ludwig Uhland 493
„ „ Heinrich Voß 500
„ „ Adolf Wagner 539

Fouqué's Briefwechsel.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué,

geboren zu Brandenburg an der Havel den 12. Februar 1777, gestorben zu Berlin den 23. Januar 1843.

Die Familie, welcher der verstorbene Dichter angehörte, hatte in der Zeit der Glaubensverfolgung Frankreich verlassen und sich nach Preußen gewandt; ihr Name hatte da zuerst durch den leiblichen Großvater unsers Friedrich, den Freund und General Friedrichs II., August Baron de la Motte Fouqué, einen guten Klang im neuen Vaterland erworben. Dieser erlebte die Geburt seines Enkels und Stammhalters nicht mehr; aber als das erste günstige Ereigniß in das Leben des Kindes tritt der Umstand ein, daß der große König sich erbot, statt des Großvaters Pathenstelle bei demselben zu vertreten und zu gestatten, daß ihm der Name Friedrich beigelegt werde. Fouqué's Eltern — der Vater hatte früher als Dragonerofficier gedient — lebten zur Zeit seiner Geburt ein zurückgezogenes Privatleben in der Stadt Brandenburg an der Havel; später auf märkischen Landgütern; seine Mutter verlor er im 11ten Jahre (1788), der Vater sah ihn noch (1794) in die militärische Laufbahn eintreten. Seine Er-

ziehung war Hauslehrern anvertraut; es geschah dabei nichts Besonderes um dichterische Regungen in ihm hervorzurufen, doch zeigte sich Neigung zu poetischem Schaffen schon im 16ten Jahre des nachmaligen Dichters, wo eine durch vier Bücher fortlaufende Dichtung: „Werner von Walbeck", zu welcher der Stoff aus Gallus' Geschichte der Mark Brandenburg entnommen ward, producirt wurde, die der reifere Jüngling später vernichtete.

Zu Anfang des Jahres 1794, also im 17ten Jahre, wurde Fouqué als übercompleter Cornet bei dem Cuirassierregiment Herzog von Weimar angestellt, das am Rhein im Felde stand, dessen sogenanntes Depot aber in Aschersleben lag, wo es als Reserveschwadron eingeübt wurde. Er ward dort von den Cameraden liebevoll empfangen und sah nach vollendeter Vorbereitung seinen lebhaftesten Wunsch erfüllt zum Regiment an den Rhein abzugehen, wo ihm bald Gelegenheit ward, seinen kriegerischen Muth kämpfend zu bewähren. Nach Jahr und Tag kehrte Fouqué mit dem Regiment — der Feldzug war beendet — nach Aschersleben in die Garnison zurück, faßte eine Neigung zu einer eben aufblühenden Jungfrau, die zu einem ersten Ehebündniß führte, welches nach einigen Jahren wieder getrennt wurde, wie er wörtlich sagt: (Lebensgeschichte aufgezeichnet durch ihn selbst, Halle 1840 S. 178) „einzig und allein durch seine Schuld, keineswegs aber im leisesten Unfrieden, sondern von beiden Seiten mit ernster und milder Wehmuth."

Immer noch bei seinem Regiment stehend und nach und nach sich in Dichtungen, von denen uns nur die

Namen aufbewahrt sind „Richard und Blondel", „Guglielmo", „König Arthur", „die Minnesänger, ein Roman", versuchend, trat 1802 ein bedeutendes Ereigniß in Fouqué's inneres Leben ein: eine Urlaubsreise nach Weimar, wo er Goethe, Herder und Schiller sah und sich mit der als Generalin von Helvig verstorbenen Dichterin Amalie v. Imhof, damals Hofdame am dortigen Hofe, befreundete. Aber, in seine Garnison zurückgekehrt, erwartete ihn noch ein anderes Glück, das für sein künftiges Leben von dem entschiedensten Einfluß war. Er fand nämlich den Brief eines Freundes vor, worin ihm gemeldet wurde, die Gebrüder Schlegel, zu jener Zeit in Berlin, hätten aus den durch jenen Freund mitgetheilten Dichtungen Fouqué's dessen keimenden poetischen Genius ehrend anerkannt. Man muß, wie der Schreiber dieser Zeilen, die damalige Epoche der Bewegung in der Litteratur mit durchlebt haben, um begreifen zu können, wie sich unser 25jähriger Dichter durch solche Botschaft in den dritten Himmel gehoben sah. Außerdem entspann sich um diese Zeit (1802) ein Verhältniß zu einer verwittweten Frau v. Röchow, die sich später unter dem Namen Karoline Baronin de la Motte Fouqué, geborne v. Briest, einen selbständigen Platz auf dem deutschen Parnaß erworben hat; ein Verhältniß, welches bald zu einem zweiten Ehebund reifte. Das neue Ehepaar lebte, nachdem Fouqué seinen Abschied aus dem preußischen Kriegsdienst genommen, auf dem Familiengut der Gattin, Nennhausen bei Rathenow in der Mark Brandenburg, in ländlicher Zurückgezogenheit, aber allem was auf Aus-

zeichnung Anspruch hatte einen gastlichen Heerd bietend, schöne Tage.

Im Jahr 1804 tritt Fouqué in die Reihe der vaterländischen Dichter ein, mit einem Bändchen romantischer Poesien unter dem Titel: „Dramatische Spiele von Pellegrin", deren Herausgabe A. W. Schlegel besorgte, welcher der Gattin des Dichters ein Exemplar übersandte, begleitet von dem Verse des Petrarca: dolci parole, oneste e pellegrine. Der Name des Herausgebers genügte vollkommen, um dem neuen Dichter Geltung in dem Kreise zu verschaffen, von welchem zu jener Zeit alles in der poetischen Welt ausging.

Wie Fouqué übrigens als Mensch sich in jener Zeit ausnahm — und er ist sich als solcher bis an sein Ende treu geblieben — erfahren wir in nachstehenden Worten eines feinen Beobachters: „Von dem ehrenfesten edlen Degen, dem Kernmenschen, dem Barden Pellegrin, von Fouqué, kehr' ich zurück. Er hatte mich gerufen, er umarmte mich mit Kraft und Liebe, bot mir den Brudernamen an, und ein Gespräch von vier Stunden und ein anderes von sechs Stunden, worin alles Heilige getauscht ward unserer Seelen, müßte ich dir schreiben können, um dir und mir ein Genüge zu leisten." So schreibt Chamisso an Varnhagen unterm 23. Julius 1806. Und in einem andern Briefe vom 28. Julius: „Pellegrin ist mir eine merkwürdige Erscheinung, und ich müßte mich über sie entsetzen; es ist ein ätherisch entsendetes Feuer über dem Moor hinwallend — er allein ließe mich noch Glauben hegen an Adliche. Denn er ist einer, und der erste ächt-

kräftige Soldat aus Preußen, dem ich jetzt begegnete. Er glaubt fest an Preußen (1806), stand auch früher bei den Cuirassieren im Felde; nun hat er das schwere freiwillige Opfer dargebracht die Zeichen abzulegen, weint aber entsetzliche Thränen, wenn er dessen gedenkt; denn nur nach Waffenthaten steht sein Sinn und sein Sehnen nach ihnen verzehret ihn, ohne daß ihn retteten die Liedestöne; fallen aber Kugeln, stellt er sich gewißlich ein."

So Chamisso 1806 richtig prophezeiend; die Folgezeit hat den Ausspruch glänzend gerechtfertigt. Kaum war im Jahr 1813 — die Zwischenzeit hatte Fouqué ruhig auf seinem Landsitz verlebt — der Aufruf des Königs zur Bewaffnung der freiwilligen Jäger erschollen, als Fouqué, der damals 36jährige Mann, Gatte und Vater, der ehemalige Cuirassierofficier und auf der Höhe seines Dichterrufes stehende Sänger des Sigurd und der Undine, sich als der Erste zum gemeinen Jäger bei dem Landrath seines Kreises, Hrn. v. Bredow auf Sentzke, meldete, welcher selbst späterhin als Landwehrbrigadier für die gute Sache kämpfte. Fouqué ward angenommen und ihm, dem allein des Dienstes Kundigen, die Führung nach Breslau der aus dem Havellande zusammengetretenen und sonst sich ihnen anschließenden freiwilligen Jäger, einer Schaar von etwa siebenzig, theils zu Roß theils zu Fuß, anvertraut. Hier angelangt, ernannte ihn der König von neuem zum Lieutenant bei der Cavallerie, eine Beförderung die bei der Infanterie der Freiwilligen gleichzeitig Heinrich Steffens dem Philosophen zu Theil wurde. Fouqué focht die Schlacht bei Lützen mit, wo ihm ein

Pferd beim Einbrechen in ein feindliches Carré erstochen und er selbst dem sichern Tode nur durch einen Kosaken, den ein tapferer Freiwilliger unterstützte, entrissen wurde. Doch hatte er in der Nacht des nämlichen Tages eine andere Gefahr zu überstehen. Er stürzte mit einem zweiten sich überschlagenden Pferde in ein fast grundloses Wasser und zog sich dadurch eine Erkältung zu, deren Folgen nie wieder ganz beseitigt wurden und deren nächste ein furchtbarer Brustkrampf war, welcher ihn an den Rand des Grabes brachte. Dem Tode wurde er zwar entrissen; aber es blieb eine Mattigkeit zurück, die den Regimentsarzt zu der amtlichen Erklärung veranlaßte: „Noch ein Bivouac, und der Lieutenant ist rettungslos verloren.“ Unter diesen Umständen blieb nichts anderes übrig als Abschiedsgesuch, und dieß ward sofort bewilligt. Aus dem Felde der Ehre sandte Friedrich Wilhelm III. dem Todtmatten noch den St. Johanniterorden „für bewiesene hohe Liebe gegen König und Vaterland“ und die Ertheilung des Rangs als Major der Cavallerie. Glückwünschungsworte seiner Vorgesetzten begleiteten die königlichen Auszeichnungen.

Wir sehen Fouqué hier auf dem Culminationspunkt seines Glücks. Was er in der Jugend gewünscht, das hat er als Mann in der Fülle: Kriegerehre, Dichterruhm, den Besitz einer hochgesinnten Lebensgefährtin, Vaterfreuden an einer holdaufblühenden Tochter und einen gesicherten heimischen Herd.

Von nun an ist wenig mehr über die nächsten Lustren von Fouqué's äußerm Leben zu berichten. Was er als

Schriftsteller geleistet, liegt vor den Augen der Welt da, und es möchte hier nur der Ort sein an eine eigenthümliche sich von allem übrigen unterscheidende Leistung des Dichters zu erinnern, die ihm ein Quell vielfacher Befriedigung wurde. Es war dieß die auf Veranlassung des Verfassers dieses Aufsatzes unternommene Verarbeitung des Stoffes der Undine zu einem Operntext, den E. T. A. Hoffmann meisterhaft componirte. Die Oper ward in Berlin mit dem größten Aufwand von Mitteln in Scene gesetzt und hatte sich der allgemeinsten Theilnahme zu erfreuen, als der bekannte Brand des Schauspielhauses eintrat und die unter Schinkels Leitung gemalten Decorationen, Costüme u. s. w. verzehrte, was der Freude ein trauriges Ende machte. 1819 war Sands That geschehen. Fouqué fand sich veranlaßt der deutschen Jugend, mit Bezug auf sie, in ernsten Jamben einen Warnungsspiegel vorzuhalten; das machte, wie es ruhige Leute ansahen, keinen sonderlichen Effect, mochte auch wohl hier und da zu leisem Spott Gelegenheit gegeben haben; auf das Gemüth des Dichters hatte der verfehlte Erfolg gerade dieser Production aber den betrübendsten Einfluß. Es setzte sich nämlich der Gedanke in ihm fest — den er wahrscheinlich mit in das Grab genommen — daß die Abnahme des ungemeinen Wohlgefallens des großen Publicums an seinen Werken, eine Thatsache über welche er sich nicht täuschen konnte, Werk einer politischen Partei sei, deren Haß er durch offene Manifestation seiner politischen Gesinnung auf sich gezogen; gewiß ein Wahn, aber ein Wahn vollkommen hinreichend den Rest

seiner Tage zu verbittern. Dazu traf ihn (31. Julius 1831) das Unglück seine Gattin zu verlieren, die vom Augenblick ihrer Verbindung an sein ganzer Halt im Leben gewesen war. Nunmehr vertauschte er den Aufenthalt in dem seiner schönsten Zier beraubten Schloß Nennhausen mit einer Wirksamkeit in der Universitätsstadt Halle, wo er über Geschichte der Poesie und Zeitgeschichte vor einem gemischten Kreise von Zuhörern Privatvorlesungen hielt. In dem letzten Jahre seines Lebens kam er von Halle zu gleichem Zweck nach Berlin, wo er bis zu seinem Ende gelebt hat.

Fouqué hatte sich während seines Aufenthalts in Halle zum drittenmal verheirathet. Aus dieser Ehe sind zwei Söhne entsprossen, die, wenn sie am Leben erhalten bleiben, den alten ehrenwerthen Namen auf die Nachwelt bringen werden.

Das Vorstehende giebt die äußeren Umrisse des Lebensganges unsers Dichters. Zu entwickeln was er als solcher war, ist nicht die Aufgabe, welche sich der Verfasser dieses Aufsatzes gestellt hat, auch bedarf es dessen nicht, da jene Aufgabe unlängst auf eine vollkommen genügende Weise von Freundes Hand gelöst ist. Wir haben nämlich im Sinn die vortreffliche Kritik der „Ausgewählten Werke von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Ausgabe letzter Hand. Zwölf Bände. Halle 1841" in den Blättern für literarische Unterhaltung 1842 Nr. 323, 324. Der Recensent*) hat den Menschen

*) Dr. Häring (Willibald Alexis).

Fouqué so gut als seine Werke ge- und erkannt. Dies leuchtet aus seiner ganzen Darstellung hervor, und man kann einzelnen seiner Aussprüche in beiderlei Beziehung nur auf das vollkommenste beistimmen.

So, wenn er mit einem Hinblick auf die Zeit der Entwicklung der romantischen Schule in dem dem Befreiungskrieg voraufgegangenen Jahre sagt: „Man brauchte damals die geschichtlichen Erinnerungen um auf die Masse zu wirken. Das that der Dichter Fouqué mit allen den Geistern, welche das deutsche Volk zum Selbstbewußtsein, zur Erstarkung in dem gesunkenen Muth, in dem gewichenen Glauben aufriefen, und sein Name wird schon um deswillen in den Tafeln der deutschen Geschichte neben denen von Fichte, Schleiermacher, Arndt und andern geistigen Vorkämpfern einen ehrenwerthen Platz behalten", oder: „über Fouqué's Dichterwerth an sich zu urtheilen, ist jetzt noch zu früh. Der Dichter der Undine, der kunstvolle Componist des Zauberrings, der Sänger so manchen schönen Liedes ist jedenfalls mehr als ein liedertrunkener Sangesheld, den einmal die Mode erhob und dann fallen ließ. Wenn alle Einflüsse der Zeitstimmungen vorüber sind, die ihn hoben und die ihn stürzten, wenn wir mit Unbefangenheit auf die Kämpfe zwischen der alten feudalistischen Zeit mit der mächtig fordernden Gegenwart als etwas Vergangenes, Ueberstandenes blicken, wenn die eigenthümliche Sprache, welche uns in ihren Kraftanstrengungen entzückte und störte, nur noch als ein Symbol der Zeit wird betrachtet werden, alsdann erst wird der Augenblick gekommen sein, Fouqué als Dichter zu

würdigen. Mag noch eine geraume Weile der Strom der Zeit über ihn fort sich wälzen, vernichten kann sie ihn nicht. Seine Erinnerung wird leben, sein Name bleibt in der Literatur, und viele seiner Dichtungen werden die kommenden Geschlechter, wenn nicht berauschen, doch erfreuen. Dem sinnvollen Mährchen „Undine" möchten wir sogar prophezeien, daß unsere Enkel, wenn sie die Sprache als eine früher dagewesene studiren, also der Anstoß wegfällt, der uns vielleicht stört, nämlich das Liebäugeln mit einer verwundenen Mode, daß Undine dereinst in die classischen Mährchenbücher der Deutschen übergeht." Oder, wenn er von denjenigen spricht, welche Fouqué in den Jahren, nachdem die Begeisterung für ihn erloschen war, auf eine so unverantwortlich bittere Weise herunterzuziehen sich bemühten: „Sie haben ihn wohl beworfen, verunglimpft, gekränkt, doch nicht von seinem Thron gestürzt. Die Bessern schwiegen nur; ihre Lobeserhebungen verstummten. Es war der natürliche Proceß der Uebersättigung, der eintrat. Die Franzosenherrschaft war gebrochen, wir waren wieder frei, wenigstens deutsch. Ein Leben ruhiger Entwicklung lag vor uns, da brauchte es der alten Nordlandsrecken, der Lindwurmtödter nicht mehr, auch der Wunder nicht und der übernatürlichen Anstrengungen. Wir wollten natürliche Dinge und natürliche Menschen, mit denen sich gut Umgang pflegen läßt. Aber der Heldensänger war noch in der vorigen Exaltation, in dem heiligen Rausche, er sah nicht, was die Welt forderte, er zauberte in seinem germanischen Bildersaal fort und fort und führte gigantische Gestalten

auf, die gar nicht mehr zu unserer Gesellschaft paßten. Auch das Christenthum, in der Art, wie er es fort und fort Wunder thun ließ, stimmte nicht zu der wiedererrungenen Ordnung. Die schwärmerische Begeisterung unter den Protestanten, die nach einem Katholicismus hinsteuerte, welcher den Katholiken selbst längst fremd geworden, machte allmählig der klaren Besonnenheit Platz. Wir wurden inne, das war recht gut für jene Zeit; zu rechter Zeit aber besannen wir uns, daß wir unsere Errungenschaft freier Forschung im religiösen Sinnentaumel drauf und dran gewesen aufzugeben. Wir machten Kehrt, der Sänger der Nordlandshelden ging noch immer geradeaus. Er sagte uns, daß er bete ehe er schreibe, also war alles was er schrieb Eingebung, nicht sein Werk; also hatte die Kritik vielleicht gar kein Recht darüber zu richten. Die Vorwürfe, die ihm gemacht wurden, trafen nicht ihn, sondern den Geist, der es ihm eingegeben. Wer sich so zur Kritik stellt, darf nicht mehr auf Mitgefühl rechnen. Er steht isolirt da. Die Dichtung steuerte unvermerkt nach dem socialen Element hin, bis sie sich in deutscher Gemüthlichkeit und Sentimentalität wieder auf das rein Bürgerliche warf. Das geschah freilich erst später nach mancherlei Uebergängen, aber um so weniger Aussicht für Fouqué auf eine nahe Wiederanerkennung, denn die stolzen Ritter mit ihren Wappenschildern und die hohen blauäugigen Frauen paßten mit ihrer Uebermenschlichkeit so gar nicht unter die niedern Dächer. Den nächsten Uebergang von Fouqué's Ritterthum zu den bürgerlichen Novellen repräsentirt Hoffmann; in seinem

diabolischen Element freilich der absolute Gegensatz zu jenem; aber noch hing der Sinn an dem Wunderbaren, und es bedurfte dieser Vermittlung, um wieder auf festen Grund und Boden zu gelangen. Noch etwas that der Anerkennung Fouqué's später Schaden. Der Vergleich mit den historischen Dichtungen, welche, durch Walter Scott neu geadelt, mit neuer Bedeutsamkeit — einer die wohl nicht wieder untergehen wird, wenn auch die Form wechselt — so schlagend wirksam auftraten. Auch Fouqué wollte hier und da historisch sein; aber er war viel zu sehr Poet, um es sein zu können. Er brachte Helden, die über das Volk wie Göttergeschlechter hervorragten, aber nicht das Volk selbst. Dieses wollte sich selbst sehen. Dies that Scott in schlichter treuer Wahrheit, trotzdem daß er ein Tory war und die alte Zeit mit ihrer feudalen Herrlichkeit ebenso liebte und vielleicht genauer kannte als Fouqué."

„Fouqué ist ein Dichter im vollsten Sinn des Worts, wie ihn der Deutsche sich ehemals dachte — Einer der unberührt von Zeit und Verhältnissen nur seinem Gott lebt, und der Welt, die er nicht bedarf, weil er die Welt, die er will, um sich zaubert. Ein gütiges Geschick und das Wohlwollen zweier Könige versetzte ihn in eine Lage, daß er diesem Dichterthum fortleben kann, auch nachdem seine Wirksamkeit vom Markt des deutschen Buchhandels beinahe ganz verschwunden ist. Nur dann und wann tönten poetische Stimmen von ihm in die Welt, die uns, eben wo er die Weltereignisse betrachtet, erkennen ließen, daß er noch in der Mitte seiner selbstgezogenen Zauber-

kreise lebte. Ob das ein Glück zu nennen, bleibe jedem überlassen, der so oder so den alten Spruch vom Wahn auslegt. Glücklicher gewiß als wenn plötzlich eine Circe mit chemischem Zauberstab ihm die Dinge, die er bewundert, auf ihre Grundstoffe zerlegte, und er all die Risse, die Fäulniß und den Wurmstich gewahrte, welche ihr früheres oder späteres Ende ankündigen."

Wir wiederholen, daß wir in diesen Worten unsere eigene Ueberzeugung vollständig ausgesprochen finden. Fouqué war die Incarnation der romantischen*) Poesie, und diese hatte ihren Credit in der deutschen Literatur verloren; welch Wunder, daß gleiche Ungunst dem unter dem neuen Geschlecht leiblich wandelnden Träger derselben, der ihre Sympathien nie verläugnen wollte und konnte, in ausgedehntestem Maaß zu Theil wurde!

Fouqué's Tod erfolgte ganz unerwartet und war von einem höchst merkwürdigen Umstand begleitet. Gesund hatte er am 21. Januar sein Haus verlassen und mehrere Besuche gemacht, als ihn, da er Abends heimkehrte, auf der Treppe, noch ehe er sein Zimmer erreicht hatte, ein Schlagfluß traf, an dessen Folgen er am 23. früh verschied, ohne wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein. Die letzten Worte, die er hienieden geschrieben, finden sich in seinem Tagebuch und sind unmittelbar vor seinem Ausgang eingezeichnet. Sie lauten wörtlich: (die Originalhandschrift liegt uns vor.)

---

*) Vgl. Gervinus V. 683 ff. und anderwärts.

Am 21. Januar (Morgens beim Aufstehen und gleich nachher):

„Heil, ich fühl' es, der Herr ist mir nah, doch nah auch der Tod mir,
Doch weit näher der Herr, Heil mir der seligen Näh'!"

So sprach sich Fouqué seinem Gott gegenüber aus, denn er wußte nicht, daß Menschen so bald einen Blick in das immer sorgfältig verborgene Tagebuch thun würden; diese Abschiedsworte aber zeigen uns Fouqué in seiner wahren Gestalt, und das Bild hiervon wollen wir alten Freunde des Vorausgegangenen treu festhalten, bis auch wir berufen werden ihm nachzufolgen.

Berlin, am 12. Febr. 1843, an Fouqué's Geburtstag.

Julius Eduard Hitzig.

Apel.

August Apel, 1771 zu Leipzig geboren, Advokat und akademischer Decent in seiner Vaterstadt; starb daselbst den 9. August 1816. Als Gelehrter rühmlich durch seine Metrik, als belletristischer Schriftsteller durch Nachahmungen der antiken Tragödie, lyrische Gedichte und Erzählungen („Gespensterbuch" mit Laun) bekannt.

Leipzig, den 12. April 1815.

Ein alter aber nicht verstockter Sünder kommt zu Ihnen, lieber Fouqué und hofft Vergebung. Würde jeder Gedanke zu Wort und jedes Wort zu Schrift, Sie läsen stündlich von mir. Immer noch hab' ich Ihnen für die Corona nicht gedankt, für das herrliche Werk, dem jeder Vorzug Ariost's und Tasso's eigen ist, und dem von beiden nichts fehlt, als die Weitschweifigkeit und — mit Erlaubniß von den romantischen Doppelgestirn so zu sprechen — die prosaische Gemeinheit, mit der Jene zuweilen den Leser etwas einschläfern. Es ist so viel an dem genialen und glänzenden Werke zu loben oder vielmehr zu bewundern, Reichthum und Glanz der Phantasie, Schönheit der Zusammenstellung und Anordnung, Neuheit und Interesse der Bilder, Wohlklang, Kraft und Anmuth im Vers, daß ich nicht weiß wo ich anfangen sollte, wenn ich es unternähme meine Gefühle beim Lesen

Ihnen auseinanderzusetzen. Auch das Eingreifen in die Zeit und das Leben des Dichters, womit jeder Gesang anfängt und schließt, ergreift sehr mächtig und erfreulich.

Den 26. April.

Zwischen dem Anfang und dem Fortsetzen liegen einige böse Tage von Krankheit, der ich eben erst entgangen zu sein hoffen kann. In hellen Stunden habe ich dann wieder manches mir besonders lieb gewordene Stück Ihrer Corona von Neuem im Einzelnen gelesen und vieles ist mir dadurch doppelt lieb geworden. Ich wollte Ihnen wohl manches davon nennen, allein ich spare mir dieses auf unser nahes persönliches Zusammensein, besonders da mein kranker Kopf jetzt durch die leichteste Beschäftigung erhitzt und ermattet wird.

Wie freue ich mich auf dieses Zusammensein mit Ihnen, mein theurer Freund. Es versteht sich ja von selbst, daß Sie mir mit Ihrem Töchterchen, und was Sie sonst begleitet, so höchst willkommen sind, daß es mich nur betrüben könnte, wenn Sie, hierüber ungewiß, irgend wo anders anführen, als gleich an meinem Hause. Einige Tage, wenn Sie wollen und der Mai auch außer der Poesie einmal in der Wirklichkeit schön ist, bringen wir auf meinem Gute zu. Ist's Ihnen möglich, so lassen Sie mich den Tag Ihrer Ankunft vorher wissen, um es meinen und Ihren Freunden vorher mittheilen zu können, denn wir freuen uns Alle sehr darauf Sie hier zu sehn.

Ich wünschte sehr Ihr Orätorium zu lesen, das Sie in der Corona erwähnen, v. Miltitz hat mir ver-

sprochen es mir zu schicken. Ich freue mich, daß gerade M. es komponirt, denn wie ich Ihnen mehrmals schon äußerte, M. giebt die Idee Ihrer Poesieen in Tönen, und das heißt eigentlich komponiren. Ich wünsche M. nur Stolz genug, sich von den Reden und Meinungen des Publikum und der Kritiker nicht anfechten und irren zu lassen, und hab' ihm nur kürzlich ein Langes und Breites darüber geschrieben. Das Volk ist wirklich jetzt zu verächtlich, um sich um seine Meinung zu kümmern. Sie wissen in der Poesie nicht — wo ihnen doch der Begriff zu Hülfe kommt, was sie reden und meinen sollen, und nun gar in der Musik, die ganz mit Sinn und Gefühl empfangen sein will. Gefällt dem Volk etwas, so scheuet es sich es zu bekennen, weil es meint es lasse fürnehmer und stelle höher, wenn man nicht genug zu haben scheint, als wenn man sich befriedigt zeigt. Hat sich die Menge schon entschieden, nun krähen sie mit in den allgemeinen Unisonus, und begreifen nicht, daß der dem Göttlichen fast gleich ist, der es sogleich anerkennt, und bekennt, während das Alltagsseelen sind, Figuranten und miserable moralische und ästhetische Ripienisten, die, wenn der Vorspieler nicht stampft, ewig zweifeln, wenn und mit welchem Ton sie einzufallen haben.

Von mir kommt diese Messe nicht viel, bloß eine Fortsetzung des Gespensterbuches unter dem neuen Titel: Wunderbuch, mit Fr. Laun wieder gemeinschaftlich. Die angekündigte Metrik 2. Theil ist noch fertig. Es ist recht häßlich von Ihnen, lieber Fouqué, daß Sie solch Zeug gegen Freundes Rath und Bitte lesen. Was soll

es Ihnen? Ihre Corona hat Verse zum Entzücken, solche Stanzen hat, so viel ich diese Literatur kenne, noch niemand in deutscher Sprache gemacht. Der Gebrauch des daktylischen Schlusses, den Sie aus der alten Gattung auch auf die Stanze übergetragen haben, ist von herrlicher Wirkung an den Stellen, wo Sie ihn gebraucht haben, ich will aber nicht davor stehn, daß ein Recensent, der in einer Spalte Ihre Genialität und Ihren altdeutsch-ritterlichen Sinn rühmt, gegenüber sich über solche Daktylen als über Nachlässigkeiten im Versbau formalisirt.

Ich muß aber meinen schwachen Kopf und meine entzündeten Augen schonen, denn die Buchstaben werden schon roth und wollen eben tanzen, die Worte sollen wohl leben aber nicht die Buchstaben, also Adieu, lieber Fouqué, bis ich Ihnen ein frohes Willkommen mit dem Mund ohne Feder sagen kann. Von ganzer Seele

Ihr

Apel.

Atterbom.

Atterbom, ausgezeichneter schwedischer Dichter, geb. den 19. Jan. 1790 in Ostgothland, bereiste 1817—19 Deutschland und Italien und wurde 1819 Lehrer des damaligen Kronprinzen Oskar in der deutschen Sprache und Literatur. Seit 1835 ist A. Professor der Aesthetik an der Universität zu Upsala.

Upsala, den 5. Juni 1822.

Sie haben mir eben so unverdient, als wunderschön eine der seeligsten Ueberraschungen verschafft, die je in

eines Mannes Leben statt finden können, der Ihnen so wie ich aus voller Seele zugethan ist, mein hochverehrter „Frankenritter" und Ritterdichter, ewig geliebter Meister! Entschuldigen Sie mich, daß ich so spät auf Ihr gütiges Schreiben vom 13. Jänner antworte; denn Umstände, die ich nicht kenne, haben die Ankunft Ihres Briefes und des herrlichen „Bertrand-Liedes" so sehr verzögert, daß sie erst vor wenigen Tagen in meine Hände gekommen sind. Vielleicht ist der Umstand hauptsächlich daran Schuld, daß das Päckchen an Stockholm addressirt war, wo ich jetzt nicht mehr wohne; von dorther hat endlich irgend Jemand (ich weiß noch nicht, wer) es an Geyer abgesendet, und durch Ihn hab' ich es denn empfangen. Sei es damit wie es wolle, die etwas sonderbare und geheimnißvolle Weise dieses freudigen Empfangens hat dessen Reiz, wenn möglich, noch mehr erhöht. Theurer Meister des Gesangs, der Minne, der Freundschaftlichkeit und jeglicher Anmuth, wie unaussprechlich glücklich haben Sie mich gemacht durch Ihr hold erregendes Andenken und die mir so schmeichelhaft gespendete Gabe! Was kann ich Ihnen dagegen bieten? Doppelt beschämt muß ich diesmal vor Ihr Angesicht treten, da die Liedesflügel meiner armen Muse, seit längerer Zeit durch bleischwere Kränklichkeit zu Boden gedrückt, ihr heute gar nicht vergönnen wollen, im heitern Flug den innigen Dank meines Herzens rhythmisch auszuströmen. Da ich aber in diesen Tagen, eben um meine leidende Gesundheit aufzufrischen, eine Reise unternehme, die mehrere Wochen hindurch mich wahrscheinlich von

allem Schreiben abhalten wird, so hab' ich gewählt, lieber sogleich, obwohl in armseliger Prosa, Ihren anmuthigen Dichtergruß zu erwiedern, als durch längeren Verzug Ihnen undankbar und aller Zeichen fortgesetzten Zutrauens unwürdig zu erscheinen; wahrlich, ein Unglück, dessen ich mich um jeden Preis erwehren will! —

Ein liebliches Geschick war's, daß ich gerade in der schönen Pfingstwoche Ihre Gabe bekam, wo ich ohnehin mit verjüngter Lebhaftigkeit an die fröhlichen Tage zurück dachte, die ich mit W. von Schütz um dieselbe Zeit 1819 im gastfreundlichen Rennhausen verlebte. Möge der Gott unsrer Väter, der mir so viele Proben seiner gnadenvollen Vorsorge gegeben hat, mir auch die Güte noch einmal erzeigen, daß ich wieder in irgend einem künftigen Frühling mit Ihnen in freundlichen Gesprächen lustwandeln darf, dort in dem grünen traulichen Park, den Ihr verehrungswürdiger Schwiegervater mit ausharrender Kraft ganz dichterisch aus der Sandwüste hervorgezaubert.

Zum wohlgemeinten, obwohl sonst wenig bedeutenden Weihnachtgeschenk hoff' ich Ihnen ein romantisches Schauspiel darbringen zu können, welches, im letztverflossenen Winter zur Hälfte ausgearbeitet, während der Sommermonate — wenn Gott mir ein Bischen mehr Gesundheit giebt — beendigt werden wird. Es heißt Lyckfalighetens Ö, Sagospel i fyra Äfventyr. Ein Schwedisches Volksmährchen, das nicht alt zu sein scheint, aber unendlich schön und gehaltvoll ist, hat dazu den Stoff geliefert. Das Ganze wäre schon längst fertig ge-

wesen, wenn nicht eine unvermeidliche Unterbrechung dazwischen gekommen wäre. Ich erhielt nämlich im Januar vom Kronprinzen, als Kanzler der Universität, den Befehl, öffentliche Vorlesungen über Geschichte während des diesjährigen Frühlings-Semesters zu halten, weil der Professor der Geschichte, mein Freund Geyer, als Rector Magnificus dieser Pflicht erledigt ward. Ich erkor mir die Kreuzzüge zum Gegenstand meiner Vorlesungen, und war grade daran, mit den edlen Kreuzesrittern in Jerusalem einzuziehen, als Ihr ritterlicher Dichterbrief ankam und mein kriegerisches Feuer noch glühender anfachte. Die ersten funfzehn Vorlesungen, wo ich den Grundriß meiner Ansichten von Geschichte, Volksthümlichkeit, Staat und Mittelalter darstellte, sollen im Herbst, in dem sechsten Heft der Zeitschrift Svea gedruckt werden. Dann will ich Ihnen auch dieses Heft zuschicken, und schmeichlerisch ermuthigt mich die Hoffnung, daß wir über die meisten, vielleicht sogar über alle dort zu Sprache gebrachten Punkte zusammen einverstanden sind. Daß übrigens auch in Schweden, insofern die Stockholmer Zeitungsschreiber und Juristen die Gattung der sogenannten „Liberalen" repräsentiren, am lautesten gegen noch bestehende Einrichtungen der Vorzeit, gegen Stände, Adel, überhaupt gegen alle eigenthümlich organisirte und historischem Boden entsprossene Staatsformen gesprochen und geschimpft wird gerade von Denjenigen, die gar nichts ursprünglich Nothwendiges, gar nichts bedeutungsvoll Geschichtliches, gar nichts heilig Traditionelles weder speculativ noch historisch zu begreifen

im Stande sind, — das werden Sie sich leichtlich vorstellen können. Indessen ist der Streit bei uns (wo die hiesige Universität beinahe als das Hauptquartier oder wenigstens als die Avantgarde der Monarchischen, die auf Bewahrung des geläuterten Alterthümlichen dringt, betrachtet wird) mehr ein theoretischer; und die Nation hat in Schweden keineswegs Ursache, sich leidenschaftlich und unbedingt irgend einer Zeitungs-Opposition in die Arme zu werfen, da unser König die Kunst versteht, sich von keiner Parthei imponiren zu lassen und durch ungeheuchelte Achtung für unsre freie Reichsverfassung, durch ritterlich offenherziges Vertrauen zu der Gesinnung des Volks die allgemeine Stimme sehr für sich gewonnen.

Und nun — nehmen Sie für diesmal mit diesen dürftigen Zeilen vorlieb, und möge Sie Gott noch viele, viele Jahre lang auf unsrer Erde rüstig und heiter erhalten! Einem Herzen, wie dem Ihrigen, das so innig liebewarm für alles Göttliche und edel Menschliche schlägt, hat er gewiß nicht nur in den blühenden Räumen seiner himmlischen Paradiese, sondern auch an der abendrothbeglänzten Schwelle des treu vollbrachten Erdelebens, schon auf dieser Seite das schönste Loos aufgespart. Melden Sie gütigst Ihrer hochverehrten Gattin, Ihrem Fräulein Tochter und den übrigen Mitgliedern Ihrer mir unvergeßlichen Familie, die sich etwa meiner noch erinnern, den ehrfurchtvollen Gruß des Schwedischen Wallers, und behalten Sie, Hochwohlgeborner Herr Baron, in Ihrem Angedenken den Ihnen ewig ergebenen

P. D. A. Atterbom.

Wenn Sie mich künftighin mit einigen Schriftzügen Ihrer theuren Hand beehren wollen, so schreiben Sie auf den Umschlag Upsala, und wenn Sie wollen noch darunter: medföljer Magister Palmblads Bref.

Bernhardi.

Bernhardi, als Sprachforscher und humoristischer Schriftsteller (Bambocciaden 1797—1800, gemeinschaftlich mit Tieck) rühmlichst bekannt, wurde den 24. Juni 1770 zu Berlin geboren. 1808 ward er Direktor des Friedrichswerderschen Gymnasiums und der Realschule zu Berlin, 1816 Konsistorialrath. Er starb zu Berlin den 2. Juni 1820.

Berlin, den 9. Februar 1809.

Ich schreibe Dir heute um zweierlei Dir zu sagen. Zuerst daß Schleiermacher den Siegurd gelesen und von demselben sehr erbaut ist, so daß er mir aufgetragen hat an Dich zu schreiben und Dir zu sagen, daß er es für ein braves und schönes Werk anerkenne und daß er es mit dem größten Vergnügen gelesen habe. Dann daß ich Richtern in Bayreuth versprach Dir zu sagen, Du mögtest ihm ein Exemplar des Siegurd schicken, oder vielmehr daß ich es ihm gleich in Deinem Namen versprach. Er wünschte sehr Dich persönlich kennen zu lernen, nachdem ich ihm viel von Dir erzählt hatte und da wünschte er den Alwin und Siegurd zu lesen; dies versprach ich bei Dir auszumachen, schreibe ihm nur gleich mit, es ist ein alter Konsistorialrath, sonst aber eine

ehrliche Seele. Am 21. Februar ist der König bestimmt hier. Ich sehe Dich also in Kurzem.

Bernhardi.

Berlin, den 7. Mai 1811.

Du magst Recht haben lieber Freund und hast doch wieder sehr Unrecht. Es ist nehmlich dies nicht allein obgleich zum Theil, sondern mein Uebel liegt tiefer, reisen aber will ich sobald die Hundstage da sind, denn nichts bekommt mir körperlich besser; auf Pfingsten kann ich leider nicht, da dort die Ferien weggenommen und den Hundstagen zugelegt sind. Du merkst an meinem Ton, daß ein Theil meiner trüben Laune — so will ich es einmal nennen — verschwunden und einer heiterern Stimmung Platz gemacht hat. Aber wo hatte ich nun Recht? Dies ist die sehr schlimme Frage, welches ist das objective in beiden? oder ist eines subjectiv? Die alte Klemme, die im intellectualen Felde das ist, was Liebe und Pflicht im Sittlichen und Aesthetischen, ist hier wieder sichtbar, und die liebe Menschheit dürfte wohl mehr als einmal noch in die Fichten geführt werden, ehe sie das vollständig und innerlich lösen könnte, ja die Lösung der Aufgabe liegt wahrscheinlich im Unendlichen und ein Jahrtausend ist vielleicht ein a und die Dauer des Menschengeschlechts ein a′, um durch Approximation zur Lösung zu kommen. Wenn die Stoiker Recht haben, daß alle Thoren rasend wären, und die Neueren, daß jedes Individuum sich selbst unbewußt rase, wenn demnach Liebe und Freundschaft

nur homogene Rasereien sind, endlich wenn nach Fichte das zweite Leben in der Durchdringung des ersten besteht: so folgt daß wir alle uns in demselben erst als rasend verstehen werden und zwar je vernünftiger einer hier ist, je mehr also von der irdischen Raserei entfernt, als je rasender wird er sich auffassen. Es ließe sich also beweisen, daß die Tollhäusler, welche auf gar keine Harmonie in ihrem Denken Anspruch machen, diejenigen sein würden, welche am vernünftigsten in jenem Leben erschienen, darnach käme Paulmann hier auf Jean Paul und dann die übrigen vernünftigen Leute nach ihren Stufen; aber dies Raisonnement würde mich zu weit führen, besonders da ich den Mittelsatz, daß alle Consequenz das Unvernünftigste wäre, weitläufig beweisen müßte. Ich muß also abbrechen, damit Du nicht meinen ganzen Brief für ein erreichtes Streben nach dem ersten Platz in jenem Leben hältst. Lebe recht wohl und schreibe bald

Deinem

Bernhardi.

Berlin, den 30. Mai (1811?)

Deine opuscula dramatica habe ich erhalten, allein ich habe mancherlei darüber auf dem Herzen, so viel daß, wenn ich es niederschreiben wollte, nicht nur dieser Bogen, sondern auch das Papier, was ich zur Unterlage brauche, wohl darauf gehen würde. Denn ohngeachtet mir vieles sehr gefällt, einzelnes mich tief gerührt hat, so will mir doch das Ganze des ersten Stückes, besonders aber der

Schluß und dann die objective Idee des zweiten nicht recht gefallen. Denn das erste ist wohl ein Schluß für eine Erzählung, keinesweges aber für ein Drama. Den Schluß der Mangelone zu ändern hatte Tieck sehr unrecht, hätte er es aber dramatisch verfaßt, so mußte er ändern, besonders wenn er manches auf Theatereffekt wie Du und oft nicht undeutlich angelegt hätte. Du siehst ich spreche ganz frei und glaube dazu ein Recht zu haben, um so mehr, da ich von Dir in ähnlichen Fällen ein Gleiches erwarte. Um nun in meiner Freimüthigkeit fortzufahren, so ist mir auch die vaterländische Tendenz zu offen dargelegt, mich dünkt das müsse mehr in der Sache, und beiläufig ein oder zweimal vorkommen z. B. wie in Heinrich VI. tom. 2., als so oft und so nachdrücklich eingeschärft werden. So subjectiv gebeugt ist auch die Sache nicht einmal wahr und ein jedes Volk kann mit andern Worten dies von sich sagen. Was das zweite Stück betrifft so gehört dies zum Theil auch unter jene Kategorie, aber es hat außerdem noch den Zweck, die Synthesis zwischen Bauer und Edelmann als das wünschenswerthe zu empfehlen. Dies ist nun ganz gut, wenn Du von Rennhausen und ein paar Dörfern in der Mark sprichst, wo der Edelmann ein Mensch nicht nur, sondern auch ein zeitmäßig gebildeter Mensch ist, allein wie viele kannst Du nennen? Aus Deinem Munde sind mir Ausnahmen genug bekannt und sind nicht selbst die Edelsten und Gemäßigten unter euch einig, daß auch selbst in dem Hergebrachten und Bestehenden nothwendige Veränderungen durch die Zeit geboten sind. Wenn

nun ein Dichter in seiner Darstellung dies verschweigt, Shakespeare thut dies nie, sondern giebt gleich die Schattenseite mit, so wird allerdings die Darstellung sophistisch und der Dichter schadet sich und der Sache.

Ich würde den Waldemar übrigens lieber als einen Cade behandelt haben. Uebrigens empfehle ich als Stoff zwar nicht die Eroberung von Rathenow aber doch die Vertreibung der Schweden. Dies ist ein herrlicher und göttlicher Stoff, gewissermaßen bist Du diesen Deiner Familie schuldig. Doch mündlich recht viel darüber, vorläufig meinen besondern Dank für pag. 81 und die Wendung unten. Lebe wohl und schreibe bald

Deinem

Bernhardi.

Berlin, den 15. Februar 1813.

So gehe mit Gott und seine heiligen Engel schützen und begleiten Dich! Die alten Preußen rühren sich mit Kraft und alles strömt hier zu des Monarchen Fahnen. Fünf und zwanzig junge Leute sendet unsere Schule, für die Armen sind mir eben 100 Thlr. eingehändigt. 40 gehen vom Kloster, etwa eben so viel vom Joachimsthal. Lebe wohl geliebter Freund, mein Herz sagt mir unsere Trennung wird kurz sein, bald und heiter sehen wir uns wieder. Am Rathhause an der Post ist undurchdringliches Gedränge, alles meldet sich, alles fährt, man sieht nur Flinten und Degen, hie und da hört man das Reiterlied. Nie habe ich diesen Enthusiasmus für möglich

gehalten. Ich werde mich sobald die Aufforderung erlassen ist zum Nachtdienst in der Stadt engagiren. Du aber sorge für meine Papiere, ehe Du abgehst und bitte Deine Frau, daß sie wenn auch nur mit zwei Worten mir schreibe, wenn Du als wohl und als gesund Dich in Nennhausen kund giebst. Wir sehen uns gewiß wieder, Theuerster, gewiß und wie dann! Lebe wohl, tausend Küsse, tausend Grüße und ein ewiges Gebet für Dich, Geliebter, und die Geister Deines Großvaters, der Sieger von Leuthen, Liegnitz und Prag, die in ihren stillen Wohnungen sich rühren und unserer Jugend sehnsüchtige Träume ins Gemüth senden, mögen auch Dich umschweben, Du edler, wackerer Held des Nordens — a Dieu

Bernhardi.

Ich habe lange geschwiegen mein theuerster Freund, allein sehr übel habe ich mich befunden. Schon seit Michaelis kränklich und unwohl hat sich alles in den letzten drei Wochen zu einer Hinfälligkeit und Schwächlichkeit zusammengedrängt, die mich höchst empfindlich gegen alle Witterung machte, so daß ich nur zweimal das Haus verlassen konnte. Dazu Fichtes Tod, der, wenn ich aufrichtig sagen soll, mich nicht erschüttert oder gerührt oder nur wehmüthig gemacht hat, aber doch mit einem solchen Ernste in mein Dasein gedrungen ist, daß ich viele Tage still und in mich gekehrt war. Ich kann den Edlen nicht weichlich bedauern, wenn er in die Seelig-

keit übergeht, von der so sehnsüchtige Ahnung er in seinen Schriften und in seinem Leben ausgesprochen hat, nur daß uns und besonders den Jünglingen ein so erhabenes Beispiel von Kühnheit, Festigkeit und kräftiger Liebe nicht ferner vorleuchten soll, betrübt mich irdisch.

Die Familie ist gefaßt, die Mutter, die ich noch nicht gesprochen habe, außer Gefahr, der Sohn kräftig und seines Vaters werth — aber beide sind bedürftig, das ist leider wahr und sie hoffen auf die Gnade des Königs.

Ich erkenne wie Du meine Reise zu Dir als eine Pflicht und ich hätte längst auf einige Tage Urlaub genommen, wenn nicht in allen diesen Umständen eine gültige Entschuldigung läge, ich habe die größte Sehnsucht bald dein theures und liebevolles Gesicht zu sehen und mich zu freuen, wenn ich den Schmuck erblicke, den Dein König dem Herzen schuldig war, das sich für ihn in den Tod gestürzt hat, und welcher so schön an die Ritterzeit und das Christenthum erinnert, deren Prophet Du bist, und so wie die Umstände nur ein wenig günstiger sind, siehst Du mich bei Dir.

Bist Du gesund? Schreib mir darüber ja, ich weiß, wenn Du Dich unwohl fühlst, Dir nichts Besseres zu sagen, als was die römische Mutter ihrem Sohne sagte, der von einer erhaltenen Wunde lahm war: Freue dich mein Sulpicius, so oft du einen Schritt thust, wird deine Tugend und Tapferkeit dir ins Gedächtniß kommen.

Berlin, den 18. Februar 1814.

Dein
Bernhardi.

Ich habe Deinen lieben Brief erhalten und daraus ersehen, daß Du gesund bist. Dies freut mich um so mehr, da es mir scheint als sei Dir doch zuweilen noch eine Schwäche übrig geblieben, welche bei Deinem letzten Aufenthalte sich hie und da offenbarte. Ich bin, wenige Tage ausgenommen, im Ganzen wohl gewesen, nur diese sehr trübsinnige Laune, die sich gar nicht erklären läßt, weil sie rein von dem Innern ausgeht und gar keine äußere Veranlassung hat, ist mir sehr unangenehm gewesen und ich sehe sie als eine der bedeutendsten Spuren des Alters an. Zeit und Leben haben mir nun schon so manches genommen, vieles was ich unter Schmerzen verlor, um manches kam ich unmerklich und ohne Betrübniß, daß ich auf etwa 10 Jahre rückwärts anschaulich zurückblickend mir selber ein Räthsel bin. Ich bin ein ganz veränderter Mensch und werde es immer mehr. Ich gehe immer tiefer in mich zurück und so tritt die Welt mir immer ferner. Das lustige Getreibe, das bunte Gewimmel ergötzt mich immer weniger. Ich glaube wenigstens dieses reine Streben, diese Regsamkeit in allen Theilen der Kunst, Wissenschaft, Politik u. s. w. nicht mehr zu sehen wie sonst, und alles dies selbst getheilt habend, kann es mir nicht entgehen: daß ein großer Theil davon in meinem Auge, der geringere im Gegenstande liegt, und so lege ich mir denn das offene Bekenntniß ab, daß ich entweder früher einseitig und eingenommen oder jetzt beschränkt und kalt sein muß. Das einzige Gute, was ich aus allem diesen davongetragen habe, ist Gerechtigkeit und Toleranz, das Aufgeben der Ansprüche

und die Forderung, mich da gewähren zu lassen, wohin sich jetzt meine Neigung richtet. — So wird man nach und nach ein vernünftiger Mann, oder Philister, oder kommt in seine besten Jahre, oder versauert, oder veraltet und wie alle Synonyma weiter heißen mögen. Das Einzige, was mich noch tröstet, ist, daß ich ganz und gar nicht mit mir zufrieden bin, denn sollte ich einmal diese Centripetalkraft recht ausgesprochen in mir fühlen, dann wäre es um mich geschehen, und so hat der unzufriedene Zustand das Gute, daß er meine Zufriedenheit ausmacht. Du lachst wahrscheinlich, ich aber verstehe erst jetzt manche Elegie der Alten und jene Klagen über ein entflohenes Leben. — Aber ich muß wahrhaftig schließen, denn indem ich diesen Brief flüchtig übersehe, so bemerke ich, daß ich wirklich zwei Seiten hindurch von mir selbst gesprochen habe. Ein Freund verzeiht dies, das weiß ich wohl, allein wie wenn es nun der erste Anfang jener Centripetalkraft wäre, die mir so furchtbar erscheint? Dann hätte ich Ursach über meine Zufriedenheit mit meiner Unzufriedenheit unzufrieden zu sein, und nur dann, wenn diese Unzufriedenheit in der zweiten Potenz recht groß wäre, würde sie die Zufriedenheit herbei führen. Du siehst ich habe das Spiel mit der Reflexion noch nicht vergessen. Dies thue auch nicht in Hinsicht meiner und antworte mir bald aus Deinem reichen Leben in mein einsames hinein.

Tausend Grüße an alle, die sich meiner erinnern.

Ewig Dein

Berlin, den 9. Dezember 1816. Freund

Bernhardi.

Eine kleine Anekdote von unserm König. Bei Töplitz liegt ein hoher Berg, Schloßberg genannt, auf ihm ein altes Raubschloß. Dies zu sehen erstieg ich ihn auf der Rückreise. Der Berg sieht in das Thal nach Culm und die drei Monarchen beobachteten 1813 von da aus die Schlacht. Dies erfuhren wir von der Jägerfrau, die uns herumführte. Sie mußte stets dabei sein, wenn durchs Fernrohr gesehen wurde und Berge und Städte und Dörfer nennen. Als nun der russische Kaiser am letzten Tage aufmerksam hingesehen hatte, erzählte sie, habe er bei dem Anblicke neuer Colonnen betrübt gesagt, da kommt Succurs. Der König habe nun auch durchgesehen lange und scharf, sei dann freudig hinweggetreten, habe in die Hände recht kindlich geklopft und gerufen: Nein nein, es sind meine Leute. Die Frau erhielt für ihre Mühe 12 Louisd'or, allein 11, erzählte sie, habe ihr ein Oestreicher genommen, über die sie sich überhaupt beklagte. Glaube mir, wir leben in unserm Preußen glücklich, man sieht es erst, wenn man auswärts ist. Ich habe in Carlsbad unsern König immer mit großer Liebe betrachtet, er ist ein herrlicher Mann, der mit wahrhaft liebevollen Blicken auf uns Preußen hinsah. Möge ihn der Himmel stärken und uns bewahren. Auch aus dem Auge des Staatskanzlers spricht etwas höheres als seine Würde, kurz ich liebe Preußen ganz von neuem, wenn Du willst antithetisch. Nimm diesen etwas verwirrten Brief als die Aeußerungen eines Freundes, dem es noth thut, bald, bald von Deiner Hand ein Paar Zeilen zu lesen und verzeihe die Verwirrung, die in ihnen herrscht, mit der

Masse der verdrießlichen Geschäfte, welche mich als Gruß empfangen haben. Nächstens mehr.

Berlin, den 8. September 1817.

Bernhardi.

Blomberg.

Alexander Freiherr von Blomberg, den 31. Januar 1788 zu Jagenhausen im Lippeschen geboren, trat schon im 13. Jahre in preuß. Militairdienste, machte die Schlacht bei Jena mit, nahm an Schills Zuge Theil, ward 1812 in russischen Diensten Adjutant des General Tettenborn, fand seinen Tod durch eine feindliche Kugel vor dem Schönhauser Thore zu Berlin den 20. Februar 1813. Sein Nachlaß, 1820 von Fouqué herausgegeben, enthält das Trauerspiel Konradin von Schwaben.

Neisse, den 19. Oktober 1811.

Von Koboldssagen u. s. w. habe ich noch nichts aufgetrieben, weil ich noch nicht in's Gebirge gekommen bin, ebenso habe ich Dir von der Tartarenschlacht bei Liegnitz, wegen Mangel an Quellen, nichts mitzutheilen, hier in Neisse weiß ich auch nicht einen Einzigen, an den man sich deshalb wenden könnte. Jetzt muß ich Dir aber doch auch etwas vom hiesigen Theater schreiben, wie Du schon durch Luck weist, kostet das Entree 6 Gr. schlecht denkender Münze. Nach Maßgabe dieses Preises ist auch das Spiel, bei dem ich mich übrigens nicht aufhalten will, doch muß ich Dir sagen, daß die Leutchen Leute sind, die sich zu helfen verstehn. Wenn das Stück etwa zu lange spielt, so daß dadurch die guten Neisser an ihrem Schlaf Abbruch leiden könnten, so schließen sie mit dem vierten Akt, darauf

rechnend, daß man schon weiß, daß die Leutchen, die sich lieben, nachher doch Hochzeit machen. Neulich haben sie sich gar bis zum Hamlet verstiegen, welcher gar rührend und herzbrechend anzusehen war, zum Glück war es nur der Brockmannsche. Obgleich es aber so schlecht ist, so thut es mir doch leid, daß bemeldetes Trigatrium künftige Woche abzieht, es gewährte doch zuweilen als Parodie einige Unterhaltung. Dagegen wird ein Liebhabertheater etablirt, dessen Direktion unser Kommandeur übernehmen wird. Du kannst Dir denken, daß nur Kotzebuejaden darauf zum Vorschein kommen werden, dennoch, da Du meine Theaterpassion kennst, wirst Du schon wissen, daß ich dabei bin, auch bin ich mit eine Triebfeder gewesen, wir werden mit Menschen, Hasen und Rehen die Bühne eröffnen, wo ich den Unbekannten, und die Frau des Kommandeurs die Eulalia machen werden. Was will man machen? man muß sich schon einmal mit dem Kotzebue gemein machen, da den Leuten besseren Geschmack beizubringen verlorne Mühe wäre. Nächstens schreibe ich mehr davon.

Empfiehl mich Deiner Frau Gemahlin und Clärchen, Deinem Schwiegervater und der ganzen Hausgenossenschaft aufs allerbeste. Frau von Briest, die mir zuerst von dem 6 Groschen Theater erzählte, wird sich über das, was ich davon geschrieben, besonders ergötzen. Grüße die Kinderlinge. Leb wohl und erfreue bald durch Brief und Gruß

Deinen

Dich innig liebenden Freund und Bruder

Blomberg.

Neisse, den 22. Dezember 1811.

Mit meinem Konrad habe ich in Breslau den Versuch gemacht, ihn auf die Bühne zu bringen, aber es ist nicht gelungen. Der Direktor Streit sagte mir, daß das darin vorkommende Personal und das zum Stücke gehörende Spectakel eine für die Breslauer Bühne nicht zu lösende Aufgabe sei, warf dabei mit vielen Artigkeiten um sich, auf die ich indeß nicht viel gebe. Ich habe nun noch die letzte Feile angesetzt und auch die Aufbruchsworte und den Schlußreim des Improvisatore geändert, und sobald die Abschrift dann vollendet ist, schicke ich sie nach Leipzig an Hoffmann, wenn der den Druck nicht übernimmt, so soll er das Manuscript an meinen Bruder in Tübingen schicken, der es dann an Cotta geben mag.

Du hast indeß wohl die Freundschaft für mich, durch Varnhagen Cotta meinen Konrad zu empfehlen. Es thut mir leid, daß wir ihn nicht vorher noch haben durchgehen können, allein die Entfernung und das Drängen der Zeit will dies nicht gestatten, denn ich möchte mich gern in dem Katalog der Ostermesse befinden, ich hoffe auch, daß Du im Ganzen zufrieden sein wirst. Jetzt ist's nun einmal abgeschlossen, ich schicke Dir daher nichts mehr mit, da doch nichts mehr zu ändern steht, als vielleicht bei einer zweiten Auflage.

Jetzt etwas von unserm Liebhabertheater, das bereits in Schlesien zu großem Ruhm gelangt ist. Ich schrieb Dir neulich, daß leider der hiesige Geschmack nur dem Kotzebue huldigt, mein Kranz als Schauspieler (der nur der tragische sein kann) mir folglich hier nicht ergrünen

wird, daß aber meine Passion für das Theater mich bewogen, einen Distelkranz nicht zu verschmähn. Der ist mir nun auch geworden. Als Meinau in Menschenhaß und Reue habe ich gewaltige Epoche gemacht, was nun in Neisse eben nicht viel sagen will, allein das stille Urtheil weniger Verständigen war mir erfreulich. Zum zweitenmal trat ich in den Mädchen-Freundschaften als Tanzmeister Hopsa und in den Alten Liebschaften als Baron auf. Hier (besonders im letzteren Stück) wurde ich noch mehr honorirt, als in Menschenhaß und Reue, morgen geben wir wieder einige Kleinigkeiten, in denen ich Nebenrollen übernommen habe. Ich verliere indeß seit einigen Tagen schon die Lust daran, denn wenn mir die Herablassung zum Kotzebue kein Opfer dünken sollte, das ich dem geselligen Vergnügen brachte, so mußte ich die Aussicht haben, nach und nach zum Besseren übergehen zu können. Diese Hoffnung habe ich indeß jetzt ganz verloren. Ich schrieb Dir neulich, daß die Kunstansicht unsers Kommandeurs, der das Theater dirigirt, obgleich er sich Dichter nennt, sehr beschränkt ist. So toll wie ich es indeß jetzt gefunden, habe ich es mir nicht gedacht. Ich hatte die Hoffnung gefaßt, die Aufführung des Egmont möglich zu machen, und so einen langgenährten Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen. Ich sagte der Majorin (die sich für eine sehr gebildete Dame hält) davon und siehe da! sie kannte den Egmont nicht, wußte gar nicht einmal, daß ein solcher in der Welt war. Ihr Mann kam dazu, wußte auch nichts davon. Ich versprach ihnen das Buch zu verschaffen. Ich that es und denke! welche Urtheile ich zu

hören bekam. Er meinte, es sei das erbärmlichste Stück, das er je gelesen, es sei schrecklich langweilig und habe gar keinen Schluß, es sei zwar von einem großen Manne, allein (meinte er) die großen Herren schießen auch zuweilen große Pudel. Sie meinte, man könne für Langeweile darin sterben, dann im einzelnen, spreche die gemeine Person (Klärchen) gar zu heroisch und dann fragte sie mich: kann er sie denn heirathen? Auf Verneinung erwiederte sie: ja, sehn Sie, das ist schon ein Uebelstand. Zuletzt erklärte sie, sie habe nun einmal einen schlechten Geschmack, und liebe mehr das Populäre, wenn es aber was aus der alten Zeit sein sollte, so lobe sie sich den Gustav Wasa. Nun denke Dir! mit diesen Menschen muß ich leben. Wenn ich meine Verhältnisse nicht berücksichtigen müßte, so würde diese Geschichte einen Platz in einem Journal füllen, so aber bleibt sie unter uns.

Von Deinem Zauberring schreib mir doch auch etwas, hoffentlich ist er fertig. Grüße Deine verehrte Frau und Klärchen und alle Hausgenossen bestens und antworte bald

Deinem

guten Bruder

Blomberg.

Brühl.

Karl Friedrich Mor. Paul Graf von Brühl, geb. zu Pforten den 18. Mai 1772, wurde 1815, nachdem er den Feldzug von 1813 als Major im Generalstabe mitgemacht, zum General-Intendanten der Königl. Schauspiele ernannt. Als solcher nahm er 1828 seine Entlassung, ward 1830 General-Intendant der Königl. Museen, starb zu Berlin den 9. Aug. 1837.

Unendlich leid hat es mir gethan, das Vergnügen versäumt zu haben, Sie werther Herr Baron, hier zu sehen und zu sprechen, weil ich schon längst einen Wunsch auf dem Herzen trage, welchen ich Ihnen so gern mündlich mitgetheilt hätte; jetzt muß ich denselben schon diesem Blatte anvertrauen. Sie werther Herr Baron sind der Mann, der meinen vieljährigen Lieblingswunsch ausführen und den Helden aller Helden, den Menschen aller Menschen, den König aller Könige, Gustav Adolph von Schweden, würdig auf die Bühne bringen kann. — Es gehört dazu ein ritterlicher Sinn, den Sie ganz vorzüglich besitzen und eine zarte Religiosität, welche Ihnen gleichalls so ganz eigenthümlich ist. In einem einzigen Puncte möchten wir vielleicht nicht ganz einstimmig sein, doch glaube ich werden wir uns auch darüber einigen können.

Gustav Adolph ist nämlich als Repräsentant aller protestantischen Fürsten aufzustellen und gerade als solcher wünschte ich ihn verherrlicht zu sehen, denn es ist mir ärgerlich, daß es jetzt Mode wird, selbst bei den Protestanten den Formen der katholischen Religion einen so unendlich hohen Werth beizulegen, den eigentlich eine Form nie haben sollte, weil oft der Geist und die Wahrheit da-

bei verloren gehen, die Jungfrau Maria und eine Menge von Heiligen aufzuführen, welche als Contrast gegen den nackten Protestantismus aufgestellt werden. — Verzeihen Sie mir diese freimüthige Aeußerung, jeder hat ja darüber seine eigene Ansicht. — Luther selbst war ja Freund und Ausüber der schönen Künste.

Die protestantisch lutherische Kirche, zumal die der früheren Zeit hat mancherlei äußerliche, selbst poetische Schönheiten und gewährt dem Dichter und Künstler gewiß Stoff genug, seiner Phantasie freien Spielraum zu lassen. — Nach meiner Ansicht müßte man die beiden wichtigsten Hauptbegebenheiten in Gustav Adolphs Leben herausheben und daraus wie Schiller mit Piccolomini und Wallenstein zwei, auch wohl drei Stücke anfertigen. Vielleicht ließe sich mit Erfolg ein schwedisches Lager darstellen, wie dort ein kaiserlich österreichisches.

Das zweite, Gustav Adolph am Lech gegen Tilly, wo Tilly als wüthender und grausamer Charakter gegen den Gustav Adolphs einen schönen theatralischen Contrast hervorbringen könnte, und nicht allein seinen letzten Kriegsruhm, sondern auch sein Leben einbüßt.

Vielleicht wäre auch der Moment vor der Schlacht bei Breitenfeld zu nehmen, wo Tilly, der unüberwundene Feldherr seine erste Schlacht verliert. Das dritte Stück könnte dann Gustav Adolph bei Lützen sein, wo der große König stirbt, durch seinen Tod aber gewissermaßen den Sieg der schwedischen Armee über den eisernen Wallenstein entscheidet; — Herzog von Sachsen-Lauenburg müßte dabei als Mörder Gustav Adolphs auftreten.

Schillers dreißigjähriger Krieg ist natürlich eine der besten Quellen, aus denen geschöpft werden muß, doch thut es mir stets leid, daß er dem großen Könige einen bestimmten Flecken angehängt hat, indem er ihm die nirgends unumstößlich bewiesene Begierde unterlegt, bloß nach Deutschland gekommen zu sein, um deutscher Kaiser zu werden. Sein Herüberkommen über's Ostmeer war gewiß nur durch die reine Absicht herbeigeführt, für des Glaubens Freiheit zu kämpfen und nur erst am Ende seiner Laufbahn scheint er den Gedanken an die deutsche Kaiserwürde in sich genährt zu haben, weil er wohl einsah, daß Deutschland in dieser Hinsicht ziemlich schlecht versorgt war und es ihm gewissermaßen Freude machte, ein kräftiges Volk, wie das deutsche zu regieren, und durch Ausbreitung des reinen Glaubens alle künftige Spaltungen zu hemmen. Gewiß wäre Deutschlands Schicksal glücklicher gewesen, wenn er seine kühnen Gedanken hätte ausführen können, denn unter einem solchen Kaiser hätte bestimmt Deutschland alle Constitutionen bekommen und so viel Einigkeit und Kraft entwickelt, daß das Franzosenvolk nimmer den schädlichen Einfluß hätte haben können, der uns so lange gedrückt hat.

Um durch eine interessante Episode dem Stück einen Reiz zu geben, wie Wallenstein ihn durch Max und Thekla bekommen hat, empfehle ich Ihnen die Durchsicht eines ältern Romans: Thekla von Thurn genannt, welcher in jeder Hinsicht bei der Ausarbeitung sehr nützlich wirken kann. Unbezweifelt werden Sie denselben aus früherer Zeit her kennen; sollte dies indeß nicht der Fall sein, so

mache ich mir ein Vergnügen daraus, Ihnen das Buch zukommen zu lassen. Die Liebe der jungen Gräfin Thurn zum Prinzen Bernhard von Weimar und ihre Verkleidung als Mann könnte sehr interessante Momente herbeiführen, so wie die historische Wahrscheinlichkeit, daß der Herzog von Lauenburg Gustav Adolphs Mörder war, darin noch näher bestätigt ist.

Sollten Sie werther Herr Baron meinen Vorschlag annehmen, so wünschte ich wohl eine mündliche Conferenz mit Ihnen zu haben, ehe Sie die Feder ansetzten. Es sind bei einem theatralischen Kunstwerke so mancherlei kleinere Rücksichten in Acht zu nehmen, so manches zu vermeiden, was der Wirkung des Ganzen schadet und was doch der Dichter nicht wissen kann, wenn er nicht genau in die theatralischen Verhältnisse und in das, was ausführbar ist oder nicht — eingeweiht ist. Oft führt die Phantasie auf Wege, welche der Schauspieler und der Schauspieldirector nicht betreten können, ohne auszugleiten; dahin gehören unter andern alle theatralischen Gefechte oder sogenannte Schlachtdarstellungen. Partiell läßt sich so etwas allenfalls leisten, so wie aber ganze Massen dargestellt werden sollen, welche gegen einander kämpfen, so wird die Sache gewöhnlich lächerlich. Doch für alles dies künftig ein Mehreres, wenn Sie mir nur erst Ihre freundliche Zusicherung gegeben haben. — Genehmigen Sie die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung und innigsten Ergebenheit.

Berlin, den 27. Mai 1815.

Brühl.

(Im Jahr 1819.)

Auch an Sie, mein werther Herr und Freund, wende ich mich mit einer dringenden Bitte, die Sie mir vielleicht nicht abschlagen werden. Der König findet es passend, für Kotzebue eine theatralische Todtenfeier zu geben. Da es für andere Theaterdichter geschehen, warum sollte es für ihn nicht auch geschehen? Ich habe dazu sein letztes Schauspiel: Herrmann und Thusnelda gewählt, muß aber doch vorher einen Prolog geben. Ich dachte mir ungefähr am zweckmäßigsten, die Muse klagend auftreten zu lassen, und zwar würde der Prolog ohne Umgebung von Madame Schröck gesprochen, da Madame Wolff im Stück beschäftigt ist. Was man zum Lobe Kotzebues sagen kann, müßte freilich gesagt und zumal nicht vergessen werden, daß er nie dem Götzen Bonaparte geopfert hat. Seines Mordes müßte gleichfalls ausdrücklich Erwähnung geschehen, und zwar auf eine sehr bestimmte und ernste Weise. Ich habe einige Gelehrte auffordern müssen, etwas Passendes zu verfertigen, und werde die Resultate, ohne die Namen der Dichter zu nennen, dem Könige zur Auswahl vorlegen. Sie fühlen, daß die Sache zu wichtig ist, um nicht die Allerhöchste Sanction als Rückhalt haben zu müssen. — Ihr Gedicht über diesen Gegenstand ist schön und tüchtig, unter den jungen Leuten herrscht aber ein sehr böser Geist. — Mehrere heißen die That gut, viele — sehr viele entschuldigen sie, nur sehr wenige fühlen leider, daß man eigentlich gottlos sein muß, um sie zu vollbringen, oder gut zu heißen. Es scheint, als nehme das Reich des Satans gewaltig überhand, denn

das Heilige wird zu den größten Schändlichkeiten gebraucht. — Antworten Sie mir bald wieder, werther Herr und Freund, denn ich möchte die Todtenfeier wohl am 23. d. M. veranstalten. Gott befohlen indeß. Der Ihrige.

Brühl.

Chamisso.

Adelbert v. Chamisso, geboren den 27. Jan. 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne, starb zu Berlin den 21. Aug. 1838.

Mein alter Freund!

Man mag die Katze werfen, wie man will, sie fällt doch wieder auf den Beinen. Mit einem Musenalmanach bin ich aus der Wiege gestiegen, und muß nun wieder mit einem Musenalmanach mich zum Abwärtssteigen anschicken. Die Verlagshandlung macht es zur Bedingung des Fortbestehens eines Instituts, an dem ich meine Freude hatte, und das, mich dünkt, jedem von uns willkommen sein muß. Die Zeit ist zum singen wenig aufgelegt, lasset uns uns eine kleine Ecke bewahren, wo wir ungestört und friedsam unser Wesen treiben können.

Ich kann Dir aber nicht verheimlichen, daß der diesjährige, der der Deutsche überhaupt sein wird, die Aufgabe zu lösen hat, ihrer drei, die quo ad Manuscriptum und bis auf den Druck fertig waren, in sich aufzunehmen und zu vereinigen, ohne über ein gewisses Maaß hinaus anzuschwellen. Das Geschäft ist mißlich und undankbar.

Ueber das, was ich in Norddeutschland sammle, wird Schwab Gericht halten und vice versa.

Du wirst Dich doch gern dem freien Gesangsverein anschließen. Lasse mich mit der ganzen besondern Bitte hervortreten. Du möchtest aus Deinen alten Papieren eine in Terzinen bearbeitete Schwedische Sage hervorsuchen, die meines Wissens nie gedruckt worden ist: Vision eines Königs, der über einen seiner Nachfolger Gericht halten und ihn vom Schwerdte des Scharfrichters bedrohen sieht:

„Dem Siebenten nach dir gilt dies Gericht!"

Ein Weihnachtsschwank:

„Mein Junkerchen, komm er heran
Und kauf er sich ein' Hampelmann.
Der hat er aber nichts gegeben."

Möchte wohl damals einem Tageblatt zugetheilt worden sein, sonst würde ich auch darum bitten. Vergieb die Andeutungen, ich befürchte, daß der lyrischen Gedichte, Lieder und Balladen nur zu viel einlaufen werden, und bin im Voraus um Ungleichartiges bemüht.

Ich mag schüchtern kaum fragen, wie es Dir geht? Wir auch haben alle unsern Theil zu tragen und zu leiden gehabt, oder haben es noch. Hitzig mit dem Verluste eines Auges, und zwar seines besseren, das ihm nach einer Erkältung erblindet ist, N.. mit seiner Frau, die nach einer Reihe kränklicher Zustände, gemüthskrank geblieben zu sein scheint, und wir, wir haben die Mutter meiner Frau zu Grabe getragen, die eines der letzten Opfer der Cholera gefallen ist. Wir halten dennoch die Ohren

steif und eine neue Frühlingssonne scheint wieder am Himmel herauf zu gehen.

Vale et si potes

χαιρε

5. Febr. 1832.

Adelbert v. Chamisso.

Töne mein freundlichster Gruß zu Dir in Deinem Arkadien hinüber! Glück zum neuen Jahr! das abgeschlossene ist mir sehr hart gewesen, ich habe es in Sorgen und Krankheiten zugebracht. Jetzt erwache ich erst allmälig zum Leben und zur Poesie wieder. Aber meine Frau erholt sich langsam, ich selber huste noch, wie ein altes Pferd; die Geschäfte beim Herbario drücken mich verdrießlich nieder; der Regen regnet jeglichen Tag, und die Redaction des Musenalmanachs überschwemmt mich mit einer Sündfluth schlechter Verse und Correspondenzen.

Wirst Du Dich dies Jahr, 1835, anschließen oder noch überschlagen? Bei der Beschränktheit des Raumes und der Masse des Vorrathes nehme ich Anstand, dringende Einladungen zu erlassen.

Lebe, liebe, dichte und vergiß der alten Freunde nicht.

8. Januar 1834.

Dein

Adelbert v. Chamisso.

Nur ein Paar Zeilen, mein treuer alter Freund, Dir die Hand zu drücken, und Dich beiläufig daran zu erinnern, daß die Musenalmanachzeit heran kommt. — Schreibe bald; Erzählendes wenn Du kannst. Vermuthlich wird es in gegenwärtigem Jahre an Raum nicht gebrechen. Ich wenigstens werde den Freunden den Raum nicht beengen. Ich bin ein Invalid; ich habe gesungen; meine Zeit ist abgelaufen.

So elend und gebrochen ich bin, bin ich noch gutes Muthes und heiter. Ich freue mich da der Erinnerung, wenn ich schon fühle, daß ich meinen besten Hoffnungen (den weltlichen) bereits vorangegangen bin, und vor mir nichts habe als das gemeinsame Ende vom Liede.

χαιρε

9. März 1836.

Adelbert v. Chamisso.

Herzlichster Gruß! und wünsche daß es Dir wohl ergeht!

Ich aber, theurer Freund, neige mich dem Abende zu, ich bin ein alter müder Mann. — Wirst Du Dich dies Jahr dem Musenalmanach anschließen? Schwab wird allein redigiren, ich gebe blos den Namen dahin. — Du kannst gleich an die Weidmann'sche Buchhandlung in Leipzig schicken. — Am liebsten erzählende Gedichte. — Alles will und kann singen, erzählen ist seltener. Selbst ein Gedicht größeren Umfangs, versteht sich doch in Musenalmanachs Grenzen, wird willkommen sein.

Lebe wohl, und gedenke unser. — Wo ist denn der Vers her, der mir jetzt unablässig in die Ohren klingt ohne daß ich den Stamm weiß worauf er gewachsen:

Und der Tod hält Musterungen
Wen er soll von dannen tragen.

Ich verneige mich ehrerbietigst vor Deinen Gefühlen und drücke Dir die Hand.

1. März 1837.

Adelbert v. Chamisso.

H. v. Chezy.

Helmina von Chézy, geb. v. Klencke, Enkelin der Karschin, ward am 26. Jan. 1783 zu Berlin geb., heirathete 1803 den Orientalisten Chézy in Paris, kehrte jedoch 1810 nach Deutschland zurück und widmete sich literarischen Arbeiten. Sie lebte seitdem abwechselnd in den Hauptstädten Deutschlands; gegenwärtig in Heidelberg. Talentvolle lyrische Dichterin der romantischen Schule (Gedichte 1812), am bekanntesten durch den von Weber componirten Operntext „Euryanthe."

Aschaffenburg, den 31. Julius 1812.

Sie wissen doch, lieber Fouqué, das Geschichtchen vom Liebhaber, der sein Mädchen allein ließ, um ihr zu schreiben? So lege ich auch jetzt Ihren Zauberring weg, um Ihnen und von ihm zu schreiben. Es ist der Abend vor der Schlacht gegen die Heiden in Schweden. — Am liebsten möcht' ich ein Gedicht über das Buch machen, das kann ich aber erst, wenn ich's ausgelesen habe. — In der Kirche wird heut zur Leichenfeier des entseelten Fritz Dal-

bergs das Requiem von Mozart gegeben, ich versäume es um das Buch, und schelte mich darum. Ich kann aber dennoch nicht anders. — Guten Morgen, nächstens mehr

Nachmittags.

Ich bin indeß im Requiem gewesen, weil man der Vernunft nachgeben muß, das unter Sterkel's Direktion sehr schön ausgeführt wurde. Nur war das Dies irae nicht stark genug besetzt. Schade ist's um den früh erblichnen Dalberg, er hat köstliche Sachen geschrieben — Sie werden sie wohl kennen. Ich habe eben einen Brief mit einem Gedicht über seinen Tod an Kaiser für die Erholungen gesandt, das ich in der Wehmuth, gleich nach dem Requiem, niederschrieb. Ihr Buch hat mich heut so gehoben, und in allen Pulsen meines Seyns angeregt, daß ich ganz aus meiner bisherigen Apathie und Erstarrung gerissen bin, und mich wieder lebendig und zum Treiben und Schaffen aufgeregt fühle. Haben Sie Dank dafür, wie für alles Liebe und Beglückende, was von Ihnen zu mir übergeht. — Ihr letzter Brief! — Wo ich ging und stand rief es mich an den Schreibtisch und zu Ihnen, indeß hatt' ich Abhaltung, und nun kommt der Zauberring, nicht durch Hitzig, ein andrer, von mir bestellter, und der Zauberring liegt jetzt wie ein Netz von Ringen um mich her, das meine Seele gefangen nimmt.

Eben erhalt' ich einen Brief von Schlegel (Friedrich) mit einer, etwas wie moutarde après diner kommenden Bitte, um Gedichte und Arbeiten für das Museum. Ich schicke ihm auch wohl einmal etwas, aber die Musen gehn mir über das Museum, weil ich weiß es macht

Ihnen Freude. Nur müssen Sie auch Verfügung treffen, daß ich die Musen regelmäßig und schnell bekomme und daß der Großherzog auch sein bestelltes und dem Buchhändler zu bezahlendes Exemplar bekommt. Ihre Erzählungen erwarte ich mit Dank und Sehnsucht.

Jetzt bin ich wieder zu Hause, nehmlich in A., es ist ein böses Haus, aber es hat einen so guten Herrn! — Uebrigens liegt es so lieb und blühend, mit schönen Häusern und reinlichen lustigen Straßen, ganz von Grün umduftet, und freundlich vom Main umschlungen, und ich wohne himmlisch schön vor dem Stadtthor, umgeben von Gärten und Wiesen, am Main, vor mir eine reiche grüne Fläche, dann die Brücke, das Schloß, der Schloßgarten, Gebirge, und der Main durch Berge und Wiesen südlich in die Ferne geschwungen. Es ist ein reiches mildes stilles Bild, die Lage ist südwestlich, doch habe ich auch Ost und Nord, und überall Mannigfaltigkeit. Dazu ist das Haus so still und freundlich, und meine innere Einrichtung ganz wie die eines jungen Ehepaars, ich habe mich nehmlich für den Wittwenstand ganz nagelneu und zierlich eingerichtet, Andre thun's für den angehenden Ehestand. Ich hoffe aber doch auch auf einen Hausherrn, nehmlich auf meinen Vater, den ich zuvor noch nie gesehn und der kommen will, und bei mir bleiben, wozu Gott seinen Seegen gebe.

Jetzt habe ich alle Hände voll zu thun, und weiß nicht, wo ich anfangen soll. Holzhausens Sammlung, und Gerning's in Frankfurt sind zu beschreiben, dazu Erbach, das Sie wohl dem Namen nach kennen. Dazu

kommt Calderon, der mir aber oft noch gewaltig schwer wird. Ein Stück voll Gluth, voll Bilder, Schwung und Witz, Engañar pasa Reynar, ist sein Erstes, er sagt's am Schluß. Kennen Sie es? Halten Sie Wort, und schreiben mir bald darüber. — Zu diesem Geistigen allen kommt das Häusliche, das nicht versäumt sein darf. Da sag' ich aber dar tiempo al tiempo, (wie ein Stück von Calderon heißt) denn man kann nicht Gott und dem Mammon dienen. Doch kann Gott nicht Gott sein, wenn nicht selbst dem Mammon sein Recht widerfährt, das heißt mit andern Worten, das Haus muß rein und ruhig, und die Wirthschaft ein wohlgestelltes Uhrwerk sein, sonst hat auch der Geist keine Ruhe und Freude. Die meiste Zeit, die ich bei * * zubrachte, war verloren, denn ich kam nicht zur Besinnung, die lieben Leute, in denen so unendlich Gutes liegt, haben einen eingefleischten Don-Quixotismus, in dem sie Alles um sich schön finden, und den Schmutz nicht einmal sehen, dahingegen im Häuslichen für andre Dinge über alle Begriffe kleinlich und ausführlich sind. Aber gute warme Menschen sind's, die wohl Ihr liebes Andenken verdienen.

Ich danke * * angenehme Bekanntschaften: die mit dem Hause Leiningen; die Fürstin, schön und jung, ist eine Prinzeß Sachsen-Coburg, eine Groß-Nichte des Guelfen Ferdinands. Und wie gut und lieb ist sie! Er ist höchst interessant. Dann das gräfliche Haus Erbach-Erbach, eine köstliche Familie! Dort ist reine Sitte, reine Güte zu Hause, es kann einem bei Engeln im Himmel kaum so wohl sein, als bei ihnen. Sie haben ihre Abkunft,

vermuthlich nicht ohne Grund, von Eginhard und Emma hergeleitet. Der alte Sarg dieses Mannes steht in Erbach, und ich küßte ihn mit Ehrfurcht. Ich werde Ihnen vermuthlich über alle Erbach'sche Herrlichkeiten des Ritterthums und des Alterthums aus Rom ausführlich für die Musen schreiben.

Mit der Stael haben Sie ganz Recht. Adelbert hat mir schon sehr lange nicht geschrieben. Auch Ihnen nicht? — Sein letzter Brief sagte mir er bliebe noch in Coppet, die Stael sei fort, mit W. S.*)

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mir W. S. in Paris vorgekommen ist. Er hat einen innerlichen Grund von Redlichkeit und Güte, der ihn gewiß immer aufrecht hält. Unendliche Feinheit und Zartheit ist in seiner Seele und er kann die Lieblichkeit ahnen und erschaffen. Aber ich fand ihn von hunderterlei Eitelkeiten beengt, von kleinen Dingen erbittert und gereizt, gegen edle Menschen satyrisch, gegen manche Gute kalt, dann wieder so unendlich lieb und gütig in manchem Augenblick, daß ich wohl sah, er lebt in stetem Kampfe mit sich, mit dem bessern und schlechtern in sich, und mit seinem Schicksal. — Außerdem kann ich ihm nicht vergessen, daß er seine Gedichte mit den Satyren über Voß u. s. w. entweiht hat. Dies ist auch Schuld, daß ich einige, die ich vor Jahren gemacht, und gern als Huldigung seines Werthes in meine Sammlung aufgenommen, nun ausschließen mußte.

---

*) Aug. Wilh. Schlegel.

Leben Sie wohl, theurer Fouqué, schreiben Sie mir bald wieder. So wie ich das rothe Papier mit dem braunen Siegel von fern in den Händen des Briefträgers sehe klopft mir das Herz. Den Zauberring habe ich unter so viel Störungen ausgelesen, daß ich den Faden darüber verlor, und ihn wenigstens noch einmal lesen muß, ehe ich Ihnen etwas darüber schreibe. Die Geschichte steht da wie eine herrliche dädalische Burg, im Schooß eines blumenreichen stranddurchwundenen Ganes, auf üppig umquollenen waldbewachsenen Felsen, und von holden lichten Gärten umgeben, in denen alle diese Pracht-Gestalten lustwandeln und sich oft begegnen. Meine größte Freude ist, daß es bei allen südlichen und östlichen Ueppigkeiten doch so rein deutsch und ächt ist, daß man die Luft davon erquicklich in sich trinkt. Mit Freuden grüß' ich Sie als deutscher Cervantes, denn der einzige Unterschied, den ich zwischen beiden finde, hebt Sie noch höher, nicht der Witz, nur die Witzelei ist aus dem edlen deutschen Buche verbannt.

Alles Liebe und Gute über Sie, und mit Ihnen!

Helmina.

NB.

Sagen Sie doch Hitzig ich werde mich für den Verkauf der hinterlassenen Werke des edlen Dippold's recht eifrig verwenden; meine besten Grüße an ihn, ich schreibe ihm nächstens.

Ihre Einlage an den Großherzog habe ich unverzüglich nach Fulda abgehn lassen. Er wird sich sehr darüber freuen.

Seines Bruders Tod wird ihn sehr angreifen. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon gesagt habe, daß mich unser guter König mit seiner köstlichen goldenen Huldigungsmedaille erfreut hat. Die Devise: Den Treuen Schutz und Liebe, ist sehr herrlich und ächt.

M. v. Collin.

Matthäus von Collin, geboren zu Wien den 3. März 1779, Professor der Geschichte der Philosophie an der Wiener Universität, übernahm 1813 die Redaction der ehemaligen Wiener Lit. Zeitung und 1818 die der Wiener Jahrbücher der Lit. Seit 1815 war er Erzieher des Herzogs von Reichstadt. Er starb den 23. Nov. 1824. Aesthetiker und dramatischer Dichter, stand als letzterer seinem Bruder Heinr. Jos. v. C. an Talent nach. Seine dramatischen Dichtungen (4 Bde. Pesth 1815—17) zeigen mehr achtungswerthe Gesinnung, als poetische Befähigung.

Indem ich mich nach einem langen Zwischenraume, nicht durch meine Schuld, so spät erst anschicke, Ihr mir durch Herrn Büsching zugekommenes gütiges Schreiben zu beantworten, weiß ich nicht, ob ich mit dem Danke für Ihre mir dort bewiesene freundschaftliche Theilnahme, oder mit jenem, aus früherer Zeit schuldigen, für so manche durch Ihre Werke erfahrene Geistes- und Gemüthserhebung beginnen soll. Dasjenige, was Sie mir über die Biographie meines Bruders geschrieben haben, mußte für mich in jeder Hinsicht erfreulich, insbesondere zur Unternehmung künftiger Arbeiten historisch-kritischer Art, über deren Gegenstände oder Inhalt ich in der That lieber

denke, als schreibe, in hohem Grade aufmunternd seyn, da ich eine so sehr erwünschte Uebereinstimmung Ihrer mir jederzeit verehrten Ansichten mit den meinigen erfahren durfte. Durch die Uebersendung dieses Versuchs sowohl als der 2 Bändchen dramatischer Dichtungen war ich bemüht, Ihnen ein Zeichen der Hochachtung eines Ihnen bis dahin wohl noch ganz unbekannt gewesenen treuen Verehrers der Kunst zu geben, und ich schätze mich glücklich, da Sie beides als solches annehmen zu wollen scheinen. Ich habe erst kürzlich Ihre Corona gelesen, ein Werk so christlicher Art, so ritterlich, und bei reichen Schönheiten der Ausführung so würdig in einer Hauptidee zusammengehalten, daß ich Ihnen mit Rührung dazu Glück wünsche. Nur ist mir Philostrat dunkel geblieben, ein störender Eindruck, den ich indeß meinem eigenen Ungeschick zuschreiben muß. Sintram, den ich so eben, nicht ohne große Erschütterung, und ich darf sagen, mit Erbauung gelesen, scheint mir in der Begründung einiger dargestellten Gefühle nicht genug ausgeführt; ich meine hier z. B. die Rache des Hirten; auch glaube ich, daß nach Sintrams Sieg über Tod und den Teufel das entworfene Bild seines neu gewonnenen schönen Daseyns nicht genug Ausführlichkeit und Klarheit habe, um darauf, wie auf eine Basis, seine Fahrten mit dem jungen Montfaucon zu gründen, und daß es gerathen seyn dürfte, einen kleinen Roman, wie Sintram, diesen und seine neue großartige Existenz allein betreffend, dazwischen zu stellen, um eine solche nothwendige Grundlage zu bilden. Sie sehen wohl, daß Einer, der zu Zeiten ein Recensent zu seyn pflegt,

an Sie schreibt, doch wünscht er nichts mehr, als daß ihm einst von Ihnen mit gleichem Maaße gemessen werde. Was meine dramatischen Dichtungen betrifft, so wollte ich mir damit den Weg bahnen, um größere Dinge auszuführen, doch hat mich mein Buchhändler im Stiche gelassen. Wenn ich gleich glaube, daß Marius, der aus späterer Zeit herrührt, mit mehr Kunstgründlichkeit gearbeitet seyn dürfte, als Friedrich der Streitbare, so gestehe ich doch gerne, daß dieser Held, dem Sie Ihre Gunst zugewendet, auch die seines Urhebers mehr wie Marius besitze. Dieses Trauerspiel Friedrich ist aber nur ein Theil eines lange Jahre durch gehegten, größeren Werks, welches, in mehreren Trauerspielen und Lustspielen höherer Art, die österreichische Geschichte von der Zeit des Todes Leopold des Glorreichen (Friedrichs Vater) bis zur Ankunft Rudolfs von Habsburg in ihren größeren Momenten umfassen soll. Da mir, seit ich den Tod Friedrichs schrieb, durch das Studium der Nibelungen die deutsche Vorwelt erst recht gründlich aufgegangen, und ich auch durch so manche Ihrer Dichtungen, vorzüglich durch den Zauberring, eine neue lebendige Ansicht des Ritterthums gewann, so getraute ich mich, wie ich ohne Scheu gestehe, allerdings etwas zu liefern, welches, ohne durch Nachahmung irgend einer Art sich eine Schminke zu borgen, des Anschauens werth wäre, doch werde ich wohl noch durch einige Jahre in scheinbarer Unfruchtbarkeit beharren müssen. Ich weiß nicht, ob Sie Fr. Schlegels Vorlesungen über die Literatur bereits gelesen haben? Es ist nie etwas gründlicheres geschrieben worden. Dennoch hat sich erst neuerlich

die Jenaer Lit. Zeit herausgenommen, bei Gelegenheit der Beurtheilung von Göthes Leben ihn als einen Schriftsteller zu schildern, der für die Kritik nichts von Bedeutung gethan. Ich selbst, in meinem Berufe, habe in der W. Lit. Zeit. bei Gelegenheit der Beurtheilung desselben Werks auseinander zu setzen gesucht, daß das Verständniß Göthes von den Bemühungen der neueren Kritik allein ausging, und traf, ohne noch Schlegels Werk zu kennen, mit ihm in manchen diese Sache betreffenden Ansichten, mehr als mir lieb ist, zusammen. Ich suchte zugleich sehr freimüthig auf die Abwege hinzuweisen, wohin Göthes Streben nach Universalität und Objectivität verführe, und da ich befürchtete, man möchte dieß für einen Angriff aus dem Hinterhalte nehmen, unterschrieb ich meinen Namen. Wenn ich auch Schimpf und Verdruß deßhalb erfahren sollte, habe ich doch, was an der Zeit war, gesprochen, und stehe zu fernerer Rede bereit. Ich glaube wohl, daß Sie durch Schlegel davon unterrichtet seyn werden, sonst könnte ich Ihnen manches schreiben, was Sie überzeugen müßte, daß Sie, mehr als je ein Dichter, unter den Oesterreichischen Völkern aller Stämme geehrt und geliebt sind. Der Nachdruck hat lange seine Arme vergeblich nach Ihnen ausgestreckt, endlich aber Sie mit voller Macht ergriffen, und nachdem eine das Maaß von 500 Exemplaren übersteigende Anzahl der Originalausgabe des Zauberrings in Wien abgesetzt war, dieses Werk in die fernsten Provinzen verbreitet, und sich zugleich auf alle Ihre erzählenden Dichtungen geworfen. Ich glaube, daß Ihre Verleger sich mit einem oder anderen

hiesigen Buchhändler in's Einverständniß setzen sollten, um solchen Unfug fern zu halten. Den allgemeinsten Beifall hat Undine; die zarte Schönheit dieses Werks mußte wohl die allgemeine Neigung gewinnen. Ich sehe mit großem Verlangen Ihrem gütigen Geschenke entgegen, bin aber bereits so glücklich, ihr Porträt zu besitzen, da nach Philipp Veiths Zeichnung hier ein kleiner radirter Kupferstich veranstaltet wurde, den ich als ein theures Geschenk der Gattin Schlegels aufbewahre. Ich habe Sie auch hinsichtlich Ihrer an mich gerichteten Frage, ob ich dem Porträt meines Bruders ähnlich sehe (über eingeholten Rath dieser Frau) zu benachrichtigen, daß ich wohl meinem guten Bruder, nicht aber diesem ihm zwar allerdings ähnlichen Bildnisse gleiche. Wie glücklich würde mein Bruder sich gefühlt haben, wenn er diese neue Zeit voll würdiger Thätigkeit erlebt hätte! Gesang und Dichtung deutscher Art hat seitdem erst die wahre Bedeutung erhalten, und alle so verschiedenen Kräfte der Kunst und Wissenschaft fangen endlich an, sich tief in That und Handlung des Lebens zu verschmelzen, und mit demselben ein herrliches Ganzes zu bilden. Dieser neue Krieg aber, der wahrhaft als ein höheres Verhängniß über das zu sicher schlummernde Europa hereingebrochen, wird, wie ich hoffe, mit der vollendeten Demüthigung jener nur allein an Eitelkeit und Wahn grandiosen Nachbarn zugleich unsere vollendete Reinigung von alten Uebeln herbeiführen, und wenn wir selbst nicht ganz glücklich seyn werden, so dürften's unsere Kinder oder Enkel um so gewisser seyn, und mit Dank auf ihre Väter zurückblicken.

Dieses Zeitalter gleicht dem Sintram in mehr als einer Hinsicht; es ist aber noch lange nicht dahin gekommen, den großen Ritt mit Tod und Teufel wagen zu dürfen, und neigt sich, einst von seinen Erzeugern preiß gegeben, noch von Minute zu Minute mit banger Vorliebe zu den Versuchungen des Bösen. Darum aber bezweifeln zu wollen, daß Alles sich noch in's Gute wenden werde, hielte ich für eben so vermessen als thöricht; denn das Streben nach dem Guten ist bei [illegible] überwiegend, und es ist überall ein männliches Ringen nach Veredlung seiner selbst und neuer Auferweckung religiöser Reinheit des Herzens sichtbar. Die Feindseligkeiten gegen Neapel haben bereits angefangen. Es ist hier eine Gattung Kriegserklärung herausgekommen, welche unmöglich trefflicher, als sie ist, seyn könnte, mit so einfacher Sprache ist in derselben das nichtswürdige Benehmen dieses französischen Afterkönigs auseinander gesetzt. Die Posten aus Paris sind schon 3 Tage ausgeblieben, ohne daß man eine Ursache wüßte. Unser Militär ist von dem besten Geiste beseelt, und brennt vor Begierde, bei neuen Siegen über die Franzosen, diesen dann fühlen zu lassen, daß sie besiegt seyen. Nachdem ich so die Zeit, in der dieser Brief geschrieben ward, beiläufig andeute, erspare ich mir die Beschämung, das Datum darunter zu setzen, und bitte Sie recht sehr, mich nicht für eine lange Saumseligkeit durch ein strafendes Stillschweigen nach Verdienst zu behandeln. Vieles kam zusammen, welches mir nicht eher zu schreiben erlaubte, doch schickt es sich, nicht er-

laubter Umständlichkeit wegen, nicht, es anzuführen. Mit wahrester Hochachtung

Ihr

Verehrer und Diener,

Matthäus Edl. von Collin.

Schönbrunn, den 7. August 1816.

Verehrter Herr Baron!

Es ist so lange her, daß ich Ihnen nicht geschrieben, daß ich mich in Wahrheit schäme, mich zu entschuldigen. Wie Vieles hat sich seither nicht so ganz anders gestaltet, als man erwarten konnte! Auch unsere Privatverhältnisse haben sich beiderseits sehr verändert, wenn Sie, wie ich aus öffentlichen Blättern ersah, wirklich einen so bedeutenden Einfluß auf das Berliner Theater ausüben. Möge es diesem Theater zum Frommen gedeihen, und es auf eine Art umgestaltet werden, welche der Würde eines deutschen Volkes angemessen ist. Daß ich Erzieher des Prinzen von Parma geworden, werden Sie wissen. Diese wichtige Bestimmung darf ich für mich als eben so ehrenvoll betrachten, als sie auf der anderen Seite meine Zukunft ganz sicher gestellt hat. Die Nachricht von dem Tode unserer guten Kaiserinn werden Sie wohl auch mit Betrübniß vernommen haben. Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen schrieb, sie war eine große Verehrerinn des Zauberrings. Sie wollte anfangs von diesem Werke nichts

wissen, Graf Moritz Dietrichstein ließ ihr aber keine Ruhe, bis sie es las, und sie wurde davon ganz hingerissen. Diesen Umstand benutzte ich vergangenen Sommer, als man mich ersuchte, ein kleines Stück zu ihrem Namenstage zu verfertigen, in welchem die Erzherzoginnen, Erzherzog Franz, Gräfin Odonell, Graf M. Dietrichstein und die Baroneß Hohenegg spielen, und ihr zuletzt einen Ring mit den Namenszügen ihrer Stiefkinder überreichen sollten. Ich nannte das Stück den Zauberring und durchflocht es mit Anspielungen auf Ihr Werk, und den Eingang machte ein Sonett über diesen Gegenstand. Sie hatte ganz besondere Freude an dieser Kleinigkeit. Ich bitte von dieser Nachricht keinen Gebrauch zu machen.

Ihre freundschaftliche Eröffnung, daß Sie ein Gedicht über den heiligen Graal zu bearbeiten denken, hat mich mit großen Erwartungen erfüllt. Es ist dieses wohl der schönste Stoff, den sich ein Dichter wählen kann, und er ist würdig, daß ihm eine volle Lebenszeit rühmlicher Anstrengungen gewidmet werde. Sehr begierig wäre ich zu wissen, welches Versmaaß Sie zu wählen gesonnen seyen? wenn Sie nicht etwa die achtzeilige Stanze wählen. Ich dächte aber, ein so großer Gegenstand dürfte den Dichter, der sich ihm hingiebt, wohl zur Erfindung eines eigenen, auf altvaterländische Weise begründeten Versmaaßes begeistern. Obgleich ich nie daran dachte, selbst einen solchen Versuch zu machen, so hat mich doch seit langer Zeit die Lage eines epischen Dichters, der gewissermaaßen unter den Deutschen ohne Richtmaaß und Leiter auf eine gefahrvolle Bahn gestellt ist, sehr interessirt, und zu mannigfaltigen

Gedanken der Abhülfe, denen jedoch das Resultat fehlte, geführt. Die alten Maaße zu wiederholen, und etwa das gewiß durchaus epische Maaß der Nibelungen zu erneuern, scheint mir darum etwas unthunlich, weil dasselbe so sehr den Charakter der Zeit, in der es entstand, an sich trägt, daß es, obwohl durchaus und wahrhaft deutsch, kaum in einem größeren Gedichte unserer Tage anzuwenden seyn möchte; doch dürfte dieß ein von seinem Gegenstande ganz durchglühter Dichter vielleicht, je weniger er an eigentliche Nachbildung dächte, dennoch zu Stande bringen. Das Maaß des Wolf Dietrich, welches uns weit näher liegt, scheint Ihrem Gegenstande nicht ganz anpassend, das von Eckens Ausfahrt und Riesen Siegenet, wenn ich so sagen darf, zu weltlich keck für den Graal zu seyn. Das des Titurel kommt mir aber zu kunstreich vor, da es zu viele Absichtlichkeit des Dichters, wie ich glaube, zeigt. Von der achtzeiligen Stanze aber läßt sich dasselbe sagen, was man von dem 5füßigen Jambus des Trauerspiels bemerkt: wir haben dieß uns angeeignet, ohne daß es eigentlich unser wäre. Ich sprach vorigen Sommer über diesen Gegenstand mit Friedrich Schlegel, welcher ganz eigne Ideen hat, und einmal Proben eines deutschen epischen Maaßes liefern will. Im Falle der Unentschiedenheit unseres Gefühls scheint es mir freilich das Gerathenste, die Stanze, die Sie in der Coronna so vortrefflich behandelten, zu wählen, da sie in der neueren Zeit so große Muster für sich hat. Doch mir fällt etwas zu spät bei, daß ich hier ein Problem aufstelle, welches Sie ver-

muthlich, der im Arbeiten so schnell ist, schon lange gelöst haben werden.

Was Ihre Anfrage in Betreff meiner dramatischen Dichtungen betrifft, so haben die ersten zwei Bände, nachdem die politischen Stürme vorüber waren, und zwar, wie wir hier in Oesterreich zu sagen pflegen, im Auslande so guten Abgang gefunden, daß mit kommender Messe 2 Bändchen, und auf Ostern die zwei letzten erscheinen werden. Ich habe daher alle Ursache, zufrieden zu seyn. Nur ist es mir verdrießlich, daß, nachdem ich lange auf eine Recension in auswärtigen Lit. Zeitungen gewartet, jetzt eine in der Leipziger erschien, worin ich, wie ich höre, ganz wie ein Stümper behandelt werde. Vielleicht hab' ich dieß, der selbst Vielen in der Wiener Lit. Zeitung sehr scharf, wiewohl stets mit gutem Gewissen zu Leibe ging, mir als Wiedervergeltung zugezogen. Mit diesen sechs Bändchen bin ich jedoch noch nicht im Stande, die Aufgabe, welche ich mir in Hinsicht der letzten Zeiten der Babenberger machte, ganz zu lösen, und muß mir dieß für einen späteren Zeitraum aufbewahren. Ich will jetzt einige Trauerspiele aus der größeren deutschen Geschichte dichten, damit es nicht scheine, als wären mir die großen Gegenstände des allgemeinen Vaterlandes fremd, und ich wohl ein Oesterreicher, aber kein Deutscher. Es ist aber übrigens sehr gut gethan, wenn man diesem edlen Lande einmal sein Recht widerfahren läßt, da die Dichtung bis jetzt von ihm nichts weiter als dieß aussagte: *

Weiter die Donau hinab kommst Du in's Land der Fajaken,
Immer ist Sonntag, es dreht immer den Braten der Spieß.

Wenn Sie vielleicht in einer Ihrer Zeitschriften Platz für einige lyrische Gedichte, oder für kleine ästhetische Abhandlungen haben, so würde ich Sie ersuchen, mir dieses zu eröffnen. Für das kommende Frauentaschenbuch ist es bereits zu spät, doch würde ich mich sehr gerne auch für nächst folgende mit einigen Gedichten oder einer kleinen Novelle pränumeriren, wenn Sie nicht etwa den Abscheu vor meinen lyrischen Dichtungen mit dem freimüthigen Kuhn theilen, und auch nicht viel Glauben an eine Novelle von mir hegen, da Sie noch keine gesehen. Das dießjährige Frauentaschenbuch ist sehr interessant, auch in Novellen sehr glücklich, und Horn's ewiger Jude besonders ergreifend gedichtet. Ich empfehle mich Ihnen vielmals, und nenne mich mit wahrer Hochachtung

Ihren

Freund und Diener

Collin.

Wien, den 31. März 1817.

Theuerster Herr und Freund!

Auf Ihre Güte und Freundschaft rechnend, muß ich diesen Brief mit einer doppelten Entschuldigung beginnen, zuerst mit jener über lange schuldig gebliebene Antwort, dann über nicht eingeschickte Beiträge, um deren Aufnahme ich doch selbst ersucht hatte. Als Grund für Beides führe ich die Krankheit meiner Frau an, welche in meinem Hause

so große Unordnung hervorbrachte, daß ich kaum noch vor Abschluß der Meßbeiträge mit Vollendung zweier Bändchen dramatischer Dichtungen, an deren endlicher Erscheinung mir so viel liegt, zu Stande kam.

Indeß ich mich aber mit der Krankheit meiner Frau entschuldige, weiß ich, daß Sie, wie ich mit großem Bedauern von verschiedenen Seiten vernahm, mehrmals von Krankheit heimgesucht wurden, und dennoch liefern Sie der Lesewelt eine Dichtung um die andere, als wären Sie im besten Wohlseyn. Ich schreibe dieses nicht in der Absicht, Ihnen eine Schmeichelei aufzuladen, sondern vielmehr in ganz entgegengesetzter; denn ich halte es für ganz gewiß, daß diese oft zurückkehrenden Schwächen nur die Folge — zwar nicht mit Bewußtseyn gefühlter — Anstrengungen bei zu sehr gehäufter Arbeit sind. Die Dichtung, wie jede Kunst, nimmt, wie den ganzen Geist und die Fülle der Empfindung, so auch alle und die zartesten Kräfte des Körpers in Anspruch, und auch hier rächt sich, wie in allen Dingen, das Uebermaaß. Ich ersuche Sie, diese Freimüthigkeit nur als eine Folge meiner wahren Freundschaft zu betrachten: und erlauben Sie mir eins, aber etwas sehr Erwägenswerthes, noch beizufügen. Da Sie so schöne und große Plane zu Dichtungen, welche Ihren Namen unter den gefeiertsten Dichtern des Vaterlands der Nachwelt überliefern werden, im Herzen tragen, warum verwenden Sie nicht alle und jede Kraft Ihres reichen Dichtertalents auf diese, und auf diese allein und gönnen sich die nöthige Muße, ihnen ganz zu leben? Könnte es denn nicht geschehen, daß, indem Sie sich so

vielerlei Arbeiten hingeben, Sie sich zur Zeit, wo Sie erst das Beste werden leisten wollen, entkräftet und außer Stande fühlen, die klar vor dem Gemüth waltenden Gestalten in's äußere Leben treten zu lassen? Ich glaube, Sie sollten haushälterischer mit sich selbst seyn.

Es ist wohl einer der glücklichsten Gedanken, den ein Dichter fassen konnte, einen altsächsischen Heldensaal zu dichten, und vor Allen sind wohl Sie dazu berufen, der dieses Gebiet bereits seit lange durch so manche Dichtungen zu seinem Eigenthume geschaffen hat. Möge Ihnen Gott Kraft schenken, all dieses und noch mehr zu vollenden.

Friedrich Schlegel, der hier ein Werk, woran sehr viele geachtete Männer Deutschlands arbeiten (Biographien zu Schillers und Göthes dramatischen Werken) als Herausgeber zieren soll, läßt aus Frankfurt kein Wort von sich hören. Ich werde an seine treffliche Gemahlin schreiben, in Hoffnung einer Antwort von ihr, um doch einmal zu erfahren, was Beide thun und treiben. Den beiden Veith in Rom, höre ich, geht es wohl.

Sobald die 2 Bändchen meiner dr. Dicht. ganz aus der Druckerei kommen, werde ich durch Dr. Büsching so frei seyn, Ihnen ein Exemplar zuzusenden. Mit wahrester Hochachtung und Freundschaft

Collin.

Wien, den 30. Januar 1818.

Verehrter Herr und Freund!

Zuerst meinen Dank für Ihr letztes freundschaftliches Schreiben, dessen Datum anzugeben, ich mit Klugheit vermeide, sodann für Ihre zwei Zusendungen. Die feindlichen Brüder habe ich mit großem Wohlgefallen gelesen, die Gedichte bis jetzt noch nicht; ich habe sie erst vor ein paar Tagen erhalten, und trage überdieß an Geschäften die Bürden eines Lastthiers. Diese feindlichen Brüder haben mir neuerdings ein helles würdiges Bild der Ritterlichkeit im Gemüthe rege gemacht, und Sie sollen den Einfluß auch dieses Werks auf mich seiner Zeit noch in meinen Arbeiten erkennen. Es ist sehr möglich, um einen Punkt Ihres Schreibens zu berühren, daß es mit unsern Kindern, Enkeln und Enkelskindern sehr wohl stehen werde, auf alle Fälle wird es so stehen, wie Gott will, daher eben so, wie es seyn soll. Ich glaube aber, die Epoche, in der wir leben, und jene, die auf uns folgen wird, keineswegs als eine solche betrachten zu können, aus welcher die Herrlichkeit menschlicher Trefflichkeit klar werde, sondern vielmehr als eine Zeit gar sehr harter Prüfungen, in welchen die wenigsten bestehen, oder bestehen werden. Die Ueberschwänglichkeit der Ideen hat Frankreich zu Grunde gerichtet, und fängt auch bei uns an, ihr Unwesen zu treiben, trifft sie hier gleich bessere Gemüther. Auf der andern Seite, während jene Don Quixote zu seyn mit allem Eifer streben, wird eine un-

selige Ruchlosigkeit, eine ächte Feindseligkeit gegen alles Bessere sichtbar, daß ich nicht weiß, was daraus werden soll, und es dem Herrn anheim stelle. Das edle Streben der jüngstverfloßnen Jahre irgend einer rühmlichen That vergangener Jahrhunderte nachstellen zu wollen, fällt mir gar nicht bei, aber es ist dieß noch lange nicht alles. Es ist gar sehr viel zu wünschen, und das Uebelste ist, daß auch der Beste sich selbst nicht versteht. Uebrigens gestehe ich Ihnen frei, und wende eben dadurch Ihren Tadel von mir, daß ich zu Zeiten, und jetzt sehr oft, etwas Hypochonder bin, woran mein Leib Schuld ist, und nicht meine Seele, so daß ich manchmal schwarz sehe, wenn andere schönes Licht erblicken.

Schrag wird doch mit dem Heldensaale hervorrücken, eh' denen, welche ihn erwarten, die Geduld zu klein wird? Die Zeit ist verflossen, und schon ein Monat darüber, in der Sie mir den Hermann versprachen. Ich gestehe, ich wünschte mit so heiterem Herzen zu arbeiten, wie ich aus Ihrem Briefe abnehme, daß Sie dichten. Gott schenke Ihnen viele Jahre, und lasse Ihre Plane alle in Erfüllung gehen. Für Ihre Theilnahme an meinen Dichtungen danke ich Ihnen recht sehr, und es ist damit, daß Sie Ihnen gefielen, ein Theil der Absichten, in denen sie niedergeschrieben wurden, erfüllt. Ich denke aber jetzt einige Zeit für mich im Stillen zu arbeiten, und dann auf einmal mit meinem vielgliederigen Werke hervorzutreten. Es wird so viel besser seyn. Ich weiß nicht, ob Sie von der ehemaligen Wiener Lit. Zeit. Notiz genommen haben. Jetzt erscheint eine erneuerte, unter dem Titel:

Jahrbücher der Literatur, deren Vorsteher ich zu seyn die Ehre habe. Ich werde auf diese Weise etwas Gutes befördern, wie ich wenigstens hoffe und glaube.

Für Ihre gütige Theilnahme an dem Befinden meiner Frau danke ich Ihnen, und sie mit mir. Vor 14 Tagen hätte ich bald meinen ältern Sohn von nicht ganz 5 Jahren an der häutigen Bräune verloren. Doch hat mir ihn Gott erhalten wollen, und mir meine schönste Freude wieder geschenkt. Leben Sie wohl, und erinnern Sie sich Ihres wahresten Freundes

Collin.

Wien, den 27. September 1820.

Verehrtester Herr und Freund!

Es ist so lange her, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, daß jeder Andere als ich, der von Ihrer Nachsicht vollständig überzeugt ist, kaum mehr die Feder zu ergreifen wagen sollte. Leider hat mich mein Beruf und die schwere Arbeit der Redaction der Jahrbücher so ganz hingenommen, daß ich aller Welt und auch mir selbst fremd geworden bin, und meine liebsten Plane für spätere Zeiten hinausschieben muß. Ich habe seit drei Jahren nichts mehr an meinen historischen Schauspielen arbeiten können. Graf Kalkreuth hat die Güte, diesen Brief und beifolgendes Bruchstück: „Fortunat's Abfahrt von Cypern" für Sie mitzunehmen. Ich hege die Hoffnung, daß Sie dasselbe

vielleicht für das Frauentaschenbuch geeignet finden dürften; denn ich wünschte es gedruckt zu sehen, da ich es mit vorzüglicher Liebe gearbeitet, und vor Verlauf mehrerer Jahre keine Aussicht habe, an die Vollendung desselben zu gehen. Mit dem Honorar mögen Sie mich behandeln wie Sie es für gut finden werden. Es liegt schon mehrere Jahre in dieser Gestalt, wie Sie es erhalten, in meinem Schreibpulte; vor einigen Jahren habe ich im Erichsonschen Almanach die Trochäen von Seite 13 bis 27 abdrucken lassen, welches in einer Anmerkung gesagt werden könnte. Tieck hat 1807 den damals bereits fertigen Anfang gelesen, und mir den Plan seines Fortunat mündlich mitgetheilt. Der Meine hat eine ganz verschiedene Anlage, und dieß dürfte vielleicht, da der Tieckſche die Aufmerksamkeit aller Freunde der Dichtkunst anregte, nicht ohne Interesse für die Lesewelt seyn. Meine Absicht ist, ein volles Gegenstück zum Faust zu liefern, der als ein Idealist betrachtet werden kann, der in der Realität, zu Grunde geht; Fortunat soll aber bei mir als ein Realist dargestellt werden, der anfangs ganz in die Welt verloren, und ihren Eindrücken hingegeben, endlich ihre höhere Bedeutung erfaßt, und zur Anschauung Gottes in diesen Offenbarungen der äußern Welt gelangt. Eine schwere, aber gewiß sehr anziehende Arbeit, wozu das Volksbuch aber den erwünschten Stoff vollständig liefert. Ich würde daher auch den ersten Theil mit der Rückkunft nach Cypern schließen, und das Folgende in zwei andern Theilen bearbeiten. Die Verbindung des Ganzen würde eine Mythe über die Fortuna, die sich durch das Ganze

hinzöge, sehr schicklich liefern. Doch genug hievon, wenn es Ihnen nicht schon zu viel däucht. Haben Sie die Güte, mich bald gefälligst zu unterrichten, ob Sie diese Dichtung aufnehmen können, und in letzterem Falle das Manuscript an Graf Kalkreuth zurück zu stellen; denn ich wünschte sehr, daß es Tieck zu lesen bekäme.

Die letzteren Bände Ihres sächsischen Heldensaals habe ich noch nicht gelesen, es wird aber nächstens geschehen. Ich denke eben diesen Heldensaal anzuzeigen, um im Ganzen über Sie zu sprechen. Es ist nämlich nöthig, Vieles zusammen zu nehmen, um das Eigenthümliche eines Dichters gründlich zu erörtern, welches in den Jahrbüchern um so unerläßlicher ist, da wir nur selten auf denselben Schriftsteller zurückkommen können. Dieß ist die Ursache, warum bis jetzt Ihre Arbeiten noch nicht direct in dieser Zeitschrift vorkamen. Ich weiß nicht, ob Sie noch so sehr mit der Zeit zufrieden sind, wie damals, als Sie sich mit einer Gattung Bedauern über mich wunderten, daß ich es nicht wäre; ich bin aber noch nicht anderer Meinung geworden, und zwar nicht im Geringsten andrer Meinung. Man kann füglich so denken, ohne darum der Kraft zu entbehren, dasjenige, was man verdrießlich oder eckelhaft findet, in Geduld, wie andere, auf seinen Schultern durch's Leben weiter zu tragen. Mir ist schon dieß (meiner Natur nach nämlich) verhaßt, daß ein solches offenes Streben nach äußerm Wohlseyn in allen Menschen zu Tag gekommen ist, so daß sie glauben, sie seyen dem Bösen heimgefallen, wenn sie nicht die Welt regieren helfen, und auch König im großen Spiele sind.

Ich denke, es gäbe überall Dringenderes für Jeden. Da dieß nun aber gerade der Gang ist, den, wie es scheint, die Welt nach den Rathschlüssen Gottes nehmen soll, stelle ich mich in so weit zufrieden, als ich einsehe, daß ich es nicht ändern kann, und daß es für das Ganze des dieser Erde bestimmten Lebens nothwendig, und daher auch für eine, zwar nicht mir selbst noch meinen Kindern bestimmte Zukunft, von unzweifelhaftem Nutzen seyn wird. Ueberdieß lebe ich in einem Lande, welches von der Vorsicht bestimmt zu seyn scheint, die Stürme des Lebens mehr anzuschauen, als zu fühlen, welches ich schon mit Dankbarkeit zu erkennen verpflichtet bin. Was aber auch immer gegen alle meine Erwartung kommen sollte, so wird es mich mit Gottes Hülfe als einen Mann bereit finden.

Ferner, weil ich schon im Zuge zu tadeln bin, ist mir — obwohl in Gottes Zorn selbst Redacteur einer kritischen Zeitschrift, und selbst Recensent — die kritische Richtung des Zeitalters verhaßt, welche sehr von philosophischem Streben zu unterscheiden ist. Deutschland insbesondere ist eine vollständige Secierkammer aller möglichen Wissenschaft und Kunst geworden, und das einst reich und schön gewesene intellectuelle Leben liegt gleichsam zerschnitten, zerfetzt und blutend vor uns, durch das lächerliche Streben eines Jeden, nicht blos der Schriftsteller, den Dingen auf den Grund zu kommen, und Ideen wie die Gefühle und Empfindungen zu zerlegen, und den nervus agendi aufzusuchen.

Dieß wenige, um einigermaßen anzudeuten, was mir

in dieser Gegenwart anstößig ist, obwohl ich mich ihr darum nicht entziehe, sondern mit den Wölfen heule, wie es mir gegeben ist. Vielleicht bin ich Anderen eben so sehr ein Stein des Anstoßes, als diese mir es sind; wir können es sämmtlich nicht ändern. Leben Sie vielmals wohl, und erhalten Sie mich in freundschaftlicher Erinnerung.

Collin.

J. v. Eichendorff.

Joseph Freiherr v. Eichendorff, geb. den 10. März 1788 auf dem Landgute Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien, lebt seit einigen Jahren, nachdem er als preuß. Geh. Regierungsrath seinen Abschied genommen, bei Danzig. E. trat zuerst unter dem Dichternamen Florens auf. Sein erstes größeres Werk war der Roman: Ahnung und Gegenwart, (herausgeg. von Fouqué. 1815). Die phantastische Novelle „aus dem Leben eines Taugenichts," welche für das Meisterwerk des Dichters gilt, erschien 1824 (auch in der Sammlung seiner Werke, 4 Bände, Berlin 1841—43).

Theuerster Herr Baron!

Die aufrichtige Achtung, Bewunderung und Liebe, mit welcher Ihre Werke meine ganze Seele erfüllen, die freundliche Zuversicht endlich, die Ihre persönliche Bekanntschaft (im vorigen Herbste auf dem Marsche durch Böhmen) für immer in mir erweckte, machen mich so kühn, Ew. Hochwohlgeboren das Manuscript eines Romans zu übersenden, zu gütiger Durchsicht und meiner Belehrung. Es ist so traurig, für sich allein zu schreiben, wenn man es mit dem Leben überhaupt ernsthaft und redlich meint. Ich möchte am liebsten mein ganzes Sinnen,

Trachten und Leben, mit allen seinen Bestrebungen, Hoffnungen, Mängeln und Irrthümern, meiner Nation, der es geweiht ist, zu strenger Würdigung und Berathung darlegen, und komme dabei natürlich auf die wenigen würdigen Repräsentanten derselben und Kernhalter deutschen Sinnes zurück. Ich wüßte unter diesen keinen, dem ich herzlicher vertraute, von dem ich den Beifall erfreuter und den Tadel demuthsvoller annähme, als von Ihnen, Herr Baron. Und in diesem Sinne bitte ich Sie, die Mittheilung meines Romans, der eben auch ein Stück meines innersten Lebens ausmacht, nachsichtsvoll anzunehmen. Ich hatte denselben vollendet, ehe noch die Franzosen in Moskau waren, und theilte ihn Friedr. Schlegeln und seiner Frau mit. Der Beifall dieser beiden Vortrefflichen überraschte und entzückte mich. Sie ermunterten mich, ihn drucken zu lassen und von der Letzteren Hand rühren zu diesem Endzwecke die vielen Korrekturen her, die sich in diesem Manuscripte befinden und mir als ein Andenken an ihre liebevolle Sorgfalt theuer sind. Kein Buchhändler mochte indeß damals und auch noch später, bei der mißlichen Lage der guten Sache, den Druck des Buches übernehmen, da ich darin Anspielungen auf die neuesten Begebenheiten nicht vermeiden konnte und wollte. Endlich faßte der Strom unserer großen Zeit mich selbst und ließ mich nicht wieder los bis jetzt, da ich, bald nach meiner Trennung von Ew. Hochwohlgeboren in Böhmen, das Glück hatte, meinen Wunsch zu erreichen und als Officier bei einem Landwehrregimente angestellt zu werden. Ich sehe nun wohl ein, daß, währenddeß der eigentliche

Zeitpunkt eines allgemeinen Interesses für diesen Roman verstrichen ist; ich konnte mich aber nicht entschließen, etwas daran zu ändern, theils, weil er sonst ganz etwas anderes und kein volles Bild mehr jener seltsamen gewitterschwülen Zeit der Erwartung, Sehnsucht und Schmerzen wäre, theils aber, weil unser neuester, gegenwärtiger Zustand, in welchen ich doch die Geschichte hinüberkünsteln müßte, mir noch zu unentwickelt, schwankend, formlos und blendend erscheint, um mir einen ruhigen Ueberblick zu vergönnen. Ew. Hoch- und Wohlgeboren erhalten demnach den Roman wörtlich so, wie er damals niedergeschrieben wurde. Sollte er in dieser Gestalt, als Erinnerung jener männlichen Trauer, jener ersten Vorzeichen der göttlichen Gnade und Wunder, die wir nun erfahren, noch eines öffentlichen Antheils fähig, und in poetischer Hinsicht überhaupt des Druckes werth seyn, und Ew. Hoch- und Wohlgeboren dort ein Verleger dafür bewußt seyn, so bitte ich über das Manuscript, Titel, Zueignung u. s. w., ganz nach Gutdünken zu verfügen und sich meines innigsten Dankes zu versichern.

Loeben, welcher neulich einen durch die Zeitereignisse und die Verschiedenheit unserer Naturen und Sinnesart lange unterbrochenen Briefwechsel mit mir wieder anknüpfte, bat mich so dringend und liebevoll, um eine vorläufige Mittheilung dieses Romans, daß ich es ihm nicht abschlagen konnte, obschon ich zweifle, daß er ihm gefallen wird.

Ich kann es nicht sagen, welche fromme Freude mich erfüllte, als ich aus den Zeitungen vernahm, daß Sie,

Herr Baron, Gott gnädig durch alle Gefahren dieses Krieges hindurchgeführt und uns erhalten hat. Es giebt noch so vieles, großes und freudiges zu vollbringen. Gott hat uns ein Vaterland wiedergeschenkt, es ist nun an uns, dasselbe treu und rüstig zu behüten, und endlich eine Nation zu werden, die unter Wundern erwachsen und von großen Erinnerungen lebend, solcher großen Gnade des Herrn und der eigenen kräftigen Tiefe sich würdig beweise. Und dazu braucht es nun auch andere Kämpfer noch, als bloße Soldaten. Wäre auch ich im Stande, zu dem großen Werke etwas rechtes beizutragen! Meine Kraft ist gering und noch von vielen Schlacken und Eitelkeiten getrübt, aber die Demuth, mit der ich meine Unzulänglichkeit anerkenne, und der Wille, das Beste zu erlangen, ist redlich und ewig. Und in diesem Gefühle wage ich es, Sie, Herr Baron, und Ihre verehrungswürdige Frau Gemahlin zu bitten, mich nicht ganz als Fremden anzusehen, und mir Ihre Theilnahme und Freundschaft nicht zu versagen, die mich unaussprechlich beglücken könnte. Ich bin Lebenslang mit der aufrichtigsten Hochachtung

Euer Hoch- und Wohlgeboren

Joseph Baron v. Eichendorff,
Lieutenant.

Lubowitz bei Ratibor in Ober-Schlesien,
den 1. October 1814.

Ich wüßte mich, Herr Major, seit langer Zeit keiner solchen großen Freude zu erinnern, als da Ihre und Ihrer Frau Gemahlin mir ewig theuern Zeilen anlangten, wie eine herzliche Begrüßung aus dem Garten der Poesie, von dem ich durch äußere Störung und noch mehr durch, aus meinen widrigen Schicksalen erklärlichen, Mißmuth nun lange getrennt war. Es giebt nichts Tröstlicheres, als den Beifall der wenigen zu erlangen, an die man beim Schreiben eigentlich immer nur gedacht hat, und deren Gunst weniger verwirrend der Eitelkeit schmeichelt, als vielmehr recht erquickt, stärket und erweckt. Nehmen Sie beide daher meinen innigsten Dank für Ihre gütige erhebende Theilnahme und die herzliche Bitte, mich auch ferner Ihrer Leitung und Erweckung zu würdigen.

Es thut mir sehr leid, daß sich mein Buch mit Ihrem Namen, Herr Baron, als dem besten Vorworte, nicht schmücken darf; doch ehre ich Ihre Ansicht, die es verhindert.

Tief gerührt hat mich Ihre Bemerkung, daß die Sinnlichkeit manchmal allzudreist aus verschiedenen Stellen meines Romans hervorblicke. Auch ich habe bisweilen bei späterer Durchlesung des Buches ganz dasselbe empfunden, aber niemals beim ersten Schreiben desselben — und so oft ich dann in diesen Dingen etwas verändern wollte, kam es mir jedesmal vor, als führe ich mit einem Tuche verwischend über die frischen Farben eines Gemäldes, und ich ließ wieder alles, wie es war. Es freut mich daher außerordentlich, daß auch Sie, Herr Baron, sich zuletzt mit dieser meiner Ansicht aussöhnen.

Ew. Hochundwohlgeboren erhalten beiliegend auch

das verlangte, durchaus nothwendiggewordene Vorwort, wodurch denn nun die Zueignung in Stanzen ganz wegfiele. Eben so erfolgt auch hiemit der Korrekturzettel, der durch mein Versehen allerdings zurückgeblieben war. Doch bin auch ich vollkommen Ihrer Meinung, daß Faber in das Land hinausreiten, und daher das Ausgestrichene an dieser Stelle des Manuscripts stehen bleiben müsse. — Was endlich die Vorsetzung meines wirklichen völligen Namens vor das Buch anbetrifft, so wüßte ich keinen besonderen Grund, den Namen Florens beizubehalten, und folge auch hierin, wie in allem anderen, gern Ihrem liebevollen Rathe und Ihrer besseren Einsicht.

Herzlich erfreut hat mich Ihr ehrender Antrag, an Ihrem Frauentaschenbuche theilnehmen zu dürfen. Um desto unangenehmer ist es mir, daß ich in diesem Augenblicke außer Stande bin, Gebrauch davon zu machen. Ich werde mir aber die Ehre geben, gewiß sehr bald, und hoffentlich noch nicht zu spät, Einiges von meiner Poesie für das Taschenbuch zu übersenden.

Ich hätte Ihr gütiges Schreiben, das mich so sehr beglückt, schon längst aus vollem Herzen erwidert, wenn ich nicht eben im Begriff gewesen wäre, von Hause abzureisen, als ich die Freude hatte, dasselbe zu erhalten. Ich bin nun hier in Berlin mit unbestimmtem Urlaub angekommen, um eine Anstellung bei der hiesigen Regierung nachzusuchen. Dabei wurde mir eine Freude, wie es wenige in der Welt giebt, recht als ein unerwartetes Weihnachtsgeschenk, zu Theil. Ich habe nämlich nach so langer Trennung meinen lieben Herzensfreund

Philipp, den ich lange in Wien glaubte, wiedergefunden, und gedenke die leider nur wenigen Tage, die er noch hier verweilt, noch recht nach alter gewohnter Weise mit ihm zusammenzuleben.

Und nun bitte ich Sie, Herr Baron, und Ihre Frau Gemahlin, die aufrichtige Versicherung meines innigsten Dankes für Ihre mir beiderseits erwiesene, beglückende Theilnahme, und der herzlichen Hochachtung, von der ich mich für Sie jederzeit durchdrungen fühle, wohlwollend aufzunehmen.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren

Ergebenster

Joseph B. v. Eichendorff.

Berlin, den 25. December 1814.

Wenn Sie mich, Herr Baron, vielleicht mit einem Schreiben beehren wollten, so bitte ich, dasselbe an die Herren Gebrüder Veit für mich zu addressiren. Ich bin doch noch so glücklich, Ihnen einige Kleinigkeiten von meiner neuesten Poesie dießmal mit übersenden zu können. Sollten Sie dieselben der Ehre würdig finden, einen Platz in dem Frauentaschenbuche einzunehmen, so bitte ich, selbe auch unter meinem wahrhaften Namen J. Frh. von Eichendorff abdrucken zu lassen.

Verehrtester Herr Baron.

Ich kann bei meinem Durchfluge durch Berlin nicht unterlassen, Sie wenigstens schriftlich aus ganzer Seele

zu begrüßen, da ich Familien-Geschäfte wegen, die mich zur Eile treiben, leider meinen lange gehegten Wunsch aufgeben mußte, es mündlich thun zu dürfen. Ich stand in diesem letzten Feldzuge bei der Rheinischen Landwehr in Frankreich gänzlich verschlagen von allen Freunden und literarischen Nachrichten aus dem Vaterlande, nur durch das Gefühl solcher Entbehrung und Aufopferung, um desto inniger, mit demselben verbunden. So geschah es, daß ich meinen inzwischen gedruckten Roman erst bei der Rückkehr in Deutschland zu Gesicht bekam, und da waren Sie es, verehrtester Herr Baron, der mich der Erste, als ein treuer Hüter unseres heiligsten Reichs, am Rheine mit Ihrem Vorworte freundlich empfing. Ich kann es nicht sagen, mit welcher innerlichsten Freudigkeit mich diese Ihre Worte erfüllt und über mich selber erhoben haben. Ich danke Ihnen herzlich dafür, so wie überhaupt für die ermunternde thätige Theilnahme, mit der Sie mein Werk beehrt. Das Honorar und eine Menge von Exemplaren ist während meiner Abwesenheit meiner Frau in Schlesien richtig zugekommen. Ich selbst reise nunmehr nach Lubowitz bei Ratibor in Ober-Schlesien, wo ich den dort obwaltenden Umständen die Entscheidung überlassen werde, ob ich künftig auf dem Lande bleiben oder noch einmal eine Civil-Anstellung suchen soll. An Ruhe ist auf jeden Fall nicht zu denken. Denn es giebt, meines Bedünkens, gerade keine reichere, entscheidendere, aber auch gefährlichere Zeit, als wenn ein tüchtiges Volk im vollen Bewußtseyn und Gefühl seiner Kraft plötzlich still steht und sich besinnt. Wir wollen also lieber recht

wach bleiben, denn wir dürfen das durch Fahrläßigkeit oder Uebermuth nimmermehr verspielen, was wir mit Gottes wunderbarem Beistand erobert und mit so viel theuerem Blute besiegelt haben. Ueberall und jederzeit daher werden meine Augen Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin, der ich meine ausgezeichnete Hochachtung zu versichern bitte, als einem Zwillingsgestirne deutscher Ehre treulich folgen, das uns alle mit Freude, Glanz, Trost und Zuversicht erfüllt. Ich bitte Sie daher herzlich, vergessen Sie mich nicht und erlauben Sie mir, Ihnen manchmal zu schreiben und alles, was ich bin und habe, mittheilen zu dürfen. Ich verbleibe mit innigster Verehrung

Ew. Hoch- und Wohlgeboren

ergebenster Freund und Diener

Joseph B. v. Eichendorff.

Berlin, den 29. Januar 1816.

Verehrtester Herr Baron.

Ich eile, Ihnen für Ihre gütigen, aufmunternden Zeilen, die ich, nebst der Einlage aus Gösfeld, vor einigen Tagen erhalten, meinen herzlichsten Dank abzustatten. Es macht mich immer recht fröhlich, wenn Sie sich meiner freundlich erinnern.

Ich war so eben im Begriff, Ihnen eine Novelle zuzusenden, die ich für das Frauentaschenbuch geschrieben

habe. Da aber, wie Sie sagen, dieß Jahr der Raum für größere Aufsätze schon zu sehr beengt ist, so behalte ich es mir vor, sie Ihnen später einmal zu schicken. Einige Lieder dagegen folgen heute mit. Sollten sie Ihnen gefallen und einige davon nicht vielleicht durch zu persönliche und örtliche Beziehung dunkel seyn, so würde es mich herzlich freuen, sie in den anmuthigen Blumengarten Ihres Frauentaschenbuchs verpflanzt zu sehen. — Für die Thusnelda werde ich trachten, sobald es mir die Zeit erlaubt, auch etwas zu schicken.

Nach einem langen Zeitraume, den die Vorbereitung zu meinem neuen Stande ausfüllte, habe ich wieder einmal Dichtungen von Ihnen und Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin gelesen. Es war mir dabei so fromm und freudig zu Muthe, wie einem lange Verbannten, der seine Heimath betritt und sich auf einmal an alles wieder erinnert, was groß und ihm lieb und heilig auf Erden war. Mit tiefer Rührung, Herr Baron, habe ich mich auch an Ihren neulich erschienenen Jugendgedichten erlabt. Das ganze Büchlein kommt mir vor, wie jene wunderbaren blauen Vorfrühlingstage, wo ein leises Auferstehen auf den Feldern anhebt, Gras und Bäume sich rühren und einzelne Lerchen jubelnd durch den Himmel schweifen. Nur hin und wieder erst schlägt eine frühzeitige Nachtigall in dem Gebüsch, aber die Ahnung des überschwenglich reichen Frühlings erfüllt die ganze Seele.

Was mich selber anbetrifft, so geht es mir ziemlich gut. Ich bin nun als Referendar bei der hiesigen Regierung angestellt, und was ich dadurch an Zeit verliere,

habe ich doppelt an Ruhe und entschlossenerem Zusammendrängen meiner Kräfte gewonnen. Und so kann mit Gottes Hülfe noch alles gut werden. Ich habe einige kleine Geschichten geschrieben und Größeres angefangen und bitte nur herzlich um die fernere Erlaubniß, Ihnen beiden, was ich dichte, von Zeit zu Zeit darbringen zu dürfen. Denn ich sage es wiederholt: ich weiß niemand, dessen Urtheil mir wichtiger und dessen Beifall mir lieber wäre.

Ihrer Frau Gemahlin bitte ich gehorsamst meine aufrichtigste Hochachtung zu versichern und bin Lebenslang mit der innigsten Verehrung und Freundschaft ganz der Ihrige

Joseph Baron v. Eichendorff.

Breslau, den 15. März 1817.

Verehrtester Herr Baron.

Ihrer gütigen Erlaubniß zufolge, wage ich es, Ihnen wieder etwas von meiner Poesie zuzuschicken, eine Novelle oder Mährchen, zu dem irgend eine Anekdote aus einem alten Buche, ich glaube es waren Happelii Curiositates, die entfernte Veranlassung, aber weiter auch nichts, gegeben hat. Da mir nunmehr die Gegenwart in tausend verdrießlichen und eigentlich für alle Welt unersprießlichen

Geschäften in eine fast lächerliche Nähe gerückt ist, gleichwie man ein großes Fresko-Gemälde nur aus einiger Entfernung betrachten muß, wenn man nicht vor den einzelnen groben Strichen erschrecken soll, so habe ich in vorliegendem Mährchen versucht, mich in die Vergangenheit und in einen fremden Himmelsstrich zu flüchten, und betrachte dasselbe als einen Spaziergang in amtsfreien Stunden ins Freie hinaus. Ob ich nun auf einem so verzweifelten Spaziergang den Weg ins Freie und in die alte poetische Heimath gefunden habe, ob sich nicht vielmehr Aktenstaub statt Blumenstaub angesetzt hat, und ob demnach die ganze Novelle, so wie sie ist, der Aufnahme in Ihr schönes Frauentaschenbuch gewürdiget werden darf, überlasse ich, Herr Baron, Ihrem und Ihrer Frau Gemahlin bewährtem Urtheil, dem ich so gern und unbedingt vertraue.

Wie sehnt sich meine ganze Seele nach jener altgewohnten Abgeschiedenheit und Unbeflecktheit von den alltäglichen Welthändeln, wo ich, mitten in einer der volkreichsten Städte, von dem großen Strome des Lebens nur das ferne Rauschen vernahm, das uns so wunderbar in die Tiefe versenkt. Ob ein solcher Zustand für mich jemals wiederkehren werde, weiß ich nicht; aber Ihre und Ihrer Frau Gemahlin Dichtungen, Herr Baron, die mir die unermessene Aussicht in meine alte Heimath von Zeit zu Zeit wieder aufschließen, erhalten mich wach und frisch, daß mich eine ruhigere Zukunft jederzeit rüstig finde.

Ihrer Frau Gemahlin bitte ich gehorsamst meine

ausgezeichnete Hochachtung zu versichern. Mit innigster Verehrung

Ew. Hoch- und Wohlgeboren

ergebenster Freund und Diener

Joseph B. v. Eichendorff.

Breslau, den 2. December 1817

W. Fichte.

Wittwe des Philosophen Fichte.

Berlin, den 1. Mai 1817.

Ich habe, theurer Freund, das mir von Ihnen empfohlene Buch (Menks H. nur den 1. Theil, weil ich den andern nicht bekommen konnte) indessen gelesen; es ist eines der besseren Erbauungsbücher, doch lassen Sie mich aufrichtig seyn, ich vermisse darin die Darstellung dessen, was ich für den Kern und die Wesenheit des Christenthums halte, und was ich so klar, begeisternd, hinreißend, nirgends ausgesprochen gefunden habe, als bei der Guion, und etwa bei Fenelon, der doch von ihr lernte. Sie, Theurer, haben diese edle Frau nicht kennen gelernt, erlauben Sie mir daher, Ihnen mittheilen zu dürfen, was sie lehrt und was ich mit innigster Ueberzeugung für das ächte Christenthum und den wahren Sinn der Bibel halte. Das Erste und Wesentliche des Christenthums ist ihr nicht etwa der

Glauben, an irgend ein Faktum, sondern es geht allein das Gemüth, — das Innerste des Gemüths an, und beabsichtiget eine totale Umschaffung desselben: mit einem Worte, die Lehre von der geistigen Wiedergeburt ist ihr die Hauptsache, und das, was das Christenthum von allen anderen Religionen unterscheidet; der Christ solle, und allein darin bestehe sein Wesen als Christ — in sich alle Selbstheit vernichten, gar nichts Besonderes mehr seyn, nichts irgend mehr Eigenes haben wollen, sondern mit allen Kräften und Trachten rein in der Liebe Gottes und Christi leben, und was eins damit ist, den göttlichen Willen unbedingt zu dem seinigen machen: kurz, darnach streben soll er, mit Paulus sagen zu können: ich lebe, aber nicht ich, sondern Christus lebt in mir.

Zu diesem Aufheben aller Selbstheit, zu dieser Liebe Gottes oder Christi, (denn beide sind durchaus Eins) erregt sie nun, und begeistert zu nie ermüdendem Kampfe gegen unsern Erbfeind, die eigensüchtige Natur in uns; hier kennt und ergründet sie alle Irren und Abschweife, auf die man etwa auf dem Wege zur Heiligung gerathen könnte, und warnt treulich davor, immer unter Anleitung der Bibel.

Die 13. Hom., wo der Verfasser von dem Sehen auf künftige Belohnung spricht und beweisen will, daß, ohne Hoffnung derselben im Himmel, keine wahre christliche Tugend, keine Selbstverläugnung möglich sey, hat mich nicht erbaut: nach der Lehre Christi sollen wir alles leiden und aufopfern, aus Liebe zu Gott und Christus, also aus reiner, uneigennütziger Liebe, wo der Gedanke

an Belohnung gar nicht in die Seele kommt. Was ist für den eine künftige Belohnung nöthig, der schon hier in Christo sich begnadigt fühlt mit unendlicher Glückseligkeit. Hier zeigt sich nun deutlich, auf welcher Stufe der sonst eifrig strebende, und wenigstens gut meinende Verfasser steht, und warum ihm das eigentliche Wesen des Christenthums verborgen bleiben mußte: es mag jenes eine Stufe auf dem Wege der christlichen Vervollkommnung seyn, aber eine untergeordnete, eine die betreten wird, um wieder verlassen zu werden: denn Christus offenbart nicht sogleich und auf einmal Sich und Sein Reich; wie könnte das noch ungeübte, kaum dem Blick auf irdische Dinge entrissene Seelenauge auf einmal alles fassen! Aber eben darum, theuerster Fouqué, wollen wir nicht rechten, und uns nicht verschließen, sondern stets geöffnet bleiben der eignen innern Erleuchtung und Belehrung, durch Schrift und Wort, denn alles schickt ja Gott.

Mein Hermann empfiehlt sich Ihnen; ich kann Ihnen zum Preis und Lobe Gottes sagen, daß mit der Entwickelung seines Geistes auch seine innere Heiligung zunimmt, wofür ich der ewigen Güte nicht genug danken kann.

Leben Sie wohl, theurer Freund, Gott sey mit Ihnen.

Ihre treue Freundin Fichte.

F. v. Gaudy.

Franz Freiherr v. Gaudy, geb. den 19. April 1800 zu Frankfurt a. d. O., trat 1818 in preuß. Militairdienst, nahm 1833 als Lieutenant seinen Abschied und widmete sich in Berlin, wo er den 6. Februar 1840 starb, literarischen Arbeiten. (Todengaße. — Kaiserlieder. — Mein Römerzug. — Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen. — Lieder und Romanzen u. s. w.) Er nahm auch mit Chamisso an der Redaction des deutschen Musenalmanachs Antheil.

Wenn der unbekannte Jüngling sich dem verehrten Barden naht, dessen Lieder mit ihren zauberisch lieblichen Klängen schon in früher Kindheit ihn in reizende Träume wiegten; und die den Erwachseneren zu kühnem Nachstreben begeisterten — dann fühlt er eine heilige Scheu im jugendlichen Busen, er verstummt in der Nähe des Ehrwürdigen. Doch in der Ferne wagt er es, die gehörten Töne im schwachen Spiele nachzubilden, wagt es wohl gar, sie dem Meister des Gesanges mit Bitten um liebreiche Schonung des Versuches darzubieten — beglückt, wenn dieser wohlwollend das rege Streben nach dem Schönen erkennt.

Dieser Jüngling bin ich; der ich mit inniger Verehrung, mit aufrichtiger Hochachtung bin

der Baron von Gaudy.

Brieg a. d. O.
den 8. Januar 1824.

Gneisenau.

Aug. Neidhard, Graf v. Gneisenau, preuß. Generalfeldmarschall, geb. d. 28. Okt. 1760 zu Schilda im preuß. Herzogthum Sachsen, starb zu Posen an der Cholera in der Nacht vom 23. auf den 24. Aug. 1831.

Mein verehrter Freund.

Wenn ich im Laufe des letzteren Winters mit Lob von Steffens Entschlossenheit sprach, einer unglückschwangern Gesinnung kühn entgegen zu treten, und dabei den Wunsch äußerte, daß andere redliche teutsche Schriftsteller ein Gleiches thun möchten, so mußte, in Hinsicht auf Sie, mein verehrter Fouqué, meine Meinung nur die seyn, daß Sie von dem Gebiet frommer ritterlicher Poesie aus, Ihren Kampf gegen die Verkehrtheit der unreifen Staatsverbesserer und ihrer Literatur richten möchten. In das Gebiet der politischen Tagesliteratur herunter zu steigen und in solchem gemeinen Kampf sich abzumüden, hieße, in Ihrem Standpunkt, die Vortheile der Stellung aufgeben, und die sonnige Höhe, von wo Sie Ihre Blitze schleudern können, mit nebligem Sumpfboden vertauschen. Bedenken Sie, welchen Vortheil der philosophische Standpunkt unserm Steffens giebt; bewahren Sie Sich daher Ihren poetischen.

Wenn Sie dereinst wieder eine liebliche, sanfte, kleine Dichtung, eine Idylle, oder auch selbst eine Undine zu Tage fördern und Sie wollen ihr meinen Namen an die Stirne heften, so werde ich für diese Ehre sehr dankbar seyn. Erschrecken würde ich aber, wenn ich mich in Ge-

sellschaft eines Bertrand du Guesclin erblicken sollte. Denn mit Wahrhaftigkeit vor Gott muß ich ausrufen: domine non sum dignus. Zuviel Ehre würde mich noch mehr niederdrücken; ich unterliege ohnedies schon der Schwere derjenigen Ehren, die ich, mir wohl bewußt, in Unwürdigkeit trage.

Die goldne Unabhängigkeit, die Ihnen das Glück gewährt hat, geben Sie ja nicht auf. In den Fesseln unfruchtbarer Dienstpflichten und langweiliger Geselligkeit wandelnd, blicke ich sehnsüchtig auf das Glück der Unabhängigkeit und freier Muße. Und Sie wollten solche Freiheit mit jenen Fesseln vertauschen?

Gott erhalte Sie in Gesundheit und Heiterkeit, und bewahren Sie mir Ihre mir wohlwollenden Gesinnungen als

Ihrem

treuergebenen Freund und Diener

Gr. N. v. Gneisenau.

Berlin, den 12. Mai 1819.

Ihre Zuschrift vom 14. v. M. mein lieber Baron, hat mich sehr erfreut. Die Zusage, mir die Aushängebogen der geschichtlichen Forschungen unseres Schütz zu senden, ist mir sehr angenehm; von ihm läßt sich nichts anderes, als gediegenes erwarten; treffliche Kost für gute Zähne; keine Milchspeise.

Wenn der mir vorschwebende Aufsatz von Sturz nicht in dessen vermischten Schriften enthalten ist, so müßte ich ihn in einer der Zeitschriften jener Zeit gelesen haben,

vielleicht im deutschen Museo. Mehr weiß ich davon nicht anzugeben.

Wir führen hier ein wahres Schlaraffenleben, nämlich in geistiger Weise. Wir schwelgen in der schönen Natur, in den herrlichsten Umgebungen, großartig von der einen Seite; von der andern höchst lieblich. Es dürfte sich wohl der Mühe lohnen, wenn Sie und Ihre Familie sich einmal entschließen wollten, Ihren Wohnsitz für einige Wochen hier aufzuschlagen. Die Gegend erfüllt mit Begeisterung den, der ihrer ermangelt, und steigert sie bei dem, der damit bereits beglückt ist.

Sie wollen mich Ihrer Frau Gemahlin und sämmtlichen Hausgenossen — Papa Briest nicht zu vergessen — zu Wohlwollen empfehlen und mir das Ihrige bewahren als

Ihrem

treuen Freund und Diener

Gr. N. v. Gneisenau.

Erdmannsdorf bei Hirschberg,
den 2. August 1819.

Mein lieber Baron!

Sie haben, mein lieber Baron, mir einst ein sehr werthes Geschenk mit einem Stillleben-Gemälde (Stillings Jugendjahre) gemacht; ich erwiedere nun solches mit einem Seesturm.*) Möge Ihnen die Schilderung eines so reichen Lebens im steten Kampf mit dem Verhängniß gefallen.

*) Nettelbecks Leben, von ihm selbst aufgezeichnet, herausgeg. von Haken, 1821—23.

Den Mann habe ich selbst in einer spätern Zeit erprobt. In der Belagerung von Colberg habe ich ihm die Feuerlöschanstalten, die der verschiedenen Ueberschwemmungen daselbst, die Aus- und Einschiffungen unter erschwerenden Umständen übergeben, und alles dieß, und noch mehr als dieß hat er mit Einsicht, Eifer, Entschlossenheit und Muth geleitet. Darum bin ich ihm dankbar, und möchte gern sein Buch verbreiten helfen. Wenn es Ihnen, mein lieber Baron, gefällt, werden Sie wohl auch darüber ein paar Worte Ihrem Publicum, das so zahlreich ist, sagen. Ihre Frau Gemahlin, der ich mich zu wohlwollendem Andenken empfehle, dürfte vielleicht auch das bescheidene Buch einer Durchblätterung würdigen. Zur nähern Kenntniß der Entstehung desselben und seiner Art und Weise darf die Vorrede des Herausgebers nicht ungelesen bleiben. Bertrand du Guesclin hat mich gewaltig angezogen. Eine geraume Zeit nachher war immer noch die Form meines Denkens in achtzeiligen Stanzen. Als Sittenbuch habe ich es alsbald meinem siebzehnjährigen Sohn zum Durchlesen übergeben. Möge es gute Früchte tragen! Von dem Zauber des Rennhauser gastfreien Hauses höre ich oft reden. Poesie, Literatur, Landleben, welch' schöner Verein! Ich bitte Sie, mein lieber Baron, dem gesammten Familienverein zu Rennhausen meine herzlichen Grüße zu übergeben. Meine hochachtungsvolle Freundschaft bleibt Ihnen stets gewidmet.

Ihr treu ergebener Freund und Diener.

Gr. N. v. Gneisenau.

Berlin, 1. Nov. 1821.

A. v. Helwig.

Amalie von Helwig, geb. Freiin von Imhof, wurde den 16. Aug. 1776 zu Weimar geboren und starb in Berlin den 17. Dec. 1831. Ihr Gemahl, welcher in schwedischen Diensten stand, trat 1810 als Generalmajor in preußische. A. v. H. war eine vielseitig gebildete und begabte Dichterin, die sich sowohl durch eigene Dichtungen (die Schwestern von Lesbos, 1801, die Schwestern von Kerczyra, 1812, das mit Fouqué herausgegebene Taschenbuch der Sagen und Legenden, 1812 und 1813 ꝛc.), wie auch durch ihre treffliche Uebersetzung von Tegnérs Frithiofs-Sage, 1826, bekannt gemacht hat.

Heidelberg, den 5. Juni 1811.

Werden Sie nicht finden, daß ich Ihre Güte mißbrauche, indem Sie diesen Brief empfangen? In der That heißt dieß vielleicht zu schnell die Erlaubniß benutzen, die Sie mir gegeben; aber Ihr mir so doppelt willkommner Brief war ja nicht höflich, er war viel mehr; liebreich und tröstend war er mir und hat mir den rührenden Beweis Ihres fortdauernden Antheils recht unwidersprechlich gegeben. — So will ich denn in der Voraussetzung, die meinem Herzen so wohl thut, es sey mit Ihrem freundlichen Anerbieten in allem Ernst gemeint gewesen, Sie auch zum Bevollmächtigten im Apollo ernennen und das Geschäft, meine poetischen Kinder auf eine anständige Art im Publicum zu introduciren, mit vollem Vertrauen in Ihre Hände legen. — Hierin thue ich nun freilich mehr, als Sie selbst gern wollen — aber ich kann auch nicht anders, denn so Vieles hat sich seit meiner Abwesenheit von Deutschland geändert, daß ich ein Fremdling in jedem Sinne bin. Wohl werden Sie sich, geschätzter Freund, erinnern, wie herzlich mein Verhältniß mit Schiller war, und so hatte ich in seine Hände alle Geschäfte gelegt,

welche sich auf die Herausgabe meiner Arbeiten bezogen. — Durch seinen und Göthes Beifall gestützt, erhielten meine ersten Versuche mehr Beifall, als sie verdienten, und die zeitlichen Vortheile waren diesem angemessen — ob ich nicht ganz vergessen bin, steht nun zu erfahren und ich würde unbillig seyn, wenn ich jene friedliche, der Literatur günstige Zeit mit den jetzigen traurig zweifelhaften Constellationen vergleichen dürfte.

Alles dies muß mich abhalten, Bedingungen selbst zu machen, da ich durchaus kein Maaß für mich habe und in dem kleinen Brief, den ich für Hitzig beizulegen wage, erwähne ich nur die Form und Art einiger Arbeiten, die ich ihm überlassen könnte — ich muß Sie aber inständig bitten, mir nach den Verhältnissen, in welchen Sie stehen, aufrichtig zu rathen — ja, ich gebe Ihnen hiermit volle Freiheit, indem Sie meinen Brief nach Berlin senden, in meinem Namen die Ihnen billig scheinenden Bedingungen zu machen und alles abzuschließen, mit der Ueberzeugung, daß ich alles, was Sie gut finden, billigend unterschreiben werde. Kann diese Zuversicht Ihnen einigermaaßen die Mühe erleichtern, welche Sie, für mich zu unternehmen, vielleicht durch meine herzliche Bitte bewogen werden mögen, so bin ich vollkommen ruhig. — Für ein Gedicht, welches recht mein Schooßkind genannt werden möchte, bin ich mit einem hier in der Nähe lebenden Buchhändler in Verhandlung, doch da noch nichts abgeschlossen, ja nicht einmal die Form (die er als Almanach wünscht) mir nach Sinn ist, so schreibe ich auch an Hitzig über dieses. Es sind wieder zwei Schwestern die Hauptper-

sonen, nur hat sich Simaitha seitdem zur Matrone verwandelt und das Lokal, obgleich griechisch, erscheint anders; da die kleine Geschichte, welche den Empfindungen zum Gewande dient, in die christliche Zeitrechnung 1150 fällt. Wie gerne vernähme ich doch ihr Urtheil, ehe ich es der Welt übergebe. — Einige Stunden Ihrer bedeutenden lebhaften Unterhaltung würden so viel mehr als alle Briefe, uns einander gegenseitig erklären, und nach kurzer Bekanntschaft und langer Entfernung wiederum wie vormals, das geistige Band angenehmer Mittheilung knüpfen.

Wie freundlich erinnern Sie Sich doch der kleinen Begebenheiten jener Tage — aus einer versunknen Welt stiegen mir diese heitern Bilder durch Sie aufs neue hervor. — Eine Reihe schmerzlich durchkämpfter Jahre hat mein Gedächtniß für das angenehme leider geschwächt — aber mein Gefühl seinem erwärmenden Wiederscheine nicht verschlossen. Wer dem innern Gotte treu, die Schatten des Lebens zur Erhöhung des geistigen Lichtes in sich anwendet, den kann das Schicksal wohl ein dunkles Colorit anzunehmen zwingen, aber unharmonisch wird sich das Bild nicht zeigen, das, von einer höheren Tendenz ausgegangen, in sich vollendet steht.

Nun bleibt mir noch eine Frage an Sie, werthester Freund, die auf literarische Plane sich bezieht. — Wollten Sie und könnten Sie nämlich Ihren Bekannten Hitzig zu der Herausgabe eines Almanachs geneigt machen, dessen Idee mich vor einigen Tagen lebhaft ergriffen und sehr gereizt hat? Manche Veranlassungen gaben mir vorigen Winter die Neigung zu Legenden, gar nicht mystischer,

sondern rein poetisch malerischer Art, wozu die schöne Sammlung altdeutscher und niederländischer Gemälde der Herren Boisserées ohne mein eigentliches Wissen wohl auch manches beitrugen. Da ich nun etwas geübter bin, als damals, wo ich Ihnen die Legende der heiligen Elisabeth vorlas, so sind sich in weniger Zeit einige nicht kleine Gedichte gefolgt, und mit denen, die ich noch zu vollenden denke (und zwar baldigst gedenke) würde ich zum wenigsten 6 Bogen Manuscript, alles Verse, liefern, wozu ich jedoch die schon einmal abgedruckte Elisabeth-Legende rechne, welche im Ganzen vollkommen unbekannt geblieben, so zu sagen, neu anzusehen ist.

Fände es sich nun durch einen glücklichen Zufall, daß Sie, werthester Freund, 4 bis 6 Bogen Prosa oder Verse — in demselben Geiste — nämlich deutsche Sagen und Thaten unter Ihren Manuscripten fänden, so wäre die Sache gleich gemacht. Hiezu könnte ein günstiger Zufall, welcher sich darbietet, noch sehr benutzt werden; es lebt nämlich in Frankfurt ein junger Künstler, der, im deutschen alten Styl ganz eingeweiht, so vortreffliche als geistreiche Zeichnungen macht; kürzlich vollendete er einige Scenen aus Göthes Faust, welche dieser so vortrefflich gefunden, daß er sein Urtheil darüber dem Publikum mittheilen will — was wahrscheinlich nächstens geschieht. — Da sich nun das Talent dieses jungen Mannes ganz zu dem Sinne der Gedichte eignet, deren Stoff ich aus frommer alter Zeit erwählt, so könnte das Ganze so harmonisch als möglich werden und man bedürfte keine weiteren Mitarbeiter, welche so selten dem Sinne treu, fast

mehr schädlich und nur aus Armuth zu toleriren sind. Ueberlegen Sie doch diesen Vorschlag, geschätzteſter Freund — es ist fast darauf zu schwören, daß Sie in Ihrem Schatzkästlein Reliquien aufbewahren, welche dem Publikum so erfreulich werden würden, als Ihre schon erschienenen Geisteskinder. — Dürften wir nicht auch an der Theilnahme Ihrer Gattin Anspruch machen, und wäre so dem Ganzen nicht eine freundliche Aufnahme zu versprechen? Unter dem einfachen Titel: „Almanach der Sagen und Legenden" erschiene ein Ganzes, was in diesem Augenblicke wohl nicht unwillkommen wäre. Der junge Zeichner heißt Cornelius und ist Personen bekannt, auf deren Urtheil ich mich verlassen kann. Einige meiner hiesigen Bekannten schreiben in derselben Angelegenheit an verschiedene Buchhändler, im Fall Sie die Sache für sich annähmen, Hitzig aber nicht darauf entrirte. Ich glaube, dieser könnte es wohl wagen und es wäre mir unendlich lieber, weil es Ihnen natürlich leichter fallen würde, das Ganze zu ordnen nach ihrem Sinne. Von den Legenden selbst sende ich Ihnen heute keine Probe, indem diese Blätter schon Ihre Geduld zu ermüden drohen. Vielleicht, wenn ich Ihre Antwort erhalte und Sie es wünschen, im Uebrigen muß ich mich diesmal auf Ihren Glauben verlassen. Eine sehr schöne Madonna des trefflichen Francia in Boisserées Sammlung will ich selbst als Titelkupfer zeichnen — sie ist noch nie gestochen und von unnachahmlicher Anmuth. Dieser Plan müßte allerdings schnell in's Werk gestellt werden, wenn er vor sich gehen soll — das Glück, die

gute Stimmung der dabei handelnden Personen, muß hierin das Beste thun.

Was Sie für alle die Ihnen von mir vielleicht zu Dienst auferlegten Geschäfte an geistigem Genuß erlangen mögen, ist leider zweifelhaft und kann nur von Ihnen selbst entschieden werden. Alles aber, was Sie hierin für mich zu thun fähig sind, zweckt dahin ab, mich länger in Deutschland zu halten, wo ich meine Gesundheit wieder erhalten habe — wo mein braver Mann mich gerne noch läßt, ja, mir folgen würde, wenn ihn seine Geschäfte nicht fest schmiedeten. Der Antheil, den er an meiner Thätigkeit nimmt, worin er Trost und Zerstreuung für mich hofft, alles, was ihn zu diesem Opfer länger bewegen könnte, liegt in dem Gelingen dieser literarischen Unternehmungen. — Wie viel ich Ihnen also schuldig werden kann und will, begreifen Sie mit diesen Worten.

Deßwegen will ich jetzt so gar nichts von Allem schreiben, was mein Gemüth tiefer, als alles dieß erfüllt, wovon ich immer sprechen möchte. — Weil Sie es mir erlauben, sollen Sie auch bald recht viel davon erfahren und mit mir weinen, wie ich es jeden Augenblick thue, in welchem ich, von angestrengtester Thätigkeit ausruhend, mir selbst überlassen bin. Meine herzlichste Empfehlung an Frau von Fouqué füge ich hier noch bei und wiederhole die Bitte um eine baldigste Antwort.

Lassen Sie mich hoffen, daß dieser langweilige Geschäftsbrief Sie nicht ganz von der Correspondenz abgeschreckt habe mit einer alten, Ihnen ergebenen Freundin

Amalie v. Helwig, geb. v. Imhoff.

So wie ich's schreibe, finde ich's nur zu wahr, wie Sie sagen, daß man sich sehen und sprechen muß, um so manches klarer anzudeuten, aber da es nicht seyn kann und Sie die Feder so gut wie Eginhard zu gebrauchen wissen, so gönnen Sie mir immer, werther Freund, die Freude, Sie zu lesen, den schönen Trost für alle, die sich verstehen und doch vom räthselhaften Schicksal vielleicht für ein ganzes Leben auseinander gerückt sind. — Mir kommt es vor, als lebten Sie mit den lieben Ihrigen auf jener seeligen Landzunge, die, von vermittelnden Geistern zur Insel umgeschaffen, Sie von einer Welt trennt, drinn Liebe und Friede Fremdlinge sind. — Ich aber bin in den Qualm der Städte verbannt und ein Wald voll Larven trennt mich von dem glücklichen Eilande der Zufriedenheit. Könnten doch die freundlichen Musen mir einen ihrer stillen Haine verleihen, wo man ungesehen und besser noch, nicht sehend, was uns mißfällt, in selbstgewählter Thätigkeit träumen mag! —

Herr von Rochow hat seit einiger Zeit seinen kranken Freund, Gr. Haugwitz, so getreu verpflegt, daß ich ihn nicht viel gesehen. — Sagen Sie doch seiner von ihm hoch verehrten Mutter, daß er keiner Empfehlung bedarf, um Antheil und wegen seiner guten Eigenschaften herzliche Achtung zu erwecken. — Auch ist er hier so sehr und allgemein beliebt, daß sich recht die Matronen um die Mutterschaft bei ihm streiten, jede möchte gern einen so lieben und wackern Sohn haben, und betrachtet ihn als einen solchen. Leben Sie nun wohl und theilen mir recht bald wenigstens einige Seiten von den Geisteswerken

mit, welche die meinigen zu erheben bestimmt sind, selbst indem sie dieselben verdunkeln.

Ihre

ergebenste Freundin, Amalie v. Helwig.

Heidelberg, den 12. August 1812.

Ihr werther Brief vom 12. Juli traf mich an einer lästigen Plage, der Rose, daniederliegend, und war mir ein gar lieber Trost in einem Augenblick, wo körperliche Plagen weniger als eine gezwungene lange Unthätigkeit mich empfindlich drückten. Der kühle, abwechselnde Sommer beweist, wie der Norden, seine feindliche Einwirkung auf meine Gesundheit, und läßt mich gar zu keinem Gefühl kräftigen Wohlseyns in diesen Monaten kommen. — Vielleicht wird der Herbst mir freundlicher, und so hoffe ich nach menschlicher Weise von einem Tag zum andern mit Resignation und nicht ohne heitre Zwischenräume. Eine schöne Freude und (wenn ich hinzusetzen dürfte) Zerstreuung von meinem unbehaglichen Selbstgefühl, erschien mir Ihr reicher Zauberring, in dessen vielfarbigen, abwechselnd gestalteten Zauberkreisen ich mich, so ganz dieser Alltagswelt entrückt, träumend selig herumdrehte, und auf den bunten lieblichen Schwingen dieser Dichtung wie zu einer anders organisirten Schöpfung aufschwebte. Zwar habe ich dieses Ihr so wohlgelungenes Werk noch nicht als Eigenthum, wie Sie freundlich mir zugedacht, erhalten — und freue mich daher auf einen reiferen spätern Genuß; habe aber die drei Theile, so wie mein Buchhändler sie mir gefällig mittheilte, ungebunden mir durch Schwester

Louise vorlesen lassen — wo wir dann, fort und fort darin vertieft, in zwei Tagen die ganze reiche Welt durchlasen, die in den drei Theilen sich ausbreitet. — Der allgemeine Antheil und ungetheilte Beifall, den dies Werk erlangt, wird Ihnen besser, als ich es aussprechen könnte, sagen, wie sehr es Ihnen gelungen ist, Ihre Helden mit allem zu schmücken, was die Gemüther fesseln und anziehen kann. — Mir schien dieser Dichtung nichts abzugehen, als die metrische Einkleidung, um sich mit dem Besten, was in besseren Zeiten erschienen ist, vergleichen zu können. Ariost's zauberische Bilderfülle, Tasso's frommer, reiner Rittersinn und hohes Liebesideal, spiegelt sich in dieser kräftig lieblichen Dichtung — die mir eigentlich über der Sphäre des Romans zu schweben scheint, und so wäre der Titel das einzige, was ich daran zu tadeln wagen möchte. Ein alter, ehrenfester Ritter im fränk.schen Land, von Truchseß genannt, der in seiner Burg alles auf alte Weise beibehalten, und im angehenden Greisenalter fast blind, ohngefähr wie Herr Hugo lebt, hat sich den Zauberring dreimal hintereinander vorlesen lassen; — dieß wird Sie mehr erfreuen, ich weiß es, als alles Lob der Literaturzeitungen.

Nun auch meinen Glückwunsch — das poetische: „Glück auf!" nämlich zu der neuen Unternehmung, bei welcher die Eisengruben des Nordens Ihnen wohl wieder Gold und Diamantfeuer, durch das Wünschelrüthlein Ihres Genius besiegt, zollen werden. Sagen Sie mir doch, wo Sie von den Isländern etwas poetisch anregendes gelesen haben, damit ich, mit Ihrer Vergunst, die Quellen

kennen lerne, durch die der strenge Norden Ihnen so werth und, mit Ihrem Geiste erhellt, so kristallisirt romantisch wird. Auch ich habe einen Roman im Sinn, doch aus neuerer Zeit und der Sie vielleicht durch das darin aufgestellte Princip seltsam befremden müßte. — Doch so etwas läßt sich nur besprechen, und wenn ich dieß lebhaft fühle, so kann ich mich kaum trösten, daß Sie Ihr schattenreiches Sanssouci so weit von unsern Rebenhügeln haben. Wenn mir Ihr poetisches Leben und reiches Dichten erscheint, und ich Sie unter Buchenschatten am Wiesengrund lustwandelnd wie in selige Träume verloren zu erblicken glaube — dann muß ich Sie wohl beneiden, dem der Himmel gegönnt im milden Frieden mit der Welt, — die Liebsten um seine Brust versammelt, hervorzuleuchten gleich einem schönen Stern aus nördlicher Waldesnacht — indeß ich noch immer von abwechselnder Umgebung gestört, und von der Abgeschmacktheit der Welt nur zu oft feindlich in schönen Träumen geweckt, keine Stelle auf Erden kenne, wohin ich mein Haupt zu ruhen legen darf. Der Pilger ist angekommen zur Heimath; ich aber, die frühe schon so gern ländliche Blumen vor frommen Bildern hinstellte und keinem vorlockenden Schein nichtigen Weltglanzes opferte — ich habe noch keinen Garten, in dem ich ungestört die Kränze heitrer Dichtung flechten kann. — Doch ich murre nicht, und ein längeres Leben zeigt so offenbar die Bedeutung unseres Ziels in Glück und Schmerz, daß ich wohl glauben muß, gerade mir fromme diese wunderbare Leitung.

Nun endlich aber empfangen Sie auch meinen herz-

lichsten Dank für die freundschaftliche Mühe, die Sie mit der Correctur unsres Taschenbuchs übernommen.

Hoffentlich haben Sie in dieser Zeit bereits schon das meiste vollbracht und auch schon die Probeabdrücke gesehen, die ich an Reimer geschickt habe. Gestern sandte ich ihm noch, nebst 2 Platten, den Abdruck Ihres Carol Magnus, mit dem Sie hoffentlich zufrieden seyn werden. Reimer hat mir seitdem durch seine pünktliche Erfüllung aller Bedingungen gegen die Künstler, die wir beschäftigt, ein wahres Zutrauen eingeflößt und ich kann Sie daher getrost wieder dispensiren von aller Mühe, die Sie in der Berichtigung der übrigen Geschäfte übernehmen wollten.

Ich will mich einmal hierin ganz auf Reimer verlassen, der, wie er von dem Werk selbst zufrieden zu seyn scheint, auch gewiß fühlt, was ich für die Sache gethan habe. Eins wünschte ich, daß man ihm ausreden könnte, daß nämlich die schnelle Erscheinung des Taschenbuchs, gleichsam mit den andern um die Wette, nothwendig sey. — Er scheint hierüber so ängstlich, daß, allem Vernehmen nach, eine der besten Zeichnungen von Cornelius darüber weggelassen wird.

Ich für meine Person habe ihm erlaubt, das Taschenbuch als eine neue Erscheinung in der Almanachswelt anzukündigen, um dadurch das Publikum bei der geringen Verspätung darauf vorzubereiten. Vielleicht gehen auch Sie in diese Idee ein, die mir, zumal in jetzigen Zeiten, sehr natürlich und fast nothwendig erscheint. Allein Reimer scheint noch nicht daran gedacht zu haben; vielleicht hält er es auch seinem Stolz zuwider. — Leider sagt mir sein

letzter Brief, daß er Mitte August verreise und ich darf daher nicht einmal hoffen, daß ein Brief von Ihnen, wenn Sie auch diese Mühe übernähmen, ihn zur rechten Zeit träfe, um auf seine letzte Entschließung zu wirken. So wollen wir es denn ruhig abwarten und hoffen, Reimers eigner Kunstsinn werde die schönen Schöpfungen Cornelius in Schutz nehmen.

Jetzt will ich doch die etwas vorzeitige Frage an Sie, edler Freund, wagen, ob Sie geneigt seyen, auch für das nächste Jahr mit mir einem gleichen Unternehmen beizutreten, und aus Ihrem reichen Schatze einige Sagen oder Legenden dafür leihen wollen. In diesem Falle ersuche ich Sie, baldigst daran zu denken und mir Ihre Arbeiten zu senden, die ich entweder ganz oder auszugsweise an Cornelius nach Rom senden muß, um von dorther baldmöglichst Zeichnungen zu erhalten, damit Lips bald den Stich anfangen kann und ich mich nicht wieder so unnöthig abängstigen und mit unzähligen Briefen abmühen möge.

Es versteht sich, daß wir drei, ein hoffentlich treu vereintes Triumvirat, vorher unter einander einig seyn müssen, ehe wir Reimer diese neue Arbeit anbieten. — Eine Verabredung, deren Resultat man wie billig erst abwarten muß, ehe man sich deshalb äußert. — Doch wären diese Vorarbeiten weder für Sie noch mich verloren und so wie ich Cornelius kenne, der mich zu verbinden wünscht, wird dieser sich schwerlich meiner Bitte entziehen. Für jenen nächsten Jahrgang aber müßten Sie, werthester Freund, nothwendig einen größern

Antheil an der Arbeit, als diesmal, übernehmen, welches Ihnen bei Ihrem großen Reichthum und der größern Gewohnheit, sich für Ihre Dichtungen der Prosa zu bedienen, gewiß leicht werden wird. — Ich schreibe Prosa nur mit Zagen und bin noch gar nicht in die Geheimnisse eingeweiht, welche die Ihrige so höchst anziehend in ihrer schönen Einfachheit macht — wie Sie es in meinem Gang durch Cöln gelegentlich finden werden.

In diesem Augenblick beschäftigt mich die Beschreibung der Boisserée'schen Gemäldesammlung, welche Friedrich Schlegel sich von mir für das deutsche Museum ausgebeten hat. — Ich wünschte darin etwas Gutes zu leisten, und einmal eine klare und anschauliche Schilderung von Gemälden aufzustellen, welches sehr schwer, zumal von mehreren Bildern auf einmal ist. Ich habe drei Abtheilungen gemacht, die in Briefform (zum Theil wirklich an meinen Mann geschrieben) etwas lebhafter und in heilsamer Absetzung den Leser hoffentlich nicht so sehr langweilen sollen. Für Ihr Journal bin ich wo möglich zu dem Besten erbötig, was ich zu leisten vermag. — Aber Ihre Einladung, so freundlich sie war, schien mir nicht officiell genug, wenn ich es gestehen soll; da ich es bei der etwanigen Einsendung doch wohl mehr mit der Verlagshandlung zu thun haben würde und ich Sie späterhin mit keinem lästigen Geschäft behelligen möchte.

Wie sehr ich an dem Unfall Theil genommen, der den braven Rochow betroffen, brauche ich nicht erst zu sagen — wie froh bin ich, daß der Krieg so schadlos neben Ihnen wie das wilde Jägerheer vorbei braust —

Gott erhalte Ihnen Ruhe und friedliche Muße zu Ihrem schönen Streben.

Die Hoffnung, meinen Mann diesen Herbst in Deutschland zu sehen, bewegt mich jetzt in freudiger Ungeduld — ob Erfüllung uns darin reifen wird, liegt noch in dem politischen Dunkel verhüllt, das jenen Theil des Nordens umhüllt. — Nur einzelne kleine Blättchen dringen auf verschlungenen Wegen zu mir und überlassen mich einer seltsamen Ungewißheit, die in manchem Sinne peinlich wird.

Mein Blatt endet. Ich füge nur noch die herzlichsten Empfehlungen an Ihre verehrte Gemahlin hinzu und bin mit unveränderlicher Achtung

Ihre

ergebenste Freundin,

Amalie von Helwig.

Heidelberg, den 15. Januar 1813.

Ich würde recht beschämt vor Sie, mein edler Freund, treten müssen, da ich, Ihre beiden werthen Briefe neben mir vom 29. August und 27. October als Ankläger sträflicher Säumniß erblickend, an das so lang verschobene Geschäft sie zu beantworten gehe — wäre nicht mein Gemüth ganz frei von Schuld und ich mit so reinem Gewissen, als hätte ich eben so großes Recht, von Ihnen gelobt, als gescholten zu werden.

Zuerst also ein paar Worte zur Erklärung, ehe ich Ihre Briefe berühre. — Ich habe eine trübe, schwankend

ungewisse Zeit verlebt, indem seit Mitte September mir durchaus keine Nachricht von Helwig kam, der sonst alle vierzehn Tage schreibend — wie mit Schweigen eingepanzert, durch sechs Briefe umsonst von mir aufgefordert, zu schweigen fortfuhr. — Endlich in Mitte des verflossenen Monats platzte die Bombe und ich erhielt den 19. December die ersten Zeilen meines Mannes, die mir seine nahe zu erwartende Ankunft meldeten. — Lange Sorge und Ungewißheit steigerten mir diese Nachricht fast zum Schrecken, die mir übrigens so willkommen, als unerwartet war.

Einige Briefe, die, wahrscheinlich Courieren anvertraut, verloren gegangen, klärten übrigens mir das räthselhafte Schweigen auf — indeß ich durch Banquiers immer Briefe von meiner Schwester erhalten. — Der Weihnachten war vor der Thüre, und so wie mich Kummer vorher alles versäumen lassen, mußte ich es schnell nachholen, um meine Knaben zu erfreu'n — schon um diese Zeit glaubte mein Mann kommen zu können — da er in den ersten Tagen des Decembers Stockholm zu verlassen dachte. — Nun begann eine neue Periode des Wartens, Hoffens und Zweifelns — welcher erst seit wenigen Tagen ein Brief aus Kopenhagen ein Ziel setzte, aus welchem mir die sichere Erwartung hervorgeht, den durch Geschäfte, Wind und Eis allzulang aufgehaltenen Freund in nächster Woche endlich bei mir zu sehen. — Nun brauche ich wohl keine weitere Entschuldigung hinzuzufügen. — Aber für diesen Brief muß ich um Nachsicht bitten, denn noch bin ich nichts weniger als ruhig, und

es wäre zu weitläuftig und langweilig, Sie mit allen diesen Besorgnissen zu unterhalten. — Das lebhafte Bedürfniß, welches Helwig empfindet, sich nach angespannter Thätigkeit und bedeutendem Uebelbefinden zu erholen, hat ihn eben so sehr zu dieser Reise bestimmt, als der Wunsch, mich in diesen bedenklichen Zeiten selbst zu geleiten, da es einer Frau und mir besonders höchst peinlich ist, sich unter Truppenmärschen u. d. g. zu bewegen. Aber seit seinem Entschluß hat sich so Vieles verändert — und so große Ereignisse dringen auf uns ein, daß alle individuellen Verhältnisse von dieser Riesenschlange umwunden und zerdrückt zu werden drohen. Nachdem ich nun alle Möglichkeiten mit der Einbildungskraft erschöpft, so habe ich zuletzt beschlossen, gar nichts mehr zu denken, wo man nichts um ein Haar breit voraussehen, noch berechnen kann — und so erst finde ich die Ruhe wieder, die ich lange schmerzlich entbehrt. Doch ist's, ich will es gestehen, mehr die Frucht der Resignation, als eines heitern Blickes in die Zukunft. — Haben Sie daher Nachsicht, mein Freund, mit diesen Zeilen — ich fühle es wohl, daß sie unfähig sind, Sie zu ergötzen — nur dafür sind sie bestimmt, Ihnen die Fortdauer meiner hochachtungsvollen Freundschaft herzlich zu versichern, und was vom Herzen kommt, wird ja von diesem auch verstanden, wenn es dem besten, zutrauensvollsten begegnet, wie das Ihre gegen Ihre Freunde ist. Nun bin ich trotz aller anscheinenden Saumseligkeit dennoch nicht ganz lässig gewesen, sondern habe Ihr Anliegen wegen Waffen durch Prof. Voß an den edlen Truchseß gelangen lassen,

auch schon hierüber eine Antwort vor wenigen Tagen erlangt, durch welche ich im Stande bin, Sie, wo nicht von jener Seite, wo gar nichts trotz dem besten Willen ist, doch auf näherem Wege vielleicht zu befriedigen, indem zu Darmstadt dergleichen alte Rüstungen sich befinden, wovon Professor Voß auf eine der besten Commission gegeben, die, wenn Ihnen etwa der Preis von zwei Carolin nicht zu hoch ist, dort für Sie in Beschlag genommen werden soll. Truchseß war so gerührt über die Freundlichkeit, mit der Sie seinen Antheil aufgenommen, daß Sie wahrscheinlich einen Brief vom alten Herrn Hugo erhalten — vielleicht gar die Einladung, seine Burg zu besuchen, die Sie im Geist gesehen zu haben scheinen — so habe ich auch Kerners artige Einladung an Sie in den Erholungen gern gefunden und wäre es nicht etwas kläglich, einen guten Gedanken anderer zu wiederholen, so sollten Sie von mir in unser Neckarthal gerufen werden, das schon Opitz liebte und wo so mancher Sänger die glühende Lippe am frischen Felsquell gekühlt — die heiße Stirn im wallenden Nebel der Gebirge oder in des Neckars Fluten gebadet. Das ahndungsvolle Gefühl vielleicht bald von diesen stillen, reichen Gefilden Abschied nehmen zu müssen, leiht ihnen einen wehmüthigen Zauber, der mitten im Frost und Schnee sie in wunderbaren Reiz verklärt. — So habe ich denn auch in dieser Stimmung einen Gegenstand für eine Erzählung ergriffen, darin ich alle Herrlichkeit dieses Plätzchens in wollüstiger Wehmuth darzustellen fähig bin, wie der Liebende das Bild der Braut, welche das Schicksal ihm raubte, sich selbst zu

Qual und Trost in aller Anmuth hervorruft, welche Natur und Liebe ihr geliehen. —

Bei allem diesen liegt mir doch das Taschenbuch sehr nahe am Herzen, welches Reimer, wie es bis jetzt scheint, fortzusetzen ernstlich gesonnen ist. Warum habe ich denn noch gar nichts von Ihnen erhalten, mein Freund! Bedenken Sie, daß Cornelius Zeichnungen liefern soll — daß dieser in Rom ist und daß ich ihm wenigstens die Gegenstände im Ganzen referiren muß, da man die Manuscripte nicht dorthin senden kann. Lassen Sie Ihre Sendung nicht ansiehn, sonst würde Cornelius der Freude beraubt, Ihre, ihm so lieben Dichtungen, wie er es wünscht, würdig zu schmücken. Es ist aber nach der freundlichen Aufnahme dieses Büchelchens eben nicht so leicht, ein zweites zu liefern, daß sich diesem an die Seite stellen darf. Lassen Sie uns fortfahren, mit Ernst die fromme Gabe zu bedenken, da der einzige Vorwurf, der uns bis jetzt gemacht worden, darin besteht: daß wir das Publikum zu hoch schätzen, es nicht mit dem gewöhnlich schlechten Geschmier aus der literarischen Garküche gestohlener und schlecht aufgewärmter Miscellen abspeisten.

Diese höchst christliche Selbstverachtung hat mich wahrhaft ergötzt. — Wahrhafte Freude aber hat es mir gemacht, den Gang durch Köln, von dem ich nur allein wußte, daß er nicht schlecht war, durchaus aber keine Erwartung darüber hegte, so vielfach und fast durchgehends verstanden und empfunden zu finden. — Von so vielen Seiten her ist mir Ihr freundschaftliches Urtheil wiederholt worden, daß ich mich einigermaßen gewundert habe, allein in den

Erholungen einen totalen Mißgriff in dessen Beurtheilung zu finden — zumal da übrigens jene Anzeige so schmeichelhaft ist. So wurde auch allein das Bild zu Maximilian (auch nach Ihrem Gefühl eins der besten) gänzlich übergangen — wie zugleich der Stiftungsbrief ganz falsch erklärt — welches mir ohngeachtet seiner Subjectivität vorher ganz unmöglich schien. Was mir recht erfreulich jedoch war, das Urtheil: die Dichter haben in einem Sinne gearbeitet, und die freundschaftliche Verwechslung unsrer Arbeiten — bei welcher ich recht lebhaft an Ihre gemüthvolle Aeußerung über die Anonymität derselben erinnert wurde. Wenn ich vor dem Empfang Ihres Briefes dieselbe durch mein Verlangen an Reimer aufgehoben, so darf ich wohl hoffen, daß Sie diese Verschiedenheit meiner Ansicht nicht verkennen — besonders, da ich lediglich als Frau etwas anstößiges darin fand, vor dem Publikum in geistiger Gütergemeinschaft mit einem andern, als dem Manne zu erscheinen, der über mein ganzes Wesen zu schalten hat.

So wenige Menschen sind reiner Ansichten fähig und Freunde haben mich darauf aufmerksam gemacht, daß niemand wissen kann, daß ich am Neckar — Sie in den Buchenwäldern Brandenburgs dieselben Ideen empfangen und ausgebildet. So viel von meiner weiblichen Prüderie, die Sie mir wohl zu Gute halten werden. Nun lassen Sie mich Ihnen zugleich auch sagen, wie gern ich Ihren freundlichen Wunsch zu Ihrer vollkommensten Befriedigung erfüllen und Ihnen Beiträge zu dem Taschenbuch für Frauen liefern möchte — ja es auf jeden Fall zu thun, entschlossen bin und wirklich einen Theil meiner Säumniß

auf den Wunsch schieben darf, Sie gleich hierin zu befriedigen — ich habe nämlich voriges Jahr einem Freund Beiträge zu einer Sammlung gegeben, die nicht zu Stande kam; da ich nun auf diese einigen Werth lege, so wollte ich sie sogleich an Sie übergeben und schrieb unverzüglich darum — bin aber noch immer durch die Bitte jener Personen hingehalten worden, jenes einmal Geschenkte nicht wieder zurückzunehmen, indem man sich für dieses Jahr einer Ausführung des alten Plans schmeichelt. Mit nächstem hoffe ich hierüber entscheidende Antwort zu erhalten und werde im schlimmsten Fall dann sogleich unter meinen kleinen, ungedruckten Gedichten diejenigen aussuchen, die ich einer so guten Gesellschaft werth finde — von Honorar kann hier gar nicht die Rede seyn und ich bitte Sie im Voraus, diese kleine Musengabe als ein Zeichen der Bereitwilligkeit aufzunehmen, mit der ich mich jedem Plan, der von Ihnen kommt, geselle. — Gelingt es mir, Ihnen dasjenige zu schaffen, was ich dem Taschenbuch zugedacht, so kommt auch eine schwedische, wunderbar eigene Gegend, von mir gezeichnet, dazu, ich bin selbst ungeduldig, Ihnen hierüber bald nähere Auskunft geben zu können. Cornelius habe ich Ihre freundliche Aufnahme seines Bemühens gemeldet und ihn auf baldige Arbeit für Sie vertröstet — wenn Sie mir nur ein paar Situationen angeben könnten! da Ihre Manuscripte wohl noch nicht ganz vollendet sind, wenn der Isländische Held Sie wahrscheinlich lebhaft beschäftigt. — Cornelius lebt auch in den Darstellungen zum Nibelungenliede mitten im heidnischen Rom. — Nur eins seiner Bilder sah ich bisher

und wenn ich es sehr loben muß, so will ich doch nicht läugnen, daß sein Streben ins Riesenhafte, schauernd Große ihn jener sinnigen Grazie beraubt, die so ganz der tiefführlenden Seele des trefflichen Jünglings eigen und ihre schönste Krone ist. — Indem ich Ihnen schließlich meinen besten Dank für den kühnen Alboin ausspreche, dürfte ich vielleicht jene Bemerkung auch auf Sie anwenden und Sie warnen, nicht in jener Welt voll roher Greuel Ihre reiche Empfindung mit Blut zu ertränken. — Sie wären strafbarer als Tomyris, der Massageten Königin, denn Sie erstickten in diesem nordischen Wust ein herrlich tiefes, schön aufblühendes Leben, das in zarter Entwicklung und Darstellung rein menschlicher Gefühle gewiß eben so viel, wenn nicht mehr, leisten kann und so an dem ewig unerschöpflichen Quell alles Lebens steht — anstatt, daß jener Schlund voll Blut und Larven sich endlich doch erschöpfen muß und nichts als eine starre, öde Leere zurückläßt. — Nach dieser kühnen Aeußerung, die nur das reinste und wahrste Gefühl des Antheils motiviren und rechtfertigen kann, brauche ich Ihrer so unverfälschten Empfindung nicht die Versicherung hinzuzufügen, daß ich für's Leben verbleibe

Ihre

treu ergebene Freundin,

Amalie v. Helwig, geb. v. Imhoff.

Berlin, den 13. November 1826.

Wenn ich Ihnen, lieber Herr von Fouqué, noch nicht für die freundlichen Musengaben gedankt habe, womit

Sie mich zu beschenken die Güte hatten, so geschah es blos, weil ich zugleich mein Versprechen lösen und das Gedicht mitsenden wollte, das Ihnen, als eine Erinnerung an Weimar, interessant schien. — Nun ist meine Zeit aber so vielfach in Anspruch genommen, daß ich immer und immer umsonst nach einem solchen freien Moment aussah, zuletzt aber mich besann, daß Helwig bereits vor sechs Jahren das in Frage stehende Gedicht abschrieb, da ich Ihnen denn diese seine Handschrift beiliegend sende, welche viel schöner als die meine, zugleich zur Probe dient: daß je zuweilen auch die Männer an den Gedanken ihrer Frauen einiges Gefallen haben mögen, wenn diese nicht allzu gedankenvoll sind.

Ihre sinnreiche Verschlingung der Buchstaben E. T. und A. H., hat mir viel Freude gemacht und wird sie ohne Zweifel auch dem Dichter der Frithiofs-Sage geben, dem ich eine Abschrift davon zugeschickt habe. — Das Kurze und jedesmal charakteristisch Bezeichnende der Zeilen, hat allgemeinen Beifall gewonnen, wo ich es noch mitzutheilen Gelegenheit fand, wie ich auch gleich den Abend nach Empfang Ihres werthen Briefes bei Frau von Altenstein die Gedichte an Frau von Brause vorlas, die sich als eine treue Freundin derselben erfreute.

Ein junger muntrer Kreis zum Geburtstag der Fräulein von Altenstein versammelt, zerstreute die jungen hübschen Mädchen, und ich behalte mir vor, ihnen die Sonette zu einer stilleren Stunde zu bringen, aus denen mir doch, ich will es Ihnen nur ehrlich gestehen, zu wenig Enthusiasmus aufglüht, um damit die Beschuldigungen der

jungen schwärmerischen Seelen beseitigen zu können. — Vielleicht blos deswegen, weil Ihr gar schönes, warmes und einfaches Gedicht aus Weimar meine Ansprüche an Ihr tieferes Gefühl zu sehr steigerte. Ich sende es Ihnen beigeschlossen, damit Sie sich selbst recht daran freuen — wie ich es damals that und noch thue.

Recht sehr habe ich indeß Ihre Uebersetzung der Spader Dame bewundert und wirklich darin ein Problem gelöst gefunden, aus dem ich mich schwerlich herauszuwinden vermocht hätte — denn Ihre Uebertragung liest sich ganz wie ein Original und giebt den Ton des seltsam tiefsinnigen Produktes doch getreu wieder. — Herzlich wünsche ich doch den Schweden: daß sie nicht in dieses Genre eines verbrannten Gehirns hineingerathen — diese mystischen Travestirungen des Carls von Carlsberg schlagen jedweden Lebensmuth nieder, der uns wahrlich noth thut, um die schwere Wallfarth bis zu Ende getrost zu vollenden — es ist immer ein Stückchen vom gefallenen Engel darin, der die Gebrechen gerne dem Schöpfer zur Last legte, welche der Mensch selbst veranlaßt, indem er, seiner bessern Ueberzeugung und der lauten Stimme zuwider, welche Gott in unser Inneres gelegt hat — sich seinen Leidenschaften überläßt und in unfruchtbarer Eitelkeit aufgeblasen, erwartet, daß eine Hand aus den Wolken greife und ihn beim Schopf nehme, ohne seiner hohen Individualität dennoch Eintrag zu thun. — Das ist ein trostloses Capitel und dort ganz unbekannt — „wo die Citronen blühn."

Daher auch unser ewiges Sehnen nach dem tief-

blauen Himmel, unter dem sich die Fratzen niemals bilden, die unter den Wolkenzügen und Nebeln des Nordens ihre verzerrten Larven uns entgegen strecken. — Wehre sie ab, wer da kann, mit tüchtiger That oder mit heiterm, kräftigem Gesang. — Hierin ist auch Tegnér ein Heros und wahrer Pythischer Krieger, daß er, ob zwar persönlich oft zu schmerzlich mit jenen Schattenbildern des Nordens ringend, doch seine gottgegebene Harfe rein und volltönend greift zur Lust und Erhebung des Vaterlandes.

Herzlich wünschte ich, daß Sie die schöne reiche Ausstellung sähen, welche sich hier uns öffnet. — Wie nah ist doch Nennhausen! — Kommen Sie hübsch auf diese letzten Tage zu uns, auch Frau v. Fouqué müßte sich sehr an so vielem Gelungenen erfreuen. Dann brächten Sie mir auch meinen Frithiof wieder mit, den ich, Sie mögen kommen, wenn Sie wollen, nicht zu vergessen bitte. Mit der Versicherung der Ihnen bekannten alten treuen Gesinnungen hochachtungsvoller Freundschaft verbleibe ich

Ihre

ganz ergebenste

Amalie v. Helwig, geb. v. Imhoff.

Da ich nur eben vom Tisch aufstehe, giebt man mir 6, schreibe sechs Visiten-Karten, mit Ihrem Namen, werther Freund, welche Sie selbst sollen bei uns abgegeben haben. Da ich mir dies nun nicht anders auslegen kann, als daß Sie, außer meinem Mann und mir,

auch meine Töchterchens und deren künftige Männer, meine Herren Schwiegersöhne in Hoffnung gemeint haben, so will ich mich nur gleich im Namen meiner sämmtlichen Familie schönstens dafür bedanken. — Aber Scherz bei Seite; ich bin ordentlich froh durch diese Distraction von Ihrer Seite die Veranlassung erhalten zu haben, Ihnen mein herzliches Lebewohl nachzurufen. Nicht eitel genug, um glauben zu können, daß Sie mit einem halben Dutzend pp. c. das Superlativ der Betrübniß auszudrücken gesonnen waren, mit welcher Sie von mir, als einer alten Bekannten, scheiden, will ich mir hübsch demüthig vorsagen, daß Sie die zusammengeklebten Karten weder gezählt, noch vermißt; und wenn das letztere, wohl einen frommen Fluch über Ihre zerstreute Freigebigkeit ausgestoßen haben mögen.

Sie gehen wieder zu Ihrer befreundeten Muse in ländliche Stille zurück, nachdem Sie die bunte Welt hier voll genossen; und so kann ich Ihnen nur Glück wünschen, ob ich schon bedauern muß, daß mein Beruf als Amme mich diesen Winter mehr als jemals zu Hause gehalten hat, so daß ich Ihnen auch nicht ein Mal im Gedränge der Gesellschaft begegnet. Doch verkehrt man, nach meiner Erfahrung, so wenig mit dem Bessern Anderer und seiner selbst an solchen Orten, daß ich mich über diese Entbehrung leichter tröste. Um mit einander zu leben, das heißt: zu denken und zu empfinden, muß man eine ununterbrochene Reihe stiller Lebensverhältnisse zusammen durchgehn; aus der Ferne eines ungleichartigen Lebensganges fühlt man eher, was uns fremd, als was uns

nahe steht. — Möchten mir und Ihnen einmal die freien ruhigen Stunden kommen, wo wir wieder auch in verwandtem Streben uns begegneten. — Mein Mann empfiehlt sich Ihnen und, ich mich mit ihm, Ihrer Frau Gemahlin aufs Beste. Leben Sie recht wohl und glauben Sie mich

Ihre

freundschaftlich ergebenste

Amalie v. Helwig, geb. v. Imhoff.

Freitag nach Tisch.

H. Heine.

Heinrich Heine, geb. zu Düsseldorf den 13. Dec. 1799, lebt seit 1830 in Paris. 1822 erschien die erste Ausgabe seiner Gedichte und in folgendem Jahre die Tragödien Almansor und Ratcliff, deren im Briefe Erwähnung geschieht.

Herr Baron! Ich kann es nicht aussprechen, was ich beim Empfang Ihres lieben Briefes empfunden habe. Derselbe traf mich hier im Schooße meiner Familie, die ich besuchen kam, um der Hochzeitfeier einer Schwester beizuwohnen, mich von meinem Kranksеyn zu restauriren, und meinen Eltern vor meiner Abreise nach Paris Lebewohl zu sagen. Diese wird nun wohl vor der Hand unterbleiben, da mich jetzt meine Krankheit mehr als je niederbeugt. In diesem Zustande, Herr Baron, mußte

mich Ihr Brief desto tiefer bewegen und ergreifen. Kaum las ich Ihren theuern Namen, so war es auch, als ob in meiner Seele wieder auftauchten all' jene leuchtende Lieblingsgeschichten, die ich in meinen bessern Tagen von Ihnen gelesen, und sie erfüllten mich wieder mit der alten Wehmuth, und dazwischen hörte ich wieder die schönen Lieder von gebrochenen Herzen, unwandelbarer Liebestreue, Sehnsuchtgluth, Todesseligkeit — vor allem glaubte ich die freundliche Stimme von Frau-Minnetrost zu vernehmen. Es mußte den armen Kunstjünger sehr erfreuen, bei dem bewährten und gefeierten Meister Anerkennung gefunden zu haben, entzücken mußte es ihn, da dieser Meister eben jener Dichter ist, dessen Genius einst so viel in ihm geweckt, so gewaltig seine Seele bewegt und mit so großer Ehrfurcht und Liebe ihn erfüllt! Ich kann Ihnen nicht genug danken für das schöne Lied, womit Sie meine dunkeln Schmerzen verherrlicht und die bösen Flammen derselben beschworen. Ich möchte gern dieses Gedicht einigen Freunden mittheilen, aber ich habe zu sehr Angst, daß dieselben so indiskret seyn möchten, es in viele Hände zu bringen; denn wirklich, dieses Gedicht gehört zu den schönsten, die ich von Ihnen gelesen, und ich zweifle nicht, daß es auch andern Leuten Thränen entlocken kann.

Ich lebe hier sehr isolirt, da meine Eltern noch nicht lange in Lüneburg wohnen, sich sehr zurückziehn, und ich hier keinen Menschen kenne. Ich will aber zu meiner Erheiterung in vierzehn Tagen eine Reise nach Hamburg machen, und acht, oder, wenn ich mich amusire,

vierzehn Tage dort bleiben. Haben Sie in Hamburg gute Freunde, deren Bekanntschaft Sie mir durch einige Zeilen verschaffen wollten, so würden Sie mich dadurch ganz erstaunlich verbinden.

Den Osterpsalm habe ich gelesen; er ist mehr als ein Gedicht und folglich besser. — Mein „Almansor" wird Sie nicht ganz angesprochen haben. Ich hatte dieses Gedicht früher verworfen, erst durch starkes Zureden der Freunde bequemte ich mich dazu, es drucken zu lassen, und jetzt, wo es manchen Beifall findet, viel mehr als der Ratkliff, habe ich doch noch nicht angefangen, günstiger darüber zu urtheilen. Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber dieses helle, milde Gedicht ist mir im höchsten Grade unheimlich, statt daß ich mit Behagen an den düstern, steinernen Ratkliff denke. — Ich erinnere mich, die Romanze von Donna Clara und Don Gasairos im Zauberring, an die ich in den bedeutendsten Lebenssituationen lebhaft gedacht, und die ich in manchen Augenblicken selber geschrieben zu haben vermeine, diese liebliche Romanze hat mir oft vorgeschwebt, als ich den Almansor schrieb. — Was Ihr liebes Gedicht an mich in Betreff der Schlangen ausspricht, ist leider nur zu sehr die Wahrheit. Wie konnte ich dieses Lied mißverstehen! Der schöne Maitag, an welchem ich es erhielt, wird mir noch lange leuchtend vorschweben. Bleiben Sie mir gewogen, großer, edler Fouqué, entziehen Sie mir nie Ihre freundliche Neigung, wenn auch fremdes Dazwischengerede, oder gar mein eigenes Irren diese zerstören wollte, und seyn Sie ver-

sichert, daß nichts, weder Meinung noch Stellung, mich je abhalten wird, Sie unaussprechlich zu lieben.

Ihr ergebener

H. Heine.

Lüneburg, den 10. Juni 1823.

Univ.-Bibl. München

E. T. A. Hoffmann.

Ernst Theod. Amadeus (eigentlich E. T. A. Wilh.) Hoffmann, geb. den 24. Jan. 1776 zu Königsberg in Preußen, ward 1803 Rath in Warschau, aber durch den Einmarsch der Franzosen 1806 amtlos. 1808 ging er nach Bamberg als Musikdirektor des dasigen neuerrichteten Theaters, welches indeß bald wieder geschlossen wurde, so daß H. durch Musikunterricht und literarische Arbeiten seinen Lebensunterhalt erwerben mußte. 1813 begleitete er die Secondasche Schauspielergesellschaft, die abwechselnd in Dresden und Leipzig spielte, wiederum als Musikdirektor. Im J. 1816 ward er als preuß. Kammergerichtsrath in Berlin angestellt, wo er am 24. Juli 1822 starb. Eine treffliche Biographie dieses im Leben und Schaffen so originellen Mannes besitzen wir von der Hand seines Freundes Hitzig.

Ein Glücksstern leuchtet meinen musikalischen Bemühungen, da, wie mir mein Freund Hitzig versichert, Sie selbst, Herr Baron! Ihre herrliche gemüthvolle Undine für meine Composition bearbeiten wollen. — Nicht mit Worten sagen kann ich es, wie ich das tiefe Wesen er romantischen Personen in jener Erzählung nicht allein innig empfunden, sondern wie Undine – Kühleborn ꝛc. sich gleich beim Lesen meinem Sinn in Tönen gestalteten und ich so ihre geheimnißvolle Natur mit den wunderbarsten Erscheinungen recht zu durchdringen und zu er-

kennen glaubte. Die Ueberzeugung von dem ganz eigentlichen Opernstoff, den die Undine darbietet, war daher nicht das Resultat der Reflektion, sondern entsprang von selbst aus dem Wesen der Dichtung. Sie haben, Herr Baron! eine ausführliche Skizze der Oper, wie ich sie mir vorzüglich Rücksichts der historischen Fortschreitung denke, verlangt, und nur dieses konnte mich bewegen, die Beilage auszuarbeiten, welche Scene für Scene das Historische, so wie den musikalischen Gang des Stücks nach einzelnen Nummern darlegt. — Wie fern mir jede Anmaßung liegt, den herrlichen Dichter auch nur im mindesten beengen zu wollen, darf ich wohl nicht versichern, nur sey es mir erlaubt zu bemerken, daß wenn manche Begebenheiten wegfallen, weil der Raum des Dramas sie nicht aufnehmen kann und dadurch manche Nüanzirung verloren zu gehen scheint, die Musik, welche mit ihren wunderbaren Tönen und Akkorden dem Menschen recht eigends das geheimnißvolle Geisterreich der Romantik aufschließt, alles wieder zu ersetzen im Stande ist. Tag und Nacht sehe und höre ich die liebliche Undine, den brausenden Kühleborn, den glänzenden Huldbrand ꝛc. und meiner Ungeduld die Composition zu beginnen, verzeihen Sie, Herr Baron! die dringende Bitte, mich auf die Oper nicht zu lange warten zu lassen. Mit Hochachtung und Verehrung nenne ich mich:

Herr Baron!

Ihren innigst ergebenen

Hoffmann.

Bamberg, den 15. August 1812.

Bamberg, den 4. Oktober 1812.

Mein Freund Hitzig wird Ihnen, Herr Baron! die verdrießlichen Ursachen sagen, die meine Antwort auf Ihren mir so höchst erfreulichen Brief vom 27. Aug. verspätet haben. — Wie höchst interessant es mir war, wirklich schon den Anfang der Oper vorzufinden, kann ich nicht genug sagen! — Es ist allerdings gewöhnlich und zweckmäßig, eine Oper mit Musik beginnen zu lassen und ich wollte daher auch nach wenigen Worten gleich die Romanze des Fischers eintreten und so die Exposition der Handlung erzählen lassen, um der musikalischen Masse, die sich mit dem Eintreten des Unwetters bildet, durch den einfachsten Anfang gar keinen Abbruch zu thun; indessen wird dieser Zweck auch durch das kleine rund gehaltene Terzett ebenfalls erreicht; und um so weniger würde ich eine Abänderung des von Ihnen, H. Baron! gedichteten Anfanges wünschen, als die Verse so zur Composition geeignet, so sich in die rhythmischen Formen der Musik schmiegend sind, daß ich gleich bei dem Lesen das Terzett sang und komponirte. Ueberhaupt kann ich es nicht genug wiederholen, daß ich Ihnen, H. Baron! jede Abänderung meines Plans mit dem Zutrauen, das wohl jeder Componist zu dem wahren Dichter hegen muß, überlasse; nur den zur musikalischen Wirkung nöthigen Klimax der Musikstücke habe ich bezeichnen wollen, und da sind es besonders drei musik. Massen, die, in näherer Beziehung auf einander, das ganze Wesen der Oper aussprechend, auf den Zuhörer mächtig wirken sollen; nämlich der Sturm im ersten Akt, das zweite und dritte Finale.

Sie haben, in mir, Herr Baron! die frohe Hoffnung erregt, den Text der Oper bald zu erhalten, und ich sehe mit Ungeduld der Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches die Comp. beginnen zu können entgegen. Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ihr

auf das innigste ergebener

Hoffmann.

Bamberg, den 30. November 1812.

(An J. E. Hitzig).

Mein lieber theuerster Freund!

Bei meiner Zurückkunft von einer kleinen Exkursion nach Würzburg finde ich Ihren lieben Brief und die herrliche Undine; ich falle darüber her, um gleich alles in succum et sanguinem aufzufassen und ganz in der mir aufgeschlossenen poetischen Welt, wo alles lieblich tönt und klingt, lebend, vergesse ich Ihren dringenden Wunsch wegen augenblicklicher Nachricht über den richtigen Empfang des Manuskripts zu erfüllen. — Schelten Sie daher nicht über meine Säumniß und den späten Empfang dieses Briefes! Zuerst vom Geschäft! — Sie kennen mich zu gut, mein theuerster Freund, um mir nicht zu glauben, wenn ich versichere, daß ich bereit bin, dem herrlichen Dichter alle nur mögliche merkantilische Vortheile für seine Dichtung zu verschaffen, wie es nur in meinen Kräften

steht, indessen muß er mir erlauben, die Oper, wenn ich sie vollendet habe, zuerst, sollte das Honorar auch sehr kärglich ausfallen, auf die Würzburger Bühne zu bringen. Diese steht mir offen und die Aufführung ist gewiß; eben so glaube ich die günstige Aufnahme verbürgen zu können; ist dieses geschehen, so wird es leicht seyn in Frankfurt, Mannheim, Darmstadt, Wien, und ich denke wohl auch in Berlin die Oper auf die Bühne zu bringen und bedeutendere Honorare zu erhaschen, die ich mit dem Dichter, nachdem zuvor die Kosten der Abschrift von dem Ganzen abgezogen, gewissenhaft theilen will, wiewohl sonst in der Regel der Komponist den Operntext durch Honorirung des Dichters an sich bringt; mir scheint aber bei diesem ersten Zusammentreten die Theilung der Vortheile zweckmäßiger und besser. — So sehr ich es bedarf, so sehr ich eigentlich bloß von der Ausbeute meiner musik. und liter. Arbeiten lebe, so kann ich doch gewissenhaft versichern, daß bei der festen Ueberzeugung für die Composition der Undine nie etwas zu erhalten, ich mit der Liebe und dem Feuer, das mir das ganz unübertrefflich herrliche Gedicht einflößt, komponiren und alles andere, sollte mir Geld und Gut dafür versprochen seyn, mit wahrer Verachtung liegen lassen würde. Daß Fouqué das Ganze herrlich auffassen und bearbeiten würde, davon war ich überzeugt, daß aber die Verse, die Struktur der Gesangstücke so ganz im innigsten Charakter für die musikalische Compos. geeignet ausfallen würden, hätte ich, ehrlich gesagt, nicht geglaubt, da Fouqué selbst gestand, nicht damit recht Bescheid zu wissen. — Da haben die Leute immer

gefaselt, wie schwer es sey, für die Compos. zu dichten, und wie selbst vorzügliche Dichter an der Oper scheiterten und nun sehe ich recht, wie nur der wahre tiefe Genius, der alle Formen, in denen die Poesie sich ausspricht, erkennt und in sich trägt, immer gefehlt hat, wenn der Komponist das Gedicht als unkomponirbar verwerfen mußte, videatur Collin u. a. Ich finde durchaus im Texte nichts zu ändern und nur der gemeinen Bretter und des gemeinen neidischen ärgerlichen Volks wegen, was sich gewöhnlich darauf bewegt, werde ich vielleicht noch eine Arie für die Bertalda wünschen müssen. Doch hat es damit noch Zeit — noch habe ich keine Note aufgeschrieben, die Oper ist aber doch beinahe fertig. — Ein kleiner Abriß meiner jetzigen Lebensweise, den ich Ihnen bei dieser Gelegenheit gebe, wird Sie vielleicht belustigen. — Ich habe die Unart, nicht früh aufstehen zu können — ist es endlich geschehen, so geht der Vormittag beinahe mit den Lehrstunden hin, die ich einigen Damen der hiesigen höhern Welt ertheile — dann zwinge ich mich zu einer mir von Streitkopf übertragenen Uebersetzung einer französischen Violinschule — endlich bin ich frei und nun eile ich (7 Uhr Abends) mit der Undine in der Tasche in ein mir nahe gelegenes mit dem Theater verbundenes Kaffeehaus, wo ich in einem einsamen Winkelchen eine Pfeife Taback rauche, Thee trinke und — komponire. Um neun Uhr kommen mehrere Freunde aus dem Theater oder sonst her — wir verzehren ein frugales Abendbrod und trennen uns gewöhnlich um halb elf Uhr — nun setze ich mich an mein Klavier — die aufgeschlagene Undine vor mir und nun geht erst das rechte

begeisterte Komponiren los. — So kommt es denn, daß ich, bin ich ganz fertig, sehr rasch und ohne eine Note ändern zu müssen, die ganze Comp. aufschreibe. — Dem, seitdem Holbein die Direktion dem ** überlassen, ganz in die vorige Gemeinheit zurückgesunkenen Theater habe ich mich ganz entschlagen und meine dadurch entstandene Muße gefällt mir so wohl, daß ich mich nicht entschließen kann nach Holbeins Wunsche in Würzburg wieder das mühevolle Geschäft der Leitung des mechanischen und ästhetischen Theils der Aufführung zu übernehmen. — Ist aber die Undine fertig, so gehe ich nach Würzburg, um alles selbst nach meiner Idee anzugeben und zu bereiten. —

Haben Sie die Güte, Fouqué zu versichern, wie ich nun, nachdem ich das Gedicht erhalten, erst recht erkenne, daß mir, wie ich schon im ersten Briefe an ihn geäußert, ein besonderer Glücksstern als Komponist aufgegangen, und daß mir ein zweiter teutscher Operntext von diesem Gehalt gänzlich unbekannt sey. — Das so sinnvoll aus der Erzählung beinahe ganz beibehaltene: Morgen so hell ꝛc., glaube ich recht glücklich komponirt zu haben — sagen Sie mir, ob jemand im Fouquéschen Hause musikalisch ist — singt und Guitarre oder Klavier spielt? — ist es der Fall, so schicke ich Ihnen einmal jene Romanze für's Klavier oder Guitarre arrangirt. — Ganz herrlich ist es, daß Kühleborn gar nicht spricht, sondern blos singt und äußerst charakteristisch und zur eigensten musikalischen Darstellung des wunderlichen die Menschen verachtenden Wassergeistes passend sind die Worte: Menschenvolk närrisches, trügrisches, herrisches, tolles Geschlecht! — Freust Dich wohl recht! —

Sie werden erfahren, theuerster Freund, daß meine Komposition mir gelingen wird, ich fühle so etwas davon im Voraus, und gehe mit einem, mir sonst nicht sehr eignen innern Zutrauen an das Werk.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau herzlich, so auch die Freunde! — Meine Frau, die sich gar gut in mein einfaches Künstlerleben schickt, und eine gar wirthschaftliche fleißige Hausfrau worden, grüßt Sie und Ihre Frau sehr.

Der Ihrigste

Hoffmann.

Freund Hitzig ist mit Sessionen, Auktionen und allem Möglichen, was nur der Teufel erfunden zu unserer Pein und Qual, so geplagt, daß er mir es auftragen mußte, Ihnen, Herr Baron! statt seiner auf den Brief vom 2. Dezember d. J. zu antworten. Als treuer Expedient melde ich also:

1) Nach langem Suchen fanden wir endlich ein einziges Exemplar der Büste des Kronprinzen in der Porzellanfabrik, sehr sauber in Bisquit geformt à 50 Thlr. Hitzig war zweifelhaft, ob Sie, H. Baron! das nicht unbedeutende Quantum daran wenden wollten. Er, so wie ich heute, suchten vergebens, von Herrn von Rochow nähere Information einzuziehen, denn niemals fanden wir H. v. R. zu Hause. Ich für

meine Person gebe dem H. den Rath, die Büste ohne Weiteres zu kaufen und zu senden; denn die Büste ist ein wahres Kunstwerk und ich glaube, Sie, Herr Baron, in einiger Grandiosität und Verachtung des schnöden Goldes als wahrer Dichter zu kennen, weshalb nichts zu fürchten. (Für Werner und Consorten übernähme ich so etwas nimmermehr). Sollte ich noch heute Herr v. Rochow sprechen, so wälze ich die Entscheidung und alle Last und Vertretung auf ihn.

2) Franz Passow hat sich bei Hitzig gar nicht sehen lassen, er weiß daher gar nicht, wo Bemeldeter aufzusuchen und zu finden.

3) Anbei erhalten Sie, Herr Baron,

a) den wohlgerathenen Kupferstich eines Mannes, den Sie kennen, und der in poeticis viel erkleckliches gethan.

b) Tiecks Phantasus, 2 Bände.

c) — Frauendienst.

d) — Jahreszeiten — Winter, wie es eben jetzt recht ist, in diesem Buche zeigt sich gleich Anfangs wieder jener ritterliche und dichterische Mann.

Nachdem auf diese Weise Gehöriges expedirt, darf ich selbstständiger sprechen, und Sie, Herr Baron, recht herzlich und innig bitten, mich im treuen Andenken zu behalten, und mich mit recht freundlichen Augen anzublicken, wenn ich einmal in der Nennhauser Burg einsprechen sollte — als reisender Musikant mit allerlei Klängen und Melodien, daß selbst die kleine Marie dem

Sänger unerachtet seines wunderlichen Gesichts und Rocks nicht abhold werden sollte.

Der Ihrigste

Hoffmann,

auch Kreisler genannt. *)

Berlin,

den 22. Dezember 1814.

Wie sehr freut es mich, daß mir jetzt so oft der Anlaß kommt, zu Ihnen, Herr Baron! sprechen zu können! In der Anlage sende ich Ihnen ein Brieflein von unserm lieben armen Adolph! — ich nenne ihn deshalb so, weil er so verlassen in trüber Umgebung durchs Leben schleicht, und in sich selbst hineinzehrt. — Wenigstens herrscht in dem Briefe an mich solch eine düstre Stimmung, wie noch nie, und ich glaube, daß der Brief an Sie dem meinigen ähnlich seyn wird. — Erfreuen Sie ihn bald mit solch' tröstenden freundlichen Worten, wie sie Ihnen der heitre lebendige Geist, mit dem Sie das Leben erfassen, eingiebt, ich will die weitere Beförderung übernehmen.

Sollte Ihnen nächstens ein ganz wunderlicher Jüngling, Anselmus genannt, vorkommen, so empfehle ich ihn Ihrer Liebe und Güte; auch bitte ich, Ihren Blick auf den Archivarius Lindhorst zu richten, wenn er vielleicht als Stoßgeyer über die Burg Nennhausen wegfliegen sollte; die Serpentina wird sich wohl einzuschmeicheln wissen. **)

*) Der Kapellmeister Kreisler in H's. Schriften ist H. selbst. S. die Lebensansichten des Katers Murr.

**) Personen aus H's. Mährchen: „Der goldene Topf."

Mit Hitzig, Veith, Chamisso, Contessa, glaube ich in Zeit von einer halben Stunde den mit edlem Wein gefüllten Pokal auf Ihr Wohl, auf Ihr herrliches Dichterleben anzustoßen!

Der Ihnen innigst ergebene
Hoffmann.

Berlin,
den 27. Decbr. 1814,
Abends 6 Uhr.

Mag mein Freund Hitzig mich des unverzeihlichen Stillschweigens halber entschuldigen, mag er Ihnen, Herr Baron! besser, als ich es selbst thun kann, sagen, wie mich seit einiger Zeit die heilige Justiz so fest mit ihren Armen umklammert hielt, daß ich den Schreibedaumen nur rühren konnte, um ein Urtel oder ein Protokoll zu machen; an solche Allotria als da sind: schreiben an herzgeliebte Freunde, Mährchen machen, componiren, durfte ich gar nicht denken. — Der Brief des schwänzelnden Redakteurs, der seinen Mantel windgerecht zu tragen scheint, hat es mir ganz verleidet, an den unbedeutenden, hohlen, nie zu Früchten reifenden Zeitblüthen mit zu arbeiten. Wer mag sich auf so etwas einlassen? — Deshalb, weil die Zeitblüthen eben so ganz obskur sind, scheint mir auch Alles, was darin gestanden, pro non scripto geachtet werden zu müssen, und es wäre offenbar den unbekannten Rezensenten viel zu viel Ehre angethan, wenn man ihn seiner Ausfälle wegen (die, in so fern sie per-

sönliche Verhältnisse betreffen sollen, mir unverständlich sind) auch nur eines einzigen Wortes würdigen wollte. — Mir sind überhaupt, wie gewiß auch Ihnen, Herr Baron, die literarischen Fehden in der Seele zuwider, da sie den Tölpel nicht weise, den Prosaischen nicht poetisch machen, und nur dem Publikum ein Schauspiel geben. Uebrigens halte ich jene in Rede stehende Rezension, die mich selbst höchst geärgert hat, schon längst für in den tiefsten Abgrund des Meeres versunken. —

Möchten Sie, Herr Baron! doch bald durch Ihr Hierseyn mir einige recht heitere Sonnenblicke ins Leben werfen, es bedarf derer in der That! — Unerachtet Brühl noch nicht geantwortet hat, ist mir doch aus der besten Quelle die angenehme Nachricht zugeflossen, daß der Text der Oper nicht so wohl gefallen, als eine durchgreifende Sensation erregt hat. Man kann die herrliche Bearbeitung des recht ins Innerste dringenden Sujets nicht genug rühmen. Ohne meine Comp. zu kennen, ist die Aufführung beschlossen, und zwar soll sie mit allem nöthigen Aufwande, mit neuen Dekorationen u. s. w. gegeben werden. — Ehrfurchtsvoll küsse ich der Frau Baronesse die Hände! —

Ihr treuster
Johannes Kreisler.

Berlin,
den 8. May 1815.

In diesem Augenblick erhalte ich Ihren erfreulichen Brief, Herr Baron! und antworte auf der Stelle, damit

nicht ein feindseliges bedrohliches Aktenstück dazwischen trete und Aufschub veranlasse. — Sehr wehe würd' es mir thun, wenn Ihre Frau Gemahlin in meiner Weigerung den Lobredner zu mystifiziren ein Nichtbeachten ihrer Idee fände, aufrichtig gesagt, gingen damals, als ich die Aufforderung erhielt, recht finstere Wolkenschatten durch mein Leben, und so fand ich jene Kerzenlobrede nur höchst läppisch und jedes Spaßes darüber unwerth; es war mir beim Lesen, als müsse ich Zuckerwasser saufen, ein Getränk, das mir in der Seele (mehr noch im Magen) odiös! In besserer Stimmung hätt' ich vielleicht anders geurtheilt! — Doch! — habeat sibi — die Sache ist vorüber! — Ich habe jetzt Folgendes zu thun:

1) Allerlei Diebe, Nothzüchtiger, Betrüger ꝛc., liegen auf dem grünen Tisch und warten, daß ich sie einigermaßen prügle und ins Zuchthaus schicke — nebenan Rubrica II, zänkische Naturen, die sich streiten um schnödes Geld, oder gar beleidigt auf einander losfahren, weil einer zum andern sagte: Sie sind borstig! und dieser meinte: Herr! — ich glaube gar, Sie nennen mich rhetorischer Weise (Synekdoche) ein Schwein? — worauf jener replizirte: Keinesweges — nur oder seulement: Schweinigel!
2) Muß ich den zweiten Theil der Elixire des Teufels vollenden, der zur Michaelismesse bei Duncker und Humblot erscheint, da ich gesonnen bin, nächstens bei Dietrich merkliches vom Honorar zu verfressen.
3) Ein großes Packet Recensenda für die musikalische Zeitung blickt mich in gräulichem Umschlag recht

gespenstisch an, und ihm ertönen dumpfe Stimmen: erlöse — erlöse — erlöse uns aus dem Fegefeuer, in dem wir schmachten!!! (ich höre bei Uhden jetzt Dante's Purgatorio! — eine hier passliche Bemerkung).

4) Herr Kunz in Bamberg hat im Meßkatalog angezeigt, daß zur Michaelismesse vom Verfasser der Fantasiest. in C. M. erscheinen würden:

Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers, ein Buch für Kenner.

Ich muß also aus Höflichkeit wirklich:

Lichte Stunden e. w. M.

schreiben.

5) Habe ich auf sonderbare Weise, ohne es zu wollen, zum zweiten Heft der deutschen Wehrblätter, die just hier erscheinen sollen, einen Aufsatz geliefert: der Dey von Elba in Paris und dadurch die Quälerei veranlaßt, die man jetzt mit dem: Mehr! Mehr! an mir übt.

6) Bin ich sehr faul!

Aus allen Gründen dieses Vielthunsollens bitte ich Sie, Herr Baron! es mit dem Zeitblüthenmann so zu machen, daß er zufrieden ist, wenn ich ihm monatlich einen Beitrag über irgend eine Erscheinung am Berliner Kunsthimmel oder sonst liefere, mich aber mit den polizeilichen Nachrichten ꝛc. verschone. — Mit Hitzig habe ich verabredet, nach Potsdam zu gehen, wenn Sie, Herr Baron!

---

*) Callots Manier.

da sind! — Leider kann ich nur höchstens einen Tag von B. abwesend seyn, ohne förmlich Urlaub zu nehmen, welches ich um so weniger thun wollte, als ich vielleicht mich bald beurlaube — pour jamais! — Wahrscheinlich kommt Chamisso und Contessa mit nach Potsdam und wir können Ihnen, Herr Baron, einige Capitel des Romans von Herrn Freiherrn von Vieren vortragen, in denen es ganz erschrecklich hergeht. — Chamisso hat einen alten Mann mit sieben Stichen ermordet, und ich habe just den verteufelten Criminalprozeß am Halse! Wie herzlich sehne ich mich, Sie, Herr Baron, zu sehen! —

Der Ihrigste

J. K.

Berlin,

den 14. May 1815.

Berlin, den 29. Mai 1815.

Am Sonnabend (also einen Tag zu spät) schickte mir Brühl beiliegenden Brief an Sie, Herr Baron! den ich zu öffnen mir die Erlaubniß nahm, weil die Undine ganz und gar just unsere gemeinschaftliche Sache ist und mir jede Erklärung von Seiten der Theater-Direktion zu wissen nöthig ist. — Jetzt haben wir es schriftlich, daß Undine mit allem nöthigen Aufwande und Fleiß im Anfange künftigen Winters gegeben wird. — Etwas komisch kommt es mir vor, daß Brühl mich für einen angehenden Dilettanten zu nehmen scheint und vorzüglich mir die Kenntniß des Effekts nicht zutraut! — Lassen Sie sich, Herr Baron!

dadurch nicht anfechten, was er über meine Composition sagt. Ohne einbildisch zu seyn, glaube ich gerade den Ton, die Farbe des Gedichts getroffen zu haben, und finde nur darin, daß Brühl, als ich bei ihm spielte, immer herausgreifen wollte, wann Undine selbst sich vernehmen ließ, die Ursache, daß es ihm entgangen ist, wie die Parthie der Undine höchst einfach und kantabel gehalten ist. — Erinnern Sie sich noch des: Morgen so hell! — Doch habeat sibi! — die Oper wird gegeben, und ich vermuthe sogar, daß Brühl nach der ersten Probe mit gehörigen Sängern seine Meinung ändern wird. — Gott gebe, daß man uns versteht! — Ich werde suchen Schinkeln für die Sache zu gewinnen, Rücksichts des Ordnens der Maschinen u. s. w. Uebrigens finde ich so wie Hitzig, daß Brühls Brief viel Worte, aber wenig Ideen, vorzüglich tiefer eingreifende, enthält. — Eben fällt mir ein, daß der neu gekaufte Anzug des Königs von Neapel den Intendanten auch merklich zerstreute und abzog vom Flügel! — Nein! es thut alles nichts! — seine Bereitwilligkeit, das Neue und Ungewöhnliche auf die Bühne zu bringen, macht alles gut und ich kann auch nicht einen Moment auf den Intendanten zürnen, werde vielmehr mich bereit finden lassen, nach der ersten Probe seine gutgemeinten Winke zu benutzen. — Möge Ihnen, Herr Baron! viel Schönes und Angenehmes auf Ihrer Reise begegnen. Behalten Sie in gütigem Andenken

Ihren

Kreisler.

Da Sie, Herr Baron! auch seit langer Zeit ein der Zauberei Beflissener sind, so will ich es auch gern offen gestehen, daß ich dergleichen treibe und eben jetzt mir wieder einen artigen Hexenkreis gezogen habe, in dem diverse absonderliche Wesen wunderbare spukhafte Sprünge und Tänze verführen. — Unter anderm werde ich auch jetzt tugendhaft, d. h. ich vergesse kein Versprechen und es erfolgt daher wirklich anliegend die Ouverture des Don Juan für 20 Singer, von denen Keiner fehlen darf. —

Brühl hat mir über Undine nochmals sehr freundlich geschrieben, sich meinen Rath bei der Scenerie erbeten, und mich zugleich aufgefordert, in dem (äußerst steifen und langweiligen) dramaturgischen Blatt die musikalische Parthie zu übernehmen. Vielleicht gelingt es mir, da ich weder Professor noch Doktor bin, etwas Leben hineinzubringen, wenn mir der Himmel viel Laune und Athem schenkt! —

Nun ist es endlich unter Sängern und Schauspielern bekannt worden, daß ein großes Prachtstück emanirt von uns und sie stoßen wie gewöhnlich die Köpfe zusammen. Nachher fährt das Volk auseinander in zwei Parthien, die, welche keine Rollen haben, schimpfen, die andern loben! —

Heute früh ein Uhr ist die Bethmann an einer Hirnentzündung gestorben.

Wegen der Undinedekorationen ziehe ich Schinkel ins Interesse; vorzüglich soll er mir ein ächt herrliches gothisches Grabmal bauen.

Gott mit Ihnen, lieber Herr Baron! Nur recht

tüchtige Gesundheit und frohen lebendigen Muth recht im innigsten Gemüth.

Der Ihrigste
Hoffmann.

Berlin,
den 16. Aug. 1815.

Ganz einleuchtend ist es mir, daß Sie, Herr Baron! nicht eine Gesellschaft besuchen werden, deren Wortführer Brentano ist. Dieser wahnsinnige Clemens schleppt mich heute Abend nicht allein zu einem Souper im englischen Hause, sondern hat mich auch zum Organ gemacht, wodurch er Sie im Namen obbesagter Gesellschaft, der Gebrüder von Gerlach, von Arnim ꝛc. einladen will, dem heutigen Souper beizuwohnen; im Fall der Zusage sollen Sie Abends wie ein Triumphator abgeholt werden.

Bloß um mein Gewissen rein zu erhalten und nicht lügen zu dürfen, richte ich den Auftrag mit dem Bemerken aus, daß ich gestern schon gleich aus freier Faust erwiderte, mir wär's, als hätte ich was munkeln gehört, daß Sie heute schon bei einem Principe, Principessa, Eccellenza oder wenigstens einem Conte eingeladen wären.

Beiliegender Karte bitte ich denn aber doch gütigst einige Rücksicht zu schenken; es soll das Merkzeichen seyn, von dem ich neulich sprach.

Der Ihrigste
Hoffmann.

Den 2. März 1816.

Beiliegendes an mich gerichtetes Schreiben Brühls sagt Ihnen, theuerster Baron! manches. —

Was zuvörderst die gewünschte Abänderung der Exposition in der Undine betrifft, so glaube ich wohl, daß die von Brühl vorgeschlagene Art, Undine zuerst auftreten zu lassen, eine Krücke für die Lahmen, eine Brille für die Augenkranken, ein Hörrohr für die Tauben seyn kann, in der Form, wie Brühl es will, geht es indessen durchaus nicht, da die Scene nicht ganz kurz werden kann, und der Anfang mit einem langen Auftritt ohne Musik die ganze Oper von vorn herein todt schlägt. Ich denke mir das Ganze in folgender Art.

a) Die Ouvertüre schließt förmlich mit großem Lärm, Pauken und Trompeten.

b) Die Gardine geht auf. Der Ritter, die Fischersleute, Undine, sitzen um den Tisch und singen ein sehr kurzes, ganz lustiges Ensemble, ungefähr 8 oder 10 gleichgültige Zeilen z. B.

Alle zusammen. Es ist recht hübsch, daß wir hier so zusammen im Trocknen sitzen, da draußen ist's Nachts nicht geheuer ꝛc.

Undine allein: Ei was ist das für ein hübscher Ritter ꝛc.

Huldbrand. Ei was ist das für ein liebes Mädchen ꝛc.

Fischersleute. Seht doch nur, wie der Ritter uns so ins Haus geschneit ist.

Alle zusammen. Es ist recht hübsch, daß wir ꝛc.

Nach diesem sehr kurzen Ensemble geht nun die ge-

wünschte Scene los, in der schon, wie mich dünkt, die Expedition, wie sie jetzt in das Gespräch der Fischersleute mit dem Ritter gelegt ist, wenigstens Rücksichts Bertaldens ganz enthalten seyn kann. — Undine läuft weg. —

c) zweite Scene. Der Fischer äußert Besorgnisse, daß es in der Nacht Sturm und Gewitter geben könne. — Das Gespräch leitet auf die Frage des Ritters. „Erzählt mir wenigstens, wie ihr zu dem holden Bildchen gekommen seid."

Auf diese Weise wird die Romanze des Fischers und das Folgende eingeleitet.

Die jetzige Introduzzione: „Ach Undine, holde Kleine ꝛc., bleibt hiernach ganz weg und daran ist auch nichts gelegen. Gewonnen wird durch diese Einrichtung, daß auch der Klimar in der Musik gewinnt (durch den lustigen Anfang) und daß das Ganze freilich deutlicher werden kann.

Ich hoffe, daß Sie sich, liebster Baron! zu dieser Abänderung bereit finden lassen werden, zumal Undinchen es selbst so sehr wünscht und den Ritter gar zu gern in den Finger beißen möchte. In diesem Fall (nämlich wenn Undine wirklich beißen soll) bitte ich mir gefälligst, so bald es seyn kann, die paar Zeilen zu dem Ensemble zu senden, damit ich schleunigst komponiren kann, denn in diesen Tagen wird die Eunicke erwartet und dann soll die Oper sogleich herankommen! — Ich bitte recht herzlich um baldige Verse! —

Ein zweites, was Sie aus Brühls Briefe entnehmen werden, ist, daß auch das Prager Theater Undine verlangt. Es ist vorauszusehen, daß alle bedeutenderen Bühnen Deutschlands nachkommen werden. Meine Geschäfts-

und pekuniäre Lage läßt es aber nicht zu, daß ich mich jedesmal um die Abschriften bekümmern und die bedeutenden Auslagen (30 Thaler für jede Abschrift der Partitur) machen kann, ich habe daher der hiesigen Bühne das ausschließliche Eigenthum der Musik mit Vorbehalt des Klavier-Auszuges gegen ein angemessenes Honorar, dessen Höhe ich indessen noch nicht bestimmt, angetragen, so daß das hiesige Theater die Part. für sich weiter verkauft. Ich dächte, Sie forderten, im Fall Brühl darauf eingeht, ebenfalls ein Aversional-Quantum für die Dichtung und behielten sich blos, wie ich den Klavier-Auszug, den Druck der Oper vor. — Sie glauben nicht, wie ärgerlich für uns die Verhandlungen mit fremden Theatern werden dürften, bei der hiesigen Bühne geht das alles nach dem Geschäfts-Eselstritt.

Nochmals bitte ich um baldigste gütige Zusendung des Ensembles! Eben fällt mir ein, daß es sehr lustig seyn wird, wenn künftig die Gardine aufgeht und die Leute ganz was anders sehen und hören, wie sonst. Mit freundschaftlichster Hochachtung

Ihr treu ergebener
Hoffmann.

Berlin,
den 8. November 1816.

Daß ich, verehrtester Baron!

1) Die Handschrift des Altsächsischen Heldensaals auf das sauberste einbinden lassen und Morgens am

26. März dem Freunde Hitzig überreicht habe, werden Sie wohl schon von ihm brieflich vernommen haben. Anliegend Wolffhardts Quittung über 7 Thlr.

2) Den Helyot, 8 Bände in Leder gebunden, habe ich für 15 Thlr. gekauft. Er liegt bei mir, bestimmen Sie nur gütigst, ob ich ihn nach Nennhausen transportiren lassen soll, oder ob Sie ihn gelegentlich selbst mitnehmen wollen.

3) Mit dem Imperat. russ. gehts mir traurig! — Ein bloßer goldener Rahm würde lächerlich seyn, ich hatte die Idee, das Ganze als einen Schild zu behandeln, in dessen Mitte der würdige Imper. Achilles eingesetzt ist, finde aber überall Widerspruch, Unverstand und ungeheuere Forderungen. So kommt es, daß dieser Auftrag noch nicht besorgt ist. — Wie viel wollen Sie circiter an diese Sache wenden? Sie erhalten von mir noch 4 Friedrichsdor und 4 Thlr. Courant oder überhaupt 26 Thlr. Cour.

Gezahlt habe ich jetzt 22 „ „

Bleiben noch 4 Thlr. Cour.

über die ich zu disponiren bitte.

Im Helyot sind die wunderlichsten Mönche und Nonnen abgebildet, der Text scheint mir aber ziemlich oberflächlich und steril zu seyn.

Beide, Hitzig und ich, sind an den Prometheusfelsen, der wie ein Haus aussieht und am Ende der Markgrafenstraße angebracht ist *), angeschmiedet, daher giebt es leider

*) Das Kammergericht.

keine Feiertage für uns, die wir zu einem Ausfluge nutzen könnten. —

Kommen Sie fein bald nach Berlin und schauen Sie den vortrefflichen Devrient-Falstaff! — Gestern wurde der prächtige Heinrich zum zweiten Mal bei vollem Hause und vor theilnehmenden Zuschauern wiederholt. —

Meine Galle, durch die Unarten und Unziemlichkeiten des Schauspielervolks erregt, sprütze ich aus in einem langen Gespräch zweier Schauspieldirektoren, das schon durch vier Stücke des dramaturgischen Wochenblatts geht und viel Tumult erregt! — Brühl ist molto contento — Fischer kommt übel weg! — Lustig ist's, daß mir unwillkührlich ein Lizza entschlüpft ist. — Jene Herren unterscheide ich nach ihren Röcken, der Braune, der Graue, nun ist das aber abgekürzt gedruckt, der Br., der Gr., das Volk liest daher zu seiner Lust, der Br—ühl, der Gr—af — ohe jam satis! — Wenn Sie nach 6 kommen, sollen Sie über das tolle Zeug 5½ Minuten lachen. Von ganzem Herzen

Ihr getreulichst ergebener
Hoffmann.

B., den 3. April 1817.

Gestern hat Jahn seine letzte Vorlesung gehalten, mithin für dieses Mal auskrakelt.

Berlin, den 15. Julius 1819.

Den linken Fuß schon aufgehoben, um in einen kleinen französischen Reisewagen zu steigen, der mich nebst

meiner Frau mittelst vorgespannter Pferde ins schlesische Gebirge bringen soll, sage ich Ihnen noch, verehrtester Baron! daß der Doktor Atterbom bei mir gewesen ist und mich ungemein witzig gefunden hat!! —

Der Olaf ist ein herrliches Sujet, das Sie ja nicht fallen lassen müssen, indessen möchte es doch zur reinen Opera seria zu bunt werden und jenes entsetzliche genus der Klugsch .... würde sagen, die Undine habe sich in eine Dryas umgesetzt! — Gewiß kommen Sie, theuerster Baron! im Spätherbst oder Winter nach Berlin, da wollen wir unsere Opera seria recht ordentlich besprechen. — Zwei oder drittehalb Monat will ich mich in Schlesien und Böhmen umhertreiben und mich dabei rein waschen von allen kammergerichtlichen und schriftstellerischen Sünden! — Boldermann hat mir den gutgemeinten und sehr ausführbaren Rath gegeben, an gar nichts zu denken, das heitere ungemein auf, er wisse das aus eigner Erfahrung! —

Meine Frau, die ausnehmend vergnügt ist, aus dem staubigten Berlin einmal herauszukommen, empfiehlt sich Ihrer Güte und Freundschaft angelegentlichst.

Haben Sie etwa ein gutes Fernrohr, so bitte ich den 30. Julius, Morgens 11 Uhr, nach der Schneekoppe zu schauen, ich werde nicht verfehlen, Ihnen einen freundlichen guten Morgen zuzuwinken!

Ihr innigst ergebener
Hoffmann.

F. Horn.

Franz Horn, geb. den 30. Juli 1781 zu Braunschweig, lebte, nachdem er seinem Lehramt am Lyceum zu Bremen aus Rücksichten für seine Gesundheit entsagt, seit 1809 in Berlin, wo er u. a. auch Vorträge über Shakspeare und deutsche Literaturgeschichte hielt. Er starb den 19. Juli 1837. Um die Geschichte der deutschen Literatur hat sich Horn durch seine „Geschichte und Kritik der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart" (4 Bände, Berl. 1822—29) unläugbares Verdienst erworben. Die Menge treffender Urtheile und feiner Beobachtungen, welche darin niedergelegt sind, haben noch immer ihren Werth, wenn auch die alten Schriften Horns eigene Redseligkeit ihn verdeckt. Dasselbe gilt von seinem Werk über Shakspeare („Shakspeare's Schauspiele," 5 Bände, Leipz. 1823—31), das aus zwanzigjährigem Studium des brit. Dichters hervorging. Horns Romane und Novellen, in denen er großentheils literarisch-ästhetische Tendenzen verfolgte, haben sich über ihre Zeit hinaus nicht erhalten.

Ich habe, mein theurer Freund, Ihre vaterländischen Schauspiele erhalten, von denen man, wie Hamlet von seinem Vater alles gesagt zu haben glaubt, wenn er ihn einen Mann nennt, nur zu sagen braucht, daß es wahrhaft vaterländische Dramen sind. Sie sind, man darf es mit der ruhigsten Bestimmtheit sagen, der Einzige in Deutschland, der das eigentliche Wesen der Ritterlichkeit in ihrem innern Leben und äußern Walten mit vollendeter Klarheit erfaßt hat und stets sicher darzustellen weiß. Selbst in Ihrem nordischen Helden, den ich so sehr liebe, giebt es doch, dünkt mich, noch Scenen, von denen man sich besonders angezogen fühlt; in Ihrem „Ritter und die Bauern" kann auch davon nicht mehr die Rede

seyn, denn alles ist hier Eins: stillkräftig, reinschön. Man fühlt es recht, daß sich nur zeigen läßt, wo Nicht-Poesie ist, so wie man denn das mit Einem oder mit Millionen Beweisen recht klar darthun kann; doch wo Poesie wirklich ist, da hört die Kritik wahrhaftig auf, so wie man ja den Mondenschein und die Sternennacht nicht beweisen kann und mag, sondern sie nur anschaut und sich ihrer recht freut. Lassen Sie es mich gestehen, daß Ihr Waldemar mir nicht ganz so hoch steht, als das genannte Stück, denn es war mir zuweilen, als gäbe es hie und da zu viel, so wie ich denn auch das Vielherrliche dem Einherrlichen nachsetze. Sollte nicht zuweilen der dramatische Cirkel — von dem Theater rede ich nicht — überschritten worden seyn? Soll ich mein Urtheil mit einem Worte zusammenfassen, so würde es so lauten: Im Waldemar ist eine herrliche Freiheit, fast möcht' ich sagen: die Schlange der Ewigkeit, die noch in der Tendenz zur Ewigkeit ist; im „Ritter und die Bauern" ist Nothwendigkeit und Freiheit eins, das poetische ἑν καὶ πᾶν. Der frischeste Lorbeerkranz gebührt Ihnen dafür. Mir haben Sie durch beide Stücke die herrlichsten Stunden bereitet. — Um was ich Sie schon lange habe bitten wollen, ist: nehmen Sie sich doch auch der Kritik an, die jetzt größtentheils in gar schlechten Händen ist. Ist es nicht ein Jammer, zu sehen, daß so mancher feuchtöhrige Bube, der nie ein Werk, selbst nicht einmal ein schlechtes, hat geben können, über die Erzeugnisse unsrer bessern Dichter in eben so viel Minuten aburtheilt, als jene Jahre kosteten! Gottsched, Triller und Schwabe sind wahre Heroen gegen

die Mehrheit dieser Sprecher. Wäre es nicht zweckmäßig, wenn Sie auch einen kleinen Theil Ihrer neuen Quartalschrift der Kritik einräumten?

Berlin, 21. Aug. 1811.

Ich las neulich Ihre Undine wieder, aber seltsam genug, sie ergriff mich zu sehr, und ich vermochte dießmal nicht damit zu Ende zu kommen. Es giebt Gedichte, an die sich keine Kritik wagen darf, weil sie der Kritik selbst eine Frage aufgeben, die sie früherhin noch nicht beantwortet hat. Ich würde Sie schon für einen großen Dichter halten und wenn Sie auch nur ein paar Kapitel, die ich nicht zu bezeichnen brauche, von dieser Undine geschrieben, aber es kann mich empören, wenn ich die Zeit bedenke, in die sie fällt. Wie Viele sind, die da wissen, was Seele heißt und Liebe und das Leben der Natur und Thränen? und wie Viele, die es nicht nur wissen und fühlen, sondern anschauen? Ueberhaupt ist es mir (wenn ich eine frühere Empfindung bei einem Bürger'schen Sonett, und dessen Gedicht: „Als Molly sich losreißen wollte," ausnehme) noch bei keinem Werke so seltsam gegangen, als bei dieser Undine, über die ich immer zu reden anfange, und die doch nicht durch Rede, sondern durch ein Gedicht nur, oder durch Musik wieder gegeben werden könnte. Jean Paul hat Sie einst Schillern gegenübergestellt und wie billig vorgezogen. Ich ehre den trefflichen Schiller gar sehr, dennoch denke ich unwillkührlich

zuweilen bei ihm an Cassius Severus, von dem mein großer Lehrer Tacitus sagt, er habe plus vis quam sanguinis. Diese Worte können am besten Licht geben über Sie, denn Sie haben beides, und welch ein unendliches „Blut" ist in der Undine!

Berlin, den 5. Sept. 1811.

Ihre Idee, über meinen „Kampf und Sieg" ein öffentliches Wort zu sprechen, ist mir recht sehr theuer. Möchten Sie sie ausführen! Es würde mir seyn, als empfinge ich mein liebstes Buch von Neuem aus den Händen meines liebsten Freundes. — Des Grafen von Loeben Arkadien habe ich noch nicht erhalten können. Bis jetzt ist es noch in keiner Lesebibliothek, ja man wußte mir nicht einmal den Verleger zu sagen. Ueberhaupt herrscht hier jetzt im Allgemeinen eine Gleichgültigkeit gegen Dichterwerke, von der man sich kaum einen Begriff machen kann. Unsere Zeit verliert über der Zeit und über dem oft dunklen Moment das was mehr ist und allein stärken könnte. Vor etwa acht Wochen kam mir in einer schönen Nacht die Idee eines deutschen Dichterbundes; ein Wort, dessen reine Bedeutung Hunderten wohl müßte erklärt werden, Ihnen natürlich nicht.

Berlin, den 24. November 1811.

— — Lasen Sie Göthe's Leben? Davon nicht schriftlich, denn ich würde zu weitläufig werden über einen

gewissen exoterischen Geist, der oft nur Exponenten giebt, wie er hier zuweilen waltet. Freilich erkennt man Raphael auch an Strichen und Linien, aber warum so oft nur Linien! Aber Jean Pauls Fibel möchte ich (einen halben Bogen, den ich hasse, ausgenommen) unendlich rühmen, über Alles den „Uebergreis." Schreiben Sie mir doch, wie es Richtern geht, denn ohne Zweifel korrespondiren Sie mit ihm; ich verhehle es nicht, er steht meinem Herzen viel näher als Göthe. Auch schon um deßwillen liebe ich ihn, weil er der Erste war, der Sie öffentlich anerkannt hat. — Ich habe jetzt in jener Gesellschaft schöne Leseabende, besonders alle vierzehn Tage einen fröhlich heiligen Shakspeareabend. Shakspeare sollte man eigentlich nicht mehr einen Dichter nennen, sondern die Poesie selbst, die sich in ihm verklärt hat, wie Gott in Christus.

28. Nov.

Der Tod Heinrichs von Kleist hat mich so überaus bewegt und bis in das Innerste ergriffen, daß ich seit letztem Sonntag auch nicht das Mindeste zu arbeiten, selbst nicht einmal diese wenigen Worte zu diktiren im Stande war. Jener Tod ist fast fortwährend in meinen Träumen und ich muß mich oft mit Gewalt zurückhalten, der tiefen allegorischen Bedeutung desselben nicht zu tief und das eigene Herz verletzend nachzudenken. Einen edeln kräftigen Menschen und herrlichen Dichter hat die Zeit und die Sehnsucht nach einer besseren getödtet. Die Empfindung, die ein solcher Gedanke giebt, ist unendlich herber, als die bei der Erinnerung an Hussens und anderer Märtyrer Tod. Selig sind die Sanftmüthigen u. s. w.

Berlin, den 6. Juni 1812.

Seitdem ich den Alboin erhalten, ist auch sogleich ein ausführliches Schreiben an Parthey abgegangen, in welchem ich ihm denselben anbiete. Ich habe ihm darin erklärt, vielleicht sogar bewiesen, daß Du der größte Dichter des neunzehnten Jahrhunderts bist. Ich habe mich dabei auf Jean Paul und mich selbst namentlich berufen, denn den herrlichen Friedrich Schlegel durfte ich hier leider nicht wohl nennen, doch habe ich im Allgemeinen hinzugesetzt, daß jede kritische Zeitung beistimme; und zum Schlusse 6 Thaler Honorar für den Bogen gefordert. Das Manuscript selbst habe ich nicht gleich mitgesandt, um nicht durch eine officiosa sedulitas gegen ihn, bei ihm den Schein des zu großen Wünschens zu erlangen; habe aber beigefügt, er dürfe nur bestimmen, wann er es zur Ansicht haben wolle. Ich habe noch keine Antwort, und fürchte sie *), denn leider hört man jetzt überall wahrhaft gräßliche Nachrichten über die Lage des Buchhandels, und es ist in der That dahin gekommen, wie mir neulich ein ehrlicher Buchhändler versicherte, daß geachtete Schriftsteller die Hälfte der Druckkosten zugeben. Davor möge uns Gott bewahren.

Ferner habe ich an die Redaction der Heidelberger Jahrbücher geschrieben und mir die Beurtheilung der Erzählungen und der Magie der Natur ausgebeten. Da ich seit zwei Jahren ein so sehr fleißiger Mitarbeiter bin,

*) Alboin erschien im folgenden Jahre in der Weygandschen Buchhandlung zu Leipzig.

und man mir bis jetzt fast immer meine Wünsche gewährt hat, so zweifle ich nicht, man werde es auch diesmal. Wenn ich nur auch im Stande wäre, dem mich so sehr ehrenden Wunsch Deiner Gattin ein völliges Genüge zu leisten. Ihrem pfeilartig durchdringendem Scharfsinn stehet vielleicht kein Mann. Voluisse sat est.

Am Montag (1. Juni) bin ich durch einen Besuch überrascht worden, bei dem ich Dich, wenn Du vor mir ständest, erst eine halbe Stunde vergeblich rathen lassen würde. So aber will ich es nur schnell sagen, es war D. August Apel aus Leipzig, mein alter Genoß, den ich seit 10½ Jahren nicht gesehn, und je wieder zu sehn gezweifelt hätte, da ich seine Reiseschen kannte. Um so mehr hat er mich erfreut, und wir sind täglich ein paarmal zusammen gewesen. Unsere meisten Gespräche betrafen Dich, den er über alles schätzt und liebt. Er versichert, es sei in Leipzig fast nur Eine Stimme über Dich, Du werdest mehr geliebt, als irgend ein anderer. Desto weniger begreift er die Ungemächlichkeit in Deinen meisten bisherigen Verlagsangelegenheiten, und er hat mir versprochen, in Leipzig alles aufzubieten, um Dir einen recht soliden Verleger zu verschaffen. Es wird und muß ihm gelingen.

Berlin, den 11. Februar 1813.

Lieber, Theurer, also dieß ist Dein Geburtsmonat? Ich habe den Tag nicht erfragen können; doch sey es, welcher es sey. Tausend Glück und Segen über Dich

den Menschen, den Krieger, den Dichter, den freundlichen Freund! — Der Weltgeist rauscht jetzt so gewaltig und schwingt die Flügel so stark, daß die Dichterharfe doppelt mächtig angeschlagen werden muß, um gehört zu werden. Doch, so wie Du sie im nordischen Helden ertönen ließest, tönt sie doch sicher durch. Die alte Sphinx sitzt jetzt wieder da und giebt übergewaltige Räthsel auf, und wieder ist die Lösung des Räthsels: der Mensch. Aber Viele finden keine Ruhe und die Sphinx verfinstert ihre Sinne. Die nur, die Jesum Christum kennen und lieb haben, sind mächtiger und glücklicher, und halten sich rein und stolz und demüthig ergeben in Gott. Du stehst fest, Friedrich. — Wahrlich, du hattest wohl Recht, als Du hier mit gewichtig ernstem Scherz sagtest, es sey viel Ehre, aber wenig Vergnügen, in unserer Zeit zu leben. Doch auch das Vergnügen wird kommen. Ein neues, frisches Leben geht auf. Begrüße es heiter, mein liebster Friedrich! — Ich möchte Dir wohl recht viel sagen, und mein Herz ist so voll, aber die Worte fließen mir nicht aus der Feder in die Dinte auf's Papier. Wie wahr findet man doch zuweilen die alte Klage von dem weiten Wege, den das alles machen muß! Also nur die Hauptsache: Es bleibe in uns im neuen Jahre bei dem guten Alten: Gott, Vaterland, Poesie!

Franz Horn.

Berlin, den 3. December 1814.

Deine Corona habe ich nun mehrere Male gelesen. Es ist ein herrlicher, kühn gewundener Zaubergarten, voll

köstlichen Duftes und voll heiliger Stimmen. Das Erdengrün ist frisch, und das Himmelblau so selig. Es ist eine wahre Herzenslust, sich in diesem Garten zu ergehen, wo der Dichter selbst unser steter Begleiter ist.

Deinem Frauentaschenbuche gebührt der herzlichste Beifall. Von Deinen und Deiner Gattin Beiträgen sage ich heute nichts, da es dessen nicht bedarf. Aber außerdem ist noch so manches andere Gute und Vortreffliche, daß gewiß dieses Buch sich rechte Bahn brechen wird. Fanny *) hat es sich freilich diesmal mit der Erfindung ein wenig leicht gemacht; aber ich liebe diese Dame doch recht sehr, denn sie ist so ganz redlich und klar, die Härten des Lebens nicht scheuend, da sie Hülfe dafür weiß, und die Stürme in der Menschenbrust kennend, weiß sie sie doch auf das mildeste zu beruhigen. Selbst da, wo sie bloß reflectirt, ist sie doch lebendig, und man sieht, wie die Reflexion gekommen ist.

Dir aber, lieber Fouqué, muß ich noch ganz absonderlich Glück wünschen zu einer Novelle, von der Du nie gesprochen, dem „Künstlerbund", die in ihrer unschuldigen Einfachheit etwas ausspricht, das ich in jedem Augenblicke bereit bin, mit meinem besten Blut zu unterschreiben. Ich kann mir recht denken, daß noch im zwanzigsten und dreißigsten Jahrhundert nach Christi Geburt, ein deutscher Jüngling diese Novelle hervorziehen wird, um etwas, was sein ganzes Herz erfüllt, damit zu belegen.

Daß Du meine Novelle „der ewige Jude" (vielleicht

*) Tarnow.

gebe ich ihr aber doch noch einen andern Titel) für den nächsten Jahrgang Deines Frauentaschenbuchs haben willst, macht mir rechte Freude, und ich verspreche sie Dir hiedurch. Sie ist noch nicht ganz fertig, aber bald. Da ich sie aber doch hinterher noch gern abschreiben ließe, so möcht' ich Dich fragen, wann Du sie haben mußt. Genire Dich nicht; Du kannst sie bereits zu Neujahr bekommen, und ich lasse im Nothfall das Abschreiben. — Aber, aber! (ich möchte das aber noch einmal wiederholen) was werden die Leser Aleph, Beth, Gimmel, Daled u. s. w. zu dieser metaphysisch-religiösen Novelle sagen? ich weiß es nicht; aber ich weiß, daß ich den Ahasverus durchaus schreiben mußte, so sehr mußte, daß ich zuweilen gar mit einer gewissen christlichen Herzensangst schrieb, ob es auch wohl nur halb gut genug sey für den unendlich großen christlichen Gedanken. Dabei sagte ich mir denn immer, wie es sich von selbst versteht, daß es bei weitem nicht gut genug sey, und doch konnte ich nie ablassen, und so wird es denn mit Gottes Hülfe so gut, als ich es machen kann.

Als ich die dritte Zeile dieser Seite zu diktiren gewendet, kam plötzlich ein großer Glanz in meine Hütte, nämlich der geheime Staatsrath Nicolovius. Ich dachte anfangs, er brächte mir die Vocation zu irgend einer Subconrectur; allein er brachte etwas noch Erfreulicheres, nämlich zwei Briefe von meinem hochverehrten Friedrich Heinrich Jacobi. Dieser jetzt sechsundsiebenzigjährige Greis hatte nämlich von jenem überaus vornehmen Manne verlangt, er solle sich eilends aufmachen, und mich heim-

suchen, um mir viel Gutes zu sagen. Der Mann, der fast sämmtliche preußische Universitäten und Gymnasien, als zweiter Consul, mit Professoren zu versorgen hat, hatte sich einige Zeit genommen, war aber durch einen zweiten Brief abermals erinnert worden, und trat deshalb heute früh den Gang an. Welch' eine Freude für mich, daß der theure Greis, den ich seit beinahe 10 Jahren nicht gesehen, so freundlich an mich denkt. Ich darf Dir, mein geliebter Fouqué, die Stelle mittheilen, da Du mich kennst und nicht mißdeutest. „Ihm habe, schreibt er, da er selbst fast erblindet sey, und nicht mehr lesen könne, am heutigen Tag einer seiner Freunde die Latona, und die Literaturgeschichte vorgelesen, welche Werke ihn über alle Maaßen erfreut haben. Die Urtheile über Wieland und Göthe, und noch vieles andere, seyen eben so trefflich gedacht als ausgedrückt u. s. w. Ich wünschte und sorge Du dafür, setzt er dann hinzu, daß Franz Horn dieß erfahre, und recht sehr herzlich von dem alten Manne gegrüßt werde." Im zweiten Briefe wiederholt er dasselbe, und noch ausführlicher, und spricht mit Wärme von meinem Kurfürsten *).

Berlin, den 2. April 1815.

Welche Wochen waren das, die zuletzt hingingen, und was haben wir erlebt, geliebter Freund! Ich gestehe Dir, daß ich an einigen Tagen durch die ungeheuern

*) Das Leben Friedrich Wilhelms des Großen, Kurfürsten von Brandenburg, 1824.

Begebenheiten so erschüttert ward, daß ich wie im Traum lebte, und nur mit großer Mühe mich zu fassen vermochte. Endlich bin ich wieder still geworden, und in so weit das sündige Menschenkind die Hand Gottes in den Wolken und seine unendliche Weisheit zu ahnen im Stande ist, suche ich sie zu ahnen. — Er wird das freventliche Spielen mit heiligen Eiden zu strafen, und die fast lächelnden Verräther jenseits der Ardennen zu finden wissen, er wird Alles zu einem großen Ende bringen. Unser alter Vater Shakspeare hat auch das alles gekannt und hingestellt im Richard und im Lear. Das sind nicht mehr Schauspiele, das ist die Weltgeschichte. Ich kann mir ganz denken, wenn Lear sagt: „O Undank, du marmorherziger Teufel!" und: „Ich bin ein alter Mann, gegen den doch mehr gesündigt worden ist, als er gesündigt hat." — Und dennoch, Friedrich, wie Du gesagt: „Herr Gott, Dein Wille soll geschehen," wie Du gesagt, auch in der Stunde des Schmerzes, so sey es.

Berlin, den 12. Oktober 1818.

Zuvörderst meine Freude an so manchem Schönen und Herrlichen in Deinem „Jäger und Jägerlieder," dann aber muß ich, was Dir höchstens ein Achselzucken des Scherzes erregen wird, mir aber allegorisch traurig ist, hinzusetzen, daß bisher alles, was ich für den Verlag des Werkes hier gethan, vergeblich gewesen. Die Sache steht so: Dümmler, Reimer und Duncker scheinen Dir selbst

nicht passend, mit Maurer stehe ich ganz so, wie Du mit Duncker; deßhalb blieben mir für diese Angelegenheit Nicolai (Parthey), Schüppel, Enslin, denen ich nach einander von der Handschrift Nachricht gab. Alle drei erkannten die Ehre, lehnten aber wegen Ueberhäufung ab. Wer bleibt nun? So viel ich weiß: hier keiner, der sich ganz eignete. Manche sind arm, einige auch wohl unsolid, andere lediglich auf das sogenannt Wissenschaftliche, Philologische ꝛc. gestellt. Die Forderung von drei Louis, so sehr, sehr, ja überbillig sie mir scheint, dürfte manchen eine Ohnmacht zuziehen. — Dahin also wäre es gekommen, daß ein rein preußisches Werk von Dir, dem doch selbst ein ehrlicher Feind den Namen des berühmtesten Dichters des neunzehnten Jahrhunderts zuerkennen muß, hier in der Hauptstadt nicht sogleich einen Verleger findet! Soll denn der Kaiser Joseph wirklich Recht behalten mit seinem Dictum über den deutschen Buchhandel? Es sind wackere Leute unter den genannten, aber dem Parthey bin ich eigentlich gram. Was könnte der wirken mit seiner halben Million für Literatur! Seit vier Jahren ist meine Literaturgeschichte fast ganz vergriffen, nach seinem eigenen Wort, aber er hat nicht den Muth, eine zweite Auflage zu machen, weil er die Kosten scheut. Doch denke ich jetzt nur an die Ablehnung Deines Werks. — Schreibe mir nun, Bester, was Du wünschst, daß mit der Handschrift geschehe. Als bloße Verlagsangelegenheit im Allgemeinen kann Dich die Sache nicht geniren, da Du ja nur unter Deinen auswärtigen Verlegern zu wählen hast; dennoch bin ich traurig darüber. — Ich habe neulich eine

große Freude gehabt. Göthe hat zu meinem sehr lieben Freunde, dem Baron Rutern, der ihm in liebenswürdiger Gemüthswärme von den wohl hundert Abenden erzählt, die wir zusammen gehabt, ausdrücklich erklärt, (wie ein König?!) er habe mich sehr lieb und habe in meinen Schriften sehr viel Liebes und Freundliches gefunden, und er schätzte mich sehr. — Es ist ein großes Glück, daß mein liebster Friedrich seinen alten Franz kennt, der, Gott sey hoch gepriesen! nach vielen blutigen Thränen seit etwa sechs Jahren die Eitelkeit gänzlich unter die Füße gekriegt hat (wofür ihn freilich andre Fehler noch gewaltig schütteln) und der deßhalb das Göthesche Rescript abschreiben kann. — Noch ist komisch merkwürdig: Göthe bittet Rutern, ihm von der Abnahme seines rechten Arms und von dem Abhacken der großen Zehe (das letztere geschah hier im vorigen Winter) zu erzählen; aber so mild und leise R. das auch gethan, so „war es doch sehr natürlich und angenehm (?), wie sich das schöne Gesicht des lieben bequemen Mannes dabei verzog."

Ewig der Deinige

Franz Horn.

K. Immermann.

Karl Immermann, geb. den 24. April 1796 zu Magdeburg, starb als Landgerichtsrath zu Düsseldorf den 25. Aug. 1840. Außer zahlreichen dramatischen u. a. Dichtungen (das Auge der Liebe — Das Trauerspiel in Tyrol. — Kaiser Friedrich II. — Alexis, eine Trilogie. — Ghismonda, oder die Opfer des Schweigens, — Merlin — Tulifäntchen u. s. w.) sind es vorzugsweise seine größeren satyrischen Zeitromane, „die Epigonen," (2 Bde. 1836) und „Münchhausen" (4 Bände 1838 u. 39), welche das Talent des geistvollen Dichters am reichhaltigsten und eigenthümlichsten aussprechen.

Es kann Ew. Hochwohlgeboren befremden, auf einen ermunternden freundlichen Zuruf erst nach langer Pause Antwort zu erhalten, da Sie mir erlaubten, mit Ihnen in Briefwechsel zu treten. Sehr leid würde es mir thun, wenn Ew. Hochwohlgeboren dieß auf einen Mangel an Gefühl und Empfänglichkeit für Geist und Herz berührende Verbindungen schieben möchten, da dieses Urtheil mir Unrecht thun würde. Ich will es Ihnen frei und freudig bekennen, daß Ihr Schreiben mich sehr glücklich gemacht hat. Wenn wir bisher Niemand gehabt haben, dem wir unser Innerstes und Liebstes vertrauen mochten, weil nirgends eine verwandte Seite uns entgegen tönte, so ist es unbeschreiblich wohlthuend und zu höherem Leben anregend, wenn wir plötzlich die Aussicht erhalten, daß das in Zukunft nicht ferner so seyn werde, daß wir einem Manne uns nähern können, der uns Rath, Weisung und Belehrung verspricht, und mächtigen Schrittes voran zu dem leuchtenden Ziele, wohin alle Kunst zeigt, wandelt. — Der Grund meines bisherigen Schweigens liegt in vielfäl-

tigen Geschäften, die mich in Anspruch nehmen, und einen Zauberkreis um mich ziehn, in welchem mich das strenge Gebot der Pflicht gebannt hält. Mit dem aber läßt sich nicht spielen. Wenige freie Stunden giebt mir daher mein Geschick nur, zum Lustwandeln in die sonnigen Gärten, bis wohin das Geschrei des Markts nicht reicht, in welche der Verstand sich nicht eindrängen darf, und worin alle Kreatur die Ursprache redet — Hoffmanns Insel Atlantis. — Eine derselben ist mir heute geworden, und die vergönnen Sie mir, verehrter Mann, zur Unterredung mit Ihnen zu nutzen.

Aus manchen Andeutungen in Ihren Gedichten habe ich abgenommen, daß Ihre Gesundheit nicht die festeste ist. Um so schmerzlicher mußte es mich berühren, aus Ihrem Schreiben einen Beweis dafür zu erhalten. Gottlob, daß das Uebel überstanden ist! Möge der Himmel lange Ihre Tage zur Freude des Vaterlandes fristen! Was nun die Beurtheilung meiner Ihnen übersandten Versuche betrifft, so erlauben Sie mir einige Gegenbemerkungen. Sie halten mich nicht für den eiteln Thoren, der mit verstellter Bescheidenheit seine Gedichte übergiebt, eigentlich aber nur Lob erwartet, und entrüstet wird, wenn ihn Tadel trifft. Eben so wenig würde aber mein Streben rechter Art seyn, wenn ich das Eigenste und Theuerste ohne Kampf aufgäbe, so lange ich dasselbe noch vertheidigen zu können gedenke.

Von der Richtigkeit des Tadels von Jung Ofrik bin ich zuvörderst vollkommen überzeugt. Ew. Hochwohlgeboren nannten dieses Gedicht zu kühn: wohl nur aus Schonung, nach meiner Ansicht würde dasselbe so, wie ich es Ihnen überschickte, ein Gedicht ohne Gemüth

heißen müssen. Denn ein Mensch, zu dem der Tod einmal warnend getreten ist, sprechend: Mensch, bedenke das Ende, und der dann doch noch am Becher und lustigen Weisen auf die Spanne Zeit, die ihm verliehen worden, Geschmack findet, ist ohne innern Gehalt, wenigstens kein Deutscher und nicht werth, daß der Tod sein leichtfertiges Daseyn verschone. Dergleichen gereimt Wesen aber, welches die Tiefen des Gemüths nicht berührt und nicht erschüttert, ist kein Gedicht zu nennen. Denn Poesie ruht auf dem Gemüthe, und wir Deutsche kommen doch endlich von dem Irrthume zurück, den wir von unsern westlichen Nachbarn bekamen, jedes bunte Spiel des Witzes, wenn es auf langen und kurzen Füßen läuft, für ein Kind der himmlischen Muse zu halten. — Um nun zu meinem Gedichte zurückzukehren, so hatte mich die Idee, aus welcher dasselbe ursprünglich hervorging, dennoch zu sehr ergriffen, als daß ich nicht hätte versuchen sollen, sie nochmals in veränderter Gestalt hervorzurufen. Ich wollte ein Bild geben, von einem Frohen und Freien, der über die Abgründe des Lebens, ja über das zu seinen Füßen gähnende Grab, wie ein beflügelter Held hingleitet, während der Nutz- und Hausmann, um das Leben zu haben, sich den Tod holt. Lebensfrische mit Lebenstrockniß in starken Gegensätzen. Der Erste ist aber seiner Flügel nur werth, wenn er nicht allein Blätter treibt, um Lust und Freude überall einzusaugen, sondern auch die Blume im Wipfel blicken läßt, die im rechten Augenblick sich nach dem ewigen Lichte kehrt. Ob Letztres anzudeuten, mir in der neuen Bearbeitung,

die hiebei überkömmt, gelungen sey, darüber erbitte ich mir Ihr Urtheil.

Bei: Merlins Grab, kann ich die Gemüthlosigkeit, die daran gerügt wird, nicht zugestehn. Ich habe in diesem Zwiesprach gewissermaßen mich selbst gesungen, wie ich, liebevoller, jedoch strenger Zucht entwachsen, von den Büchern in die Welt ging. Da rauschten der Hain und der Strom, da sprachen die Welt und der Mensch ganz andre Worte zu mir, als ich bis dahin gelesen hatte. Was mir da erklang, und wie ich zurecht gewiesen ward, wollte ich wiedergeben, und ich ging mit wahrer Begeistrung daran, weil es unwiderleglich feststeht, was Göthe sagt: daß der Mensch nur das in Lust und Freude singen kann, was er selber erlebt hat. Gleichwohl mußte sich im Gedichte auch ein Allgemeines aussprechen, da Jeder den Uebergang, den ich zu schildern hatte, erlebt. Wer nun lebendig fühlt, in welchen Kampf und Streit er hinausgetreten sey, und wie Schrift und Schule den hellen Sinn in ihm verdüstert haben, der rettet sich zuletzt, daß er gesunde, zu dem alten treuen Naturgeiste, der, wenn die Liebe ihn ruft, erwacht, und dann auch, aber kräftig und ermuthigend an's Herz redet. Dann wird der Lehrling des Lebens vor der eignen Gelehrtheit und Klugheit gerettet und an's Herz der liebenden Mutter, deren Schooß uns umfängt, gewiesen, damit er erfahre, wo er stehe, und was er solle, und damit er ein Baum werde, der Wurzeln treibt, und Schatten giebt. — In diesem Ideengange, der mich leitete, liegt nun gewiß nichts, was aus einer leeren und losen Ansicht des Lebens entsprungen wäre, denn das Herz der

ewigen Mutter wird immerdar klopfen und ohne Ende, so lange sich ein Kind liebend zu demselben neigt: und wenn von Ihnen dergleichen in diesem Gedichte geargwöhnt wird, so hat wohl nur die, Anfängern zu verzeihende, Unbeholfenheit im Ausdruck diese Mißdeutung möglich gemacht.

Ew. Hochwohlgeboren fragen mich, ob ich kein größeres Werk im Sinne trage. Allerdings bewegen sich wundersame Gestalten schon seit Jahren vor meinem Geiste, die dereinst sich zum Bilde zusammenfügen werden — wie ich wenigstens hoffe. Es ist dieß der Zug Karls nach Spanien, und Rolands Tod im Thale Ronceval. Zuerst durch Friedrich Schlegels Romanzen nach Turpins Chronik, dann durch das altdeutsche Gedicht: der Strickäre angeregt, hat sich mir die Aussicht in jene wunderbare und reiche Zeit von Karls und seiner treuen Kämpfer aufgethan, und ich vermag meine Augen nicht mehr vor ihr zu schließen. Beständig sehe ich den Engel, der zu Karls Bette in stiller Nacht tritt, um ihn zu mahnen, das Land bis an den Ebro christlich zu machen, auf daß im Abend ein Bollwerk gegen den Alkoran werde. Ich sehe die Kämpfe der Mohren und Christen um die spanische Mark, Ganelons Verrath, und den nächtlichen Kampf in Ronceval, wie nun dem Roland sein Helm vom Haupte sinkt, und das Horn Olifante vergebens um Rettung ruft, nachdem das gute Schwert Durenda kraftlos und unthätig in der gelähmten Faust hängt. Einzelne Fäden sind bereits angeknüpft, aus welchen das Gewebe sich gestalten soll, allein noch haben die Massen sich nicht mir dermaßen in Licht gesondert, daß ich ans

Ausführen des Ganzen denken könnte. Die Form wird dramatisch seyn, wie Alles, was Thaten schildert.

Der Gedanke, welcher in diesem Gedichte lebendig werden soll, wird seyn: wie das Christenthum über Gewalt, List und Verrath durch seine Göttlichkeit und Milde siegt, und wie es gerade dann in den Gemüthern seine Herrschaft gründet, wenn es äußerlich am Boden liegend erscheint. In dem Augenblicke daher, in welchem das christliche Heer unter Roland vernichtet ist, und die Helden alle in ihr Blut gestürzt sind, gründet sich durch eine wundersame Verkettung die spanische christliche Mark, welche das Schwert zu erringen nicht vermocht hat. Daß der Held der neuen Zeit, Karl, im Vordergrunde des Gemäldes stehe, ist natürlich. Er wird darum der Große genannt, wie Johannes von Müller sagt, nicht, weil er den wankenden Thron der Longobarden gestürzt, oder die Sachsen endlich ermüdet, sondern weil er, bei so besonderer Kraft des Geistes, stets in den Schranken der Verfassung und des Rechts geblieben. Wie dieser Sinn sich bei ihm ausgebildet, wird das Gericht zeigen. Er erwirbt ihn für seine Lebzeit durch eine große bittre Erfahrung. Rolands Fall und des Heeres Verderben ist die Folge einer Ungerechtigkeit gegen Ganelon, die diesen zur Rache entzündet. Drum thut er seinen Fürstenschwur, bevor er vom Schauplatze scheidet, immer am Recht festzuhalten, und wenn Alles übrige kreist, dazustehen als fester Polarstern.

Dieß sind Andeutungen, die ich hiemit unbefangen gebe. Interessirt die Idee Ew. Hochwohlgeboren, so lege ich in einem nächsten Schreiben den Plan des Trauerspiels

vor, wie ich ihn bis jetzt im Geiste habe und halte. Der Umfang desselben muß bedeutend werden, da das Gemälde einer großen Zeit in dieser Tragödie sich entfalten soll.

Die beikommenden zwei neuen Gedichte fielen mir unter meinen Papieren in die Augen, und ich sende sie Ihnen zur Prüfung, Beurtheilung und um damit nach Ihrer Willkühr zu schalten. Was die schon übersandten betrifft, so mögen Ew. Hochwohlgeboren gleichfalls darüber verfügen. Zu dem: Requiem gab eine Sage, die ich von Mozart vernahm, und zu dem: Raimundus ein Gemälde von Le Sueur, welches ich zu Paris im Museum sah, den ersten Anlaß.

Mit Freude sehe ich einem baldigen Schreiben entgegen, und mit dem schönen Gefühle reiner Achtung und Verehrung nenne ich mich

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebener

Magdeburg, Immermann.

den 6. September 1818.

Jung Stilling.

Heinrich Jung, genannt Stilling, geb. den 12. Sept. 1740 zu Grund im Nassauischen, lernte das Schneiderhandwerk, studirte dann Medizin, erwarb sich großen Ruf als Augenoperateur, wurde geheimer Hofrath und Professor der Staatswissenschaften zu Heidelberg und starb als Privatmann zu Karlsruhe den 23. März 1823 — bekannt durch die vortreffliche Selbstbiographie: H. Stillings Jugend 1777 rc., so wie durch Romane, religiöse und mystische Schriften.

Carlsruhe, den 30. März 1810.

Es war mir überaus erfreulich, tröstend und beruhigend, in Ihrem Schreiben vom 11. März, mein

verehrungswürdiger Herr Baron, und Bruder im Herrn! abermal ein Zeugniß zu finden, daß meine Theorie der Geisterkunde*) auch Ihren Beifall hat, und daß Sie dies Buch auch für ein Wort zu seiner Zeit halten. Ich habe Viel darüber gelitten, besonders thut mir weh, daß mich so viele wahre Christen mißverstehen.

Sehr angenehm ist mir die Erzählung Ihrer Herkunft. Der Name Fouquet ist in Frankreich sehr häufig, so wie auch der Name de la Motte, die berühmte und wahrhaft fromme Mad. Guyon, diese Lehrerin Fenelons, war eine geborne de la Motte, und ihre Tochter wurde an einen Fouquet verheirathet. Was Sie mir von Ihrem Religionsunterricht erzählen, das trifft man leider! allzuhäufig an; dies ist aber doch vorzüglich im nördlichen Deutschland der Fall; im südlichen, besonders im Würtembergischen, in der Schweiz und im Elsaß hat der Herr ein großes Volk, und man findet viele ächtchristliche Prediger, indessen hat doch auch der Feind allenthalben sein Unkraut ausgestreut, und er bemüht sich eifrig um sein Wachsthum, und weitere Ausbreitung; der Herr läßt Ihm das zu, damit er sein Maaß bald voll machen möge; unter der Hand wächst aber auch das Reich des Herrn an ertensiver und intensiver Kraft, und wir haben nicht zu fürchten, daß es Ihm in der Ausführung seines Plans mißlingen werde. Sie gedenken eines Umstands in Ihrem Brief, der bei vielen bürgerlich Rechtschaffenen der Fall ist, nämlich: Sie hören so vieles pro und contra in

*) 1808.

Ansehung der Religion, daß sie am Ende nicht wissen, wer recht hat; zur gründlichen Prüfung finden sie sich nicht geneigt, denn der Luxus hat alle Energie des Denkens geschwächt, folglich schwimmen sie so mit dem Strom fort, genießen, was zu genießen ist, suchen honnet und ehrlich durch die Welt zu kommen, und so gehen sie dann ruhig dem großen Peutêtre entgegen. Ein schreckliches Wagstück!!! Gott Lob, daß Sie diesem gefährlichen Wege ausgewichen sind.

Jakob Böhms Schriften waren also das Menschennetz, das Sie für den Herrn und sein Reich gefangen hat! — Das ist schon bei Vielen der Fall gewesen und wird es auch noch oft seyn. Ich habe seine Schriften von Jugend auf geliebt, und sein majestätisches theosophisches System ist mir längst bekannt. Indessen ist es nicht für Jedermann, wem der Herr durch seinen Geist diese heiligen Geheimnisse aufschließt, der mag Ihm dafür auf den Knieen danken. Ich habe Böhms sämmtliche Schriften, und sie sind mir theuer. Ich freue mich, daß Sie sie auch haben und lieben. Ich war vor einigen Jahren in Görlitz, wo er vor 200 Jahren lebte, aber sein Andenken ist dort noch immer im Segen, auch Diejenigen, die nicht seiner Meinung waren, bezeugten doch, er sey ein frommer und heiliger Mann gewesen. Ich ging vor's Thor und sahe das Haus, wo er gewohnt hat, und dann besuchte ich auch auf dem Kirchhof sein Grab, auf dem eine steinerne Platte mit seinem Namen liegt. Der selige St. Martin in Paris, ein hocherleuchteter und heiliger Mann, lernte die teutsche Sprache, um Böhms Schriften lesen und verstehen zu

können. Wahrlich! er hat sie begriffen, das bezeugen seine beiden Schriften, nämlich:

Des Erreurs et de la verité etc. a Edimbourg 1775. Second. Edit. à Salomopolis, und

Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers a Edimbourg 1782.

Aus diesen beiden Schriften hat ein teutscher Gelehrter einen vortrefflichen Auszug gemacht, dessen Titul ist Magicon, oder das geheime System einer Gesellschaft unbekannter Philosophen ꝛc., Frankfurt und Leipzig 1784. Eine herrliche Schrift, die ich jetzt wieder lese. Alle diese Werke sind Früchte von Jakob Böhms Schriften. Sein Weg zu Christo ist am gemeinnützigsten, die andern Bücher sind für den gemeinen Mann zu schwer.

Sie wünschen ein ähnliches Portrait von mir zu haben? Was wollen Sie doch mit dem Bild Ihres armen schwachen Bruders? — Alle Kupferstiche von mir sind nicht ähnlich, aber jetzt wird einer in Nürnberg im Verlag der Rawischen Buchhandlung herauskommen, der zum Bewundern ähnlich ist, er ist en face; denn der dort herausgekommene en profil taugt auch nicht.

Leben Sie wohl, verehrungswürdiger theurer Bruder! Licht, Leben und Gnade aus dem Ternario Sancto wünscht Ihnen mit innigster Liebe

Ihr

ewig treuer Bruder

Jung Stilling.

Carlsruhe, den 12. Mai 1810.

Sie haben mir am Charfreitag geschrieben, mein theurer und geliebter Bruder! und darüber einige Gedanken geäußert, die meinem Herzen wohl thaten. Das Versöhnungswerk unsers Herrn ist den heutigen Juden — Deisten — ein Aergerniß, und den Griechen — beaux Esprits — eine Thorheit und uns göttliche Weisheit: Die Menschheit Christi mußte zur göttlichen Würde hinaufgeadelt werden, damit der ganze Christus Weltregent werden konnte; dies konnte nicht anders geschehen, als durch Besiegung des in der menschlichen Natur liegenden Verderbens. Seine menschliche Natur konnte nicht anders göttlich werden, als durch das Bestehen in allen möglichen Proben. Er bestand in Allen, nun regiert Er so, daß Er alle Sünden aller Menschen durch seine göttliche Weisheit so lenkt, daß ihre Folgen nach und nach in Segen verwandelt werden, so werden dann die Sünden getilgt. Ich könnte dies alles philosophisch-vernünftig und bibelmäßig ausführen, wenn der Raum eines Briefs und meine Zeit nicht so eingeschränkt wäre; nur noch einen Wink; die reine göttlich-verklärte Menschheit Christi ist nun gleichsam ein Ferment, welches jede Seele, die von Herzen an Ihn glaubt, sich verähnlicht und auch in die göttliche Natur verwandelt, dies ist dann das Fleischessen und das Bluttrinken des Menschensohns, welches im Geheimniß des heiligen Abendmahls dargeboten wird.

Sie halten mich für besser, als ich bin. Ich will Ihnen sagen, was mein Trost ist: Jesus Christus

wählte keine fromme gelehrte Leute zu seinen Aposteln, sondern theils Zöllner und Sünder, theils arme unwissende Fischer, und Paulus war so gar ein grimmiger Feind des Christenthums. Es ist wahr, der Herr hat mich von der Wiegen an wie seinen Augapfel bewacht, und mit unaussprechlicher Liebe und Sorgfalt an seiner Hand geleitet, aber wenn ich nun dabei auf mich und meinen ganzen Lebenslauf zurückblicke, so versinke ich in mein Nichts, und ich kann nur an meine Brust schlagen und sagen: Gott sey mir Sünder gnädig!

Ob ich meinem Großvater oder meiner Mutter ähnlich bin? das möchten Sie gerne wissen. Mein Angesicht ist ein Gemisch von den Zügen meines Großvaters, meines Vaters und meiner Mutter, doch bin ich meinem Vater am ähnlichsten; mein Charakter aber und meine natürlichen Talente kommen meinem Oncle Johann Stilling am nächsten, nur daß die Meinigen durch meine wunderbare Führung mehr ausgebildet worden sind.

Sehr merkwürdig ist mir Ihre Erzählung von Heinrich von Bülow *); er war eine Zeit lang hier, ich hab' ihn

*) Der Bruder des Siegers von Dennewitz, geb. 1760, starb 1807 zu Riga im Gefängnisse. Ein kenntnißreicher, genialer und freimüthiger Schriftsteller, der mit den bestehenden Verhältnissen und Ansichten im heftigen Conflikt lebte. Obgleich in der Gegenwart unbeachtet und verkannt, hat sein kritischer Freimuth zu den Erfolgen der späteren Zeit nicht wenig beigetragen. Seine mit vieler Bitterkeit geschriebene Geschichte des Feldzuges von 1805, 2 Bände 1806, zog ihm 1806 gefängliche Haft zu. Nach der Schlacht bei Jena ward er von Berlin nach Kolberg, von da nach Königsberg und endlich nach Riga gebracht.

aber meines Wissens nie gesehn. Man sagt mir, er sey ein unmoralischer Freigeist, aber ein gescheidter Kopf, ein Genie gewesen. Von seinen Schriften *) wurde an der Großherzoglichen Tafel viel gesprochen. Die Prinzen, Generals und Männer vom Metier, äußerten sich oft tadelnd, aber auch oft lobend darüber. Gott! wie froh will ich ihn einst umarmen, wenn ich ihn unter der Menge der Seligen finde. Es wird mehr Freude im Himmel seyn über einen Sünder der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Was meine Romanzen oder Volkslieder betrifft, so dient Ihnen zur Nachricht, daß ich sie alle, keins ausgenommen, selbst gemacht habe. Meine Tanten sangen ähnliche Lieder, allein ich wußte sie nicht mehr auswendig, ich hörte sie zwar bis in mein 14. Jahr, aber Stillings Jugend schrieb ich in meinem 34., damals hatte ich alle vergessen; ich ersetzte sie also durch ipse fecits. Die facta in Stillings Jugend, Jünglingsjahren und Wanderschaft, sind alle reine Wahrheit, aber hin und wieder mit romantischen Ideen ausgeschmückt; aber das häusliche Leben und die Lehrjahre sind reine durchaus faktische Biographie. Meine Führung und meine Geschichte sind durchaus wahr. Sie wünschen die Melodien zu haben, liebster Bruder! Wir leben in einer so hoch raffinirten Menschheit, welcher alles anekelt, was nicht mehr Mode ist; ich bin überzeugt, daß meine Melodien nicht mehr

*) Leben des Prinzen Heinrich, 2 Bände, 1805. Lehrsätze des neueren Kriegs, 1805. Neue Taktik der Neuern, wie sie sein sollte, 2 Bände 1805 rc.

gefallen würden, und da ich nicht Musiker genug bin, um sie selbst in Noten zu setzen, so würde ich einen Tonsetzer darum ersuchen, und sie ihm vorspielen müssen, und dazu fehlt es mir an Zeit. Vielleicht erfülle ich doch noch mit der Zeit Ihren Wunsch.

Mein Portrait ist nun fertig, die Rawische Buchhandlung in Nürnberg hat mir den Probeabdruck geschickt, es ist vollkommen ähnlich, nur sind die Augen nicht lebhaft genug, wie man mir sagt. Sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin meinen herzlichen Gruß. Der Herr sey Ihnen immer innig nahe! Ich grüße Sie aus der Fülle der Liebe, als Ihr

ewiger Bruder
Jung Stilling.

Carlsruhe, den 30. Juli 1810.

Es thut mir leid, mein verehrungswürdiger Freund und Bruder, daß Ihnen Raw mein Portrait noch nicht geschickt hat; allein er wird Ihnen gern das große Porto ersparen wollen, und sich selbst auch, Sie werden's aber erhalten, wenn er einmal etwas in dortige Gegenden zu senden hat. In dem Kupferstich von Lips ist zwar einige Aehnlichkeit, aber die Augen sind so craß und die Miene ist so mürrisch, daß es dadurch unähnlich wird. Auch hat sich das Kostüm seitdem geändert. Ich sah zwar immer ernst aus: denn mein Lebensgang war so, aber mürrisch bin ich doch nicht. Das Portrait, das Sie von

Raw bekommen werden, ist ganz ähnlich. Die Zeichnung ist von Schröder, dem größten Portrait-Maler unserer Zeit. Sie beschämen mich, mein theuerster Bruder! durch Ihren Enthusiasmus für mich und meine Bücher; nein, wahrlich! ich verdiene das nicht, es ist alles Gnade, ganz unverdiente Gnade von Gott. Der fünfte Theil: Heinrich Stillings Lehrjahre, ist bei weitem der wichtigste meiner Lebensgeschichte, und besonders der hinten angehängte Rückblick auf mein ganzes Leben muß jeden unbefangenen vorurtheilsfreien Leser von der Gewißheit und Wahrheit meines gegenwärtigen Berufs überzeugen. Ja, die Romanzen sind alle von mir, so auch die Melodien. Es steht mir fast vor, als ob ich in meinem letzten Schreiben geäußert hätte, ich hätte sie auf die alten Melodien eingerichtet, das wäre unrichtig gewesen und ich hätte da Ideen verwechselt. Ich schicke Ihnen hier eine zur Probe, wenn das erzeinfältige Ding Ihnen gefällt, so bekommen Sie auch nach und nach die andern. Eben das Liedchen: Es leuchten drei Sterne über ein Königes Haus, hat mir ehemals einen großen Spaß gemacht. Ehe ich Stillings Jugend schrieb, war ich in Düsseldorf bei den beiden Brüdern Jakobi auf eine Nacht zum Besuch. Während des Abendessens wurde viel von alten teutschen Volksliedern gesprochen und man wünschte mit Sehnsucht solche zu bekommen. Ich schlief still, und ehe ich einschlief, machte ich obengedachte Romanze. Des Morgens bei dem Frühstück sagte ich: mir wäre noch ein solches altes Volkslied eingedenk, ich hätte es aufgeschrieben, und damit überreichte ich es Ihnen. Sie lasen es zwei, dreimal, und freuten

und verwunderten sich; nun fing man an, mit critischem Blick zu untersuchen, in welchem Jahrhundert das Lied wohl entstanden sey — ich ließ sie eine Zeit lang untersuchen, kaum konnte ich das Lachen verbergen. Endlich sagte ich ihnen, daß ich es erst gestern Abend gemacht hätte, jetzt ging der Lärm und das Verwundern erst recht an; hernach nahm ich das Lied anstatt eines ähnlichen, das meine Tanten sangen, in Stillings Jugend auf. Die Fortsetzung ihres lieben Briefs enthält große Wahrheiten. Durch apodictische Demonstrationen wird sehr selten ein Philosoph nach der Mode von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt, wohl ein Wahrheit liebender Zweifler, der ernstlich sucht; hievon habe ich Beweise, und das ist schon Gewinn genug. Ich wünsche, daß mich nur einmal ein grundgelehrter Aufklärungs-Philosoph der Ehre würdigte, sich mit mir in eine disputirende Correspondenz einzulassen, bald würde ich ihn auf Widersprüchen ertappen und festsetzen. Wenn Sie sich der Egyptischen und Sinaitischen Einweihungen im Heimweh, und auch der ersten Bogen in der Theorie der Geisterkunde erinnern, so werden Sie die Hauptmomente meiner philosophischen Ueberzeugung einsehen, aber hinlänglich deducirt sind sie noch lange nicht. Indessen haben Sie ganz recht, alle diese Ueberzeugungen sind nicht vermögend, unsern Willen zum wahren Christenthum zu neigen. Viele tausend Gelehrte und Ungelehrte sind von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt, und doch keine Christen. Hierzu gehört Licht und Kraft von oben, und dies wird jedem gern gegeben, der es nur von Herzen sucht und haben

will. O ja! Die Liebe und diese allein charakterisirt den Christen. Ich verstehe hier unter dem Wort Liebe — die wahre Gottes- und Menschenliebe, welche zur Hypostasis die wahre gründliche, nicht erkünstelte oder erheuchelte Demuth hat. Ohne diese giebt's keine wahre Liebe, und ohne Liebe keine wahre Demuth. Der Stolze liebt sich selbst und in dieser Selbstliebe seine Freunde, der wahre demüthige Christ liebt nur Gott, und in Gott alle Menschen, besonders die Brüder. Liebe und Demuth sind die Bürgertugenden des Reichs Gottes. Stollberg hat mir die zween ersten Bände seiner Geschichte geschickt, ich habe sie aber noch nicht lesen können, ich werde sie auch nicht lesen, bis ich alle Bände beisammen habe, um sie im Zusammenhang lesen zu können. Sein Uebergang zur katholischen Religion geschahe aus inniger Ueberzeugung, denn er verleugnete ihrenthalben viel. Wie war das aber möglich? und zwar in so hohem Grad, daß er die katholische Religion die alleinseligmachende nennt? — Diese Frage kann nur er beantworten; aber es wird eine Zeit kommen, wo er finden wird, daß er sehr geirrt hat. Bei dem Allem ist er ein frommer herrlicher Mann. Der Herr sey Ihnen innig nahe! Ich grüße Sie mit innigster Liebe als Ihr

ewig treuer Bruder
Jung Stilling.

Carlsruhe, den 12. Novbr. 1810.

So große Briefe, wie Sie, mein verehrungswürdigster Bruder! kann ich Ihnen jetzt nicht schreiben: ich bin ohnehin

sehr beschäftigt, und nun hab' ich noch eine merkwürdige und wichtige Arbeit dazu bekommen. Ein frommer katholischer Gelehrter in Constanz, Herr Professor Sulzer, hat einen starken Octavband in Briefen an mich drucken lassen. Sie haben den Zweck, zu beweisen, daß die römisch-katholische Kirche die wahre unfehlbare und allein seligmachende Kirche sey; er glaubt, wenn er mich katholisch gemacht hätte, so würden Viele meinem Beispiel folgen. Er fordert mich zur Antwort auf, und ich halte es für Pflicht, ihm gründlich und liebreich zu antworten; ich bin also schon wacker an der Arbeit.

Ihr Aufsatz im Preußischen Hausfreund hat mir sehr wohlgefallen. Er spricht eine so herzliche Sprache, die jedem guten Menschen wohl thun muß.

Die Scenen aus dem Geisterreich*) haben also auch Ihnen gefallen, es ist überhaupt allenthalben ein gesegnetes Buch gewesen. Gelobet sey der Herr dafür, daß er meinen Ideengang damals so geleitet hat! — Der Werth des Verdienstes Christi wird durch die Lehre von der Reinigung nach dem Tode nicht eingeschränkt; es ist einmal ausgemacht, daß wir blos durch dies Verdienst aus Gnaden selig werden, aber doch nicht eher, bis wir zur Himmelsbürgerschaft geschickt sind: wenn ein großer Herr einen Galeerensclaven loskauft, und sagt ihm dann: Wenn du dich gut aufführst, so will ich dich dereinst an meinen Hof ziehen und einen großen Herrn aus dir machen; thut nun der Freigekaufte sein Bestes, so kann

*) 1803.

ihn der Herr wohl früher in seine Nähe nehmen, und ihn geschwinder ausbilden lassen, oder sieht der Herr, daß der junge Mensch, wenn er länger da bliebe, wo er ist, endlich ganz verdorben werden könnte, so nimmt er ihn weg, und giebt ihm eine strengere Erziehung, immer aber wird der junge Mensch aus Verdienst des Herrn und aus Gnaden glücklich. Doch warum schreibe ich Ihnen das, da Sie es ja so gut wissen.

Die Erziehung der Fräulein Marie ist gerade die wahrhaft christliche; setzen Sie sie auf diesem Wege fort; besonders aber gewöhnen Sie sie an den Umgang mit Ihrem unsichtbaren Erlöser; gewöhnen Sie sie daran, daß Sie alles als von seiner Hand kommend ansieht, und daß sie oft in ihrem Herzen zu ihm betet. Gott ist in Christo, wer Ihn sieht, der sieht den Vater, in Ihm müssen wir also auch Gott anbeten, denn in Ihm und durch Ihn allein werden wir erhört. Es ist unaussprechlich wichtig und gesegnet, wenn man sich Christum als unsichtbar immer gegenwärtig denkt, und in dieser Gegenwart alles denkt, redet und thut, und über Alles mit ihm Rath pflegt, und dann in Allem seinen Willen zu erfüllen sucht. Dies ist die wahre Praxis des Christenthums.

Was Göthe betrifft, so kann ich Ihnen nichts weiter von ihm sagen, als was alle Welt weiß; ich hab' ihn 1775 im Herbst zuletzt gesehen, und auch seitdem keinen Umgang mehr mit ihm gehabt. Seine Wahlverwandtschaften hab' ich gelesen und bin dadurch in der Vermuthung bestärkt worden, die ich schon damals hatte, als wir zusammen studirten: Der Fatalismus ist sein Glaubenssystem, seine na-

türliche Gaben, Anlagen und Triebe, verbunden mit den äußern Umständen, sind seine unbezwingbaren Führer; diese reißen ihn unaufhaltbar mit sich fort. Er kann nicht dafür, daß er das ist, was er ist, das ist — Gott verzeihe mir! — Gottes Sache. Ich kenne keinen gefährlichern Feind, als den Determinismus, im Heimweh *), in den Egyptischen und Sinaitischen Einweihungen und in meiner Theorie der Geisterkunde habe ich ihn für den richtigen Denker unwiderlegbar abgefertigt.

Den trefflichen Pastor Eylert kenne ich nur per renommée, sein Vater, der Herr Professor Rulemann-Eylert zu Hamm in Westphalen hat lang als intimer Freund mit mir correspondirt, der war auch ein Kanzelredner ohne Gleichen, und zugleich im reinsten Sinn des Worts ein wahrer Christ.

Nächstens wieder eine Melodie, heut kann ich nicht. Der Herr sey Ihnen innig nahe. Ewig Ihr

treuer Bruder

Jung Stilling.

Carlsruhe, den 21. Jan. 1811.

Herzlich danke ich Ihnen für Ihren treuen Wunsch, mein edler Freund und Bruder im Herrn! in Ansehung meines Werks über Katholizismus und Protestantismus gegen Sulzer. Sie haben die wahre Ansicht dieser Sache.

*) 1794. ff.

Es ist merkwürdig, daß zween Nichttheologen von Profession, denn Sulzer ist auch kein Geistlicher, diese Sache mit einander ausmachen müssen; wirkliche Geistliche möchten auch wohl nicht miteinander fertig geworden seyn. Indessen habe ich alle mögliche Geduld und Sanftmuth nöthig, um während des Schreibens in der Liebe zu bleiben; denn Sulzer ist erstaunlich grob und unartig. Im Frühjahr wird mein Buch gedruckt werden, der Herr wolle es mit seinem Segen behüten!

Ich schicke Ihnen wieder hiebei eine Melodie auf meine Romanze: Zu Kindelsberg auf dem hohen Schloß, steht eine alte Linde. — Mir dünkt, daß diese Melodie eine meiner wohlgelungensten ist; die Worte der ersten zwo Zeilen an jeder Strophe müssen mit der Melodie wiederholt werden, und eben so auch die letzte Zeile.

Die Ankündigung eines zu errichtenden Denkmals zum Andenken der verklärten Königin Louise in Predigten von dem würdigen Herrn Consistorial-Rath Eylert hat mich gefreut; allein ich werde keine Subscribenten liefern können. Hier ist mit solchen Sachen, besonders Predigten, gar nichts auszurichten, und dann sind die Versendungen so schrecklich theuer, vorzüglich in eine solche Ferne, daß es auch die Liebhaber abschreckt, Theil zu nehmen; auch die Buchhändler scheuen sich, sich damit abzugeben, und wenn sie es thun, so nehmen sie so viele Provision, daß wieder nichts dabei herauskommt.

Theuerster Freund und Bruder! unsre gegenwärtige Lage ist wirklich schrecklich und traurig. Der bei weitem größte Theil der Menschen hat keinen Sinn für irgend

eine Art von Wohlthätigkeit, er wälzt sich von einer Lustbarkeit in die andere, damit er die Weck- und Schreckstimmen der sieben Donner nicht hört, welche unaufhörlich brüllen; das kostet aber Geld, und das Geld ist sehr rar, folglich sucht man es quovis modo an sich zu bringen, um es dem Luxus zu opfern. Das Ganze der europäischen Christenheit ist nicht mehr zu retten; sie ist in das schreckliche Gericht der Verstockung gefallen. Ernst Uriel von Ostenheim vulgo der graue Mann *) und sein Vetter Theodor Josias von Edang sind unermüdet, Brände aus dem Feuer zu reißen, und so kommen dann doch noch viele Tausende aus der Brandung in's Trockene.

Ueber Wieland und Göthe will ich kein Urtheil fällen, aber gelobt sey der Herr, daß Er mich nicht ein solches Werkzeug hat werden lassen!

Für diesmal muß ich abbrechen, ein andermal mehr, ich bin gar sehr mit Geschäften überladen. Der Geist unsers Herrn Jesu Christi sey das Element Ihres Lebens und Wirkens. Ewig Ihr

treu ergebenster
Jung Stilling.

Gaildorf, den 12. März 1811.

Was Sie mein theuerster Bruder und Freund! über den Katholizismus und Protestantismus sagen, ist aus

*) Der graue Mann; eine Volksschrift. 1.—30. Heft 1795—1816.

dem Herzen der reinsten Wahrheit und Erfahrung gesprochen. Der natürliche ungebesserte Mensch ist blos sinnlich, und wird auch durch abstracte Begriffe aus sinnlichen Erfahrungen geleitet, die aber alle zu sinnlichem Vergnügen, Reichthum, Ehre, Wollust u. dgl. führen. Indessen liegt auch ein Trieb in ihm verborgen, der auf etwas Höheres Anspruch macht; diesen Trieb zu entwickeln, ihm die Richtung zum Ziel und die Herrschaft über den Willen zu geben, giebt es zwo Kräfte, die Philosophie und die Religion. Die Philosophie entwickelt die Gesetze, die der Mensch beobachten und befolgen muß, wenn er den Zweck jenes Glückseligkeitstriebs erreichen will. Und um dies Gesetzbuch vollständig zu machen, begeht sie ein Plagiat und plündert die Moral Jesu Christi. Da nun aber der Trieb zur sinnlichen Glückseligkeit größer ist, als zur sittlichen, so befolgt der Mensch — nämlich der philosophische — nur so viel von der Moral, als mit der Befolgung des sinnlichen Glückseligkeitstriebes bestehen kann, und so wird er zwar ein gesitteter Weltbürger, aber für jenes Leben nicht gebildet. Männer unserer Zeit, die ihr philosophisches Feld ziemlich ausgemessen haben, finden endlich, daß ihr Weg nicht zum Ziel führt, sondern daß sie in einem ewigen Zirkel herumgehen, und im Grund nicht von der Stelle kommen: nun sehen sie sich nach einer bessern Religion um, als ihre bisherige Natur-Religion und finden nun bald, daß doch wohl die christliche unter allen positiven die beste ist. Jetzt sollen sie nun ihre Vernunft durch den Glauben gefangen nehmen. — Gut! — sind sie Protestanten von Geburt, so finden sie

zweierlei Systeme; das eine, welches heut zu Tage herrschend wird, ist kein anderes, als ihr philosophisches in ein christliches Gewand gekleidet, das genügt ihnen aber nicht, mit dem sind sie fertig. Das andere ächtchristliche ist für solche Geister, die an einen hohen ästhetisch-sinnlichen Genuß gewohnt sind, zu nackt und zu trocken; sie haben noch eine Menge feinsinnlicher Genüsse zu verläugnen, ehe sie die Seligkeit des innern Friedens und den erhabenen alles übertreffenden geistigen Genuß der Nähe des Herrn im Gemüth empfinden und genießen können; aber wie ist es nur möglich, einen Sprung über die große Kluft aller solcher feinsinnlichen Genüsse zu thun, die alle verläugnet werden müssen, weil sie die Seele im Tode entbehren und dann an ihre Stelle etwas Besseres haben muß? — nicht anders als durch einen sinnlichen Genuß, der die Lücke ausfüllt, und wenigstens dem Anschein nach zum Ziel führt, und diesen scheint die katholische Kirche durch ihr religiöses Gepränge zu leisten und zu gewähren. Sehen Sie, mein Theuerster! das ist der Grund, aus dem es sich begreifen läßt, warum Stollberg, Schlegel, und nun auch Werner, der Verfasser der Söhne des Thales, der Weihe der Kraft, Attila's und des Kreuzes an der Ostsee, katholisch geworden sind. Was das gemeine Volk betrifft, so bedarf es nur der Alternative: werde katholisch oder unglücklich! so ist keine Frage mehr über den Erfolg. Nur die Seelen nehme ich aus, die wahrhaft erweckt sind und das bessere Theil, wie Maria von Bethanien, kennen gelernt haben. Der Weg aus der Sinnlichkeit zum verborgenen Leben

mit Christo in Gott geht durch das Gebiet der Phantasie oder Imagination; diese muß dem mit Irdischheit belasteten Geist Flügel geben, damit er sich in höhere Regionen erheben, und da Licht und Kraft holen kann, um sich nach und nach der Erdenschwere zu entledigen; das verstand der Graf Zinzendorf besser, als unsere Reformatoren. Die mährische Brüderkirche hat ohne Widerspruch die beste und zweckmäßigste Liturgie unter allen christlichen Partheien. Auf etwas höchst Wichtiges muß ich Sie doch aufmerksam machen. Die römisch-katholische Kirche steht jezt auf einem Punkt, wo es biegen oder brechen muß: es giebt da drei Partheien; die erste, bei weitem die größte, besteht aus falsch aufgeklärten Deisten, Atheisten oder Volterianern; diese gehorchen dem hierarchischen Zwang so lang als sie müssen, haben sie aber nichts mehr zu fürchten, so schließen sie sich an alle protestantische Nichtsglauber an und schlagen sich zur Parthei des Antichristen; die andere Parthei, die Gottlob nicht klein ist, besteht aus wahren Christen; diese folgen dem Ritus ihrer Kirche, aber der Pabst so wenig als die Kirche und Concilien sind ihnen unfehlbar, und eben so wenig halten sie ihre Kirche für allein seligmachend. So denkt der Fürst Primas*), die mehresten unter den vornehmsten teutschen katholischen Geistlichen, und auch viele französische Bischöfe und Geistliche, und die dritte Parthei ist dann die päbstliche, diese glaubt entweder nichts oder alles, sie wird bloß und allein durch die römische Politik geleitet. Wird die erste oder die dritte herrschend,

*) Karl Theod. v. Dalberg.

so kommt's zur Scheidung; denn die mittlere zweite Parthei schlägt sich zu keiner von beiden, und sie wird sich leicht mit den wahren Christen unter den Protestanten vereinigen. Die übrigen mögen dann sehen, wie sie mit einander fertig werden.

Meine Antwort auf Sulzers Briefe ist zur Presse nach Nürnberg abgereist, der Herr wolle diese Arbeit mit seinem Segen begleiten!

Hiebei kommt wieder eine Melodie auf mein Lied: Noch einmal blickt mein mattes Auge, am Schluß meiner Jünglingsjahre. Machen Sie mit allen diesen Melodien, was Ihnen beliebt. Ich umarme Sie im Geist, mein theurer Bruder! und bin mit ewiger Liebe Ihr ganz eigner

Jung Stilling.

Carlsruhe, den 6. Novbr. 1811.

Mein theuerster und innigst geliebter Bruder!

Sie machen mich ja stolz mit Ihren Lobsprüchen; ich thue in Schwachheit, was meine größte Schuldigkeit ist, und wenn ich nun mich gegen Sie — einen Mann, der mir so viele Ehre und Liebe bewies, entschuldige, daß ich seinen Wünschen nicht entsprechen kann, so verdient das ja nicht, noch erhoben zu werden; mir thut es leid, denn ich möchte Ihnen gar gerne zu Willen seyn; aber, leider! ich kann es unmöglich.

Meiner Fürbitte seyen Sie versichert, auch wünsche ich Ihnen, daß der Herr Ihr Kind mit Seinem Geist

regieren, und es auch auf den Weg der wahren Gottseligkeit führen möge.

Ich kenne keine größere Wonne, als die Berufsfreude, und die finde ich auch in Ihrem letztern Brief vom 15. Octbr. bemerkt. Von meiner Jugend an fühlte ich den mächtigen Grundtrieb in mir, für den Herrn und Sein Reich in's Große und Ganze zu wirken, ich that auch schon in meinen Nebenstunden zu diesem Zweck, was ich konnte, allein ich kam doch nicht eher dazu, bis Anno 1803, in meinem 63. Jahr, wo mich der hochselige Großherzog blos zu diesem Zweck in seine Staaten berief, und mich dafür besoldete: denn wenn die Welt glaubt, er habe mich blos berufen, um sein Gesellschafter zu seyn, so ist das ein Irrthum; er berief mich, ganz entfernt von allen irdischen Geschäften und Verhältnissen, blos allein für den Herrn und Sein Reich zu wirken, dafür werde ich besoldet. So viel ich aus Ihrem Schreiben merke, haben Sie auch den Zweck, dafür segne Sie der Herr und Sein Geist erleuchte Sie immer mehr und mehr, damit viele Seelen durch Sie erbaut und belehrt werden mögen.

Ich könnte es nicht über's Herz bringen, Ihnen einen Brief unbeantwortet zu lassen und es würde mir leid seyn, wenn Sie mir nun seltener schrieben. Wenn Sie mein Heimweh gelesen haben, so werden Sie im ersten Band am Sterbebette des Pfarrers Gerhard das Lied gefunden haben: Es wankte ein Wandrer alt und müde ꝛc.; auf dies Lied hat ein gewisser Klose bei der Brüdergemeine eine Melodie componirt, die nach meinem Gefühl ihres Gleichen nicht hat. Wünschen Sie sie zu haben,

so schreiben Sie mir es. Der Herr sey Ihnen innig nahe, und auch Ihrem

ewigen Bruder

Jung Stilling.

Carlsruhe, den 2. Jan. 1812.

Verehrungswürdigster und innigst geliebter Freund!

Reichen überfließenden Segen von den ewigen Hügeln her, zum Jahr 1812, lasse der Herr auf Ihre ganze Existenz strömen, er mache Sie so glücklich, wie Ihre Veredlung es ertragen kann!!!

Hiebei kommt des edlen frommen Klose Composition meines Heimweh-Lieds, ich bin ein ungeübter Notenschreiber, ich hoffe aber doch, daß Sie sie werden lesen können. Nach meiner Empfindung kommt mir diese Composition als eine der schönsten vor; sie spricht ganz das aus, was das Lied sagt.

Die Dichtergabe ist ein edles Geschenk unseres Herrn, aber eben deswegen auch schändlich, wenn sie zu Liebe und Wein gemißbraucht wird. Gerade so auch die Musik. In meinem ehemaligen Wirkungskreis als Lehrer der Staatswirthschaft, und nun in dem jetzigen, hab' ich so viel zu thun, daß ich keine Dichter mehr lesen kann; ich wußte auch nicht, daß es jetzt noch einen Kleist gäbe, der dichtete. Die traurige Geschichte des Heinrich von Kleist und der Mad. Vogel*) las ich in den Zeitungen. Ich

*) Die Freundin H. v. Kleists, die, an einem unheilbaren Uebel leidend, gleichzeitig mit K. ihr Leben endete.

enthalte mich alles Urtheils über diesen Vorfall; denn unser Herr sagt: richtet nicht; aber das empört mich, daß man heut zu Tage den Selbstmord mit vollkommenem Bewußtseyn, ohne verrückt zu seyn, entschuldigt. Wie feige und elend muß ein Mensch seyn, und wie wenig religiösen Sinn muß ein Mensch haben, der dem himmlischen Vater nicht zutraut, er werde unsre Leiden lindern, und uns nicht mehr auflegen, als wir tragen können! Für solche bedauernswürdige Menschen wie Herr v. Kleist und Mad. Vogel ist meine Lehre vom Hades gewiß sehr tröstlich, ich bin von ihrer Wahrheit fest überzeugt.

Was dem so edlen Kleist gefehlt haben mag, scheint mir Folgendes zu seyn: Die ganz abscheuliche Lehre, wodurch der menschgewordene Herr Himmels und der Erden zum bloßen Menschen herabgewürdiget wird, gründet sich auf so feine vernünftige Prämissen, die sich in die besten Gemüther einschleichen, daß sie sich, bei aller Hochachtung gegen den Erlöser, doch nicht erwehren können, an seiner Gottheit zu zweifeln; wer aber an Ihm zweifelt, der glaubt nicht an Ihn und wer nicht an Ihn glaubt, der bekommt keine erhöhte moralische Kräfte: kommt nun ein solcher Mensch in Lagen, wo seine Kräfte nicht zureichen, da wird er überwunden, er mag auch noch so tapfer kämpfen. Sie, mein Theuerster! haben in Ihrem Schreiben vom 5. Decbr. sehr richtig über diesen traurigen Vorfall geurtheilt. Das Gute und Schöne beharrlich wollen, ist nicht genug, denn von Natur ist der Wille den Leidenschaften gehorsam, seine Kraft, oder vielmehr die Kraft zum Guten und Wahren ist zu schwach. Sobald

man aber durch Glauben, Wachen und Beten das himmlische elektrische Feuer annimmt oder dessen empfänglich wird, so werden die moralischen Kräfte erhöht, und dann vermögen wir alles durch Christum.

In allen Ihren Briefen, mein Theuerster! weht eine Salbung und ein Geist, der mich zu Ihnen hinzieht. Der Herr erquicke und segne Sie, edler Mann! Was Sie mir von der Gräfin Schmettow schreiben, das hat mich gefreut. Es hat ehmals ein Graf dieses Namens aus dortiger Gegend an mich geschrieben, ich erinnere mich aber des Inhalts seines Briefs nicht mehr. Meine Scenen aus dem Geisterreich pflegen wohl Wittwen und Waisen tröstlich zu seyn; diese sollte die Frau Gräfin lesen. Haben Sie die Güte, sie von mir herzlich zu grüßen, und mich ihr zu empfehlen.

Der Herr sey unser Eins und Alles; ewig Ihr
treuster
Jung Stilling.

Carlsruhe, den 12. März 1812.

Vater Seegemunds Heimgang, mein theuerster, ewiger Freund und Bruder im Herrn! hat mir wohl gethan, und die Hand, die den Aufsatz gemacht hat, scheint mir zu mehreren dergleichen Aufsätzen organisirt zu seyn.

Heut erhielt ich einen Brief von der Gräfin Caroline von Bentheim aus Büdingen, worinnen sie schreibt: „Ich „hatte neulich eine ganz unerwartete Freude, da ich in den

„Jahreszeiten vom Baron de la Motte Fouqué die Musik „zu Stillings Romanzen aus Ihren Jugend- und Jüng- „lingsjahren fand, ich konnte mich nicht satt dran lesen, „spielen und singen, und es war mir so süß, einmal in „diesem Ton etwas über Stilling zu lesen; ich ließ mir „die Romanzen abschreiben, und gedenke die ganz herr- „liche Melodie auf: Noch einmal blickt mein mattes Auge ꝛc. „am Geburtstag meiner guten Schwester im kommenden „Monat mit andern Worten anzuwenden."

Schreiben Sie mir doch, wo die Jahreszeiten heraus- kommen und wenn sie angefangen haben, auch wie oft ein Stück herauskommt. Vielleicht kann ich sie in Frank- furt a. M. oder gar bei Mohr und Zimmer haben.

Ich bin begierig zu erfahren, was die Melodie des Heimwehlieds für eine Sensation auf Ihr Organ, und in Ihrem Herzen macht? — mit meinem Gefühl cor- respondirt sie außerordentlich, allein solche Empfindungen sind individuell; es giebt aber doch Melodien, die all- gemein gefallen und endlich darüber zu Gassenhauern werden. Vor mehr als 40 Jahren spielte und trommelte die Kriegsmusik, sangen und pfiffen die Gassenbuben, tril- lerten Mesdemoiselles, Jungfern, Mädchen und Hirten- jungen Oublions jusqu'a la trace und in Teutschland: Ach vergesset doch die Schmerzen, so ist jetzt hier ein Tyroler Tanz an der Tagesordnung, man hört ihn auf der Wachtparade mit 12 Variationen und auf allen Gassen wird er gepfiffen, gekrischen, gedudelt und gebrummt. In dieser Beobachtung und Erfahrung liegt etwas für den naturforschenden Componisten; in welcher Ordnung

der Töne, in welcher Aufeinanderfolge der Accorde, und welcher Gang der Modulation bringt eine solche allgemeine Wirkung hervor? — Weder Euler noch Rousseau haben bei aller ihrer musikalischen Physik doch diesen Gordischen Knoten gelöst.

Die heutigen Compositionen weichen bei aller ihrer bewundernswürdigen Kunst doch immer mehr von dem einfachen Weg der Natur ab, ich kann unsere Meister-Sängerin Madame Gervais anstaunen, aber keine Thräne kommt mir in's Auge; höre ich aber aus der Jagd von Hiller die Arie singen, Du süßer Wohnplatz stiller Freuden! O dann wird's mir ganz anders, warm um die Augen und das Herz.

Was hilft das aber alles? Der Egoismus ist der Gott der Zeit: der Kopf arbeitet für sich, was geht ihn das Herz an.

Sonderbar! daß ich gerade in diese Materie mich verirrt habe. Verzeihen Sie! ich will wieder einlenken.

Wenn der junge Seegemund dergleichen Beispiele mehr zusammenfinden kann, so wird er sehr wohl thun, wenn er einmal einen Blumenstrauß daraus zusammenbindet, und ihn in die Welt — doch was sag' ich? — nicht in die Welt, sondern in das Land Immanuels schickt. Wir Christen lesen so etwas gern und erbauen uns daran, aber für die Lesewelt ist so etwas nicht.

Aber sagen Sie mir doch, kann man denn wirklich Theologie in Berlin studieren? — Außer Tübingen und Basel weiß ich keine Universität mehr, wo man nicht Gefahr läuft, anstatt Theologie, Neologie zu studieren.

Und das wär' mir für den jungen Seegemund sehr leid: denn aus seinem Aufsatz leuchtet die wahre *Εἰλικρινεια* allenthalben hervor, ein Licht, in dem man jedes Sonnenstäubchen vom andern unterscheiden kann; denn dies bedeutet jenes griechische Wort, das in keiner Sprache seines Gleichen hat. O es ist kläglich! — Wir können auch wohl sagen, des Herrn Wort ist theuer zu unserer Zeit, oder vielmehr, es ist so verachtet, daß man sich seiner schämt.

Bei allem dem allgemeinen Verderben thut mein Herz einen Blick auf das Volk des Herrn, und der erheitert mich wieder: nach einem Ueberschlag, der wenigstens nicht weit von der Wahrheit abweicht, enthält doch Teutschland ungefähr eine halbe Million wahrer Christen, die sich mit Lehr' und Leben zu ihrem Erlöser bekennen, und wie viele Stillen im Lande giebt es noch, die auch dazu gehören: in Frankreich hat der Herr ein großes Volk, mehr als man sich vorstellt, desgleichen auch in England und Schottland. In Schweden sind sehr viele wahre Christen, und in der Russisch-Griechischen Kirche geht jetzt ein großes Licht auf; meine dortigen Freunde können mir nicht genug davon schreiben.

Wohl uns des feinen Herrn! Seine Gnade und Sein Friede sey das Element Ihres Lebens und Wirkens! Ewig Ihr

treuster
Jung Stilling.

Carlsruhe, den 2. May 1812.

Mein theuerster und innigst geliebter Bruder!

Was Sie mir wegen des jungen Seegemund geschrieben haben, das beruhigt mich seinetwegen ganz. Junge Leute von dieser Denkungsart sind jetzt kostbar; denn unser Herr wird sie brauchen können. Wenn ich nicht sehr irre, so muß doch die Neologie und Irreligiosität seit einigen Jahren in Berlin abgenommen, oder doch wenigstens die Anzahl wahrer Christen zugenommen haben, nach den allgemeinen superfiziellen Kenntnissen, die ich über diesen Gegenstand habe, kommt es mir wenigstens so vor.

Ob wohl der berühmte Nicolai *) vor seinem Ende noch anderes Sinnes geworden ist? — So viel er überhaupt in der teutschen Litteratur genützt hat, so viel und noch mehr hat er der Theologie und Religion geschadet. Sind Biester und Gedike beide todt? — alle drei waren übel auf mich zu sprechen. Nicolai mochte wohl am mehresten dazu Ursache haben, weil ich ihn in der Schleuder eines Hirtenknaben wegen seines Sebaldus Nothanker **) scharf angriff; auf die Recension der Andern hab' ich nie geantwortet.

Es freut mich, daß auch Ihnen die Heimweh-Melodie gefällt; mir dünkt, der Tonsetzer habe den rechten natürlichen Gang der Töne getroffen, um das zu beleben, was der todte Buchstabe meines Lieds dahin malt. Besonders

*) Der bekannte Buchhändler und Schriftsteller, der Freund Lessings, geb. 1733, gest. 1811.

**) 1773.

ergreifen mich die Stellen: Ein Jüngling trat in des Abendsterns Glänzen ꝛc. Ferner: Des schönsten Frühlings jubelndes Walten ꝛc., Ein unaussprechlich weites Gefilde ꝛc. und, geh über zu nie empfundenen Freuden ꝛc. Es liegt noch ein tiefes Geheimniß unentwickelt in der Musik, das aber immer mehr und mehr durch die Künsteleien verwickelt und dem Naturgefühl entrückt wird. Rousseau und Euler haben darüber aristotelisirt, allein da steckt's nicht; dereinst im neuen Jerusalem wird's wohl anders herauskommen.

Vor'm Jahr machte ich im Elsaß eine merkwürdige Entdeckung: ich bekam da eine Dorologie aus der morgenländischen Griechischen Kirche, welche die schöne Melodie unsers alten Lieds: Wie schön leuchtet der Morgenstern, hat. Hier ist sie:

ὁ ὢν ὁ ἦν ὃς ἔρχεται,
θεὸς ἡμῶν εὐλόγεται
ναὶ ἀμὴν ἀλληλουια!
θεὸς μονὸς τρὶς ἅγιος
πατὴρ ὁ ἐπουράνιος,
ὁ υἱὸς καὶ τὸ πνεῦμα,
ἡ, τὸ, θεῷ,
καὶ ἀρνίῳ ἐσφαγμένῳ
εὐλογία
δόξα καὶ εὐχαριςία

Welch eine herrliche prächtige Lobpreisung! Was mir aber höchst auffallend war, ist, daß wir die Melodie aus der griechischen Kirche bekommen haben, denn von uns ist sie nicht nach Rußland oder in den Orient gekommen, weil die Doxologia sehr alt ist und die Griechische Kirche sehr

eifersüchtig ist, daß ja nichts fremdes in ihre Liturgie aufgenommen wird.

Das Vorhaben, ein Oratorium auszuarbeiten, hat meinen ganzen Beifall; wir haben zwar viele, aber wo sieht und wo hört man sie? Die zwei größten Meisterstücke, die ich kenne: Grauns Passion und Pergolesens stabat mater kommen sehr selten mehr vor, und werden noch seltener gut erequirt; und dann deucht mir doch Pergolesens Composition sey für gewöhnliche Hörsäle zu erhaben, die Wenigsten empfinden das Urschöne, und das gewöhnliche Publikum hört nur ein verwirrtes Getöne.

Hiller hatte den rechten Tact, aber sein Genie war nicht auf das Erhabene der Religion gestimmt, aber in Ansehung des reinen natürlichen Volkstons kenne ich nichts schönres, als seine Oper, die Jagd. Ja ich wünsche und bete, daß Ihr Oratorium viel Nutzen stiften und wohl gerathen möge. Eben der fromme, liebe Klose, der mein Heimwehlied componirt hat, wäre auch der Mann dazu.

Wo kann man Ihre vaterländischen Schauspiele haben?

Der Herr erfülle Sie immer mehr und mehr mit seiner Gnade, und sein Friede durchwehe Ihr ganzes Wesen. Ewig Ihr

treuster

Jung Stilling.

Geendigt, den 5. May.

Carlsruhe, den 15. Juni 1812.

Hiebei mein theuerster, innigst geliebter Bruder! bekommen Sie meine Antwort an den lieben Doctor Horn

offen; lesen und versiegeln Sie den Brief und schicken Sie ihn dann an seine Behörde ab. Ich bemerke überhaupt und allenthalben, daß die wahre ausübende Christus-Religion mehrere Liebhaber bekommt; es kommt mir so vor, als wenn jetzt der Groß-Siegelbewahrer unsers Herrn umherginge und das Thau an die Stirne derer drückte, die sein sind und sein seyn wollen. Es ist aber auch hohe Zeit, denn ich fürchte, oder hoffe, oder glaube, daß es die letzte Aehrenlese ist, selig der, wer sich jetzt nun noch lesen läßt!!! Liebster Bruder! Seit dem Anfang der französischen Revolution, besonders seit 1792 hat der Herr angefangen, seine Tenne zu fegen, den Weizen zu worfeln; und dies Worfeln dauert noch fort, und wird auch fort dauern, bis zum großen letzten Kampf und Sieg, damit alsdann keine Laodicäer mehr, sondern lauter Philadelphier, wahre Christen und Widerchristen seyn mögen; mit jenen wird Er dann sein Reich beginnen, und diese wird Er als Spreuer mit ewigem Feuer verbrennen. Ich möchte wissen, ob Sie auch schon dies Worfeln, dieses Tennefegen, diese Scheidung zwischen Bösen und Guten in allen Confessionen bemerkt haben? — Der Sektenhaß vermindert sich. In der katholischen Kirche ist seit der Unthätigkeit des Pabstes die Scheidung am merkbarsten; es giebt sehr viele wahre Christen in dieser Kirche, besonders in der gebildeteren Klasse, und diese reichen wahren Christen in beiden protestantischen Kirchen von Herzen die Bruderhand, und sollte der Pabst wieder in Wirksamkeit kommen und den alten Despotismus einführen wollen, so kommt es gewiß in dieser Kirche zur Trennung. In beiden protestantischen Kirchen ist die Erkaltung all-

gemein, dem großen Haufen ist's im Grund einerlei, was er ist und wie er heißt, er weiß es oft selbst nicht, und sollte das Papstthum allgemein herrschend werden, so würden Tausende katholisch werden, ohne zu wissen, wie und warum; und in dieser turba, wie Jakob Böhm sagt, wandelt nun der Engel des Herrn, die ewige Erlösungs-Gnade, in der Stille umher, und versiegelt, wer noch versiegelt werden kann. Freund und Bruder! wir stehen jetzt auf einem Zeitpunkt, der seit vielen Jahrhunderten der wichtigste ist. Das Entscheidungsschicksal von ganz Europa liegt auf der Wagschal; wer jetzt keinen versöhnten Gott hat, kein wahrer Christ ist, der mag zittern und beben. Es giebt ein einziges Factum, welches entscheidet, ob die jetzigen großen Weltbegebenheiten wirklich der Anfang des großen letzten Kampfs und die Vorboten der nahen Zukunft des Herrn und seines Reichs sind, oder nicht. Dieses Factum ist, wenn die Juden wieder in ihr Vaterland ziehen und sich zu Christo bekehren. Diese Bekehrung mag nun vorher oder nachher geschehen, vielleicht geschieht aber das Letztere, nun hab' ich aber sichere data, die ich dem Papier nicht anvertrauen darf, daß wirklich der Zug der Juden nahe ist, und schon dem Anfang nach beginnt. Friedrich Schlegel ersuchte mich, mit an seinem Museum zu arbeiten, aber ich habe mehr zu thun, als ich thun kann und darf mich mit neuen Arbeiten nicht einlassen. Der Herr sey mit ihm! Nun, mein theuerster Bruder! leben Sie wohl! mit treuer Liebe der Ihrige

Jung Stilling.

Baar am Ottilienberge im Elsaß, den 15. Aug. 1812.

Mein auserwählter theurer Freund und geliebter Bruder!

Wahrlich! diese Einlage war mir ganz besonders angenehm, und die kleine Maria von Bethanien soll auf der Stelle eine Antwort haben. Bei Gelegenheit meines Briefwechsels mit Herrn Dr. Horn wurde ich in meinem Gemüth über zwo Sachen berichtigt: 1) Man soll nie über einen Menschen urtheilen, bis män ihn ganz kennt, und 2) man soll jede Kleinigkeit der Außenseite genau prüfen, ob sie etwa irgend jemand anstößig seyn könnte. Es giebt Leute, die in ihrem Aeußern etwas Auffallendes, Ungewöhnliches, sogar Anstößiges haben, die aber dennoch wahre Christen und in ihrem geheimen Leben und Wandel edle Menschen sind; wir aber, die wir nicht in's Innre sehen können, richten nun nach dem, was in die Augen fällt, und sündigen darinnen sehr. Aber eben dieß muß uns nun auch im Aeußern und in allen Kleinigkeiten des Lebens vorsichtig machen, daß wir nicht Anlaß zu falschen Urtheilen über uns geben; oder auch den schwachen Christen ärgern. In der Schweiz ist das Tanzen und in's Schauspiel Gehen den wahren Christen anstößig, folglich muß um deswillen dort der wahre Christ keins von beiden thun; aber wahre Christen sollen billig nicht nach solchen Adiaphoris das Ganze eines Christen beurtheilen. Im Bergischen war ein sehr frommer Mann, der glaubte, ein Christ dürfe nicht nett und sauber, obgleich ehrbar, gekleidet seyn, und ich kenne jetzt einen gründlich frommen

Theologen, der sich in seinem Alter jugendlich und recht kleinmeisterisch kleidet, und sich dadurch sehr schadet, auch von wahren Christen deswegen nicht so geachtet wird, wie er es verdient. Auf beiden Seiten wird gefehlt. Das Mittel aber gegen beide Fehler ist gänzliche und angestrengte Aufmerksamkeit auf sich selbst, auf seine innern und äußern Fehler und Unvollkommenheiten, und immerwährende Prüfung unserer Gedanken, Worte und Handlungen nach den Geboten Jesu Christi, unseres Erlösers; sind wir darinnen treu, so finden wir an uns selbst so viel zu richten und zu verurtheilen, daß uns das Urtheil über Andere nie mehr einfällt.

Daß dem Herrn Dr. Horn mein Brief wohl gethan hat, ist mir lieb; ich würde aber auch den Namen eines Christen nicht verdienen, wenn ich in einem andern Ton geschrieben hätte.

Sie haben ganz recht, wenn Sie den Christushaß als ein Zeichen der nahen Erscheinung des Herrn ansehen; der Abfall von Christo, den Paulus 2. Thessal. 2, ankündigt, ist schon dem innern Wesen nach da; es fehlt nun noch daran, daß der Mensch der Sünden kommt und die christliche Religion gesetzlich verbietet; dies ist dann der Kehraus, das heißt, dem Faß den Boden ausstoßen, und damit ist das Finalgericht da. An der Scheidung zwischen Christen und Nichtchristen hat der Herr schon lange gearbeitet: die französische Revolution bahnte den Weg dazu und es wird bald dazu kommen, daß die Rechtschaffenen aus allen drei Religionen sich die Hände bieten; ich habe schon viele Beweise davon. Höchst merkwürdig

ist die gewisse Nachricht, daß in Constantinopel eine geheime christliche Gesellschaft aus lauter Mahomedanern besteht, die sich aber noch zur Zeit nicht regen darf. Ich muß Ihnen doch eine Anekdote erzählen, auf deren Wahrheit Sie sich verlassen können. Ein vormaliger, vor etwa 9—10 Jahren verewigter Preußischer Gesandter bei der Pforte, dessen Namen ich aber nicht weiß, erzählte einem entfernten Freund von mir folgenden unvergeßlichen Vorfall: Er speiste einst nebst dem Schwedischen Gesandten bei einem Großen des Türkischen Hofs; mehrere der Vornehmsten des Reichs waren mit zugegen. Es wurde unter andern von den Eigenthümlichkeiten der arabischen Sprache und des türkischen Gesangs gesprochen. Zuletzt wandte sich jener Große an den Preußischen Gesandten: Herr Gesandter! — sagte er: — Wir alle kennen und bewundern Ihre Fertigkeit in unserer Sprache und Musik; noch kein Ausländer kam Ihnen hierin gleich, aber wir haben einen Vers — ich schwöre, den können Sie mir nicht richtig nachsingen. Und welchen? fragte der Gesandte der die Absicht seines Mannes schon ahnete — ich schwöre, daß ich jeden Vers, den man mir vorsingt, eben so richtig und vielleicht noch richtiger nachsingen werde. Jener sang nun mit lauter Stimme den arabischen Vers, den die Stadtwächter von den Thürmen herabzusingen pflegen: Gott ist nur Einer, allmächtig, allbarmherzig, und Muhamed ist sein Prophet! — Nun, Herr Gesandter! — Mit noch lauterer Stimme fing dieser jetzt an, jenen Vers genau nach eben der Melodie, aber so verändert zu singen: Gott ist Einer, dreieinig, allmächtig,

barmherzig, Christus der Sohn des lebendigen Gottes! Eine ehrfurchtsvolle Stille folgte auf seinen Gesang. Am Schluß der Tafel nahm ihn sein Nachbar, einer der angesehensten des Hofs bei der Hand, und sagte ihm die merkwürdigen Worte ins Ohr: Bei Gott! Herr Gesandter! so schön, so richtig habe ich noch nie den Vers singen gehört. Nun leben Sie wohl, theuerster Bruder! Der Herr sey mit Ihnen und mit Ihrem

ewigen Bruder

Jung Stilling.

Carlsruhe, den 7. Januar 1813.

Verzeihen Sie, mein theuerster, innig und ewig geliebter brüderlicher Freund! die gar nicht modische Form meines Briefs: das hohe Porto verbindet mich dazu. Meine Correspondenz mit Ihrer und meiner Maria macht mir wohl und verursacht mir Kinderfreude. Hier wohnt jetzt ein Herr Schenk von Schenkendorf aus Königsberg, der eine vortreffliche Wittwe Barkley von daher hier geheirathet hat. Er mit seiner Frau und Tochter wohnen diesen Winter hier; unter uns ist oft von Ihnen die Rede. Dann war auch kürzlich ein Herr Dorow einige Tage hier, er kam aus Paris und geht nach Berlin, der wird Ihnen persönlich einen Gruß von mir überbringen. Beide Herren haben mir so viel Schönes von Ihrer unvergleichlichen Frau Gemahlin gesagt und Sie schreiben

mir kein Sterbenswort von ihr, wie ist das? Sie ist doch wohl wieder besser?

Was mich in Ihrem Brief am mehresten freut, das ist das Gefühl Ihres Unvermögens und Ihrer Unwürdigkeit. — Dies Gefühl ist der Grund des wahren Christenthums und unserer dauerhaften und gründlichen Veredlung: denn es erzeugt unfehlbar ein Sehnen nach höheren Kräften, und dies ist dann das Odemholen aus dem ewigen göttlichen Element; dem göttlichen Wahren, welches in uns den Glauben erzeugt und dem göttlichen Guten, aus dem die Liebe entsteht, so wird dann Verstand und Wille wiedergeboren und himmlisch gesinnt. Jenes göttliche Element ist nicht etwa ein sinnbildliches Unding, sondern ein wahres, allgegenwärtiges Wesen, von dem das Licht und die Wärme in der Körperwelt die Hieroglyphe ist, so wie die Sonne von unserm Herrn und Erlöser. — Seine durch seinen Versöhnungstod in die göttliche Natur verwandelte und erhöhte Menschheit ist mit dem ewigen Element vereinigt, und so wird er unsere Seelennahrung, so genießen wir sein Fleisch und Blut, und werden dann auch nach und nach in die göttliche Natur verwandelt; dazu wird aber ein unaufhörliches Sehnen, welches zum immerwährenden Herzensgebet werden muß, erfordert. Dies ist dann das Bleiben in Ihm, welches ununterbrochen fortdauern muß. O das Christenthum findet man, wenn einmal die Augen geöffnet sind, so vernünftig, daß das Gegentheil pure Unvernunft und Widerspruch ist. Der Strahl des himmlischen Friedens, der während des Schreibens Ihres Briefs in Ihr Wesen drang,

ist ein Zeuge, daß diese meine Antwort himmlische Wahrheit enthält. Wenn Sie den lieben Eylert wiedersehen, so grüßen Sie ihn herzlich von mir. Auch Ehrenberg, den ich aus der Taufe gehoben habe. Der Herr sey Ihnen nahe! und auch Ihrem ewigen Bruder

Jung Stilling.

J. Kerner.

Justinus Kerner, der ausgezeichnete lyrische und humoristische Dichter (Reiseschatten von dem Schattenspieler Luchs, 1811. Der Bärenhäuter im Salzbade, 1837, Gedichte —), so wie Herausgeber der „Seherin von Prevorst", wurde geb. den 18. Sept. 1786 zu Ludwigsburg, und lebt seit 1819 als Oberamtsarzt zu Weinsberg.

Wildbad im Würtembergischen, 21. Jan. 1811.

Theuerster Herr!

Ihre werthen Worte kamen an in meiner Wildniß, und der Mann, der sie brachte, brachte auch einen Brief von Uhland. Von dem Musenalmanache, zu dem Sie mir gütigst Beiträge sandten, bin ich nur der Sammler und Aneinanderreiher. Es sey eine Tafelrunde, wo sich die Freunde versammeln und ich ihnen die Plätze anweise und sie bediene. Es macht mir gar große Freude, von einander getrennte Menschen, die einander innen so verwandt, in nahe Berührung zu bringen. So kam es, daß jeder, den ich in der Fremde als Freund erkannte, auch bald der Bekannte und Freund meines Freundes in der Heimath wurde.

So lernte Varnhagen Uhland kennen, Uhland den Chamisso, Rosa und Amalie Weisse ꝛc.

Am Almanache selbst bin ich, wenigstens für dieses Jahr, der geringste der Mitarbeiter: denn ich schreibe wenig, weil selten eine dazu gehörende Ruhe in mir wohnt, auch oft das Leben zu bunt an mir vorüberströmt, daß all' meine Saiten alsdann unharmonisch zusammentönen und die Melodie nicht herauszufinden ist. In Wahrheit, es ist so! —

Hören Sie, reisen Sie doch einmal hieher — das thun Sie nicht, aber senden Sie uns doch, ich bitte recht, Ihr Bildniß. — Hier ist ein warmes Bad, das aus Felsen quillt, und ist es im Sommer stark besucht, zur Winterzeit gar einsam.

Die Gegend ist unbeschreiblich wild, die hohen Berge voll hingeworfener Granitblöcke, als wären da große Riesenstädte gestanden, die ein ungeheures Schicksal auseinandergeschlagen und in Trümmern auf den Bergen umhergestreut hätte.

„Da droben in dem hohlen Stein,
Du kannst ihn nicht zerschlagen,
Da liegt des Riesenkönigs Gebein,
Die Krone, die er getragen."

Ich werde Ihnen diese Gegend einmal beschreiben.

Die Blätter von mir, deren Sie erwähnen und die, (wofern mein Verleger sie nicht zu anstößig für ein gebildetes Publikum fand), nun unter der Presse sind, führen den Titel: Reiseschatten von dem Schattenspieler Luchs, Heidelberg bei Braun."

Ich weiß nicht, ob es der Mühe lohnt, daß Sie das Werkchen lesen. Doch thun Sie es, vielleicht macht es Ihnen doch einigen Spaß.

Unser vaterländischer Dichter Hölderlin wird Ihnen bekannt seyn? Er dichtet noch immer in seiner Zerrüttung, in seinem Wahnsinne, meistens unverständlich für andere. Ein Freund von mir sandte mir heute nachstehende rührende Zeilen, die er unter seinen Papieren fand und die gar wohl zu verstehen:

„Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen,
Die Jugendstunden sind, wie lang! wie lang! verflossen,
April und May und Julius sind ferne,
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne."

Varnhagen kennt ihn persönlich. Schreiben Sie ihm doch diese Zeilen ab: denn ich weiß nicht, wo er haust.

Nun, theuerster Herr! will ich Ihnen Lebewohl sagen, auch wie sehr ich ganz bei Ihnen seyn möchte! Gott segne Sie!

Ihr ergebenster
Justinus C. Kerner.

Welzheim, den 22. December 1812.

So ganz von Herzen gerne, geliebtester Freund! wollt' ich Ihren Wünschen entsprechen und zu Ihrem Frauentaschenbuche beitragen, aber wie arm ich bin, wissen Sie nicht. Ich habe nicht einmal ein Lied! — O mein Freund! wie sind Sie dagegen so reich, wie bewundere und beneid' ich Sie!!

Was ich in neuerer Zeit dichtete, ist alles in dem kommenfollenden Almanache. Noch hab' ich wohl eine prosaische Dichtung, von der ich Ihnen schrieb, übrig, allein diese ist zu gedehnt für Ihren Zweck, auch setzt Uhland an ihrer zweiten Hälfte so viel aus, daß ich sie wohl frisch umarbeiten oder gar wieder zernichten werde. Mein äußeres Leben beschränkt mich zu sehr!! Ich lege Ihnen indeß einige Phantasien von Amalie Weise bei. Im Fall Sie diese nicht für das Frauentaschenbuch benutzen wollten, bitt' ich sie mir wieder gelegenheitlich zurücke. Von Hölderlin send' ich Ihnen hier einige rührende Dichtungen, mehrere von ihnen erschienen schon Anno 1798 in unbekannt gebliebenen schlechten Zeitschriften und verdienten in der That durch Stellung in besserer Gesellschaft bekannter zu werden. Es ist rührend, wenn man sie liest und nun seinen gegenwärtigen Zustand betrachtet.

So ist schon manches theure Leben bei uns in der Blüthe erstickt. Dieses Jahr hat uns drei Freunde durch den Tod geraubt, (mir überdieß noch einen Bruder), ein anderer wurde verstümmelt und ein vierter jeder Willkühr preisgegeben.

Pregitzer von Lorch, der sich als Philolog und in diesem Fache auch als Schriftsteller auszeichnete, starb nach seiner Rückkehr von Paris, wo ihn auch Varnhagen kennen lernte, in Stuttgart. Es wäre Herrliches aus ihm hervorgegangen, nun liegt er in der Erde. Der zweite ist Pauli von Maulbronn. Ich wünschte recht sehr, daß Sie das Monument aus seinen Papieren, welches Schwab in den süddeutschen Miscellen über seinem Grabe aufstellte,

kennen lernten. Wir haben ihn mit heißen Thränen zu bedauern, er starb, kaum zum Jünglinge gereift, in Tübingen. Ein dritter ist Hochstetter von Tübingen. Fragmente aus seinem Tagebuche finden sich in den süddeutschen Miscellen und ein Aufsatz über sein reiches Leben in den Aarauer Miscellen. Er starb in Bern.

Ein andrer Freund und Anverwandter von uns, der sich als Dichter auszeichnet, verlor in einer Schlacht in Rußland den rechten Fuß, noch lebt er und wird in's Vaterland zurückkehren, er heißt Fried. Harpprecht. August Mayer wanderte von Heilbronn, seiner Vaterstadt, bis nach Moskau, die Musskete auf dem Rücken, als gemeiner Soldat, doch hat ihn bis jetzt uns ein guter Geist erhalten. Durch die Protection meines Bruders ist er auch kürzlich zum Lieutenant ernannt worden. Uhland hat sein väterlich Haus verlassen und ist in Stuttgart im Bureau des Justizministeriums angestellt.

Er schreibt mir so eben und hat ein herrlich Gedicht beigelegt, überschrieben „Tailleser." Es ist ganz ächt!!!!! —— Ich befürchte, daß durch diese neue Geschäftslage seine innere Ruhe und sein Gesang leiden möchte!!!

Nein! ich kann mich nicht enthalten, (ob ich gleich von Uhland, der in solchen Sachen streng ist, keinen Auftrag dazu habe) das Gedicht, das neuste von ihm, beizulegen. Bewahren Sie es nur! Zum Druck desselben kann ich für mich allein natürlich keine Erlaubniß geben. Von unsrem Almanache höre ich nun ganz und gar nichts, fast vermuthe ich, daß Hindernisse, die seinen Druck störten, eingetreten. Sollte dieß wirklich so seyn; ständen uns

wieder viele Gedichte zu andern Dispositionen frei und wir würden Ihnen dieselben alle mit Freude überlassen.

Ich habe der Heerbrandischen Buchhandlung in Tübingen den Auftrag gegeben, an Herrn Hitzig in Berlin für Sie ein Exemplar meiner Beschreibung des Wildbads abgehen zu lassen. Es ist eine Skizze, in die ich weiter nichts setzen darf, die Ihnen aber ein Bild meines vorigen Aufenthalts, des Schwarzwaldes, geben wird. O theuerster Fouqué! Könnten Sie nur fühlen, welchen Trost, welche Beruhigung mir Ihre Freundschaft gewährt, wie sie am wolkenvollen Himmel eine milde blaue Stelle ist, nach der ich so gerne hinsehe!!! Verlassen Sie mich doch nicht, ich bleibe ewig treu.

Ihr

J. Kerner.

F. Kind.

Friedrich Kind, geb. den 4. März 1768 zu Leipzig, ward Advokat in Dresden, legte jedoch 1814 seine juristische Praxis nieder und widmete sich ausschließlich schriftstellerischen Arbeiten. Er starb zu Dresden den 25. Juni 1843. Ein äußerst fruchtbarer Erzähler, dessen Andenken sich durch den volksthümlichen von Karl Maria v. Weber componirten Freischütz unvergänglich erhalten wird. Von Kind ist auch das malerische Schauspiel „Bandyk's Landleben", der Operntext „das Nachtlager von Granada" (componirt von Kreutzer). Von 1815—30 redigirte Kind Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", von 1805—31 mit Th. Hell die Abendzeitung und mit K. L. Kraußing eine Zeit lang die Dresdener Morgenzeitung.

Dresden, den 27. April 1823.

Verehrter und geliebter Freund!

Daß mir Ihr Gutachten und dichterisches Bedenken (ich brauche dieß Wort nach Juristen-Weise, wo man „recht-

liche Bedenken" hat) die größte Freude gemacht, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Wir sind über Ella *) ganz einig, auch die zwei Punkte nicht ausgenommen. Was Glaube, Hoffnung und Liebe anlangt, so hatten Sie eigentlich nur dabei getadelt, daß Ella (obwohl in wildem Aufruhr und völliger Empörung ihres Innern) über diesen himmlischen Dreistern auf den Brettern barsch und frevelnd hinfahre. Mir schien dieß zwar, aus angegebenen Gründen, nicht gerade unerlaubt, doch zog ich gern das Mildere vor, zumal da durch eine Veränderung nichts verloren, eher etwas gewonnen ward. Ich ließ daher den guten Engel in Ellas Herzen noch einmal laut werden. Sie wird von jenen Worten ergriffen und sagt mit frommer Empfindung: „Wohl schöne Sterne! — Aber ihre Verzweiflung übertäubt diese innere Stimme, und sie fährt, immer heftiger und heftiger werdend, fort: „Doch sie leuchten nur dem Glücklichen auf unendlich heitrer Fahrt; wem aber auch der letzte Anker brach ꝛc. Den zweiten Punkt betreffend, so schien mir das von Ihnen aufgestellte Ideal eines Volks-Schauspiels allerdings höher, als ich es mir selbst aufgestellt. Ich gab daher die Forderungen an, die ich an mich selbst gemacht, und was ich hinzusetzte, war wahre, nicht erkünstelte Bescheidenheit, eine Bescheidenheit, die mich, einem so edlen Meister und Sanggenossen gegenüber, nicht erniedrigen konnte, die mir ziemte. Stolz und Demuth verschmelzen sich ja im wahren Dichtergemüth auf's innigste. — Somit war kein Gedanke

*) Schön Ella. Ein Volkstrauerspiel. Leipzig 1825.

in mir, daß mein so liebreicher Beurtheiler mir hiebei auch nur das kleinste Unrecht angethan habe; ich sprach treu und aufrichtig aus, was ich empfand.

Darüber, daß Ihnen die Arnoldische Buchhandlung noch keine Exemplare gesandt, fiel ich bei Lesung Ihres Briefs fast aus den Wolken; der Druck war, wie ich freilich auch nur bei der Schröder in Erfahrung brachte, der jemand den 2ten Theil gebracht hatte, seit vierzehn Tagen vollendet, und ich hatte mir 1 Ex. pro studio et labore ausbitten lassen und erhalten. Wahr ist es übrigens, daß ich nur die Bedingungen gemacht hatte, die Ihre Frau Gemahlin (welcher ich verehrungsvoll die Hand küsse) vorgeschrieben und daß dabei von Frei-Ex. nichts erwähnt ward; indeß versteht sich dieß ja wohl von selbst. — Ich habe nach Empfang Ihres Briefs Arnolden sogleich die behusige Stelle mitgetheilt, und hoffe, es werden nun Ex. bei Ihnen eingegangen seyn oder doch des ehesten eingehen.

Für Wien, wo man Kirchhof und Verzweiflung ꝛc. durchaus nicht mehr zuläßt, habe ich auf dringendes Verlangen der Direction den fünften Act abgeändert. Die letzten Scenen spielen wieder im Garten, der aber nur herbstlich und wo eine Art Denkmal (mit einem Todtentanze a la Holbein) errichtet ist. So verdrießlich jede Veränderung ist, so führt sie doch auch gewöhnlich eine oder die andere Verbesserung mit sich. So ist z. B. die Ausstellung von Margareths Leiche durch einen schwarzen Vorhang, hinter welchem sie präsumirt wird, und einige Gueridons, wie ich glaube, gut ersetzt. Auch kommt

zuletzt, kurz vor Ellas Tode, Rahel unter dem Volke noch einmal zum Vorschein und fühlt doch auch geheimen Schauer — was dem Ganzen gewissermaßen mehr Rundung giebt. — Ich habe die Abänderungen unserm Freunde Gr. Brühl mitgetheilt und ihm überlassen, welche Lesart er vorziehen wird. — Für Wien habe ich zuletzt gar noch eine Art Rückkehr zur Gnade anbringen müssen, was nun freilich die ganze Idee gewissermaßen zerstört!!

Uebrigens habent sua fata libelli! In München und Berlin traten der Aufführung Feuer und Schwert entgegen; für den Dresdener Hof war das Stück zu schauderhaft. Nun haben sie mir es am 2. Osterfeiertage auf das Frankfurter Theater gebracht und — es kaum ausspielen können! Ob die Schuld an mir, oder dem, mir freilich sehr übel geschilderten Schauspieler-Personal, oder an den vollen Mägen der Herren Frankfurter gelegen, muß ich dahingestellt seyn lassen, bin aber über das erstere durch Fouqué und wohl noch ein Dutzend theoretischer und praktischer Kenner ziemlich beruhigt. Auch kann ich mir ein Mittelding bei den Aufführungen schwerlich denken; das Stück muß glänzend siegen oder stürzen!

Daß Mad. Schröder hier war, habe ich schon oben erwähnt. Sie brachte ihre Tochter hieher, die bereits mit Devrient verlobt ist, gab aber keine Gastrollen. Ihr folgte Dem. Pfeiffer aus München, colossal in Allem, eminentes Talent, doch noch ungezügelt. Unser Theater war ihr viel zu klein; sie gefiel nur theilweise, am meisten als Bertha in der Ahnfrau, kann aber in der That Bedeutendes leisten — besonders im Hochtragischen. Nun

ist, wie man sagt, Eßlair hier und wird heute in der Phädra auftreten; ich habe den Zettel noch nicht; es ist noch früh am Tage. Mit innigster Liebe und Hochachtung

Ihr

Kind.

Dresden, den 17. September 1823.

Sie verkündeten mir in Ihrem lieben, doch kurzen Briefe vom 11. Mai einen längern, und diese frohe Erwartung ließ mich bis jetzt schweigen. Allein nun, da mein Taschenbuch völlig fertig ist, kann ich nicht länger anstehen, meine Schuld abzutragen. Ein Exemplar des Taschenbuchs selbst werden Sie des ehesten durch den Verleger erhalten, den ich dazu angewiesen habe. Ich meinerseits füge diesem Briefe die Aushängebogen und 12 Louisdor bei. Empfangen Sie zugleich meinen innigsten Dank, und wenn Sie mir zum Taschenbuche 1825 wieder etwas spenden wollen, — sey es in gebundener oder ungebundener Rede — so lassen Sie mir es bald möglichst zukommen! Sie wissen ja, wie es mit den Taschenbüchern geht; man muß zeitig damit in Ordnung kommen, zumal hinsichtlich der Kupfer.

Auch für den Osterpsalm meinen freundschaftlichsten Dank. Ich habe ihn mehreren dichterischen Freunden mitgetheilt.

Anna Boleyn von Gehe — wonach Sie sich erkundigen — ist auch hier gegeben worden, und hat theilweise Beifall gefunden. Der Dichter ist ein junger Sachwalter

hier, noch nicht dreißig Jahr alt. Gegen die Diction des Stücks möchte wenig einzuwenden seyn, ja einige Stellen sind wahrhaft dichterisch. Doch fehlt es dem Ganzen, wie fast allen Dichtungen Gehe's, an innerm Leben; es klingt wohl schön, aber es dringt nicht an's Herz. Mir scheint, es ist dem Dichter mit der Poesie zu wenig ernst, er dichtet nicht so recht aus innerer Nothwendigkeit, er würde es recht füglich unterlassen können, thät er's nicht der Ehre und des Honorars wegen — er liebt überhaupt noch zu sehr Zerstreuungen. — Neuerlich hat er für Spohr eine Oper geschrieben — Jessonda genannt, eigentlich die ehemalige Lanassa — die gefallen hat. Sie ist in Cassel mit dem größten Glanz aufgeführt worden, an andern Orten aber noch nicht — daher man freilich den fernern Erfolg noch erwarten muß. —

Von Ihrem Gutachten über Ella habe ich in der Abendzeitung den Anfang mitgetheilt, und einige Abschnitte, die sich auf dasselbe Stück beziehen, folgen lassen. Alles, was Sie angeführt, kann ich freilich nicht geben, theils, weil man es mir zur Ruhmredigkeit auslegen würde, theils auch, weil es sich auf Veränderungen bezieht, die ich nach Ihrer Ansicht gemacht habe. Die frühere Lesart würde den Lesern gleichgültig seyn. — Uebrigens hat mir diese mit großer Liebe vollendete Dichtung, den Beifall, den Sie und einige andere Dichter ihr geschenkt haben, ausgenommen, noch wenig Freude gemacht, und — wär' die innere Stimme nicht gebieterischer, man könnte in Deutschland leicht die Lust verlieren, etwas für's Theater zu dichten, das wirklich dichterisch wär'.

Leichte Sächelchen, Uebertragungen aus dem Französischen, damit fährt man am besten; die werden bald gegeben, und thun sie auch wenig, sie kosten auch wenig Mühe und Geld! — Hier, in Berlin, in München, in Wien, in Leipzig, allenthalben sollte das Stück gegeben werden; aber überall fanden sich Hindernisse — bis man es in Frankfurt a. M. auf's Schaffot brachte! Diese Hinrichtung hat nun ein Frankfurter Juden-Doctor in sechs, sieben Tageblättern freudig verkündet — und nun fragt Niemand: trägt der Dichter oder die Schauspieler, oder das Publikum die Schuld? und die lieben Directionen, die ja doch wohl selbst Augen haben sollten, warten eine auf die andere. Hier — waren zu Ende Sommers die Schauspieler verreiset und nun heißt es wieder, es sey für den Hof zu schauerlich; man müsse erst specielle Ordre einziehen. In Wien hat es die Censur passirt; aber der Polizei-Minister hat es in den Bann gethan und es fragt sich, ob er aufgehoben wird. — Unser Brühl scheint auch — durch das Schicksal der Innocenzia von Lerwezow — etwas bedenklich und ängstlich worden zu seyn; er meint, auf ein Urtheil Wolffs gestützt, der vierte und fünfte Act müsse in einen zusammengezogen werden. Aber das geht ja nun und nimmermehr! Die Eintheilung der Acte ist ja nicht willkührlich, ja die ersten vier sind so zu sagen wegen des fünften da! — Was ich thun konnte, habe ich gethan. Ich habe noch Vieles gestrichen und dieselbe Lesart nach Berlin gesandt, die ich für Dresden einrichtete. Daß dabei Manches gewonnen, will ich nicht in Abrede stellen; die langwierige Beschäftigung mit einer

Sache bringt das schon mit sich. So gefällt es mir z. B., daß eigentlich vom Todtentanze — hier fürchtet man sich schon vor dem Worte! — nichts namentlich erwähnt wird, obwohl er ziemlich der alte geblieben ist. Er erscheint als ganz weiß gekleideter Pilger. Man merkt wohl, was für eine Art Gast er sey — aber eben, daß es nicht deutlich gesagt wird, macht es, wie mir scheint, dichterischer als vorher.

Weber ist vorgestern nach Wien gereist, um die Euryanthe aufzuführen. Er schien doch etwas unruhig. Fr. v. Chezy hat mir die Oper vorgelesen; es sind sehr hübsche Lieder darinnen — eine Gattung, worin sie sich überhaupt auszeichnet. Ob jedoch das Ganze von großer dramatischer Wirksamkeit seyn werde, wage ich nicht zu entscheiden. Es wird nirgends ein rechtes Ganzes; man sieht wohl, es ist hie und da an- und abgebaut. Mit Treu und Liebe

Ihr

Kind.

Dresden, den 1. Juli 1824.

Sobald der Almanach fertig ist, werden Sie ein Ex. erhalten, hoffentlich auch ein Ex. meiner Ella, die ich nun — da sich einmal keine Bühne an die Aufführung zu wagen scheint — möglichst correct dem Druck übergeben habe. Nehmen Sie Beides freundlich auf! Denn nur in verwandten Herzen kann ich für so manche Unannehmlichkeit, die mir dieß Stück verursacht hat, einigen

Ersatz finden. Es ist in der That wunderbar in unserm lieben Deutschland. Man klagt über Mangel an Originalwerken; wenn aber ein Dichter mit Liebe und Fleiß etwas vollendet hat, dann legt man ihm allenthalben Schwierigkeiten in den Weg, tadelt das Werk, noch ehe man es kennt — und giebt leichte französische Waare aus Uebersetzungs-Fabriken. Vielleicht nach des Dichters Tode erkennt man es, daß sein Werk gut gewesen — wie jetzt in Berlin mit Kleist's Käthchen der Fall seyn soll — aber was hilft es dann dem, der unterm Hügel liegt und der wohl noch Trefflicheres hätte leisten können, hätte man den Lebenden ermuntert — hätte man ihm nur Gerechtigkeit widerfahren lassen! Mit unwandelbarer Treue

Ihr

Kind.

Für die Uebersendung der Gedichte des Herrn W. v. Maltitz bin ich Ihnen herzlichst dankbar, und werde davon des Sünders Seegen und Undine mit Vergnügen in mein Taschenbuch für 1826 aufnehmen. Diese haben mir am meisten zugesagt. Die übrigen sehe ich mich, da ich hinsichtlich des Raums dießmal außerordentlich beschränkt bin, zu remittiren genöthigt. Auch ich glaube, daß Sie mit Recht über diesen jungen Dichter das Wort der Weihe ausgesprochen haben. Mit Beharrlichkeit wird er es gewiß zu etwas bringen, das ihn und Andere höchlich erfreuen kann. Bis jetzt scheint sich noch manchmal — die beiden obgenannten Gedichte ausgenommen — der

Gedanke, ja selbst Vers und Reim, wenn man so sagen darf, zu überstürzen. — Schreiben Sie mir doch gelegentlich, ob er, da er seinen Namen unter den Gedichten ausgestrichen, nicht genannt seyn will? Ich glaube, er braucht sich nicht zu scheuen, und bekannt werden muß man denn doch, wozu immer die Almanache eine vortheilhafte Gelegenheit darbieten! — Uebrigens scheint auch mir zu dem erstgenannten Gedicht der Name Romanze nicht recht zu passen; doch will mir eben so wenig Legende dafür in den Sinn. Das Beste wäre wohl, man setzte gar keinen Gattungs-Namen dazu; Poesie ist ja keine Botanik; wem es Lust macht, Alles in Fächer zu ordnen, thue es nach Belieben!

Meine Tochter Ella wird nun wohl bei dem Freunde und Gönner ihres geistigen Vaters eingetroffen seyn, sie müßte denn etwa den Weg nach Nennhausen — aus früherer Unkunde — erwählt haben. Doch auch von dort würde sie Ihnen ja doch hoffentlich in Kurzem zukommen. Daß ich es mir zur großen Ehre rechnen, daß ich es mit dem größten Danke anerkennen werde, wenn Sie etwas zu ihrer Empfehlung öffentlich sagen und sich zugleich im Allgemeinen über Volksdichtungen erklären wollen, bedarf keiner Versicherung. Mir kommt es vor, daß so manche Herren, die Alles zu verstehen glauben, von einem Volksliede — ja fast von einem Liede überhaupt — und von einem Volksstücke noch gar keinen Begriff hätten, und doch halte ich die Volks-Poesie für die Blüte des ganzen Dichter-Gartens. Damit will ich keineswegs gesagt haben, als glaubte ich, eine Kreuzspinne werde in hundert

Jahren ein Diamant, oder das: Fleug, Käfer, fleug ꝛc. sey etwas Vortreffliches, wohl aber, daß sich eine gereimte Abhandlung, z. B. über die Accise, über den Nachdruck, über das Papiergeld, mit einigem Verstande, mit einiger Kenntniß der Prosodie fertigen lasse, aber kein Lied oder etwas dergleichen, was allgemein im Volke, mithin auch unter den Bessern der Menge, sich lange erhalte. Manche Dichtungen, die man, um den Verfassern zu schmeicheln, Volks-Poesien genannt hat, existiren nur noch etwa in Bibliotheken oder Notenbüchern; „ich stand auf hohem Berge, und sah in's tiefe Thal" und dergl., wird aber noch immer von gar manchem schönen Munde in Stunden der zartesten Vertraulichkeit dem Geliebten gesungen. In Summa — der einzige Schuß in's Blaue, welcher trifft, der einzige ächte Freischuß ist ein ächtes Volkslied.

Ueber meine Moselschaar habe ich allerdings eine kleine Vorhaltung von Ihnen, hochverehrter lieber Freund, erwartet. Ich kann mir aber nun einmal nicht helfen. Wenn Gott das Böse in der Welt gestattet, warum sollte es sein Geschöpf, der Dichter, nicht schildern? Licht ohne Schatten ist nicht denkbar, und nur der Dichter fehlt, der das Böse glänzend oder mit leichtsinnigem Wohlgefallen darstellt. Schildert er es zur Warnung, schildert er es mit Abscheu, dann erhöht er den Triumph der Tugend.

Ihrer Frau Gemahlin mit höchster Verehrung die Hand küssend und Fouqué's Hand an mein Herz drückend.

Kind.

Dresden, den 16. December 1824.

Mein geliebter Freund!

Bist Du gleich liebevoll genug, mir tröstend zuzurufen:

„Gewiß, ob ich von Dir nichts höre,
Das ist kein Ding, das mich verstöre“,

so drückt mich doch die Schuld meines langen Schweigens. Daß ich Deiner oft und stets treu, dankbar, ja mit Hochgefühl gedacht habe, könnt' ich Dir auf's Heiligste betheuern, wüßt' ich nicht, daß Du davon ohnedieß fest überzeugt seist; unterließ ich aber, Dir zu schreiben, so bewirkten dies Außenverhältnisse, welche mich selten eine ruhige und heitere Stimmung gewinnen ließen. Du kennst gewiß die jetzige Beschaffenheit des Buchhandels, Du weißt auch wohl, daß ich, ohne Vermögen, ohne irgend eine Besoldung oder Pension, angestrengt arbeiten muß, um mich und die Meinigen anständig zu erhalten; Du kannst daher auch urtheilen, wie manche Sorge mir die Veränderung meines Almanach-Verlegers, Göschens Tod, ein, Seiten seines Sohnes drohender, für mich ansehnlicher, doch, wenigstens bis jetzt und zum Theil, noch glücklich abgewandter Verlust und ähnliche Dinge verursacht haben. Eine deßhalb nöthig wordene Reise zur Leipziger Oster-Messe gewährte mir zwar manche Annehmlichkeit und Erheiterung, weil meine Friederike mich begleitete, auch meine Geschäfte, im Ganzen genommen, eine gute Wendung nahmen; allein, kaum war ich zurückgekommen, als ich von der Unsicherheit der Morgen-Zeitung Mancherlei vernahm, das sich nun, mit Ende des Junius, dadurch ganz verdeutlicht hat, daß die Zeitung

— nicht aus Mangel an äußerer Unterstützung, welche man bei einem neuen Blatte für hinreichend ansehen konnte, sondern wegen unzureichender Vermögensumstände des Haupt-Unternehmers, eines rastlosen, unglücklichen Projectenmachers, — Todes verblichen ist. Dieser Unfall berührt mich zwar weit weniger als Kraukling; (welcher mich übrigens, unter uns gesagt, auch nicht immer in die angenehmste Stimmung versetzt hat) indeß kann es doch nicht fehlen, daß er auch auf mich mit Einfluß habe. Hier hast Du denn, als Quasi-Prolog, ein aufrichtes Lamento, und wirst mir es glauben, daß mich bei so manchen, bald größern, bald kleinern Quälereien von außen her selbst die dießjährige wahre Wunderpracht meines Rosen- und Lilien-Gärtleins nicht so ergötzt hat, als unter froheren Aussichten der Fall gewesen seyn würde. —

Doch nun schnell zu dem Fröhlichen! Darunter rechne ich hauptsächlich die Zusendung Deines Sängerkriegs und den vorgesetzten Zuruf. Ich kann Dir kaum sagen, wie sehr Du mich durch Beides erfreut hast. Ich habe nun sieben Bücher, sämmtlich von Deiner Hand bezeichnet, und nunmehr auch, mit sorgfältiger Erhaltung des Eingeschriebenen, gleichförmig gebunden. Den Sängerkrieg aber habe ich, erst gleich nach dem Empfang, und nun, sobald ich ihn vom Buchbinder wieder bekommen, noch einmal — zuerst sehr rapid jetzt aber mit Ruhe — durchgelesen und mich ungemein daran erfreut. Erinnerte mich dieß Buch auch einigermaaßen an Deinen Erdmann und Fiametta, so scheint es mir doch recht eigentlich für

Dichter geschrieben und ständ' auch Dein Name nicht davor, ohne Widerspruch vom Dichter, vom Dichter Fouqué. Ich meine damit, daß nur Dichter die Dämonen in Dichtersbrust so kennen können, und nur mein Fouqué diese Dämonen so bannen! Was ich Dir weiter darüber lieber sagen, als schreiben möchte, kann ich nur stückweise geben. — Martin Brumm ist eine trefflich humoristische Figur; ich hab' ihn fast stets ordentlich vor mir stehen sehen. — Sophia Biterolf ist ein holdes, liebes Herzenskind, kommt mir jedoch dann und wann ein wenig zu spielend vor, so wie Klaus Hellgreff auch allzu resignirt. Warum Du übrigens Beide so gehalten, glaube ich einzusehen. — Die übrigen Charaktere dünken mir durchgängig mehr; ganz vorzüglich aber dünken mir Osterdingen, Reimar v. Zweter, Wolfram v. Eschenbach und Klingsohr. (Den letztern hatte ich mir einmal, da ich noch Opern schreiben wollte, zu einem Opern-Helden ersehen und ich glaube, es ließ sich daraus recht viel für Musik nehmen. Es herrscht über ihn doch ein ganz eigenes, wunderbares Dunkel und es erfordert wohl ein langwieriges Studium, über ihn, auch nur ein wenig, in's Klare zu kommen. — Auch über das alte Sassenrecht, und selbst über den Wartburgskrieg, tappe ich noch im Trüben. Bei dem ersten lag vermuthlich etwas — wie sag' ich gleich — etwas von Inquisitions- und Ketzer-Gericht zu Grunde; die Todesstrafe traf weniger das Wie des Gesanges, als das Was. Letzteren kann ich mir aber unmöglich als so ganz ernstlich gemeint denken, weshalb Du auch wohl die Einwilligung des

Landgrafen als gleichsam erschlichen darzustellen für gut fandst.) — Uebrigens sind auch die dann und wann durchziehenden Ahnungen, z. B. über Eschenbachs Enkel als Kaisermörder, (historisch zu erweisen ist dieß wohl nicht), über die Explosion zu Eisenach ꝛc. ungemein poetisch, und bezeichnen vortrefflich die weissagende, ich möchte sagen, zu Zeiten dämonische Dichter-Seele. Daß sich übrigens schon ein altes, quasi-dramatisches Gedicht: „der Wartburgkrieg" (ohne Werth) in der Manessischen Samml. befindet, ist Dir ohne Zweifel bekannt. Ich entsinne mich dessen nur dunkel. — Mit den Versen verfährst Du zuweilen etwas despotisch und wiederholst, wenigstens einmal, Gleichklänge, ohne daß ich einen Grund dazu finde, zumal, da es der eben nicht wohlklingende Klang ei ist. Nun kann man wohl sagen, daß Kürze, Länge und Klang gewissermaaßen die musikalische Composition des poetischen Worts und Gedankens sey und es dießfalls keine Regel gebe; indeß muß der Dichter doch wenigstens das Gesetz befolgen, welches er sich selbst giebt — und manchmal scheinst Du mir auch dieses nicht einmal zu thun. Schreib' mir doch Deine Ansicht!

Die Blätter aus dem Gedenkbuche eines Dichters (Morgenzeitung 1827, N. 139 ff. u. N. 147 ff. ingl. 1828, N. 105 ff. u. N. 114) sind aus meinem eignen Lebensbuche. Vielleicht liesest Du sie deshalb. — Meine Frau grüßt den edlen Sänger und Freund ihres Sängers, und dieser bleibt ewig

Dein treuer

Fritz.

H. v. Kleist.

Heinrich von Kleist, der treffliche Erzähler des „Michael Kohlhaas," der geniale dramatische Dichter des zerbrochenen Kruges, des Käthchen von Heilbronn, des Prinzen von Homburg u. s. w., wurde den 10. Okt. 1776 zu Frankfurt a. d. O. geboren. In preußischem Militairdienst wohnte er dem Rheinfeldzuge bei, nahm als Lieutenant den Abschied, lebte abwechselnd, als preußischer Beamter, dann amtlos, in freier Thätigkeit mit wissenschaftlichen Studien und dichterischen Arbeiten beschäftigt, bis er den 21. Nov. 1811 in der Nähe von Potsdam sein Leben durch einen Pistolenschuß endete.

Mein liebster Fouqué.

Ihre liebe freundliche Einladung, nach Nennhausen hinaus zu kommen und daselbst den Lenz aufblühen zu sehen, reizt mich mehr, als ich es sagen kann. Fast habe ich ganz und gar vergessen, wie die Natur aussieht. Noch heute ließ ich mich in Geschäften, die ich abzumachen hatte, zwischen dem Ober- und Unterbaum über die Spree setzen, und die Stille, die mich plötzlich in der Mitte der Stadt umgab, das Geräusch der Wellen, die Winde, die mich anwehten — es ging mir eine ganze Welt erloschener Erinnerungen wieder auf. Inzwischen macht mir eine Entschädigungsforderung, die ich, wegen Unterdrückung des Abendblatts, an den Staatskanzler gerichtet habe und die ich gern durchsetzen möchte, unmöglich, Berlin in diesem Augenblick zu verlassen. Der Staatskanzler hat mich durch eine unerhörte und ganz willkührliche Strenge der Censur in die Nothwendigkeit gesetzt, den ganzen Geist der Abendblätter in Bezug auf die öffentlichen Angelegen-

heiten umzuändern; und jetzt, da ich wegen Nichterfüllung aller mir deßhalb persönlich und durch die dritte Hand gegebenen Versprechungen auf eine angemessene Entschädigung dringe, jetzt läugnet man mir mit erbärmlicher diplomatischer List alle Verhandlungen, weil sie nicht schriftlich gemacht worden sind, ab. Was sagen Sie zu solchem Verfahren, liebster Fouqué? Als ob ein Mann von Ehre, der ein Wort, ja ja, nein nein, empfängt, seinen Mann dafür nicht eben so ansähe, als ob es vor einem ganzen Tisch voll Räthen oder Schreibern mit Wachs und Pettschaft abgefaßt worden wäre? Auch bin ich mit meiner dummen deutschen Art bereits eben so weit gekommen, als nur ein Punier hätte kommen können; denn ich besitze eine Erklärung, ganz wie ich sie wünsche, über die Wahrhaftigkeit meiner Behauptung von den Händen des Staatskanzlers selbst. Doch davon ein Mehreres, wenn ich bei Ihnen bin. — Müllers Buch ist eines von denen, welche die Störrigkeit der Zeit langsam wie eine Wurzel den Felsen sprengen können, par explosion. — Was schenken Sie uns denn für diese Messe? Wie gerne empfinge ich es von Ihnen selbst, liebster Fouqué! ich meine von Ihren Lippen, an Ihrem Schreibtisch, in der Umringung Ihrer theuern Familie! Denn die Erscheinung, die am meisten bei der Betrachtung eines Kunstwerks rührt, ist, dünkt mich, nicht das Werk selbst, sondern die Eigenthümlichkeit des Geistes, der es hervorbrachte, und der sich, in unbewußter Freiheit und Lieblichkeit, darin entfaltet.

Den 25. April 1811.

Zum Dank für das liebe freundliche Geschenk, das Sie mir mit Ihren Schauspielen und Ihre Frau Gemahlin mit ihrem kleinen Romane gemacht haben, übersende ich Ihnen diesen so eben fertig gewordenen zweiten Band meiner Erzählungen. Möge er Ihnen nur halb so viel Vergnügen machen, als mir die vortrefflichen Erzählungen Ihrer Frau Gemahlin, in welchen die Welt der Weiber und Männer wunderbar gepaart ist, gemacht haben. Auch Ihren vaterländischen Schauspielen bin ich einen Tag der herzlichsten Freude schuldig; besonders ist eine Vergiftungsscene im Waldemar mit wahrhaft großem und freiem dramatischen Geiste gedichtet, und gehört zu dem Musterhaftesten in unserer deutschen Literatur. Wenn es Ihnen recht ist, so machen wir einen Vertrag, uns Alles, was wir in den Druck geben, freundschaftlich mitzutheilen; es soll am guten Willen nicht fehlen, mein Geschenk dem Ihrigen, so viel es in meinen Kräften steht, gleich zu machen. Vielleicht kann ich Ihnen in Kurzem gleichfalls ein vaterländisches Schauspiel, betitelt: „der Prinz von Homburg", vorlegen, worin ich auf diesem, ein wenig dürren, aber eben deshalb fast, möcht' ich sagen, reizenden Felde, mit Ihnen in die Schranken trete. Geschäfte der unangenehmsten und verwickelsten Art haben mich für diesen Sommer abgehalten, Ihnen in Nennhausen meine Aufwartung zu machen; inzwischen kommt es mir vor, als ob eine Verwandtschaft zwischen uns prästabilitirt wäre, die sich in kurzer Zeit gar wunderbar entwickeln müsse, und es gehört zu meinen liebsten Wünschen, dies noch im Lauf dieses Herbstes zu versuchen. Vielleicht,

mein liebster Fouqué, wenn Sie zu Hause bleiben, erscheine ich noch ganz unvermuthet bei Ihnen und erinnere Sie an die freundschaftliche Einladung, die Sie mir zu wiederholten Malen gemacht und nun vielleicht schon wieder vergessen haben. Meine gehorsamste Empfehlung an Ihre Frau Gemahlin, wie an Fräulein von Luk und alle Uebrigen, in deren Andenken ich stehe; wenn Sie, wie man hier sagt, nach Berlin kommen sollten, so werden Sie nicht vergessen, Ihre Gegenwart auch einen Augenblick zu schenken

Ihrem

treuesten und ergebensten

H. v. Kleist.

Berlin, den 15. Aug. 1811.

Krug von Nidda.

Krug von Nidda, geb. den 14. Mai 1776 auf dem väterlichen Landsitz Gatterstädt bei Querfurt, Regierungsdirektor zu Arnsberg, Hauptmann in Königl. sächs. Diensten, lebte dann als Privatmann zu Gatterstädt, wo er am 29. März 1843 starb. — K. v. N. besaß vorzugsweise Talent für das Epische und hat manche gelungene Ballade und Romanze hinterlassen. Sein heroisches Gedicht Skanderbeg, 2 Bände, erschien Leipz. 1823—24.

Dresden, den 15. November 1821.

Mein neuester Vorwurf, Skanderbeg, dessen Eingangsstanzen in einem Lesekreise bei Tieck verlauteten und sich eines innigen Antheils erfreut, ist nur noch unbedeutend vorgeschritten; ja mein Eifer für den Helden

selbst, den die politischen Hoffnungen in Griechenland vor einem Vierteljahr so sehr erhoben, fängt allbereits an, sich in mir zu vereisen, da leider die Stellung der Dinge sich seitdem so fürchterlich erkältend umgestaltet hat, daß alle Freudigkeit davon gewichen. O mein geliebter, edler Freund! wohin ist's mit der Christenheit und ihren hohen Vertretern gekommen, wenn solch ein beharrlicher Freiheits-Kampf gegen den Erzfeind aller Menschenrechte und aller Humanität, den Halbmond, so schmählich-blutig untergeht? allein durch den Popanz einer falschverstandenen Legitimität — die man sich selbst doch so oft geweigert — und ein verjährtes Besitzthum getäuscht: als ob Eroberungsraub, vor fünf Jahrhunderten an jenem herrlichen Volk verübt, noch jetzt auf Genehmhaltung rechnen dürfe! — Ich hatte in drei Sonetten, die ich den Mächtigen dedizirt, meine Ansicht hierüber ausgesprochen — vielleicht das Kräftigste, was ich je gedacht — doch drei namhafte Zeitschriften nahmen sie nicht auf, und die Censur ließ sie nicht passiren. Genug hiervon — ich sende sie Dir wohl einmal zu, wenn sich die Luft bis dahin gereinigt, was jetzt noch leider der Fall nicht ist. Anliegend, theuerster Fouqué, empfange die neueste Zusammenstellung meiner Erzählungen, die ich Dir und Kind zuzueignen wagte; gewiß, daß wenigstens die gute Meinung: Euch Beiden meine Achtung öffentlich kund zu thun, nicht mißverstanden werden dürfte. Die letzte Darstellung ist neu, die andern haben schon in Zeitschriften Platz gefunden; doch haben sie sämmtlich die nöthige Feile wiederholt passirt und dadurch hoffentlich nicht verloren.

Von Deinen neuesten Arbeiten hab' ich nichts gelesen — da zumal ein italienischer Sprachmeister meine Zeit ein wenig beschränkt — doch rührend und schmerzlich war es mir, im neuesten Frauentaschenbuch Deinen lieben Namen als Hauptpfeiler zu vermissen, obschon ein, wenigstens geistvoller Successor, sich in dem Vorwort als Redakteur genannt. Mit Tieck, bei dem ich öfters war, und stets mit vieler Liebe aufgenommen worden, ward Deiner mehrmals mit hoher Achtung gedacht, so wie auch in andern hiesigen Künstlerkreisen. In letzteren, die ihrem Zweck nach meiner Ansicht nicht so ganz entsprechen, war ich wenig — auch werden sie im Sommer meist suspendirt — und die Manie, sich nur gegenseits Weihrauch zu streuen, macht auf den Partheilosen wenig Eindruck. Uebrigens ist Dresden so poetisch gelaunt, daß selbst die jungen Prinzen Verse machen; so wie sich Prinz Friedrich — der wahrscheinliche Thronfolger — überhaupt recht günstig für Kunst erklärt, und in einigen Soirées davon Zeugniß ablegte.

Ich schreibe diese Zeilen zwar in Dresden, doch wirst Du sie unfehlbar über Leipzig erhalten, wohin ich — mit Gott — schon morgen abgehe, um den 17. oder 18. dieses in Thüringen zu seyn, dem ich so lange untreu gewesen. Lebe wohl und liebe mich; empfiehl mich Deinem Hause zu fernerem Wohlwollen und gieb mir recht bald Beweise Deines Andenkens und Deiner so geschätzten Freundeshuld. Ganz der

Deinige
Friedrich Krug.

O. H. Graf v. Loeben.

Otto Heinrich Graf von Loeben, (als Schriftsteller Isidorus Orientalis) geb. den 18. Aug. 1786 zu Dresden, starb ebendaselbst den 3. April 1825. Einer der entschiedensten Anhänger der romantischen Dichterschule. Sein eigenes Dichtertalent hat sich am klarsten und bedeutendsten in einem Theil seiner lyrischen Gedichte ausgesprochen, die nach dem Wunsche Wilhelm Müllers eine Auswahl und Erneuerung verdienten. (Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers 1808, Gedichte 1810, Arkadien, ein Schäfer- und Ritterroman, 2 Bände, 1811—12. Lotosblätter. Fragmente, 2 Bände, 1817 ꝛc.

Im Stift, den 6. September 1812.

Bei den Briefen Kerners und Uhlands lagen die Grüße, die ich Dir sende, an Dich. Mein geliebter Freund! es ist mir diese ganze Zeit so unendlich wohl geworden und gewesen und alter großer Frühling wie von heiligen Bergen in Gotteslichten herniederströmend umfluthet mich und die Strahlen dieser rothen Sonne von den Bergen weihen mich firmelnd zum Isidorus wieder und ich träume von den einst sicheren Flügeln und besteige wieder die Regenbogen . . . aber wie man die Musik keinem beschreiben kann, doch man nennt das Wort Musik und es durchbebt der selige Blitz die Tiefe des verwandten Wesens, so geb' ich Dir nur leise, mit den wenigen Worten die Stimmung an und Du kennst die ganze Fuge und

„die Fuge schließt im Gloria der Liebe".

Ich fühle von neuem mächtig, wie ich einzig religiös dichten und schaffen soll; aber religiös im freimachenden Sinne; Freude schwebt auf der Iris und umgürtet die Erde

und kettet sie mit Liebesarmen hinan und in den Thränen der Sehnsucht formiren sich die Farben, und Posaunen und Waldhorn steigen durch die Tiefen im Kampf und auf die Höhen zur ewigen Ruhe.

„Es sehnt nach lauter Herzensstützen
Was unten in der Tiefe lebt,
Und was da eben webt und strebt,
Will müde sich herunterlegen.
Es fehlet jedem was am Leben,
Das Leben sehnt sich in den Tod,
Was man der stillen Tiefe bot,
Wird sie aus Sehnsucht wiedergeben."

Das Reisebuch liegt mir jetzt immer zur Seite, und tausend Fragmente von Heidelberg, meinem Tabor; so sucht man aus der Vergangenheit der Erde ihre Anwartschaft auf noch entscheidende Zukunft anzuschaun und das Waldhorn, dessen Klänge man ferne vernimmt, wird zum Fernrohre der Poesie und sie schaut ihre Brüder, die Sterne. Es drängt mich sehr von den Menschen weg und ich möchte nur die gerne sehen, die mit erleuchteten immer gleich begeisterten Zügen ihre Liebe mir entgegenflammen und den Einen Altar zum Ziele haben, wo Dionysus und der zweite, den Du auch hast reden hören im Briefe, mit mir Eine Flamme waren und bleiben. Wir hoffen Beide auf eine Wiedervereinigung, die vielleicht die ewige Liebe unserer Freundschaft bald bestimmt hat, und ich träume oft ganz wunderbar von dieser Zeit. Noch bin ich unbestimmt, ob ich diesen Winter nach Wien oder Berlin komme; nichts Aeußeres lockt mich an keinen der zwei Orte; meinem ganzen jetzigen Sehnen näher scheint

mir eine Existenz in Berlin, in Wien finde ich Friedrich Schlegel und der Eine wiegt schwer. In Berlin weiß ich so manche, die mich verstehn und ich weiß Dich und Serenen nahe und es würde von einem solchen Wissen doch zuversichtlich zum Schauen kommen. Solltest Du wissen, wie es in Berlin aussieht und ob man durch das Kriegerische gestört ist, so theile mir es mit. Deinen Novellen sehe ich recht entgegen und sie gehören unter das von Dir, was ich zu meinem Eigenthume zähle. Kerner hat mir einen himmlischen Brief geschrieben. Mag der Gott in der Poesie nur Beide bewahren, daß sie nicht einseitig in die Vergangenheit versinken, der göttliche Tieck, der ihnen doch principium movens gewesen zu seyn scheint, kann auch darin zum Vorbilde dienen. Wie tief mich dieser wieder rührt und mir oft so ganz Jacob Böhme in Musik ist, kann ich Dir nicht genug sagen. Ich bin recht erfüllt davon und oft fühle ich mich im Stande über seine progressiven Werke einen psychologischen Commentar zu schreiben. Ueber Novalis den einzigen will ich erst heute gar nichts sagen, es ist ja überhaupt nur die Wahl, nichts oder alles von ihm zu sagen. Nimm die flüchtigen Andeutungen hin, solltest Du mit uns in Heidelberg gewesen seyn, ich brauchte Dir keine meiner alten Erinnerungen aufzufrischen. Gott segne Dich und unsere Freundschaft, und möge ich noch die Freude erleben, daß Dir die Nothwendigkeit in meiner Dichtung gewiß wird, wie du ewig gewiß bist

Deinem

Isidorus.

Nadmeritz, den 27. November 1812.

Mein Brief vom 17. dieses Monats wird bei Dir seyn, lieber Fouqué, ich empfing diesen Morgen den Deinen, und die Eil, Dir zu antworten, ist nur der Puls meiner Freude über Carolinens Besserbefinden und Andenken. Ich habe so oft mit Sorgen an Euch, meine fernen Lieben gedacht und nun ist es mir ein Beweis liebender Ahndung zwar, daß ich nicht ohne Grund sorgte, aber ich bin doch so froh, daß sie vorüberziehn kann und mich wieder heiter nach euch hinblicken lassen. Sage Carolinen die besten Grüße von mir, und daß ich ihrer oft gedenke und den vollkommenen Frühling der Besserung wünsche. Von Dionysius habe ich vernommen, daß ihre mythologischen Briefe *) eben bei ihm erwartet wurden, hier braucht ein Sonnenstrahl Geist längere Zeit, eh' man seine Ankunft spürt; es ist recht unleidlich, daß in dieser überhaupt gar nicht fortgeschrittenen Provinz mit keinem Buchhändler etwas zu machen ist, und von Berlin kann man sich doch nicht alles kommen lassen. — Wie ich sehe, bist Du gegen die Erholungen immer noch freigebig; ich habe die Redacteurs um meine Dimission gebeten, dies folgte, wie vieles Andere, aus meiner Heimkehr ganz individuell nothwendig. Woraus hast Du geschlossen, daß Franz Horn mich gerade gar nicht berührt? er ist mir ein zartempfindender Mensch, der es mit der Literatur recht wohl meint, sie aber nicht immer genial genug

*) Briefe über die griechische Mythologie für Frauen, von Karoline v. Fouqué. Berlin 1812.

umfaßt und mir oft zu viel — wie soll ich sagen? eben Literatur in die Poesie hineinredet. Er schrieb mir unter andern: seiner Ansicht nach seyen Humor und Ironie nothwendige Bestandtheile eines romantischen Kunstwerks. — Was aber beim Shakespeare der englische Humor, dieses Blitzen des Tiefsinns, dieses Zauberirrlicht des Grübelns, ist, in seiner geistigsten, reizendsten Verfeinerung, das ist bei uns die deutsche naive Gemüthlichkeit, die dem Engländer wieder eben so fremdartig ist, als uns sein Inselhumor. Ironie kann aber bei Beiden oben über schweben, in der genialen Behandlung dieser Character. So legt nun Horn, der Humor für ein nothwendiges Element der Romantik hält (bei ihm sieht es aber aus, wie ein nothwendiges Uebel) gleich partheienweise dergleichen in seinen Arbeiten an und das geräth wie ein englischer Park in Deutschland, man sieht das Gemachte und Beabsichtigte, Kunst ohne Natur ist eben keine wahre Kunst, so machen sich so viele Schriftsteller recht prosaisch, indem sie sich gerade recht poetisch ausnehmen wollen, es läßt sich das warme duftige Leben nicht auf die mageren Skizzenstriche des Verstandes und der Meinungen auftragen. — Du weißt aber, daß mir Vieles in seinem „Kampf und Sieg" recht gut gefallen hat, daß ich seine kritischen Arbeiten, die eine angenehme Sanftheit haben, vorzüglich liebe, daß ich ihn für ein sehr geistiges Wesen halte, aber daß er zu viel liter. Nüchternheit gegen die neue göttliche Poesie und gegen den Morgen behauptet, der aus allem diesem genialen Streben hervorflammt; das habe ich an ihm und sagte es ihm auch selbst und hieraus fließt, daß

wir einander dem Herzen nach zueilen, aber in der Poesie nicht umarmen können und sie nur, wie ich sie göttlich fühle und ausgesprochen habe schon einmal und eben so, gerade so wieder aussprechen werde, sie nur ist mir das Leben. — Also das antworte ich Dir, in aller Demuth, auf Deine Winke mich einem Meister zu unterwerfen; est deus in nobis und dieser Gott in mir leitete mich, und leitet mich wieder seine Wege. Was ist der Grund gewesen aller Kämpfe und aller kindischen Bestrebungen und aller verfehlten Flüge, als daß ich vor fremden Vorbildern das Vorbild in mir selbst vergaß, es bald dem und bald dem recht machen wollte. Treue allein und unbedingte Hingebung in meine Begeisterung, Phantasie, Inbrunst und Kühnheit frommte mir; ich studiere sie täglich, die herrlichen Fragmente, die aus meiner wahren Minnezeit in Heidelberg mir übrig sind und die ich nun alle vollenden und in meiner Welt als Grundsäulen hinstellen will. So sage ich Deiner Liebe denn aufrichtig (was anderes rede ich in Dir an, da Deine Poesie sich von der meinen reißen will — diese hat es gerade jetzt nicht verdient!!) — ich fühle weniger als je eine Nothwendigkeit, mich einem Meister hinzuleihen, umgekehrt, ich fühle mich selbstständig genug, es durchzuführen, was ich will und soll und auch Meister zu werden in meiner Art. Ich liebe Fr. Schlegel mit der innigsten heiligsten Verehrung; es giebt aber vieles, worin wir anders denken können; ich entdecke hie und da ein prosaisches Element an ihm und es ist vielleicht im Zunehmen, je herrlicher, glänzender die Wissenschaft durch beide Brüder erklärt

wird — ach es giebt ja wenige, die ihr erstes Jugendfeuer ganz zu verewigen wissen, die alle Prosa mit himmlischer Liebe von sich abstoßen können. Ich aber will es und wie mich vor einem Jahre die prosaische Welt durch eine Neigung zu fesseln meinte, da zerriß Gottes Liebe das Band und gab mich so der ganz geistlichen, ganz romantischen Bestimmung zurück, ich danke ihm oft mit stiller Bewunderung Seiner Wege, daß er mir den ersten irdischen Wunsch mißlingen ließ. — Ja, ich liebe Fr. Schlegel unaussprechlich, wenn ich ihm schreibe, nenne ich ihn Meister, wie die ersten Christen einen der Apostel mögen Vater genannt haben; aber es geschieht nur im Glauben, hier nicht überall im Werke, was ihm fehlt und wovon ich ihm abgeben könnte, das ist das Kindliche, das soll mich auch begleiten in den Sarg. — Ich hätte nicht übel Lust, Dir einen der glühenden und klaren Briefe, ich möchte sagen Küsse! meines geliebten Goldmanns zuzusenden, damit Du das herrliche Gemüth anerkenntest und durch Liebe die Ungerechtigkeit, deren ich Dich hier beschuldige, entwaffnet würde; mit dem höchsten Entzücken denke ich künftiges Frühjahr an den Rhein und vielleicht auch Neckar hin. Die Zeitschrift in ihren ferneren Heften wird vielerlei von mir enthalten. Goldmann hat viel bei sich liegen, auch krit. Fragm. in meiner Art, wie ich sie von 180⁄ wiedergefunden und die mir darum eigenthümlich erscheinen, weil sie leichtsinniger, unbefangner und freier wie aus Wolken im Frühlinge die andächtigen Strahlen und in Andacht auch Blitze niederstreuen. Das Höchste und Göttlichste sind mir Novalis und Tieck. Ueber Tieck

habe ich erst Andeutungen zum Druck gegeben, aber fuvente deo soll einst eine Kränzung aller seiner Werke und ein großes dithyrambisches Fest dem Gründer, dem Genius der neuen Kunst in Deutschland, gewidmet werden. Auch sinne ich darauf, meinen Heinrich von Veldeck, den ich meinen Heidelberger Freunden gelobt hatte, dereinst noch das umfassende wunderbare Gedicht, oder vielmehr Roman zu schreiben. Jetzt bin ich beschäftigt, mit einzelnen „Romantischen Dichtungen," wozu ich aus besserer Zeit geliebte Materialien vorfand, worunter der fromme Reinhard gehört, der Dir, Gottlob! lieb war und so ist er mir ein Vorzeichen, daß Du, der herrliche Mensch und Dichter, unmöglich bei der stillen Abneigung gegen mich als Isidorus verharren kannst, ich will Dich schon noch durch Liebe und tiefe Klänge überwinden, mich hat alle Furcht, doch wahrlich die Demuth nicht verlassen. Meine sonstigen Studien sind: immerwährende Geschichte des Staats und der Religion, Luther und seine Schriften in den ersten Drucken, die ich besitze (denn es ist eins meiner innigsten Verlangen, etwas zur Wiedervereinigung des Protestantismus mit der älteren Kirche, zur Verklärung beider im Geist der ältesten, beitragen zu können und oft bestürmen hierüber wunderbare Ahndungen mein Herz.) Jacob Böhme, der mich wieder einmal ganz erfüllt, Paracelsus, Kunstgeschichte, Heiligenleben, Werke zur Kritik auf meine poetische Weise, Albrecht Dürers Werk, des gemüthlichen deutschen Herzens, das wiedergeht in alle kindlichen und großen Herzen, (denn ich habe das Glück gehabt, für ein kleines Capital, das nun seine Zinsen erst

trägt! den größeren Theil der Dürerschen Kupferstiche und Holzschnitte beisammen zu kaufen und habe schon tausendmal an Dich und Carolinen dabei gedacht, und so oft ich den Kupferstich: Ritter, Tod und Teufel (auch Dürers Weltmensch genannt) ansehe, lausche ich hin, ob mir der Sinn Deiner dazu versprochenen Romanze nicht erklingen will, aus diesen Felsen heraus oder an der Glocke, die des einen Reiters Roß am Halse trägt! Eine Todtenglocke ist an sich schon ein Zeichen zur Hora der Poesie. Vielleicht finde ich Dein Gedicht im Alm. Kerners. — Was hörst Du von Seegemund und Neumann? Beide schweigen für mich seit undenklicher Zeit. Wie florieren Deine Musen? Ich kenne nur die Inhaltsanzeige des ersten Stücks, aber sehr reizend erschien sie mir. Vielen anderen würde ich den Brief nicht mit so vielen Figuren, die mich selbst vorstellen, angefüllt haben; sie hielten ihn für eine Karte der Selbstliebe und Selbstzufriedenheit. Du siehst nur die hingebende Liebe darin, das Vertrauen zu Dir und in Dich, den Drang der Rechtfertigung vor Deinem Geiste. — Ueber Werner bin ich seit einiger Zeit auch wieder gerechter worden. Seine Weihe der Kraft ist doch ein herrliches Gedicht, wenn nur der fünfte Act nicht wäre, der ist ganz scandalos nachlässig, leer und aus Unersättlichkeit nach mystischen Schnörkeln ohne jene Mystik, die in den vier ersten Acten das romantische liebende Licht der Gestalten und des Werkes ist. Noch eins; dann hast Du für heut Ruhe. Ich habe keine Ruhe, bis ich alle Bücher, Papiere, die mich an die mageren 5 Jahre erinnern, den heiligen Fegefeuern dargebracht. Die Ber-

liner Gedichte, Arcadien, viele einzelne Sachen sind für ein großes auto da fe bestimmt, ich freue mich auf das Fest und habe aus Ungeduld schon manches zuvor verbrannt, die 20 Exempl., die ich von dem ganz schändlichen zweiten Theile des Arcadiens erhielt, werden auch vernichtet, und wenn ich das Geld hätte, so möchte ich alle Exemplare der genannten Bücher, die noch liegen, erkaufen und zerstören. Ihr hattet Recht, mich an der Herausgabe Arcadiens hindern zu wollen. Der zweite Theil ist das infamste Thier von einem Buche, was ich kenne; Du hast mich lieb, also erfülle meine inständige Bitte, wirf Dein Exempl. und auch die Berliner Gedichte in's Feuer. Laß mich nicht vergebens bitten! Und wen Du wieder darum bitten kannst, den bitte. Vergiß es nicht! Meine Mutter hat an der Nachricht von Carolinens Krankheit den herzlichsten Antheil genommen und empfiehlt sich ihr und Dir. Dein und Deiner Werke Name wird hier oft genannt. Deinem Schwiegervater, seiner Frau, Fräulein Luk, Klärchen, den Kindern, allen sprich von meiner Liebe und Ergebenheit, von meinem Andenken und meinem Verlangen; an Deine Frau trug ich es Dir schon auf, ihr und Dein Name steht in meinem Herzen.

Isidorus.

Im Grunde liebst Du doch wohl andre mehr als mich! oder liebtest mich einst viel romantischer, als jetzt. Die mich am meisten und ausschließlichsten liebten auf der Welt, nannten und nennen mich stets Isidorus, der andere Name ist ihnen winterlich. Nenne mich Isidorus, damit ich sehe, daß Du mich wieder liebst.

Karmeritz, den 12. December 1814.

Recht herzlich, geliebter Freund, danke ich Dir für Deine Worte. Die Versicherungen Deiner fortdauernden Liebe sind das Tröstlichste, was Du mir bieten konntest; bleibt mir nur diese gewiß, und beruht Deine Versicherung auf keiner Selbsttäuschung, so kann ich mit ergebenerer Geduld die Entfernung tragen, in die Du mich von Dir gestellt hast. So wenig ich begreife, worin der Abfall von mir selbst besteht, den Du an meiner neuern Poesie findest, so ist es nun einmal so und ich habe wohl Gründe zu befürchten, daß es vielleicht zum Theil so bleiben wird; denn manche Eindrücke verhallen nicht wie manche Töne. Wenn wir nun aber von Poesie und unseren Ansichten von ihr gegenseitig schweigen sollen, so sehe ich und Du mit mir ein, daß unser Briefwechsel nur ein Scheinleben bewahren kann, wie die Gläser der Laterne magica ohne Lampe bei Tag; denn wenn man von dem nicht reden soll, was man eigentlich lebt, so weiß ich nicht, was für Worte dem Freunde übrig bleiben, da es wider die gegenseitige Achtung wäre, sich von Dingen zu unterhalten, die, der Alltäglichkeit preisgegeben, außerhalb des wahren Lebens liegen. Da nun aber Deine künstlerischen Werke mich immerdar interessiren und ich gewiß vieles in Deinen herrlichen Dichtungen, wenn auch nicht unbedingt alles, wie mancher, verehre: so wirst Du mich stets gleich erfreuen, wenn Du mir von Zeit zu Zeit von Deinen Werken Nachricht geben willst; ich hingegen will von dem, was ich versuche und erstrebe, so viel als möglich schweigen, bis vielleicht Du

mir ein Wort der liebevollen Anerkennung sagen kannst; unterdessen würde mich es sehr erfreuen, den Punkt Deiner eigentlichen Unzufriedenheit mit meinem Dichten bestimmt und mit Beispielen ausgedrückt zu sehen. Daß ich in dieser Zeit seit dem Frieden, und zunächst vor dem Kriege, mich mehr mit bestimmten, geordneten Studien beschäftigte, nach deren Beendigung das Andere so besser von statten gehen wird, glaube ich hier noch anführen zu müssen; ob Phantasus diese vorgezeichnete Bahn nicht unterbrechen, und in wiefern dies sogar heilsam und glücklich seyn wird, will ich nicht entscheiden. In meinem Gemüth sind mehrere umfassende Werke empfangen. Der Seegen kommt von Gott, thu' ich das Meine in Kraft und Demuth, so geschehe Sein heiliger Wille.

Also, mein theurer Freund: Briefe, wie sie sich F. und Y. über Z. schreiben, wirst Du unserer Freundschaft nicht anmuthen; über was können wir uns besprechen, was nicht immer das berührte, ja innig in das eingriffe, was wir nach Deinem Willen vermeiden sollen? Warum verwundbare Stellen auch scheuen, da in den verwundeten selbst der Sinn der Heilbarkeit liegt? Tief gekränkt hat mich die Vermuthung, in der mich wohl auch einige bestärkt haben, daß ich Dir das nicht mehr bin, zu was Du mich Dir gemacht hattest; glaube mir, theurer Fouqué, der bloße Tadel unvollendeter, unausgesprochner Dichtungen von mir, ohne dies seltsame Abwenden von mir um des Getadelten willen, würde mich nicht zu solchen monotonen Elegien bewogen haben; ich habe längst um nichts Persönliches inniger zu Gott gebetet, als um Hin-

wegnahme aller irdischen Eitelkeit aus meinem Leben. Liebe wendet sich dem nur inniger zu, was sie tadelt; Liebe thut auch verwundend dem Herzen wohl, wenn nur sie ihm bleibt, wenn nur sie sich nicht abwendet. —

Von Deinem Frauentaschenbuch habe ich viel gehört, und besonders mir die Geschichte vom Christabend erzählen lassen; aber es noch nicht gesehn. Es liegt wohl einige Härte und etwas Beengendes darin, lieber Freund, daß Du mir nichts mehr mittheilst. Du hast denn doch von meiner Kunstansicht einen zu verneinenden Begriff; soll mich das Schöne nicht mehr unbefangen zu seiner Liebe bereit finden, weil ich in Manchem es noch nicht erreichte? O vergieb, vergieb nur diese Herzensergießungen; da ich Dich nun sobald nicht sehe, liegt mir daran, mich gegen Dich auszusprechen, wie ich's fühle und denke. Habe ich Unrecht; so widerlege mich. Mündlich einmal mehr als alles, was ich Dir schreibe.

Du versprichst mir in Deinem Briefe so freundlich, mir über unsere Freunde zu schreiben. Ich rechne darauf. Perthes hat mir geschrieben, daß Varnhagen die Rahel geheirathet hat. Wie war die Trauung? Schreibe mir es doch. Unter allen aber, von denen ich wissen möchte, liegt mir keiner mehr am Herzen, als unser herrlicher, mein geliebter Gottwalt (Seegemund). Wenn er mich vernachläßigt, so habe ich's wenigstens nicht verdient. Ueber niemand habe ich mich zu beklagen, als über die Berliner Freunde. Die Anderen haben so viel Worte für mich — schweigen diese auch aus Würde gegen mich? Grüße alle recht freundlich.

Unser Almanach wird freundlich und gemüthlich werden. Erlaubst Du wohl ein Gedicht von Dir, von den schlafenden Männern im Norden (in einem Deiner Briefe an mich) hineinzunehmen? Von Seegemund, hoffe ich bald etwas zu hören; sollte er bei Dir seyn oder zu Weihnachten kommen, so sage ihm, daß er mir einige Gaben sendet.

Ich war krank, sonst hätte ich Dir und Carolinen gleich geantwortet, um euch für eure Beruhigung zu danken. Wenn Du mich wirklich noch liebst — warum schreibst Du mir nichts von Deinem Kinde? Liebe ist eine Gegenwart des Einen im Andern, mit allem, was ihn umgiebt. Lebe wohl, mein dichtungsreicher Freund. Noch eins. Marheinecke hat in seiner Rede an Fichtes Grab gesagt, F. sei als ein von Verhältnissen Gebeugter gestorben. Kläre mir doch das auf. Seine Reden an die Deutschen sind ein heiliges Buch — lutherisch im höchsten Sinne! Friede sei mit Dir!

Dein

Isidorus.

Noch eine Nachschrift, mein geliebter Freund. Wie ich im Meßkatalog gesehn habe, kommen die Musen ferner, und zwar bei Perthes heraus. Ich habe einen ganz kleinen Aufsatz über den verstorbenen Karl v. Hardenberg (Nostorf, Novalis Bruder) gemacht, den ich durchaus nicht in ein Flug- und aller Welt-Blatt geben möchte, weil er nicht im Tone solcher Leser geschrieben ist und sich vorzüglich auf die Frömmigkeit des Verstorbenen bezieht. Ist nicht vielleicht schon ein Aufsatz dieser Art von seinem

Schwiegervater, dem Grafen F. L. Stolberg, dem Verehrlichen! erschienen, so würde ich wohl wünschen, wenn Du ihm vielleicht eine Stelle in Deinem Journal vergönnen möchtest. Glaube mir übrigens, lieber Freund, daß ich mich hierdurch keineswegs in etwas drängen will, wohinein ich nicht passend gefunden werde; lediglich der Wunsch mein Gefühl für den Verstorbenen in wenigen stillen Worten an einem würdigen Orte niederlegen zu können, bestimmt mich die Scheu zu überwinden, mit der ich irgend etwas Anderes Dir für Bücher, die Du herausgiebst, anbieten würde.

Loeben.

Radmeritz, den 31. März 1815.

Ich fühle meinen Drang, Dir mein geliebter Freund, unverzüglich zu antworten, weil ich Dir sogleich sagen möchte, daß Dein letzter Brief mir unbeschreiblich wohlgethan hat! Alle Deine vorigen redeten mich auf eine Weise fremdartig an, die mir bei aller Selbstbetrachtung dessen, was Dich so entfernen und gegen mich verändert haben könnte, unbegreiflich war und blieb; aus dem gestern erhaltenen spricht wieder milde Liebe zu mir, nur hilf mir streng seyn, wie Du es für gut findest, mein Freund, Du wirst an mir Freudigkeit finden; denn wahrlich, ich bin nicht der, der die Zucht verschmäht und mit Willen vernachläßigt, aber die volle milde Liebe darf nicht fehlen — siehe, nur damit hast Du mir weh gethan, doch ich habe Dir das schon früher geschrieben. Seit Deinem gestrigen Briefe ist mir, als hätten wir uns im innern

Leben wiedergefunden, und mir ist um so wohler dabei, als ich die Sache schon seit geraumer Zeit ganz meinem Herrn anheimgestellt hatte, darüber ganz ruhig geworden war und den Früchten entgegensah, welche auch dieser Schmerz gewiß tragen würde, wenn ich ihn nur in dem Sinn trüge, der Gott wohlgefiele. Ueberhaupt, mein theurer Bruder, Dir darf ich es wohl bekennen, was vor der Welt ruhmwürdig klingen würde, ich habe meine ganze Sache mehr und mehr Gott allein anheim gestellt, an meiner Selbstvernichtung, wenn auch mit vielen Rückfällen, inbrünstig gearbeitet, viel und große Gnade erfahren und mich mehr und mehr mit dem Gefühl meiner Unwürdigkeit, aber auch meines Berufs, wenn ich die Hindernisse, die nur in mir selbst liegen, überwinde — durchdrungen. Dieser Beruf, mein lieber Bruder, steht nun zwar wohl meiner dichterischen Laufbahn nicht gerade entgegen, und er ist allerdings, und zwar durch und durch, im Geiste der Poesie, es kann aber wohl kommen, daß ich andere Werke zu schreiben bekommen werde, als die Welt von mir erwartet. Ich habe sehr darnach getrachtet, mein liebster Freund! mir selbst oft versteckte kindische Eitelkeit in mir zu ertödten, die meine Poesie oft beunruhigt und ganze Perioden lang blos nach außen hingetrieben hat; seitdem haben in mir ganze Reihen von Entwürfen aufgehört. Dankbar nehm' ich aus meines Vaters Hand, was er mir zur fröhlichen Arbeit darreicht; in meiner eigenen Phantasie vergnüge ich mich dagegen sehr wenig mehr und was mir in allem eigentlich zum Grunde liegt, ist das geistliche Leben der neuen Zeit.

Ruhiger und stiller stehe ich da, und fühle wohl, daß meine Verantwortung wächst, je näher ich dem Geheimniß trete, dem ich mein Herz geweiht habe; doch bin ich freudig und getrost, suche im Stillen das Unkraut in mir auszurotten, freue mich, wenn mein göttlicher Gärtner wieder eine Blume mit seinem Sonnenlicht erweckt hat, übe mich auf Dinge, die er mir vielleicht in Kurzem, vielleicht viel später, als ich jetzt denke, aufgeben wird, warte aber übrigens auf Seinen Ruf hiezu, denn Er allein weiß, ob Er uns wirklich zu dem berufen will, was wir ersehnen. Seine Ankunft, lieber Bruder, ist nicht fern! Darum können wir freudig seyn, auch über das, was uns noch Banges bevorsteht: „Auf daß die Schrift erfüllt werde."

Mein Herz habe ich vor Dir aufgerissen, und Dir gezeigt, daß ich selige Wunden trage. Seit gestern Abend weiß ich, daß ich dies Bekenntniß thun durfte und sollte. Von nun an können wir uns wieder verstehn und festhalten! Möchte dieser Glaube, der in mir freudig wird, sich auch Deiner bemächtigen, wenn Du diesen Brief empfangen wirst. Was ich Dir gesagt, habe ich Dir allein gesagt. Man wagt ja auch nicht von seiner Liebe zu sprechen, bis die Ringe feierlich gewechselt sind; man entdeckt sich nur wenigen Freunden, nur ihnen gesteht man seine Seligkeit und seine Hoffnung, dann tragen sie uns im Herzen und wenn sie fromm sind, bitten sie für uns zu Gott; Du wirst mir diesen Segen wünschen, mein Freund. Das werde ich aber einst laut und mit Thränen des Danks zum Herrn bekennen, daß Zinzendorf

der ist, dem ich ganz vorzüglich viel in meiner Sinnesläuterung verdanke. Je mehr man sich in seine Schriften vertieft, je mehr lernt man es auch begreifen, warum sich Novalis in seiner letztern Lebenszeit so ganz zu Zinzendorf hingezogen fühlte.

Ich habe einen sehr freundlichen Brief von Schütz erhalten, zugleich mit einem mich sehr rührenden Gruße von Tieck, besonders in Bezug auf meine Liebe zu Novalis. Sie veranlassen mich, zu ihnen zu gehen, dies wird mir aber in diesem Augenblick kaum möglich seyn. Ich habe in Dresden völlig zurückgezogen, wie das unsern gegenwärtigen Verhältnissen angemessen ist, aber im engern Kreise mehrerer Freunde sehr glücklich gelebt. Leider habe ich unsern wahrhaft liebenswürdigen Miltitz nicht ein einzigesmal gesehn. Wenn mich die Zeitumstände verhindern, nach Heidelberg zu reisen, wo ich schon mein Quartier genommen habe und mit meiner Freundin Chézy unsern Almanach in Ordnung bringen wollte, so bin ich gesinnt, vielleicht bald wieder nach Dresden zu gehn; dann darf ich hoffen, Dich selbst wieder zu umarmen. Wie herrlich ist Deine Zuschrift an die Stollbergs. Sie hat mich sehr gerührt. Ich danke Dir, daß Du daran denkst, meinen Almanach zu schmücken. Ich freue mich auf denselben, weil ich mit Gewißheit hoffen darf, daß er viel schöne, liebe Gaben der Freunde enthalten wird; auch manche stille, unbeachtetere Blumen habe ich mir liebend und pflegend gesammelt.

Was Du mir von Gottwalt schreibst, freut mich innig. Er hat mir über sich selbst einen seltsamen Brief

geschrieben, der mir nicht ganz erfreulich war. Gewiß hat er sein Inneres darin als strenger Ascet beurtheilt. Er nennt sich darin einen allzu sündig verdorbenen Menschen. Wohl sind wir das alle; in dem speziellen Bezuge auf ihn, worin er es nimmt, kann es aber wohl nicht so seyn! Es hat mich recht erschüttert.

Wenn Du nach Dresden kommen solltest, so besuche doch daselbst den Maler Kügelgen, das ist ein durchaus frommer, und wie ich glaube, recht seliger Mensch. Er ist ein vertrauter Freund von Schubert. Kügelgens Seele scheint mir noch unendlich über seinen Werken zu schweben. Eine andere Freundin von mir, die talentvolle Therese v. Winkel, der ich viele schöne Stunden meines Dresdner Aufenthalts verdanke, ist Deine große Verehrerin, und hofft sehr, Dich zu sehn. Schreibe mir doch, ob Florens *) angestellt ist? Sein Roman wird von mir mit rechter Ungeduld erwartet. Lebe wohl, theuerster Freund

Dein Freund

Loeben.

Im Stift Joachimstein bei Görlitz, den 17. Mai 1816.

Eine Beschäftigung in meinen Papieren führte mich heute zu Deinen Briefen, Du mir ewig theurer Fouqué. Wie man in's Spiel der Abendsonne hineinsieht, deren warme Ruhe noch einmal Blumen und Gräser beleuchtet — betrachtete ich das Entstehen unseres Bundes, sonnte ich mich in der vertrauenden Innigkeit Deiner Briefe und

*) Eichendorff.

las aus der schönen, Gott wohlgefälligen Vergangenheit den Trost der schönen, Gott wohlgefälligen Zukunft. Ist es möglich, daß zwei Herzen, wie die unsern, die sich so erkannten, sich entfremdet bleiben können? daß sie, die so freundlich Hand in Hand wandelten, auf völlig getrennten Bahnen bis an die stille Herberge fortgehn können? Längst hatte ich mir es vorgesetzt — seitdem das Ausbleiben auf meinen Brief vom Mai 1815 mir sagte, daß Du mich vor der Hand aufgegeben — in Demuth und Stille, wie es mir in jeder Hinsicht zukam, zu erwarten, wie sich der Nebel, der uns einander zu verhüllen schien, vor der Sonne des Friedens und des Lichts, die von oben kommt, zertheilen, und der Strahl des Lichts, zu dem wir Beide beten, alles aufklären und versöhnen würde. So verstummte ich denn gegen Dich, so schwieg ich treulich über dies Verstummen gegen alle Menschen, und wollte es dem, was unter Gottes Segen mir vielleicht noch entblühen würde, übertragen, auch zu Deinem Herzen zu sprechen. So wollte ich Dir — doch immer noch mit mir kämpfend, ob Du es doch vielleicht für zudringlich, eitel, anmaßend, oder rechthaberisch, eingebildet halten würdest — meine Lotosblätter senden, zwei Bände Fragmente und Aufsätze über Wissenschaft, Kunst, Politik, Moral, Religion und Liebe, Natur- und Menschenverhältnisse, welche großentheils die Frucht des vorigen Herbsts und letzten Winters gewesen sind, die ich im kindlichen Vertrauen auf Gottes Gnade niederschrieb und für deren Gutes und Wahres — wenn Du es darin finden wirst — Dein treues frommes Gemüth gewiß mit mir der

unendlichen Liebe dankt, die überschwenglich thut über unser Bitten und Verstehn, und deren göttliche Lichtkraft in uns Schwachen mächtig ist. O Fouqué! dieses Werk, dieses dem innersten Herzen schlicht und treu entrungene Werk sagt es mir prophetisch, der ewige Vater wird die vielen Gebete seines Kindes um unsere Verständigung und Aussöhnung erhören, und Du wirst Deinen Loeben wiederkennen, und wenn er Dir, wenn Du willst, eine Inconsequenz zugiebt, der er sich schuldig gemacht haben kann, so wirst Du dafür den Zweifel an meinem Herzen, der ja gleich wäre mit dem an Leben und allem Lebenskerne, — aufgeben, und von neuem mir an's Herz fallen, an das Dir treue Herz, und von neuem den einstigen Bund gesegnet fühlen von unsers Herren Hand! Du selbst mit Deinen innigen, theuern Briefen bist schuld, daß ich Dir das schreibe. Sie sind es, die mich verleiten, meinen Vorsatz gänzlichen Stillschweigens zu brechen, und mit jenem Gruße, den ich, wie Gott bekannt ist, Dir manchmal sende, vor Dich zu treten. Es mag seyn; ein innerer Drang regt mich an, und wenn man in einem solchen getrost und freudig gen Himmel blicken kann, dann darf man ihm auch muthig folgen. Warum sollte ich es auch nicht für eine glückliche Fügung halten, die meine Vorsätze überflügelt und mich anregt, Dir unbedingtes Vertrauen und einen freimüthigen offenen Blick entgegenzubieten? Hast Du mir doch mehrmals geschrieben, daß es immer so unter uns seyn möchte. So segne denn der Herr diese Zeilen, mit der Kraft Seiner heiligen menschlichen Liebe! — Ich sage Dir heute wenig von mir selbst.

Gott gebe, daß ich es recht bald so fröhlich wie ehedem darf, Deiner Theilnahme, Deiner Freude an allem, was besser ist, gewiß. Als ich Dir das letztemal schrieb (im Mai vorigen Jahrs) war ich lebenskrank. Ein wunderbarer Schmerz am Herzen, der mir endlich alles Schreiben unmöglich machte, schien mir und wohl nicht mit Unrecht der Prophet eines baldigen Rufs in die Heimath, und Dir darf ich nicht erst andeuten, daß es Stunden waren, selig und sanft wie Abendsonne und Harfenlispeln, aus denen die Seele mehr aus Gehorsam, denn aus Lust, der Erde wiederkehrt. Indessen verursachte mir doch das Gefühl, die Bestimmung, die ich im Innern empfinde, noch nicht erfüllt zu haben, Unruhe beim Todesgefühle, ich genas, und bin, obwohl nicht völlig von dem stillen Weh befreit, doch ganz kräftig und wieder blühend, und wandle nun vertrauend meinen Weg zum Ziele fort. Jene versunkene religiöse Stimmung, die mich wie eine Flötenmelodie voriges Frühjahr begleitete, hat sich, ich möchte sagen, immer mehr erweitert, das ganze Leben in ihre Arme gezogen und so empfinde ich denn mit Dank und Sehnsucht die ewige Lehrlingschaft, die uns mehr und mehr hinieden klar wird, je näher der Meister der Liebe zu unserm Herzen redet. Gedichtet habe ich wohl mancherlei, und es steht auch alles jetzt so da, wie es wohl von selbst wird, wenn wir uns in der Mitte des Lebens befinden; unzertrennlich von Poesie, nur in ihr gehalten, fühle ich und weiß ich mein Leben, und dies mit jedem Jahre mehr; auch ist und bleibt die Dichtkunst das höchste Glück, das ich auf Erden zu ersehnen finde; ob ich aber den innigen Wunsch er-

reichen werde, der zusammenhängenden Dichtungen wieder froh zu werden, ob eine Aussöhnung unter uns meinen durch Deine Unzufriedenheit allerdings sehr erschütterten Muth dazu herstellen, oder sich der ganze Strom meines Strebens nicht mit immer stärkerer Gewalt dahin getrieben fühlen wird, wo die Lotosblätter aufsprießten — das wage ich allerdings noch nicht zu entscheiden, und so entzückend mir es wäre, wenn mir Gott die Gabe jener Gestaltung, die Dich verherrlicht, in noch recht klarer und milder Fülle aufschließen wollte; so bin ich doch treu gesonnen, auch diesem Glücke zu entsagen, wenn er meiner Worte auf andere Weise bedarf und ich sein Geheimniß in der Art, wie es in den Lotosblättern geschehn, weiter verkünden soll. Hierüber werde ich mich auf Deine Ansicht recht sehr freuen, wenn Du die Lotosblätter (die jetzt zum Verleger nach Bamberg abgegangen sind) gelesen haben wirst, und mich noch Deines Worts für überhaupt werth achtest. Zugleich erscheinen von Michaelis an, bei Göschen in Leipzig, die Hesperiden, Blüthen und Früchte aus der Heimath der Poesie und des Gemüths, von mir herausgegeben, und da der erste Band (alle Messen erscheint künftig einer) seinem ersten Buche nach großentheils aus den Materialien des nicht herausgekommenen Almanachs besteht, so habe ich die Todesahnung und die Siebenschläfer von Dir dem Manuscripte einverleibt. Möchte, indem ich dies that, die schöne Ahnung, die mich durchströmte, eine himmlische gewesen seyn, die, über aller Zeit erhaben, im Spiegel des Ewigen die Wahrheit schauet! Ich wob Dich wieder in das Band,

das treu und selig mein Herz umzieht. Von gemeinschaftlichen Freunden wirst Du in diesem Theile der Hesperiden finden: Schenkendorff, Schütz, die Eichendorffs, Helmina von Chézy, Werner, Gottwalt, Philipp Veit, Justinus Kerner, u. m. a. Miltizens haben mir gesagt, daß Du im Mai zu ihnen kommen würdest. In den ersten Tagen des Juni kehre ich nach Dresden zurück, das ich vor vier Wochen verließ. Vielleicht hat es mir Gott eingegeben, daß Du diese Zeilen vorher oder in dieser Zeit erhalten mußt. Vielleicht kommst Du erst, wenn ich dort bin, vielleicht bescheert der Himmel eine trauliche Stunde des Wiedersehns — ihm sey es kindlich und ergeben anheimgestellt, keine irdische Klugheit walte hier, der ewigen Weisheit vertraue sich Großes und Kleines, — was ist groß, was ist klein? ist es zweier Herzen feindseliger oder brüderlicher Schlag? Die ganze Erde ist ein einzig, bald bange, bald freudig schlagendes Herz, das sich dem göttlichen Herzen versöhnt fühlt, so oft es glaubt, daß es unaussprechlich geliebt wurde und geliebt wird in Ewigkeit.

Fouqué, theurer lieber Fouqué! ist meine Ahnung nicht Schaum, so reichst Du mir nach der, die mir diesen Brief eingab, die Hand, und wir stehn wieder beisammen; wenn auch des Gesanges Gabe, des Geistes Streben entlegene Bahnen uns führt, die Herzen voll Liebe und Treue, voll Sehnsucht und Glauben laß vereinigt seyn, bis sie ganz mit dem Göttlichen und Seligen vereinigt sind. Deiner Frau, Deinem Kinde, den Deinen, den unseren Allen, — ich sage ihnen aus meines Herzens

Grunde das Innigste, das Wärmste. Gott sei mit Dir, Du gottgesegneter Sänger!

Dein

Loeben.

Gräfin Louise.

Aus einer angesehenen brandenburgischen Familie.

Berlin, den 16. Januar 1816.

— — Daß man es wagt, Schleiermacher, diesen wahren, ächten Apostel des Christenthums, als einen Nichtchristen zu verketzern, darüber möchte ich schelten. Schleiermacher ist überhaupt ein Kapitel, was mich ordentlich in Harnisch bringen kann, da wohl selten ein Mensch mehr verkannt und falscher beurtheilt worden ist, als dieser ächt fromme, herrliche Mann und Christ, dem ich und viele, die ihm näher traten, so unbeschreiblich viel verdanken, daß es wohl verzeihlich ist, wenn wir seine eifrigsten Vertheidiger sind, bis Gott uns einst würdig macht, seine wahren Jünger zu heißen.

Ohne mich mit Vater Fichte zu vergleichen, muß ich doch gestehen, daß Ihr Brief und ganzes Bekenntniß über Schleiermacher Ihnen mein Herz um ein Bedeutendes gewonnen haben, und Sie müssen mir erlauben, ihn gründlich zu beantworten. Wäre ich eine philosophische Schülerin Schleiermachers, so könnte ich vielleicht Ihre Ansicht seiner Lehre aus derselben widerlegen; allein darauf kann ich mich am allerwenigsten einlassen, da ich nichts

davon weiß. Nur so viel ist mir klar geworden aus der näheren Kenntniß der Eigenthümlichkeit des herrlichen Mannes, daß die spekulative Klarheit seinem Verstande eben so gewaltiges Bedürfniß ist, als der fromme Glaube seinem Herzen. Beides ist so innig Eins in ihm und verwebt mit seinem Wesen, daß er es nimmer zu trennen vermag, und indem sein Geist ewig nach der Klarheit der Spekulation, strebt sein Gemüth überall und unwillkührlich nach dem Höchsten, ohne das nichts bestehen kann, das Glauben voraussetzt. So kann ich mir sehr gut denken, daß seine Schriften, die offenbar dadurch, daß sie Geschriebenes sind, bei welchem der Verstand einen strengen Zusammenhang fordert, auf die Seite der Spekulation sich überwiegend hinneigen müssen und für den einfach Gläubigen gewissermaßen störend seyn können, d. h. indem scharfsinnige philosophische Ansichten darin aufgestellt sind, um das in wissenschaftlich strengen, nothwendigen Zusammenhang zu bringen, was so süß ist, ohne alles Wissen zu glauben. Schleiermachers Tendenz in jedem Gebiet ist, das Höchste, unmittelbar Empfundene auch der Wissenschaft durch Spekulation anzueignen. Hiernach richtete sich schon früh sein ganzes Streben, dahin geht es noch, und wenn er gleich nie die Formel aufzufinden hofft, durch welche er das Heilige, was er ahnend in sich trägt, was in ihm lebt und schafft, in vollständiger philosophischer Klarheit der Welt darstellen könnte, so hat er doch in diesem Bestreben das Ziel und die Bestimmung seiner Eigenthümlichkeit erkannt.

Sie fragen in Ihrem Brief, warum er nicht öffentlich

ausspricht, was er glaubt? Das thut er ja unaufhörlich da, wo er es allein kann, auf der Kanzel. Niemand kann Schleiermacher beurtheilen, der ihn nicht predigen, fortgesetzt predigen hört. Hier allein tritt er selbst, jenes Höchste in ihm klar hervor; da beseelt ihn das unmittelbare Gefühl von Gott und Christus, und er verkündet seine Lehre nach dem Buchstaben der Schrift mit der feurigen Zunge des heiligen Geistes. Predigen, das ist sein Beruf, und zwar Predigten sprechen, nicht schreiben. Er spricht immer aus freiem Gemüth, wie der Geist sich unmittelbar in ihm ergießt; seine gedruckten Predigten sind nur aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, matte Abdrücke der wirklich gesprochenen. Auch sind meistentheils nur die Predigten gedruckt, welche mehr eine spekulative Tendenz haben, denn die freien Ergießungen des Gefühls lassen sich nie im Gedächtniß wiederholen, wie Schleiermacher selbst sagt; daher ist es ihm gerade am wenigsten möglich, die mit der größten Innigkeit gesprochenen Reden niederzuschreiben.

Was den Vorwurf seiner politischen Predigten anbetrifft, so ist es einer, den ihm nur diejenigen machen, welche ihn nie hören, als an solchen Tagen, wo große Haupt- und Staatsactionen begangen werden, als Friedensfeste, Schlachten ꝛc. Da nimmt er freilich bisweilen die Gelegenheit wahr, vom christlichen Standpunkte aus die Gedanken der Menschen auch über öffentliche Gegenstände zu leiten und zu berichtigen. — Er thut dieß nur, weil es bei uns keine andere Art giebt, zu der Menge zu reden, als von der Kanzel, und weil er überhaupt der

Meinung ist, daß die Kirche nicht aus der Welt liegt. In der gewöhnlichen Sonntagsandacht lehrt er aber das Evangelium so rein, wie es wohl noch nie zu Ohren seiner meisten Tadler gekommen ist. Und doch fordere ich Sie auf, den ersten Band seiner Predigten zu lesen; sie werden Ihr Gefühl weit mehr ansprechen, als die früheren, denn allerdings schreitet Schleiermacher fort, in beiden Richtungen, und je tiefer sein Geist eindringt in die Spekulation, je kindlicher, einfacher wird sein Glaube, je lebendiger sein Gefühl von Gott und dem Erlöser, dem allein er die Ehre giebt von allem, was heilig und gut und groß und schön ist in der Welt, der ihm eigentlich das A und das O, der Anfang und das Ende ist von allem Heil. — Nur in solchen Momenten, wo er tief durchdrungen ist vom religiösen Gefühl, tritt sein eigentliches Seyn hervor; aber wer es da auch nur einmal wahrhaft erkannt und empfunden hat, der wird ihn nie mehr mißverstehen und nie wieder von ihm lassen. Selten theilt er sich im Gespräch mit; das ist vielleicht ein Mangel oder auch eine Großartigkeit seiner Natur, daß er sich nicht so im Detail ausgeben kann; denn wirklich, er kann es nicht und hat oft keine Worte, wenn die innere Bewegung auch sichtbar in seinem ganzen Wesen arbeitet.

Er gehört durchaus zu meinen nächsten Freunden, zu denen, vor welchen mein tiefstes Gemüth wie vor Gott daliegt; in den höchsten Momenten meines Lebens habe ich als Lehrer und Führer und Tröster oft mich zu ihm gewandt, und immer habe ich gefunden, was ich suchte; und doch können lange Zeiten vergehen, und ist

es vielleicht eben nur solchen Momenten vorbehalten, ehe er, wie Sie sagen, den Goldgrund seines Innern im Gespräch öffnet. Hätten Sie doch dabei seyn können, wie er gestern vor der „hohen Herrin" die kleine Blanka Munster getauft hat, und dem Kinde in der einfachen Rede, die er vor tiefer innerer Rührung kaum sprechen konnte, nichts wünschte in dieser Welt, als daß sie aus allen Kräften ihrer Seele Theil nehmen möge an der Erlösung, die uns geworden durch Gottes Sohn, den auf Erden Geborenen, Gekreuzigten und Auferstandenen, wie er es mündlich erschütternd aussprach, wie der Glaube an ihn allein seligmachend sey u. s. w., und darauf unsern Glauben und das alte Tauffformular und ein herrliches Gebet, durch welches er die junge Christin dem Herrn darbrachte, mit tiefer Inbrunst sprach: da hätten Sie gewiß einen tiefen Blick in das innerste Gemüth des frommen Mannes gethan und wäre Ihnen sein ganzes Seyn klar geworden.

Diese Kenntniß gehört auch dazu, um die Schrift gegen Schmalz *) ungestört zu lesen. Es ist ordentlich traurig, wie wenig Sinn die meisten Menschen für die Einheit der Ironie und des Ernstes haben, wie sie nichts anderes denken können, als daß der eine absichtlich gemacht sey, um die andere wieder gut zu machen. So hört man denn allgemein diesen herrlichen, ergreifenden Ernst, der

*) Gegen die Broschüre des Geh. Raths Schmalz „über politische Vereine und ein Wort über Scharnhorsts und meine Verhältnisse zu ihnen", schrieb Schleiermacher mit schärfster Ironie: „An den Herrn Geh. Rath Schmalz. Auch eine Rezension". 1815.

das Büchlein endet, als einen Passirschein für seine Bosheit betrachten, und dabei denn viele moralische Nutzanwendungen und Gemeinplätze auskramen über das Unerlaubte solcher Angriffe u. s. w. — Schreiben Sie mir doch ja bald, was Sie auf dem Herzen haben über das Buch.

Lachen Sie nur nicht über meinen Eifer, der nicht enden kann, aber wenn ich die Wahrheit verhüllt sehe vor den Augen derer, die da sehen können (denn für den Blindgeborenen ist keine Hülfe), dann tritt meine ganze Impatientia hervor und möchte alle Schleier bis auf die kleinste Falte mit einmal zerreißen. — Uebrigens kommt der Vorwurf des politischen Predigens nicht von Ihnen, das weiß ich sehr gut, und ist der ganze Inhalt dieses Briefes überhaupt nicht gegen Sie, sondern gegen so viele Tadler Schleiermachers gerichtet, die doch unfehlbar auch schon zu Ihnen werden geredet haben.

Louise.

Friedrich Majer.

Friedrich Majer, geb. den 28. April 1772 zu Keskau im Reußischen, begleitete 1804 als gräfl. reuß. Rath den Erbprinzen von Reuß-Schleiz auf die Universitäten Würzburg und Erlangen, lebte dann als reuß.-schleiz. Legationsrath zu Weimar und Gera, ward zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu München ernannt, starb daselbst den 15. Mai 1818. Ein verdienstvoller historischer Forscher, besonders auf dem Gebiet der indischen und nordischen Mythengeschichte. Allgemeines mythologisches Lexikon, 1803 u. 4, 2 Theile. Mythologisches Taschenbuch für 1811 u. 12. Mythologische Dichtungen und Lieder der Skandinavier 1818 ꝛc.

Weimar, den 27. Januar 1814.

Den Mittag nach Deiner Abreise brachte ich, wie seitdem noch mehrere, sehr vergnügt bei Göthe zu. Er

legte recht wohlwollende Gesinnungen über Dich, Dein Thun und Treiben an den Tag und beklagte nur, daß Leute von so viel Talent nicht darauf dächten, ihre dramatischen Arbeiten dem Theater zu bequemen. Hätte er nicht den Dr. Müllner, fügte er hinzu, so müsse er durchaus zu den Kotzebuaden seine Zuflucht nehmen; eine gar betrübliche Nothwendigkeit. Von diesem Müllner wird nächstens ein neues Trauerspiel: „die Schuld", gegeben. Kleine Lustspiele von ihm sahen wir schon mehrere. Unterdessen habe ich G. Deine Familie Hallersee in Vorschlag gebracht, ich werde sie ihm in diesen Tagen zubringen, da ich sie erst auftreiben mußte, und ich zweifle fast nicht, daß er sich für die Aufführung entscheiden wird. Es sollte mich sehr freuen, die Veranlassung dazu gegeben zu haben. Von dem schönen Briefe Deiner trefflichen Gattin, deren Andenken ich mich bestens empfehle, hat er mir auch gesprochen, und der offenkundigste Beweis, wie angenehm er ihm war, ist die baldige Beantwortung desselben; denn es hält sehr schwer, ihm einen Brief abzugewinnen. Das stolze Verdienst Feodora zu ihrer öffentlichen Erscheinung beförderlich zu seyn, möchte ich mir gar zu gerne erwerben. Hier könnte es auf keine andere Weise, als durch Bertuch geschehen, denn die Hoffmannische Buchhandlung hat die Verlagsgeschäfte so gut als aufgegeben. Ich habe mit jenem auch sogleich darüber gesprochen und um eine endliche Erklärung von ihm zu erwarten, die Abfassung gegenwärtiger Zeilen verzögert. Noch ist sie mir nicht geworden; aber sobald ich sie erhalte, hoffentlich in den nächsten Tagen, gebe ich Dir

Nachricht davon. Wie wäre es denn, wenn Du bei der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden einen Versuch machtest. Sie verlegt seit einigen Jahren fast nur Romane, z. B. von Schilling, Laun u. a. Ich an meinem Theil werde gewiß nichts verabsäumen und lege bei dieser Gelegenheit Dir auch mein Anliegen wegen der mythischen Lieder und Dichtungen der Skandinavier an's Herz, wovon ich Dir Plan und Inhalt schon vor langer Zeit mittheilte. Ich will endlich gerne mit 6 Thaler für den gedruckten Bogen zufrieden seyn, wenn sie nur bald erscheinen könnten. Die sieben Kriegslieder werden hoffentlich nun schon längst in Deinen Händen seyn, da ich den Abdruck derselben und Absendung an Dich sogleich nach Deinem Hierseyn besorgt habe. Der ganze Kreis meiner Bekannten, dem Deine Anwesenheit eine so große Freude gewährte, will Dir bestens und freundlich empfohlen seyn; vor allen Müller und, die Schopenhauer Brackenburg und Clärchen. Dein Gedicht hat letztere sehr entzückt und fand auch Vater Göthes ganzen Beifall. Clärchen selbst versicherte mir erst vor wenig Tagen ihre Leidenschaft für Dich stehe noch in vollen Flammen. Und nun genug für diesmal, mein geliebtester Freund! Gott sei mit Dir! Schreibe mir ja recht bald wieder und nimm die Versicherung der ewigen Freundschaft

Deines

F. Majer.

Sölitz, den 31. December 1814.

Unmöglich kann ich den letzten Tag des dahinscheidenden Jahres vorüber gehen lassen, ohne Dir, gelieb-

tester Freund und Bruder! meinen besten Dank für Deine freundlichen in der herrlichen Kaiserstadt an der Donau mir zugekommenen Zeilen vom 5. October und mein herzlichstes Prosit zum neuen Jahre zuzurufen! Die schöne Hoffnung, von der Donau sogleich an die Ufer der Spree wandern zu können, blieb leider für diesmal unerfüllt und es war mir nicht bestimmt, das von Dir mir beschiedene Coronen-Exemplar in Deinem stillen Musensitz aus Deiner Bruderhand in Empfang zu nehmen. Versage mir aber den Genuß desselben nun ja nicht länger und sende es mir, sobald es nur immer seyn kann, hierher, denn ich sehne mich unbeschreiblich darnach und dies um so mehr, seit ich einmal in das einzige in Wien erst vorhandene Exemplar eine halbe Stunde geblickt habe und zwar bei unserm Friedrich Schlegel. Er und seine Frau, beide grüßen Dich freundlichst und bestens, waren sehr davon entzückt und haben mir ungemein viel Gutes darüber gesagt. Ueberhaupt haben Deine Schriften in Wien ein sehr großes Publikum, und Männer und Frauen sprechen mit der größten Vorliebe von ihnen, vor allen auch Carolina Pichler. Vom Zauberring sind in Wien 500 Ex. der Originalausgabe abgesetzt worden, weit mehr vom Nachdruck, von dem der Undine mehrere tausend. Bei Schlegels war ich häufig und das Wiedersehen nach einer Trennung von zwölf Jahren machte ihnen wie mir gleich großes Vergnügen. Wir lebten wieder in der alten Freundschaft und ich vermied es, die einzige Schattenseite seiner Umgebung, die häufige Anwesenheit meist geistloser Pfaffen, zu bemerken. In allen andern Beziehungen ist ihm die alte

Tüchtigkeit noch eigen, wie Dir auch seine nächstens erscheinenden trefflichen Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur beweisen werden; aber physisch hat er sehr gealtert, auch ist er wenigstens so stark wie ich, was ihm recht wunderlich zu Gesichte steht. Für mich war es eine besondere Begünstigung des Geschicks, gerade in dem gegenwärtigen Zeitpunkt zehn Wochen in Wien zubringen und neben den beständigen Herrlichkeiten desselben auch die jetzt zufälligen genießen zu können. Beide sind und waren einzig; nur muß man unter jenen die wirklich außerordentlichen, viel zu wenig gekannten und gewürdigten Schätze der Kunst und Literatur, welche daselbst zusammengehäuft sind, und die wunderschönen Umgebungen oben anstellen. Am wenigsten befriedigte der Hinblick auf den hohen Congreß, diesen Hoffnungsstern der ganzen europäischen Welt. Bei meiner Abreise am 8. d. war die Crisis desselben zu solcher Höhe gestiegen, daß sogar ein neuer Krieg nicht jenseits der möglichen Resultate lag, ja der Gedanke desselben die Gutgesinnten nicht zu erschrecken vermochte. Leider fanden die vaterländischen Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen derselben für Deutschlands Ruhe und Wohlfahrt gerade bei demjenigen Cabinet, in welchem man sie am meisten einheimisch glaubte, keine entsprechenden Ansichten und dies ist die Ursache, aus welcher ich es unterlassen mußte, meinem festen Vorsatze und Deinem freundschaftlichen Wink gemäß, bei dem Hinstreben nach einer festen Zukunft für mich, es im Auge zu behalten, wie erfreulich es seyn würde, wenn wir einander fernerhin auch im Raume näher seyn könnten.

Doch vielleicht wendet sich der Ausgang des Congresses noch zum Besten, und es bietet sich eine andere Gelegenheit, was jetzt versäumt werden mußte, zu suchen. Hier bin ich wieder seit dem 24. d. M. und wahrscheinlich werde ich bis Ende Februars hier verweilen, da das leider während meines Aufenthalts in W. erfolgte Ableben meines geliebten alten Vaters, eines würdigen Predigers, mir die Pflicht auflegt, seinen kleinen Nachlaß zum Vortheil zweier unversorgten Schwestern in Ordnung zu bringen; wohin ich dann meinen Wanderstab setzen werde, weiß ich selbst noch nicht. Nächstens mehr! Gott behüte Dich, Deine vortreffliche Gattin und Deine Maria auch im neuen Jahre! Sage Ihnen meine Grüße und erfreue ja recht bald mit einem Schreiben Deinen treuen unveränderlichen Freund

F. Majer.

Friedrich v. Matthisson.

Friedrich v. Matthissen, geb. den 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, trat 1812 in Württembergische Dienste als geh. Legationsrath, Hoftheater-Oberintendant und Oberbibliothekar, zog sich 1829 als Privatmann nach Wörlitz zurück und starb daselbst den 21. März 1831.

Stuttgart, den 4. März 1827.

Verehrter und Geliebter!

Nur lange Körperleiden konnten meinen Dank für Ihre köstlichen Musengaben so bis zur Ungebühr verspäten.

Die Mandragora hat mich mächtig angezogen und festgehalten. Sie tritt würdevoll in die Reihe Ihrer genialsten Dichtungen. Ein wundersamer Zauberhauch weht und webt durch das Ganze. Die Zueignung ist ein poetisches Ehrenkreuz, wie mir noch keins zu Theil wurde. Gewiß weiß ich Auszeichnungen von dieser Bedeutung dankbar zu würdigen. Das Geisteswerk Ihrer Frau Gemahlin — der ich mich ehrerbietig zu Gnaden empfehle — hat mich nicht weniger gefesselt. Ich möchte das Buch eine Metaphysik des Hoflebens nennen. Selten ist es wohl über dies verfängliche Kapitel so geistreich und erschöpfend zur Sprache gekommen. — Die Numancia meines Lieblings Cervantes, habe ich mit Entzücken im Originale gelesen und wieder gelesen. Jetzt habe ich ein heißes Verlangen nach Ihrer Uebertragung des Meisterwerks, der ich hier vergeblich auf die Spur zu kommen suche. Könnten Sie mir gütigst dazu verhelfen? Dankbar würde ich das Buch zurücksenden. — Der Frühling wird mich wahrscheinlich nach Nizza führen. Ich soll Meerbäder gebrauchen. Bin ich im Frühjahr 1828 noch lebendig und beweglich, so sehen wir uns wieder, geliebter Unvergeßlicher! Wie in einem rosenfarbenen Feentraum blicke ich in mein Berliner Wonneleben zurück, wo mir ein überströmend Maaß des Erfreulichen und Beglückenden wurde — wo ich Sie, längst verehrt, nun endlich von Angesicht sahe und lieb gewann. Ich drücke Sie an mein Herz, ewig wie heute.

Matthisson.

Carl Borromäus von Miltitz.

Karl Borromäus von Miltitz, geb. den 9. November 1780 zu Dresden, nahm 1811 als Hauptmann von der Schweizergarde in Dresden seinen Abschied und lebte auf dem Gute Scharffenberg bei Meißen, welches seinen Verwandten gehörte. Den Freiheitskrieg machte er als österr. Offizier mit. 1820 reiste er aus Liebe zur Musik nach Italien, wurde 1824 Oberhofmeister beim Prinzen Johann und lebte seitdem in Dresden, wo er den 19. Januar 1845 starb. Sein poetisches Talent zeigte sich, wie in lyrischen Gedichten, auch in zahlreichen Novellen, Erzählungen. (Orangenblüthen 2 Bände 1822—25. Gesammelte Erzählungen 4 Bände. 1825—28. ꝛc.)

Schloß Scharffenberg, den 30. December 1812.

Ob ich wohl an den guten, wackern Apel einige herzliche, dankende Worte gelangen ließe? Meinst Du, so schicke mir seine Adresse. Er war sonst sehr mit dem höchst wackern, gründlichen, aber in den Künsten etwas dürren, nüchternen Rochlitz eng verbunden — und das hat mich, vielleicht mit Unrecht, von ihm abgezogen. Sein Gespensterbuch, die versuchte natürliche Erklärung in der Vorrede abgerechnet, die als etwas höchst mißlungenes zu betrachten ist, hat A. als einen gemüthvollen sinnigen Dichtergeist mehrmals beurkundet. An Dein Oratorium kann und kann ich nicht kommen. Schon mehremale habe ich den ersten Satz angelegt und auch recht gut gefunden — aber am andern Tage war mir alles zu matt für diese Worte und diese Empfindung, diese Situation! Denke Dir nur, wenn eins von uns, von uns, den nächsten Frühling erlebt hätte, nach Christi Kreuzigung? Und da wieder Blumen und sproßendes Grün, und magischen

Mondenschimmer gesehen hätte, wo das furchtbare hohe Kreuz gestanden, das heiligste purpurne Blut den grünen Boden getränkt, der Heiligste unter den schrecklichsten Qualen sein schuldloses Leben ausgehaucht? hätte man da nicht gleich die Mönchskutte überziehn und den Rest seiner Tage in Buße und Reue hinbringen mögen. Armer Nicodemus, Joseph von Arimathia, und ihr göttlich Liebende, Maria, Johannes, Magdalena, was mögt ihr bei der wiederkehrenden Frühlingspracht empfunden haben? „Erd' und Himmel, dürft ihr's wagen, solche Pracht zur Schau zu tragen!" Tiefe, tiefe Worte! Du wagtest sie auszusprechen, mir fehlen nur die Töne dazu — hoffentlich aber nicht immer! — Sag' mir doch, was Löben macht, schreibt, denkt. Ein so durch und durch verfehltes Streben ist doch etwas höchst bedauernswürdiges. Ein Dichter ist er nun und nimmer nicht, wird's auch nimmer werden, soviel er auch Lust und technische Gewandtheit mitbringen mag. Was aber ist er denn? Leb wohl nun einmal, mein liebster Bruder, Gott erhalte Dich zu seinem Preise und Deiner Mitmenschen Freude. Erquicke mich bald mit beruhigenden Nachrichten von Dir und sey überzeugt, daß ich mit unwandelbarer Brudertreue ewig sey

Dein

Miltitz.

Scharffenberg, am 24. Januar 1813.

Herzensbruder und Genoß!

Ich schreibe Dir heut an einem recht frohen Tage: ich habe nämlich das Stabat Mater, das ich unlängst angefangen, heut beendigt, und da ich Dir wohl sagen kann, daß ich während der ganzen Arbeit nie die Idee, etwas zum Lobe Gottes zu verfertigen, noch die fast sichtliche Darstellung der ganzen Situation nur einen Augenblick aus der Phantasie verloren habe, so darf ich vielleicht das kühne Wort aussprechen — daß ich das Stück für nicht mißlungen halte. Ueber meinem Clavier hängt jetzt ein großes, herrliches Oelgemälde von Retzsch, eine Lieblingsidee von mir darstellend — die erhabene Scene des letzten Gebetes am Oelberge — die Jünger schlafen, aus dunklem, nächt'gem Hintergrunde naht, von Fackeln trüb beleuchtet — das Verderben — Judas — dem im Vordergrunde betend zu Boden gesunknen Jesus. Sein Gesicht, sein Blick — keine Sprache schildert ihn — vielleicht meine Töne!

Vor diesem Bilde nun habe ich das herrliche Gedicht zum größten Theile komponirt. Schon lang hatte ich die Absicht bei mir gehegt, auch mehr als einmal Versuche gemacht, nie war ich aber damit zufrieden gewesen — bis jetzt auf einmal ich mich bleibend in die rechte Stimmung versetzt fühlte und mir würdige Gedanken zuströmten. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie im Innersten aufgeregt, wie schmerzdurchwühlt ich mich oft bei den vorzüglichsten Stellen fühlte, wie gedrungen, diese Wehmuth in Tönen

als eine Klage um das Menschengeschlecht auszuhauchen, das so selten des unbeschreiblich hohen Preises, um welches sein Heil erkauft ward, eingedenk ist. Sieh' lieber Bruder, wenn ein Andrer als Du diesen Brief läse, so würde er mich für einen Frömmler halten; und wahrlich, das bin ich so wenig, daß ich so ganz herzlich allen den kopthängerischen Secten gram bin, die alle Fröhlichkeit, allen Lebensgenuß als Verbrechen ansehen und verdammen. Nein, ich liebe was am Leben liebenswerth ist, und denke, daß Gott ein fröhliches, frommes Herz gern sieht. Nur, wer als Künstler oder gemüthvoller Mensch überhaupt manchmal an die Betrachtung jener heil. Ereignisse geht, was man ja gewöhnlich, z. B. zu Ostern, pflegt, der sollte sich dann ganz hinein versenken können und dann würde er auch herrliche Wirkungen der Demuth und Ergebung in dem göttlichen Willen für sein nachfolgendes Leben daraus verspüren. Hierher gehört ein Beispiel, das sich in meiner Nähe zugetragen, mich gewaltig ergriffen hat, und das ich Dir längst mitzutheilen entschlossen war. Als ich noch in Neunkirchen lebte, kam ein hochbetagter Landgeistlicher, der mehr als sonst wohl zu geschehen pflegt, dem Heilande in seinem Wandel nachzufolgen bemüht war, auf's Krankenbett. Er litt an der bösartigen Halsentzündung, die man Bräune nennt, unter fürchterlichen Schmerzen. Vom brennendsten Durst geplagt, konnte der 70jährige Greis dennoch keinen Tropfen schlucken und sah mit Sehnsucht seiner Auflösung entgegen. Die ganze Zeit seines Leidens hindurch, das mehrere Wochen gedauert hatte, war nie das geringste Zeichen von Ungeduld an ihm zu

bemerken gewesen. Als er endlich nur noch Augenblicke zu leben hatte und ein Geistlicher, der ihm zur Bereitung auf seinen Tod beigestanden hatte, ihn wegen seiner vielen Leiden bedauerte, winkte der Sterbende ihm, zu schweigen, brachte mühsam die Worte hervor: „mein Heiland hat mich lehren wollen, was für Durst er um meinetwillen am Kreuze ausgestanden" — und — verschied! Sag' an Bruder, ist das nicht christlich erhaben und wahrhaft als Märtyrer gestorben?? — Ich kann hierauf nicht gleich etwas Anderes schreiben....

Löben kann ich — verzeih' es mir — für keinen Dichter halten. Nicht daß seine Dichtungen keine sind — wiewohl das für den Musiker und Maler — wenn er einer werden wollte — schon entschiede — aber daß in seinem ganzen Wandel, Sprechen, Schreiben, Wünschen sich überall nur Unnatur, Manier — also durchaus etwas ganz unkünstlerisches äußert, das däucht mir, ist es, was ihm den Eingang in diese heiligen Hallen verschließt. Seine Irrgänge sind gar nicht etwa, wie Du zu glauben scheinst, Irrgänge des Genies, Träume eines Fieberkranken, sondern ein bloßer gemachter Rausch, wobei man ganz nüchtern ist, den Trunkenen spielt, darüber döselig wird und am Ende — Wasser bricht — und das sind seine Gedichte. Indem ich dieses schreibe, kommt es mir sehr hart vor, wenn ich aber an Alles denke, was ich schon von ihm gelesen habe, von seiner ersten Tragödie Arminius an, bis durch den Guido und die Gedichte hindurch und zu seinem Arcadien wieder hinaus, so lasse ich es stehn, denn es erscheint mir nur als eine etwas breite

Paraphrase des nüchternen und kurzen Ausspruchs: „er ist und wird nie ein Dichter.“ Womit verharre. Er bringe nur einmal etwas ihm ganz eigen angehörig Bedeutendes, so will ich ihm Ehrenerklärung und Abbitte thun, es auch obendrein komponiren, sollte es auch so inkomponabel seyn, als sein „der Churfürstin Klage aus dem Fenster herunter.“

Ewig unverändert

Dein

C. B. Miltitz.

Ferd. Karl Freiherr von Müffling.

Ferdinand Karl Freiherr von Müffling, geb. den 12. Juni 1777 zu Halle, preußischer General der Infanterie und Gouverneur von Berlin.

Ew. Hochwohlgeboren haben mich in der That durch die Ansicht überrascht, welche von Ihnen in Bezug auf unsere gestrige Meinungsdifferenz aufgestellt ist. Ich erwartete alle die Gründe, welche ich bereits vor zwanzig Jahren mit einigem Erfolg bekämpft hatte, allein ich finde neue und werde mich also auch auf ein ganz neues Feld wagen müssen, wenn ich bei meiner Meinung beharre.

Unsere Streitfrage scheint mir ähnlich, wo nicht gleich zu seyn der philosophisch-moralisch-poetischen Frage: soll der Mensch sich des Raths der Vernunft oder des Herzens bedienen? Hierauf kann ich nur mit Allwils Papieren antworten: ist es besser, daß in einem großen bewohnten

Hause eine Lampe brennt, welche Alles erleuchtet, oder daß jeder, der auf und ab geht, sein eigenes Lichtchen mit sich herum zu tragen genöthigt ist?

Uebrigens kann ich den Standpunkt, auf welchen Sie die Frage zu stellen suchen, nicht gelten lassen. Bei einer Armee wird aus dreierlei Röhren geschossen, aus Pistolenröhren, Flinten- und Kanonenröhren. Die ersten tragen nicht weit, die zweiten weiter, die dritten noch weiter. Die ersten steckt man in die Tasche, die zweiten trägt und bedient ein Mensch, zu den letzten gehören acht Menschen und sechs Pferde, und in vielen Fällen, in der Nacht, im Nebel, im Walde, oft im Thale, sind ein paar Pistolen mehr werth als eine Kanone; in allen Fällen sind aber vierzehn bewaffnete Wesen, gegen vierzehn Wesen, welche einer Kanone nachlaufen, vorzuziehen. Wenn jedoch 10,000 Mann mit 40 Kanonen mehr werth sind, als 10,000 Mann ohne 40 Kanonen mit 540 bewaffneten Wesen, so spricht das für meinen Satz.

Ob Infanterie und Cavallerie nach Artillerie schreit, rührt mich eben so wenig, als ob verzogene Kinder schreien. Die Artillerie darf nicht da seyn, um Aengstliche zu beruhigen, oder Furchtsame zu stärken, sondern um durch ihre Zusammenwirkung zu entscheiden. Detachiren der Artillerie ist eine ihrem Gebrauch fremde Maßregel. Sie gebrauchen, heißt ihr eine Zusammenwirkung anweisen. Vier Pferde ziehen zusammengespannt 60 Centner, einzeln gespannt nicht mehr als 36 Centner. Noch weniger Werth kann ich auf Befreundung der Artilleristen mit ihren infanteristischen oder kavalleristischen Kameraden

legen. Ordentliche Soldaten müssen ohne Artillerie fechten, wo sie nicht wirken kann, und da, wo sie Resultate hervorbringt, sie benützen, ohne Frage, ob die Batterie A oder B sie bewirkt hat. Und da ich nun doch einmal weiter in die Materie eingegangen bin, als ich es im Anfang zur Regulirung der Vorfragen nothwendig und zweckmäßig hielt, so muß ich mir noch am Schluß einen Satz aufzustellen erlauben, über den wir vielleicht einig seyn werden.

Wenn ich gegen zehn Bataillons und zwanzig an diese gekoppelte Geschütze, über welche also zehn Bataillonschefs zu disponiren haben, ein Gefecht mit zehn Bataillons und zwanzig Kanonen unter Einem Artillerieoffizier zu bestehen habe und geschlagen werde, so erbitte ich mir als einen Akt der Gerechtigkeit von meinem Monarchen im Voraus, daß er mich als das unfähigste Glied seines ganzen Staats behandelt.

Diesen Satz zu beweisen, übernimmt gewiß jeder Artillerist, am Ende Sie selbst, dem ich wohl zu schlafen wünsche, da es spät geworden ist.

Den 10. April.

Müffling.

Wilhelm Müller.

Wilhelm Müller, der anmuthige Liederdichter und begeisterte Sänger des griechischen Freiheitskampfes, wurde den 7. October 1794 zu Dessau geboren, studirte in Berlin, nahm an den Freiheitskriegen Theil, durchwanderte 1817—19 Italien, wurde Gymnasial-Lehrer in Dessau, dann Hofrath und herzogl. Bibliothekar; starb den 1. October 1827.

Berlin, den 18. Januar 1816.

Hoch- und Wohlgeborener Herr,

Besonders hochzuverehrender Herr Major!

Ihrer gütigen Erlaubniß zu Folge und beauftragt von meinen Freunden lege ich Ihnen unsre eben erschienenen Bundesblüthen*) zu Füßen und bitte um Ihre Nachsicht für diese ersten Jugendversuche. Wir fühlen Alle gar wohl die Armuth unsrer Gabe und treten damit nicht ohne Bangen einem so hohen Meister unter die Augen, aber wir kennen auch Alle und haben ja meistentheils selbst erprüft dessen Wohlwollen und Theilnahme. Betrachten Sie also unsre Arbeit, wie die ersten Schriftzüge, die ein Kind auf das Papier kritzelt, und dann flugs damit zum Vater läuft und sie ihm vorhält und fragt, wie sie ihm gefallen. Und wenn der unter allen den Schnörkeln auch nur einen einzigen guten Strich findet, so hat er doch seine Freude daran und denkt: das Kind kann doch einmal eine gute Hand schreiben lernen.

*) Von G. Graf v. Blankensee, W. Hensel, Fr. Graf v. Kalkreuth, W. Müller, W. v. Studnitz.

Somit empfehlen wir uns und unsern Verein Ihrer ferneren Gewogenheit, und ich habe die Ehre mich zu unterzeichnen

Ew. Hoch- und Wohlgeboren

ergebenster Diener

Wilhelm Müller.

Berlin, den 14. Februar 1816.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren

gütiges Schreiben hat meine Freunde wie mich überrascht und beschämt. Doch eine so herzliche, nachsichtsvolle Aufnahme soll uns auch nicht blos beschämen: sie wird mehr als der Tadel und das Lob der Welt uns auf das Gute und Schlechte unsrer Arbeit aufmerksam machen. Möchte die Zukunft Sie davon überzeugen können.

Es wird Ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn, eine durch die Herausgabe unsrer Bundesblüthen veranlaßte Anekdote zu hören. Unser Büchlein erschien nämlich unmittelbar nach der Königl. Verordnung wegen geheimer Bünde und ward mit beiliegenden Ankündigungsversen dem Censor, Herrn Geheimen Staatsrath Renfner überschickt. Dieser gab es aber ungelesen mit der Frage zurück: Ob die Maurer'sche Buchhandlung das Königl. Verbot nicht kenne? Dieses Mißverständniß ward nun zwar balgehoben, aber die Verse zur Ankündigung wollte der Censor durchaus nicht passiren lassen, meinend, sie könnten mißdeutet werden. Dafür schob er uns wider unser Wissen und Willen die Anzeige unter, die in den Berliner Zei-

tungen abgedruckt ist und die ich Ihnen hier ebenfalls beilege. Wir beschwerten uns deswegen bei dem Censor, aber er ließ sich verlauten, das Wort Freiheit käme zu oft in jenen Versen vor, und als ich ihm erwiderte: Ob denn der König nicht selbst aufgerufen hätte, für die Freiheit zu kämpfen? so meinte er: Ja, damals!

Der Dr. Müllner in Weißenfels, dem wir diese Geschichte mittheilten, hat seinen Satyr Paroli darauf biegen lassen und uns das Epigram geschickt, dessen Mittheilung Ihnen vielleicht nicht unangenehm ist.

Sie erhalten auch einige von meinen neueren Liedern. Sollten Sie für eins oder das andere ein Plätzchen in Ihrem Taschenbuche für 1817 finden und sie dessen nicht ganz unwerth halten, so ersuche ich Sie, mich gefälligst davon zu benachrichtigen, damit ich nicht anderwärts Gebrauch davon mache. Ich habe sonst noch einige Mährchen und Erzählungen liegen, womit ich Ihnen, wenn Sie hier oder da eines in die Welt bringen könnten, zu Dienst stehe. Meine Freunde sagen, meine Prosa wäre besser, als mein Vers. Ich weiß nicht, ob es wahr ist. Meine erste Minneliedersammlung hoffe ich noch in diesem Monat die Ehre haben zu können, Ihrem Urtheil vorzulegen. Der Mangel an guten Setzern, besonders für die altdeutsche Urschrift, hat das Erscheinen verspätet. Mit der innigsten Hochachtung

Ew. Hoch- und Wohlgeboren

dankbarer

Wilhelm Müller.

Dessau, den 15. Dezember 1821.

Mein verehrter und geliebter Freund,

Ihre innige Theilnahme an der griechischen Sache und an meinen Liedern für diese Sache ist mir ein kräftiger Sporn, weiter zu singen. Auch sind schon wieder fünf Lieder fertig und werden jetzt mit der zweiten Auflage abgedruckt. Die erste von 1000 Exemplaren ist in sechs Wochen vergriffen worden. Mit Sehnsucht sehe ich Ihrer Schrift über Griechenlands Freiheitskampf entgegen. Bis dahin bleibt meine Ansicht fest:

„Hoff' auf keines Herren Hülfe gegen eines Herren Frohn'!"

Sollte Rußland auch jetzt den Krieg gegen die Türkei erklären, so wär' es jetzt leider nichts mehr als ein Krieg gegen die Pforte, kein Krieg für die Christenheit, für die Menschheit, für Griechenland. Worte und Zeichen werden mich nicht blenden, und sollte man auch wiederum Gott und das Kreuz in Proklamationen und Feldzeichen politisch handhaben und damit gelegentlich begeistern — so lange es dienlich ist. Was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden, und der Kongreß von Laibach wird eine Seite der künftigen Weltgeschichte füllen, von der der freie, fromme Mann seufzend zurückblicken wird, ob auch das Wort heilig oft darauf vorkömmt. So mein' ich's, ich kann nicht anders! — Was sagen Sie zu Oesterreich? Da will man, wie es scheint, die Welt retour schrauben, wie es im Prinz Zerbino mit dem Schauspiel geschieht. Geht es mit dieser Maschinerie so rüstig fort, wie man anfängt, so kommt

man nächstens zu der Inquisition und den Auto-da-fé's ꝛc. zurück. Und der Kaiser gab seine Stimme zur Verbannung seines Schwiegersohnes nach St. Helena — weil er — ei, weßwegen doch?

Seyn Sie mir nicht böse, weil ich bitter bin. Ich wollte lieber ein Loblied, als eine Satyre auf die Zeit schreiben. Aber — ich kann nicht anders. Ich habe mit gekämpft, drum steht's mir zu, auch mit zu klagen und zu zürnen. — Ich weiß, Sie haben ein festeres Vertrauen auf die Machthaber der Zeit, und ich möchte Sie darum beneiden. Wie freue ich mich oft, in Ihren neuesten Arbeiten noch dieselbe Begeisterung wehen zu fühlen, die uns auf dem Schlachtfelde von Lützen umfing! Auch in Ihrem Bertrand du Gueselin, den ich mit Hensel gelesen habe, regt sich dieser alte Geist mächtig und reißt auch die Kaltgewordenen mit sich fort. Wenn ich noch besonders über die Form etwas sagen dürfte, so möchte ich die leichte Beweglichkeit der deutschen Stanze in Ihrem Gedicht als musterhaft preisen.

Mit alter Liebe und Verehrung

der Ihrige

W. Müller.

Dessau, den 7. März 1822.

Ich danke Ihnen für die beiden Neujahrsgaben: — Ihren innig freundlichen Brief und Ihren erbauenden Psalm, die ich bis heute ohne Erwiderung, ja ohne Empfangsanzeige gelassen habe. Als meinen Entschuldiger lasse ich diesmal einen alten würdigen Namen auf-

treten — Martin Opitz von Boberfeld. — Mit diesem unserm poetischen Ahn hatte ich in diesen Wochen so viel zu thun, daß ich die Briefe meiner Freunde seit acht bis zehn Wochen erst jetzt zu beantworten anfangen kann. Ich gebe nämlich bei Brockhaus eine „Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts“ heraus in acht bis neun Bändchen, deren erstes, das zur Ostermesse erscheint, den alten pater poeseos germanicae, wie Opitz sonst titulirt wurde, enthält. Dann folgt der von seinem Deutschland beinahe ganz vergessene Weckherlin, der fromme, kräftige Andreas Gryphius, auch der feurige Flemming, von dem Schwab zwar schon eine neue Ausgabe geliefert hat, der jedoch in meiner Sammlung nicht fehlen darf, endlich minder bedeutende und weniger liefernde Dichter: Tscherning, Gerhard, Logau, Rist, Günther ꝛc.

Von mir fliegen nächstens mit der ersten Frühlingsluft neue griechische Freiheitslieder mit den alten (d. h. mit einer neuen Auflage der alten) in die Welt. Sie werden ihnen schon ein Fenster auf Ihrem Schlosse öffnen wollen, wenn Sie draußen anklopfen hören.

Wir fühlen uns hier in Anhalt jetzt etwas freier und wohler, seitdem die freien Wogen der Elbe an unsern Ufern rauschen, und trinken unsern Wein mit dem wonnigen Gefühl, daß kein fremder Herrscher und seine Beamten von jedem Glase mittrinken. Nun darf ich auch das wahrhaft drückende Gefühl, das ich, als Anhaltiner, oder richtiger, als Unterthan eines deutschen Bundesstaates, gegen Preußen hegen mußte, das ich eine Zeitlang als mein Vaterland geliebt und dafür

gekämpft habe, von mir werfen. — In der Ansicht der größeren Welthändel geht es mir nicht so wohl. Der Trost, den Sie neulich für unerfüllte Hoffnungen in Ihrem Gedicht an den Verfasser von Pseudo Meister aufstellten, genügt mir nicht. Freilich starb der Sieger bei Marathon im Gefängnisse — aber Athen ward frei. Miltiades hatte ja nicht für sich gekämpft, also ward sein Sieg durch seinen schmählichen Tod nicht fruchtlos. — Meinen Griechen bleibe ich treu, ob Alle wanken, und sollte auch einst das Motto meiner Lieder seyn:

Victrix causa Diis placuit, sed victa Camoenae.

Von ganzem Herzen der Ihrige W. Müller.

Wilhelm Neumann.

Wilhelm Neumann, geb. zu Berlin den 8. Jan. 1781, widmete sich erst der Handlung, bezog 1806 mit seinen Freunden Varnhagen und Neander die Universität Halle, ging mit dem letztern nach Göttingen, setzte in Berlin seine Studien fort, gab 1812 mit Fouqué die Musen heraus, nahm an den Freiheitskämpfen als Beamter im Feld-Kriegskommissariat Theil, wurde 1822 Intendanturrath in Berlin und starb den 9. Octbr. 1834 zu Brandenburg. Mit vielseitiger gründlicher Geistesbildung verband N. in hohem Grade das Talent scharfsinniger und feinfühlender Kritik. (Die meisterhafte Beurtheilung seines Freundes Chamisso s. in N.'s Schriften II. Leipz. 1835. Chamisso's Leben und Briefwechsel, herausgeg. v. Hitzig, Werke Bd. 5. u. 6., macht uns mit N. näher bekannt).

Lieber Fouqué!

Ihr Sigurd, den ich, durch eine kleine Reise bisher verhindert, jetzt erst lese, gibt mir herrlichen Genuß, und

ich danke Ihnen recht innig dafür. Wie schön und kraftvoll haben Sie diese ungeheuren Felsenmassen der Urzeit zu einem hehren, kühnen Bau zusammen gethürmt und gefügt, daß man Grausen und Lust zugleich dabei empfindet! Wie soll man nicht klagen, daß uns alle diese großen vaterländischen Mythen so sehr fremd geworden sind, so daß wir fast als Ausländer leben auf dem heimischen Boden! Unsere ganze Natur aber bildet mit jener einen so scharfen Gegensatz, daß sie dagegen nicht als eine veränderte bloß, sondern fast als eine ganz andere erscheint. Freilich ist es großentheils dem Christenthum zuzuschreiben, das uns durch eine tiefe Kluft abriß von jener phantastischen Welt; aber haben wir nicht auch seine schönen Gebilde, seine Kinder, erzeugt von der alten Kraft mit der neuen Liebe, dahin sterben lassen und vergessen? So ist der Deutsche wie einer, der ein paar selige glänzende Träume zu vergessen sucht, damit sie ihn in seinem Alltagswerke nicht konfus machen, das doch der elendeste Traum ist von allen. Da muß denn ein sinniger Baumeister uns kühne Brücken schlagen in die alten seligen Inseln, damit wir uns dahinüber retten können aus dem Schlamme der Gegenwart! Aber wie wenige wagen sich mit hinüber! Der Bogen ist ihnen zu hoch, zu dreist; sie wollen lieber waten und klettern, und hinab zu stürzen fürchten sie mehr als zu versinken, denn dieses geht langsamer. Das poetische Leben ist bei uns um nichts besser, wie das politische, oder vielmehr beide leiden an Einer Krankheit. Wenn ich diese Gesichter ansehe (und leider muß ich's jetzt zum Theil), die zu Rath gesessen haben

bei uns in Krieg und Frieden, und ihre Worte höre, so geht mich ein Grausen an; ich kann's gar nicht gewohnt werden, und ich finde jetzt, daß wir vor unsern Unfällen weit mehr zu beklagen waren, als nachher; denn was helfen die rothen Backen, wenn die Lunge verfault? und für diese Gespenster hat denn doch nun der Hahn gekräht. Fast möchte man zu Gott beten: „Vater, gib uns noch mehr Unglück!" denn wahrhaftig, der Trank hat uns gut gethan, nur bei vielen lange noch nicht genug. Doch über diese Materie ließe sich unendlich vieles sagen, und bei einiger persönlicher Freiheit kann ein gesundes Gemüth wohl Verwahrungsmittel genug finden gegen dieses Uebel, das an dem großen Körper nagt, bis all die verdorbenen Theile abgeschnitten sind und gesundes, frischeres Blut die Adern wieder füllt.

Berlin, den 25. October 1808.

Ihr Freund

W. Neumann.

r. r. n. a.

Mit meinem Dank für das schöne Geschenk des nordischen Helden komme ich freilich ein wenig spät; desto besser hab' ich den Werth davon erkannt, und desto größer ist nun mein Dank dafür. Höchst schauerlich und erschütternd ist der zweite Theil; ich erinnere mich keines Werks, das so gewaltsam auf mich gewirkt hätte, und wieder wie lieblich und beruhigend Aslauga, durch die der fürchterliche Jammer wieder aufgelöst wird in schöne

Harmonie. Ueberhaupt scheinen mir hierin schon Spuren des Ueberganges aus der rauhen gigantischen Zeit der rohen Kraft zu dem gebildetern Heldensinn der Ritterzeit sichtbar. Doch muß ich immer den Vorzug in dieser schönen Trias dem Sigurd geben, vermuthlich kömmt dies daher, weil er selbst darin lebt, der ächte wahre Urtypus des deutschen Heroismus.

Woran arbeiten Sie denn jetzt? oder vielmehr was haben Sie seit unserer letzten Trennung wieder vollendet und was wieder angefangen? denn eine solche Zeit pflegt für Sie hinreichend zu sein zu mehreren bedeutenden Werken. Haben Sie die Dolores schon gelesen und was sagen Sie dazu? Ich bin sehr für dieses Buch eingenommen. Es ist Originalität darin, ein seltnes Kraut hier zu Lande. Aus Arnim kann gewiß ein bedeutender Dichter werden, wenn er lernt, sich zu beherrschen und zu lenken. Ich fürchte indessen doch, daß sein Sinn größer sei als seine Kraft.

Auf immer Ihr Freund

W. Neumann.

r. r. r. a.

Berlin, den 25. August 1810.

G. H. L. Nicolovius.

Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, geb. den 13. Jan. 1767 zu Königsberg in Preußen, wirklicher Geh. Ober-Regierungsrath, in seiner Stellung als Dirigent der Unterrichts- und der geistl. Abtheilung im Ministerium der geistl., Unterrichts- u. Medizinal-Angelegenheiten um Preußens Bildungs-Anstalten hochverdient, starb zu Berlin den 24. October 1839.

Berlin, den 12. September 1820.

In Ihrer glücklichen ländlichen Wohnung kommt der Streit auf Stolbergs Grabe Ihnen wohl nicht zu Ohren. Er fährt ärgerlich fort, ohne Scheu und Besinnung. Schon lassen Katholiken drucken, daß wahrlich Keiner von ihnen je zu uns übergehen werde, wenn solche Intoleranz, solche Schmähung ausgezeichneter Männer bei uns für gut und richtig gelte. Die Zeit wird aber auch hier richten, Blendwerke vertreiben, und der Wahrheit den Sieg über Leidenschaft geben. Er indessen, den wir erkannten und liebten, er ruht frei von allem innern und äußern Kampf, und empfängt die Krone der Gerechtigkeit von dem ewigen Richter, vor dem er Gnade gefunden hat.

Leben Sie wohl und werden Sie, ungestört von der Welt und Ihrem Leben, Ihrer Weihe froh! Von Herzen der Ihrige

Nicolovius.

Jeannette Paalzow.

Majorin Paalzow, eine Schwester des 1845 zu Berlin verstorbenen berühmten Historienmalers Wach, die Verfasserin der Romane Gotwie Castle, St. Roche, Thomas Thyrnau u. s. w.

Mein verehrter sehr lieber Freund!

Indem ich Sie und Ihre liebe Marie in Ihrem stillen Schlosse herzlich begrüße, und Ihren Tagen Frieden, und Ihren Nächten sanfte Ruhe wünsche — will ich ferner Ihnen eine Anfrage machen, die Sie vielleicht besser als Viele, und auch lieber beantworten.

Es fehlt nämlich ganz an Notizen aus dem Leben von Max von Schenkendorf — eine bedeutende Sammlung seiner zerstreut gewesenen Gedichte ist jetzt verständig gesammelt, und soll mit einigen Notizen über sein jugendliches Leben an der Stirn sich gemeinnützig machen. Man glaubte mich im Besitz von Notizen über ihn, dies beruhte auf einem durch meinen Aufenthalt in Coblenz veranlaßten Irrthum. — Es konnte aber nicht fehlen, daß Sie als sein mir wohlbekannter Freund und Waffenbruder mir zunächst einfielen, und ich übernahm es, Ihnen Frage und Bitte darum zugleich vorzulegen.

Das Conversations-Lexicon enthält — Gott sei's geklagt — Namen genug — aber nicht eine Andeutung des jugendlichen Helden, dessen Namen in Aller Deutschen Herzen lebt.

Also wo er geboren, wo möglich wer ihn gewiegt und ihm die ersten Lieder gesungen — denn wer darf läugnen, daß ihre Weisen durch das ganze Leben klingen. Wo er

später gelernt, geliebt und gelitten, wo gefochten und wo gestorben. — Dies Letztere denke ich geschah just in Coblenz, an seinem Geburtstag — ich sah die Wittwe — sie ging ihn zu wecken und in das mit Blumen geschmückte Geburtstagszimmer zu führen, aber sein Festtag war schon angebrochen, er ließ sich nicht zurückführen. Ist es so?

Gestern erhielt ich einen wahren Liebesgruß von unserer lieben Fürstin, in acht kleinen gefüllten Seiten. — Auch für Sie waren Worte drinnen, zwar kein Gruß, aber gleich bedeutend, darum erwähne ich sie.

So einsam wir leben, ist mir doch noch zu viel Unruhe, und ich begreife die Fülle von Genuß, die aus der Stille ihres Aufenthalts sich ergeben muß. Beide sind wir, ohne krank zu sein, nicht wohl — nur unsere Stimmung hoffe ich, ist gesund, denn sie ist still und heiter!

Welche Sterne sind an Preußens Horizont untergegangen! Gneisenau, Hegel, Clausewitz! — Die edle Marie Brühl, die ihre starke selbstständige Natur an der Liebe zu diesem Manne aufgegeben hatte!

Gott wird ihr Kraft geben, und nicht zürnen, wenn ihre Ergebung noch nicht freudiger Gehorsam ist.

Hegel's Tod hat mich zunächst tief bewegt — welch' ein großer Geist, welch' ein Gottgesegneter Geist! — nicht wahr, Sie liebten ihn auch? — ich tröste die, die sein Werk bejammern, das seiner Unterstützung noch benöthigt scheint und sage ihnen: den, der Gottes Werk hier zu verbreiten kam, den rief er nicht früher zurück, als es an der Zeit war!

Und noch einmal grüße ich die liebe Marie Fouqué und Wilhelm küßt ihre Hand! Beide sind wir Ihnen treu und ergeben.

Den 29. November 1831.

Jeannette Paalzow, geb. Wach.

Christian Friedrich Perthes.

Christian Friedrich Perthes, geb. zu Rudolstadt den 20. April 1770, einer der ausgezeichnetsten deutschen Buchhändler, der mit großartiger Thätigkeit und ehrenhaftester Gesinnung für den Buchhandel und die Litteratur wirkte. 1796 eröffnete er eine Buchhandlung in Hamburg, wurde der Schwiegersohn von Matthias Claudius, bewies sich zur Zeit der Franzosenherrschaft als muthiger und uneigennütziger Patriot, siedelte sich 1821 nach dem Tode seiner ersten Frau nach Gotha über, wo er sich blos dem Verlagshandel widmete, und starb daselbst den 18. Mai 1843. — Zu den großartigen Verlagsunternehmungen, welche P. in's Leben rief, gehört auch Heeren und Uckerts Geschichte der europäischen Staaten. Die Universität Kiel ernannte ihn zum Dr. der Philosophie, „weil er Lebensweisheit erworben und wirksam geübt."

Hamburg, 16. Juni 1815.

Mein verehrter Freund!

Ich — wir alle — hoffen, daß Sie glücklich und wohlgemuth auf Windeby angekommen sind, sammt Ihrer lieben Marie. Wahrscheinlich kommt noch heut mit dänischer Post ein Brief von Ihnen; für Sie ist keiner aus Nennhausen angekommen.

Recht mit freudiger Sehnsucht sehen Ihre hiesigen neuerworbenen Freunde Ihnen nach, wie vielmehr Ihr schon älterer. — Seit Sie weg sind, lese ich Ihren

Thiodulf; ja Sie sind wahrlich ein reicher Freiherr, der viel zu spenden hat, aber Sie sind auch ein glücklicher, denn Ihr Saame fällt auf guten Acker und der Saame hat so geistig befruchtende Kraft, daß eine herrliche Ernte daraus entsprießt.

Ich bin zu bescheiden zu glauben, daß mit dem ganzen Bertram ich gemeint sey, obwohl ich ein gutes Gewissen habe über meine Gesinnung und hätte ich ein Juwelenkästlein, mein Ritter sollte jederzeit einen freien Griff darein thun können! woran aber es besonders gebricht, ist die klare Mittags-Ruhe.

Senator Horn ist heut nach Bremen gereis't und wünscht sehr, vorher von Ihnen zu erfahren, wann Sie nach Bremen kommen? — richten Sie alles ein, wie Sie wollen, nur vergessen Sie Hamburg nicht; ich habe über Mehreres, nicht Unwichtiges, ordentliches Gespräch mit Ihnen zu halten, über eine Reserve hinter der Reserve, womit ich mich herumtrage — über Religiöses — über litterarische Angelegenheiten ꝛc.

Sie werden jetzt den verehrten Grafen Stolberg und seine herrliche Gemahlin voll großen Geistesschwunges, — Sie werden die fromme edle Familie in Altenhof haben kennen lernen? — wie gern wäre ich dort einen Tag mit Ihnen! — wir wollten recht gemeinschaftlich eine heitere Ansicht der Geschichte geltend machen und bewahrheiten, wie eine muthige kräftige Jugend, die durch Anstrengung und Bekämpfung von Gefahren und Schwierigkeiten früh zum Aufblick zu Gott und zur Demuth vor seiner Gnade geführt wird, wie eine solche Jugend dem deutschen Volk

seine uralte deutsche freie Verfassung wieder herbeibringen wird, ausgestattet mit der Ausbildung und Vollkommenheit, die die Erfahrung von Jahrhunderten mit sich führt! Lange gährt und brütet die Zeit, ehe sie einen Schritt thut — dann aber thut sie einen riesigen, wobei freilich vieles Gewürm jammernd und krümmend zu Grunde geht; — dies muß uns nicht stören im Glauben und Vertrauen; thun wir doch den harten Schritt nicht im stolzen Selbstvertrauen, sondern sehen nur tiefschauernd, wie Gott, lang warnend und vorbereitend, ihn die Weltgeschichte thun läßt! ritterlich aber haben wir zu kämpfen mit denen, die sich selbst verblendend den Lauf der Geschichte aufhalten wollen, um entweder despotisch ihr Ich gelten zu lassen oder bequem auf dem letzten noch haltenden Polster vergangener Zeiten ruhen und vergnüglich sich darauf ergötzen zu können.

Wohlauf! herrliches Wort dem Morgen entgegengesprochen! — werden wir auch alte Knaben, laßt uns nur Knaben-Frische behalten. Allzumal sind wir Sünder auf dem Erdenrund — sind vergänglich, sterblich — aber wer weiß nicht, daß immer neue Jugend, neue Gesundheit kommt, und somit ist und bleibt Gottes Reich angefüllt! — Sollte es jetzt weniger Kindlein geben, als vor achtzehn Jahrhunderten, wie der Herr welche zu sich kommen ließ und sie lieb hatte?! — O Ihr Kleingläubigen! Gottes Reich ist von Ewigkeit und glüht und blüht immer in neuer Pracht und jetzt eben ist ein Reich neuer köstlicher Blüthen aufgegangen und Gottes Menschen-Jugend blüht mit neuem Rosenroth.

Nicht aufhören möchte ich zu predigen den Muth, das frohe Vorwärts, die liebende Hoffnung zu den ewig jungen Menschen.

Leben Sie wohl! lieber Freiherr. Grüßen Sie rund um sich.

Ihr treu ergebenster

Fr. Perthes.

Hamburg, den 23. Juli 1815.

Diese Tage haben wir recht viel von Dir gesprochen; — erst hatte Dein Brief Dein ganzes liebes Bild recht lebendig mir vorgestellt und dann kam Chamisso *). Es hat mir leid gethan, daß Du über diesen wunderbaren und wunderlichen Mann mir nichts gesagt hast! — ich habe ihn sehr liebenswürdig, sehr geistreich, sehr verstandvoll gefunden!

Aber sehr unglücklich ist der Mann: er hat kein Vaterland! — seine Natur gehört ganz seinem Mutterlande an und er kann davon sich nicht trennen und kann doch auch nicht zu den Menschen gehören, die dort — fast möchte ich sagen — wachsen. — Die Liebe zum Vaterland, das Gehören zu einer Nation und die Theilung mit allem Glück und Unglück derselben, scheint dem Menschen so tief eingeseelt zu seyn, daß kein Verhältniß, keine Wissenschaft, keine Universalität, ja nicht die Liebe und Gott, hienieden über solchen Verlust uns trösten, uns ihn ersetzen können.

---

*) Im August 1815 ging Chamisso an Bord des Rurik zu seiner Reise um die Welt.

Ein sehr neugieriger Bedienter in meinem Hause hatte sich auf meinem Comptoir aufbinden lassen: Chamisso sey Mungo Park — und flugs war die Sage durch die ganze Stadt und jeder wollte das Wunderthier sehen. Das hat Chamisso sehr ergötzt. Gott gebe ihm ein besseres Schicksal auf seiner Reise als Mungo Park; vorgestern ist er nach Kopenhagen abgereis't.

Wie groß ist unsere Zeit, mein geliebter Freund! wie groß und herrlich ist sie! die Tiefe des Gangs der Begebenheiten läßt dem denkenden Menschen kaum zu der Empfindung kommen, die man Freude nennt.

Ich theilte Dir schon nach der Schlacht von la belle alliance mit, wie glücklich ich's für Deutschland hielt, daß eben Preußen und Niederland diese Schlacht in so schöner Vereinigung erfochten hätten —: das Niederland bestehend aus ungleichartigen Theilen und Stücken, eben nur zusammengesetzt durch staatsansichtlichen Entwurf, consolidirte sich zu einer moralischen Einheit durch den bestandenen herrlichen Kampf, dessen Ehre nicht zu theilen ist; Hannover im gleichen politischen System wie Niederland, gleiche Ehre theilend, muß zum Allgemeinen aus dem gewohnten Provinzialismus übergehen! Preußen und Niederland finden sich in schöner Kameradschaft, die nicht zu lösen ist; — das ganze Nieder-Deutschland hat gefochten und gesiegt — wer will es trennen? — — sich selbst kann es trennen! — aber auch hier scheint eben jetzt Gottes Weltregierung den rechten Weg andeuten zu wollen! — was macht mißtrauisch gegen Preußen und entfremdet davon? — dies, daß im Norden Deutschlands

kein Gegengewicht vorhanden ist, welches der Versuchung, mit sich zu verschmelzen, Widerstand leisten kann; und solche Versuchung hat jedes Gouvernement (behalten wir dafür das französische Wort); ist dies Gegengewicht da, so gönnt jeder Norddeutsche Preußen, dem deutschesten Staat, alles und umarmt den Preußen ohne allen Rückhalt als seinen Bruder. Niederland und Hannover geben solches Gegengewicht; — die kleinen Staaten: Oldenburg, Mecklenburg, die Städte und besonders Holstein sind das Zünglein in solcher Waage! — und welch' herrliche Erscheinung: es giebt nur eine Norddeutsche Fürstenfamilie: Preußens, Oraniens, Braunschweigs Prinzen sind ein Blut!

Die neuesten Englischen Ministerial-Zeitungen deuten bestimmt eine engere und enge Verbindung zwischen England und Preußen an — und es kann nicht anders seyn, schon in der Natur des Verhältnisses ist diese Verbindung begründet. — Dadurch wird aber in Preußen die Nothwendigkeit eines repräsentativen innern Systems herbeigeführt, sowie die Achtung für das föderative Deutschland, und liberalere Ansichten über Handel, Verkehr und Finanzen. Wie man in England über Deutschlands Verfassung denkt, beweist die Nota oder vielmehr Protestation des Grafen Münster beim Schluß des Wiener Kongresses.

Dies wäre Norddeutschland: die herrlichsten Zeugnisse weiß ich über den Willen der Oesterreichischen Fürsten und wir werden zu thun haben, in Norddeutschland uns nicht überbieten zu lassen. Der Oesterreichische Beobachter stellt in offiziellen Aufstellungen vortreffliche Grundsätze auf.

Du nicht, aber andere, besonders solche, die die Erbärmlichkeit der Haupttriebfeder im großen Räderwerk kennen, werden gegen meine leichtfüßigen und leichtherzigen Hoffnungen viel feines und gründliches einzuwenden haben — ich gebe das zu — aber einmal mit dem Räderwerk stockt es: die Uhrmacher haben auf solche Federkraft als sich jetzt gezeigt hat, nicht gerechnet! Alle vorige Kabinets-Berechnung trifft nicht, es muß also aus dem Stegreif gehandelt werden und so gewinnen Männer von Kraft und Selbstständigkeit immer mehr Thätigkeits-Raum.

Für meine guten Hoffnungen und vortrefflichen Ansichten führe ich aber noch an, daß mich die Erfahrung gelehrt hat: „wie man die Menschen nimmt, sind sie, mit sehr wenig Ausnahmen." Nehme ich einen Zweideutigen oder Jämmerling für edel oder tüchtig — gleich bemüht er sich, so zu seyn und zu scheinen, und wenn auch nur letzteres ist, ist viel gewonnen und Gott schiebt nach.

Laß uns nur unsere Gouvernements und Minister (Fürsten und Feldherren sind aus zweierlei Ursachen schon über alles Lob erhaben) edel, groß, als excellent und Excellenzen nehmen und der Welt in brillanten Tableaus so conterfeyen, was gilt's — sie werden so! Wozu aber alles dies Edel-Treiben, werden andere fragen: glaubt ihr wirklich, daß die Menschen besser, reiner werden und hienieden ein Paradies? mit nichten, antworte ich, und behaupte sogar, die Menschen waren von jeher so gut und so wandelbar und sündhaft wie sie jetzt sind, vor Christi Geburt wie nachher und so werden sie bleiben bis zum jüngsten Tag! — aber alles geschieht zu Gottes

Ehre und sein Reich kommt immer mehr. Durch den allgemeinen Ausdruck der Menschheit muß sich immer mehr Gottes Ebenbild „die Wahrheit“ ausbilden und ausdrücken und dadurch wird immer der einzelne Mensch bloßer in seiner Sünde dastehen, und Mangel an Erkenntniß nicht vorschützen können, sondern als Sünder Gottes Gnade sich in die Arme werfen.

So mein Freund reime ich mir unsere Zeit und reime ich mich zu derselben, und darnach ist mein Streben eingeleitet und eingerichtet. Uebrigens gehöre ich zu den Sündern und weiß, wo mich der Schuh drückt.

Nachdem Du Seher mich einige Wochen betrachtet und beobachtet hast, bedarf es wohl kaum noch Confessions. Der Deutsche bedarf überhaupt solcher nicht gegen den Freund, was dieser nicht sieht vor und nach Tisch, auch während desselben, ist entweder gleichgültig oder ein anständiges Geheimniß.

Du schreibst, ich sollte Dir erstaunlich oft schreiben, dies erstaunlich viele, bitte ich für oft zu nehmen und mir oft auf diesen Brief zu antworten.

Von Stolberg dem Vater, habe ich einen männlich gefaßten Brief über den gefallenen Sohn!

Empfiehl mich der Frau Baronin auf's Herzlichste.

Dein treuer

Fr. Perthes.

Hamburg, den 1. October 1815.

Mein geliebter und verehrter Freund!

Mit den Heften des Nieder-Elb-Merkurs, wovon das letzte Deinen mir gütigst mitgetheilten Aufsatz enthält, muß ich aus Drang des Innern Dir doch einige Worte schreiben, ohnerachtet des Gedränges der Welt um mich. Du erinnerst Dich, daß am Abend der großen Nachrichten hier ein reicher und tüchtiger Mann mir schrieb, etwas für die ärmeren Mitbürger zu veranstalten und ich Anstand nahm, weil ich wußte, wohin das führt, und ich wirklich mein bescheiden Theil habe. Meine Frau, die hinterdrein dann klagt, auch brummt, wenn ich wie gebrannt vorwärts treibe, trieb mich den Abend, nichts zu unterlassen; daraus ist denn wieder ein Uebermaaß geworden. — Aber welches auch! — Wir bekamen gleich zum Unterricht Kinder armer Eltern 30,000 Mk. zusammen, und hoffen noch viel mehr dazu zu bekommen.

Nun haben wir denn unsrer zwölf die Stadt durchsucht und was und wieviel herrliche Kinder haben wir gefunden! Gottes Segen ist noch recht bei unserm Volk! siebenhundert haben wir bereits aufgenommen. — Ein solches Geschäft und Betreiben ist in dieser immer auf's Allgemeine hintreibenden Zeit, die Menschen wie Summen von Zahlen verrechnet, recht heilsam. Man fühlt wieder recht in sich, was man eigentlich im natürlichen Zustand, in der Sorge für die nächste Erdscholle, seyn sollte hienieden. — Wovon das Herz voll ist, geht der Mund über, also die Kinder quollen heraus.

Dein Dr. Schwabe*) ist hier gewesen und er wird mit mir zufrieden seyn. Er ist ein guter junger Mann und ein recht braver doppelter Schwabe.

Der Legationsrath**), der einer von der Feder ist, obwohl er sich vom Schwerte schreibt, hat mir einen langen sehr interessanten Brief aus Paris geschrieben, den ich Dir gerne mittheilen möchte; dieser Mann ist doch von großem Verstand! er sitzt hinter dem ungeheuren Weberstuhl jetziger Verhältnisse und möchte auch nicht ein einziges derselben loslassen, weil es doch etwan einmal nützlich zu brauchen wäre; wie ein Tausendfuß sitzt er da und spielt mit jedem seiner Glieder in den Fäden herum! — er wird im Spiel hangen bleiben und hülflos sich zu Tode zappeln.

Unser Heß hat ein böj' Buch geschrieben über die Hamburg'schen Begebenheiten, Agonien betitelt; ich mißbillige es sehr! aber es ist ein Buch voll Geist und Kraft, so wie der Verfasser der genialste Mensch, den ich jemals gekannt habe! Edelmuth, Großmuth, Unschuld, ernster Wille nach dem Reinen, Rechten, und doch im Grundprincip des Wesens Haß und Rachgier! Gott ist nicht mit ihm. Die erste Auflage ist gleich vergriffen, von der zweiten sende ich Dir ein Exemplar. Heß ist nach Paris gereis't.

Was ist das für eine Begebenheit, die durch Schmalz

---

*) Wahrscheinlich Gustav Schwab.

**) Varnhagen von Ense?

Schrift*) zu Weg kommt und officiell sich ausspricht in den Anzeigen, die allenthalben verbreitet werden? Die im Hamburger Korrespondenten war von B. v. K.! Ey! Ey! so wüthet ihr ja selbst in eurem Eingeweide; — wohin soll dies führen? Ueber den Frieden, wenn er schlecht genannt wird, klage ich nicht. Gefahren von außen müssen auch noch künftig die Regierungen bedrohen, um daß diese das Volk bedürfen. Wären nur auf ein halbes Jahrhundert die Staaten-Verhältnisse dermaßen in's Gleichgewicht gestellt, daß Ruhe, Friede überall in Europa wäre, so würde auf keinen Wunsch, kein Recht des Volks geachtet werden und alles in dem alten verfassungslosen Zustand bleiben. Konstitutionen machen sich nicht, die Zeit, die Geschichte macht sie, und Thoren sind's, die nur gleich alles mit Schneiderscheere einrichten wollen; aber anfangen muß man doch, und dieser Anfang — ach! das ist so schwer den Herren, die regieren und verwalten, sich drein reden zu lassen!

Bei dem Kinderling bist Du, herzgeliebter Freund, mir oft eingefallen und noch etwas, was Du beginnen könntest, Du, der Du Unschuld und Einfachheit der Jugend hast, Religion und Vaterland, und Schwert und Leier in Herz und Kopf trägst! Es ist unsern Volksschulen ein vaterländischer, historischer Katechismus nöthig, der der Jugend einprägt, wie wir überhaupt von Gott her-

*) „Ueber politische Vereine und ein Wort über Scharnhorst's und meine Verhältnisse zu ihnen." Dagegen schrieb Niebahr „über geheime Verbindungen im Preußischen Staat und deren Denunciation." 1815. Auch Schleiermacher. S. den Brief der Gräfin Louise.

kommen, wie das Menschengeschlecht mündiger geworden, sich durch Sünden wieder zur nothwendigen Abhängigkeit zurückführt, bis der Erlöser kam, wie das Christenthum über die Völker sich verbreitete und wie die Natur durch das Drängen der germanischen Völker ihrerseits dem Christenthum menschlich Weg bereitete, wie wir Deutsche dann neu geboren aus dieser neuen Weltgestalt hervordringen und wie bei uns der Saame der bessern Z 'kunft erhalten wurde und noch bewahrt ist.

Ich verstehe es nicht so anzugeben, Du wirst den Anklang gleich in Dir haben! wenig Bogen müßten es seyn, in Frag' und Antwort oder doch in kurzen Sätzen. Gelänge dies, ein vor Gott und Menschen unschätzbares Verdienst würde der Geber sich erwerben. Schrieb doch Gerstenberg: Ole Madsons Katechismus für den Reitersmann.

Wie geht's mit Deiner Gesundheit? ich hoffe Deine Uebel liegen etwas in der Einbildung. Meine Karoline leidet noch fortdauernd und macht unsere Tage trübe; doch hoffe ich noch auf gründliche Besserung. Sie und Agnes grüßen Dich herzlich, so auch Deine Marie. Empfiehl mich Deiner Gemahlin auf's angelegentlichste.

Dein getreuester

Fr. Perthes.

Hast Du Schlegels Vorlesungen über alte und neue Litteratur gelesen? Das ist ein treffliches Buch.

Hamburg, den 10. December 1815.

Nur einige Worte des Angedenkens, mein verehrter und theurer Freund. Dein Brief vom 10. Novbr., viel über Dich und von Deinem Beruf und Deinem Treiben in Berlin enthaltend, war mir sehr lieb und angenehm. Nur immer am mehrsten von Dir selbst, Dein Spiegel enthält immer das Reichste der Welt. Wo und wie Du auch immer auf's Volk wirken magst, wirst Du immer, bleibst Du Dir selbst getreu, es Gott zu Ehren thun — also auch auf den Brettern. In so lebhaft bewegter Zeit ist hier vielleicht der sicherste und wirkendste Eindruck zu schaffen, nur bitte ich Dich, sey mäßig in Mittheilungen Deines religiösen Gefühls, oder vielmehr Deiner Ueberzeugung von unserer heiligen Religion. Auf's Theater gehört Leben und Natur, d. h. das Schicksal, aber nicht der Trost darüber; — den suche der Mensch in seinem Kämmerlein oder im Tempel, und Gott wird das Herz ihm erschließen.

Du erwähnst des Streites von Schmalz und Niebuhr; ich betrachte diese beiden nur als Tirailleurs — große Kolonnen sind hinter den Bergen! — genau genommen, der Ausdruck: Jugend und geheime Verbindung, gegen welche der Angriff gerichtet ist, bedeutet: Volksgeist, öffentliche Meinung dieser Zeit, Verfassung, Landwehr, Landsturm ꝛc. — Ueber geheime Verbindung, meine ich, haben wir uns bei Deinem Hierseyn ausgesprochen, und ich theilte gänzlich Deine Ansicht, Deinen Widerwillen dagegen.

Die Erfahrung hat mir ein Urtheil über deren Unnöthigkeit gegeben: in Hamburg war keine Verschwörung, keine Verabredung, keine Verbindung, und vielleicht stand kein Hamburger in einer solchen, und dennoch fand ein so Gemeinschaftliches statt. Aber gegen gleichstimmiges Gefühl, gegen gleichmäßige Erfahrung und darauf sich gründende Ueberzeugung, geht keine Macht an! — ein größeres Zeugniß für diese Wahrheit ist noch nicht gegeben worden, als in Richelieu's Rechtfertigung des geschlossenen Friedens. Siehe: „die Monarchen haben Einfluß auf die Völker durch ihre Gewalt, die Völker aber noch größeren auf die Monarchen durch die öffentliche Meinung." — Niebuhr's Schrift ist trotz aller Forçe schwach und auch nicht ganz aufrichtig; stärker verwunden kann man Niebuhr nicht, als durch Schmalz Aeußerung: „glaubt denn Niebuhr in seinen Darstellungen über Verfassung gegen mich zu sprechen? er ist ja meiner Meinung!" — Dagegen wie herrlich ist Koppes Stimme eines Preußischen Staatsbürgers! gediegen, voll Geist, Geschäftskenntniß, voll wahren National-Gefühls: Deutsch-Preußisch! — O trag' doch dazu bei, diese Schrift recht allen Preußen an's Herz zu legen. Dagegen welche Mittel auf der andern Seite: im Hamburger Korrespondenten Recensionen im Voraus zu veranstalten, die Koppes Schrift als für jene Partei sprechend, anzeigen! — wer so schlecht ist, ist immer dumm. Große Zeichen der Zeit offenbaren sich, man achte auf der Vögel Flug. — —

Die Jonischen Inseln werden das Mittel werden, die Griechen wieder in die Reihe der Europäischen Nationen

treten zu lassen. — Die Vereinigung der protestantischen Kirchen, zu Gunsten der Protestanten in Frankreich zu wirken, wird wieder Eine Kirche bilden! —

Freilich wir, wir werden alt während dieses Ganges der Zeit; wer aber wollte nicht im Gange seyn, deshalb weil hinter den Bergen und Thälern noch andere derselben Art sind, die zu erreichen nicht eines Tages Sache ist und die mit frischerem Auge, mit ungetrübtem Sinn zu sehen, man erst sich zur Ruhe legen muß.

Niebuhr's Aeußerung über die Befestigung Hamburg's glaube ich so beantworten zu können: Hamburg's Bestimmung für sich, für's Vaterland, für die Europäischen Völker, ist, einen Punkt abzugeben, der Kommunikation, der Cirkulation, des Umtriebes, des Vertriebes, des Erwerbes und Verbreitens — kann man, will man solche Punkte nicht haben? oder: findet man Hamburg nicht als den rechten? oder weiß man einen bessern? — diese Fragen sind zu beantworten. Findet sich an anderem Ort ein Deutsch-Europäischer Kommunikations-Punkt nnd erfordert die Sicherheit Deutschlands, daß grade der Ort Hamburg fest seyn muß — so wird sich dies finden, befehlen läßt sich's nicht. Das kann ich nicht glauben, daß N. meinen könne, ein solcher Handlungsort und eine Festung würden zusammen bestehen?! — unsere Sicherheit muß in unserer Gesinnung bestehen — und ist unsere Vertheidigungskunst mit der Belagerungskunst gleichen Schrittes? Trotz der Montalembertschen Thürme, werden unsere Waarenläger und Banken den Congrev'schen Racketen ꝛc. ꝛc. bald zum Raube werden.

Koppe hat wohl recht, wenn er alle Theoretiker und Schriftgelehrten von der Volksrepräsentation ausschließt.

Ich habe von Dir noch einen Brief vom 28. Septbr. vor mir, worin aber so eigentlich nichts zu beantworten ist; dagegen hast Du noch einen hinter Dir und Deinem letzten Brief an mich, worin ich Dich unter andern zur Anfertigung eines deutsch-vaterländischen, geschichtlichen Katechismus für's Volk aufregen wollte. Für Deine Stolberg's-Ode herzlichen Dank! mir, der ich Menschen und Gegend und Deine Wallfahrt zu beiden kannte, hat sie ganz ungemeine Freude gemacht. Graf C. Reventlow war einige Tage hier. Das ist ein trefflicher Mann.

Herzliche Grüße von meinem Hause an das Deinige. Leb wohl, geliebter Freund! empfiehl mich Deiner Gemahlin.

Schreib' bald wieder.

Dein treuer

Fr. Perthes.

Jean Paul Friedrich Richter.

Jean Paul Friedrich Richter, geb. den 21. März 1763 zu Wunsiedel in Baireuth, starb als Hildburghausenscher Legationsrath zu Baireuth den 14. Novbr. 1825.

Baireuth, den 30. Juni 1810.

Ihr treffliches Werk hab' ich erhalten, aber gegen Ihre Vermuthung, wenn nicht gar besser, doch ebenso schön als den ersten Theil gefunden, und darüber in der

Heidelberger Recension gesagt: daß hier nicht der jüngere Bruder desselben, sondern der erstgeborne Zwillingsbruder erscheine. Die Recension setzt meinen Brief fort! Lange, lange hatt' ich eine solche poetische Erquickung nicht.

Den Roman Ihrer Gattin, auf welchen mich Varnhagen und meine frohe Erinnerung eines verlebten Abends mit ihr so begierig machen, hab' ich noch nicht bekommen.

Cotta hat — wie er schreibt — schon zu viel für seine Kräfte, (nämlich der Gesundheit) übernommen, bittet Sie aber, ihm in's Morgenblatt so viel Sie wollen zu senden. Aber in Nürnberg ist ein neu angehender Buchhändler, Schrag, zugleich reich und brav, welchem Sie mit einem Manuscripte Freude machen würden. Sie können Sich, wenn Sie es der Mühe werth finden, auf meinen Wunsch berufen. Ihre Freude über die meinige an Ihrem Sigurd that mir gleich wol und wehe; denn beim Himmel, das Publikum hat Sie noch nicht genug erkannt. Ihre Werke halten — was sonst sogar sehr gutes bei mir nicht vermag — das zweimalige Lesen hintereinander zum Recensiren bei mir aus. Gebe der Himmel und Sie, daß mein Wunsch in der Recension, daß Sie mit dem Zauberstabe Ihres Minstrels aus den hohen Hühnen-Gräbern des nordischen Heroenthums noch mehrere große Schatten vorrufen und herausnöthigen in unser kleines Tageslicht, von Ihnen erfüllt werde. Vor der Hand weiß ich den Zweiten nicht, der den Wunsch erfüllen kann.

Ihr und Ihrer Gattin Freund

Jean Paul Fr. Richter.

1. N. S. Sie sollen nicht übersetzen, sondern übersetzt werden; denken Sie an meinen öffentlichen Wunsch, daß Sie das nordische Heroenthum emporheben wollen möchten.

2. N. S. Ich möchte Sie mal gesehen haben; mein Inneres hätte Ihres gefunden und wir wären wol beide froh gewesen.

Friedrich Rochlitz.

Friedrich Rochlitz, geb. den 12. Febr. 1770, starb als Hofrath in seiner Vaterstadt Leipzig den 16. Dezbr. 1842. Als theoretischer Schriftsteller über Musik, wie als Erzähler, dessen Dichtungen sich durch psychologischen Gehalt auszeichnen, rühmlich bekannt.

Leipzig, den 12. Januar 1819.

Ihren Brief vom 10. Dezbr., guter, treuer, herzlieber Freund, fand ich vorgestern bei meiner Rückkehr aus Dresden. Ich hatte den Wünschen meiner Frau, Weihnacht und Neujahr mit all den Ihren dort recht eigentlich familienmäßig zu begehen, nachgegeben, und bin von Mitte Dezember bis jetzt in diesem schönen Orte gewesen. Damit ich aber durch Briefe, die so selten Gutes bringen, nicht gestört würde, hatte ich keine mir nachsenden lassen: und so blieb denn auch der Ihrige, der es — o ja, wahrlich — brachte, hier liegen. Nehmen Sie Dank, treuherzigen Dank, für alles, was er enthält: von dem lieblichen, mildfreundlichen Gedicht an, durch

die Versicherung Ihrer hergestellten Heiterkeit und die Anfrage über die Journal-Männer hindurch, bis zum Wunsche eines seligen, fröhlichen Weihnachts- und Neujahrs-Festes! Ach, es thut doch gar wohl, wen man ehrt und liebt, zufrieden, theilnehmend, und sich selbst auch ihm nahe und treu zu wissen! Seit ich mich vom Mai meines Lebens entfernt habe, hgt jedes Jahr, wie ein neuer Windstoß, etwas von seinen Blüthen mitgenommen; und mag Gott wissen, was noch alles fallen wird, bis ich falle: aber das milde Bewußtseyn meines Verhältnisses zu gar manchen herrlichen, edeln und hochgestellten Menschen — und darunter freilich auch zu Ihnen — das soll mir bleiben, so lange mir Bewußtseyn überhaupt bleibt.

Nun zur Beantwortung Ihrer Fragen! — Halten Sie den alten Müßiggänger wirklich für werth, daß etwas so Schönes von ihm öffentlich ausgesprochen werde, als Ihr Gedicht ausspricht: so kann ich's ja nur mit Dank und bescheidener Freude aufnehmen, wenn Sie es wirklich öffentlich aussprechen. Es kann und soll mir dann zugleich als Gegenhalt dienen gegen die Vorwürfe mehrer, zum Theil sonst sogar nicht übler Taschenbüchler und Zeitblättler, welche, nach ihrer Eigenthümlichkeit mehr oder weniger grob, hochfahrend, sogar drohend, mir ein Vergehen daraus machen, daß ich ihre Einladungen mehre Jahre abgelehnt und nun Knobloch'n etwas gegeben habe; zwei geben mir sogar zu verstehen, daß, wenn ich so fortführe, und nicht entweder gar nichts oder zugleich ihnen etwas gäbe, (das hieße endlich: allen), so würden sie sich

ihres Einflusses auf die öffentliche Meinung, und vermittelst deren auf die Autoren erinnern u. dgl.

Wenn Sie diese saubere Offenherzigkeit erwägen, (welcher ich übrigens allerdings nicht ein Haar breit weiche), so sehen Sie, wie schön die deutschen Flugblättler den französischen nacheifern, und haben damit, denk' ich, zugleich die Antwort auf Ihre, dieselben, und manche ihrer Aeußerungen über Sie oder Ihre Werke, betreffende Frage. Die Einen, die eine gewisse Energie — Stirn — oder wie Sie das nennen wollen, was die Rohheit der Jungen gewinnen und der Schlaffheit der Alten imponiren soll, besitzen — diese wollen für ihre Blätter, Taschenbücher ꝛc. Autoren, wol auch nur Namen, pressen, wie Engländer Matrosen für ihre Schiffe: die Andern wollen selbst nichts weiter seyn, als Colporteurs und Sammler, und glauben ihre Unparteilichkeit aufs klarste darzuthun, wenn sie alles, für und wider, woher und wohin, aus welchen Ursachen und mit welchen Absichten eingesandt — drucken und wieder drucken lassen. Unter letzte gehört denn auch unser eleganter Müller; der übrigens ein gutmüthiger, dienstfertiger, sogar ängstlicher Mann ist. Ihm imponiren seine eigenen Mitarbeiter; besonders der Müllner. Er läßt — namentlich gegen Sie — mit Seufzen drucken: aber er läßt's! — Was nun da zu thun? Ich weiß es nicht; denn ich begreife, daß, da nun einmal die Menge solchen Blättern beträchtlichen Einfluß auf ihr Urtheil verstattet, es für keinen Schriftsteller ohne namhaften Erfolg seyn kann, wie sie sich (besonders wiederholt und gleichsam feststehend) über ihn äußern: die Redacteurs aber durch eigene

Beiträge zu gewinnen, halte ich, wo nicht für unwürdig, doch für nachtheilig, weil man damit viel Geist, Kraft und Zeit versplittert, und am Ende doch für vergebens, weil ihrer zu viele sind, als daß man sie alle befriedigen könnte, und durch die Befriedigung Einiger die Begier der Andern nur um so mehr gereizt wird. Da habe ich denn seit langen Jahren mir den Weg vorgezeichnet: Ich schreibe, was ich will und kann; gebe von jenen insgesammt gar keinem etwas — es müßte ein ganz besonderer Fall eintreten, wo die Sache selbst, nichts Persönliches oder sonst Absichtiges, mich veranlaßte — habe aber mich selbst allmählig gewöhnt, bei allem, was in solchen Blättern gegen mich gesagt wird, vollkommen gleichgültig zu bleiben, und über den Einfluß desselben auf die öffentliche Meinung, mithin auf die Schicksale meiner Schreibereien und gewissermaßen meiner selbst, gleichfalls. Ist dies Verfahren weltklug? Schwerlich! Nützlich? Gar nicht! Gut? Vielleicht! Ehrlich und nicht übel? Gewiß! Da es nun aber nichts weiter, als dies, ist: so fällt es mir auch gar nicht ein, es Andern, namentlich Ihnen, anpreisen, anrathen zu wollen. „Eines schickt sich nicht für Alle!" Doch habe ich es Ihnen, auf Ihre Anfrage, im Vertrauen mittheilen wollen, eben weil ich nicht weiß, ob es nicht auch für Sie sich schicke. Selbstbeherrschung und Konsequenz verlangt es; und, bringt es freilich keine Vortheile, so kömmt man doch damit durch. —

Darf ich, ohne unbescheidenes Drängen u. dergl., bitten, deß eingedenk zu bleiben, was Sie Knobloch's Almanache für künftiges Jahr so wohlwollend zugesagt

haben? Ich kann schon jetzt versichern: Sie werden sich der Nachbarschaft keineswegs zu schämen haben.

Und hiermit: Gott befohlen! Aus treuem, redlich ergebenem Herzen drücke ich Ihnen die Hand im Geiste, da ich's nicht anders kann!

Ihr

Rochlitz.

Gotha, den 23. August 1819.

Hier, mein theuerster Freund, auf der zweiten Station meiner Rheinreise, die mir Geist und Blut erfrischen soll, erreicht mich das erste vollständige Exemplar unsres Taschenbuchs, das mir der Verleger nachgesendet; und, Ihre „Burg Wart" — vor den Augen, kann ich dem Drange nicht widerstehn, Ihnen sogleich meinen Dank nochmals auszusprechen, den Ihnen dann Knobloch gleichfalls mit dem ersten Exemplar des Büchleins nachsenden mag. Wie mich dieses Ihr herrliches Charakterbild beim ersten Anblick ergriffen: darüber hab' ich Ihnen früher Nachricht gegeben; jetzt lassen Sie mich nur hinzusetzen, daß es mich auch bei wiederholtem Anschaun kaum weniger stark, nicht weniger innig und schön berührt hat. — Aber ich habe Ihnen ja auch noch für Anderes zu danken: für einen lieben Brief und eine reiche Sendung. Beides ist mir hier nicht zur Hand: wäre es aber auch, so fehlte es, mir an Zeit, jetzt darüber mich zu verbreiten. Das Einzige sey bis auf Weiteres erwähnt, daß ich mich, was das Werkchen „über den deutschen Adel ꝛc." anlangt, da

wo gesprochen wird von dem, was ist, mehr zu Perthes, wo von dem, was seyn sollte, zwischen Ihnen beiden halten muß. Der dritte, der gewissermaßen ein Mittelsmann scheinen möchte, ist wohl keiner; in Wesentlichem nämlich. Aber der treffliche Fouqué bleibt immer derselbe, auch wo man nicht unter sein Fähnlein sich stellen kann. Gott erhalte Ihnen Kraft, in allem, wo sie Posto gefaßt, Posto zu halten, muthig, ruhig, wohlthätig wirksam! Ach wir brauchen solcher Flügelmänner, und werden sie bald noch nöthiger brauchen! — Jetzt was Anderes! Unser Taschenbuch hat sich überall Achtung und Theilnahme, nicht aber so viele Käufer erworben, daß es in gleicher Gestalt fortgesetzt werden könnte. Als Galanterie, wofür man nun einmal diese Büchlein nimmt, ist es den Galanten zu ernst und zu bedeutend; die Andern lesen so etwas höchstens, kaufen es aber nicht. Es, eitlen Gewinns wegen, selber tiefer zu stellen, kann ich mich eben so wenig entschließen, als es, wie es nun ist, aufhören zu lassen. Und so will ich es denn — so weit das von mir abhängt, vollkommen wie es ist, und eher noch höher gestellt — von Jahr' zu Jahre fortgehen lassen, aber in anderer äußerer Form, und als Buch; was auch seinem Inhalte angemessener ist. Es soll alle Jahre ebenfalls gegen Weihnacht ausgegeben werden, und vom Verleger so ausgestattet, daß es auch, wie sein Titel seyn wird, als „Weihnachtsgabe, nicht für Kinder," dienen kann *).

*) „Jährliche Mittheilungen," erschienen Leipzig 1821—23, als Fortsetzung des Leipziger Kalenders für Frauenzimmer.

Dieselben Freunde, die mich bisher unterstützt, werden es künftig, und in derselben Weise: Jacobs, Bührlen, Heinroth ꝛc., zu welchen künftig auch Göthe zu treten mir versprochen hat. Möchten Sie doch dasselbe, und mich gleichfalls durch Ihr Wort bestätigen: denn alsdann ist dieses auch erfüllet! Thun Sie es, werther Freund; wir schaffen da wirklich was Gutes! Der Verleger bietet Ihnen, wie uns allen, dieselbe Entschädigung für aufgewendete Zeit; und unser Publikum wird durch jene Abänderung im Zufälligen hoffentlich ein achtbareres. Damit lassen Sie mich schließen. Zu der Michaelismesse denke ich wieder in Leipzig zu seyn. Vielleicht finde ich da Ihre Zusage, und mit dieser eine frohe Rückkehr. Daß, wenn Sie dann senden, es mir und dem Verleger um so erwünschter seyn werde, geschieht dies zeitig, damit der Druck früh beginnen und weniger kostspielig beendet werden könne: brauche ich Ihnen kaum zu sagen. Von ganzem Herzen

Ihr

Rochlitz.

Leipzig, den 30. Mai 1821.

Vor allem meinen herzlichen Dank, theuerster Freund, für Ihren Beitrag zu den „Mittheilungen.“ Sie haben die an sich schon interessante Sage durch Ihre Darstellung so zu heben und zu beleben gewußt, daß man davon nicht ablassen kann, bis Sie selbst davon abgelassen. So wird sie ein wahrer Schmuck des Buches, das, zu

meiner großen Freude, dies Jahr überhaupt sehr reich ausgesteuert auftritt. Vorzüglich mache ich Sie schon im Voraus aufmerksam — unter den Dichtungen — auf Raupach's Drama, der Traum ein Märchen oder das Märchen ein Traum, von ganz eigener Art und trefflich durchgeführt; auf Miltitz Erzählung, die Nacht zu Terracina, meines Erachtens der besten von allen, die er je geschrieben hat; auf Jacobs Novelle, die wenigstens im Glanz und in Vollendung der Sprache meisterhaft genannt werden muß ꝛc. und so glaube ich, Sie werden sich der guten Nachbarschaft freuen, und darin einen neuen Beweggrund finden, dem Unternehmen für immer treu zu bleiben.

Zweitens, bringe ich Ihnen hier meine „Auswahl" *) dar. Sie enthält nun einmal mein Bestes in diesen Fächern; und an Sie ist ganz besonders mitgerichtet, was die zweite Stanze der Dedication ausspricht: da müssen Sie ja das Buch aus meiner Hand erhalten, und die Bitte dazu: Blättern Sie es durch, zerstreuen Sie sich damit, und wo Sie etwas festhalten will, da lassen Sie sich festhalten! Ich sehe es wirklich als eine Art Abschied aus diesem Leben an, und so wird mir dabei auf eine eigene, wohlthuend wehmüthige Weise zu Muthe. Gebe Gott, daß mein letzter, mein allgemeiner Abschied aus diesem Leben etwas ähnliches von diesem habe. Die Verhältnisse jenes Buchs zum Publikum, wie sie sich ankün-

*) Auswahl des Besten aus R.' sämmtlichen Schriften. 6 Bde. 1821—22.

digten, ehe es da war, haben für mich manches Interessante gehabt: z. B. ausgezeichnete Männer, mit denen ich kein oder das entfernteste Verhältniß gehabt, haben sich lebhaft dafür verwendet: von Freunden — was man nun so nennt — für die ich lebenslang was möglich gethan, haben kaum einige davon Notiz genommen, andere sogar darauf gehäkelt; nicht unbeträchtliche Bestellungen sind eingegangen aus Provinzen, wo ich kaum glaubte, daß mein Name gehört worden, und Leipzig, für das ich (auch für sein öffentliches) stets treulich, auch mit namhaften Aufopferungen mich bemüht, wo ich der reichen Verwandten, Gastfreunde ꝛc. so viele zähle, hat, für Leipziger, zwei Exemplare auf schlecht Papier bestellt; in Wien hat man es, ehe es erschienen, ja selbst die öffentliche Ankündigung, verboten ꝛc. So ist die Welt! Nun: wir, liebster Freund, sind nicht so. —

Gott sey mit Ihnen, mein theurer Freund! lebenslang

Ihr

Rochlitz.

Leipzig, den 11. October 1821.

Ein Blättchen von mir, mit einem Exemplar unsrer „Mittheilungen" und Knobloch's Honorar, werden Sie eben erhalten haben oder dieser Tage erhalten. Ich will nicht wiederholen, was ich dort gebeten. Ich wollte, ich müßte auch nicht etwas zu dem, was ich über meine „Auswahl" dort gesagt, hier hinzusetzen!

Ueber diese schreiben Sie mir so belebt, so liebevoll,

ermunternd und erquickend, daß ich Ihnen nicht genug danken kann; zumal, da mir ein gutes Wort, eben über dies Unternehmen, eben in diesen Tagen, recht sehr noththat. Mehr oder weniger Aehnliches, aber stets lebhaft theilnehmend, wohlwollend und dankend, haben mir nämlich nicht nur Bekannte und Freunde, sondern selbst Männer geschrieben, die, gleichfalls unter die würdigsten gehörend, doch mit mir nicht im geringsten Verhältniß stehen — wie Heeren in Göttingen, Köppen, Schreyvogel ꝛc. aber das große, d. h. leider, das Publikum, welches das Glück eines Buchs macht und dem Verleger als alleiniges Publikum gilt und gelten muß — dies (Ihnen kann ich das sagen) nimmt fast gar keine Notiz davon. Der brave Verleger hat bisher es mir verborgen, um mich nicht zu kränken: jetzt, wo er zahlen soll, muß er's gestehen. Und warum muß ich diese niederschlagende Erfahrung machen? Jener verständige Mann und alle seine Geschäftsverwandten, denen er sich vertraut, sagen einstimmig: Einzig darum, weil auch nicht Einer von allen diesen Männern, die eines großen Ansehens beim Publikum genießen und sich zu Gunsten des Buchs erklären, dies in öffentlichen Blättern und mit seines Namens Unterschrift gethan hat; indem über solche Bücher und deren Ankauf einzig und allein diese Blätter entscheiden, in ihnen aber anonyme Beurtheilungen, sie müßten denn an etwas, das eben jetzt ohnehin die Geister heftig bewegt, geknüpft werden können — wenig oder nichts wirken. Nun denn: zu jenem kann ich Niemand veranlassen; ich kann das selbst, außer Ihnen, Niemand mittheilen; die zweite Hälfte

der „Auswahl" zu Ostern pünktlich zu liefern, halte ich mich selbst im Gewissen verpflichtet; muß es unter jenen Umständen seyn, so will ich sie dem Verleger lieber umsonst geben und mir im Leben noch mehr versagen, als jetzt schon geschiehet; und aufhören werde ich nicht, die etwanige Kraft, Andere zu erfreuen oder ihnen zu nützen, treulich anzuwenden, auch nicht, wo ich irgend es vermag, mich für Andere und ihre Unternehmungen zu bemühen. Amen! —

Daß bei der jetzigen, hoffentlich nur momentanen Lage der Buchhändler für die von Ihnen empfohlenen Ritter von Cremona ganz und gar nichts zu thun war, wenigstens hier auf dem Platze: das brauche ich nun kaum noch zu erwähnen. Ich habe mit drei achtbaren Buchhändlern darüber gesprochen: sie wollten sich darauf nicht einlassen und wenn sie das Manuscript ohne Honorar erhalten sollten.

Lassen Sie mich dies fatale, verdrüßliche Blatt — und auf ein so schönes, erfreuliches! — beschließen! Gott gebe Ihnen viel Freude, und, ist mir's gut, mir auch einige!

Ihr

Rochlitz.

Für alles, was Sie von meiner „Auswahl" sagen, kann ich nur danken, und immer wieder danken. Lieber Gott: bin ich denn eben solchen Antheils werth? Das bin ich wohl nicht; Ihr seyd nur so gut, ihn mir zu schenken, weil Ihr überhaupt gern schenkt — gern wohl-

wollenden Antheil schenkt — und ich dessen nur nicht geradezu unwürdig bin. Stolz oder gar eitel sollt Ihr mich ganz gewiß nicht machen, auch nicht im Allergeringsten: wohl aber mich bestärken in meinem Danke gegen Gott und Euch. — Die zweite (und für diese Fächer letzte) Lieferung wird so eben zu Ende gedruckt. Sobald ich Exemplare bekomme, bekommen Sie das Ihrige. Vielleicht bin ich dann nicht im Stande, darüber zu schreiben: so lassen Sie mich's heute thun, und heben das Blatt bis dahin auf. Im Ganzen wird diese zweite Hälfte der ersten wenigstens nicht nachstehen. Im Einzelnen verstatten Sie mir, Ihnen zum ruhigen Durchlesen Folgendes (in Bescheidenheit, versteht sich), anzuempfehlen: Ihnen, dem Gelehrten, den ersten Aufsatz des vierten Bandes; Ihnen, dem Christen, die „heilige Cäcilia" und was bald folgt im fünften; Ihnen, dem Freunde, das letzte Stück des sechsten Bandes. Mögen eben diese Stücke Ihnen wirklich Etwas seyn, theuerster Freund! Ich hoffe es; denn, wie höchstverschieden übrigens, sind sie doch vielleicht mein Bestes überhaupt.

Jetzt lassen Sie mich auch auf unsre „Mittheilungen III." kommen! Werden Sie sie denn auch dies Jahr bereichern, wie Sie früher sich vorgenommen hatten? und erinnern Sie sich denn, daß der Druck spätestens gleich nach der Ostermesse angefangen werden muß? Erwähnen durft' ich's; hinzusetzen darf ich auch, wiewohl das ganz unnöthig ist, daß mich ein Beitrag, wie jedes Jahr, gar sehr erfreuen würde: aber weiter auch nichts; kein Drängen, kein Ueberreden-Wollen u. dgl.

Ob mir wohl Ihr Psalm, besonders der letzte Abschnitt, mein frommer, und Ihr Bertrand, mein ritterlich-edler Fouqué, eben in diesen Stunden, Tagen, Wochen und Monaten wohl-, recht innerlichst wohlgethan hat? ob ich wohl von dem Dichter eben dahin gehoben worden bin, wohin er den Leser haben will; und mich ihm um so lieber überlassen habe, als er, der heiter und vertrauensvoll sich ergießende Dichter, zugleich mein geliebter Freund ist? ob es wohl ein Verdienst seyn mag um einen armen schmerzbeladenen Musenfreund, für den in seiner Noth so Weniges sonst passen will, ihn, z. B. in langen-langen schlaflosen Nächten, seinen äußern Zustand vergessen zu machen, indem der innere lebendiger erregt, gehoben und aufgeheitert wird? ob wol Einer, dem es so gehet, an den, durch welchen es ihm so gehet, mit Dank und Liebe denkt? Darauf antworten Sie einmal! Sie sehen, mein Blatt ist voll: ich kann Ihnen nicht mehr mit der Antwort entgegengehen. Ich kann nichts mehr herbringen, als: lebenslang

Ihr

Rochlitz.

Leipzig, den 12. März 1822.

Friedrich Rückert.

Friedrich Rückert, geb. zu Schweinfurt a. M. den 16. Mai 1789. bis 1841 Professor der orientalischen Sprachen an der Univer sität Erlangen, wurde von da zu gleicher Stellung mit dem Charakter eines Geh. Regierungsraths nach Berlin berufen.

Ebern bei Koburg, den 24. October 1814.

Hochzuverehrender Herr!

Schon lange stand es wie ein lichter Punkt der Hoffnung vor mir, einmal als Jünger der Kunst Sie, den Meister begrüßen zu dürfen. Daß dieses durch die Vermittlung meines väterlichen Freundes von der Bettenburg jetzt mir möglich geworden, verdank' ich diesem fast eben so sehr, als daß er überhaupt mich mit meiner Poesie vor die Augen der Welt zu bringen unternommen hat. Ich fühle, daß es etwas ganz anderes ist, bei seinen Bestrebungen richtende Blicke der Besten seines Volks um sich her offen zu wissen, als einsam für sich allein mit seinen Träumereien sich zu umspinnen. Es ist das ein verpflichtendes, heiligendes Gefühl, das ich hier nicht genügend auszusprechen vermag.

Truchseß hat mich wissen lassen, wie Sie meine deutschen Gedichte aufgenommen haben. Ich heuchle keine Bescheidenheit, wenn ich sage: Recht erwogen, begreife ich nicht, wie Sie, aus dem Mittelpunkt, nicht nur einer eigenen unbegränzten poetischen Welt, sondern auch eines so gewaltig bewegten öffentlichen Lebens Ihres Volkes, so stark theilnehmend herausblicken können auf das, was

ich zu bieten vermag, was ja gewiß die Spuren an sich tragen muß von meiner so sehr nebenausgeschobenen äußeren Lage, die an den Herrlichkeiten der Zeit auch nur den entferntesten Antheil zu nehmen, mich verhindert hat. Ja, wenn ich als Preuße das Vaterland mit hätte helfen befreien können, so würde ich einen andern Mund zum Singen aufthun.

Sie haben verheißen, über die deutschen Gedichte öffentlich zu sprechen, und vielleicht ist es schon geschehen, wenn Sie der Brief erreicht. Allerdings, obgleich schon mehrere Beurtheilungen davon erschienen sind (von denen ich in meiner Einsamkeit fast nur das Dasein erfahren habe), so werde ich mich doch erst dann als in's Publikum eingeführt betrachten, wenn es von Ihnen wird geschehen sein. Truchseß hat nun schon versucht, Ihr Urtheil in einem Punkte zu bewinden, nämlich wegen des Liedes eines fränkischen Mädchens; ich möchte dasselbe, in einem andern weit wichtigeren Punkte! — Es ist so gar übereilig mit der Zusammenstoppelung des Bändchens hergegangen, daß ich gleich acht Tage, nachdem Voß das Manuscript mit nach Heidelberg genommen hatte, ich es gerne zurückgewünscht hätte, um es nochmals zu sichten. Dann würde ich herausgeworfen haben, was ich jetzt leider blos, als mir mißfällig, Ihnen anzeigen kann. Die beiden ersten Abtheilungen, die zwölf Spott- und Ehrenlieder nämlich, und die ersten zwei Dutzend Sonette, sind mir noch recht; sie erscheinen mir beide als Ganzes, das man lassen muß, wie es ist. (Nur im Marschall Vorwärts Seite 13 streiche ich die dritte Strophe). Aber alles, was

nachher kommt, hat mich so geärgert, daß ich, um das Aergerniß wenigstens nicht vor Augen zu haben, es in meinen Exemplaren, soviel ich deren noch hatte, herausgerissen habe. Was gäbe ich darum, wenn ich es in allen hätte thun können! Es wäre dadurch zwar auch etwas gutes weggefallen, aber noch viel mehr schlechtes. Von der dritten Abtheilung (noch vier Kriegslieder) kann ich nur zwei Stücke gelten lassen, das erste und das letzte, das sogenannte Festlied, und: das ruft so laut. Der Kosack vorzüglich war schon längst verdammt, als zum Ueberfluß Ihre drei ankamen, die ihn aus dem Felde würden geschlagen haben, wenn er nicht schon draußen gewesen wäre. Die ganze zweite Abtheilung der geharnischten Sonette endlich erkenne ich als mißlungen; das Sonett überschreitet hier seinen gesteckten Kreis, es will aus dem lyrischen in's epische hinüber. Acht Sonette aus dieser Sammlung habe ich herausgehoben und mit sechzehn neuen zu einem neuen Doppeldutzend zusammengestellt, das nun, wenn nicht mein noch zu neues Urtheil irrt, dem ersten Doppeldutzend eher gleichkommt. Verzeihen Sie, daß ich Sie so ausführlich mit diesen Kleinigkeiten unterhalte; dem Anfänger ist es nachzusehn, wenn er wegen eines falschen Eindrucks seines ersten Probstückes in Sorge ist. Und ich wollte Sie auch gerne sehen lassen, daß ich gesonnen bin, streng gegen mich selbst zu sein.

Nun aber muß ich schon wieder Truchsessens Namen als Schild vorhalten, daß Sie mir einen neuen Angriff auf Ihre Güte nicht abschlagen können. Der gute liebe

Alte, der nun einmal meine junge Poesie zu seinem Pflegekinde gemacht hat, will, ich soll Sie um einen Verleger bitten für ein neues Werk, dem zum Erscheinen weiter nichts fehlt, als ein solcher. Sie müssen sich demnach gefallen lassen, daß ich Ihnen, so gut ich kann, eine Skizze gebe von dem, was es ist. Es soll den Titel führen: Kranz der Zeit, oder vielleicht auch: Ciliger Kranz der Zeit; und ist im Ganzen eine ähnliche Zusammensetzung wie die zwölf Spott- und Ehrenlieder, nur in viel weiterem Umfange, in Hinsicht der einzelnen Stücke und auch der Manier, welche letztere allerdings in den Spott- und Ehrenliedern sehr beschränkt ist, ich möchte sagen, etwas dürr oder nüchtern. Alles einzelne aus den Fluthen der Zeit habe ich, auf welche Art immer ich es zu Bild und Gestalt bringen konnte, in diesen Kranz der Zeit hereingezogen, bald als wirkliche Personen und Begebenheiten, bald als allgemeine Charaktere, bald auch als Allegorie oder Personification. Z. B. die Elster bei Leipzig singt von der Schlacht, die sie gesehn; das Volk der Hähne sitzt in Paris auf seinem Hofe; Nereus singt ein Triumphlied über den in seines Elements Gewalt gefallenen Napoleon. Allerlei einzelne Züge, Anekdoten, soviel ich habe habhaft werden können, sind romanzenartig verarbeitet, wie der General Vandamme in den Spott- und Ehrenliedern. Bei manchen kann ich eben so wenig die Wahrheit verbürgen, als bei eben diesem Vandamme. Doch ich sehe, daß aus allem diesen keine Ansicht noch Uebersicht der Sammlung hervorgeht. Die einzelnen Ueberschriften der Reihe nach zu geben, wäre

höchst langweilig, ich schreibe daher eine kleine aneinanderhängende Reihe, ganz gegen das Ende des Kranzes hin, ab, sämmtlich den deutschen Blücher angehend. In eben dem Maaße, als diese Stücke eine Erweiterung des Marschall Vorwärts pag. 12. in der ersten Sammlung sind, ist der ganze Kranz der Zeit eine Erweiterung der zwölf Spott- und Ehrenlieder; dieser Maaßstab wird so ziemlich richtig sein, auch um den äußern Umfang des Büchleins zu bestimmen. Nur das einzige muß ich noch hinzufügen. Die volksmäßige objective Darstellung der Zeit, die den Kern des Kranzes ausmachen soll, hat um sich noch als Zugaben einiges poetisches Beiwerk, eine Einleitungsode, dann neun Sonette, in welchen sich gleichsam das während der Arbeit mit unterlaufende Subject ausgeschieden hat, auch am Schlusse vermuthlich einige besondere Gedichte, die sich auch nicht haben mit einreihen lassen wollen, und doch eine Stelle begehren. Das ist nun das Ganze! Ich sähe es gerne schon morgen gedruckt, einmal um seiner selbst willen, aber fast noch mehr aus sehr materieller Rücksicht, nämlich um soviel Geld dafür zu kriegen, um wenigstens diesen Winter nicht mich hier einschneien lassen zu müssen, sondern nach Berlin zu gehn. Meine Verhältnisse sind so, daß ich diesen meinen heißesten Wunsch nicht wohl auf andere Weise zu erreichen hoffen darf. Möge es Ihnen doch nicht lästig sein, daß ich so unumwunden mit meinen Bedürfnissen mich an Sie dränge. Ihnen ist es sehr ein kleines, und mir dem namenlosen, verbindungslosen, sehr ein großes, ein solider zahlender Verleger! Ich stelle alles Ihrem

Ermessen und Ihrem Willen anheim. Wenn Sie statt des Kranzes der Zeit etwas nicht patriotisches geeigneter fänden, so habe ich auch einen Almanach der Sonette in Bereitschaft, bestehend aus verschiedenen Abtheilungen, deren eine: Amaryllis, ein Sommer auf dem Lande; eine andere: Athnesia, eine Apotheose; dann: April-Reise-Fragmente. Meine übrige Lyrik liegt noch zu sehr im Chaos, und weiter hab' ich nichts, einige dramatische Studien ausgenommen, die nicht zum Drucke bestimmt sind. Angefangen hab' ich noch politische Lustspiele (Possenspiele); wovon nur ein einziges kleines Stück: Napoleon und der Drache (die Revolution), fertig ist, aber auch noch ganz ungehobelt. Diese aristophanischen Lustspiele habe ich als Hauptarbeit der nächsten Zeit mir vorgesetzt.

So habe ich Ihnen denn mit schülerhafter Geschwätzigkeit aber mit reinem Vertrauen meine Angelegenheiten auf's Papier geschüttet, und, das fühl' ich jetzt, doch nichts rechtes gesagt von allem, was ich mir vorgenommen. Es scheint, daß ich in Prosa noch nicht recht reden könnte; ich kann's in Versen auch noch nicht recht, aber da merkt man's weniger. Verzeihen Sie demnach mein Stammeln, verehrungswürdiger Mann und würdiger Meister der Kunst, die mein einziges Besitzthum ist, und meine einzige Hoffnung. Sie sind reicher an beiden, und brauchten wohl eigentlich gar die Kunst nicht, die aber freilich wohl Sie zu brauchen scheint. Ich hoffe jetzt einen Kranz derselben von ganz neuer Art, Ihre Corona, recht bald zu genießen (neulich war in Bamberg noch nichts davon zu erhalten) und freue mich des übereinstimmenden Namens

meiner eignen Arbeit. Der Kranz wird übrigens vor der Krone sich bescheiden verneigen.

Ich freue mich beim Schlusse dieses Briefes, Sie, wie es auch immer sein mag, wenigstens gegrüßt zu haben, und sehe hoffnungsvoll einem erwiedernden Worte von Ihrer hohen menschlichen Freundlichkeit entgegen. In vollster Verehrung

der Ihrige

Friedrich Rückert.

Bettenburg, den 5. Januar 1815.

Hochzuverehrender Herr!

Auf der Bettenburg, wohin ich gleich zum guten Anfang des neuen Jahres wieder einmal habe wandern müssen, bin ich durch so vieles so lebhaft an Sie erinnert, daß ich trotz der Bedenklichkeit, noch nicht zu wissen, wie Sie meinen ersten Brief aufgenommen, schon einen zweiten schreiben muß; und zwar würde es ein recht weitschichtiger geworden sein, da gestern der ganze Tag zum Schreiben und Abschreiben bestimmt war. Da ist aber gestern Morgens der Bruder des Burgherrn, Ritterrath von Truchseß, der zwei Stunden von hier in den Bergen in Bundorf wohnt, zu seinem allwöchentlichen Besuch hieher gekommen, und da hat es eine lange Wistpartie gegeben, wobei ich an Lotharío und Jarno im Meister gedacht habe. Abends hab' ich noch Truchseßen einige Gesänge aus der Corona vorgelesen, die er mir schon

vorher nach Ebern geschickt hatte, weil er mit Recht geglaubt, einen solchen Genuß mir nicht lange vorenthalten zu dürfen. Da wir nun die frivole Neugierde nach der Entwickelung des Ganzen, die auch der gebildete Leser beim ersten Lesen nicht ganz von der Hand zu weisen vermag, beide schon hinlänglich gebüßt haben; so können wir nun desto genußfähiger die einzelnen Blüthenlabyrinthe dieser großen Dichtung durchforschen und durchspähen, wobei wir treulich die besonderen Lieblinge eines jeden von uns beiden gegen einander austauschen, die einzelnen Schönheiten einander vorrechnen; und das Resultat einer solchen Rechnung ist die immer wachsende Bewunderung des reichen Schöpfers. Ich für meine Person habe mich zum Ritter des Hundes Greif erklärt. Ich vermeide jedes fernere Wort, da Sie weder mein Lob noch meine Beurtheilung brauchen. Von mir selbst nur noch die wenigen Worte. Der Meinung von Truchseß, daß Sie im Drange von Beschäftigungen oder sonst wie, doch etwa meinen Brief und meine Bitten darin vergessen haben dürften, habe ich die feste Zuversicht entgegen gesetzt, daß es nicht so sein könne; sondern daß Sie uns (uns sage ich, denn Truchseß wünscht fast lebhafter als ich, meinen Kranz der Zeit gedruckt zu sehen, oder vielmehr zu hören) nur auf einmal mit völliger Entscheidung der Sache überraschen wollen würden, weshalb es nur gelte, die Zeit abzuwarten. Sie haben aber indeß in einem Briefe an Truchseß mir die Erlaubniß gegeben, etwas für Ihr Frauentaschenbuch einzuschicken; dieses wollte ich doch einstweilen besorgen. Leider habe ich gar nichts von Novellen oder

dem ähnliches; ich glaube schon in meinem vorigen Briefe Ihnen die Noth geklagt zu haben, daß meine Prosa noch ungeboren ist. Ich möchte Ihnen nun allerlei aus meinem Verschen-Vorrath abschreiben, damit Sie unter mehreren selbst etwas passendes auswählen möchten. Doch einmal fürchte ich, es möchte Ihnen etwa dieses Geschäft eben so verdrießlich sein, als mir selbst; theils muß ich es deswegen lassen, weil ich keine Manuscripte mit hieher genommen. Ich gebe also nur ein Stück (aus vier Stückchen bestehend), das ich eben hier auf der Burg vorfinde, wohin ich es als Theil einer größeren Zusammenstellung geschickt hatte. Wenn noch für eins oder das andere solcher Partien in Ihrem Buche Platz sein sollte, so werde ich unverzüglich nachliefern. Noch lege ich zwei Sonette, die ich eben auswendig weiß, bei, als Probe aus dem Sonetten-Almanach, von dem ich Ihnen geschrieben. Ob Sie auch diese aufnehmen wollen?

Nur noch ein Wort erlauben Sie mir über die Proben aus dem Kranze der Zeit, die ich Ihnen geschickt. Es hat sich darin wieder mancherlei Unkraut eingeschlichen, vorzüglich, soviel ich mich erinnere, in die Reihe von Blücher; dergleichen kann ich leider noch nicht immer in der Geburt ersticken; aber es auszumerzen bin ich immer bereit. Es ist dieses unterdeß schon geschehen; ich bitte Sie demnach nur, nicht etwa daraus etwas zum Nachtheil des Kranzes zu schließen, der so gut werden soll, als ich vermag. Es ist deswegen ganz gut, daß es nicht so eilig damit geht. Zum Theil wächst er immer noch, zum Theil ründet und ordnet er sich besser. Das Ganze,

denk' ich, wird 20 Bogen, oder etwas weniger sein, was ich Ihnen das vorige Mal bestimmt zu schreiben, vergessen zu haben glaube.

Zum Schlusse nehmen Sie noch meinen vorläufigen besten Dank für Ihre Anzeige in den Musen, die ich noch nicht gesehen habe, aber nächstens von Würzburg erwarte. Ich bin mit tiefster Verehrung

der Ihrige

Friedrich Rückert.

Gbern, den 12. Februar 1815.

Kaum war der ungeduldige Doppelbrief von dem Burgherrn und mir, seinem damaligen Gaste, abgegangen, als der Ihrige an mich mit den erwarteten Aufschlüssen einlief, die nun jenen meinen Zwischenbrief zum Theil überflüssig machen. Was demnach darin von Ihnen schon seine Antwort hat, bitte ich Sie, als nicht darin stehend anzusehn, nämlich das, was die von mir versuchte lyrische Darstellung der Zeit angeht, von der Sie mich völlig überzeugt haben, daß sie für mich nicht an der Zeit ist. Daß ich doch nun auch Ihren andern freundlichen Rathschlägen und Aufforderungen Genüge leisten könnte! Aber von allem, was ich aus meinem dramatischen Fache halb und ganz gemachtes hervorgezogen, kann ich mich nicht überwinden, auch nur etwas vor Ihre oder des Publikums Augen zu bringen; ich bleibe bei meiner Ueberzeugung, die Studien gehören in den Pult. Das Hauptsächlichste, was mich bisher verhindert, etwas rechtes

zu machen, war, daß ich immer das wirkliche Theater, als die nach meiner Ansicht, einzig wahre Grundlage alles dramatischen, im Auge hatte, und dieses war ich mir eben wohl bewußt, noch fast gar nicht zu kennen; so hatte ich denn ein gewisses Mitleiden mit meinen etwaigen Planen und Stoffen; ich wollte sie nicht in's Nichts hinaus arbeiten, sondern hielt immer mit ihnen zurück, hoffend, erst durch günstige Umstände an ein Theater und in eine Welt geführt zu werden. Es ist sehr gut gesagt: Lyrik ist die Poesie der Einsamkeit.

Von Truchseß, dem ewigen Wendepunkte meines litterarischen Verkehrs, habe ich nun auch das Stück Ihrer Musen erhalten, darin ich den Aufsatz über das deutsche Sonett mit freudiger Erschütterung gelesen habe. Ob ich Ihren Sinn ganz gefaßt, weiß ich nicht; mir selbst war nichts von dem von Ihnen angenommenen Gegensatz des deutschen Sonetts zum italischen bewußt; und jetzt mache ich mir Scrupel, ob ich denn doch nicht vielleicht blos auf jener Stufe stehen geblieben sei, welche andere Sonettkünstler, als eine bloße Unterstufe, übersprungen, nämlich beim Hervorbilden der Spitze, wie Sie es nennen. Ob wirklich diese Spitze die Spitze deutscher Sonettkunst sein mag? Wenigstens haben Sie Recht mit der Prophezeihung, daß ich dieser Waffe auch bei unkriegerischen Sonetten nicht würde entbehren können. Sie werden das selbst gefunden haben an den zweien, die ich jüngst in dem Briefe an Sie mit beilegte. Ich hoffe, daß das Ende dieser Entzweiungen, wie immer, so auch hier ein selbstbewußtes Zurückkommen auf den vorher unbewußten Stand-

punkt, und ein dann desto sicheres Feststellen auf demselben für mich sein werde. Ob ich etwas von dem getroffen habe, was Sie von dem Harnische der Stanzen Ihrer Zauberjungfrau Corona angedeutet haben, wenn mir dabei die Zeilen eingefallen sind:

Was, Troubadour, beschweret dich das scharfe
Zweischneid'ge Schwert? was, Ritter, dich die Harfe?

Oder Schlagreime, wie: Kniren, Niren; Grinzen, Wasserprinzen.

Sie werden mir erlauben, mich einmal besser über diese Dinge gegen Sie auszusprechen, wenn ich selbst erst besser mit mir darüber zu recht zu kommen weiß. Für jetzt kann ich Ihnen nichts bieten, als meinen herzlichen Dank für die so ehrenvolle als freundliche Art, mit der Sie mich dem Publikum vorgeführt. Ich werde mich nunmehr bestreben müssen, nicht blos mir, sondern auch Ihnen selbst keine Schande zu machen.

Ich bin mit vollkommenster Verehrung
der Ihrige
Dr. Rückert.

Bettenburg, den 3. Juni 1815.

Zwischen Ihrem letzten so freundlichen Brief und dieser Antwort liegt ein so ungeheurer Zeitraum, daß ich kaum die dort abgerissenen Fäden schicklich wieder aufzunehmen weiß. Vor 5—6 Wochen erhielt ich in Hildburghausen aus der Hand des Herrn Ritter von Truch-

seß, der dorthin zu Besuch kam, den Brief; und schon damals zweifelten wir, da eben die erste Nachricht von dem losgebrochenen Weltruhestörer sich bestätigt hatte, ob wir Sie mit unserer Antwort nicht statt auf Ihrem friedlichen Sitze wieder im Feldlager zu suchen hätten. Unterdeß hat sich hier auf der Burg eine weitläuftige Hochzeitgeschichte angesponnen, deren erster Theil die wochenlange Erwartung der Braut, der letzte das Haus voll Gäste war. Ich selbst war von Anfang bis zu Ende als Hochzeitgedichte-Lieferant mit darin verwickelt, und bin diese ganze Zeit gar nicht von hier weggekommen. Sie mögen selbst beurtheilen, wie gefährlich es war, aus solcher Umgebung heraus an Sie und in Preußenland hinein, nur zu denken, geschweige zu schreiben. Der neue preußische Flammeneifer, von dem wir hier gehört aber nichts gefühlt haben, hätte uns unfehlbar in der schönen Illusion eines beglückten Friedensstandes, in dem man mit aller Behaglichkeit und Umständlichkeit freit und sich freien läßt, stören müssen. Leider sind wir so schon darin einigermaßen durch russische Einquartierung gestört worden. Wäre die nicht, so wären wir hier wirklich noch recht tief im Frieden. Ein Landsturm auf dem Papier, der in solcher Art auch nie auf wirklichem Fuße wird stehen können, und ein Verbot, keine gefährlichen deutschen Kleider zu tragen, ist alles, was wir Neubaiern bis jetzt haben. Sie sehen, welcher Unterschied ist von Ihnen zu uns.

Edler Herr, Sie haben das vorige Mal Sorge gehabt, mich wegen des versäumten Feldzuges in Ihren

Augen entschuldigt zu sehen; was soll mich nun entschuldigen, da ich den neuen wieder zu versäumen im Begriff stehe? Meinen Familienverhältnissen, von denen Ihnen Truchseß geschrieben, darf ich es nicht aufbürden, sondern muß es auf mich selbst nehmen. Denken Sie einstweilen das Beste von mir; ich hoffe die Zeit noch zu erleben, daß meine Handelsweise (oder eigentlich Nichthandelsweise) vor Ihnen und meinen andern deutschen Freunden sich rechtfertige. Ich werde vorerst nichts thun, als hier unter meinen Landsleuten warten und zusehen; den Plan, nach Berlin zu gehen, habe ich natürlich aufgegeben; eben deswegen kann ich auch Ihrer schönen Aufforderung nicht folgen, mich an Ihrer Hand auf das Berliner Theater führen zu lassen. Ich muß diesen Weg und Ihre Leitung dazu ruhigen Zeiten vorbehalten, wo nicht das Kriegstheater der kleineren spottet. Vor der Hand habe ich meine ganze poetische Thätigkeit darauf beschränkt, den sogenannten Kranz der Zeit noch fertig zu machen, für den sich redlich Cotta als billiger Verleger gefunden. Ich gehe so eben von hier nach Hildburghausen, wo Cotta will drucken lassen. Dann will ich den Himmel um Rath fragen, was weiter zu thun. Was Sie selbst betrifft, hochverehrter Herr, so wünschte ich wohl mit manchen andern Freunden, Sie möchten sich diesmal nicht wieder durch den Ruf des Krieges den friedlichen Musenkünsten entziehen lassen, obgleich Sie das vorige Mal auch der Poesie aus dem Feld eine Corona mitgebracht. Doch was Sie auch wählen werden, es wird das Rechte und das Beste sein. O daß auch ich es so treffen möge!

Ein herzliches Lebewohl und eine zuversichtliche Bitte um Ihre Freundschaft! Mit Achtung und Verehrung

der Ihrige

Rückert.

Stuttgart, den 3. Januar 1816.

Hochwohlgeborner hochzuverehrender Herr!

Ich bin seit einigen Wochen in Stuttgart, um an der Redaction des Morgenblattes Theil zu nehmen; wenigstens wünschte ich für diese erste Zeit nicht vor'm Publikum als wahrer alleiniger Redacteur dazustehn, da bei dem Schlendrian, der einmal eingerissen, und nicht auf einmal verdrängt werden kann, damit keine rechte Ehre zu verdienen ist. Eine schwere Probe der Unordnung unter dem aufgehäuften Material ist, daß ich beim Durchwühlen desselben eine Anzahl Gedichte von Ihrer Hand aufgefunden, die ich sowohl daran, als am innern Wesen sogleich für die Ihrigen erkannte, obgleich, ich weiß nicht durch welchen Zufall, auf einigen Blättern mit Rothstift der Name Büsching angeschrieben war. Herr Haug hat auf meine desfallsige Erkundigung keinen Aufschluß zu geben gewußt. Die Gedichte sind: 1) die Mutter, in Alliteration; 2) der Wahnsinnige, in Terzinen; 3) des Lebens Herbstlied; 4) der Ungeliebte, Lied; 5) die Versuchung, eine Erzählung in Jamben. Ich bitte Sie in Herrn

Cotta's Namen und Auftrag um Verzeihung dieser unbegreiflichen Nachlässigkeit, und ersuche Sie, mir wissen zu lassen, ob diese vortrefflichen Gedichte, insofern Sie dieselben nicht indeß anders verwendet haben, noch in's Morgenblatt sollen aufgenommen werden. Nro. 4 kenne ich selbst als bereits gedruckt in dem Jahrbüchlein deutscher Gedichte; vorzüglich um Nro. 5 sollte es mir ernstlich Leid thun, wenn es auch schon gedruckt und dem Morgenblatte verloren sein sollte. Die Redaktion wird sich sehr geehrt fühlen, wenn Sie vielleicht auch künftig geeignete poetische oder prosaische Stücke aus Ihren reichen Schatzkammern dem Blatte wollten zukommen lassen. Ich behalte mir vor, Ihnen künftig ausführlicher zu schreiben, wenn ich erst das Geschäft, das mich jetzt etwas drückt, werde in leichten Gang gebracht haben, und ich Freiheit habe, an die eigentliche Poesie zu denken, als deren einstweiliger Handlanger ich bin mit Verehrung

der Ihrige

Rückert.

Stuttgart, den 6. April 1816.

Ich schicke Ihnen hier, Ihrer gütigen Einladung folgend, einen Beitrag zum künftigen Jahrgang des Frauentaschenbuchs; ein vor'm Jahr eingesandtes Gedicht, der Baum der Liebe überschrieben, das im heurigen Jahrgang keinen Platz gefunden hat, bitte ich Sie zu unter-

drücken, oder, wenn es in des Verlegers Händen sich befinden sollte, von diesem unterdrücken zu lassen, da ich es, weil ich gerade nichts schlechteres hatte, an unseren lieben H. Voß in Heidelberg für Schreiber's Almanach, wofür es gut genug ist, geschickt habe. Uhland, der Sie hochachtungsvollst grüßt, hätte gern was anderes mir mit zu besorgen aufgetragen, als den hier beifolgenden Brief, den man ihm zur Empfehlung und Beförderung an Sie zugeschickt hat. Leider ist dieser rüstige und besonnene Mitstreiter im Kampfe der Poesie gegen die Zeit in das lästige Berufsgeschäft eines Advokaten gezwängt, und bringt in den erkargten Nebenstunden fast nichts hervor als herrliche Plane und Entwürfe, deren Unausführbarkeit in seiner gegenwärtigen Lage mir wahrhaft Leid thut, sowie gewiß jedem, der ihn näher kennt. Neulich verabredeten wir uns, über ein gegebenes Thema einen Terzon zu machen; Uhland's Antheil ist fertig, und das ist wirklich das einzige, was er Ihnen für das Taschenbuch mittheilen wollte und konnte. Leider muß meine Saumseligkeit auch das vereiteln, da die mir zugefallene Hälfte noch immer ungemacht ist.

Truchseß, der gern seinen eigenen Genuß durch den seiner Freunde vervielfältigt, hat einen Brief an mich, Ihren letzten an ihn, von Berlin aus geschrieben, beigelegt, um ihn Wangenheim lesen zu lassen. Ich glaube, so etwas ist ihm eine gute willkommene, ja nöthige Stärkung zum tapfern Aushalten auf seinem Stande. Er dankt Ihnen herzlichst durch mich, und verkündet Ihnen, daß Sie nun bald etwas gewordenes zu Stande gebrachtes

zu sehen kriegen sollen; so wie er selbst durch Sie bestärkt ist worden in seiner Hoffnung, daß es auf dem nördlichen Pole bei Ihnen auch sich nicht minder gut machen werde, wie hier auf dem südlichen. Wenn aber erst die Pole leben, wird auch die Achse und der Umschwung um sie nicht ausbleiben.

Ihre Sängerliebe ist fast fertig, ich wünschte, ich hätte auch davon die Correctur übernommen, wie ich es bei Ihren Gedichten gethan, die auch rasch fortschreiten; ich bin so eben beim zwölften Bogen. Die meinigen sind dadurch in's Stocken gekommen, worüber ich nicht böse bin. Eins nach dem andern; und wenn Sie vorankommen, so komme ich nach. Cotta entschuldigt sich mit Mangel an Arbeitern. — Es thut mir in der That leid, daß Ihre Heldenspiele, Gott weiß, wie lang, liegen bleiben werden. Ich habe mir unterdessen das Verdienst darum erworben, den einen Helgi zu paginiren und die verschobenen Blätter zu ordnen. Wangenheim liest jetzt im Manuscript Baldur, den guten, zur Erholung — von So nehmen Sie einem nun, Stück für Stück, die ganze Edda vor'm Munde weg, daß einem nichts bleibt, als das Zusehen und das nothgedrungene Bewundern. Aber ich will mich nicht abschrecken lassen, und frischweg Herrn Völund dran kriegen, und wenn Sie ihn zehn Mal auch schon in der Schmiede hätten. Wenn er mir lahm aus der Arbeit kommt, so ist das in seinem Charakter, und darum habe ich ihn und keinen andern zu meinem Helden gewählt. — Bestimmen Sie doch vorläufig, wie es beim künftigen Druck mit den drei Helgi's gehalten werden soll;

ich habe ihnen provisorisch einen gemeinsamen Titel gegeben, ich glaube: die drei Helgi's, oder: Helgi in drei Heldenspielen. Oder wie soll es sonst heißen? Ihre hier liegenden Gedichte hat Herr Haug, in dessen Händen vorerst noch die ganze Redaction ist, noch nicht zum Abdruck in's Morgenblatt befördert; er soll dies aber sogleich thun; damit Sie dann bestimmen können, an welcher Stelle sie in Ihren Gedichten einzureihen sind, ohne daß Sie nöthig haben, sie abzuschreiben.

Mit innigster Hochachtung

der Ihrige

Friedrich Rückert.

Stuttgart, den 14. Mai 1816.

Hochzuverehrender Herr und Freund!

Durch Ihren jüngsten Brief haben Sie mir einen neuen Beweis Ihrer gar freundlichen Gesinnung gegeben; ich wünschte nur gleich alles auch zu Ihrer Zufriedenheit abthun zu können, was nämlich Ihre sehr wohl gegründeten Ausstellungen an meinen zwei Blumenhelden betrifft, denen Sie im Uebrigen eine Schätzung widerfahren lassen, die ich auf's gelindeste eine Ueberschätzung nennen muß. In jedem andern Munde, als dem Ihrigen, würde mir das freigebige Lob, das Sie zum Eingang spenden, eben nichts anders geschienen haben, als ein Eingang

zum nachkommenden Tadel. Aber ich weiß, daß das keine Maaßregeln in Ihrem Geschmacke sind, und auch Sie werden wissen, daß Sie solche Verzuckerungen gegen mich nicht nöthig hätten. Also nehme ich Ihren Beifall für baare Münze an, und danke Ihnen dafür, um so ernstlicher, als ich ihn wirklich sehr nothwendig brauchte, um meiner eigenen während des Abschreibens sehr gesunkenen Meinung vom Werthe dieser Arbeit wieder einigermaßen aufzuhelfen. Die ewige Blumenspielerei fing mir nach gerade an langweilig zu werden, und ich nahm mir wenigstens vor, nie wieder eine gute Menschengeschichte so zu verblumen. Aber wenn ich jetzt nur Rath wüßte, wie den Mißdeutungen der gefürchteten Vettern zu begegnen, deren Gezücht doch bei Ihnen so arg sein muß, wie ich mir's kaum hätte träumen lassen. Wohl wollt' ich, wenn auch nicht den Vettern, doch Ihnen zu Gefallen, noch mehr ändern, als Sie verlangen; leider habe ich nur kein Manuscript mehr, nämlich kein vollständiges mit dem Ihnen überschickten übereinstimmendes. Ich hatte das Gedicht im vorigen Sommer auf der Bettenburg (die Sie als den Schlußstein desselben wohl werden erkannt haben) in einigen Nachmittagen so hingesudelt; das soll man, wie ich hintennach gar wohl fand, am wenigsten mit Terzerinen thun, in die etwas hineinzukorrigiren wegen des so straff angezogenen Bandes so schwer hält. Mein Abschreiben für's Taschenbuch wurde daher unter der Hand zu einer völligen Ueberarbeitung, Umarbeitung sogar an mehreren Stellen; so daß ich jetzt wirklich aus dem mir gebliebenen Manuscript nicht weiß, wie

die fraglichen Stellen eigentlich im Ihrigen aussehen. So weiß ich nun wirklich nicht, wie zu helfen. Sollten Sie mir das Manuscript deswegen erst wieder schicken müssen, da ich froh bin, es bei Ihnen zu wissen? Oder wär' es unstatthaft, Sie zu bitten, wenn es wirklich, wie Sie schreiben, nur an einigen Ausdrücken liegt, daß Sie selbst es sich ein Viertelstündchen kosten ließen, und mir die Schnitzer wie aus einem Pensum herauskorrigirten? Das wäre wohl das kürzeste und mir das liebste. Mit Freuden wäre ich zu ähnlichen Gegenleistungen auf eintretende Fälle, die ich mir freilich noch nicht denken kann, bereit. Oder wollen Sie den Gräuel lassen, wie er ist, und die Vettern und Väter in einer untergesetzten Note auf den mildernden Zusammenhang und die Schwierigkeit, Reime wie Kammer und Klammer ohne Störung herauszuthun, verweisen? Wenn Sie aber der Plunder verdrießt, so schicken Sie die beiden Blumenleute auf ihr Stammschloß Bettenburg zurück, da mögen sie sich in Freuden unter Blumen betten; der alte Herr, der keine Töchter hat, wird's ihnen nicht übel nehmen. Ich will Ihnen dann eben, wenn es noch Zeit ist, etwas anderes dafür schicken. Am liebsten den Schmidt Werland, den Sie so gerne sehen möchten, weil Sie wohl meinen, er werde etwas lahm und hinkend aus der Schmiede kommen. Aber leider, wenn ich ihn nur erst in der Schmiede hätte; der Mythus hat Anfang und Ende verkehrt; er ist, noch eh' er in der Schmiede war, in der Luft davon geflogen, und sein Bruder hat ihn nicht herunter geschossen. Können Sie mich keine Ihrer nordischen Zauberformeln

lehren, ihn herabzuschwören, daß er sich von mir gefangen nehmen lasse in Reimen oder Alliterationen? Ich werde nun schwerlich diesen Sommer dazu kommen; ich komme überhaupt zu nichts rechtem, und beneide Sie oft um Ihr immer rüstiges Fortschaffen. Doch danke ich Ihnen recht herzlich für den mir bezeichneten Stoff, den ich noch gar nicht kenne. Aber meinen Sie, daß ich das Blutschwert auf eine würdige Weise werde handhaben können, da ich nicht mit in Frankreich war?

Beiliegend erhalten Sie die Blätter vom Morgenblatt, worin Ihre Gedichte abgedruckt sind. Eines davon, daß schon im Jahrbüchlein steht, ist von Haug ohne mein Wissen aufgenommen; es thut auch nichts, wenn's die Leute zweimal oder dreimal lesen. Noch ist ein ganz kleines Liedchen übrig, das Haug verlegt hat. Vermuthlich wird sich's finden, und dann schicke ich Ihnen das Blatt nach. Von dem ersten Bande Ihrer Gedichte habe ich zur Aufnahme in's Morgenblatt (weil Cotta was dazu ausgewählt haben wollte) den Prolog gegeben, der nicht verfehlt hat, auch hier die Leute zu rühren. Von der Sängerliebe hat Haug einige recht passende Stücke gewählt (auch für's Morgenblatt) die neben der für sich bestehenden Objectivität auch noch eine Art von verhüllter Bedeutung für Zeit und Ort haben. Sie werden sich, um dieser Wahl willen, einigermaßen mit der schlechten Poesie meines Herrn Collegen aussöhnen. Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Mannesgedichte und die dramatischen Idyllen. Ich denke, wenn Sie alles gesammelt haben, wird hier und dort noch manches vergessen sein; das

wäre mir denn eine rechte Freude, wenn ich Ihnen ein solch verlornes Kind, das sich irgendwo versteckt hält, und kaum selbst mehr weiß, daß es Ihnen angehört, auffinden und Ihnen zuführen könnte. Mir fällt bei Ihrem Reichthum eine Anekdote ein von einem europäischen Gesandten, der, nach Persien reisend, unterwegs bei einem Bassa einsprach, und ihn, da er es nach seinen europäischen Begriffen für höflich hielt, fragte: wieviel er Kinder habe? da kehrte sich der Mohamedaner herum zu seinem Sekretär, und fragte den, der auch gleich ein großes Buch holte, und die darin verzeichneten Kinder zusammenrechnete; „da fanden sich einige hundert." Aber Sie haben wol bei Ihrer Sammelarbeit auch solch einen Sekretär oder mehrere.

Darf ich Sie denn auch um gelegentliche Nachricht bitten, wie es mit dem Stücke, das Sie für die Berliner Bühne bestimmten, wie ich aus dem Briefe an Truchseß ersehn, geht oder gegangen? Aber, ohne Zweifel, wenn auch nicht von Ihnen, werde ich es von Truchseß hören. Haben Sie ganz den Plan aufgegeben, einmal die Bettenburg zu besuchen? Da ich jetzt selbst fern davon bin, wenn gleich etwas weniger, als Sie, darf ich wol den Wunsch aussprechen, daß mich dort einmal mein gutes Glück mit Ihnen zusammen treffen lasse. Ich bin noch mit der ganzen Seele dort, und nur mit dem Leibe im langweiligen Stuttgart. Eben morgen will ich wieder ein recht langes Gedicht für den alten Herrn machen, das weiter keinen Zweck haben soll, als ihm Freude zu machen. Viele Dichter in unsern guten alten Zeiten haben ihre

ganze Dichterkraft aufgewandt im Dienste und zur Verherrlichung eines edlen Fürsten; ich möchte, da in unserm fürstenreichen Vaterlande doch die Wartburgen selten sind, mich, um einen Grad herabsteigend, statt der Fürstenburg mit der Ritterburg begnügen. Aber ich glaube, da bin ich im Begriff, Ihnen den Eingang meines morgenden Gedichts in Prosa zu geben.

Das beste hätte ich bald vergessen. Hier haben Sie den großmächtigen Terzon, wenn Sie ihn brauchen können; uns beiden selbst hat er Spaß gemacht, und damit die Mühe, die er gekostet, bezahlt. Ich komme immer mehr darauf zurück, in der Poesie die eigene Freude höher anzuschlagen, als den Beifall der Leute, die so selten wissen, was sie eigentlich mit der Poesie anfangen sollen. Für diese gewonnene Beruhigung muß ich Ihnen fast mehr, als für so vieles andere danken; Sie haben meiner kritischen Zerstörungslust durch Ihren freundlichen Dreinspruch ein Ende gemacht.

Weil dieser Brief einmal keine Ordnung haben soll, so muß ich noch eins nachholen, daß ich Ihnen nämlich auch ein Stück von einer politischen Komödie schicke, oder durch die Buchhandlung schicken lasse. Möge es Ihnen gefallen, und Sie mir wenigstens das Genre vergeben. Ich hätte nach gerade Lust, allen politischen Gedichten wieder den Rücken zu wenden; aber da stecke ich noch in dem sogenannten Zeitkranze, von dem Hohnbaum neulich in einem Briefe treffend sagte: Er werde ein Kranz zur Unzeit werden. Wenigstens wird er, vorzüglich von vorn herein, unbeschreiblich trocken ausfallen. Auch zu dem

Stück Komödie gehören noch zwei andere Stücke, von denen eins schon lange fertig ist, aber etwas im Guß mißrathen, weswegen ich's noch einmal durchkneten muß; dann ist das dritte noch gar nicht gemacht; und ich wünschte recht sehr, das Ganze los zu sein, entweder, es gemacht zu haben, oder es gar nicht zu machen. Wenn die Leute mir das erste Stück nicht ganz gewaltig loben, so lasse ich die Arbeit liegen und gehe an die Nordlandshelden oder an die Dramatisirung eines deutschen Volks- oder Kindermährchens.

Ich bitte sehr, das Morgenblatt nicht zu vergessen, das auf Ihre Beiträge wartet. Wollen Sie nicht eine von den unterschiedlichen Novellen, in denen Sie staken, als Sie an Truchseß schrieben, dafür hergeben?

Ich wünsche, daß der Frühling, der uns heuer die Zeit lang macht, mit all seiner Herrlichkeit auf Ihrem Landsitze einkehren möge, und neue Wunderblumen mitbringen aus allen Ländern, die er durchzieht, daß Sie sie uns pflücken. Uhland, dem Ihr Brief eine sehr wohlthuende Herzstärkung war, so wie auch besonders Wangenheim grüßt Sie durch mich herzlich.

Mit vollster Hochachtung

der Ihrige

Rückert.

Stuttgart, den 3. Juli 1816.

Heute muß ich zwei Briefe an einem Tage an Sie schreiben, von denen Sie aber den einen, der eigentlich keiner ist, auf mir selbst unbekannten Umwegen erhalten werden, nämlich durch einen Reisenden aus Hamburg, der mich gebeten, ein Blatt in seine Hände zu geben, um sich bei Ihnen im Vorüberflug ein- und aufzuführen. Auch diesen hier erhalten Sie auf einem Umwege, aber einem kürzern, der nichts umgeht, nämlich über die Bettenburg, blos deswegen, damit Truchseß Ihnen zugleich schreiben muß, und Sie mir eine Freude zu verdanken haben. Ich selbst danke Ihnen zuvörderst für die angenehme Mühe, die mir Ihre Gedichte (von Cotta in meine Hände gelegt) machen werden, bis ich alles zusammenbringe, was noch dazu gehört.

Wirklich hab' ich eine unsägliche Freude gehabt (und Sie können Wangenheim darüber fragen) diese lyrische Fülle, und darin Ihr ganzes Gemüth, wie mir scheint, mehr als in jedem Ihrer größern Werke, beisammen zu haben; das ist was ganz andres, als der gedruckte erste Theil, der mir selbst, in seiner Vereinzelung, etwas spröde vorkam. Uhlanden war der Band nicht dick genug; jetzt will ich ihm das Maul stopfen. Denn diese Masse werden wir schwerlich in Einen Band zusammenpfropfen können, wenn einiges Verhältniß zum ersten soll beobachtet werden. Ich erbitte mir darüber Ihre Meinung. Was das einzelne betrifft, hab' ich vorerst das zu bemerken: die schwedische Sage werde ich unbezweifelt auffinden und einrücken. Unter

dieselbe Rubrik gehört die im Morgenblatt abgedruckte (die Sie nicht durch meine Schuld, sondern durch die der Leute Cotta's, die das besorgen wollten, nicht gesehen haben,) von dem Berner Helden, wozu freilich, des Stoffes wegen, die unter anderer Rubrik stehenden Sprüche von Hildebrand und Dietrich gehören, mir unter allem lieben in dieser Sammlung bei weitem das liebste. Ferner steht zu fragen: Wo denn die Romanzen vom Thale Ronceval hinkommen sollen? Freilich wohl schon zum ersten Band, der Zeit nach, gehörig. Oder wollen Sie sie gar nicht aufnehmen, als ein eigenes Buch? Aber Sie haben doch auch Alpin und Jukunde aus dem Herbsthefte der Jahreszeiten hieher gezogen: Freilich könnten Sie mit eben der Befugniß, wie Göthe es auch gethan, vorzüglich in der neuesten Auflage, eine Menge selbstständiger Lieder aus Ihren Romanen in die lyrische Sammlung aufnehmen; wie viel stäken nicht schon im Alpin. Was nun meine eigenen bisher gemachten Fünde betrifft, so habe ich außer jener obenberührten romantischen Idylle noch ein halb Dutzend kleine Sachen und gedenke nächstens ein ganzes Schock zu haben, wozu mir Herr Hofrath Lehr, Ihr allerunterthänigster Verehrer, behülflich sein will. In Kerners poetischem Almanach finde ich folgenden Sinnspruch:

Laß Andre Vieles sein, und mehr als du auf Erden;
Hier trachte, ganz du selbst, ein Engel dort zu werden.

der doch wohl auch aufgenommen sein muß. Ferner ein Lied: Tröstung: Es war der traurige Ritter. Ferner Eine Stanze an Löben, in ein spanisches Wörterbuch; die ich nicht gern ausließe, wenn Sie nicht besondere

Gründe dazu haben. — Ich hoffe, im Dichterwald steckt auch noch einiges. Auch in Lehr's Almanach. Dann erinnere ich mich noch ganz deutlich, entweder in der Urania oder in der Minerva (haben Sie je zur letzteren Beiträge gegeben) ein vortreffliches Lied, dessen Inhalt Dichterberuf ist, mit Pellegrin unterzeichnet, gelesen zu haben, dessen letzte Zeilen sind:

Des Herdes Glut sein liebster Stern, —
Der bleibe von den großen Wegen
Der allgewalt'gen Herrin fern.

Es ist mir selbst, als wenn Sie aus den früheren Jahrgängen Ihres eigenen Frauentaschenbuchs nicht alles aufgenommen hätten. Soll man Ihnen denn auch noch da nachsuchen? Noch eine Anfrage: Es stehen hin und wieder bei den Liedern, die nicht von Ihrer Hand geschrieben sind, Jahres-, selbst Tagesbezeichnungen, zum Theil von Ihnen weggestrichen, zum Theil stehen gelassen, welches letztere wenigstens wieder zum Theil unabsichtlich zu sein scheint (nicht wie in der Zueignung an Schmettau). Soll ich in diesem Punkte eine einigermaßen gleichförmige Orthographie einführen? Sie sehen, daß ich alles recht genau machen will; nun wünschte ich nur, daß fein alles auch gleich gedruckt würde. Gedruckt ist bereits Ihre Novelle vom Ritter Georg, nicht dem, der den Lindwurm erschlug, oder auch dem, wenn Sie wollen. Das war recht was für meinen Gaumen, und Sie müssen wissen, daß ich das Stück Ihnen höher in Anschlag bringe, als, weiß Gott, den ganzen Zauberring. Das ist nichts gedichtetes, sondern ein Stück lebendige Geschichte; ich wollte

drauf schwören, daß alles so geschehen ist, und die Chronikenschreiber es nur vergessen haben aufzuschreiben, weswegen es nun hat Ihnen eingegeben werden müssen, das verlorene herzustellen, und die Geschichte zu ergänzen. Nun gebe Ihnen Gott viel Heil in Ihrem Heldensaal. Ich bin begierig, was Sie da alles ausmalen. Ich wollte nur, ich säße auch irgend in solch einem Pallast, mitten in einer so großen Arbeit und nicht in solchem Plunder, wie jetzt. Ich habe schon gar lange von einer ganzen Gallerie deutscher Geschichte, von Humibold's Chronik an bis auf die künftigen Kaiser, geträumt, und ich werde auch noch dazu kommen. Aber ich bitte Sie aus dem Herzensgrund meiner Saumseligkeit, daß Sie Wort halten, mir mit scharfen Spornen zuzusetzen, daß ich voran machen muß. Das Gedicht für die Bettenburger, das Sie wollen, ist in der Feder stecken geblieben; eigentlich ist es eingebrockt worden auf einer dazwischen kommenden Reise nach Frankfurt mit Wangenheim, wovon ich neben allerlei anderem poetischen Plunder auch das mitbrachte, was ich Ihnen, als Sie angehend, hier beilege; mögen Sie den Scherz als solchen nehmen. Ich brauche mich auch gar nicht vor Ihrem ritterlichen Ernste zu fürchten, nachdem ich aus Ihrem letzten Briefe gesehen habe, daß man Sie in den Humor hineinjagen kann, der Ihnen gar nicht unziemend steht. Nun werden wir doch wohl endlich auch einmal einen humoristischen Ritter von Ihnen erwarten dürfen; denn bisher haben Sie den Humor immer nur den armen Bauern aufgepackt, neben Dummheit, Feigheit, und andern schönen Sachen, wie z. B. dem Herrn

Kaspar. Da habe ich mir eben, wie zur Strafe über mein loses Maul, an meinem eigenen Schreibtische ein ungeheures Loch in Hose und Bein gerissen, daß ich aufhören muß zu schreiben, und zu bleiben, nämlich nicht aufhören zu bleiben, oder unaufhörlich bleiben

ganz

Ihr

Rückert.

Wangenheim grüßt und dankt für Ihre Grüße herzlich.

Auf eine unbegreifliche Weise habe ich die Blumenleute ganz vergessen. Aber ich danke Ihnen herzlichst für die leichte schöne Art, wie Sie sie unanstößig nun zu Bette gebracht haben. Sie haben wirklich mit Liebe die Hand dran gelegt, so wie ich sie jetzt an Ihre Lieder thun will.

Ebern, den 13. Juni 1817.

Es ist schon so lange her, daß der schriftliche Verkehr zwischen uns, und zwar durch meine Schuld, ist unterbrochen worden. Ich muß in der Kürze, um den Faden wieder anzuknüpfen, Ihnen nur sagen, wie es mit mir unterdessen geworden und werden soll. Ich bin hier auf einer Reise zu meinen Eltern und Truchseß, um von beiden Gleichlieben Abschied zu nehmen für eine weitere Reise, die ich gegen Sommers Mitte nach der Schweiz und dann gegen Herbst nach Italien machen werde, um den Winter über in Rom zu bleiben. Meine Thätigkeit beim Morgenblatt (die zwar stets eine Unthätigkeit war) ist seit Neujahr eingestellt, was Ihnen nicht recht sein wird,

da Sie immer, und vielleicht mit Recht, meinten, es habe von dieser Stellung aus vortheilhaft und wichtig auf's Publikum gewirkt werden können. Kann seyn; aber gewiß ist, daß ich der Mann dazu nicht war. Jetzt ist die Huber an meiner Stelle, die schon viel eher die Frau dazu ist. Meine übrige Verbindung mit Cotta ist erhalten, ja, durch eine wechselseitige Verständigung über jenen einen Punkt, wo wir uns nicht recht verstanden, eben das Morgenblatt nämlich, noch freundschaftlicher und fester geworden. Sonst werde ich auch in Stuttgart nach meiner Zurückkehr durch unsern Freund Wangenheim einen angemessenen Wirkungskreis in der Bürgerlichkeit angewiesen erhalten. Wir hören hier, daß in Preußen kein Mangel, ja Ueberfluß an Getreide und Lebensbedürfnissen überhaupt sei, da wir auf die schrecklichste Weise mit dem Mangel kämpfen; wenn dieses ist, so ist es eine furchtbare Ausgleichung zwischen Norden und Süden in Deutschland, zur Entschädigung für jenen, der weit mehr als dieser, ja fast allein und ganz für diesen mit gelitten hat. Doch ist auch unser meistes überstanden; es blüht eine reichliche Getreide-Ernte in der herrlichsten Witterung, und in einigen Wochen können die Leute sich ordentlich satt essen, wenn sie nicht unterdessen sich unordentlicher Weise werden selbst gefressen haben. Im Würtembergischen soll wirklich eine Frau von ihren Kindern eines geschlachtet und den andern zu essen gegeben haben. Auch diese schreckliche Noth von außen hat dort viel zur Verwirrung der Gemüther beigetragen, und thut's noch immer; vermuthlich wird auch heuer dort wieder, trotz der guten Aussichten

im Allgemeinen, kein Wein wachsen, und das ist dort fast mehr als Brot.

Hiebei schicke ich Ihnen Beiträge für das Frauentaschenbuch. Dabei fällt mir zweierlei ein. Erstens, daß ich Ihnen, glaub' ich, noch gar nicht gedankt habe für die auf's allerglücklichste angelegte zarte Hand an meine überzarten Kinder Flor und Bankflor. Wenn ich nur wüßte, ob es wirklich etwas mit solchen Zärtlichkeiten wäre, so hätte ich eben jetzt wieder mit einer recht langen zu dienen. Aber Sie selbst haben wirklich alle Erwartungen übertroffen, die ich von Ihnen in diesem Fache der Emendation hatte. Das zweite ist: daß Ihr mir anvertrautes Manuscript in guter Ordnung in guten Händen ist, und der Druck, als ich Stuttgart verließ, auch im Fortschreiten begriffen.

Eben muß ich schließen. Es schlägt 4 Uhr Morgens, und um diese Stunde habe ich schon, diesmal in Gesellschaft einiger Mädchen, auf den Socken sein wollen auf dem Wege nach der Bettenburg zu. Also kürzlich: Wenn es dies Jahr für's Taschenbuch zu spät seyn sollte, was mir leid thäte, so haben Sie hiemit gleich für's künftige, daß ich aus Italien nichts zu schicken brauche, als Grüße und Orangendüfte. Lassen Sie mich bei Truchseß und durch ihn wissen, ob und was Sie dies Jahr zu verbrauchen gedenken und ob Sie für das nächste am übrigen genug haben, oder ich vor meiner Abreise noch mehr schicken soll, wozu ich erbötig bin. Also noch keinen Abschied für über die Alpen hinüber, sondern für heut ein geistiges Wiederfinden bei unserm alten Truchseß. Ist

Oehlenschläger schon bei Ihnen gewesen? Er hat gesagt, er werde unfehlbar zu Ihnen kommen, und ich wünsche es, daß Sie sich der persönlichen Bekanntschaft dieses ganz herrlichen Menschen erfreuen mögen, wie ich gethan.

Ganz mit Verehrung und Freundschaft

Ihr

Rückert.

Friedr. Wilh. Jos. v. Schelling.

Friedrich Wilhelm Joseph v. Schelling, geb. zu Leonberg im Würtembergischen, den 27. Januar 1775, 1843 aus München nach Berlin berufen als Professor der Philosophie und Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath.

München, den 27. August 1812.

Schon vorlängst hat mir Herr Buchhändler Schrag ein Schreiben von Ew. Hochwohlgeboren mitgetheilt, worin Sie sich nicht nur auf die freundlichste Art zur Theilnahme an der von mir angekündigten Zeitschrift *) erklären, sondern auch sogleich ein Gedicht zu diesem Behuf überschickten.

Die Ungewißheit, in der mannigfaltige Geschäfte mich bis daher über den Zeitpunkt der ersten Erscheinung gelassen, ist auch die Ursache, daß ich nicht früher unmittelbar an Ew. Hochwohlgeboren geschrieben habe.

---

*) Allgemeine Zeitschrift von Deutschen für Deutsche, Band I. Heft 1—4. Nürnberg 1813.

Nun wird das erste Heft zu Michaelis erscheinen; die Idylle, die Kämpfer aus Drontheim, an der Spitze, welche, ich hoffe es, seitdem nicht gedruckt erschienen ist.

Hiermit lade ich also in eignem Namen Ew. Hochwohlgeboren zur Theilnahme an jener Zeitschrift ein, welche nichts ausschließt, was den Mann von Geist ansprechen kann und gewissermaßen einen Vereinigungspunkt für die verschiedensten Fächer der Literatur abgeben soll. Historische, literarische, romantische oder überhaupt poetische Beiträge werden mir die erwünschtesten seyn. Meine Absicht geht auf etwas Nationelles; gleichsam auf eine unsichtbare Akademie der Wissenschaft und Literatur, deren Denkschriften die Abhandlungen oder Aufsätze jener Zeitschrift vorstellen sollen.

Wegen einer späteren mir durch Herrn Schrag zugekommenen Erzählung, (die Rast auf der Flucht) bin ich weniger mit mir selbst einig, ob sie dem Zweck meiner Zeitschrift zusagt, da sie für dieselbe vielleicht zu wenig historisch, oder nicht poetisch genug erfunden werden könnte. Sollten Sie derselben eine andre Bestimmung geben wollen, so bitte ich um gefällige Anweisung.

Die Nachricht, die Sie mir von einem literarischen Nachlaß unsres verewigten Freundes Hülsen ertheilten, war für mich von großem Werth. Ich nehme keinen Anstand mich zur Uebernahme desselben für die Zeitschrift bereit zu erklären. Ich ersuche Sie, mir alles dazu gehörige baldmöglichst unter der Adresse an Herrn Schrag zukommen zu lassen; was etwa der Freund noch daran zu thun haben möchte, werde ich mit strengster Gewissen-

haftigkeit thun, und alles ungesäumt zum Druck befördern.

Hiemit kann ich nicht umhin, eine Bitte zu verbinden, welche darin besteht, daß Sie sich entschließen möchten, ein kleines Denkmal des Lebens unseres Freundes auszuarbeiten, das seinem Nachlaß entweder vorgesetzt werden oder nachfolgen könnte. Ich selbst bin zwar von der Herrlichkeit seines Gemüths und Geistes genug erfüllt, um ein Wort zu seinem Ruhme zu sagen, aber zu wenig mit seinen Lebensumständen und Ereignissen bekannt, um ihm auch nur ein kurzes biographisches Denkmal zu errichten, welches in Ansehung vieler Leser doch in so fern nöthig sein möchte, als es ebenfalls zu den Eigenheiten seines Lebensgangs gehörte, nur Wenigen bekannt zu seyn.

Um Ihnen alles mitzutheilen, was Sie in Bezug auf Ihre Theilnahme an der Zeitschrift interessiren könnte, so bemerke ich, daß dieselbe in ganz unbestimmten Heften erscheint und auch Aufsätze von 12 Bogen ununterbrochen aufnehmen kann, daß Druck und Papier gut seyn, und daß es mit einem Honorar von 2 Friedrichsd'or für den gedruckten Bogen, für alles was ich entweder unmittelbar von Ihnen oder durch Ihre Vermittelung erhalten werde, also auch für den Nachlaß unsers Freundes keinen Anstand hat: daß aber dies Honorar in der Folge im Verhältniß des zunehmenden Debits gleichfalls wird erhöht werden.

Hiernächst erwarte ich Ihre baldige gefällige Erklärung, in wiefern und in welchem Umfang auf Ihre Theilnahme gerechnet werden darf.

Ich freue mich der Veranlassung, Ihnen die hohe Achtung zu bezeugen, mit der ich schon längst bin und ferner seyn werde

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

Director Schelling,

General-Sekretär d. Kön. Akademie

d. b. Künste.

H. v. Schenkendorf.

Mannheim, den 25. Februar 1825.

Vor ganz kurzer Zeit erhielt ich durch die Generalin Pfuel zwei Gedichte von einem theuren Freunde meines verklärten Schenkendorfs, dessen äußere Erscheinung mir zwar nicht bekannt, der mir aber durch die Liebe, die ihn mit dem Verewigten verband, lange nicht mehr fremd ist. Er mag leicht sich denken, wie wohl und weh die Anklänge seiner Lieder dem Herzen thun, welches einzig nur in den Erinnerungen einer schönen Vergangenheit, und der Aussicht auf die selige Zukunft lebt, wo alle süßen Bande, welche die Erde auflöst, wieder angeknüpft werden sollen zu ewiger Vereinigung.

Das Leben ist für mich zur schweren Aufgabe geworden, seitdem durch den Verlust des liebenden Gefährten eine so große unausfüllbare Lücke darin entstanden ist.

Durch seinen regsamen Geist, seinen freudigen frommen Sinn, und den unerschöpflich reichen Schatz von Liebe im Herzen wurden mir die höhern Ansichten des Lebens erst recht bedeutungsvoll und klar.

Der Herr hat allmählig alle Bande gelös't, womit mein Herz in der Welt an geliebte Menschen, Wohlstand, Bequemlichkeit und liebgewordene Gewohnheiten gefesselt war. — Warum sonst wohl — als mich durch Schmerz und Sehnsucht ganz hinzuziehen zu ihm, in dem wir Alles schöner, reiner und herrlicher wiederfinden sollen? — Sein heiliger Wille geschehe an uns allen, die wir ihn lieben, und gerne ganz Sein seyn möchten — Er gebe uns Muth und Freudigkeit, das uns aufgegebene Tagewerk treu zu vollenden, bis der große Feierabend erscheint, der aller Mühe und Arbeit ein Ende macht.

Nehmen Sie nun noch mit einigen armen Worten meinen innigsten Dank für alle Liebe, die Sie unserm unvergeßlichen Freunde bewiesen. Die schönen Stunden des Zusammentreffens mit den lieben Waffenbrüdern in jener herrlichen Zeit gehörte immer zu seinen liebsten und erhebendsten Erinnerungen. — Wer hätte es damals geahnt, daß jene Morgenröthe, die einen sonnenhellen Tag versprach, sich in solches Dunkel verwandeln würde — daß alle das edle Blut, für einen großen Zweck geflossen, nicht andere Früchte hervorbringen sollte? — Ja, wohl hat Gott den geliebten Mar hinweggenommen, damit die neue Schmach des theuren Vaterlandes sein Herz nicht in tiefem Schmerz bräche. — Die liebe Hülle ruht in dem freundlichen Koblenz. Hier verlebten wir das letzte

Jahr zusammen. — In jener herrlichen Umgebung, wie in den Erinnerungen einer großen untergegangenen Zeit, und in der Sehnsucht das Bessere aus ihr wieder hervorgehn zu sehn, fand sein Gemüth stets reiche Nahrung. Leider wurde sein reger, allem Großen und Schönen so empfängliche Geist in der letzten Zeit durch stetes Leiden am Kopf oft recht gedrückt und dadurch unser häusliches Glück auch sehr getrübt. — Auf seinem Grabhügel stand ein einfaches steinernes Kreuz mit der Bezeichnung des Geburts- und Todestages, wie auch des Namens — von einer Trauerweide beschattet. Leider wurde späterhin der Kirchhof zu den Festungswerken genommen, und es wurde mir nicht verstattet, den geliebten Ueberresten ein stilles Plätzchen auf dem neuen Gottesacker, wo man das Kreuz hingestellt hat, zu geben. — Die Wälle und Gräben, die seitdem an seiner Ruhestatt entstanden sind, machen es nun ganz unmöglich, sie wieder aufzufinden. Die Erde ist zwar überall des Herrn, und dem Sinne des Verstorbenen ist es auch wohl nicht entgegen, daß sein Grab nunmehr eine Schanze gegen den Feind geworden ist — mir hat dieses Ereigniß aber viel bittre Thränen gekostet, denn auch den rohesten Völkern ist die Ruhestätte ihrer Todten heilig. — Lassen Sie mich Ihnen nun auch noch danken für so manchen herrlichen Gruß, den wir in Ihren Schriften fanden. Das Erscheinen der Gräfin von Bretagne fiel in die erste schöne Zeit unsrer Bekanntschaft und hinterließ die angenehmsten Eindrücke. — So auch Allwin mit seinem Ritter von Rosen — wie unser lieber Max so gerne sich nennen ließ. — „Ach wo seyd ihr hin

ihr Stunden?" — Wie ernst hat seitdem das Leben sich gestaltet. — Ich verweile zwar gern bei jenen heiteren lieblichen Bildern, aber es ist wohl Zeit, daß ich Sie nicht länger ermüde.

Der Herr erhalte Ihnen alles, was Ihr häusliches Glück begründet. Er segne Sie mit dem stillen Frieden und der Freudigkeit, die seine Nähe uns gewährt — und mir gebe er ein geduldiges Herz.

In Ihm, unserm Herrn und Erlöser, fühlt sich Ihnen innig verbunden

Ihre

H. v. Schenkendorf.

August Wilhelm von Schlegel.

August Wilhelm von Schlegel, geb. den 8. Septbr. 1767 zu Hannover, starb als Professor an der Universität zu Bonn den 12. Mai 1845.

Genf, den 12. März 1806.

Laß Dich herzlich umarmen, mein geliebter Freund und Bruder, und Dir meinen Dank sagen für Dein schönes Geschenk, einen rührenden Beweis Deiner Liebe zu dem Entfernten, und der durch sein Stillschweigen Dich vergessen zu haben scheinen konnte. Andere werden es Dir nicht leicht glauben, daß Du mein Schüler seyst, ich selbst aber kann nicht umhin, beschämt darein zu willigen, wenn Du diesem freundlichen Irrthum noch treu

bleiben willst: es ist das schönste Blatt in dem mäßigen Lorbeer, den mir meine dichterischen Bestrebungen verdient haben. — Ich wollte auf Deine Zueignung, die mir erst geraume Zeit nach meiner Zurückkunft aus Italien nebst den Schauspielen zu Händen gekommen, in einem Gedicht antworten, und dies, um Dich damit zu überraschen, irgendwo in ein öffentliches Blatt einrücken lassen:

Fern an Posilipp's Bucht, und der gelblichen Tiber Gestade,
Wandelt' ich, da Du den Gruß, trautester Freund! mir gesandt.
Nun erd, seit ich die Alpen dahinten im Süden zurückließ u. s. w.

Zufällig aber versäumte ich den rechten Zeitpunkt dazu. Indessen habe ich, wie Pindar sagt, viele Pfeile in meinem Köcher, und denke es Dir zu anderer Zeit nicht unwürdig zu erwidern. — Ich habe Deine Schauspiele mit großer Aufmerksamkeit und ungemeinem Genuß vielfältig gelesen, und hätte Stunden-, ja Tagelang mit Dir darüber zu schwatzen, wenn uns der Himmel die Freude des Wiedersehens gönnen wollte. In einem Briefe muß ich mich aber schon kürzer fassen. Im Allgemeinen also: ich habe hier alle die Vorzüge, kunstreicher auf umfassendere Stoffe verwandt, wiedergefunden, womit die dramatischen Spiele glänzen: eine durchaus edle, zarte und gebildete Sinnesart, frische Jugendlichkeit, zierliche Feinheit, gewandte Bewegung, viel Sinnreiches in der Erfindung und sichere Fertigkeit in der Behandlung. In Sprache und Versbau besitzest Du eine ungemeine Fülle und Mannigfaltigkeit; die einzigen Klippen, wofür Du Dich meines Bedünkens zu hüten hast, sind Dunkelheit, welche aus allzu künstlichen Wendungen entspringt, und Härte aus

dem Streben nach Gedrängtheit. Mit vielem Geschick verflichst Du zuweilen prosaische Bestandtheile in den Ausdruck, wodurch er neuer und eigener erscheint, doch hüte Dich, dies Mittel allzufreigebig zu gebrauchen. — So viel ist ausgemacht, vor einer geringen Anzahl Jahre wäre es noch unmöglich gewesen, alles dies mit so vieler anscheinenden Leichtigkeit zu leisten. Es hat tief in den Schacht unserer Sprache gegraben, die Kunst des Versbaues hat gleichsam in eine ganz andere Region gesteigert werden müssen, um dergleichen möglich zu machen. Aber was vor ein zwanzig Jahren ein großes Aufheben würde veranlaßt haben, das nehmen die gedankenlosen Leser jetzt so hin, als müßte es nur so seyn; es scheint, daß ihre Unempfänglichkeit in demselben Verhältnisse zunimmt, wie die Fülle blühender Talente, die sich seit Kurzem entfaltet haben. Ich glaube hievon den Grund einzusehen, doch muß ich dazu etwas weiter ausholen.

Wie Goethe, als er zuerst auftrat, und seine Zeitgenossen, Klinger, Lenz u. s. w. (diese mit roheren Mißverständnissen) ihre ganze Zuversicht auf Darstellung der Leidenschaften setzten, und zwar mehr ihres äußern Ungestüms als ihrer innern Tiefe, so, meine ich, haben die Dichter der letzten Epoche die Phantasie, und zwar die blos spielende, müßige, träumerische Phantasie, allzusehr zum herrschenden Bestandtheil ihrer Dichtungen gemacht. Anfangs mochte dies sehr heilsam und richtig seyn, wegen der vorhergegangenen Nüchternheit und Erstorbenheit dieser Seelenkraft. Am Ende aber fordert das Herz seine Rechte wieder, und in der Kunst wie im Leben ist doch

das Einfältigste und Nächste wieder das Höchste. Warum fühlen wir die romantische Poesie inniger und geheimnißvoller als die klassische? Weil die Griechen nur die Poetik der Freude ersonnen hatten. Der Schmerz ist aber poetischer als das Vergnügen, und der Ernst als der Leichtsinn.

Mißverstehe mich nicht, ich weiß wohl, daß es auch einen peinlichen Ernst und einen ätherischen Leichtsinn gibt. Die Poesie, sagt man, soll ein schönes und freies Spiel seyn. Ganz recht, in so fern sie keinen untergeordneten, beschränkten Zwecken dienen soll. Allein wollen wir sie bloß zum Festtagsschmuck des Geistes? zur Gespielin seiner Zerstreuung? oder bedürfen wir ihrer nicht weit mehr als einer erhabenen Trösterin in den innerlichen Drangsalen eines unschlüssigen, zagenden, bekümmerten Gemüths, folglich als der Religion verwandt? Darum ist das Mitleid die höchste und heiligste Muse. Mitleid nenne ich das tiefe Gefühl des menschlichen Schicksals, von jeder selbstischen Regung geläutert und dadurch schon in die religiöse Sphäre erhoben. Darum ist ja auch die Tragödie und was im Epos ihr verwandt ist, das Höchste der Poesie. Was ist es denn, was im Homer, in den Nibelungen, im Dante, im Shakespeare die Gemüther so unwiderstehlich hinreißt, als jener Orakelspruch des Herzens, jene tiefen Ahnungen, worin das dunkle Räthsel unseres Daseyns sich aufzulösen scheint?

Nimm dazu, daß die Poesie, um lebendig zu wirken, immer in einem gewissen Gegensatze mit ihrem Zeitalter stehen muß. Die spanische, die spielendste, sinnreichste, am meisten gaukelnd phantastische, ist in der Epoche des

stolzesten Ehrgefühls der Nation und unter der Fülle kräftiger Leidenschaften und eines überströmenden Muthes entstanden. Unsere Zeit krankt gerade an allem, was dem entgegengesetzt ist, an Schlaffheit, Unbestimmtheit, Gleichgültigkeit, Zerstücklung des Lebens in kleinliche Zerstreuungen und an Unfähigkeit zu großen Bedürfnissen, an einem allgemeinen mit dem Strom Schwimmen, in welche Sümpfe des Elends und der Schande er auch hinunter treiben mag. Wir bedürften also einer durchaus nicht träumerischen, sondern wachen, unmittelbaren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie. Dies ist eine gewaltsame, hartprüfende, entweder aus langem unsäglichem Unglück eine neue Gestalt der Dinge hervorzurufen oder auch die ganze europäische Bildung unter einem einförmigen Joch zu vernichten bestimmte Zeit. Vielleicht sollte, so lange unsere nationale Selbstständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens so dringend bedroht wird, die Poesie bei uns ganz der Beredsamkeit weichen, einer Beredsamkeit, wie z. B. Müllers Vorrede zum vierten Bande seiner Schweizergeschichte. Ich gestehe, daß ich für Gedichte wie die meines Bruders auf den Rhein in der Europa und dem Taschenbuch viele andere von ihm hingeben würde. — Wer wird uns Epochen der deutschen Geschichte, wo gleiche Gefahren uns drohten, und durch Biedersinn und Heldenmuth überwunden wurden, in einer Reihe Schauspiele, wie die historischen von Shakespeare, allgemein verständlich und für die Bühne aufführbar darstellen? Tieck hatte ehemals diesen Plan mit dem dreißigjährigen Kriege, hat ihn aber

leider nicht ausgeführt. Viele andere Zeiträume, z. B. die Regierungen Heinrichs des Vierten, der Hohenstaufen u. s. w. würden eben so reichhaltigen Stoff darbieten. Warum unternimmst Du nicht dies oder etwas ähnliches?

Doch ich kehre von dieser speziellen Abschweifung über die Zeitumstände zu meinen allgemeinern Betrachtungen zurück. Von dem, was ich über die Freunde und Zeitgenossen gesagt, nehme ich mich keineswegs aus. Ich weiß gar wohl, daß viele meiner Arbeiten nur als Kunstübungen zu betrachten sind, die zum allgemeinen Anbau des poetischen Gebiets das ihrige beitragen möchten, aber auf keine sehr eindringliche Wirkung Anspruch machen können. Diejenigen von meinen Gedichten, die am meisten das Gemüth bewegen, sind gewiß die, wo mich ein persönliches Gefühl trieb, wie die Elegie über meinen verstorbenen Bruder und die Todtenopfer. Auch von der Elegie über Rom hoffe ich, daß sie den gehörigen strengen Nachdruck hat, weil ich von der Gegenwart eines großen geschichtlichen und dennoch gewissermaßen noch sichtbaren Gegenstandes erfüllt war. — Viele Dichtungen unserer Freunde können allerdings sehr rühren und bewegen. So das Leben Berglingers im Klosterbruder *), Novalis geistliche Lieder, Alarcos **), Genoveva ***) ꝛc. Alarcos ist fast übertrieben drastisch und hat daher auch seine Wirkung auf der Scene nicht verfehlt, aber der beständige

*) Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders von Wackenroder.

**) Von Fr. Schlegel.

***) Von Tieck.

Wechsel und das Weitgesuchte in den Sylbenmaßen läßt wiederum einen nicht völlig auf's Reine gebrachten Kunstversuch erkennen. In der Genoveva ist nur in der ersten Hälfte das Phantastische zu sehr verschwendet, oder vielmehr nicht genugsam zusammengedrängt und auf wenige Brennpunkte versammelt. In dem bewundernswürdigen Octavian *) finde ich, besonders im zweiten Theil, die komischen Scenen weit kräftiger und wahrhaft poetischer, als die phantastischen, die manchmal viel zu weit ausgesponnen sind und in's Blaue allegorischer Anspielungen ermüdend verschwimmen. Er hat die orientalische Sinnlichkeit mehr didactisch abgehandelt, als sie wie einen electrischen Funken sprühen lassen. (Beiläufig zu bemerken, so sind auch die Verse zuweilen gar zu unbillig vernachlässigt.) — Das merkwürdigste Beispiel aber von den Usurpationen der Phantasie über das Gefühl finde ich und fand ich immer im Lacrimas **), wo unter blendender Farbenpracht die Herzenskälte sich nicht verbergen kann und alle Ausdrücke der Liebe, Sehnsucht, Wehmuth u. s. w. in eine bloße Bilderleerheit übergegangen sind. Laß Dich's nicht befremden, daß ich hier strenger urtheile, als Du es vielleicht von mir zu hören gewohnt bist. Ich habe gleich beim ersten Eindrucke so empfunden, allein im Augenblicke der Hervorbringung und Erscheinung bin ich aus Grundsatz für die Werke meiner Freunde parteiisch; auch jetzt würde ich mich wohl hüten, so etwas öffentlich, ja nur

*) Von Tieck.
**) Von Wilhelm v. Schütz.

anders als im engsten Vertrauen zu sagen, so lange das Vortreffliche an ihnen nur so unvollkommen anerkannt wird. Wende mir nicht meine Vorliebe für den so phantastischen, musikalischen und farbenspielenden Calderon ein. Meine Bewunderung hat alles, was ich von ihm kenne; mein Herz haben ihm Stücke wie die Andacht zum Kreuze und der standhafte Prinz gewonnen. Wo religiöser oder nationaler Enthusiasmus eintritt, da ist er es selbst; im Uebrigen offenbart sich nur der große Künstler. Aber auch da sorgt er immer zuerst, sey es nun im Wunderbaren, Witzigen oder Pathetischen, für das was am unmittelbarsten wirkt, für rasche Bewegung und frische Lebenskraft.

Um in eine andere Region herabzusteigen: woher kommt denn Schillers großer Ruhm und Popularität anders als daher, daß er sein ganzes Leben hindurch (etwa die romantische Fratze der Jungfrau von Orleans, und die tragische Fratze der Braut von Messina ausgenommen, welche deswegen auch nicht die geringste Rührung hervorbringen konnten) dem nachgejagt hat, was ergreift und erschüttert, er mochte es nun per fas aut nefas habhaft werden? Der Irrthum des Publikums lag nicht in der Wirkung selbst, sondern in der Unbekanntschaft mit Schillers Verbildern, und der Unfähigkeit das übel verknüpfte Gewebe seiner Kompositionen zu entwirren. — Sein Wilhelm Tell hat mich fast mit ihm ausgesöhnt, wiewohl er ihn, möchte ich sagen, mehr Johannes Müller als sich selbst zu danken hat.

Was den Werken der neuesten Periode zur vollkommen gelungenen Wirkung fehlt, liegt keineswegs an dem Maße

der aufgewandten Kraft, sondern an der Richtung und Absicht. Man kann aber so viel Tapferkeit, Stärke und Uebung in den Waffen bei einem Kampfspiel aufwenden, als bei einer Schlacht, wo es Freiheit, Vaterland, Weib und Kind, die Gräber der Vorfahren und die Tempel der Götter gilt; aber Du wirst mir zugeben, daß die Erwartung der Entscheidung hier die Gemüther der theilnehmenden Zuschauer ganz anders bewegt als dort.

Jene Richtung rührt zum Theil von den Umständen her, unter welchen wir die Poesie wieder zu beleben gesucht haben. Wir fanden eine solche Masse prosaischer Plattheit vor, so erbärmliche Götzen des öffentlichen Beifalls, daß wir so wenig als möglich mit einem gemeinen Publikum wollten zu schaffen haben, und beschlossen, für die paar Dutzend ächte Deutsche, welche in unsern Augen die einzige Nation ausmachten, ausschließend zu dichten. Ich mache dieses Recht dem Dichter auch nicht im mindesten streitig; nur der dramatische (wenigstens theatralische) hat die Aufgabe, populär zu seyn, den Gebildetsten zu genügen und den großen Haufen anzulocken, was auch Shakespeare und Calderon geleistet haben. — —

Sieh in Allem nur meine Liebe zu Dir und Deiner Poesie, deren Gedeihen mir so sehr am Herzen liegt. Du wirst Dich erinnern, daß ich schon ehedem solche Ermahnungen an Dich ergehen lassen, und Deine Gattin stimmte mir darin bei, als wir den Anfang des Falken lasen. Lieber Freund, was soll ich sagen? Du bist allzu glücklich und es von jeher gewesen. Ein recht herzhaftes Unglück in Deiner frühen Jugend hätte Dir großen Vortheil

schaffen können. Nun wolle der Himmel auf alle Weise verhüten, daß Du es noch nachholen solltest. Du hast zwar eine Zeit lang verlassen in der Asche gelebt, aber bald hat Dich eine wohlthätige Zauberin in ihren Kreis gezogen, wo Du nun heitere und selige Tage lebst. Benutze fernerhin Deine Muße zu schönen Dichtungen, begeistere Dich, wie Du es immer gethan, an den alten Denkmalen unserer Poesie und Geschichte, und wenn es noch eines besondern Sporns zu Behandlung nationaler Gegenstände bedarf, so sieh die jetzige Versunkenheit an, gegen das, was wir vormals waren, und faciat indignatio versum.

Nun einige Nachrichten von den Freunden und mir. Daß mein Bruder vorigen Herbst sechs Wochen in Coppet bei uns war, wirst Du wissen. Du kannst denken, wie lebhaft unsere Mittheilungen über alle Gegenstände des beiderseitigen Nachdenkens waren. Er hat mir eine große Lust zur orientalischen Literatur gemacht, besonders zur persischen und indischen, und ich gehe gewiß daran, sobald sich Gelegenheit findet, was aber nicht eher seyn dürfte, als bei einem längern Aufenthalt in Paris oder London. Von hier ging Friedrich nach Paris, wo er einen großen Theil des Winters zugebracht und viel am Indischen gearbeitet. Unter andern hat er eine Abschrift der Sakontala zum Behuf einer neuen Uebersetzung genommen. Er schreibt die indischen Lettern so vortrefflich wie irgend ein Bramine, mit welchem Charakter er überhaupt immer mehr Aehnlichkeit gewinnt. In Köln hat er seine orientalischen Studien nicht weiter führen, sondern

nur die schon gemachten ordnen und entwickeln können. Dagegen hat er sich mit dem Mittelalter, der deutschen Geschichte, den Kirchenvätern u. s. w. beschäftigt. Ich fordere ihn sehr auf zu einer Geschichte der Deutschen. — —

Von Ludwig Tieck's Arbeiten in Rom habe ich bis jetzt nichts vernommen, sey es, daß ihn seine Gesundheit, Stimmung, oder die Betrachtung so vieler neuen Gegenstände bis jetzt abgehalten, oder man es mir nur nicht gemeldet hat. — Ohne Zweifel wird doch die südliche Kunstwelt sehr befruchtend auf seinen Geist wirken. — Sophie Tieck *) hat sich vorgenommen, sobald es ihre Gesundheit erlaubt, die altdeutschen Manuscripte im Vatican genau durchzugehen. — Der Bildhauer hat erst Zeit nöthig gehabt, sich nach Betrachtung der großen Kunstwerke wieder zu sammeln. Jetzt arbeitet er an einem Basrelief für Neckers Grabmal. — Vom sogenannten Maler Müller schreiben mir die Freunde aus Rom viel Gutes; ich habe ihn nur sehr flüchtig gesehen, weil er den Prinzen von Baiern herumführte, und also niemals zu haben war. Die andern deutschen und deutschgesinnten Künstler in Rom hingen sehr an mir.

Du kannst denken, daß ich während der sieben Monate in Italien nicht viel Muße zu andern Studien übrig hatte, als die, welche der gegenwärtige Gegenstand forderte. In Rom haben mich die geschichtlichen Alterthümer fast noch mehr beschäftigt als die Kunst. Die Elegie habe ich dort angefangen, aber erst in Coppet vollendet. Du be-

*) Tieck's Schwester, nachmalige Frau v. Knorring.

greifst wohl, daß man ein solches Gedicht nicht in der Geschwindigkeit macht. Schreibe mir, wie es Dir gefallen. Viele spezielle Anspielungen müssen freilich für den verloren gehen, der nicht in Rom gewesen. — Einen Aufsatz von mir über die Künstler in Rom, den ich auch seit der Zurückkunft geschrieben, wirst Du im Intelligenzblatt des Jenaischen Athenäums gelesen haben. — Ferner habe ich viel über die Etymologie, besonders des Lateinischen aufgeschrieben; doch bin ich seit dem Winter von diesem Studium, in welches ich gleich leidenschaftlich hineingerathen, abgelenkt worden. Endlich habe ich im Herbst, als Versuch, ob ich in französischer Sprache öffentlich auftreten könnte, einen philosophischen Aufsatz angefangen über Geschichte der Menschheit, der Religion u. s. w. Ich habe etwa 80 Seiten geschrieben, die außerordentlichen Beifall gefunden haben, besonders auch von Seite des Styls. Verschmähe diese Fertigkeit nicht, wozu mich meine Lebensweise einladet; man soll ja auch den Heiden das Evangelium predigen. Es könnte seyn, daß ich in einiger Zeit mit einer Schrift über das Theater aufträte, besonders mit polemischen Zwecken gegen das französische Theater.

Von Shakespeare und Calderon habe ich die versprochenen folgenden Bände immer noch nicht fertig. Sie drücken mich auf dem Herzen wie Marmelsteine und fügen mir ein wahres Uebel zu. Meine Reisen und andere Zerstreuungen ziehen mich von anhaltender Arbeit daran ab, und doch läßt der Gedanke, daß dieses zuvörderst geleistet werden muß, mich nicht mit ungetheiltem Geist an-

dere Pläne ausbilden. Doch hoffe ich in ein paar Monaten damit zu Stande zu seyn. Das poetische Uebersetzen ist eine Kunst, die man sehr schwer lernt und äußerst leicht verlernt; wenn man nicht beständig in das Joch eingezwängt ist, weiß man es nicht mehr zu tragen. Jedoch habe ich lachen müssen über das Anstellen von Heinse mit seiner sinnlosen prosaischen Uebersetzung von Ariost, in den Briefen an Gleim. — Was ist es denn mit einer Bearbeitung des Hamlet von Musje Schütz in Halle, die ich angekündigt gesehen? Es wird wohl halb ein Plagiat und halb eine Sauerei seyn.

Melde mir recht viel von den Vorfällen in unserer Literatur, nicht nur von den eigentlichen Werken, sondern auch dem Gange der Zeitschriften, dem Theater, den Schreiern und andern Anekdoten; auch von den diis minorum gentium, den neuen Spatzen, welche geflogen, und den Künstlern, welche geplazt sind. — Bis zur Ostermesse 1805 habe ich ziemlich viel neue Sachen erhalten. — Wie treibt's nur der alte Goethe? Ich höre, er hat Stella zu einem Trauerspiele umgearbeitet, worin Fernando und Stella verdientermaßen umkommen. Es scheint, er will alle seine Jugendsünden wieder gut machen; er hat schon vorlängst mit Claudine von Villa Bella angefangen. Nur vor einer Sünde hütet er sich nicht, die am wenigsten Verzeihung hoffen kann, nämlich der Sünde wider den heiligen Geist. Sein Winkelmann, das sind wieder verkleidete Propyläen, die also das Publikum doch auf alle Weise hinunterwürgen soll. Und was soll uns eine steife, ganz französisch lautende Uebersetzung eines

Dialogs, den Diderot selbst vermuthlich verworfen hat? Ich habe recht über die barbarische Avantage lachen müssen, die Shakespeare und Calderon bei ihren Stücken gehabt haben sollen. Dies ist eine wahrhaft barbarische Art zu schreiben, dergleichen sich jene Großen nie zu Schulden kommen lassen. Man versichert uns, daß Goethe im Gespräch unverholen Partei gegen die neue Schule nimmt, und das ist ganz in der Ordnung. Warum zieht er nicht gedruckt gegen sie zu Felde? — Hast Du Müller's *) Bekanntschaft gemacht? Das ist ein göttlicher Mensch, bei solcher Begeisterung von so unergründlich tiefer Gelehrsamkeit. Ich habe eine verwirrte Nachricht gehört von einer neuen Schrift von ihm; was ist es denn damit?

Vergilt mir nicht Gleiches mit Gleichem, geliebter Freund, und schreibe mir ohne Zögern, ich will es dann auch zuverlässig fortsetzen. — Lebe tausendmal wohl; ich schließe Dich und die Deinigen in mein Herz.

A. W. Schlegel.

---

*) Adam Müller, staatswissenschaftlicher Schriftsteller, Philosoph und Aesthetiker.

Friedrich von Schlegel.

Friedrich von Schlegel, Bruder von A. W. v. Schlegel, geb. den 10. März 1772 in Hannover, im Jahre 1800 Privatdocent in Jena, trat 1803 mit seiner Frau Dorothea zur römischen Kirche über, ging nach Paris, wo er orientalische, besonders indische Literatur studirte, ward 1808 in Wien Hofsecretair bei der Staatskanzlei, hielt 1812 seine Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur, wurde 1815 Legationsrath beim Bundestage, starb zu Dresden den 11. Januar 1829.

Wien, den 22. Juni 1811.

Nicht genug kann ich Ihnen danken für Ihren liebevollen Zuruf und für das schöne Geschenk, so wie auch für Ihren früheren freundschaftlichen Brief. Der Flemming hat mir große Freude gemacht und ist mir nun doppelt werth, seit Sie ihn zum Boten der Freundschaft zwischen uns erwählt haben.

In diesem Frühjahr hat mich Ihr Sigurd bei der ersten Ausflucht auf's Land begleitet. Ich habe mich mit dem erwachenden Frühling zugleich daran erquickt und ihn von neuem lieb gewonnen. Auch das Nibelungenlied las ich wieder und schwanke immer ungewiß zwischen dem nordischen und dem deutschen Liede. Möchten mir nur Ihre nordischen Quellen etwas zugänglicher seyn (hier haben wir großen Mangel daran) so würde ich es dann eher wagen, mein Urtheil über das herrliche Gedicht öffentlich ganz auszusprechen. Aus dieser Ursache ist mir leid, daß ich Hagens Recension (wo ich nicht irre, in der Hall. L. Z.) nicht kenne, wie ich denn überhaupt Zeitungen gar nicht lese und in der neuesten Literatur fremd

geworden bin. Von dem, was ich bisweilen höre, gefällt mir das wenigste. Desto größere Freude habe ich an dem, was den alten ewig unversieglichen Quellen von Zeit zu Zeit auch jetzt noch entströmt, wie der Sigurd und andere alte Lieder. — Haben Sie Hülsens Nachlaß erhalten und wäre es nicht möglich, ihm ein Denkmal der Freundschaft zu setzen, was Sie am besten könnten? Meine Stimme über den Werth des vortrefflichen Mannes wurde nicht beachtet, auch zog er selbst sich leider zu sehr zurück, da er doch unläugbar berufen war, voran zu treten und mit zu kämpfen.

Grüßen Sie mir den guten Isidorus *); er ist sehr liebenswürdig oder vielmehr liebevoll, und das ist der beste, ja der einzige rechte Anfang um noch mehr, ja um alles andere zu werden.

Ich bin begierig auf Ihre vaterländischen Schauspiele. Nur werden Sie der nordischen Muse nicht ungetreu! Sie wünschen, auch ich möchte aus dieser Quelle schöpfen, und ich sehe in diesem Wunsch den besten Beweis Ihrer Freundschaft. Wie gern thäte ich es, wäre ich nur von Hülfsmitteln dazu nicht so gar entblößt.

Leben Sie wohl! von ganzem Herzen Ihr Freund

Friedrich Schlegel.

Meine Frau vereinigt ihre Grüße mit den meinigen.

---

*) Loeben.

Wien, den 28. Juli 1813.

Angenehmer konnten wir wohl nicht überrascht werden, mein verehrter und geliebter Freund, als durch den Brief unseres Philipp*) aus Nennhausen. Nicht genug kann ich die glückliche Fügung preisen, die ihn zu Ihnen geführt hat. Ich liebe ihn, wie man einen theuren, einzigen Sohn und Freund lieben kann, und halte es recht für eines der glücklichen Ereignisse meines Lebens, daß er nun unter Ihre Obhut kommt. Und wie liebevoll und gütig haben Sie und Ihre vortreffliche Gemahlin ihn aufgenommen. Der freudige Brief des guten Jungen hat mir einen recht warmen und lebendigen Abdruck Ihrer Güte gegeben, für die ich und die Mutter Ihnen niemals dankbar genug sein können. Es ist alles in unserm Herzen angeschrieben; haben Sie nur immer ein Auge auf ihn, er ist durchaus gut und er wird sich nun gewiß doppelt beeifern, da er das Glück hat, unter Ihnen zu stehen, Sie in allem, was den Dienst angeht, zufrieden zu stellen. Daß er das Freikorps verlassen, billige ich sehr und hatte ihm selbst in einem verlorenen Briefe darüber geschrieben. Meine Frau hat nur noch die einzige Sorge, ob ihm der Cavalleriedienst nicht zu schwer fallen wird; vor einigen Jahren hat er sehr an der Brust gelitten und übermäßig stark ist er nicht. Die eigene Besorgung des Pferdes

*) Philipp Veit, Sohn von Dorothea Schlegel aus erster Ehe, berühmt als Maler, bis vor kurzem Direktor des Städelschen Museums zu Frankfurt a. M.

scheint mir doch ermüdender, als das Marschiren. Doch daran wird er sich schon gewöhnen.

Auf Ihren reichen, liebevollen Brief vom vorigen Winter hatte ich eine recht lange Antwort im Sinne — aber das muß nun wohl warten. Ich meine das über Carl den Großen und Odin. Sehr gefreut habe ich mich wie schön Sie Karls Verhältniß zu den Sachsen in der Irmensäule und auch in dem kleinen Drama in dem Almanach aufgefaßt und dargestellt haben. Auch über Odin sind wir so weit nicht auseinander. Doch darüber ist nun jetzt keine Zeit zusammen zu sprechen. Unsre besten Wünsche und Gebete seien stets mit Ihnen und allen guten Waffengefährten. Gott mit Euch und mit uns allen! — Mittheilen möchte ich Ihnen wohl, was ich sonst über Europa und Deutschland und die ganze Lage der Dinge denke und eben weiß; aber das geht nun so nicht. Dazu müßte man sich sprechen.

Meinen besten Gruß an Ihre Frau Gemahlin, der ich in wenigen Tage schreibe.

Ihr Freund

Friedrich Schlegel.

Hitzing bei Wien, den 1. Juli 1815.

Geehrtester Freund!

Ihre Corona habe ich mit großer Freude gelesen, und besonders haben mich auch die kriegerischen Erinne-

rungen und Anklänge aus dem großen Kampf in den einleitenden Stanzen ergriffen und gerührt. Doch hat das Gedicht im Ganzen dem früheren geliebten Bilde, dem Zauberring, bei mir noch nicht den Preis abgewinnen können.

Ich fange jetzt hier auf dem Lande zum erstenmal seit zwei Jahren wieder an, einige literarische Gedanken zu fassen. Den Winter hindurch war ich ganz im Congreß und in den deutschen Angelegenheiten versunken, für die ich so wie auch für die der Kirche aus meinem Schreibezimmer mitgearbeitet und gewirkt habe, so viel ich konnte. Anfangs ließ es sich schlecht genug an, indem das redliche Deutschland über das anmaßende, vorlaute Europa ganz hintangesetzt und vergessen zu werden schien. Auch manche Deutsche aus Süden und Norden kamen mit finstern und umnebelten Blicken und fast kriegerischen Gesinnungen zu uns, so daß Oesterreich am Steuer ruhend lange Zeit nichts vermochte, als nur in Ausdauer festhalten und jede gewaltsame Bewegung verhindern. Indessen hat sich plötzlich Alles zum Guten gewendet, nachdem uns das Glück (von der beinahe schon verlornen Eintracht unzertrennlich) diesmal wunderbarerweise von der Insel Elba gekommen war. — In wenigen Tagen haben sich noch am Schluß des Congresses die deutschen Angelegenheiten so geschlichtet und gestaltet, daß dies nun fast als das Größte und Beste erscheint, was am ganzen Congreß geschehen ist. Denn wie mangelhaft auch der deutsche Bund erscheinen mag, er ist doch schon jetzt ein Damm gewesen und geworden gegen unsäglich viele und große Uebel, mit denen wir

bedroht waren, und er wird sich, wie ich mit Gewißheit hoffe, auch in der Zukunft als ein fruchtbarer Anfangspunkt und erster Keim zu sehr vielem Guten und Heilsamen für Deutschland bewähren. — —

Philipp hat wohl Recht, daß Sie jetzt nur hätten zu uns kommen sollen. Ihre Poesie hat vielleicht nirgends in Deutschland so viele und so warme Anhänger wie hier. Und auch sonst, denke ich mir, würde es Ihnen gefallen haben bei uns. Manche von den Fremden haben zwar über unsere Kaiserstadt sehr tadelnd und herbe geurtheilt; aber Sie hätten gewiß anders und liebevoller gesehen. Wie sehr es Ihrem König hier gefallen hat, werden Sie wohl wissen. Aber freilich steht er mit seinem tiefen verschlossenen Gefühl sehr allein unter den Seinigen.

Friedrich Schlegel.

Dorothea von Schlegel.

Dorothea v. Schlegel, die geistreiche Frau Friedrichs v. Schlegel, eine Tochter des Philosophen Mendelssohn, war zu Anfang der sechziger Jahre des vor. Jahrhunderts geboren und starb d. 3. Aug. 1839 zu Frankfurt a. M. Von ihr erschien: Florentin, 1801. Sammlung romant. Dichtungen, 1804. 2 Thle. Lothar u. Maller, 1805. Eine vortreffliche Uebersetzung der Corinna der Frau von Staël. — Helmina von Chezy sagt von ihr (Freihafen 1841): „Unbegreiflich ist's, wie Dorothea noch Zeit zum Schreiben fand; allein sie, deren geschickte Hand Kleider und Wäsche nähte, Strümpfe strickte und ausbesserte, und sich am Heerd bemühte, war auch die Copistin der Schriften Schlegels und schuf selbst fortwährend Schönes und Treffliches. — Sie war bald das Herz, bald die Hand, bald der Geist ihres Mannes, und nur sie selbst, um dies alles recht schön und genügend zu sein."

Wien, den 15. Januar 1814.

Wir haben so sehr lange keine direkten Nachrichten weder von Ihnen noch von Philipp erhalten, daß Sie es meiner Ungeduld schon zu Gute halten müssen, werther Freund, wenn ich endlich, von manchen Gerüchten mehr beunruhigt als befriedigt, mich grade an Sie selber wende, um irgend etwas mit Gewißheit zu erfahren. Man sagt, Sie hätten Ihrer Gesundheit halber den Abschied genommen, und seien nach Ihrer Heimath zurückgekehrt. — Frau v. Wolzogen hat Sie in Weimar gesehen, sie hat es der Fr. v. Humboldt hergeschrieben, und mir manches liebe wohlwollende Wort wiederholen lassen, welches Sie, gütiger lieber Folko*), zu Gunsten unsers Philipp's bei ihr gesagt, wofür ich Ihnen den herzlichsten Dank weiß.

*) Ritter Folko in „Sintram."

Fr. v. Wolzogen hat aber jenes Gerücht Ihrer Heimreise und der schwachen Gesundheit mit keinem Wort erwähnt; sie schrieb blos, „sie habe Sie in Weimar gesehen." Wir sind also wieder ungewisser geworden, zumal ich auch aus Berlin, wo ich eigentlich hinschrieb, mich nach Ihnen zu erkundigen, gar keine Antwort in Betreff Ihrer erhielt. Sie können wohl denken, daß wir recht besorgt um Sie sind. Denn gewiß, nicht wegen einer geringen Ursache würden Sie in diesem entscheidenden Augenblicke sich zurückgezogen haben! Auch wegen Philipp's den wir mit so großer Beruhigung in Ihrer Nähe uns so gerne dachten, der nun so allein, in einer ihm so ganz fremden Bahn, sich ganz verlassen fühlen muß. — Sollten Sie wirklich bei Erhaltung dieser Zeilen in Ihrer Heimath sein, so bitte ich Sie in meinem wie in Friedrichs Namen, uns einige Worte zur Lösung aller dieser beunruhigenden Zweifel zu schreiben. Ist aber das Ganze ein bloßes Gerücht, und Sie etwa wieder bei der Armee, so nehmen Sie, theure Frau von Fouqué, unsre Bitte zu Herzen, schreiben Sie uns gefälligst, was Sie von Ihrem Gemahl und was Sie von unserm Philipp neuerdings erfahren haben. Den letzten Brief von Philipp worunter auch ein paar freundliche Worte von Ihnen, lieber Freund, war vom 29. September von Postelberg aus Böhmen, seitdem erhielten wir keine Zeile von ihm. Seine unter göttlichem Schutz überstandenen Gefahren bei Leipzig, sowie seine Ernennung zum Offizier erfuhren wir durch fremden Mund, wir haben doch wohl Recht zu klagen über ein solches Vergessen der Seinigen. — Wir

haben ihm recht oft und mit jeder Gelegenheit geschrieben, auch einige Male ihm Pakete zugesendet, nie aber einen Wink erhalten, ob er diese Briefe und Sachen erhalten. Jetzt muß er ja wohl über den Rhein sein? oder vielleicht noch diesseits? Denken Sie sich nur, wie wir über der Karte stehen, und die genannten so gut gekannten Orte an den geliebten Ufern aufsuchen, und es uns immer wie nicht möglich dünkt, daß wir den Philipp da nicht genau und vor unsern Augen sehen können. Wie mag ihm wohl bei Ansicht des herrlichen Stroms, der so gutbekannten Berge und Ufer zu Muthe sein und wie war ihm bei der Schreckensschlacht, wie die Hand Gottes so sichtbar über ihm geschwebt. O wenn Sie ihm zu schreiben Gelegenheit haben, so ermahnen Sie ihn, uns doch nicht so ganz in Demuth über seine Nachläßigkeit sinken zu lassen! — Wie erquickend waren uns die Nachrichten der Frau v. Wolzogen, wie herzlich danke ich Ihnen Ihre Liebe zu dem geliebten Kinde. Auch Max Schenkendorf hat viel Gutes von ihm an Herrn v. Humboldt gesagt, der es uns wieder erfahren ließ. — Sie fühlen es wohl, wie tröstlich, wie erhebend mir ein solches Lob, von solchen Männern meinem geliebten Sohne geschenkt, sein muß. Gott wolle ihn ferner an Seele und Leib beschützen! — Lassen Sie uns recht bald von sich hören, edler Freund, lassen Sie uns wissen, wie es Ihnen geht, damit wir mit größerer Theilnahme Ihrer gedenken können, es ist so traurig, wenn man mit dem Andenken derer, die wir lieben, so gar nirgend haften, nirgend einen Punkt finden, wo unsre Gedanken sich begegnen können.

Freilich gedenke ich Ihrer und aller Freunde und Wohlthäter meines Sohnes vor Gott; möge doch alles das Gute Ihnen zu Theil werden, das mein dankbares Herz für Sie erfleht! —

Dorothea Schlegel,
geb. Mendelssohn.

Wien, den 20. Juli 1814.

Sehen Sie wohl, sehr lieber Freund, es ist ja grade so gegangen, wie Sie es wollten; der Philipp ist nicht nach Wien, er ist grade zu Ihnen gegangen; und wahrscheinlich so recht, wie Sie mir vorher geschrieben, ganz unverhofft und unangemeldet zu Ihnen an's Thor angeritten gekommen! Das wird wohl ein schönes Wiedersehen gewesen sein. Wenn Sie, werther Freund, eine verlorne Stunde haben sollten, so schreiben Sie uns doch, wie Sie den Jüngling wiederfanden? ob er sich verändert hat, seit er Sie verließ; ich bin so begierig ihn wiederzusehen, und wie ein Leben auf diese Seele gewirkt haben mag, zu welchem sie so gar nicht vorbereitet war, daß ich mit wahrem Heißhunger jede auch noch so kleine Nachricht von ihm auffange. Ganz besonders wichtig ist uns alles, was Sie über ihn schreiben, denn Sie lieben ihn, uud dazu stand er in Verhältnissen gegen Sie, wo Sie genug Gelegenheit hatten, ihn zu beobachten, und nun gegen das Vergangene zu vergleichen. — Für das, was Sie neulich schrieben, in Rücksicht des Kreuzes, nehmen

Sie noch ganz besonders meinen recht verbindlichen Dank; ich fühle recht die Liebe und Freundschaft, die in dieser Mittheilung liegt. — Es wäre uns freilich des guten Jünglings wegen lieb gewesen, wenn er durch dieses Ehrenzeichen vor der Welt bezeichnet worden wäre als einer, der seine Pflicht gethan. — Für uns bedarf es dieses äußern Zeichens nicht; wir setzten von Anfang das sichere Vertrauen in ihn, daß er bei jeder Gelegenheit durch Gottes Hülfe auf der Bahn der Ehre bleiben, und sich als ein christlicher Ehrenmann halten würde. Gott sei gedankt, daß er diesem Zutrauen entsprochen! Hätte es noch eines Zeugnisses bei uns bedurft, so ist Ihr schriftliches vollkommen hinreichend, diese Stelle einzunehmen; es ist so ehrenvoll für ihn, als das Kreuz selbst, Ihr Zeugniß, daß er sich dessen verdient gemacht. Ich lege auch dieses Blatt von Ihnen nicht zu den übrigen Briefen, sondern ganz besonders zu meinen allerwerthesten und liebsten Andenken. Philipp soll es von mir erben, wenn ich sterbe. — Was Sie über Ihre Gesundheit schrieben, hat uns mit Besorgniß erfüllt; lieber Fouqué, was reden Sie jetzt von sterben? jetzt muß man leben, um noch die schönen Früchte wenigstens keimen zu sehen, die Ihr mit dem Schwerte ausgesäet. Brave, liebe Landsmänner! Ihr habt die Feuerprobe schön bestanden, und meine Freude ist es, Euch von allen Nationen und allen verschiedenen Glaubensgenossen in allen Sprachen loben und preisen zu hören. Manchmal treib' ich ordentlich Koketterie und thue, als wollte ich Euch gar nicht recht mit loben, blos um die Andern recht tief hineinzulocken

und mich bestreiten zu hören. Aber nun kömmt die Wasserprobe — nämlich der Congreß und das Austheilen und Administriren; hier gebe Euch der Gott aller Gaben Mäßigung, sowie er Euch in der Probe der Schlacht den Heldenmuth verlieh. — Ich wollte, dieser Theil des Krieges, nämlich der politische, wäre nur erst vorüber, mir graut davor. Friedrich aber sitzt so tief darin in allen diesen Verhandlungen, daß für jetzt und vor Erledigung des Congresses an keine andere Arbeit von ihm zu denken ist; Poesie und alle Musen haben große Perücken aufgesetzt und schwarze Mäntel umgethan — verzeihen Sie ihm also, theurer Freund, daß er Ihnen jetzt noch nichts für Ihre Jahreszeiten schicken, ja nicht einmal schreiben kann. Er grüßt Sie aber mit herzlicher Liebe; er verwundert sich, daß Sie das Museum nicht ordentlich erhalten haben, er hat es Ihnen sehr ordentlich zugesendet, Sie möchten doch Hitzig darum fragen. Für Ihre Theilnahme an meinem Johann*) sage ich Ihnen vielen Dank. Ich habe Nachricht von ihm, er ist in Rom, befindet sich wohl, und denkt nicht an die Rückkehr. Er ist sehr besorgt um seinen Bruder und wird sich sehr freuen, wenn er hört, daß er nach Rom gehen will. Aber was der Philipp nicht alles ausrichtet! Hat er nicht immer gegen alle, die ihn bereden wollten, nach Rom zu gehen, gesagt, „nicht eher bis der Papst wieder dort ist!" und sieh da, es geschieht so! — Johann hat sehr viel in seiner Kunst gelernt zu Rom, gebe doch Gott, daß er doch so Eins

*) Johann Veit, Historienmaler, lebt in Rom.

mit sich wird, wie sein Bruder es ist. Ich schreibe Ihnen bald wieder, lieber Freund Folko! Nehmen Sie heute die wenigen Zeilen als einen Beweis meiner freudigen Dankbarkeit. Die Post will fort, ich muß eilen.

Gott, der Urheber aller Gaben und Gnaden wolle Sie stärken und Ihre Arbeiten segnen. Wir freuen uns über die Maßen, wieder bald von Ihnen zu lesen. Wenn es Ihnen nicht zu langweilig ist, so schreiben Sie uns doch auch, was Ihnen eigentlich fehlt; wir betrüben uns, Sie krank zu wissen. Gott erhalte Sie. Lassen Sie uns Ihrem Andenken empfohlen sein.

Ihre

Dorothea Schlegel,
geb. Mendelssohn.

Viele Empfehlungen von Friedrich und mir Ihrer Frau Gemahlin.

In der Reihe der Erinnerungen und der Namen entfernter, befreundeter Seelen, deren Theilnahme ich versichert bin, sind Sie, theurer Baron Fouqué, Freund und Wohlthäter meines Sohnes, einer der Ersten; ich wußte es, daß Sie des verewigten Freundes und seiner um ihn trauernden Zurückgelassenen mit Liebe gedenken würden, und so waren Ihre freundlichen Worte, welche Frau von Pichler mir mittheilte, mir nicht unerwartet, aber nur um so willkommener, und Sie erlauben mir gütigst, Ihnen selber meinen innigen Dank zu sagen. Hätten Sie doch Ihren Vorsatz ausgeführt, diesen Winter nach Dresden

zu reisen! welche Freude wäre es für Schlegel gewesen, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Vor einigen Jahren ging ein Gerücht, Sie würden uns hier besuchen, wie sehr war er damals erfreut über diese Hoffnung. Er liebte Ihren Geist, und was ihm von Ihren Werken bekannt wurde, ganz insbesondere Sigurd, und den Zauberring. Im vergangenen Jahre, es war der vierzehnte März, hatten eine Anzahl liebenswürdiger geistreicher Personen sich in einer Gesellschaft zusammen gefunden; es wurden Glossen gemacht, ein Thema von Ihnen ward dazu erwählt. Schlegel, sehr heiter gestimmt, schloß sich an; er nannte seine Glosse: Abschied von der Poesie, und so viel ich mich erinnere, war es denn auch wirklich das Letzte, was er gedichtet. Es wird vielleicht sich Gelegenheit finden, daß es gedruckt wird, dann werde ich Sorge tragen, daß Sie einen Abdruck davon erhalten.

Sie fragen nach meinen Planen für die Zukunft. Kaum bin ich mir solcher bewußt; ich lebe unterdessen einzelne Tage; ist es der göttliche Wille, daß sie sich noch einmal zu einem Ganzen ordnen sollen, so ist freilich die Vereinigung mit meinen Söhnen das Nächste, aber es giebt noch gar manche andre Berge zu erklimmen, bevor ich an die Alpen denken darf. Am liebsten freilich wäre es mir, ich könnte mich mit den lieben Söhnen irgendwo im deutschen Vaterlande wiederfinden — aber dazu ist vor der Hand keine Aussicht, und so erwarte ich, was Gottes Wille über mich verhängt.

Leben Sie wohl, edler Freund, lassen Sie mich Ihrem wohlwollenden Andenken empfohlen bleiben. Gott

mit uns. Ich bitte sehr, mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen.

Verehrend

Ihre ergebenste

Dorothea Schlegel
geb. Mendelssohn.

Gustav Schwab.

Gustav Schwab, geb. zu Stuttgart den 19. Juni 1792, bereiste 1815 Norddeutschland und fand namentlich in Berlin an Fouqué, Franz Horn u. A. theilnehmende Freunde. 1817 wurde Schwab Professor der alten Literatur in Stuttgart, dann Pfarrer in Gomaringen bei Tübingen und ist gegenwärtig Stadtpfarrer an der St. Leonhardskirche in Stuttgart.

Erst seit zehen Tagen ist Ihre herzliche Zuschrift in meinen Händen, hochverehrter Freiherr, und wenn ich sie nicht sogleich mit frohem Danke, daß Sie mir Ihre Zuneigung während eines beiderseitigen Schweigens von zehen Jahren so warm bewahrt haben, erwiderte, so war es blos darum, weil ich zugleich Ihrer ehrenden Aufforderung zu irgend einem kleinen Beitrage für Ihr neues Unternehmen nach Kräften entsprechen wollte. Allein Ihr rührend mahnendes Distichon, das ein langes fröhliches Dichteralter Lügen strafen möge, treibt mich, auch ohne einen solchen Beitrag, der, nachdem ich das Wenige, was mir die Muse dieses Jahr gegönnt, theils vergeben theils versagt habe, nicht vorräthig ist, unmittelbar nach dessen Empfange im Geist Ihre ausgestreckte Hand zu fassen

und den Druck zu demselben erwidern, der mich ganz in die heitern Stunden zurückversetzte, die Ihre Gastfreundschaft, welche mir immer unvergeßlich blieb, vor vierzehn Sommern mir in Nennhausen gewährte.

Ich bin Ihnen ungefähr seit dem September des Jahres 1819 Bericht über mein häusliches Leben schuldig, das sich glücklich und einfach gestaltet hat. Damals war mein Töchterlein Sophie, dessen Geburt ich Ihnen gewiß gemeldet habe, ein halbes Jahr alt; jetzt sitzt sie eilftehalbjährig hinter dem Clavier, dem Buch und dem Hefte und meistert altklug drei jüngere Geschwister, einen Christoph von acht, einen Gustav von sieben und eine kleine schnippische, blauäugige Emilie von drei und einem halben Jahre, lauter blonde Schwabenköpfe, die sich um das kastanienbraune Haar der geliebten Mutter, das den Vater einst in seinen schönen Schlingen gefangen, wenig kümmern. Die Mutter aber geht dem Vater als erste Recensentin bei seinen poetischen Bestrebungen und als treue Mitleserin und Correctorin der Classiker, deren Uebersetzung er leitet, zur Seite. Auf unsrer gelehrten Schule erkläre ich, in's dreizehnte Jahr mit immer gleicher Lust den lebensweisen Horaz und einige andere Alten.

Am Morgenblatt nehme ich nur insofern Theil, als ich die eingehenden Gedichte beurtheilen helfe; die Prosa geht mich gar nichts dabei an, und ich kann den Titel Redakteur, den Sie mir ertheilen, nur in sehr beschränktem Sinne führen. Im Uebrigen lebe ich mit meinem theuren Uhland, einem geliebten Bruder, der an unserm Staatsschiffe rudert, während ich sorglos auf dem

Nachen der Poesie schwanke, und einigen andern Freunden, in welche ich mich theile. An Lebenssorgen, Verdruß und Aerger nach außen fehlt es freilich auch nicht, inzwischen erhält mich gegen solche vorübergehende Unannehmlichkeiten der feste, ruhige Sinn meines geliebten Weibes und mein Vertrauen auf Gott. Mein theurer Vater, dem ich das Glück meines geistigen Segens verdanke, ist im Jahr 1821, 78 Jahr alt, schnell und längst vorbereitet, in ungeschwächtem Greisenalter heimgegangen, geistig thätig bis auf die letzte Stunde; meine liebe Mutter, fünfzehn Jahre jünger als er, lebt, mit noch jugendlich lebendigem Geiste, im zwei und siebenzigsten Lebensjahre, in der Mitte ihrer Kinder und Enkel. So hat uns der liebe Gott auf mannigfache Weise gesegnet.

Frau von Cotta, deren Liebenswürdigkeit auch bei Ihnen in Berlin allgemein anerkannt worden ist, hat mir einen schönen Dichterpokal, mit Homers, der italienischen Dichter, Göthe's und Schillers eingefugten Pasten aus Ihrem kunstreichen Berlin voll zarter Aufmerksamkeit mitgebracht und selbst eingehändigt. Ich will dankbar meiner Jugendzeit in der Mark mich erinnernd, einen guten Schluck auf Ihre und der gnädigen Frau, die mich in Nennhausen einst so vieler Güte würdigte, und der ich mich ehrerbietig empfehle, — Gesundheit trinken. Meine liebe Frau empfiehlt sich mit mir dem Dichter, der ihre wie meine Jugend erhellt hat, voll herzlichen Dankes.

Ein weiteres schreibe ich, wenn ich Ihnen irgend einen Beitrag, der werth sein könnte, in Ihr Blatt auf-

genommen zu werden, zusenden kann, und bin mit der alten, verehrungsvollen Gesinnung

Ihr ewig dankbarer

G. Schwab.

Heinrich Stieglitz.

Heinrich Stieglitz, geb. zu Arolsen im Waldeckischen am 22. Februar 1803, Doctor der Philosophie, gab 1834, nach dem Tode seiner Frau Charlotte, geb. Willhöfft, seine Stellung als Custos an der Berliner Universität auf und lebt seitdem auf Reisen. Als Dichter bekannt durch die „Bilder des Orients." (1831—33, 4 Bde.), das „Dionysosfest" (1836) u. s. w.

Berlin, am 14. August 1827.

Guten Morgen, lieber theurer Freund!

Ich habe Ihnen noch meinen herzlichen Dank zu sagen für die freundliche Uebernahme der Taufpathenstelle bei meinem „Vorklang." Es konnte keine treffendere Benennung gefunden werden. Das Ganze ist nun schon seit mehreren Wochen zum Vollklang geworden, über den sich die Geliebte nicht wenig gefreut hat. Er hat sich mir aber auch selbst zur Freude erfüllt, und Sie, mein theurer Freund, werden ihn auch nicht ungern willkommen heißen. Sollen wir uns denn gar nicht einmal sehen? Wie wär' es, wenn Sie, edler Kämpe, den acht und zwanzigsten am Jubeltage unseres Altmeisters zum Liederfeste hier wären?

Mir ist es ohnehin unmöglich, wegen der Berufsgeschäfte diesen Sommer auszufliegen; und das Fest wäre mir ein doppeltes, wenn Sie zugegen wären. Sehn Sie da den Egoisten? Allein ich habe längst schon mich versöhnt mit dem Egoismus der Liebe und Freundschaft, der in des Andern Frieden und Freude nur seine eigene Befriedigung will.

Nun ein Punkt, über den ich ungern spreche, und den ich gänzlich unberührt lassen würde, wenn Sie nicht selbst ihn angeregt. Sie wünschen A. v. Schlegels Vorlesungen, um „rechts oder links für den Augenblick zu wissen." — Nein, mein Freund, dazu bedürfen Sie des Mannes nicht. Die Vorlesungen finden Sie ohnedies abgedruckt in dem Berliner Conversationsblatt. Aber, aufrichtig gesagt, sie wären wohl besser ungedruckt wie ungesprochen geblieben. Es ist unbegreiflich, wie ein solcher Mann, als ob er ganz verarmt wäre, so wenig geben konnte nach so reichem Leben. Scheint es doch, als sey sein Geist, in der grenzenlosen Eitelkeit entmannt, verkommen. Dieses Wort klingt hart, doch ist es Wahrheit und deshalb bedarf es der Entschuldigung nicht. Mir hat es leid gethan in Schlegels Seele, so ihn dastehen zu sehen entblößt vor einem auserlesenen Publicum, in welchem auch der Geringste ihn durchschaute.

Die Berufsgeschäfte fordern nach wie vor ziemlichen Aufwand von Zeit. Doch darum fühlt das eigenste Leben des Geistes sich nicht beengt. Mein Bilden ist in diesem Augenblick um den Altai, wo Völkergräber Licht, Gestalt, und Leben fordern. Ich nenne diesen Theil „die Gräber

Asiens"; er muß der Anlage nach eine geflügelte Welttragödie werden. Von dort kehre ich zurück zum Süden, wo das reiche Indien mit seiner Götterwelt mich lockt. Arabien und Persien, ersteres völlig, letzteres mit einer Schuld von zarten Nüancen, darf ich als in sich geschlossen betrachten. Glück zu denn im Bilden und im Schaffen! Alles Beste ist sich verwandt in der Einen Sonnennähe.

Meine Sonne weilt in diesem Augenblick in Kösen, wohin sie ihre Schwester zum Salzbade begleitet. Ich glaube, der hochgeschätzte Undinensänger würde des Ostsängers Geliebte innig erfreuen, wenn er einmal einige Zeilen an sie richtete. Im Falle daß ihn Zeit und Lust dazu auffordern sollte, gebe ich die Adresse: „Charlotte Willhöfft, in Kösen bei Naumburg an der Saale; im Hause des Herrn Salinen-Inspectors Senff." —

Und nun Gott befohlen, theurer Freund; mit alter Treue

Ihr

H. Stieglitz.

Christian Graf zu Stolberg.

Christian Graf zu Stolberg, geb. den 15. October 1748 zu Hamburg, dän. Kammerherr, starb auf seinem Landgut Windebuy bei Eckernförde im Holsteinischen den 18. Januar 1821.

Windebuy, den 15. April 1815.

Wie müßte ich mich gedrückt und gebeugt unter der Last meiner Schuld fühlen, wenn mich nicht die feste Zuversicht emporhübe, daß Sie, edler, theuerster Freund,

meine Unterlassungs-Sünden wider Sie mir mit ritterlichem Edelmuth verzeihen und tief genug in mein Herz einschauen werden, um sich zu sagen, daß der Anschein oftmal täusche und daß Alles, selbst das Unglaublichste eher als irgend ein Mangel meiner wärmsten Empfindung der Liebe, der Dankbarkeit und der innigsten Verehrung der hohen Gabe, mit der unser himmlischer Vater Sie so herrlich ausgerüstet hat, zur Möglichkeit habe werden können.

Jetzt haben Sie nun gar das volle gerüttelte Maaß über den Rand hinaus angefüllt und wie vermag ich Ihnen meinen innigst gerührten Dank so zu bezeugen, wie es mir das dringendste Bedürfniß ist? Nehmen Sie den Willen statt der That, edler, trefflicher Rittersmann, so wie mein Wort der Wahrheit, daß Sie mir durch Ihre schöne ehr- und ruhmvolle Zueignung eine unaussprechliche Freude gegeben und mich, durch die Darlegung Ihrer für mich so schmeichelhaften Gesinnungen vor den Augen unsers gesammten Vaterlandes, nicht wenig stolz gemacht haben.

Meine, eben itzt äußerst beschränkte Zeit, hat mir nur erlaubt, die ersten zwanzig Blätter Ihres jüngst gebornen Geistes-Kindes zu lesen, aber wie unaufhaltsam hat mich Ihr Tiodolf hingerissen! Da haben Sie also wieder eine gänzlich originelle, höchst interessante Schöpfung an's Licht gerufen.

Eben diese Beschäftigungen, die für mich seit mehreren Monaten sehr lästig gewesen sind, haben mich abgehalten, meine Freude an der herrlichen Corona Ihnen

früher zu bezeugen. Ich wollte es immer recht con amore thun. Da folgte Ein Hinderniß immer dem Andern. Ich bewundere Sie, wie Sie dieses große, poetische Werk, dessen ganze Ausführung so trefflich ist, während der hohen Schicksale unsers Vaterlandes, ja selbst während Ihres, gewiß Ihnen alle ruhige Muße nehmenden Kriegszuges, haben zu Stande bringen können. Und dies in einer Versart, die durchaus viele Zeit und Arbeit fordert.

Es ist eine ganz neue, höchst genialische Idee, die Geschichte des epischen Helden mit den großen, lange nach ihm sich zutragenden Ereignissen der großen, gegenwärtigen Zeit, ja mit den Lebensschilderungen des Dichters selbst, in solch eine Herz- und Geist erhebende Verbindung zu setzen.

Mit welcher warmen Theilnahme bin ich Ihnen, dem Dichter, dem Patrioten und dem Helden, Schritt vor Schritt gefolgt und wie hat diese dreifache Verkettung das rege Interesse der ganzen Dichtung noch so viel feuriger angefacht! —

Doch itzt, da unsere Helden dem unglücklichen Europa Frieden und Ruhe erfochten haben, öffnet eine unverzeihliche Sorglosigkeit der gefangenen Hyäne den Käfig und alles ist wieder wie es war. Wahre Menschenliebe und Gerechtigkeit hätten den Tyrannen, der Blut wie Wasser vergeudet hat, so wie Kaiser Otto sich einst bei einem Todesspruche ausdrückte: die Barte kosten lassen müssen. Ach wenn nur itzt vom adriatischen Meere bis zum baltischen ohne Ausnahme unter den Verbündeten Eintracht herrschte, so wär's ein Kleines, die scheußlichste aller Na-

tionen zu bändigen. Wie ehrlos hat sich dieses schnöde, verworfene Volk gezeigt und wie zeigt es sich noch. Gott gebe unsern Waffen Sieg! Dann aber muß die große Babylon in Staub und Asche gelegt und der Tyrann und seine meineidigen Spießgesellen gerichtet werden. — Ihrer würdigen, von mir hochverehrten Gemahlin küsse ich die Hände. Auch mein Bruder ist ihr so herzlich dankbar über ihre herrliche Zurechtweisung der Md. Stael. Ihnen, theuerster Freund, drücke ich mit biederm und herzlichem Danke die edle Ritterhand.

Verzeihen Sie meine Eile.

C. G. z. Stolberg.

Windebuy, den 17. December 1815.

Wie können Sie, mein edler, verehrter Freund, mir die Frage vorlegen: ob ich wünschte, daß Ihr Geburtstagsgedicht an mich in die jetzt herauskommende Sammlung Ihrer Gedichte aufgenommen würde? Wissen Sie es denn nicht ganz wie unendlich glücklich mich auch dieser Beweis Ihrer Liebe mache und wie herzlich willkommen mir jedes Zeugniß sei, das aus ihrem Munde, aus Ihrer Feder, oder durch die Töne Ihrer Leier, unsern so fest geschlossenen Freundschaftsbund verkündiget? O lassen Sie mich ja dieses liebe Gedicht, das einen so hohen und theuren Zwillingswerth für mich hat, mit seinen herrlichen Brüdern und Schwestern hervortreten sehen und mich mit ihm!

Auch deshalb ist mir diese Frucht Ihrer Muse so lieb, weil sie ein Denkmal jener glücklichen Tage ist, die Sie uns geschenkt und durch die Sie uns in der dankbarsten und erfreulichsten Erinnerung einen schön leuchtenden Stern angezündet haben. Wir reden so viel von Ihnen, hier und unter unsern Freunden, ja noch vorgestern kam ich von Enckendorff zurück, wo man Sie sehr warm nannte und mir viele Grüße an Sie auftrug.

Ihres eifrigen Fleißes und Ihrer so fruchtbaren Muse freue ich mich unendlich und sehe mit großem Verlangen Ihrem Heldenspiele entgegen. Doch Ihrem Thiodolf — den wir itzt gemeinschaftlich wieder lesen — wird nicht so leicht eine neue Dichtung die Palme abgewinnen können, der ist ein wahres *Ἔργον Ἡφαίσου*, wie die Griechen sagen.

Es freuet mich unendlich, was Sie von meinem Vetter Graf Constantin sagen. Diese Wernigeröder, Eltern, vier Söhne und vier Töchter, sind alle die besten, edelsten Menschen.

Verzeihen Sie es, edler, trefflicher Freiherr, wenn mein Bruder im Schreiben etwas saumselig gewesen ist. Er hat, wovon sein Alfred ein Zeuge ist, unglaublich gearbeitet und indessen haben sich viele Brief-Schulden aufgehäuft. Er ist Ihnen von ganzem Herzen ergeben. Für Ihren Tassilo, der ganz ist, was er für diesen Zweck sein sollte, sagen ich und meine Frau Ihnen den wärmsten Dank.

Erhalten Sie unser Andenken in dem zarten Herzen der lieben, kleinen Marie, die wir freundlichst grüßen.

Vor allen Dingen aber empfehlen Sie uns Ihrer würdigen, herrlichen Frau Gemahlin, deren aufrichtiger Bewunderer ich bin, auf das wärmste und inständigste.

Gott segne Sie und Ihr ganzes Haus! Das rufen wir Ihnen aus der Fülle unsers Herzens zu. — Der an Geist und Herz wahrlich unvergleichliche Lavater sagte einmal, als er uns im Jahr 1793 besuchte und wir mit ihm spaziren fuhren — wir fuhren einem Düngerhaufen vorbei und er rief aus: Lieber Gott, der du aus Mist Brodt, aus Inschlitt Licht hervorgehn lässest, du kannst wol auch aus Hans Caspar Lavater etwas machen! So tröste ich mich über das Unwesen der itzigen Politik, die, bis auf jene höhere Veredelung, unser Blücher hätte ordnen müssen. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand.

C. G. z. Stolberg.

Windebuy, den 1. Mai 1816.

Lassen Sie mich heute Ihre ritterliche Hand in Liebe und Vertrauen ergreifen, theuerster und innig verehrter Freund, und Sie in herzlicher Beschämung um Nachsicht und Verzeihung ansprechen. So lange schon hab' ich Ihren gar herrlichen Brief immer auf meinem Pulte liegen, den gar liebevollen, geschrieben an dem Vorabende Ihres Geburtsfestes und überströmend von einem Freundschafts-Erguß für mich und für meinen Bruder, der mich unaussprechlich beglückt, und an dem mein

Bruder sich, so Gott will, in wenigen Wochen hier bei uns laben soll. Denn wissen Sie, er kommt! Er hat wol schon seine Reise angetreten und er wird mit einer kleineren Schaar der Seinigen, wie wir hoffen, nicht gar kurze Zeit bei uns sein. Was das für uns sei, wie wir schon itzt in dem Vorgenusse dieser Wonne leben, wer könnte sich das besser und kräftiger sagen, als eben und vor Allen Sie!

Sie sehen, ich bin schon wie berauscht, sprang ich nicht ab von meiner Bitte um Verzeihung? Ach es kommt mir oft so Vieles und so Vieles quer in den Weg, Dinge, die nicht aufgeschoben werden können, Freundes-Ansprüche an meine Feder, die ich nicht abzuweisen vermag und hundert Siebensächelchen, die ich oft zum Urian wünsche, bis ich doch endlich den alten Flausrock anziehe. Die Kinder der Liebe werden dabei manchesmal zurückgesetzt, und so ging's auch mit meiner Danksagung für Ihren mir unaussprechlich lieben Zuruf und für das höchstinteressante Taschenbüchlein. O sagen Sie mir doch, hat irgend ein geschichtlicher Umstand, oder irgend eine Legenden-Sage den Stoff gegeben zu den beiden, zwar etwas schaudervollen, doch mit dem zartesten Gefühle geleiteten und in einer wundervoll-schönen Bekleidung dargestellten Erzählungen Ihrer würdigen Frau Gemahlin, die uns alle gewaltsam ergriffen und hingerissen haben? So manches, in dem Cypressenkranze besonders, trägt so unverkennbar das Gepräge der Wahrheit, daß ich mir den wahrhaftig und leibhaftig dagewesenen Andreas Wolf, die bleiche Luise und den treuen Luchs

nicht kann ausreden lassen. Geben Sie mir doch ein Wort der Auskunft darüber, ich bitte Sie.

Wir haben mit Sehnsucht geharret nach den Schätzen, die Sie uns verheißen, den Kindern Ihres Geistes und Ihres Herzens — denn eben darum sind diese Geburten so voll angeborner Kraft und Lieblichkeit, weil sie der reine, warme, rege Erguß sind, ich möchte sagen, des zeugenden Geistes und des empfangenden Herzens, auch unverkennbar das Erbtheil beider Eltern an sich tragen. — Stillen Sie bald unser Verlangen, bester Freund!

Neulich wagte meine Frau eine Fahrt nach Enckendorff und wir waren gegen acht Tage dort, Sie leben da und in Altenhof wie in Knoop in blühendem Andenken, darauf geb' ich Ihnen meine Hand.

Welche köstliche Erinnerungen Sie aber uns eingeprägt haben und wie so theuer als ein vieljähriger, geprüfter und bewährter Freund Sie uns geworden sind, das sagen Ihnen, weiß Gott! keine Worte. Der feste, heilige Bund ist geschlossen. Sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin, was nur wahre Verehrung bezeugen kann, von uns, und die liebenswürdige Marie wolle mir einen Kuß erlauben.

Meine Frau und ich umarmen Sie mit inniger Liebe und Rührung.

C. G. z. Stolberg.

Windebuy, den 19. April 1818.

Selten habe ich die augenblickliche Mischung von Freude und Wehmuth so tief und so innig empfunden, mein theuer, herzlich geliebter und verehrter Freund, und bin so mächtig davon durchdrungen worden, als neulich, da ich Ihren so liebevollen Brief vom 26. v. M. nebst dem abermaligen herrlichen Geschenk erhielt. Wie ergriff mich die Vorstellung der Krankheit, die Sie ausgestanden haben und der über Ihr so theures Haupt herschwebenden Gefahr, die nicht weniger als Sie selbst alle Ihre Freunde bedrohte. Ach was sind wir Menschen, und sollten wir nicht immer das Schwert des Damocles an Einem Haare hängend über uns erblicken!

Gott sei gedankt! Ich bringe Ihm mein Dankopfer aus tiefgerührtem Herzen, und meine sehnlichen Wünsche, die sich mit so vielen der Ihrigen vereinigen, werden Ihnen, wie mein Glaube hoffet, eine neugestärkte Gesundheit und eine lange Reihe kräftiger, lieder- und thatenreicher Jahre erflehen. — Ja und Amen, so sei es!

Ach, mein theuerster Freund, welche Last der Schuld habe ich auf mein Haupt gehäufet. Wie bin ich so scheinbar höchst schuldig! Indessen Gott schauet in mein Herz und ich darf in reiner, lauterer Wahrheit bekennen, daß ich ohnerachtet meines strafbaren Stillschweigens nicht allein — wie könnt' ich das nicht? — Ihr wärmster Freund bin, sondern daß ich auch in Genuß, Freude und Bewunderung in meinem Innersten mit Ihnen lebe.

Beurtheilen Sie mich nicht nach meiner trägen Feder, und auch diese ist nicht so schuldig als sie scheint. Sie stellen sich kaum vor, welche Arbeiten ich oft auf den Armen habe. Von allen Seiten wird mir aufgebürdet, selbst was mir eigentlich fremd ist. Doch diese gegenwärtige Zeit ist die schlimmste, die regelmäßigen Sitzungen des Landgerichts, ein sehr wichtiges Tribunal im hiesigen adlichen Theil des Herzogthums, beginnen nach Ostern und ziehen sich oft bis gegen Mitte Juni hin. In einer solchen Epoche bin ich höchst beschäftiget, und da ich meine Frau nur immer so kurz als möglich verlasse, so bringe ich viele Stunden auf der Landstraße zu, theils zu Roß, theils von meinen Schimmeln gezogen, die Sie durch Ihren Gesang verewigt haben. —

Ihr neues, herrliches, Hermannisches Gedicht liegt noch vor mir als eine verbotene Frucht, doch habe ich darin ab und zu genascht, und leider sind ja die verbotenen Früchte die süßesten.

Ich urtheile nur — ex ungue leonem und kann wol sagen, daß einzelne Stellen mir über jeden Ausdruck lieb geworden seien. Meine erste Muße weihe ich diesem Kinde Ihres fruchtbar-schöpferischen Geistes, für das ich schon, auch durch den Gedanken, daß es mir, wie Sie sagen, als ein Vermächtniß hätte zu Händen kommen können, eine wehmüthig zärtliche Vorliebe empfinde.

Mein Gedächtniß beginnt mir manchesmal zu fehlen. So weiß ich in der That nicht, ob ich Ihnen schon meinen Dank und meine Freude über das Geschenk Ihrer köstlichen Gedichte bezeugt habe. Eben weil ich's im

Herzen und im Geiste so vielfältig gethan habe, ja noch stets thue, so hat sich in mir die Erinnerung verloren, ob ich diese beständige und tiefe Empfindung in Worte gekleidet habe.

Wie wohl hat mir meines Bruders Gedicht an Sie gethan! Nehmen Sie es auch als aus meinem Geiste entsprungen und aus meinem Herzen geflossen an. Sie wissen ja, wir Brüder haben Alles gemein.

Aber wie herrlich ist auch Ihr Hymnus an ihn! Auch dieser hat sich mir um's Herz geschmiegt, ich hätte bald gesagt, wie der göttliche Schwan um Leda's Busen.

Ich habe keine Worte, Ihnen zu sagen, theuerster Freund, wie ich die Fruchtbarkeit Ihrer schöpferischen Dichterkraft anstaunend bewundere. Mit welcher Fülle der herrlichsten Dichtungen aller Art treten Sie hervor! Es ist einzig!

Meine Frau hat sich diesen Winter besser befunden, als ich es nach dem letzten Theile des Sommers und des Herbstes hätte hoffen dürfen. Auch itzt ist ihre Gesundheit und ihr Aussehen besser als beides vor einem Jahre war. — Ich weiß, wie herzlich Sie meine Freude und meine Wünsche theilen. Sie ist Ihnen so innig dankbar für Ihr freundschaftsvolles Andenken und wie oft sind Sie der interessante Gegenstand unsres Gesprächs.

Empfehlen Sie uns auf das inständigste Ihrer würdigen Gemahlin und geben Sie von uns der liebenswürdigen Tochter Marie einen recht herzlichen Kuß.

Lassen Sie sich, theuerster, verehrter Freund, an

diesen wenigen, flüchtigen Worten für heute genügen. Ich vermag nicht mehr.

Gott segne Sie und erhalte Sie, herrlicher Mann des Vaterlandes! Zählen Sie uns immer unter Ihre herzlichsten, wärmsten und treuesten Freunde.

C. G. z. Stolberg.

Windebuy, den 25. November 1818.

Mit Schaam, Rührung, Wehmuth, Freude, Liebe und Bewunderung reiche ich Ihnen, mein herzlich geliebter und verehrter Freund, die Hand dar, schlage in Ihre ritterliche Rechte und drücke sie in treuer Biederkeit.

Doch zuvörderst ein Wort der Sühne. Verzeihen Sie mein langes Schweigen! Ach Sie wußten und Sie wissen nicht, in welcher schmerzlichen Presse mein Herz nun seit einem Jahre und darüber unabläßig schmachtet und sich verzehret.

Seit dem Augustmonat des vorigen Jahres, da meine Frau plötzlich von einer höchst peinlichen, so genannten Blatterrose an der ganzen linken Hälfte des Kopfes befallen wurde, hat sie keinen gesunden Tag, ja, was ihr das drückendste ist, sie wird durch immerwährenden Schwindel, durch Betäubung und durch eine höchst läßige Uebelkeit, die keinem Gegenmittel weichet, heimgesucht, welches Alles ihr oft gänzlich die Fähigkeit raubet, sich auf gewohnte, ihr zur zweten Natur gewordene Weise beschäftigen zu können.

Sie theilen meine Leiden und Besorgnisse mit mir, mein theuerster Freund, und begreifen es, daß auch mir jede Freudigkeit schwinde, auch die Lust dahin sinke, selbst nur die Feder zu ergreifen, geschweige denn die Leier zur Hand zu nehmen.

Auch Sie, mein theuerster Freund, haben mir der Sorge sehr viel gegeben. Ich weiß, daß Ihre Gesundheitsumstände höchst bedenklich gewesen seien und oft wurde ich, unabläßig darauf hinhörend, durch beängstigende Nachrichten sehr beunruhigt. Gott sei Dank, daß Ihre edle, herrliche Ritternatur so tapfern Widerstand hat leisten können. Sie hat einen Blücherschen Sieg erfochten und nun, so Gott will, sind durch diese Krise Ihre Leibeskräfte verjüngt und erneut, und werden lange lange noch, nicht durch menschliche, nicht zu vermeidende Abnahme, den ewig jungen Kräften Ihres Geistes beim Adlerfluge hinderlich sein können! Ja, so sei es!

Empfangen Sie für das schöne, herrliche Gedicht zu meinem Geburtstage meinen allerwärmsten und allerherzlichsten Dank. Diese wohlthuenden Beweise Ihrer mir so theuren Freundschaft und diese Feier Ihrer Muse erheben mir das Herz und machen mich nicht wenig stolz. Auf's innigste drücke ich Ihnen mit dem gerührtesten Dank die liebe Hand dafür. Meine Frau sagt Ihnen gleichfalls für das Geschenk des schönen und lieben Taschenbuchs den verbindlichsten Dank. Ich habe ihr sogleich, und zwar besonders was von Ihnen und von Ihrer Frau Gemahlin kommt, daraus mit gemeinschaftlichem hohem Interesse vorgelesen.

Und nun lese ich ihr alle Abende, etwa ein kleines Stündchen — denn mehr vermag sie nicht — in Ihrer Welleda und Ganna. Beide sind wir hingerissen von diesem hochpoetischen, Genius-, Einbildungskraft- und Kunde-vollen Werke, sind in Wahrheit entzückt! Welche Schöpfung ist das! vorzüglich das ganze überirdische Wesen der sich beständig gleich bleibenden Ganna!

Sind Sie, mein edler Freund, denn wirklich zu jener alten Herrmann's und Welleda's Zeit nicht auch unter den Lebenden gewesen? So wie einst Pythagoras in einem andern Leibe vor Troja focht? Wie könnten Sie sonst das ganze Leben und Weben der altdeutschen Vorzeit so genau kennen. Sie haben auch besonders in diesem Buche, nach meinem Urtheile, welches auch dasjenige meiner Frau ist, ein hohes Meisterwerk zur Welt gebracht.

Dasjenige, worauf Sie in Ihrem schönen Gedichte an mich hindeuten, das frevelnde Demagogen-Krächzen, der Haß der Kleinstädtler aller Art gegen den Adel, dieser Haß, der im Grunde nichts anders ist als der Neid und der Unwille der Verschnittenen gegen die Liebe, dieses tolle Treiben des itzt mehr als je thätigen, auch von den Thronen herab begünstigten Jacobinismus, führt uns zu einer furchtbaren Eruption, die unter der Loosung von Freiheit und Gleichheit, mit der schon die Illuminaten wörtlich und thätig wider Thron und Altar zu Felde zogen, alles Erhabene mit Füßen zu treten strebet und wodurch unser Vaterland, so wie's in Frankreich geschah, dem türkischen Despotismus, der es deswegen

ist, weil er keine Abstufungen kennet, überliefert werden muß.

Allen diesen Egalitäts-Zeloten möchte ich bei lebendigem Leibe die Grabschrift des Orleans-Egalité einbrennen:

Ci gît Egalité le Jean-foutre,
Crache dessus et passe 'outre.

Ist's nicht Geist und Herz empörend, daß man itzt, selbst die hohen Häupter, so viel Complimente mit dem Bonaparte machet? O daß unser Blücher ihn zum Gefangenen genommen und man sogleich über den Enghien-Mörder Standrecht gehalten hätte!

Welchen Gallen-Erguß mir diese Anmaßungen, diese Mißgriffe, diese aufsteigenden Gewitter, die uns den Untergang unsers Vaterlandes verkündigen, täglich, ja stündlich erregen, das bedarf ich Ihnen ja wol nicht zu sagen. — — —

Den 28. November.

Verzeihen Sie diese Pause. Ich bin itzt eigentlich zu Allem unfähig.

Als ich gestern in Ihrer Welleda und Ganna meiner Frau das herrliche, von Ganna zur Harfe gesungene Lied vorlas, ergriff die Tiefe des Gefühls und die Höhe des Schwunges mich gar mächtig. Ja wol:

Die Schmerzen
Im viel zu warmen, viel zu treuen Herzen,

Sie lodern,
Und können doch kein Licht zurücke fodern!
Im Dunkel nur entlang
Rollt sich, o Tröstungsquelle! der Gesang,
Durch's arme Leben,
Beschwört den Sturm, beschwichtigt Angst und Beben.

Und doch, wir wollen nicht über das zu warme, zu treue Herz klagen.

Wissen Sie, daß mein Bruder — ihm und uns Allen ganz unbewußt — in großer Gefahr gewesen ist, wol gar ein Auge und zwar durch den furchtbarsten Schaden zu verlieren? Gott hat ihn merkwürdig gerettet. Es war ein ganz kleines, fast wie eine Flechte aussehendes Ding zwischen Wange und Auge, welches er, als ich dort war, um nicht daran zu greifen, mit einem kleinen schwarzen Pflästerchen bedeckte. Niemand hatte Ahnung der Gefahr. Es begann sich ein wenig zu entzünden. Er wurde recht wie hingetrieben zu einem Besuche in der Nachbarschaft, wo er einen ihm ganz unbekannten Arzt fand. Dem kam Besorgniß und er bat, es sehen zu dürfen. Er fand eine, jedoch nur durch die geschickteste Hand vorzunehmende Operation ganz nothwendig, und zwar je eher je lieber. Meine Schwägerin berief den höchstgeschickten Hofrath Langenbeck in Göttingen, der war gleicher Meinung wie der Arzt La Pair, und schritt gleich zur Operation, die vortrefflich glückte und im höchsten Grade nothwendig war.

Lassen Sie mich hier, damit ein neues Blatt nicht meine Geschwätzigkeit über die Gränze bringe, Ihnen, edelster Freund, mein Lebewohl sagen, Ihnen und Ihrer

würdigen Gemahlin und unserer Freundin Maria. Meine Frau grüßet Sie alle drei auf das herzlichste.

C. G. z. Stolberg.

Friedr. Leopold Graf zu Stolberg.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Mitstifter des Göttinger Dichterbundes, der unter dem Namen der Hainbund bekannt ist und dem auch Chr. Stolberg, Voß, Hölty u. a. m. angehörten, wurde den 7. Novbr. 1750 in Bramstedt geboren, studirte in Göttingen, ward fürstbischöfl. lübeckischer Minister in Kopenhagen, sodann dän. Gesandter in Berlin, vermählte sich zum zweitenmal 1790 mit der Gräfin Sophie von Redern (seine erste Gemahlin Agnes, geb. v. Witzleben, starb 1788), wurde 1791 Präsident in Eutin, legte jedoch 1800 seine Aemter nieder, ging nach Münster und trat mit seiner ganzen Familie, außer einer Tochter, zur römischen Kirche über. Seit 1812 lebte er zu Tatenhausen bei Bielefeld, zuletzt auf seinem Gute Sendermühlen im Osnabrückschen, wo er am 6. Decbr. 1819 starb. — Die Werke beider Brüder erschienen gesammelt Hamburg, 1820—25. 20 Thle. Außerdem erschien von Fr. L. eine „Geschichte der Religion Jesu Christi," 1807—18. 15 Bde.

Tatenhausen, den 27. Januar 1813.

Wie soll ich Ihnen danken, mein theurer, nur der Hülle nach noch unbekannter, edler Freund! Wie soll ich Ihnen danken für Ihren so liebevollen Brief! Für Ihr so lebendig aus liebendem Gemüth hervorgeströmtes Lied! Am heitern Abendhimmel meines Lebens gehen Sie mir wie ein neuer schöner Stern auf, der mir so unerwartet mit so schönem Feuer und so freundlich in die Seele

strahlt. Ja, Sie gehen mir zwiefach auf, liebster Fouqué, da Sie auch meinem Bruder, mit dessen Existenz die meinige von Kindheit an in Eins verwebt ward, Ihre, auch von ihm so tiefempfundene Liebe zuwenden! Da wir, liebster Freund, darin wie gewiß in so vielem andern übereinstimmen, daß wir den Wunsch haben alles auf das Eine nothwendige, auf den Einen, der da allein gut ist, weil Er im eigentlichen Sinne allein ist, zurückzuführen, so dürfen wir auch hoffen, daß unser Bund ewig sei!

Lassen wir den Werth des Nibelungen-Liedes dahin gestellt sein, bester Freund; mir scheint es ein roher Marmor, der unter Ihrer Hand erst zum schönen Bilde ward, in welches Sie einen lebendigen Geist hauchten. So empfand, so dachte ich, eh' mein Urtheil und mein Herz von Liebe für den lieben Pygmalion bestochen sein konnte.

Ich freue mich auf Ihre Zeitschrift. Und es würde mir eine wahre Freude machen, Beiträge dazu zu geben, wenn ich etwas hätte. Meine Geschichte der Religion beschäftigt mich ausschließlich und gehet mir um im Kopf und im Herzen, auch wenn ich nicht daran arbeite. Auch mahnt mich mein Stufenjahr in dem ich stehe, und macht mich blöde, die Musen in Anspruch zu nehmen, die man ja selbst in der Jugend nicht rufen, sondern nur ihnen eine immer offene Thüre lassen darf. Sollte mich eine noch besuchen, so soll die Gabe, die sie mir etwa bringen mag, für Ihre Zeitschrift sein. Hier indessen zwei Kleinigkeiten, die ich vorigen Sommer machte. Wollen Sie

das etwa noch glimmende Feuer meines Heerdes anfachen, liebster Fouqué, so müssen Sie meinen Heerd besuchen, und nicht säumen dürfen Sie!

Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

F. L. Stolberg.

Das dacht' ich nicht, als in meiner Jugend der siebenjährige Krieg von mir und meinen Geschwistern mit Enthusiasmus bald im Garten, bald im Zimmer dramatisirt ward, daß der Enkel des braven Feldmarschalls Fouqué mein Freund sein würde! — Es fällt mir so eben ein, daß ich Fr. Schlegel schon längst etwas versprochen habe. Sollte mir noch einiges gelingen, so müßte ich mein Wort halten. Am liebsten gäbe ich Ihnen etwas Poetisches, Schlegeln Prosa. Aber zum Geben muß man haben.

Tatenhausen bei Bielefeld, den 17. Februar 1813.

Ich möchte denn doch in aller Welt wohl wissen, mein lieber, edler Freund, was es in mir oder in meinem Bruder sein könnte, daß Ihrem, uns so ehrenvollen und — da er aus Ihrem Herzen kommt — so wohlthuendem Vorsatz uns ein Werk zuzueignen, widerstreben sollte? Ich sage Ihnen dafür meinen freudigen und tiefgerührten Dank, theurer Freund! Und, so wie man auch unter Kindern seiner liebsten Freunde und Geschwister für das Pathchen eine besondere Vorliebe zu hegen pflegt, ahnet mir, daß Ihr fahrender Isländer

Thiodolf eine besondre Stelle in meinem Herzen einnehmen werde. Außerdem habe ich für nordische Sag' und Sang viel Liebe, es waltet in solcher ein eigenthümlicher Geist, den Sie in Ihrem Sigurd so kräftig beschworen und zu uns herüber geführt haben.

Ihrer Zeitschrift und noch mehr Ihren dramatischen Dichtungen für Deutsche seh' ich mit Verlangen entgegen.

Es würde mich freuen, einen Aufsatz in Prosa unserm wackern Fr. Schlegel in sein Deutsches Museum geben zu können, aber ich habe nichts vorhanden, und meine Religionsgeschichte erschöpft meine ganze Zeit. Möge nur die Freudigkeit, mit welcher ich dran arbeite, nicht die Kraft überleben, und das Alter mich unbemerkt beschleichen. Vater Ossian sagt:

Das Alter schleicht heran,
Dem Nebel gleich, der aus der Wüste zeucht!

Ich werde so eben gewahr, wie ich darauf kam, des Alters zu erwähnen. Ich möchte Ihnen, mein edler Freund, die Beherzigung nahe legen, daß Sie wohl thun würden, den Besuch, zu dem Sie mir Hoffnung geben, nicht lang aufzuschieben. Sie sehen, daß der Alte, dem Sie vielleicht zu viel Gutes zutrauen, doch seine Schliche habe!

Ich empfehle mich Ihrer Güte und Liebe und umarme Sie von ganzem Herzen.

F. L. Stolberg.

Meine Frau trägt mir viele sehr herzliche Empfehlungen an Sie auf. Sowohl diese als ich haben mit sehr großem Interesse Ihrer Frau Gemahlin Abend-

unterhaltungen der Wiedergekehrten gelesen, und uns sehr erfreut an der geistreichen Verfasserin tiefen Blicken in die menschliche Natur und in's Wesen der Dinge, an der schönen Empfindung und an dem wahrhaft religiösen Sinn dieser trefflichen, in so schöner Sprache geschriebenen Blätter.

Tatenhausen, den 3. Juli 1814.

Wie konnt' ich, liebster Freund, Ihren mir so lieben Brief vom 9. Mai so lang unbeantwortet lassen! Verzeihen Sie! Ich kann doch in Wahrheit sagen, daß kein Tag vergehet, an dem ich nicht, und mehrentheils oft, mit Freud' an Ihnen, mit Liebe zu Ihnen, mit Sehnsucht nach Ihnen, lieber Ungesehener, denke!

Vor kurzem hatte ich die Freude, meinen lieben Eidam Ferdinand sechs Tage hier zu sehen. Er führte sein Jäger-Detachement aus Frankreich zurück nach Wernigerode, wo es aufgelöset wird, war von Elberfelde mit Postpferden schnell hergekommen, reis'te so von hier wieder ab, und wird seine Jäger in Cassel gefunden haben. Wir haben viel von Ihnen gesprochen, liebster Freund! Itzt ist mein zweiter Sohn, der in der kurmärkischen Landwehr leichter Reiterei stand, und einige Wochen auf Urlaub in Paris gewesen ist, bei mir. Er verläßt den Kriegsstand und erwartet Anstellung im preußischen Forstwesen. Mein dritter Sohn steht itzt in Luxemburg; ich

hoff' ihn bald auf Urlaub hier zu sehen. Mein jüngster Eidam in Emmerich, im Clevischen.

Aus allem, was ich sowohl aus mündlichen als aus schriftlichen Erzählungen von Paris und von Frankreich überhaupt höre, scheint hervorzugehen, daß die gekränkte Eigenliebe des eitlen Volkes bittern Groll gegen seine fremden Retter hege; die ihm widerfahrene Schonung für Schwäche, die ihm vergeudeten Achtungsbezeugungen für schuldige Anerkennung seines Werths halte; daß es schon uneingedenk der Tyrannei von Bonaparte, gleichgültig gegen Ludwig sei, und uns mehr hasse als je. Ludwig und die Bourbons überhaupt zeigen Vorsicht und Würde, aber sie haben einen schweren, gefährdeten Stand! So nach menschlicher Ansicht. Aber Gott ist so sichtbar aus heiligem Dunkel in heiliges Licht hervorgetreten; hat mit so mächtiger Hand und ausgerecktem Arm unsere Heere geführt und gekräftiget; hat Eintracht dem großen Triumvirat Europa's gegeben und sie bis itzt erhalten; hat — was das Größte ist — nicht nur Heldenmuth, aber auch Demuth und Gottesfurcht gegeben, daß wir, dünket mich, mit vollem Vertrauen hoffen dürfen und hoffen müssen; ja, daß wir herrliche Erwartungen von naher Zukunft hegen dürfen.

Den 6. Abends.

So weit hatte ich geschrieben, als mein Sohn zu meiner Freude Ueberbringer dieser Zeilen, auf seiner Reise nach Berlin, wohin er, so Gott will, morgen abgehet, zu sein wünschte. Konnt' ich einem geliebten Sohne

etwas beneiden, so wär' es das Glück, Sie zu sehen! Wie viel soll er mir, wenn ich ihn wiedersehe, von Ihnen erzählen! Aber ich kann die Hoffnung, Sie noch zu sehen, nicht aufgeben!

Herzlichsten Dank für das schöne Geschenk der gesandten Gedichte. Ich erwarte meinen Bruder in wenigen Tagen und verwahre ihm sein Exemplar.

Meinen Napoleon sähe ich, sowie auch die Gränze, sehr gern in Ihrer Sammlung, liebster Freund, wenn beide nicht in den Zeitungen erschienen wären, in die ich sie setzen ließ, um ihnen schnellen Umlauf, auch im Heere, das in Frankreich stand, zu geben.

Wofern der Umstand, daß sie in den Zeitungen erschienen sind, der Einrückung in Ihre Sammlung nicht zuwider ist, so wird mir diese Vergesellschaftung meiner Muse mit der Ihrigen sehr angenehm sein. Ich habe auch noch manche andere Gedichte, die in andern Sammlungen, welche für mich nicht gleiches Interesse, wie die Ihrigen haben, erschienen sind, und welche wohl mehrentheils mögen sein vergessen worden.

Hier sende ich Ihnen einige kleine, noch nicht bekannt gemachte, mögen sie Ihnen willkommen sein!

Leben Sie wohl, theurer Freund! Was Sie mir von Ihrer Gesundheit schreiben, hat mich sehr erfreut und giebt mir Hoffnung, daß Sie in der Ruhe des Landes und im schönen häuslichen Kreise vollkommen genesen werden. Eine kleine Reise, etwa in die Grafschaft Ravensberg, möchte ein Arzt, der es mit Ihrer Gesundheit und meiner Freude recht gut meinte, wohl

anrathen. Meine Frau ist auch der Meinung. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

F. L. Stolberg.

Tatenhausen bei Bielefeld, den 6. December 1814.

Nicht früher als vor drei Tagen erhielt ich Ihren lieben Brief vom 8. mit dem sehr werthen Geschenk Ihrer Corona, weil das Packet nach Hannover gelaufen war, mich aber nicht mehr dort fand. Für Brief und Krone danke ich Ihnen, edler, theurer Freund, von ganzem Herzen. Letzte hat meine Frau gleich in Beschlag genommen, um sie mit einem meiner Söhne und den kleinen Töchtern, auch der Braut meines Sohnes Christian zu lesen. Dieser Sohn — nicht Christian, der den Feldzug gemacht hat und itzt in Berlin studirt, sondern Franz, ein beinahe 13jähriger Knabe — hat meine Frau und mich zu einer Reise nach Hannover veranlaßt, nachdem meine Frau mit ihm in Pyrmont gewesen, durch eine Lähmung, die ihm vom untern Theile des Rückgrades bis zu den Fußsohlen Bewegung und Gefühl vollkommen genommen hatte. Wir haben guten Grund zu hoffen, daß Marcard's weise und liebevolle Behandlung ihn vollkommen wieder herstellen werde. Dieses wirklich großen Arztes wegen waren wir einige Monate in Hannover. Das Gefühl ist wieder in allen erstorbenen Theilen hergestellt; die willkürliche Bewegung von oben an bis zu den Knien; in den Beinen und Füßen noch nicht. Sie

können sich leicht vorstellen, liebster Freund, was wir dabei gelitten haben. Aber auch großen Trost gab uns Gott in den Gnaden, die Er dem Knaben gewährte, der vollkommen in Seinen Willen ergeben, ja heiter, nicht nur die Gebundenheit dieses Zustandes — und er ist sehr lebhaft — sondern auch die folternde Pein der Mora mit bewundernswürdiger Geduld ertrug.

Haben Sie von mir vor verschiedenen Monaten, — ich weiß nicht mehr bestimmt wann — nebst einem Briefe verschiedene Gedichte erhalten, die ich Ihnen, wofern Sie solche dazu nehmen wollen, als Beiträge für Ihre Musen sandte? Unter andern war eine Grabschrift des seligen Nicolovius drunter. —

Da der Druck meiner Religionsgeschichte durch den Franzosendruck sehr zurückgehalten worden, und ich unterdessen sehr vorgearbeitet hatte, so unterbreche ich für einige Monate diese Arbeit und beschäftige mich itzt mit einem Leben des großen Alfred, welches ich längst in petto hatte, zu dem ich aus Hannover Materialien von Göttingen erhielt, an dem ich alter Knabe con amore arbeite, und welches ich Ihnen, so Gott will, im Frühling zu senden hoffe. Warum nicht zu bringen! Oder hier zu übergeben!

Die öffentlichen Angelegenheiten, welche noch vor kurzem mich verjüngten, machen mir itzt manche Sorge! Möge es dem diable boiteux in Wien nicht gelingen, Unkraut in den Acker der Schlafenden bei Nacht zu säen! Ein gewisser Erwerb mißfällt mir sehr, giebt dem Feinde bösen Anlaß, und befleckt die sonst so heilige Sache. Mich

dünket, meine grauen Haare würden mit Herzeleid in die Grube fahren, wenn ich erleben sollte, daß Deutsche wieder gegen Deutsche zu Felde zögen! Da wolle Gott für! Ich empfehle mich Ihrer Güte und Liebe mit vollem Vertrauen der Liebe. Ganz Ihr

F. L. Stolberg.

Tatenhausen bei Bielefeld, den 3. März 1815.

Verzeihen Sie, theurer Freund, daß ich Ihren so lieben Brief vom 7. Januar so spät beantworte. Es schien mir, als könnte ich das nicht thun, eh' ich Ihre schon viel früher gesandte Corona gelesen hätte. Das war albern von mir. Noch jetzt hab' ich die Corona nicht gelesen, und was mich bisher davon abgehalten hat, Ihnen deutlich zu machen, müßte ich Ihnen meine ganze Lebensweise und meine mir selbst vorgeschriebene intellectuelle Diätetik darlegen. Nur das kann ich, ohne weitläuftig zu werden, Ihnen sagen: So frei ich auch, Gottlob, von äußern Verhältnissen bin, leb' ich doch einem mir selbst aufgelegten Gesetz sehr unterworfen. Eben weil gewisse Lectüren mich sehr hinzureißen geeignet sind, erlaube ich sie mir nicht zu allen Zeiten. Thät' ich es, so würde ich zur Arbeit faul werden. Reichen Sie der Biene Honigseim vor dem Stock, so hört sie bald auf, sich ihre Hauskost aus Garten und Feld selbst zu holen. Aus Grundsatz, mich selbst verleugnend, las ich bis itzt Ihre Corona nicht, weil ich selbst mehr als Ein Eisen im

Feuer halte. Nun hoffe ich, sie bald desto besser con amore lesen zu können.

Herzlichen Dank für das Frauentaschenbuch und den Sintram. Jenes hat mich besonders mit Ihrem Bilde sehr erfreut, desto mehr, da es eine Art von Bedürfniß für mich zu sein scheint, mir liebe Ungesehene vorstellen zu können. So gerade halte ich es zwar nicht getroffen, aber doch muß ich sagen, oder vielmehr freue ich mich, es sagen zu können, daß dieses mir liebe Bild sich sehr wohl der Idee anfügt, die ich mir vom edlen Krieger, Ritter und Dichter, dem Schöpfer des herrlichen Zauberringes und des Helden vom Norden ꝛc. schon gemacht hatte.

Ihren Sintram hab' ich verschlungen. So verschlangen ihn auch meine Frau, meine Tochter und meine Söhne. Danken Sie Gott, theurer Freund, für Ihre herrliche Gabe, das geflügelte Roß romantischer Poesie, in so weiten, scheinbar excentrischen Kreisen umherzutummeln, und doch immer den hohen Gesichtspunkt des Einen Nothwendigen als Centrum zu bewahren. Was Sie aus frommer Reinheit der Absicht thun, ist zugleich geeignet, Ihren schönen Dichtungen eine Einheit und Ründung zu geben, welche Seele der Poesie sind.

Ich lege einige Zeilen des tiefempfundenen Dankes an Ihre geist- und herzvolle Frau Gemahlin bei. Daß aus Deutschlands Hainen eine solche, mit der Pallas Aegis gerüstete Muse, begleitet von jeder Grazie, sich ihr in den Weg stellen würde, hat Frau von Staël wohl nicht geahndet. —

Vor einigen Wochen glaubten wir alle Hoffnung der Genesung des geliebten Knaben aufgeben zu müssen. Er ist minder krank als er war. Die Lähmung dauert noch, es scheint alles darauf anzukommen, ob das kräftige Streben seiner an sich trefflichen, und durch gute Mittel unterstützten Natur, obsiegen oder erliegen werde. Wahrscheinlicher ist letztes. Sähen Sie ihn, liebster Freund, er würde Ihnen sehr lieb werden, und Sie würden Gott preisen für die Kräfte der Liebe, die Er ihm giebt.

Leben Sie wohl, theurer Freund! Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

F. L. Stolberg.

Tatenhausen bei Bielefeld in Westphalen, den 5. Mai 1815.

Ihren und Ihrer Frau Gemahlin sehr liebe Briefe vom 15. März erhielt ich erst am 27., am Sterbebette meines Sohnes Franz, der zween Tage nachher starb nach langer und schmerzlicher Krankheit, deren Beschwerden und Leiden der freudige, lebendige 13jährige Knabe — Beschwerden, die ihm sieben Monate lang das Gehen und Stehen unmöglich gemacht — mit himmlischer Geduld und gottseliger Liebe Desjenigen ertragen hat, der unsre Krankheiten und Schmerzen selbst hat kosten wollen, und ihn in einem Kusse Seiner Liebe heimholte.

Nehmen Sie, theurer Freund, meinen verspäteten Dank für Ihren sehr lieben Brief mit Liebe auf; das

wolle auch Ihre Frau Gemahlin thun, deren freundliches Briefchen mich sehr erfreut hat. Herzlichen Dank auch für den Thiodolf, für dieses schöne und liebe Pathchen, das ich mit großem Interesse gelesen habe, mit solchem, daß ich mit jugendlicher Begierde mich nach dem zweiten Theile, und vorzüglich nach Findung der schönen Isolde sehne, die ich mit ihrem sehr originalen Liebhaber auf Land und Meer verfolge.

Mit noch höherem Interesse las ich Ihre Corona. Das ist ein großes, schönes, romantisches Epos, das ich an poetischem Werth, in dieser Art von Poesie, dem Oberon an die Seite setze, dem es in sittlicher Rücksicht unendlich vorzuziehen. Wenn ich also des Oberons erwähne, so setze ich zum voraus, daß Sie nicht mit denen übereinstimmen, die Wieland als Dichter so ungerecht beurtheilen, wie die Schlegel's thun und manche andre. Im Oberon und in der Idris erscheint mir Wieland als ein großer Dichter. Die höhere Moralität Ihrer Corona erhöhet auch selbst ihren poetischen Werth. Der Fluch, welcher auf der Familie des Helden liegt, giebt dem Ganzen, wie der Zorn des Achilles in der Ilias, Einheit und Gehalt. Die mit großem Urtheil geschehende, niemals ihres Zweckes verfehlende Wiederholung der schönen Strophe: „Denn diese dunklen Brauen, finstern Locken," steht wie ein Leuchtthurm, der den Leser, den sonst die Reichhaltigkeit der zahllosen und verschlungenen Episoden zerstreuen möchte, immer wieder auf den Hauptmoment des Ganzen zurückführt, und daher diesen ariostischen Reichthum an Dichtungen in Eine große Dichtung ordnet.

Der Held des Gedichtes und Bianka sind so vorgestellt, wie es sich von Ihnen erwarten ließ, er, reinedel und heldenmüthig, sie, holdselig; aber ich bewundere vorzüglich die Schilderung der Corona, dieser liebenswürdigen Feindin, die immer liebenswürdig bleibt und den Leser anzieht, durch weibliche Liebe zu dem, den sie als furchtbare Zauberin verfolgt.

Ich habe umsonst im Saro Grammaticus nach dem heiligen Graal mich umgesehen, und bekenne meine Unwissenheit. Das doppelte aa im Namen (welches die Dänen einsylbig wie ein deutsches o aussprechen) findet man im alten Deutschen nicht. Darum, und Ihrer gerechten Vorliebe wegen für alte scandinavische Poesie, vermuthe ich, daß er ein Sohn des Nordens sein müsse. Mich verlangt danach, liebster Freund, ihn in einem romantischen Epos von Ihnen zu sehen. Jtzt weiß ich nichts von ihm.

Seit ich nicht an Sie schrieb, ist unser Vaterland in neuen Krieg gestürzt worden. Vier meiner Söhne und mein jüngerer Eidam sind in's Feld gezogen. Ich habe guten Muth! Mein älterer Eidam, Ferdinand Stolberg, wäre gern mitgezogen, aber der vorige Krieg hat seine Gesundheit so zerrüttet, daß er diesen durchaus nicht mitmachen konnte.

Bonapartens Lage scheint mir verzweifelt. Mit Zuversicht erwarte ich für uns den Sieg! Gott gebe uns nur Weisheit, Eintracht, Demuth und christlichen Sinn nach dem Siege. Er gebe uns Erneuung, deren wir so sehr bedürfen. Ich umarme Sie von ganzem Herzen!

— Mein dritter Sohn hat sich jetzt in Lüttich freundschaftlich verbunden mit einem jungen Gröben, Bruder desjenigen, den Sie so schön besungen haben.

F. L. Stolberg.

Brinke, bei Bielefeld, den 23. Januar 1816.

Erlauben Sie, edler Freund, erlauben Sie, edle Freundin, daß diese Zeilen an Sie beide gerichtet seien. Ob ich, wenn ich Ihre Zeit weniger ehrte, und die meinige mich weniger beherrschte, öfter an Sie schreiben würde? Ich weiß es nicht, obschon ich es glaube; aber das weiß ich, daß, wofern Sie beide mir erreichbarer zum Besuche wären, ich mir nicht selten die Freude machen würde, Sie heimzusuchen.

So oft ich von einem von Ihnen etwas lese, legt sich mir immer manches an's Herz. Dank, Freude, Beides in Absicht auf eignen Genuß, beides auch in der Seele von andern, besonders jungen Lesern und Leserinnen. Denn, so wie ich mich Ihres Geistes und Ihrer Herzen freue, und mich in den Gefilden Ihrer empfindungsvollen Phantasie verjünge, so freu' ich mich auch als Vater wegen meiner Kinder, und als Deutscher wegen des aufblühenden Geschlechts; ja, und vorzüglich als Christ, der christlichen Jugend wegen.

Ihre Art der Dichtung ist mehr als irgend Eine mißbraucht, daher die Namen Romane und romantische Dichtung verschrieen worden. Die Poetisirung des gewöhnlich prosaischen Thuns und Treibens der

Menschen hat natürlich einen großen Reiz, und kann im höchsten Grade verführerisch sein. Sie wird es in fast allen Schriften jener Arten, weil sie nur die Leidenschaften veredelt. Was muß dann aus dem nicht fabelhaften Centaur, dem Menschen werden, wenn der untere, vierfüßige Theil entflammt, und der obere, emporzuschaun bestimmte, eingeschläfert wird? Sie, meine Freunde, ergötzen um zu veredeln. Seitdem ich das letzte Mal an Sie schrieb, hab' ich den zweiten Theil des Thiodolf und die Feodora gelesen. Es wäre sehr überflüssig, und in meinem alle neuesten Eindrücke verwischenden, nur den Geist des Resultats bewahrenden Alter, mir unmöglich, mich auf's Einzelne einzulassen. Aber das Resultat schwebt mir als ein edler und freundlicher Genius vor, der umwunden mit allen Blumen der Erde, mit goldnem Stabe gen Himmel zeigt.

Den Thiodolf nannte ich, edler Freund, als Ihr letztes mir bekanntes und mir sehr liebes; doch nicht lieber ist er mir als der reichhaltige Zauberring, als die hohe Dichtung des Sigurd, als meine holde Undine.

Ihre Feodora, edle Freundin, hat mich, ich weiß nicht ob mehr als wahre Philosophie, oder als empfindungs- und phantasiereiche Dichtung über allen Ausdruck unterhalten. Denn ich las weder einen so belehrenden, noch mehr unterhaltenden Roman bisher. Diese Feodora, sowie Ihres Gemahls Corona, erhebt sich zu alttragischer Würde dadurch, daß Ein großer sittlicher Gedanke (sowie bei den Tragikern der Kampf mit dem Fatum) ihr hohen Bestand giebt und sie zu einer herrlichen Sphäre ründet.

Sie beide huldigen dem Christenthum. Gott wolle Sie beide tiefer in dessen Geist einführen, so wird manches, was noch von glänzender Welttugend Ihren unsterblichen Gedichten einhaucht, verhauchen; und je christlicher Sie Dichter werden, desto mehr Wahrheit wird in Ihren Werken sein. Denn Wahrheit ist der Dichtung Seele; und Urwahrheit ist lauterste Wahrheit. Sie verzeihen gewiß seine Freimüthigkeit dem grauen Freunde, und wollen mit Güte die Beilage aufnehmen. Ich umarme Sie beide von ganzem Herzen.

F. L. Stolberg.

Meine Frau theilt meinen Genuß an Ihren Werken und meinen Wunsch, Sie beide zu sehen.

Brinke, den 3. Mai 1816.

Wie oft schon, theurer Unbekannter und doch traulicher Freund, hab' ich Ihnen im Herzen gedankt für Ihren so lieben Brief, der mich auch darum so erfreut hat, daß Sie ihn an Ihrem Geburtstag schreiben wollten!

Meine Frau sagt Ihnen den herzlichsten Dank für das schöne Taschenbuch. Ihr und auch mir hat es große Freude gemacht. Der Zauberer und der Ritter ist eine shakespear'sche Erscheinung. Und wie wohlthuend sind die Liedertöne aus diesem Zaubergefild: Das Leben ist an Blüthen ꝛc., und: Süß von Zitherklang umfangen ꝛc.

Sie und Ihre Frau Gemahlin haben uns Deutschen noch unbekannte Wege betreten, und überall entblühen Blumen Ihren Tritten.

Ihre Phantasie und Ihre Sprache sichern allein schon, liebster Freund, Ihren Werken irdische Unsterblichkeit; wie vielmehr da sie aus kräftigem und innigstem Gefühle strömend des edelsten Lebens voll sind. Und daher, mein theurer Freund, meine Erwartungen, meine Wünsche, meine Bitte, die Sie mit einer Liebe aufgenommen haben, von welcher ich durchdrungen bin.

Ich werde in einigen Tagen mit meiner Frau und einigen meiner Kinder einen Ausflug zu meinem Bruder machen, und denke, so Gott will, Mitte Juli wieder in diesen Gegenden zu sein.

Ich freue mich mit großem Verlangen auf das neue Werk, was Sie mir in Ihrem Briefe ankündigen.

F. L. Stolberg.

Sondermühlen, den 16. November 1817.

Ihre schöne und liebevolle Ode, theuerster Freund, erfreute, rührte, erquickte mich in einer finstern Stunde. Wie gern verdanke ich Ihnen, Bester, dieses Labsal. Nehmen Sie meinen herzinnigsten Dank! — Wie gut und wie ritterlich ist auch Ihr Anerbieten, für mich die Lanze mit dem ehemaligen Freunde, itzigen Widersacher zu brechen. Ich erhielt erst in diesen Tagen das Libell. Sie werden staunen über die Schamlosigkeit, die Wuth

des Mannes! Vorzüglich tobt er auf jacobinische Weise gegen Adel und Priester; doch bei weitem am meisten wider den Adel, der, wie er behauptet, Papstthum und Jesuiten einführen wolle, um wieder die Herrlichkeit, deren er im finstern Mittelalter genossen, zu gewinnen. — Er führt falsche Facta gegen mich herbei und verleumdet sowohl meinen Bruder als viele meiner Freunde, die einst auch die seinigen waren. Ich muß wider ihn schreiben, weil nur ich diese Sache erörtern kann, nur mir die erforderlichen Angaben gegenwärtig sind. Es ist eine so verdienstliche als undankbare Arbeit, aber nothwendig, weil er mich lügend mehr als Einer Lüge und anderer Greuel zeihet. Nicht viel weniger schnöde ist eine Recension meiner Religionsgeschichte vom Kirchenrathe Paulus in Heidelberg, Vossens Waffengenoß. — Wie gesagt, theuerster Freund, kein anderer kann das Ding beantworten. Uebrigens könnte ich es unmöglich zugeben, daß mein edler Freund sich in eine Fehde einließe, welche Voß bis zum letzten Athemzuge fortführen und Ihnen das Leben verbittern würde.

Gott sei mit Ihnen und der edlen Karolinenmuse, welcher ich die Hände küsse.

Ihr alter

F. L. Stolberg.

Sondermühlen, bei Melle im Osnabrück'schen,
den 12. Februar 1818.

Schon eher haben solche, die sich schuldig fühlten, gerechten Zorn zu sühnen, sich von ihren Kindern, als Fürbittern begleiten lassen. So erscheine auch ich itzt, geliebter Freund, nach langem Stillschweigen, mit einigen Kindern meines Geistes. Es wird mich freuen, wenn sie Ihnen willkommen sind, und Sie ihnen, so wie auch meinem Gedicht an Sie, Plätzchen in Ihrem Taschenbuche gönnen wollen. Das kleine Gedicht meiner seligen Agnes wird Ihnen und Ihrer edlen Gemahlin gewiß gefallen. Agnes hat ihren Geist hineingehaucht. Und das war ein holder Geist!

Dieses Gedicht ist vor etwa 30 Jahren in einem Musenalmanach, und meine Ode, Klopstock's Geburt, vor 18 Jahren im Hamburger Correspondenten erschienen. Aber es werden wenige Leser sich des einen oder des andern noch erinnern.

Auch in Ihrer lieben Seele hab' ich Schenkendorf's Heimgang betrauert, von dem ich so viel Gutes gehört habe. Viel Liebes und Gutes sagt man mir auch von seiner Frau. Kennen Sie sie?

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon gemeldet habe, daß mein Sohn Andreas, der das Glück gehabt hat, Sie in Renndorf und in Berlin zu sehen, die Braut seines seligen Bruders Christian, der gegen die Franzosen bei Ligny fiel, eine junge Gräfin Brabeck, geheirathet hat. Er lebt itzt als Forstmeister in Imgebruch, bei Aachen.

Beide sind sehr glücklich und sie wird mir, so Gott will, diesen Sommer ein Enkelchen geben. Mein Sohn Cajus, der itzt studirt, freut sich sehr in Berlin den edlen Dichter von Angesicht gesehen zu haben, dessen Gedichte ihn so oft ergötzt und belehrt haben. Meine Frau hat mit meinen jüngern daheim gebliebenen Kindern diesen Winter wieder den Zauberring gelesen.

Ich bitte Sie, Ihre Briefe an mich nicht mehr nach Tatenhausen zu adressiren, sondern nach Sondermühlen bei Melle im Oönabrück'schen.

Von ganzem Herzen Ihr alter

F. L. Stolberg.

Sondermühlen, den 29. Juni 1818.

Sie, mein theurer Freund, wollen mir verzeihen, was ich mir selbst nicht verzeihen kann! Meinen Unwillen gegen mich selbst, über mein langes Schweigen, lege ich Ihnen als Opfer der Sühnung dar. Wie konnt' ich Ihren lieben Brief vom 26. März so lang unbeantwortet lassen, der mich doch so sehr erfreute? Zwar hatte mein Sohn Cajus Ihre Krankheit und Genesung gemeldet, doch von dieser mir nicht so erfreuliche Nachricht geben können, weil Sie noch angegriffen waren, als Sie Berlin verließen. Von ganzem Herzen freue ich mich, daß diese überstandene Krankheit, nach dem Urtheil der Aerzte, eine Krisis war, aus welcher Sie mit verjüngter Kraft hervorgehen! Möge Gott Ihnen diese herrliche Kraft lang erhalten und sie heiligen!

Seit drei Wochen hab' ich die große Freude, meine älteste Tochter Marie Agnes mit ihrem trefflichen Manne Ferdinand und acht Kindern (nur das kleinste ließen sie zurück) hier zu sehen, und hoffe mich noch sechs Wochen an ihnen zu laben. Ausgenommen Cajus und Andreas, dessen junge Frau täglich ihre Niederkunft im Lüttichschen, wo er Forstmeister ist, erwartet, sind nun alle meine Kinder, elf Kinder, elf Enkel und zween Eidamme bei uns hier versammelt. Ich durfte kaum hoffen, diese große Freude noch zu genießen. Mein ältester Sohn, der Uhlanen-Major, traf aus Wien fast zugleich ein mit jenen aus Schlesien. Meinen Bruder erwarte ich auch in diesen Tagen.

Ich sende Ihnen hier mein Leben des heiligen Vincentius, und drei kleinere Schriften, welche Sie und die Muse Karoline mit gütiger Huld und Liebe aufnehmen wollen.

Von ganzem Herzen und von ganzer Seele
Ihr alter
F. L. Stolberg.

Sendermühlen, bei Melle im Osnabrück'schen,
den 23. September 1818.

Ihr sehr lieber Brief vom 9. August hat meine innigste Theilnahme erregt, an Ihrem und Ihrer Frau Gemahlin Kummer über die Krankheit zwei geliebter Kinder, und an dem Schmerz über den Tod einer zugleich schwesterlichen und mütterlichen Freundin. Sie

beide haben seit kurzem vielen Kummer gehabt, bester Freund! Möge Gott Ihnen beiden viele Freuden dafür geben! Möge Seiner Absicht nach Leiden und Freuden Ihnen zu Heil und Segen gereichen!

Aber wie konnte ich, nach einem solchen, dazu von schönen Geschenken begleiteten Briefe, so lange stumm bleiben?

Verzeihen Sie mir dieses Stillschweigen! Verzeihen Sie mir die Ursache dieses Stillschweigens! Zu meiner Beschämung will ich sie Ihnen unumwunden beichten. Ich war verlegen, Ihnen meine Meinung über Ihren Hermann und über die Heldenspiele zu sagen. Wären diese Gedichte Werke eines andern, so würde ich sie mit gutem Gewissen loben, weil viel schönes drinnen ist. Aber als Gedichte meines Freundes Fouqué, der den Zauberring und Corona und Undine und Sintram, und so vieles, was das Siegel der Unsterblichkeit an der Stirne trägt, gedichtet hat, genügen sie mir nicht. Durch viele schöne Stellen, die darin vorkommen, nähren sie das Interesse des Lesers, aber sie entflammen ihn nicht, und geben ihm nicht die höchstlebendige Unterhaltung, die man in Ihren Werken zu finden gewohnt, daher zu fordern berechtiget ist. Sollte das nicht daher kommen, liebster Freund, daß Sie diese Gedichte, veranlaßt durch den Rath Ihres Freundes, der mehr historischen Sinn als dichterischen haben mag — Sie sehen, ich rede von dem Ungenannten, dessen Sie in der Vorrede zum Hermann erwähnen — componirten, weil Sie sie componiren wollten, da Sie hingegen Ihre andern Gedichte,

Früchte einer höhern Begeisterung, dichteten, weil Sie sie dichten mußten, gedrungen vom poetischen Geist?

Aber auch die Sprache ist weder so edel noch so correct, und die Verse nicht so harmonisch, wie man von Ihnen erwarten müßte. In vollem, herzlichen Vertrauen erkühne ich mich zu dieser Krittelei, liebster Freund, theils weil ich eifere für Ihren Ruhm, theils weil es, bei einsinkendem Geschmack der Deutschen, der uns mit Barbarei bedroht, sehr wichtig ist, daß die wenigen noch stehenden Säulen des Musentempels nicht sich erschüttern lassen. Denn auch in Absicht auf Sprache gaben Sie und die Muse Karoline leuchtendes Beispiel.

Die Welleda begann ich zu lesen und legte sie aus der Hand, weil sie mich sehr ansprach. Dieses Paradoxon muß ich Ihnen erklären.

Ich erwarte heut oder morgen den Professor Langenbeck aus Göttingen, der mir ein Gewächs unter dem linken Auge operiren soll. Seit sieben Jahren äußert sich eine kleine fast nicht wahrzunehmende Erhöhung, die aber gereizt durch unwillkürliches Reiben und Jucken höher ward, und nun seit kurzem auch das untere Augenlied beschwert. Ich werde eine Zeitlang wohl nicht lesen oder schreiben dürfen, da hab' ich mir nun die Welleda nebst einigen andern schönen Büchern ausersehen, sie mir von einem meiner Söhne vorlesen zu lassen.

Und nun noch Ein Wort, mein ungesehener, mir doch so werther Freund, den ich lieber zu einer augenblicklichen Ungeduld reize, als es fehlen lassen möchte an Vertrauen in ihn. Ich weiß, Sie haben die Absicht unsern

Zeitgenossen und der Nachwelt Tugend und Christenthum — ohne welches keine wahre Tugend ist — an's Herz zu legen. Und wie schön erfüllen Sie oft diesen Beruf! Aber Sie nähren zu sehr die Eitelkeit falscher Ehre in den Lesern, besonders in der ohnehin so gern die Ehre, — das heißt menschlicher Beifall — als das höchste Ziel suchenden Jugend. Sie geben Ihrem Helden eine Reizbarkeit des Selbstgefühls im Punkt der Ehre, welches oft der belebende Hauch Ihres ganzen Thuns wird. Das thut mir weh in Absicht auf Sie und in Absicht auf die Leser. Von einem christlichen Dichter müßte man immer sagen können, was Klopstock von Linus sagt:

Linus
Liebte vor allen den Menschen mit jenem Maße zu messen,
Mit dem Deine Weisheit ihn mißt, Wort Gottes. Du Urquell
Jedes höhern Gedankens und jeder bessern Empfindung!

Auch der Dichter, als solcher, gewinnt, wenn er von diesem Gesichtspunkt ausgeht. Liebe ist der Mittelpunkt, aus welchem alles, was wahrhaftig schön und edel ist, in geraden und leuchtenden Linien ausgeht.

Soll ich um Verzeihung bitten, liebster Freund? Mein Herz drängte mich, einen Brief, den ich gestern an Sie geschrieben hatte, zu zerreißen, weil er mir nicht Genüge that, und dem Vertrauen, das ich in Sie setze, nicht genug entsprach.

Ihnen beiden empfehle ich mich von ganzem Herzen

F. L. Stolberg.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen von Herzen.

Sondermühlen, den 1. December 1818.

Wie gerührt und beschämt steh' ich vor Ihnen, lieber edler Freund! Noch hatte ich Ihren lieben Brief vom 10. Octbr. nicht beantwortet, als ich das schöne, Ihren alten Freund verherrlichende Gedicht vom 7. Novbr. erhielt. Es hat meinem Herzen sehr wohl gethan. Was thut mehr wohl als Liebe derer, die man von Herzen liebt! Und wenn sie dazu in Poesie, eigentlicher Sprache der Liebe, sich so lebendig äußert! Die Unsterblichkeit des Gewands bürgt dann für der Empfindung ewige Dauer.

Auch für das schöne Taschenbuch, welches Schrag mir nicht gesandt hatte, sag' ich Ihnen herzlichen Dank. Deutsche Dichter müssen es sich nun leider gefallen lassen, daß ihre Gesänge durch Druckfehler entstellt, ja manchmal unverständlich werden. Doch hoffe ich, daß unsere Verleger, wenn sie erst gegen den Nachdruck werden gesichert sein, mehr Fleiß auf Ausgabe der Werke wenden werden.

Ich bedaure, daß Ihr schöner Gesang an mich und meine Antwort nicht in das diesjährige Taschenbuch konnte eingerückt werden, sowie auch meine Ode an Klopstock's Geburtstag.

Ich weiß nicht, ob ich in meinem letzten Briefe Ihnen gemeldet habe, welcher Gefahr Gott mich entrissen hat. Ein ganz kleines, kaum zu bemerkendes Gewächs unter meinem linken Auge, welches während sieben Jahren nicht merklich zugenommen hatte, nahm auf einmal sehr zu. Aerzte und Wundärzte achteten es nicht. Im Anfang des Septembers traf ich, durch scheinbares Unge-

fähr, an einem fremden Ort auf einen sehr geschickten Arzt, der mich aufmerksam auf nahe Gefahr machte. Ich ließ Langenbeck aus Göttingen kommen, der mich am 25. Septbr. operirte. Einige Wochen nachher wär' es zu spät gewesen. Noch jetzt trag' ich das Auge im Verbande. Die Wunde ist fast geheilt, aber tiefe Narbe und Verunstaltung des Augenliedes bleiben.

Gott hat mich aber auch in dieser Zeit sehr erfreut. Mein ältester Sohn, welcher alle Feldzüge der Oestreicher gegen den Feind Gottes und der Menschen mitgemacht hat, und itzt, als Major unter den Uhlanen und Flügeladjutant des Erzherzogs Carl, auf Urlaub hier ist, hielt heute vor acht Tagen Hochzeit mit einer jungen verwittweten Gräfin Plettenberg, gebornen Gräfin Gallenberg aus dem Oestreich'schen, einem sehr lieben Weibchen, mit dem er gewiß glücklich sein wird, und die auch als ein neuer schöner Stern am Abendhimmel meines Lebens das Familiengestirn verschönt.

Erlauben Sie mir nun, liebster Freund, daß ich mich an die holde Muse wende, die mir ein so schönes Geschenk machte.

Ja meine liebe, gnädige Frau, Sie haben mich sehr erfreut mit der jüngsten Frucht Ihres herrlichen Füllhorns! Wie viel ließ der Titel: Frauenliebe, wie viel mehr der Name, von Caroline ꝛc. mich erwarten! Und Sie haben selbst meine Erwartung noch übertroffen! Welche Charakterschilderung! Clara, ein Engel in weiblicher Bildung! Wie ähnlich und doch wie verschieden die Gräfin und die Herzogin! Wie contrastirend der Baron und der

Graf, und wie edel, wie lebendig dargestellt beide! So auch der Achsel und der Churl! Wie hab' ich Ihrem Richard gezürnt! Wie hätte ich ihn aufgegeben, verworfen, hätt' ich nicht Ihrer Hand vertraut, von der ich gewiß war, daß sie, auf Weise der Engel, ihn doch noch aus dem Labyrinthe seiner Irre leiten würde! Und welche große, ernste Idee liegt der Dichtung zum Grunde! Und wie haben Sie diese Idee ausgeführt! Ich küsse Ihnen beide Hände.

F. L. Stolberg.

Sondermühlen, den 23. Mai 1819.

Wie haben Sie mich abermal beschämt und erfreut, mein edler Freund, mit dem schönen, freundlichen Gedichte, dessen zärtliche Klage mein Stillschweigen belohnt, da es wohl Strafe verdient hätte. Aber Ihre parnassischen Bienen sollen für den Greis, der Sie so liebt, keinen Stachel haben, sondern bereiten ihm nur lautern Honig, der ihm den Blick erhellet und sein Herz erfreut. Die Heiterkeit Ihrer Dichtungen giebt ihnen auch noch einen besondern Werth, den eine, Gott gebe glücklichere und weisere Nachwelt wird nach Verdienst zu schätzen wissen, denn auch durch diese unterscheiden Sie sich rühmlich, Sie und Ihre Caroline, von den Dichtern dieser Zeit, denen die Schwüle der Zeit, fast ohne Ausnahme, eine klügelnde Trockenheit gibt, welche uns Jünglingen das Herz zusammenzieht.

Unsre Afterweisen sagen: man solle mit der Zeit fortgehen, dafür mögen sie denn auch untergehen mit der Zeit, und werden es! Außer der Zeit, in einem Aether schwebend, der über der Zeit ist, giebt der wahre Dichter der Zeit einen Schwung, eben weil er außer ihr ist, und überlebt sie und die folgenden Zeiten.

Ihr Stauf hat mir wahre Freude gemacht. Aus ihm gaben Sie auch der Zeit heilsamen Stoß. Das mag wohl die Ursache sein, weswegen er in München den Kampfpreis nicht erhielt. Die Charaktere sind trefflich gezeichnet, dieses edle Brüder-Kleebatt, die holde Adila, der Herzog Wolfgang, auch die Herzogin. Ueber den Stauf aber möchte doch Ihr alter Freund ein wenig kritteln; die besten Personen des Schauspiels verehren ihn hoch, indeß wir den bösen Egoismus des stolzen Mannes sehen, und seine schnelle Bekehrung zu begreifen kaum vermögen. Auch thut es mir leid, daß es gerügt werde an der Ritterschaft, daß sie, um im Trüben zu fischen, die Theilung des Landes gewünscht habe; da gerade itzt dem Adel so viele harte und ungerechte Vorwürfe von allen Seiten her gemacht werden; daher auch, in einigen Ihrer letzten Schriften, die Verherrlichung der Wehrfester mir bedenklich geschienen hat. Wir können jetzt nicht vorsichtig genug in unsern Aeußerungen sein, nicht genug vermeiden, der guten Sache eine Blöße zu geben. Kraftvolle Darstellung wahrhaft adlicher, durch Religion geheiligter Gesinnung, in welcher die Kraft von der Selbstverleugnung ausgeht, und dann in Demuth einhergeht, welche durch Vertrauen in Gott den höchsten Heroismus

giebt, dessen bedarf es nun, und ich sähe meinen Fouqué so gern zu dieser Darstellung berufen!

Von Herzen Ihr alter

F. L. Stolberg.

Brinke, anderthalb Stunden von Sondermühlen,
den 17. Juli 1819.

Ihre Güte und Liebe, mein theurer Freund, und die Güte und Liebe Ihrer Caroline verzeihen nicht nur dem alten Graukopfe seine wohlgemeinten Glossen, sondern belohnen ihn dafür auf eine Weise, die seinem Herzen sehr wohl thut. Das empfinde ich tief. In meinem Alter ist es mir eine große Freude, Sie beide, jeden auf seine Weise, und doch wieder auf Eine Weise, die in jedem von ihnen mannigfaltig durch Reichthum sich immer erneut, auf der glänzenden Bahn schweben zu sehen. Mit Verlangen seh' ich Ihrem Guesclin, mit großem Verlangen und dankbarer Beschämung dem Ritterideal entgegen, auf welches Sie mir ein besonderes Recht gönnen wollen.

Ihre Gefühle, Bilder und Ansichten haben mich sehr erfreut. Gleich anfangs, wie interessant sind die Züge aus dem Leben Ihres würdigen Großvaters. In welchem schönen Lichte erscheinen der große König und der ritterliche Freund! Trefflich ist der Aufsatz über Ambition. Aber ich müßte fortfahren alle Rubriken zu nennen, von der letzten Stunde des alten Schimmels an

bis zur letzten, von Cannä, wenn ich das Schöne alles bezeichnen wollte. Das Schlachtfeld von Cannä sah ich mit desto mehr Interesse, vor 27 Jahren, da sich mir der scheinbare Widerspruch, den man in Livius und Polybius zu finden meinte, sehr leicht löste. Was der Römer rechts nennt, erscheint dem Griechen links, weil dieser, wie jeder, der nicht Römer ist, wohl noch itzt thut, sich Hannibal zur Seite stellt. — Der treffliche idealisirte Sattler hat mir gar viele Freude gemacht.

Unser guter Perthes hat mir die Briefe über den Adel gesandt. Ich hab' ihm geschrieben, daß ich es mit Ihnen halte, daß, wie Sie bemerken, der Adel eine Sache des Gefühls, etwas Poetisches sei, welches sich besser empfinden als auseinander setzen lasse. Daß es wichtig und gut sei, einen Stand zu haben, der Repräsentant des Edelmuths, der Aufopferung sei; so wie der Kriegsstand des Muths, der geistliche Stand der Frömmigkeit. Wenn auch Einzelne den Beruf ihres Standes verkennen und vereitlen, ja wenn auch Viele solches thun, so wirke dennoch der Geist des Standes, mehr oder weniger, auf Viele. Durch Herabwürdigung des Adels verlieren auch die andern Stände, treten aus ihrer eigenthümlichen Bahn, schweifen mit fehlschlagenden Hoffnungen umher. Nie sei der Künstler, der Gelehrte, der Geistliche, der große Kaufmann, der Bürger freier Städte mehr geachtet worden, als zur Zeit, da der Adel in vollem, unbeneidetem Glanze strahlte.

Sie wissen wahrscheinlich, liebster Freund, daß in Norwegen, als dieses Land mit Dänemark vereiniget

ward, der tapfere Adel nach und nach alle seine Rechte verlor. Nur Norwegen selbst kennt ihn noch, so sehr auch die Kaufleute und Krämer sich dort blähen. Er lebt fort in Bauern, die ihres Geschlechts eingedenk, mit patriarchaler Einfalt das Gefühl der Geburt erhalten, und selten ihre Kinder in andere Geschlechter hineinheirathen lassen. Aber der Landbau begünstiget diese Gesinnung, welche auch durch das nervenstählende Klima, und durch die große Freiheit, deren das Land genießt — wenigstens genoß, weil Dänemark es sehr schonen mußte — sich erhielt. Bei uns leidet er große Gefahr vom Zeitgeiste, der in der Sucht alles auf dürre Begriffe zurückzuführen, das Gefühl erstickt. Man will nicht einsehen, daß das Gefühl aus dem tiefen Born geahndeter Wahrheit hervorgehet; da hingegen der klügelnde Verstand sich leicht verirrt, und wohl oft, aus Liebe zum Dürren, ein Affengerüpp für einen Menschen hält.

Machen es doch mit der hochheiligen Religion die sogenannten Rationalisten nicht besser!

Mögen die Jünglinge Ihres Zurufs, der allerdings zeitbekämpfend ist, würdig sein! Sind sie das, so muß er wirken. Und wird es doch gewiß auf Einige, Bessere. Die so freundliche als ehrenvolle Art, auf welche Sie, bester Freund, des Ihnen von Herzen ergebenen Brüderpaars erwähnen, hat mich sehr gerührt. Perthes schrieb mir neulich, er habe auf seiner Reise sich gefreut, so gute Gesinnung bei der Jugend anzutreffen. Sie sei so ernst. Nun ist freilich auch bei Jünglingen der Ernst sehr schätzbar, aber es muß ein freudiger und bescheidener Ernst

sein. Es ist mir unbegreiflich wie so Viele, die vom herrlichen und heiligen Kriege heimkamen, nicht Freudigkeit heimbrachten, und aus den Armen des Siegs sich in die dürren Arme der akademischen Afterweisheit mit blinder Anhänglichkeit warfen!

Mit der Ausgabe der Gedichte des Brüderpaars steht es noch so ziemlich im weiten Felde. Mein Bruder ist zu bekümmert über die Kränklichkeit seiner Frau, als daß er, wie er vor hatte, Hand anlegen könnte. Und ich bin zu dergleichen gar sehr ungeschickt und faul. Indessen sind in Wien zugleich zwo kleine, fast vollständige Ausgaben, ohne unser Wissen, erschienen. In Taschenformat, beide, und ich fürchte beide, wenigstens die in 5 Bändchen, voll von Druckfehlern. Auch fehlt in beiden meine Ode an Klopstock's Geburtstag, die ich für eine meiner besten halte. Es fehlen auch wohl noch andre; die neuesten abgerechnet. Hab' ich Ihnen für das Taschenbuch die letzte der vaterländischen Oden, welche zu spät nach Berlin kam, um noch in die kleine Sammlung eingerückt zu werden, gesandt? Sie fängt an: Ja Herz Europens sollt du, o Deutschland sein? Sie ist zwar, ohne mein Zuthun, in einem kleinen Almanach, der, wo ich nicht irre, nach der Niederelbe benannt war, vor drei Jahren erschienen, aber den lasen wenige.

Ich denke in der Mitte des August meinen zweiten Sohn Andreas in Söder (im Hildesheimschen) zu besuchen, mit Weib und Kind, und bis Michael dort zu bleiben. Seine Frau, ein liebes Weibchen, erwartet ihre zweite Entbindung.

Wofern Sie also während dieser Zeit mich mit einem Briefe erfreuen wollen, so bitte ich Sie, ihn über Hildesheim nach Söder zu adressiren. Aber vielleicht thun Sie es früher. Vor dem 16. August reise ich nicht. Ich schreibe hier an Sie aus dem Hause meiner lieben Tochter Julia Karssenbrock, bei welcher ich seit einigen Tagen bin, und die gerade itzt sich wieder am Zauberringe labt, von ihm bezaubern läßt!

Leben Sie wohl, geliebter Freund! geliebte Freundin! O daß ich in meinem Alter noch die Freude hätte, Sie beide zu umarmen!

F. L. Stolberg.

Sondermühlen, den 15. August 1819.

Mit liebevoller Hand haben Sie, mein edler, theurer Freund, mir tief in's Herz gegriffen; mir wohl und wehe gethan! Denn wie sollte es mir nicht wehe thun, Ihrer freundlichen, herzlichen Einladung und meinem Herzen nicht folgen zu können! Aber es ist mir nicht möglich. Meinem Sohne habe ich versprochen 6 Wochen bei ihm zu sein. Meine Schnur erwartet in diesem Monat ihre Entbindung. Daß meine Frau sie während dieser Zeit nicht verlassen kann, empfinden Sie und Ihre Geliebte mit uns. Allein läßt sie mich Alten, Gebrechlichen nicht reisen. Nach Verlauf der sechs Wochen tritt schon die herbstliche Zeit ein. Dazu lassen wir Kinder hier zurück. Es begleiten uns zween Söhne, zwo Töchter

und ein Hofmeister. Wir reisen in zween Wagen, machen eine kleine Horde aus! Ich weiß mit welcher Güte und Liebe das hochedle Paar in Nennhausen uns aufnehmen würde! Aber es ist mir nicht möglich, Ihr Theuren, und das thut mir sehr weh!

Vor wenigen Tagen verließ mich mein neunzehnjähriger Sohn Alfred. Er reis't nach Heidelberg, wo er zween ältere Brüder findet, und mit ihnen in den Herbstferien eine Fußreise in die Schweiz machen wird, eine Vorstellung bei der ich mich verjünge, in Erinnerung einer solchen, die ich vor 44 Jahren mit meinem Bruder durch die ganze Schweiz machte.

Gott giebt mir viele, ja sehr große Freude an meinen Kindern allzumal. Ich darf hoffen, daß sie als wackere Kämpfer bestehen werden, im Kampfe der sich längst vorbereitet, und die Kinder der Menschen gegen die kleine Zahl der Kinder Gottes in's Feld führt; ein Kampf in welchem der Kreuzritter, so lang er der heiligen Fahne treu bleibt, siegt, auch wenn Gott zuläßt, daß seine Sache vor den Augen der Welt umwölket wird.

Zugleich mit Ihrem Briefe erhielt ich einen, aus welchem ich sehe — wie ich in der That vermuthet hatte — daß die deutschen Jacobiner sich nicht schämen, die in Berlin enthüllten Gräuel, für eine von den Ministern, Finsterlingen und Ultras erdichtete Fabel zu halten. Sie wollen uns auch glauben machen, daß Jahns Dolche von ihm als Zuckermesser und als Geräth zu mancherlei Handarbeit gebraucht worden!

Mit Verlangen seh' ich Ihrem Gueselin, dann mei-

nem Ritter entgegen. Sie und Caroline seh' ich im Geist als helle Sterne am Horizont unsrer Musen strahlen vor einer langen Nacht. Aber den wenigen Bessern werden Sie und die andern ächten, nun abgeschiedenen Genien auch durch die Nacht strahlen. Aber auf eine solche Nacht, auf Revolutions-Barbarei, welche bald eintreten wird, deuten sichtbar die Zeichen der Zeit. Unter andern schon längst das Kunstgeschwätz, welches, in atheistischem Sinne, dem menschlichen Fleiße einräumen will, was freie Gabe Gottes ist. Diese Schwätzer fühlen nicht, und können nicht fühlen, wie sehr sie den Menschen, das Göttliche in ihm verleugnend, erniedrigen. Leben Sie wohl, theurer, herzgeliebter Freund! edle, theure Freundin! Von ganzem Herzen Ihr alter

F. L. Stolberg.

Sophie Stolberg.

Sophie, geb. Gräfin von Redern, Gemahlin des Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, s. d.

Verehrter Mann!

Mit Wehmuth habe ich heut in dem preußischen Correspondenten Ihre Anzeige gelesen. Der erste Laut seit 10 Monaten, den wir von Ihnen vernommen. Daß Sie die Waffen, in diesem heiligen und gerechtesten aller Kriege führten, haben wir nie bezweifelt, wir kannten ja Ihre Gesinnung; aber einsam, wie wir leben, und bei

der langen Hemmung aller Mittheilung, forschten wir vergeblich, wo Sie wären — es ergriff mich also sehr Ihren Namen unter diesen Zeilen zu finden, und mit herzlicher Betrübniß las ich sie meinem Mann und meinen Kindern vor. Sie wissen es nicht, theurer und verehrter Mann, wie Sie unter uns leben — schon mein zwölfjähriger Franz spricht von la Motte Fouqué wie von einem Freund, und sehnt sich nach seiner Bekanntschaft und als vor drei Monaten unser 18jähriger Sohn glühend für's deutsche Vaterland von uns ging, um unter preußischen Fahnen zu dienen, freute er sich, Sie aufzusuchen und als Sohn seines Vaters Anspruch auf Ihre Güte zu machen; nun ist er über'm Rhein und findet Sie nicht mehr. Nun ist mein Wunsch, meine Bitte, uns einige Nachricht von ihrem Befinden zu geben, vielleicht hätte ich noch kaum gewagt Ihnen zu schreiben, aus Furcht Sie zu belästigen, aber meine Söhne, die Ihnen mit mir so manchen ihnen sehr lieben Abend verdankten, baten mich es zu thun. Mama, wenn wir nur wüßten, wie es ihm geht! — denn Sie erscheinen den Jünglingen und Knaben (sechs sind noch bei uns) als ein geliebter und verehrter Freund, und so habe ich denn im Vertrauen auf Ihr liebevolles Herz, daß sich in Ihren Briefen und in Ihren Schriften so lebendig ausdrückt, die Feder ergriffen. Sollte Ihnen das Schreiben schwer werden, so bin ich so frei, Ihre Frau Gemahlin um einige Zeilen zu bitten. Wir erwarten mit banger und sehnsuchtsvoller Ungeduld diese Antwort; — indem ich diese Bitte an Ihre Frau Gemahlin wage, bitte ich sie,

meine herzliche und achtungsvolle Empfehlung anzunehmen. Ihren Thiodolph, den Wandrer, noch auch Ihre vaterländischen Schauspiele haben wir nicht bekommen, und entfernt von Städten, wo etwas ansehnlicher Buchhandel ist, haben wir sie uns nicht verschaffen können, so sehr wir darnach verlangten. — Den biedern, edlen, frommen Pilger Waldemar hatte Perthes uns geschickt, und diesen wie den Zauberring und den zweiten Band der Erzählungen habe ich mit meinen Söhnen gelesen. Durch diese sind Sie, theurer Mann, diesen jungen Herzen so lebendig nahe gekommen — für diese war es mir so oft ein Bedürfniß, das sich mit Thränen der Rührung aus meinem Herzen drängte, Ihnen zu danken, und Gott zu bitten, Sie zu segnen, wie ich für diejenigen, die mein Herz liebt und ehrt, bitte. Ihnen das Einmal zu sagen ist mir eine große Freude. Nehmen Sie denn die Versicherung dieser Gesinnung mit Freundlichkeit an und erwiedern Sie sie, indem Sie unser zuweilen mit Freundlichkeit und Wohlwollen gedenken und sich im Geist zu uns versetzen.

Sophie Gr. z. Stolberg,
geb. Gr. v. Redern.

Tatenhausen, bei Bielefeld im Ravensbergischen,
den 2. Februar 1814.

Sendermühlen, den 18. December 1821.

Vor wenig Tagen erhielt ich über Hamburg durch unsern Freund Perthes Ihre so gütige Sendung durch Herrn Dietz, dem ich schon antworten wollte, als mich

gestern Ihr lieber freundlicher Brief eben so sehr überraschte als erfreute — ich glaubte mich ganz von Ihnen vergessen, und wenn es mich gleich nicht befremdete, so war es mir doch eine schmerzliche Entbehrung, und siehe da — da beschämte mich Ihre Liebe und der Gruß Ihrer Frau Gemahlin, der ich mich herzlich empfehle. — Lieber Herr von Fouqué, ich möchte Ihnen aus dem Innersten meines Gemüths sagen können, was mein ganzes Herz Ihnen wünscht, Ihnen beiden, denen Gott so seltene Gaben verlieh! — so schöne so seltene Gaben: müssen durch den Glauben ganz Gott geheiliget sein — durch einen Glauben, dessen Seligkeit nicht mit Worten ausgesprochen werden kann, der die Welt mit allem, was sie darbietet, in ihrer ganzen Nichtigkeit zeigt und unsre Herzen mit einem Frieden der Liebe erfüllt, den diese Welt mit aller ihrer Lust nicht kennt und nicht geben kann — man möchte dann diese ganze Welt umfassen, und sie zu den Füßen des Erlösers werfen, und sich selbst — damit Alle Alle Ihn, den Allbarmherzigen, glaubten, kennten, liebten. Aber was bin ich, Ihnen das an's Herz zu legen, was Sie ja nicht bedürfen von mir zu hören — hätten Sie meinen geliebten seligen Mann gekannt, so würde dieser hohe Friede des Glaubens, diese göttliche Liebe in unaussprechlichem Adel und Anmuth, Sie in jedem Zuge, in jedem Blick, in jedem Wort, aus dem strahlenden freundlichen Auge, aus dem auch im Alter holden, schönen Munde angesprochen und Ihre Herzen ergriffen haben — Sie würden in Ihm, wie ich es auf Erden nicht gesehen und wie es, glaube ich, selten gesehen

worden ist, das Ebenbild Gottes erblickt haben. — Jetzt betet er für die Seinen — mit welcher Liebe, die wir hienieden nicht fassen können, so wenig wie die Seligkeit, die Gott bereitet hat denen, die ihn lieben, betet Er itzt für uns alle — gewiß auch für Sie und für Ihre liebe Gemahlin — für die er hienieden oft betete, wie er es mir manchmal gesagt und mich aufgefordert es zu thun, wenn er mich hiezu wie zu allem Guten und Edlen aufmunterte. — Ich wußte wohl, daß Sie den Heimgang meines geliebten seligen Schwagers tief fühlen würden — ihm brach wohl die Liebe das Herz, die Sehnsucht nach dem geliebten Bruder, und so schmerzlich ich ihn, der mir ein so geliebter Bruder war, entbehren werde, so lange ich lebe, freute ich mich doch seines Scheidens von diesem ihm so schweren Leben; — viel Sterne sind mir für dieses Leben untergegangen, in den letzten sechs Jahren —: aber sie ziehen mich alle zu Gott, und lösen die irdischen Bande. — Ich habe mehrere Monate in diesem Jahr bei meinen geliebten Kindern in Schlesien, Ferdinand und Marie Agnes zugebracht, und mir ist viel Segen und Freude mit ihnen und durch sie zu Theil geworden. Seit drei Monaten bin ich wieder hier, in der Nähe meiner andern geliebten Tochter Julia, ihres edlen und frommen Mannes, meiner Enkel, und habe noch mehrere Kinder bei mir — durch alle gab mir Gott Segen und Freude, und indem Er mein Herz durch Sehnsucht zieht, muß ich ihm für so großen und seltenen Segen danken. Wir freuen uns Ihren Verfolgten zusammen zu lesen, und wenn wir ihn gelesen haben, will ich ihn meiner Tochter

Marie Agnes, der Sie ihn, wie ich aus der Aufschrift sehe, bestimmen, schicken. Wollen Sie mich zuweilen durch einen Brief erfreuen; so werde ich Ihnen herzlich dankbar dafür sein, und Ihnen aus meinem stillen Kreise, den ich gegen keinen andern vertauschen möchte, geben, was ich vermag. — Ihrer Frau Gemahlin empfehle ich mich herzlich, und bitte Sie beide, meiner in Wohlwollen ferner zu gedenken. Mit herzlicher treuer Ergebenheit, lieber Herr von Fouqué

Ihre aufrichtig ergebene

S. Gr. z. Stolberg.

Ich vergaß Ihnen zu danken für die Anführung des alten Kirchenliedes; meine Töchter lernen deren oft auswendig und wir erbauten und erfreuten uns noch kürzlich an dem herrlichen Liede „Befiehl du deine Wege," welches Ihre Frau Gemahlin so schön anführt in einem Gespräch, welches im Jahr 1812 im vaterländischen Museum stand, aus welchem ich sie zuerst mit Verehrung kennen lernte und welches mein seliger Mann auch mit so großem Interesse las.

Ludwig Friedrich Franz Theremin.

Ludwig Friedrich Franz Theremin, geb. den 19. März 1780 zu Gramzow in der Uckermark, Hof- und Domprediger und wirklicher Ober-Consistorialrath zu Berlin, starb den 26. Septbr. 1846.

Ich fühle mich gedrungen, bester Fouqué, Ihnen für den schönen Tag in Nennhausen meinen Dank auszudrücken. In einer solchen Umgebung, in einer so geist-

reichen Familie, bei einer so belebten und doch nie gezwungenen Unterhaltung hätte sich wohl ein Jeder glücklich gefühlt. Mehr als dies alles hat mich unser sich immer mehr offenbarendes Einverständniß in demjenigen, was uns beiden das Theuerste und Wichtigste ist, erfreut; und ich kann Ihnen sagen, daß, wenn ich Ihr schönes Talent, Ihre edle ritterliche Gesinnung immer geschätzt habe, ich mich Ihnen als Christ wahrhaft verbunden fühle.

Ich habe zufällig ein kleines Collectaneenbuch mitgenommen, worin ich mir angemerkt habe, Boccacio sage von der Poesie, sie sei die irdische Hülle und körperliche Einkleidung der unsichtbaren Dinge und der göttlichen Kräfte, und er nenne sie geradezu eine Art von Theologie, die nur allgemeiner verständlich und lieblicher sei, als die eigentliche. Die Poesie wäre dem zu Folge was die Welt ist, worin es viele und mancherlei Gegenstände giebt, gute und böse, worin aber doch die Leitung Gottes, welche alles auf das Gedeihen seines Reiches bezieht, nicht verkannt werden soll. Auch die Poesie könnte gar vieles darstellen, Gutes und Böses, nur müßte in jedem ihrer Werke eine Gesinnung sich aussprechen, woran sein Zusammenhang mit dem göttlichen Reiche wahrgenommen würde. Dies führe ich nur darum an, lieber Fouqué, weil es sich auf Ihre Werke anwenden läßt, und weil es den schönsten Werth, den sie in meinen Augen haben, bezeichnet. Es muß eine große Freude für Sie sein, sich sagen zu können, daß Sie durch Ihre so allgemein gelesene Schriften nur veredelnd auf die Gesinnung Ihrer Landsleute wirken können. Warum ist doch Klopstocks

Einfluß so früh verschwunden! Vielleicht versah er es darin, daß er das Heilige zu nackt darstellte, und daß seine Poesie nicht eine umhüllte Theologie, sondern eine eigentliche war. Doch gehört für mich der Tod Adams immer zu dem Höchsten, das jemals ist geschrieben worden. Schiller gehört einem großen Theil seiner Gesinnung nach zum göttlichen Reiche, welches hingegen von Goethe nur gar zu wenig weiß; und deshalb prophezeihe ich dem Ersteren, ungeachtet seines unstreitig schwächeren poetischen Talents, ein längeres Leben bei der Nachwelt, als dem Letzteren.

Eine Reise, die wir mit der Familie Bernstorff über Ratzeburg und Lübeck nach Travemünde gemacht haben, hat viel schöne Erinnerungen in uns allen zurückgelassen. In Lübeck bin ich zu Geibel gegangen, habe ihn aber, da er gerade beschäftigt war, nicht sehen können. Hier in Wedendorf habe ich seit meiner Ankunft mit ziemlichem Erfolg an einem Buche geschrieben, das ich schon drei oder vier Mal angefangen, und immer wieder aufgegeben hatte. Es soll den Gedanken aussprechen, daß das Christenthum eins und alles sei; es in seinem Einfluß auf die Schicksale der Menschheit, auf Tugend, Verhältnisse, Literatur ꝛc. darstellen. Es sind nur Fragmente; ich glaube aber auch, daß über einen solchen Gegenstand nicht anders als in Fragmenten geschrieben werden kann. Stehen Sie mir bei durch Ihre guten Wünsche; denn bis jetzt weiß ich noch nicht, ob es gelingen wird; und ich möchte es doch gern; denn alsdann hätte ich auf einmal das Beste, das in mir ist, ausgesprochen.

In dem Bande Ihrer kleinen Schriften, womit Sie mir ein so freundliches Geschenk gemacht haben, habe ich Sie, mit eben der Gesinnung, die ich früher bezeichnete, wiedergefunden. Die Aufsätze über Ihren Großvater, über das ich wollte, und den Don Quirote sind mir die liebsten. Dem kernichten Bertrand Du Guesclin, so wie dem Dichter, der ihn so gemüthlich und herzerhebend besingt, wünsche ich viel Glück und Segen auf ihrer ferneren Laufbahn. — Leben Sie recht wohl, lieber Fouqué, und bezeigen Sie den Ihrigen allen, und vorzüglich Ihrer Frau Gemahlin, meine Ehrerbietung und meinen herzlichen Dank für die viele Freundlichkeit, die Sie uns bewiesen haben.

Ihr

Theremin.

Weimarer, den 22. Juli 1819.

Chr. von Truchseß.

Ein Brief von Heinrich Voß an seine mütterliche Freundin, die Kirchenräthin Griesbach in Jena, welchen Abraham Voß in den Briefen von Heinrich Voß an Chr. von Truchseß (Heidelberg, 1834) mittheilt, giebt folgende Schilderung des letztern:

„Endlich ist es einmal Zeit, meine beste Mutter, daß ich Ihnen von mir Bericht abstatte. Sie werden wohl wissen, daß ich mehrere Monate beständig gekränkelt habe: die Gicht hatte mir wieder wacker zugesetzt, und ich war vor meiner Reise nach Schwaben ein erbarmungswürdiger Anblick. Jetzt bin ich auf dem Wege gesunder zu werden.

Bei meinen geliebten Freunden fand ich Alles unverändert. Dieselbe herzliche Gesinnung beim neuen Empfange, als womit

sie mich voriges Jahr entlassen hatten! Und welche Wonne harrte meiner. Ich fand einen der köstlichsten Menschen, die auf Erden leben, den Ritter Truchseß von der Bettenburg (unsern Schweinfurt).*) Ich hatte das Glück, zehn volle Tage in seiner Gesellschaft zu leben. Und was wirkt mehr auf das physische Wohlbefinden, als die Nähe eines solchen Mannes. Diese zehn Tage über hatte meine Krankheit gar keine Zeit aufzukommen. — Schon viele Jahre kannte ich diesen Mann dem Rufe nach, fühlte oft Sehnsucht, ihm nahe zu treten. Diese Sehnsucht wurde unendlich gesteigert durch Alles, was mein Freund Keßler mir von ihm erzählte. Jetzt stand ich vor ihm und sah, daß man mir viel zu wenig berichtet hatte. Denn diese göttliche Erscheinung übertraf Alles, was ich von dem Manne gehört hatte. Auch hier habe ich von neuem erfahren, daß Liebe ohne Gegenliebe nicht denkbar ist. Auch mir ist der Mann gut geworden, wie mir täglich und stündlich sein Händedruck, seine Umarmungen sagten, und die zärtliche Sorge, die er über meinen körperlichen Zustand äußerte. — Dieser Truchseß ist ein wahrer Riese und Athlet seinem Körper nach, und eben so ragt sein Gemüth über seine Nebenmenschen hervor. Man spricht so oft, daß die alte deutsche Biederkeit verloren gegangen sei — aber in diesem Manne hat sie sich erhalten; er ist, wie ich mir die hochherzigen, edlen Ritter vor zweihundert Jahren denke — er ist ein wahrer Nachhall aus jener Zeit der Treue und altdeutschen Herzlichkeit — daß einem wehmüthig wird, wenn man die jetzige Zeit mit ihm im Kontraste denkt. Und so, wie er ganz der alten bessern Zeit angehört, so ist er auch ganz in der neuen einheimisch. Kein bedeutendes Werk existirt in der Literatur, das er nicht gründlich studirt hat, keine Freude des Momentes ist, die nicht sein ganzes Herz fesselt. Glücklich sein und glücklich machen, das scheint der Wahlspruch seines Lebens zu sein und seine Freunde zu erfreuen — wenn er das vermag, da ist ihm auch keine Aufopferung zu groß. — „Außen Erz und innen Herz."

*) Eine anziehende Schilderung der reizenden Burg und des ehrwürdigen Burgherrn findet der Leser in Keßlers Briefen auf einer Reise durch Süddeutschland u. s. w. Leipzig 1810. Seite 27—31.

so begrüßte ich ihn, als ich am letzten Abend unsers Zusammenseins seine Gesundheit trank — und als er mich darauf mit den Worten: „Du braver Kerl" an sein Herz drückte — glauben Sie es mir, meine beste Mutter, in dem Augenblicke habe ich auch ein wenig auf meine Person gehalten."

Heidelberg, November 1810.

Bettenburg, den 12. October 1814.

Edler guter Fouqué! selbst nach Ihrem Briefe muß ich mit inniger Verehrung zu Ihnen hinaufschauen; aber Ihr jugendliches Herz kann nicht wärmer schlagen, als das meinige, über dem ein grau und kahler Schädel horstet, darum laßt uns nicht allein einander die Hand reichen, sondern auch den Mund zum Bruderkuß, und nun, da ich Du sage, wird mir das Dictiren für Fouqué auch leichter.

Ich weiß nun von Dir mehr, als da ich für Dich zum ersten- und zweitenmale dictirte, und als Du vermuthen kannst. Franz Passow, der der Freund meines Heinrich Voß zu Heidelberg wurde, sollte von Heinrich so recht über Dich vernommen werden, und dieser wollte mir alles wiederschreiben; da entschloß sich Passow, bei seiner Rückkehr mich hier aufzusuchen, kündigte mir dies in einer Epistel an, und da er durch Voß in mein Herz geschaut hatte, so gab er mir Bruchstücke aus seinem Leben in Nennhausen, um die Sehnsucht, ihn bei mir zu haben, so recht zu wecken, und er weckte sie wahrlich; aber ich sollte mich an jenen Bruchstücken, die freilich mir schon viel sind, genügen. Voß schrieb mir: Passow wird in der Mitte Octobers bei Dir einsprechen. Seit Jahren

mußte ich über alle Gebühr hinaus einen Besuch bei der edlen Herzogin zu Meiningen verschieben, die, als sie ihren trefflichen Gatten verlor, seine Freunde nicht auch verlieren wollte; ich nutzte daher die schönen Septembertage zu diesem kleinen Abstecher nach Meiningen und zu Kreuz- und Querzügen bei einigen Freunden; doch um Passow nicht zu verfehlen, und auch meiner Schneckennatur gemäß (hier reichen wir einander schon wieder die Hände) kneipte ich überall ab, selbst in Rodach bei meinem Hohenbaum, um am 3. October in Bundorf bei meines Bruders Geburtstagsfeier zu sein. Dort erfuhr ich schon durch den Sohn meines Bruders, Oberforstmeister zu Hildburghausen, daß Passow am zweiten auf meiner Burg gewesen, sich aber von den Meinigen nicht habe halten lassen, noch nach Hildburghausen abgefahren, mich aber in Rodach nicht habe aufsuchen wollen, wo er mich noch getroffen hätte. Franz Passow bleibe ich für seinen Brief immer sehr dankbar, denn Dein Brief ist mir nun verständlicher, besonders Deine Schneckennatur so recht anschaulich.

Deinen Brief brachte mir mein wackerer Amtmann Schmidt, der mich in Meiningen abholte, mit dorthin. Einem Paar meiner ältesten Freunde, nämlich dem dortigen Geheimen Rath von Könitz und seiner Frau durfte ich die Wonnegenüsse, die ihrem Freund in seinem Alter werden, nicht vorenthalten, so auch beim Weiterrücken meiner Kreuz- und Querreise, meinen Freunden Schuler und Hohenbaum, und der letztere ist Dir auch in Hinsicht seiner sehr dankbar, und weil ich es auch bin, so

lasse ich Dir ein geistliches Lied von ihm, Sprachvermögen, das im Hildburghäuser Gesangbuch steht, so wie mehrere Lieder von ihm, abschreiben. Auch das muß ich Dir von diesem würdigen Alten noch sagen: daß er noch mehr entzückt darüber war, wie Du Rückerten aufnahmst.

Ich wollte nicht zu früh auf Rückert kommen; aber ich bin nun einmal da, nun so laß mich diesen Faden, der schon Tau ist, Ankertau werden muß, aufnehmen, und auch Dir zur Freude fortspinnen. Es ist eine ganz eigene Natur, und ich hoffe, Du erschaust ihn bald ganz. Als ich ihn im Sommer über 14 Tage so ganz allein hier bei mir hatte, entschloß er sich mir immer mehr und mehr. Eins muß ich voraussetzen. Bei unserer frühsten Bekanntschaft sagte ich ihm einmal: die Dichter sind eigentlicher Weise die Trompeter der Nationen, und er griff dies gewaltig auf. Späterhin, als so ein rechtes Treiben in die deutschen Jünglinge kam, meine Neffen, Vettern mit in's Feld zogen, ich selbst, trotz meines Alters, mitgezogen wäre, wären nicht graue Staarflecken in meinen Augen, die meine Sehkraft fast gänzlich schmälern, gab ich Rückerten manche Pfropfe, und er erwiederte nichts. Rückert's Vater kam, um den Sohn abzuholen, und mir für manches zu danken. Ich mußte mich bei ihm, wie fast immer, ganz aussprechen, und sagte: ihr Sohn hat trefflich, hochbegeistert gesungen, aber warum focht er nicht? „An ihm lag's wahrlich nicht," entgegnete er, „schon 1809 verließ er mein Haus, um zur östreichischen Armee zu eilen; als er aber nach Dresden kam, wurde der Friede proclamirt. Auch jetzt wollte er wieder fort,

und meine Vorstellung und die Thränen der Mutter, und endlich die Ueberzeugung, daß seine durch's Studiren wirklich geschwächte Gesundheit das wilde Feldleben nicht bestehen könnte, hielt ihn endlich zurück." Am andern Morgen bei einem Spaziergang ergriff ich Rückert's Hand und sprach: ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie selbst nicht für so brav hielt, als ihre geharnischten Sonette und Lieder, und daß ich Ihnen deshalb so manche Pfropfe gab, die Sie, lieber wackerer Bursche, so ruhig hinnahmen, nun weiß ich es durch Ihren Vater anders, und wir drückten einander so recht warm an die Brust, und nachher entgegnete er mir: ich war ja in meinem Bewußtsein rein.

Nun eine allgemeine Uebersicht über Rückert's Verhältnisse. Der Vater hat kein großes eigenes Vermögen, hat aber einen einträglichen Dienst als Königl. Bairischer Rentamtmann zu Ebern. Vater und Mutter sind rechtliche Leute, haben aber keine ästhetische Bildung und müssen es blos andern Leuten auf's Wort glauben, daß ihr Sohn ein großer Dichter ist, was sie zwar gerne thun, aber doch immer unter dem Vorbehalt, daß es ihnen lieber wäre, ihr Sohn hätte nur eine halbweg einträgliche Advokatenpraxis. Der zweite Sohn, ein wackerer Bursche, auch Jurist, wurde, als es in Deutschland so recht lebendig wurde, Militär, und bleibt es nun unter den Baiern. Noch hat er eine erwachsene Schwester und auch das kleine Schwesterlein. Als Rückert's Vater hier war, kam er mit mir auf das Fortkommen seines Sohnes, und es wurde manches herüber und hin-

über gesprochen, ohne Entschluß zu fassen. Kurz darauf zeigte sich eine Aussicht zu einer philologischen Professorstelle in Würzburg. Ich war auch davor und hätte in mancher Art behülflich sein können; aber unser Freymund widerstrebte, und wenn ich annehme, daß die Individualitäten einmal nicht zu ändern sind, mit Recht. Dem Vater, und wohl auch der Mutter war dies gar nicht recht, und mir wurde bange für Rückert's Existenz im väterlichen Hause; oder auch für sein Hinziehen nach Würzburg bei seinem Widerstreben. Nun erhielt ich Deinen Brief, mein theurer Fouqué! in welchem Du unsern Freymund mit so freundlicher Liebe und Achtung entgegen trittst. Früher kam eine lobpreisende Recension in der Jenaischen liter. Zeitung Nr. 171, von Otto Graf von Loeben, auch im Morgenblatt soll seiner sehr rühmlich gedacht sein, und ein Brief meines Freundes, des Präsidenten von Wangenheim zu Tübingen, sprach mit hoher Einsicht und gewaltiger Achtung zu mir über diesen Freymund Raimar, wobei er sagte: nicht ich allein spreche, sondern alle einsichtsvollen Stuttgarter und Tübinger. Auch Jean Paul Richter, dem Hohenbaum die deutschen Gedichte zusandte, war begeistert davon, und wird sich bei Gelegenheit der Recension der Frau v. Stael über Deutschland in den Heidelberger Jahrbüchern darüber aussprechen. Dies alles machte ich Rückert's Vater schriftlich bekannt, Deinen Brief legte ich ganz bei, und bat, die Wünsche des Sohnes nicht zu beeinträchtigen, ihn nochmals zu unterstützen, und so, seinen Wünschen gemäß, nach Berlin, in das Land der edlen Preußen, abziehen zu lassen. Zwei

Tage darauf folgte ich selbst, und ich hatte gut vorgearbeitet. Ich empfing beifällige Zustimmung der Eltern, und den innigsten Dank unseres Dichters. Wie dankbar er auch Dir ist, wird er Dir, Deiner Erlaubniß gemäß, wohl selbst sagen; da ich Euch Dichter, oder doch Rückert zu kennen glaube, so hat mein prosaisches Wesen manches aufgefaßt, was der höher fliegende Dichtergenius vielleicht nicht berührt hätte. Seine Absicht ist, erst sich durch seine Manuscripte Geld zu erwerben, und hier, lieber guter Fouqué! könntest Du sein wahrer Wohlthäter werden, denn den Buchhandel und das Verhandeln mit den Buchhändlern kennt er noch gar nicht. Er wird deshalb an Dich schreiben, und entweder ganze Manuscripte, oder Uebersichten derselben beilegen. Hat er nun einigermaßen Fond, so unterstützt der Vater williger, und er reis't nach Berlin, wohin es ihn so sehr zieht, um sich noch weiter fortzurücken, und dann nimmst Du ihn in Rennhausen wohl auch freundlich auf und berathest ihn.

Nachts.

Bis zum Strich mag alles richtig dastehen, denn da ich den Brief mit Sie begann, so dictirte ich ihn in's Concept, weil ich mein dictirtes nur überhören, nicht selbst durchsehen kann, da mein Schreiber manchmal seine Eigenheiten hat, und mein wackerer Amtmann übernimmt dann die Correctur. Nun sind wir uns aber, und ich hoffe so recht mit Deiner Vergunst näher gerückt, Du darfst es demnach nicht mehr so genau nehmen, ich erspare mir Zeit, weil auch mein Schreiber mein Vorleser

ist, und so recht besehen, so recht vertraute Briefe, die aus dem Herzen kommen, sollten wie milde Spenden betrachtet werden, wo die linke Hand nicht wissen darf, was die rechte thut.

Ehe wir zu uns kommen, noch zu einem Dritten, zu meinem Heinrich Voß, der vorher schon der Deine war, und nach Deiner Antwort es wahrlich so recht ist und ewig bleiben wird und muß. Ich danke Dir guter edler Mensch für Deinen Brief an Heinrich fast noch mehr, als für den an mich; denn zu meinem innigsten Dank gegen Gott gehört es, daß ich diesen Heinrich Voß vor vier Jahren in Stuttgart auffinden mußte. Er hat schon drei Frühlinge bei mir verlebt, und seine Briefe sind mir unschätzbar. Mit seinem Vielwissen ist die höchste Bescheidenheit und die innigste Güte verwebt. Ja wohl hast Du recht, Ihr beide müßt Euch für Zeit und Ewigkeit angehören! und könntet Ihr Euch hier persönlich erkennen lernen. Künftigen Herbst besucht er mich sicher wieder. Das sollte ein Leben werden, sein Bruder Abraham und Abecken aus Rudolstadt kämen dazu, und der alte ehrwürdige immer jugendliche Hohenbaum und sein trefflicher Sohn, der Arzt in Hildburghausen ist, und mein alter hessischer Waffencumpan v. Schuler, und mein W. Truchseß und seine treffliche Schwester Sophie, die auch so recht Dich erkennen, dürften nicht fehlen. Rückert habt Ihr dann in Berlin, aber sein Andenken ist doch unter uns.

Ich kann Dich nicht aufsuchen, theils muß ich bei den jetzigen Zeiten mir manches versagen, denn ich bin

reicher ausgeschrieen, da ich nach Göthens Ausspruch nur in so fern wohlhabend bin, als ich dem, was ich besitze, vorzustehen weiß, und dann erlaubt mir meine Gesichtsschwäche, und auch etwas Gehörmangel kein Herumtreiben an mir unbekannten Orten. Lasse also den Genügsamen an seinen bekannten Orten, und unter seinen Bekannten verweilen. Grüßen sollst Du mir aber alle Deine Lieben, Dein Töchterlein, Deine Frau, Deinen wackern Schwiegervater Briest, der nach einigen Andeutungen von Passow so sein mag, wie der brave und gemüthliche Landrath Briest in der Rückkehr des großen Kurfürsten, und wem Du sonst von Deiner Umgebung noch für gut findest, auch Hitzig, der Rückert zuerst so richtig aufgriff. Nun nimm auch meinen recht warmen Dank für Deine Spenden! Die Kosackenlieder, wobei mir die Rangordnung so ganz recht war, denn das letzte zieht ganz gewaltiglich an und erhebt, vertheilte ich also 1) an den Erzieher des jungen Herzogs in Meiningen, Mosengeil, ein ehemaliger Landpfarrer, der aber seinen Platz trefflich, trefflich ausfüllt, und eben so trefflich mir diese Lieder vorlas, und den Prinzessinnen nun vorgelesen haben wird; 2) der Herzogin von Hildburghausen, 3) meinem alten Hohenbaum, der auch so ein rechter Undinianer ist, 4) einer Frau von Rotenhan in meiner Gegend, die als Hausfrau so trefflich ist, wie ihr Bruder, Dein Oberst Grollmann, 5) Rückert, 6) Heinrich Voß, und das 7) bleibt so recht mein. Deine Gedichte vor und während dem Kriege waren mir gar ein willkommenes Geschenk. Das eine Gedicht, worin Du Dörnberg's so

ehrenvoll gedenkst, brachte mir eine gar liebliche Reminiszens. Dörnberg wurde sehr jung hessischer Offizier, und mehrere Jahre später als ich. Er zeichnete sich vor dem übrigen Wust der jungen Bursche aus, ich bemerkte dies, zog ihn an mich, und welche frohe Stunde hatte dieser wackre Jüngling, als ich ihm einst sagte: nenne mich nun auch Du, guter Dörnberg! und nun ist es mir so recht ehrend, Du und Du mit diesem Dörnberg zu sein. Ueber das Schlußgedicht Napoleon habe ich Dir wohl schon einmal etwas gesagt. An die Brust möchte ich Dich jetzo drücken, aber aussprechen will ich mich doch nicht. Aber fragen will ich Dich doch: ob die Entstehung dieses Gedichts so ist, wie mir Voß angab, ich lasse daher diese Stelle seines Briefes wörtlich abschreiben *):

„Die Entstehung seines Gedichtes an Napoleon ist wunderbar. Auf der Landstraße bei Eisenach muß er lange Strecken über Leichenhaufen wandern. Erschöpft von Mühseligkeit und von Grausen lehnt er sich endlich an einen Baum; da blickt ihn aus einem der dicksten Haufen das offenstarre Auge eines Franzosen an. Vor Entsetzen ist er einer Ohnmacht nahe, und als er von Kriegskameraden in ein Quartier gebracht wird, muß er sich im Fieber zu Bette legen. In der Fieberhitze erscheinen ihm die Gestalten aller von Napoleon Geschlachteten in ihrer furchtbaren Gräßlichkeit, und mit ihnen gestaltet sich das Gedicht. Als

*) S. die Briefe von Heinrich Voß an Truchseß.

es fertig ist, hat sich das Fieber gehoben, und Fouqué fühlt sich vollkommen hergestellt. — Also kein Phantasiestück ist dieses Gedicht, sondern eine furchtbare Wahrheit, die sich seinem Geiste entrungen hat. Nach diesem Zug erwarte ich unendlich viel von seiner Corona."

Und ich auch; und im Bücher-Verzeichniß der Leipziger Michaelis-Messe steht diese Corona und das Winterheft der Jahreszeiten schon unter den fertig gewordenen Schriften. Senden wirst Du mir sie nun wohl; aber es wäre mir sehr lieb, wenn Du mit eigener Hand Deinen Namen noch irgendwo hinsetztest. Wahrlich, ich bin sonst recht demüthig; aber dies eigene Gefühl, daß Du mir näher getreten bist, nun das möchte ich auch für andere nicht verheimlichen. Für das Herbstheft der Jahreszeiten bin ich Dir sehr verbunden, nur hätte ich gewünscht, einen bessern Vorleser zu haben, damit ich bei den schottischen Balladen das verschiedenartig metrische auch so recht hätte aufnehmen können. Ich hoffe, der Winter reih't sich so recht an den Frühling.

Am 13.

Gestern schloß ich hier, heute überhörte ich mein Dictirtes, wie Du aus den Zusätzen ersehen wirst, und dann nochmals Deinen gütigen Brief. In Deinen vaterländisch-politisch-religiösen Ansichten hast Du mir ganz aus der Seele gesprochen, und mehr als das, Du hast mir noch gegeben. Ja wir sollen zufrieden sein, wenn in Deutschland keine fremde Einmischung mehr herrschen kann, und sie wird nicht mehr können, da Preußen und

Oesterreich seit dem 27. Julius sich ganz vereinigt haben. Von Fürsten und noch mehr Königen des ehemaligen Rheinbundes fürchtete ich zeither noch. Nun aber, da Preußen und Oesterreich eins sind, da endlich Alexander dem hocherhabenen und trefflichen v. Stein wieder Gehör gab, da es Englands Politik erheischt, Deutschland der Einwirkung Frankreichs zu entziehen, nun hoffe ich für die Sicherheit Deutschlands alles.

Gottes Segen sei mit Dir, und so recht in Hinsicht auf Deine Gesundheit, und sollten Dir dennoch Mineralquellen nothwendig werden, so möge Dir das gesegnete Franken auch diesen Segen bringen. Die innigste Treue und reine Achtung wird stets mit und in uns bleiben.

Ganz

Dein

C. Truchseß.

Bettenburg, den 5. Januar 1815.

Unser Rückert ist hier und kommt in's Schreiben und Abschicken für unsern Fouqué, und da thue ich denn, was ich nicht lassen kann, ich dictire mit, und nehme auch ein Krümmchen von Deiner edlen Zeit in Beschlag.

Wir, Rückert und ich haben recht mit Sehnsucht Deiner Antwort entgegen geharrt. Der Zeitkranz trieb während und trotz dieser widrig schlackeigen Winterzeit mehrere recht kräftig blühende Ranken, aber sie müssen nun auch bald in's größere Publikum hinaus, nicht des-

wegen, damit das Publikum sich nur daran erfreue und genieße, sondern viele Blumen dieses Kranzes kommen mir feuerartig vor, und die Zeit, wo diese absprühenden Funken zünden können, zünden müssen, darf nicht versäumt werden. Du wirst auch schon unter denen, welche Dir Rückert mittheilte, solche entdeckt haben, und da zum Abschreiben jetzo keine Zeit ist, so verweise ich Dich für die Folge in Hinsicht dieser auf das Galgenmännlein, und besonders auf die Rede des Feuergeistes in dem Gedicht, die Feier des 18. Octobers, wie auch auf das Lied des Rheinstrom-Gottes. Für den Preußen aber wieder ganz besonders auf den Vorreiter Schill, Preußens Schwert, das Kreuz am Himmel und Magdeburgs neue Schutzheilige. Die zwei letztern Gedichte sandte ich sogleich an die Herzogin von Hildburghausen, und diese sandte sie eben sogleich an ihren Bruder, den Erbprinzen von Mecklenburg nach Wien, und dieser gab sie sicher eben sogleich seinem Schwager, dem König — — —

Ich nehme mir viel, aber Rückert muß nach Berlin hin! denn dort ist er in seinem Element, und rückt noch kräftiger vorwärts, und er bleibt doch Franke und mir Franken entstehen noch höhere Freuden. Nun zu Dir, dem Dichter und Freund und edlen Mann. Der Erbprinz von Mecklenburg soll zwar Gefühl für das Schöne haben, seine Schwestern innigst lieben, und ist Schwager des edlen Königs, aber er bleibt doch nur Fürstensohn, kennt die bürgerlichen Lebensverhältnisse nicht, und am wenigsten die des Dichters. Du bist selbst so recht Dichter, und edler Mann dazu, und rein guter Mensch obendrein,

Du mußt also mit Deinem König von und über unsern Rückert sprechen, denn mir scheint es wahrlich nicht gleichgültig, sondern was großes, einziges, wenn so ein kräftiger Zeitdichter wie Rückert einer kräftigen und gerechten Regierung, wie die Euere, zur Seite steht. Daß fester Gehalt für unsern Dichter daraus hervorgehe, versteht sich wohl, denn sorgliches Hinbrüten erstickt doch wohl die Stimme des Gesangs, und ein schickliches Nebengeschäft, das aber wirkliches Geschäft dabei werden wird und muß, wird sich für Rückert ja auch wohl finden, vielleicht bei seiner vielseitigen Ausbildung und Sprachkenntniß ein Bibliothekariats-Geschäft. Hier hast Du theilnehmender Mensch und Freund Deines Königs mein langes Nachdenken und mein schmerzvolles Abreißen von etwas, das mir sehr lieb ist, in der Morgeneile flüchtig hingeworfen. Mit Rückert nahm ich noch darüber keine Rücksprache, und noch weiß ich nicht, ob ich ihn mein Gesagtes lesen lasse. Noch muß ich Dir sagen: die Herzogin von Hildburghausen ließ Rückert auf den Fall recht freundlich zu sich entbieten, wenn ihr Bruder, der Erbprinz zu Mecklenburg, von Wien aus zu ihr kommen würde, wohl nicht in der Absicht um ihn nach ihrem Vaterlande hinzuziehen, sondern ihm dadurch mehr den Weg nach Preußen hin zu öffnen.

Rückert ist erst zwei Tage bei mir, und einer davon entging uns durch Besuch. Er führte mich zu Hans Sachs hin, den ich mir nicht so lange hätte sollen entgehen lassen; aber nun, da leider meine Augen nicht mehr ausreichen, kann ich mir Hans Sachs nur dann

vorführen lassen, wenn ich einen Menschen aufspüre, der so recht mit Hans Sachsens Gemüthlichkeit und schlichter Erhabenheit vertraut werden kann, und das ist doch wohl selten der Fall. Nun sind wir wieder bei Deiner Corona; aber wegen der Störungen leider nicht weiter, als da ich das letzte Mal zu Dir sprach, daher wieder nur Dank, und noch nichts über das Ganze. Auch bin ich wieder bei meinem Hören nach dem Abendessen, weil ich da am lieblichsten unterhalten sein, und meinen jungen Vorleser, dem doch manchmal das Sandmännchen kommt, am sichersten wach erhalten möchte, bei Deinem Zauberring zum fünften Male, und ein einfaches schlichtgebildetes Naturkind hört noch mit zu; und mir ist es recht wohlthätig, auch hier zu bemerken, daß nichts, was so recht aufgenommen werden muß, diesem Naturkind entgeht. O, könnte ich einmal alle Deine Sachen durch Dich selbst hören und die Corona vorzüglich, denn da steckt wohl Deine Individualität doch vorzüglich darinnen, und selbst die Corona würde manchmal nicht zwischen uns sein, sondern wir einander an der Brust. Für manches, für vieles möchte ich jetzo so mit Dir sein, und ganz absonderlich für das Lied, das Du den alten Ritter und Sänger auf dem Zürchersee singen ließest.

Auch noch meinen Dank nimm für die Herausgabe des Peter Schlemihl. Ich hörte ihn kurz darauf, nachdem ich meinen letzten Brief für Dich endigte, und er begleitete mich auf manchen Spaziergängen, und blickte die Sonne hervor, so sah ich mich recht geflissentlich nach meinem eigenen Schatten um. Soll es kein Geheimniß

bleiben, so schreibe mir doch, wer der Verfasser ist. Nach der angehängten literarischen Anzeige hat die Geschichte des Zwillings a Pede damit einigen Bezug, ich habe mir daher auch dies Buch verschreiben lassen. Ist Wahrheit daran, oder ist es Buchhändler-Speculation?? Daß Caroline B. de la Motte Fouqué nicht ein Namens-Bruder, sondern Dein liebes Weibchen ist, weiß ich nun auch, und Du giebst Ihr meinen rechten großen Dank für die höchst wahre und nutzvolle Dichtung.

Müdet es Dich nicht, lieber Fouqué, so schreibe mir doch, was Du für Quellen bei Deinen Sigurd's-Stücken hattest; denn ich hatte jüngsthin einen Streit darüber, da ich annahm: Du habest wohl nur aus den nordischen Helden-Romanen, die uns Büsching übersetzt gab, geschöpft, und das Meiste hinzu gedichtet, als z. B. das Flammenschloß Wassurloga ꝛc. und mein jüngerer Freund, geradezu heraus, Rückert behauptete, so was läßt sich nicht hinzudichten und glücklich einrücken, so hat z. B. Homer uns keinen einzigen Gott, keinen einzigen seiner Heldenpersonen, keine Begebenheit erschaffen, er ordnete nur mit hohem dichterischen Gemüth das schon Vorhandene und die Volkssagen, und so entstand seine Ilias und Odyssee.

Werners Kunigunde mußte mir Rückert als neueste Neuigkeit auch noch geben. Sie sagte ihm mehr zu als mir, wahrscheinlich, weil er sie mehr als Kunstprodukt ansah, und ich sie mehr gemüthlich aufnehmen wollte, und auch hier wieder den Wolküstling und frömmelnden Heuchler erkennen mußte. Um aber nicht ungerecht blei-

ben zu wollen, will ich diese Kunigunde nach einiger Zeit zum zweiten Male hören.

Vor dem neuen Jahr bekam ich einmal wieder rheumatisches Reißen im Gesicht, und da ich mich noch einige Tage auf die Stube beschränken muß, so ist mir Rückert's Anwesenheit jetzo doppelt lieb und heute Nachmittag wollen wir uns einmal wieder so recht in die Corona hineinversetzen.

Die lange Dauer des Wiener Congresses ist mir ganz recht, denn Rechtlichkeit ist uns Deutschen am nöthigsten, und da muß der Knoten gelöst, und darf nicht durchschnitten werden. Durch dies Zögern kam schon manches zur Sprache, was früher kaum gehofft werden konnte, als z. B. das gewaltsame und widerrechtliche Unterdrücken des Reichsadels durch die Souveraine des Rheinbundes. Wir wollen wahrlich nicht das wieder werden, was wir waren, und am wenigsten steuerfrei, aber entwürdigt und geringer als der Bauer gesetzt, dürfen wir auch nicht bleiben, und wir werden es nicht, so Gott will. Ob aller Saamen so bald keimt und Früchte bringt, ist die Frage, doch des guten Saamens ist auf dem Wiener Congreß viel geworfen worden, und dem Argen, der da kommen und Böses säen will, wird Einhalt geschehen. So trete ich denn in Glauben und Hoffnung in das neue Jahr hinein, und reiche Dir, dem Verbrüderten, die Hand.

C. Truchseß.

Den 6.

Bin einen Tag fortgerückt und ich und Rückert in der Corona bis zum achten Gesang des zweiten Buchs, zwar sehr gemachsam, aber vollauf genießend, und ich wollte, Du hättest uns ungesehen belauschen können, und früher schon im ersten Buch achten Gesanges siebenter Stanze würd' es Dir schwer gefallen sein, nicht hervorzutreten. Und im zweiten Buch fünften Gesangs neunter Stanze, bei den zwei letzten Zeilen, hättest Du aus Deiner Verborgenheit heraus gemußt, um selbst als Schöpfer mit den Beschauern Deiner Schöpfung zu jubeln.

Bettenburg, den 16. März 1815.

Unser ehrwürdiger Hohenbaum entbietet Dir so recht seinen Gruß dadurch, daß ich Dir die beifolgenden Anzeigen zuschicken kann. Er sah wie Du, daß diese freimüthigen Gedichte in dieser noch so sehr gebundenen Zeit schwerlich an einem größeren Druckort die Censur passiren würden, und er fühlte wie Du, und wie wir alle, daß es doch eben jetzo die rechte Zeit sei, wo diese Gedichte hervortreten müßten, und so übernahm er das sehr lastende Geschäft des Selbstverlags auf Subscription. Der Preis ist ungeheuer niedrig. Ich lege Dir zwölf Anzeigen bei und Du hast wohl die Güte, diese an Deine Bekannten, die sich mit so etwas abgeben, und vorzüglich an einige Buchhändler Berlins zu übermachen. Was das Publikum zu erwarten hat, weißt Du aus den Proben.

Einige der allervorzüglichsten, als: Lied des Rheinstroms, und der Feuergeist am 18. October, die ganz gewaltig kräftig gedichtet sind, kennst Du noch nicht.

Auch Rückert, der seit ein Paar Tagen bei mir ist, empfiehlt sich Dir dankbar, achtungsvoll und herzlich. Recht freuet es mich, daß ich vor ein Paar Tagen die Volsunga-Saga oder Sigurd der Fafnirstödter und die Niflungen, übersetzt durch Friedrich Heinrich von der Hagen, erhielt, und wir glauben nun so recht bei Deiner Quelle zu sein, zum mindesten ich, und sind bis auf Sigurds und Brunnhildens Tod in Vergleichungen fortgerückt, und alles ist so, wie ich es mir dachte, mein Fouqué that gewaltig viel, und ich werde ihm noch dankbarer.

Auch treibt Rückert mit mir einen ganzen Curs der deutschen schönen Literatur, und vor der Hand ist Bouterwek unser Leiter, schade aber, daß er noch nicht weit fortgerückt ist. Von ihm werden wir zu Eichhorn und Jördens Dichter-Lexicon übergehen, und so manches andere Material findet sich ja auch in meiner Bücherei.

Nun kommt gar zu den politischen Aussichten noch hinzu, daß Napoleon aus seinem Felsennest entwischte. Für uns Deutsche kann dies keine guten Folgen haben, denn endet sich jetzo sein Abentheurerlauf, so kann der alte gallische Hahn seinen Kamm wieder kühner erheben, und endet er nicht, so bricht ein allgemeiner Krieg wieder los. Mir ist es lieb, zumal bei meiner so sehr geschwächten Sehkraft, daß ich in das sechzigste Jahr eintrete; doch erwarte ich alles mit Ruhe und im Vertrauen auf Gott,

der vor zwei Jahren auch so wunderbar half. — Grüße Deine Lieben, und lebe recht wohl!

C. Truchseß.

Alles wegen des Subscriptions-Wesens geht ganz allein an den Superintendenten Hohenbaum zu Rodach.

Bettenburg, den 12. Juni 1815.

Mein Brief vom 16. März und der Deinige, mein theurer Fouqué, vom 10. kreuzten sich unterwegs wieder. Als Entschuldigung meines langen, zu langen Schweigens schicke ich dies wahrlich nicht voraus, denn ich hatte und habe Unrecht, da ich wieder mit Dank vor Dich treten muß; aber ich hätte Dir manches gerne ausgesponnen gesagt, und das Seil, endlich mit Rosen und Myrten durchwunden, dehnte sich so lange fort. Du wurdest so recht mein Freund, und darum muß ich Dich auch mehr in meine Familie und andere Einzelnheiten einführen.

Vor 400 Jahren acquirirte ein Dietz Truchseß meine Bettenburg, der eine von Seckendorf zur Frau hatte. Als ich vor 25 Jahren meine Waldanlagen begann, fand ich, daß ein Waldhügel durch ein Gebäude gehoben werden mußte, und ich wählte dazu die Form einer gothischen Kapelle. Um nun Interesse hineinzubringen, griff ich in die historische Wahrscheinlichkeit, und ließ über den Eingang der Kapelle folgende Inscription setzen:

Erbawet von Seckendorfs Margareth
So den allen Pietz Truchseß zum Hauswirth helt,
Mutter von zwey Buben und Maidlein sie war,
Und nun Wittib zwanzig lang Jahr.
Ano: Dni: 1455.

(Bis auf die Erbauung der Kapelle ist alles historische Wahrheit.)

Zur Vermählung der Prinzeß Louise von Hildburghausen mit dem Erbprinzen von Nassau Weilburg, kam ihre Schwester, die Herzogin Paul von Würtemberg, und brachte unter ihren Damen ein Fräulein von Seckendorf mit. Ich werde selten mehr von jungen Mädchen angezogen, und jetzo wurde ich es wieder durch diese Seckendorf. Im Gespräch erzählte ich ihr von meiner Seckendorf's Kapelle und bald machte ich sie gar zu meiner lebenden kleinen Heiligen. Vor'm Jahr im Sommer kam die Herzogin Paul mit ihren Damen wieder nach Hildburghausen, und der älteste Sohn meines Bruders, der auch Dietz geheißen und Oberforstmeister in Hildburghausen ist, weilte noch länger mit seinen Augen auf dieser Seckendorf, als der alte Onkel, und sie wurde seine Braut, mußte aber mit ihrer Herzogin wieder in's Schwabenland zurückkehren. Im April holte sich unser Herr Dietz, von einer ehrbaren Tante begleitet, sein Bräutchen aus dem Schwabenlande. Und wo konnte die Trauung dieses Paares, das vier Jahrhunderte zusammenknüpft, anders sein, als in meiner Seckendorfschen Waldkapelle; und sie ward am 2. d. M. in der Kapelle durch Dietzens ehemaligen Lehrer und Erzieher, der jetzo Schloßpfarrer bei meinem Bruder ist, mit echt christlicher Würde und Weihe vollzogen.

Deiner, mein Fouqué, gedacht' ich an diesem Tage mehrmals. Der kräftige Sänger Rückert wurde hier in verschiedener ganz eigener Art lieblicher Sänger.

Von ihm schließe ich einen eigenen Brief für Dich bei, und ich fand, da ich ihn jetzt hörte, daß Du einiges doppelt lesen mußt. Als Prosaist und älterer bedachter Mann muß ich aber doch noch verschiedenes anhängen. Zuallererst meinen wärmsten und innigsten Dank für die offene und wahrhafte Auseinandersetzung Deiner Verhältnisse zum König, in Beziehung auf Rückert's Eintreten in Preußen. Auch des ehrwürdigen Hohenbaums Dank schließe ich dem meinen an, und Rückert hätte dieses sicher nicht außer Acht gelassen, wäre er in seinem poetischen bequemern Gewand vor Dir erschienen. Ich war durch diese Deine Offenheit tief gerührt und preise mein Geschick, daß wir als Freunde zusammentrafen.

Rückert wollen wir vor der Hand noch seinen eigenen Weg gehen lassen. Er kommt sicher durch, und wird einmal da stehen, wo er stehen sollte. Cotta übernahm den Verlag des Zeitkranzes und zahlt bei einer Auflage von 1500 Exemplaren 3 Frd. für den Bogen, auch läßt er die Subscription zu 1 Fl. 30 Xr., die aber nun nicht mehr so nothwendig ist, und wünscht mehrere Werke von Rückert in Verlag zu bekommen. Wenn sich nun Rückert an Ordnen mehrerer seiner Gedichte halten will, wovon er einen großen Vorrath hat, so ist vor der Hand seine Kasse ausreichend gedeckt. Du kennst den Buchhandel, und ich frage daher: kann Rückert für eins seiner folgenden Werke von Cotta mehr als 3 Frsd. fordern?

Von Rückert's dramatischen Producten kenne ich drei, das erste, das Schloß Rauneck, ein etwas verworrenes Gewebe aus der Ritterzeit, als Erscheinung auf die heutige Zeit übergetragen, dann das zweite, ein Gelegenheitsstück, bei der Vermählung der Prinzeß Louise von Hildburghausen mit dem Erbprinzen von Nassau, spanisch costumirt, doch blickt des Dichters eigener Geist öfters hervor, und das dritte, des Königs Pilgergang. Dies ist das längste in 5 Akten. Anfänglich calderonisirt unser Minstrel ganz gewaltig, dies verliert sich aber immer mehr und mehr, und des Dichters eigene Manier gewinnt die Oberhand. Nach meinem Laienurtheil könnte dies Stück vielleicht im Druck Glück machen, auf dem Theater schwerlich, wenn es namenlos, oder unter einem Burgnamen erschiene; denn was uns zeither Rückert gab und im Zeitkranz geben wird, berechtigt zu höhern Erwartungen im dramatischen Fach.

Was er Dir über uns Baiern schrieb, fühle ich leider nur zu schmerzlich als wahr. Keine Freiwilligen ziehen diesmal, zum wenigsten aus unserm Würzburgischen nicht, und das Linien-Militär wird blos bairisch, keineswegs deutsch sein, und schlüge eben so gerne gegen jede andere deutsche Macht los, wenn nur das Königreich um einige Zoll Landes sich dadurch erweitern könnte. Wer soll nun in einer solchen Armee gerne fechten? Leid thut es mir manchmal, daß mein liebster Neffe und noch zwei wackere Truchseße in diesen Heeren mitfechten — doch ihre Deutschheit wird sich erhalten, und auf den echt deutschen wackern Kronprinzen, welchen ich bei seiner

Werbung in Hildburghausen so recht zu erkennen das Glück gehabt habe, und der nun zur Armee abgegangen ist, vertraue ich ganz. Wenn nur Gott Preußen und Oesterreich fest zusammenhält, denn wenn diese sich spalten sollten, so ist es um die edle Deutschheit geschehen, und ich bin dann recht froh, nicht allein, daß ich sechzig Jahre zähle, sondern auch, daß ich mich manchmal älter fühle, als ich es für sechzig sein sollte.

Als ich zuletzt für Dich dictirte, glaubte ich noch, das Scheusal aus Elba könnte sich nicht so erheben, und ich wähnte nicht, daß eine Nation so hätte sinken können. Nun wird es ernsten Kampf kosten, und er wird mit Gott bestanden werden. Aber Gott erschüttere dann auch einmal so recht die Ministerien unserer Könige und Fürsten, damit das despotische Wesen und der gräßliche Druck, und die Sucht zu herrschen, wozu die meisten guten Fürsten und Könige wahrlich nichts können, einmal verschwinde, und die Völker für alle ihre Aufopferungen in ihre Rechte wieder eingesetzt werden; denn müssen sie endlich diese fordern, sich selbst erwerben, so wird es schrecklich, schrecklich geschehen und enden.

Nun Gott sei Dank, daß ich mir dies, das mich so schwer lastete, von der Seele herunter habe. Ordentlich steht es schwerlich da, aber ist denn auch Ordnung in dem Abscheulichen!

Und doch noch eins, was mir auf dem Herzen liegt, Du selbst theurer edler Fouqué. Mit Euch behren Preußen in das Feld für gerechte Sache und zur letzten Niedertretung des Abscheulichen zu ziehen, muß Wonne sein;

aber doch wünschte ich sehnlichst, daß Du Rücksicht auf Deine Gesundheit genommen habest, die der vorige Feldzug schon zu sehr angriff. Du kannst ja anderwärts und so vielseitig guten Saamen säen, säe ihn da, und Du hast Deine Pflicht auch hoch erfüllt.

Nun bin ich frei, und ich will Deinen lieben Brief Punkt für Punkt beantworten, bis auf das, was schon da war.

Alles was ich von Euerm Gneisenau hörte, flößte mir hohe Verehrung gegen ihn ein. Ist er nicht der Verfasser der kleinen Schrift: der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand?

Aus Deinem Briefe an unsern guten, guten Heinrich Voß habe ich mir so recht viel liebes und gutes herausgehört. Fast eben so lieb ist es mir, daß Du Dich sehnsüchtiglich zu diesem Menschen hingezogen fühlst, als das, daß ich aus jenem Briefe erfuhr, was wir wieder von Dir zu erwarten haben. Euer Zusammentreffen hier, wird, so lange der Krieg dauert, schwerlich sein können, denn die Gegend des Rheins und Neckars kann nicht ruhig bleiben, und Heinrich ist viel zu guter Sohn, als daß er in solchen Zeiten seine Eltern verlassen könnte, und ich rechne für Michaeli keineswegs auf ihn. Welche Freude ihm und seinen Eltern Dein Brief machte, wird er Dir nun wohl bald selbst sagen, und ich soll diese Freude wieder theilen. Zeither hielt ihn ein Augenübel, dringende Gelehrtengeschäfte und jetzt wohl das Gewirr der Hauptquartiere ab. Im Traum war Voß einmal bei Dir, und der Schelm erzählte mir diesen Traum so schalk-

haft, daß ich fast die ganze Historie hörte, ehe ich wußte, ob Wahrheit oder Traum. *)

Wenn Dir die Vosse über Deine Corona schreiben, so werden sie wahrscheinlich gegen die lyrischen Stellen, welche Deine Octaven unterbrechen, bescheiden protestiren, sich auf den gewöhnlichen Leisten beziehend, auch Rückert ist dieser Meinung. Ich aber bitte und flehe Dich, und habe mehrere auf meiner Seite, besonders meinen hochtrefflichen Wangenheim in Tübingen, laß Dich ja bei Deinen künftigen epischen Gedichten von diesen arg schulgerechten Metrikern nicht irre machen; denn wenn Du uns, was Gott geben wolle, in einem neuen epischen Gedicht wieder so ganz echt poetische Wesen vorführst, wie sollen sie sich anders aussprechen, als im hochbegeisternden lyrischen Metrum. Den herrlichen Gesang Deines alten Ritters auf dem Zürchersee vor seinem Kaiser, und seinen Schwanengesang, als er vor der zerstörten Burg als voller Sieger hinüberschied, hättest Du in keine Octaven hineinbringen können, und wenn Apollo vor Dir und die Muse über Dich geschwebt hätten, und Ariost und Tasso sich Deiner beiden Ohren zum Einflüstern bemächtigt hätten. Auch selbst das Liedchen, welches Dein Sylphe Ariel uns vorsingt, hättest Du in Octaven nicht geben können. Daß die Vosse sich aber doch aussprechen sollten, wollte ich, daher verspätete ich die Sendung Deines Briefes, welchen ich jetzo beantworte, und in welchem, wie mir mein treues Gedächtniß sagt, noch eine Stelle über Deine Art zu dichten vorkommen muß.

*) S. Briefe von Heinrich Voß an Truchseß. S. 67.

Du hast mein Bild so angesehen, wie Du solltest, und nur bei ein paar Stellen meines Briefes konnte ich so ausgesehen haben, wie ich dort abgebildet bin. Aber nicht so hoch will ich hinauf, darf ich nicht hinauf, in Deinem Herzen kann ich sein, weil Du das meinige so gewaltig oft hobst, erwärmtest, so, daß wir sicher verbrüdert sein müssen, und Brüder gehören zu den Inniggeliebten, nicht zu den Hochverehrten. Gneisenau muß an meine Stelle, und Du findest sicher eine andere und gute für mich; aber zwischen jenen beiden kann und darf ich nicht bleiben.

Ich wollte doch, daß Du Dich bei einigen Deiner Werke mehr einem festen Plan hingegeben hättest. Ich Laie werde mich schriftlich über so etwas schwerlich deutlich ausdrücken können; andeuten möchte ich Dir aber hier doch einiges, so z. B. bin ich mit dem Plan der Corona noch nicht ganz auf's Reine, ob ich sie gleich zweimal sehr aufmerksam hörte, und Rückert der zweite sehr gute Vorleser war. Bei Sintram hattest Du sicher mehr bestimmten Plan, bei Thiodolf weniger; doch hörte ich dies letzte Werk nur einmal und sehr flüchtig, weil ich früher als der ehrwürdige Hohenbaum mit seiner Familie zu mir kam, enden wollte, um doch das Ganze zu haben. Sind nun Verstöße in den Motiven, oder sonst gegen etwas, was bei bloßer Eingabe der Muse nicht fehlen kann, so stoßen sich daran so manche Leser, die das hohe Geniale nicht ausheben können, und auch denen, welche dies können, wäre es doch lieber, wenn diese kleine Flecken auch verwischt wären. Dein Sintram wird mir immer

lieber und lieber, ob ich ihn gleich zeither nicht noch einmal hörte; so tritt eine oder die andere Scene, und oft das Ganze bei meinen einsamen Spaziergängen so deutlich vor mich, daß ich die reinste Unterhaltung habe. Wenn ich mir nun da wiederhole, was ich Dir ohngefähr darüber sagte, so finde ich, daß es zu viel und zu wenig war. Den Sommer habe ich noch manches zu schaffen, ich werde daher schwerlich an eine recht aufmerksame Lectüre des Sintrams kommen; aber im Winter nehme ich ihn sicher mit meinem Gesagten, das ich mir doch abschreiben ließ, wieder vor, und ich nehme wahrscheinlich vieles zurück, so z. B. jetzo schon, daß sich der Kleinmeister durch seinen Hoch- und Hohnmuth selbst das Spiel verdarb, und den Bann vor Gott aussprechen mußte. Auch danke ich Dir recht sehr, lieber Fouqué, daß Du mich dahin zurückführtest, was ich, ich weiß nicht warum, jenes Mal nicht fand, daß Sintrams Gaul nicht stürzen konnte, nicht stürzen durfte. Du hast sehr recht, Gott hat so manche Mittel, uns die Himmelsleiter hinauf zu bringen. Du verrückst sicher keinem andern einen Fuß darauf, der meinige scheint mir durch Dich befestigter. Uebrigens darf ich hier mit nichts hinterm Berge halten. Mein Gedanke an Gott ist in der höchsten Erhabenheit, Ehrfurcht, Liebe und Dank; aber die Liebe ist obwaltend, daher kein Abbüßen, kein Opfer. Habe ich Unrecht, daß ich mir Gott so erhaben, liebend denke, so wird er mir es Jenseits verzeihen. Willst Du meine ganze Konfession haben, so suche eine Predigt zu erhalten, die Cannabich am zweiten Christtage hielt, sie ist ein Gegensatz zu der,

die der verstorbene Oberhofprediger Reinhardt zu Dresden am Reformationsfest desselben Jahres vorher hielt.

Hier hast Du mich ganz, edler Fouqué! und ich hoffe, wir liegen einander so recht innig an der Brust.

Deine Quellen zu Sigurd glaube ich im vierten Bändchen der nordischen Helden-Romane, die von der Hagen herausgiebt, gefunden zu haben. Ist dies, so bewundere ich Dich noch mehr, denn Du hast dann gewaltig viel hinzugethan, und erst das rechte Leben und Geist hineingebracht, und so manche Schlacken liegen gelassen.

Im Meßkatalog fand ich nichts von Baldurs Tod, und den vierten Theil Deiner kleinen Romane und Sängerliebe hat mir leider mein Buchhändler auch noch nicht gesandt.

Vor Dein Weib trete ich recht dankend hin, denn Ihre Feodora hat mich hochentzückt, so recht angezogen und gefesselt, und ich werde dies Werk noch einige Male hören müssen. Mag ihr immer der Lesertroß vorwerfen, daß sie uns nicht des breitern auskramt, wer alle die Hühner und Gänse (sie und Du, Ihr werdet mir wohl diesen gemeinen Ausdruck verzeihen) der aufgeführten Personen sind, die in so verschiedener Mannichfaltigkeit, als erhabener Würde, genialen Aufschwungs, leichten Aufnehmens alles Gegenwärtigen, Feuer der Leidenschaft, u. s. w. auftreten. Mir wurde alles klar, obgleich gegen die Richardsonsche Manier gewaltig gesündiget ist. Und der lieblichen herrlichen Blumen am Weg giebt es so viele, daß man zum kleinen Kind werden möchte, werden

muß, um durch das Bücken im Aufnehmen sich nicht zu verweilen, und doch muß der Mann und das Weib sich öfters dazwischen wieder so kräftig aufrichten, daß er meint, seiner Länge sei noch eine Elle zugesetzt.

Die Glockentöne aus dem Leben eines jungen Landgeistlichen*) mußt Du ja bald lesen. Ich ging mit Widerwillen daran, weil die Zueignung an Isidorus und Astralis mit vieler Wärme gerichtet war, und mir des erstern Wesen, den letztern kenne ich gar nicht, nie ganz zusagen wollte; aber ich fand ganz das, was ich so lang suchte, und wüßte ich, ich müßte am Abend sterben, so würde ich mir am Morgen das erste Kapitel, die Frühlingsfeier, vorlesen lassen. Ich lasse mir noch einige Exemplare kommen, und das eine erhält einen recht derben Band, und ich mache eine Zueignung an die Landgeistlichen hiesiger Gegend dazu, und lege einen Bannfluch auf jeden, der es nicht mit Aufmerksamkeit liest.

Wann werden wir uns nun bei diesen Zeitläufen so recht von Antlitz zu Antlitz schauen, und Brust an Brust ruhen? Gott sei mit Dir und den Deinen!

C. Truchseß.

Rochlitz ist von Deinem Sintram hoch entzückt.

Zwei Tage später.

Erscheint Rückerts Zeitkranz, so darf ich von Deiner Freundschaft für mich, und von Deiner Achtung und Liebe für den Dichter wohl wieder um eine Recension in einem

*) Von Friedrich Strauß.

Dir beliebigen Blatt bitten. Auch findet sich wohl einer Deiner Freunde, der gleichfalls eine Recension für ein anderes Blatt übernimmt.

Den deutschen Dichterwald*) erhielt ich endlich, und Du warst sehr gütig, daß Du so viel für diese Sammlung hergabst. Rückert sprach die Lebendigkeit in Deinem Grenadierlied gar gewaltig an. Dies ist das Gefühl des Dichters, ich fühlte es mit, aber er auch mit mir die hohe Ehrfurcht des Enkels für den Großvater. Nach Deinen Beiträgen sprachen mich die von Uhland, einige von Gustav Schwab und von Spindelmann**) dem Recensenten am meisten an.

Nun muß ich Dir noch sogleich von zwei Würtembergern, Gustav Schwab und Lempp, die mir mein edler Wangenheim zusandte, sprechen. Sie waren fünf Tage bei mir, und nahmen ihren Weg über Eisenach, um die Wartburg zu besteigen, Gotha, Weimar, Jena, Leipzig, Dresden, nach Berlin, wo sie Euere Kanzelredner so recht hören wollen. Von da werden sie auch Dich aufsuchen, und daß ich Ihnen Grüße mitgab, war ihnen sehr lieb. Beide sind wackere Jünglinge, doch wie Du finden wirst, von ganz verschiedener Art. Schwab feurig, leicht auffassend, doch mitunter noch etwas weniges faselnd, Lempp mehr in sich geschlossen und ernst. Beide kommen sicher zur Reife, doch wohl auf verschiedene Art, und werden höchst wahrscheinlich edle deutsche Männer und

*) Herausgegeben von Justinus Kerner.
**) Pseudon. Uhland.

wackere Christus-Lehrer. Lempps Vater ist ein gar edler Mann, und war Schillers Jugendfreund. Ich machte in Stuttgart seine Bekanntschaft vor Schillers herrlicher Büste bei Dannecker, der auch Schillers vertrauter Freund war. Dannecker ist Schwabs Oheim. — Lebe nochmals recht wohl!

C. Truchseß.

Wieder einen Tag später, und ich sage Gottlob! daß ich diesen Brief so lange liegen lassen konnte; denn ich kann meinem Fouqué sagen, daß seinem Truchseß eine große, große unerwartete Freude bevorsteht. Ich werde nächstens meinen hochpatriotischen und genialen Wangenheim aus Tübingen für einige Zeit auf meiner Burg haben. Sein greisalter Vater, General in Gotha, der sich dem Ende nahe fühlt, rief seinen Sohn, und der König war so billig, diesen Urlaub nicht zu versagen und so gütig, ihm zwei Monat länger zu geben, so daß Wangenheim noch einige Zeit für seine fränkischen Freunde übrig behalten kann. Wie Wangenheim Dich liebt und ehrt, weiß ich so recht. Deinen Sintram hat er bis vor zwei Monaten noch nicht erhalten können, und ich wollte er hätte ihn noch nicht erhalten, er liest mir ihn dann sicher vor, und hochtrefflich, denn darin ist er wirklich Meister, und ich lese ihm sein Gefühl auf seinem Gesicht ab. Auch darum gut, daß ich Dir diesen Nachtrag zu machen hatte, denn nun wünsche ich Dir auch Glück zu Deinem Zusammenleben mit Miltitz, dessen Gedenken mir

aus Deinem Brief an Voß wieder hier in's Gedächtniß zurücksprang. Wenn Miltitz nicht in der Lausitz wohnte, so wärst Du mir bei Deinem Zug nach Sachsen viel näher gerückt. Ich im Freien fast mehr als Halbblinder, werde Dich in Nennhausen nie aufsuchen können. Nun Gott kann es doch leiten! Ich habe ihm schon manchmal gedankt, daß es zwischen uns zum Briefwechseln kam, und zu so herzlichem, auf Du und Du.

C. Truchseß.

Bettenburg, den 14. September 1815.

Ehe ich Deinen herrlichen Brief beantworte, mein guter Fouqué, muß ich Dir erst sagen: daß ich, als er ankam, in einem Freudenhimmel lebte, und daß dieser Himmel durch Deinen Brief noch lieblicher erleuchtet und erwärmt wurde.

Hier muß ich beim Ei der Leda anfangen, und Du guter Mensch bist zu sehr mein Freund, um Dich mir nicht hinzugeben. Vor zwanzig Jahren kam ein junger Gothaer, von Wangenheim *), in Koburgische Dienste. Mir wurden seine Unterhaltungskünste und seine Possirlichkeit gerühmt, und als ich durch Zufall, gutes, ich

*) Karl August Freih. v. Wangenheim, geb. den 14. März 1773, wurde 1816 Cultusminister, 1817 Bundestagsgesandter, 1823 pensionirt, 1832 in die Würtemb. Ständeversammlung gewählt, zog sich 1833 von der Oeffentlichkeit zurück. Ein genialer, um die geistige Bildung Würtemberg's hochverdienter Mann; pädagogischer, philosophischer und politischer Schriftsteller.

möchte sagen göttliches Geschick, einmal eine halbe Nacht mit ihm allein saß, hatte ich ein ganz anderes Urtheil von diesem jungen Mann, und wußte den falschen Menschenschätzern allen auf den Kopf zu sagen: daß sie früher oder später an diesen Wangenheim gewaltig hinaufgucken würden. Leider kam dies Hinaufgucken früher, als es mir selbst lieb war; denn ein verruchter Bursche, Kretschmann, kam als Minister nach Koburg, umstrickte den Herzog, mehrere Diener, selbst meinen Wangenheim. Da aber Wangenheim bald merkte, daß es mit der Rechtlichkeit dieses Kretschmanns nicht weit her war, daß Kretschmann selbst den Willen hatte, Wangenheims Rechtlichkeit zu gefährden, da zerriß W. trotz des vortheilhaften Weiterrückens, das er durch K. hatte, jene Bande, und trat in offener Fehde gegen den Minister auf; leider mußte er aber durch ein schlimmes Fortschreiten dieses Handels getrieben, als offener Ankläger auftreten, ehe er noch alle Beweise in Händen hatte, und da Kretschmann mit seinen Tigerklauen die ganze Gunst und Gewalt des schwachen Herzogs umklammert hatte, so unterlag er dem ränkevollen Minister so, daß er von Koburg flüchten mußte, und bei mir fand er seinen Aufenthalt für einige Monate, bis er nach Wien ging, um seine gerechte Sache vor Kaiser und Reich auszutragen, und das Urtheil, ganz für Wangenheim, war schon gesprochen, als Franz II. seine deutsche Kaiserwürde niederlegte. Wie aber Gott alles weislich lenkt, so auch hier. Die Herzogin von Hildburghausen lernte diesen W. schon früher kennen, vertraute ihm ganz und brauchte in dem unseligen Jahre 1806

wegen der verwickelten und unangenehmen Verhältnisse ihrer ältesten Tochter, der Herzogin Paul von Würtemberg, einen einsichtsvollen, redlichen und festen Mann, um ihn nach Stuttgart zu senden. Der König, damals noch Kurfürst, erkannte das vorzügliche an W. bald, und zog ihn mit einer sehr ehrenvollen und guten Anstellung in seine Dienste. Jetzo ist W. wirklicher Geheimer Rath, Präsident einer obersten Justizstelle in Tübingen, und Curator der Universität daselbst. Wahrscheinlich kennst Du diesen W. nun schon genauer, denn da er ein so großer Verehrer, und so rechter Würdiger Deiner Schriften ist, da ich nicht anders konnte, ihm einige Briefe von Dir mitzutheilen, so trug er seinem Verleger Körner in Frankfurt am Main auf, Dir sein jüngstes Werk, Ideen zu einer Staatsverfassung, zu überschicken.

Dieser Wangenheim, der im ästhetisch Schönen sich so frei und lieblich bewegt, als gewandt und kräftig in den politischen und Staatsverhältnissen, war nach einer zehnjährigen Abwesenheit aus Franken (einmal war ich dazwischen bei ihm in Stuttgart) bei mir, und er hatte mir Deinen Sintram, nun auch ganz und gar der Meinige, und wie! vorgelesen! Tieck könnte es vielleicht nicht besser, und wir waren an Deinem Alboin, und mein treuer Freund Schuler war auch hier, und der alte lieblich jugendliche Hohenbaum und der kräftig jugendliche Rückert wurden erwartet, und da kam Dein Brief! — Mußte nun nicht mein Himmel, in welchem ich schon war, und fortwährend durch die Erwartenden bleiben

sollte, nicht noch lieblicher durch Deinen Brief werden? und auch allen den Genannten?

Leider konnten wir aber die Lesung des Alboin nicht ganz vollenden, weil so und so viele Freunde Wangenheims herbeiströmten, und die Zeit so sehr eilte, und ich hätte unseres Freundes W. Urtheil so gern über den Schluß des Alboin gehabt, weil ich Dir hier vielleicht wieder Unrecht thue, denn ich bin damit gar nicht zufrieden. Vielleicht dictire ich mich aber im Winter einmal darüber gegen Dich aus.

Wangenheim begleitete ich nach Würzburg und dort hatte ich wieder unendlich hohe Genüsse, und ich möchte sagen in noch höherer Art, denn der Freiherr v. Lerchenfeld, fast unbeschränkter General-Gouverneur des Großherzogthums Würzburg, und W. sind vertraute Freunde, und beide tauschten in meinem Beisein gegen einander aus, was sie im höchsten Bestreben der Rechtlichkeit für das Wohl ihrer Staaten gethan haben, und ferner zu thun sich bestreben werden. Gott erhalte uns Würzburgern diesen Lerchenfeld, und verhüte wie bisher die Ministerial-Eingriffe, denn dies Land wurde zeither von dem übrigen Königreich unabhängig administrirt; so sind wir zum wenigsten halb gedeckt, oder der Kronprinz, der so recht echter Deutscher ist, erweitere seinen Wirkungskreis.

Weil ich nun einmal bei Aufzählung meiner Freuden bin, hier noch eine, ehe ich mit der innigsten Freude an die Beantwortung Deines Briefes gehe. Unsere Kronprinzeß von Baiern, und die Erbprinzeß von Weilburg waren bei ihrer Mutter, der Herzogin von Hildburg-

hausen, und da ich diese lieblichen Töchter von Kindheit auf kannte und sie mir stets gewogen waren, so stieg in ihnen das Gelüsten auf, den alten Truchseß auf seiner Burg zu besuchen, und sie und ihre Mutter, und ihr Bruder Georg und der Erbprinz von Weilburg, der wackere Mann von Waterloo, und wirklich nur eine kleine Suite kamen am Sonntag Mittag und übernachteten bei mir. Das echtdeutsche Wesen meiner künftigen Königin und ihre hohe Liebe und Achtung für ihren echtdeutschen Mann, die sie mir bei so manchen echtdeutschen Gegenständen in meiner Gartenanlage darthat, gaben mir frohe erhebende Gefühle für die Zukunft. Gott gebe nur, daß sich diese nicht so sehr verspätet, denn jetzo ist, ich möchte sagen, vieles nicht so, wie es sein sollte, zum wenigsten nicht deutsch.

Ich habe mein zweites Frühstück, ein Stück schwarzes Brod und ein Glas Wein genommen, die Pfeife brennt wieder, und ich will nun zum vierten oder fünften Mal Deinen Brief hören, und mich an diesem herrlichen kräftigen Stamm wie Epheu fest einklammernd hinaufwinden.

Du hast sehr recht, edler Fouqué! ich senkte anbetend und in Demuth mein Haupt, aber ich verehrte dankbar die Werkzeuge, die Gott brauchte, die wackern Oestreicher in Italien, die braven Engländer und die kreuzbraven Preußen, die so Hehres und Mächtiges in den Niederlanden thaten, und nicht abließen, bis sie als Sieger in das verruchte Babel eindrangen. Aber was hätte in dieser Zwischenzeit nicht geschehen können, wenn bei Allen der

rechtliche gute Willen so geblieben wäre, wie bei Euch. Die Russen scheinen sich ganz abzuwenden, und Euer Friedrich der Einzige behält wohl auch hier Recht, wenn er sagte: man traue diesen Eisbären nicht. Die Engländer scheinen ihr Handels-Interesse allem andern vorzuziehen, nur die Oestreicher scheinen mir seit kurzem wieder kräftig aufzutreten, und dies giebt mir das Vertrauen, daß das gute Verhältniß zwischen Oestreich und Preußen bleibt, und daß mein deutscher Kronprinz von Baiern bei der Armee ist, ist mir auch lieb, denn ohne diese drei letzten Punkte hätte ich doch zaghaft werden können, da Gott nur die Mittel denen giebt, welche sie zu gebrauchen wissen. Ein sehr vortheilhafter Friede für Deutschland, worauf alle Deutsche so sehr hinsehen, und ihn fordern können, und geregelte Verfassungen, die wir auch wieder zurückfordern können, da durch die Despotie Napoleons Alles aus den Fugen getreten war, und zur größeren und doch ärmlich kleineren Despotie wurde, alles dies ist uns nothwendig, denn sonst fürchte ich einen allgemeinen Aufstand der Deutschen — doch Gott wird es ja auch wohl machen, und die Minister, die fast allein Schuld sind, lenken oder sonst entfernen. Amen!

Gott sei Dank, daß Dir der Muth und die Kraft wurde, Dich selbst zu überwinden, und als anfeuernder Sänger zu Hause zu bleiben. Ich muß Dir jetzo gestehen, ich habe einige Mal gefürchtet, Du würdest es nicht können, und ich berührte deswegen in meinem letzten Brief diese Seite nicht; aber sehr geflissentlich setzte ich jetzo vor die Kraft, die Dich zurück hielt, das Wort

Muth. Kraft und Muth gehört auch dazu, der zweiten ehrenden Anlockung, dem Anerbieten der wackern biedern Hanseaten zu widerstehen. Möge Gott nur Deine großen Entsagungen durch die volle Wiederherstellung Deiner Gesundheit krönen, und uns noch recht lange mit neuen erhebenden Gesängen erfreuen. Aber hier stockt es einmal. Cotta ist mit dem Druck der Sängerliebe noch nicht fertig, und der zweite Band Deiner neuen Erzählungen ist auch noch nicht erschienen, und Baldur's Tod ist noch nicht einmal im Meßkatalog angekündiget. Mir schadet es weniger, denn Deine älteren Blumenkränze bleiben mir immer geruchvoll. Hier noch etwas, was aber mehr der Wunsch Anderer, als der meine ist, den ich Dir aber doch aussprechen muß. Man wünscht nämlich von Dir eine längere Erzählung oder Roman, ohne geisterhafte Einwirkung und wo möglich in die jetzigen Zeiten versetzt. Krieger müßtest Du aber auch hier wieder bleiben, und Richter hat sehr recht, wenn er Dich ausschließlich den tapfern Dichter nennt. Könnte Dir hier nun Dein erster Feldzug gegen Frankreich, oder Dein letzter nicht Stoff darbieten?

Daß Dein edler Freund Gneisenau so hervorgehoben und gewürdiget wurde, that mir recht wohl, und muß für das Ganze sehr wohlthätig werden.

Ich hatte Deine Entsagung wegen der Uebernahme der hanseatischen Legion früher berührt, als ich jetzo die sich darauf beziehende Stelle in Deinem Brief wiederhörte. Fouque! wir sind wahrlich so recht Gemüths- und Seelenbefreundete; schon als ich in Leipzig mich Studirens

halber aufhielt, und fast nur noch Knabe war, und später als ich Kasselischer Garde du Corps wurde, gesellte ich mich gar gerne zu wackern Kaufherren der Hansa, welche jene Orte besuchten, daher zogen mich auch manche Stellen Deiner Schriften, die die Kaufmannsehre heben, schon gar mächtig an, ehe wir uns einander noch brieflich begegneten, und nun die Stelle Deines letzten Briefs, wo Du von dem innigen Bündniß sprichst, das zwischen Dir und manchen Hanseaten obwaltet und stets obwalten soll, rührte mich bis zu Thränen.

Deine Fortsetzung vom 19. Juli hat mich von neuem wieder erschreckt und erschüttert. Sorge ja für Deine Gesundheit, mein Theurer, und Dein edles Weib, und Dein gutes Töchterlein werden ja auch sorgen, und sie sollen, sie müssen es für sich und Andere, und so bleib' der Gnade Gottes empfohlen!

Von meiner Hochzeitsfeier sollst Du nun noch recht viel erfahren, denn durch Friedrich Rechlitz in Leipzig, (der im Bad zu Liebenstein mein Freund wurde, und mit welchem ich nun fort briefwechseln muß) wirst Du die Rückertischen Gedichte, die darauf Beziehung haben, und meine Vorrede dazu, die ich für unsern Heinrich Voß schrieb, erhalten. Du kannst alles behalten, öffentlichen Gebrauch mache aber von nichts, außer vielleicht von den fünf Stanzen, die am Wegweiser gesprochen wurden, und die zu vortreflich sind, als daß sie nicht bald bekannt werden sollten.

Hier bin ich bei Rückert, und wenn ich bei diesem bin, so muß ich bleiben. Wangenheim machte hier seine

persönliche Bekanntschaft, und sie wurden so recht, recht innig und fest, und ich hoffe nicht allein, sondern ich erwarte, daß sie für unsern Dichter die besten Folgen hat. Die Napoleonische Trilogie, von welcher ich Dir, irre ich nicht, schon einmal schrieb, kam wieder in Anregung. Das erste Stück, Napoleon und der Drache, wurde von neuem überarbeitet, und ging mit nach Tübingen ab. Es ist ganz in aristophanischem Geist und Manier. Das zweite Stück, Napoleon und seine Fortuna, ist, wie mir Rückert schreibt, der Vollendung nun nahe, und wird hoffentlich auch bald nach Tübingen abgehen. Ob aber das dritte Stück, Napoleon der Unkenkönig, mit seiner Verweisung nach Elba endet (so war der erste Plan), oder nach den neusten Zeitereignissen bis nach der Insel St. Helena hinüberschreitet, davon weiß ich noch kein Wort. Kommen verschiedene Trinksprüche auf Blücher und Gneisenau nicht mit in den Kranz der Zeit, (der nun wohl etwas stärker werden wird) so sende ich Dir solche. Von einigen sehr tiefen und sinnvollen Sonetten war Wangenheim ganz entzückt, so auch von einer Idylle Rodach, Hohenbaum zu Ehren, die uns beiden über Alles der Art stehet. Einstweilen Rückert's Dank für Deinen liebevollen Brief.

Für mich schreib' Du nur fort, was und wie Du willst, und ich danke Gott, der mir das Vermögen gab, alles so recht in Liebe aufzunehmen, und in mir zu verarbeiten, und meistens fühle ich mich nach so einer Verarbeitung gestärkter und besser. Nur meiner mehr prosaischen Natur darfst Du es nicht verübeln, wenn sie

manche kleine Motive, die das Gebäude so recht festigen würden, vermißt und hinzuwünscht. Uebrigens kehre Dich ja nicht an die Kritiker, sie sind Menschen, und irrende Menschen, und mir thäte es leid, wenn sie über manche Schriftsteller, wozu ich Dich mitzähle, Einfluß gewönnen; denn wir würden dann mehr formmäßige Gedichte gewinnen und die individuelle Phantasie würde sich beschränken müssen.

Unser Heinrich Voß, der so ganz der Deine ist, denn er träumt sogar von Dir und hat mich mit der schriftlichen Erzählung eines solchen Traumes einmal ordentlich erschreckt, denn ich mußte glauben, eine schnelle Reise habe ihn zu Dir in Dein Nennhausen eingeführt, das freilich etwas wunderbar aufgestutzt war. Nun unser Heinrich hatte die große Freude, Wangenheim zwei Tage bei sich in Heidelberg zu haben, und das wurde ein so rechtes Leben unter den dortigen Academikern. Dein Sintram wurde unserm Heinrich gewaltig viel, und er schrieb mir vieles darüber, das ich aber jetzo nicht kann ausheben lassen. Vor der Hand nimm seinen Gruß, nächstens schreibt er Dir selbst. Eine Augenkrankheit in den Osterferien setzte ihn in den Arbeiten an seinem lieben Aeschyles zurück und darum kommt der Liebe, zu Gewissenhafte, diesen Herbst auch nicht zu mir; Ostern will er aber sicher kommen, und o Gott! könnte dann Fouqué auch kommen!

Nun komme ich zum Schluß Deines Briefes und Wonne und Freude, und auch Wehmuth und Dank und Anbetung ergreifen mich gleich stark. Ich glaube und

hoffe, wir beide werden einst vor Gott treten können. Von Dir glaube ich es, von mir hoffe ich es blos; weil ich dadurch, daß ich mir Gott zu erhaben und liebevoll denke, aus der dogmatischen Regel, in welcher ich ehedem auch war, geschritten bin, nach meinen Gefühlen in mir, und nach meiner Ansicht Gottes schreiten mußte — aber nichts soll uns trennen hier und dort!

Ganz der Deine

C. Truchseß.

Einen Brief von Truchseß vom 23. April 1817 siehe unter den Briefen von H. Voß.

Bettenburg, den 14. Juli 1821.

Du bleibst mir mein herzlieber, achtbarer Freund, wenn ich auch jetzt wieder eine Antwort verspätete. Dein lieber Brief wurde mir nach Meiningen nachgeschickt, der erste weitere Ausflug als zu ganz nahen Verwandten seit drei Jahren; denn meine immer mehr schwindende Seh- und Hörkraft macht mich für fremde Orte und größere Cirkel ganz unbrauchbar; auch fühle ich manche andere Schwächen des Alters, welche so schön dem Erwachen zur ewigen Tugend vorangehen müssen. Trotz meinen Gebrechlichkeiten wurde es mir bei der edlen Fürstin, ihrem hoffnungsvollen Sohn und meinen alten bewährten Freunden recht wohl; denn dies Meininger Ländchen ist

wohl das einzige, wo die Neuerungssucht nicht eher eingriff, als bis sicher das Bessere gegeben werden konnte. Bei meiner Rückkehr fand ich viel Unerläßliches nachzuholen, auch Besuche nahmen mich in Anspruch; zudem brachte ich meinen böslichen Schwindel mit zurück und meine Dictirunlustigkeit obendrein, aber auch meine alte Erbsünde, alles Neuere, was unsere Literatur bringt, sogleich zu verkosten; und da mich mein Buchhändler fast überreich versorgte, so verschleuderte ich leider manche Tage, die ich besser hätte benutzen sollen, um nur das bald wieder zurückzusenden, was gar nicht für mich ist. Dein Bertrand du Guesclin und Dein Verfolgter, die mir Biedermann schon lange sandte, die ich sicher behalte und von welchen ich mir manche herrliche Genüsse verspreche, blieben wegen meiner oben angeführten Erbsünde von mir noch ungehört.

Dies, wie es mit mir steht, mußte ich Dir vorher sagen, ehe ich zur Beantwortung Deines Briefes schreite.

Lieber, lieber Fouqué! Ich verspätete mich zwar einige Mal in Antworten gegen Dich, aber verstummt bin ich Dir wohl nie über etwas, das beantwortet hätte sein müssen. Ich erinnere mich wohl, Dir einst gesagt zu haben, Christian Stolberg sei mir als schroffer Aristokrat geschildert worden; Du sagtest mir: „ich kenne ihn persönlich und fand ihn nicht so," und ich glaube, Dir entgegnet zu haben, Dein Wort ist mir gültig, ich freue mich dessen. Lieber Fouqué, antwortest Du mir bald, so dank' ich Dir; aber wenn Du auch damit zögerst, so will ich doch nicht irre an Dir werden; so vertraue auch

Deinem Truchseß, bis wir uns jenseits ganz ohne Falten erkennen.

Es mag sein, daß ich Dich über das Thränenvergießen etwas mißverstand; denn solche, wie Du mir jetzt Deine Thränen vorführst, habe ich auch oft geweint; und ein Mißverstehen soll unsere innige Verbrüderung, die über das vertraute Du noch hinausgeht, nicht aufheben.

Ei! Ei! mein lieber jugendlicher Fouqué, wie magst Du Deinen alten Truchseß so verkennen, daß Du nur wähnen kannst, ich könnte unsere Neuerer, sie mögen sich nun konstitutionelle Monarchisten oder Republikaner nennen, die das alte gegründete Recht gegen neuersonnene Regierungsformen in Anspruch nehmen, die Sand's That — ein unerhörter Schandfleck für ganz Deutschland — beschönigen, ja vertheidigen wollen —: ich könnte diese nur einigermaßen zu denen zählen, mit welchen ich etwas zu schaffen haben möchte? — Nein, lieber Fouqué, gegen solche Burschen streite ich, was ich nur kann und weiß; aber glauben muß ich immerfort, daß konstitutionell monarchische Verfassungen besser sind als despotisch monarchische; selbst republikanische besser als die letztern; und deswegen sehe ich jetzo mit Jammer auf Oesterreich hin, welches höchst wahrscheinlich gegen die armen bedrängten Griechen falsche Maßregeln ergreifen wird.

Deinen Bertrand ließ ich eben deswegen noch zurück, weil ich ihn mit rechter Achtsamkeit hören wollte und weil er wegen des Nachschlagens gebunden sein muß, wie mir Rückert sagte, der ihn in einigen Tagen hier durchflog,

als ich ganz beschäftigt war, und mir seine Zufriedenheit über das Gedicht bezeugte, und einen Gruß für Dich auftrug. — Die Stelle, worin Du mir sagst, ich hätte Deine Thränen zurückgedrängt, Du wolltest sie nun für Dich behalten, soll mir nicht wehe thun, weil ich Dich nicht verkennen und Dich für mich behalten will. Also gieb Dich mir immer wie Du bist, ich auch so.

Was mir Christi Lehre ist, muß Dir schon aus mehrern meiner Briefe hervorgegangen sein; auch hätte ich Dich ohne diese Gefühle nicht so lieb gewonnen; daher war dies fast nur das Einzige, was mir in Deinem Briefe wehe that; aber in christlicher Liebe reiche ich Dir die Hand.

Ich habe nur noch ein Paar Minuten. Houwald wird mir immer mehr und mehr als Schriftsteller. — Raupach sollte uns nicht so zerreißen und andere Themata erwählen; aber er fühlt sich leider wohl selbst verletzt. — Sieh' meinen frühern Brief nach und gieb mir, was Du vermagst, aber über Chamisso, wenn's möglich ist, viel. — Frau Caroline meinen recht freundlichen Gruß und Dir meine fortwährende Achtung und treue Bruderliebe.

C. Truchseß.

Ludwig Uhland.

Ludwig Uhland, geb. den 26. April 1787 zu Tübingen, Advokat in Stuttgart, dann Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Tübingen, gab jedoch diese Stellung auf, um Mitglied der Würtembergischen Ständeversammlung zu werden.

Karlsruhe, den 12. Mai 1840.

Von jeher hat mich die Liebe zur Poesie selbst da angezogen, wo sie anderem Treiben zugeordnet war, oder auch nicht viele und erfreuliche Früchte trug; wie sehr mußte es mich freuen, Ihnen näher zu kommen, da Ihre Werke sowohl (deren ich leider! zu wenige kenne), als anderwärtige Zeugnisse für Ihr inniges, glückliches Leben in der Poesie bürgen. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren Brief, den Sie an keinen Unempfänglichen geschrieben, wenn ich gleich im gegenwärtigen Augenblick wenig Bedeutendes darauf zu antworten weiß!

Der Einladung zum Pantheon wünschte ich durch die beifolgenden Gedichte zu entsprechen. Theilen Sie den Herausgebern davon mit, was Ihnen geeignet scheint.

Das Schicksal hat mir vielleicht meinen Platz besser angewiesen, als ich es selbst gethan hätte. Als ich vor einiger Zeit eine Sammlung meiner Lieder herausgeben wollte, fand ich keinen Verleger; dagegen fand ich in Journalen u. dgl. freundliche Aufnahme, und scheine so bestimmt zu sein, nicht als einzelne Stimme vorzutreten, sondern nur in den Chor teutschen Gesanges einzustimmen.

Dennoch wünschte ich mir durch die Einrückung meiner Gedichte in's Pantheon nicht die Befugniß zu benehmen, nach einiger Zeit eine Sammlung herauszugeben. Was etwa von Honorar seiner Zeit mich trifft, bitte ich Sie, in Empfang zu nehmen.

Seit mehreren Tagen halte ich mich hier auf und bin sehr erfreut, die Bekanntschaft des wackern Allemannendichters Hebel gemacht zu haben.

Ich bin auf der Reise nach Paris begriffen, und wenn dadurch der Raum, der mich von Ihnen trennt, erweitert und die Verbindung erschwert wird, so wird mich doch immer der Gedanke angenehm begleiten, Ihnen nicht fremd geblieben zu sein.

Wenn Sie an Varnhagen schreiben, dem ich es vielleicht zu verdanken habe, Ihnen bekannter geworden zu sein, so bitte ich, ihn von mir herzlich zu grüßen.

Leben Sie wohl! Mit Achtung und Liebe

der Ihrige

Ludwig Uhland.

Paris, den 19. December 1810.

Es ist zwar zunächst ein äußerer Anstoß, was mich diesmal an Sie zu schreiben veranlaßt, doch kann mich entschuldigen, daß ich vor längerer Zeit einen Brief aus blos innerem Drange an Sie geschrieben, dessen Absendung sich verzögerte und nunmehr lächerlich wäre.

Mein Freund Kerner, von dem Sie wohl durch Varnhagen wissen und den Sie aus einer im Drucke befindlichen Schrift vielleicht bald als Dichter näher kennen lernen, ist gesonnen, einen Almanach für 1812 herauszugeben, und ich weiß nicht, warum er mich für geeigneter hielt, als sich selbst, Sie um Beiträge zu ersuchen. Zur Empfehlung dieses Almanachs kann ich Ihnen wenig sagen, da mir nicht bekannt ist, wie viel Kerner selbst liefern wird und wie sein sonstiger Vorrath beschaffen ist. Von bekannten Dichtern weiß ich blos Hebel zu nennen, von dem Einiges zu erwarten ist. Was Kernern hauptsächlich zu diesem Unternehmen veranlaßt haben mag, sind wohl die Poesien einiger unbekannter junger Dichter*) unserer Gegend, die hier zum erstenmal erscheinen würden. Ich habe Einiges für Sie abgeschrieben, was mir Kerner von denselben mittheilte. Es ist gewöhnlich, daß die Erstlinge junger Dichter unbemerkt bleiben, wie überhaupt die gebildete Welt so manche Erscheinung des Morgens verschläft, oder daß sie mit Kälte aufgenommen werden, indem man rügt, was ihnen an künstlerischer Sicherheit abgeht, und unbeachtet läßt die jugendliche Frische, die Reinheit, ja Heiligkeit des Gefühls, die nur wenigen Jahren oder gar Monden der Jugend eigen ist, ähnlich der ersten, zarten Frühlingsgrüne der Wälder. Manche haben gerade nur in dieser Zeit gedichtet, und bei Andern dürfte es gut gewesen sein, wenn sie es bei dem hätten bewenden lassen, was sie damals hervorgebracht.

---

*) Gustav Schwab, Carl Mayer u. a.

Noch besonders interessirt mich für die Sache der Wunsch, daß in unsrem Lande, von dem leider! so Manches ausgegangen, das der Poesie ein Greuel, eine Vereinigung der Bessergesinnten gegründet würde, die wenn auch nicht das erstemal, doch vielleicht in der Folge, erfreulich hervortreten dürfte. Würden Sie dieses Unternehmen durch freundliche Gaben unterstützen, denn wir haben wohl wie Neuvermählte unsern Haushalt mehr mit geschenktem, als selbst erworbenem Geräthe zu beginnen, so würden Sie uns zu ewiger Gastfreundschaft verbinden. Gedicht, Novelle, was der Poesie angehört, je mehr je lieber, würde uns erfreuen.

Was mich selbst betrifft, so bedaure ich, diesmal nicht thätiger mitwirken zu können, da ich in neuerer Zeit Weniges producirt und meinen ältern Vorrath meist versendet habe. Ich beschäftige mich hier mehr mit der Poesie der guten alten Zeit, als mit eigener. Die altfranzösische Poesie ist herrlich, wenn man bis zu ihrem eigentlichen Kerne dringt. Dies gelang mir zu spät, um zu einiger Vollständigkeit zu gelangen. Ich hielt mich mit dem minder Wichtigen auf, weil mir das Wichtigere unbekannt war, und noch dazu fielen die Ferien der Bibliothek in die Zeit meines hiesigen Aufenthalts. Man muß sich die lieblichen Fabliaux nicht abhalten lassen, bis zur eigentlichen Heldenpoesie vorzudringen, die bald nur in einzelnen, aber mächtigen Kunden erscheint, bald sich zum wahren Epos gebildet hat, und nach den verschiedenen Völkerstämmen verfolgt werden muß. Ich habe eine Reihe normännischer Kunden zusammengebracht, und

bin jetzt mit den fränkischen, von Karl dem Großen, seinen Pairs, und ihren Geschlechtern, beschäftigt, die einen wahrhaft epischen Cyclus bilden, den ich nimmer ermessen kann, da ich nur noch kurze Zeit hier bleibe. Doch hoffe ich, daß meine Sammlung hinreichen werde, die Wichtigkeit dieses Theils der Poesie des Mittelalters einleuchtender zu machen und vielleicht Andere zu vollständigeren Arbeiten anzuregen. Ich werde nach meiner Zurückkunft das Gesammelte zu übersetzen und zu bearbeiten suchen, letzteres hauptsächlich nur durch Entkleidung der Sage von entstellendem Gewande. Da diese Arbeit von längerer Dauer sein dürfte, so lege ich vielleicht vor der Hand Einiges in Kerners Almanach nieder. Andere mögen dann urtheilen, ob die alten Schriften mich nicht durch Zauber verblender.

Von teutscher Literatur bekomm' ich hier Weniges zu sehen; das Pantheon blieb mir gänzlich unbekannt, und wie sehr muß ich bedauern, Ihre neuen größern Werke nicht zu sehen! Wahrscheinlich bleib' ich noch gegen sechs Wochen hier und könnte daher wohl noch einen Brief von Ihnen erhalten, der mir jeden Falls nachgeschickt würde, und worin Sie mich vielleicht auch mit Nachrichten von Ihren jetzigen Unternehmungen in der Poesie erfreuen würden. Sollten Sie wirklich zu Beiträgen für den Almanach geneigt sein, so könnten diese etwa auch unmittelbar an Kerner abgehen, da der Verleger, dessen Gewalt leider! auch hier sichtbar ist und vielleicht nur künftig ganz abgeschüttelt werden kann, sehr

auf Beschleunigung dringt und den Almanach schon im März künftigen Jahres erscheinen lassen will.

Mit herzlichem Gruße achtungsvoll

der Ihrige

L. Uhland.

Tübingen, den 20. November 1812.

Verschiedene Geschäfte, kleine Reisen u. dgl. haben mich in meiner ganzen Korrespondenz so sehr zurückgebracht, daß ich von einigen Freunden, namentlich Varnhagen und Becker, ganz die Spur verloren habe und nicht mehr weiß, wohin ich ihnen Briefe adressiren könnte.

Auch Ihr letztes Schreiben, sehr geschätzter Freund, ließ ich lange unerwidert, bin Ihnen aber während dieser Zeit durch den Zauberring sehr nahe gewesen, der, sowie Undine, auch in unsern Gegenden mit großer Liebe aufgenommen worden. Aus jener reichen Dichtung stehen mir besonders die Romanze des slavischen Ritters, die Rose von Damaskus und die Aussicht aus Minnetroß's Fenster lebendig vor der Seele. Sehr begierig bin ich auf Ihren Alboin, da auch ich, in meiner frühsten Jugend, über diesen Helden Vieles gelesen, gesammelt, ein Gedicht entworfen und angefangen habe.

Von unserm Almanach weiß ich durchaus nichts, als daß der Verleger denselben im Meßkatalog angekündigt hat.

Sollte mein Aufsatz nunmehr in den Musen abge-

druckt sein*), so wäre mir's erwünscht, wenn mir die Verlagshandlung bald ein Exemplar davon spediren wollte, da noch keiner meiner hiesigen Freunde denselben gelesen hat.

Wenn es mir nicht an Zeit und Stimmung fehlte, würde ich eine Reihe altfranzösischer Dichtungen, theils handschriftlicher, theils gedruckter, unter dem Titel: Mährchenbuch des Königs von Frankreich, übersetzen und bearbeiten. Bei einem großen Feste, das der König von Frankreich veranstaltet, hat sich, nach den Turnieren und andern rauschenden Vergnügungen, die Gesellschaft in einen Baumgarten verfügt. Aus allen Provinzen Frankreichs haben sich Ritter und Damen, Geistliche und Sänger versammelt. Der König bedenkt, wie er unter seinem Scepter so verschiedene Völkerstämme und eben damit ein buntes Mährchenreich der mannigfaltigsten Nationalmythen vereinige. Um sich dieses zur lebendigsten Anschauung zu bringen, fordert er die Anwesenden auf, Mährchen zu erzählen, und zwar sollte Jeder eine seinem Stamme, seiner Heimath eigenthümliche Kunde vortragen. So folgt nun eine Reihe fränkischer, normännischer, bretagnischer, provençalischer, gascognischer u. a. Erzählungen und Romanzen, welche durch angemessene Gespräche unter sich verbunden werden. Ein Caplan des Königs schreibt in der Folge Alles zusammen in ein Buch nieder, das mit Bildern ausgeschmückt, in der Schatzkammer zu Krone und Scepter niedergelegt und das Mährchenbuch des Königs von Frankreich benannt wird.

*) Ueber nordfranzösische Poesie.

Sehen wir nicht auch einer Sammlung Ihrer zerstreuten Gedichte entgegen? Besonders möchte ich Ihre mannigfaltigen Romanzen vereinigt sehen, am meisten aber lassen mich die Romanzen vom Thale Ronceval wünschen, daß wir Ihnen einmal eine große epische Dichtung zu danken haben möchten, wozu der in der neueren Zeit so seltene Beruf gewiß bei Ihnen im vollsten Maße vorhanden ist.

Danken Sie doch Chamisso in meinem Namen herzlich für seinen freundlichen Gruß, und wenn Sie von Varnhagen und Becker wissen, so würden Sie mich durch Nachricht von beiden ausnehmend erfreuen.

Mit Verlangen sehe ich wieder einem Briefe von Ihnen entgegen. Hochachtungsvoll

der Ihrige

L. Uhland.

Heinrich Voß.

Heinrich Voß, Sohn des Dichters, geb. den 29. October 1779 in Otterndorf, starb als Professor der alten Literatur an der Universität zu Heidelberg den 20. October 1822.

Heidelberg, den 14. Juni 1814.

Ohne Ihnen, verehrter Mann, bekannt oder durch irgend etwas empfohlen zu sein, wage ich es dennoch, Ihnen zu schreiben, da sich mir eine so schöne Gelegenheit darbietet, Ihnen, dem Förderer alles Schönen und Guten, ein aufblühendes Talent vorzuführen, das Ihrer

besonderen Obhut würdig scheint, den wackeren Verfasser beiliegender Gedichte*). Als ich die Osterferien bei dem auch von Ihnen hochverehrten Ritter Truchseß zubrachte, lernte ich ihn kennen, und ward Mitveranlassung, daß seitdem diese kleine Sammlung gedruckt ist. Ich will dem Urtheile des Meisters nicht vorgreifen; aber bitten, recht freundlich bitten darf ich Sie, daß, wenn es günstig ausfällt, Sie es öffentlich aussprechen. — Mein geliebter Truchseß, dem ich diesen Brief zusende, wird meine Bitte mit seiner ganzen Kräftigkeit unterstützen.

Zunächst habe ich Ihnen den Dank meines Vaters auszusprechen für die freundlichen Worte, die Sie ihm durch Neumann haben sagen lassen, dessen Brief nebst einem Hefte Ihrer Musen erst ganz vor Kurzem bei uns anlangte. So hat sich die Liebe zweier Männer begegnet; denn auch mein Vater liebt Sie, seit er die Undine gelesen, von ganzer Seele. Als wir am Schlusse des vorigen Jahres die Hoffnung zu haben glaubten, Sie in Heidelberg zu sehen, war unser Angelegentlichstes, den „herrlichen Fouqué" (denn so sprachen wir unter uns) in unser Quartier zu bekommen. Bei jedem Durchzuge von Preußen ging ich deshalb auf's Rathhaus, wo noch jetzt Ihr Name neben der Nummer unsres Hauses auf einer Tafel steht. Nachher schrieb ich Ihnen auf das Schlachtfeld. Den Brief hat ein junger Arendt aus Berlin mitgenommen, den Sie, wie er mir mit Stolz erzählte, einen „braven Jüngling" genannt haben; er wird aber

*) Rückert.

längst verloren sein. In diesem Briefe schrieb ich Ihnen auch von meiner Mutter, der ich so oft Ihre Schriften vorlese, und von dem mir so theuren Ritter Truchseß, über den ich mich einmal so recht gegen Sie ergießen möchte. Aber heute geschieht es nicht, da er selbst diesen Brief lesen und fortsetzen wird.

Ostern 1811, als ich zum erstenmal auf der Bettenburg im Frankenlande war, las ich dem Ritter Ihren Held des Nordens vor, und 1812 wieder. Ich werde mich wohl hüten, Ihnen über diese Dichtung etwas schmeichelhaftes zu sagen; aber das muß heraus, seit der Zeit habe ich einen so recht sehnlichen Wunsch gehabt, Sie persönlich kennen zu lernen. Wie oft habe ich mit Truchseß und meinen Eltern über Fouqué, den Menschen, gesprochen, wie wir ihn nach seinen Schriften uns dachten und ausmalten. Wie oft ist herzlich und feurig Ihre Gesundheit getrunken! Im Anfange des Jahres 1812 ward ein ernstlicher Plan brieflich verhandelt, Sie zu Ostern auf die Bettenburg einzuladen; als aber der Krieg ausbrach, den Ihr herrliche Preußen zu einem heiligen Kriege gemacht habt, unterblieb es. „Fouqué hat nun (wie mir Truchseß schrieb) was Besseres zu thun; er schreibt mit ehernem Griffel seinen Namen in das Buch der Zeit.“ — Aber nun, edler Sänger und Mann, müssen Sie Ihren Plan, das Frankenland und die Rheingegenden zu bereisen, den Sie, wie ich von der Frau v. Helwig weiß, lange gehegt haben, nun müssen Sie ihn ausführen. Dann sollen Sie, nicht als Krieger, sondern als Mann des Friedens in unsre gastliche Wohnung einziehen.

Ihnen ist, wie ich erfahren, ein junger Fresenius bekannt geworden. Bald darauf, als er die Wonne gehabt hat, Sie zu sehen, ist er am Nervenfieber gestorben. Er war ein seltener Mensch, treu und gediegen und voll deutschen Sinnes, ein liebender Sohn seiner dürftigen Mutter, ein warmer Freund. Ich hatte das Glück, sein unbedingtes Vertrauen zu genießen. Als ich ihm den Zauberring zu lesen gab, war er wild vor Freude, und die Undine war sein rechter Herzensliebling. Ach! daß den der unerbittliche Tod geraubt hat, den kräftigen von Fülle der Gesundheit strotzenden Jüngling! Kurz vor seiner Abreise aus Heidelberg gab er mir ein Trauerspiel, das er mir umgearbeitet zurückzuschicken versprach. Es war ein ziemlich rohes Product, aber voll Geist und Leben; sowie Fresenius überhaupt einem rohen Diamante glich, der mit seinem eignen Staube noch nicht ausgeschliffen war. Was in ihm auf ewig entschlummert ist, scheint in Freimund Raimar wieder aufzuleben; und dieser verbindet mit einem vielleicht eben so hohen Geiste noch klassische Bildung und Gelehrsamkeit.

Eine Rüstung für Sie liegt in Darmstadt, wenn's Ihnen, der seitdem eine ganz andere Rüstung getragen, noch um eine eiserne zu thun ist. Der Besitzer, ein junger Maler, doch mehr Dilettant als Künstler, der Secretär Issel, freut sich, Ihnen etwas anbieten zu können, das Ihnen werth ist. Wie soll sie versandt werden? Doch vor Weihnachten kann es schwerlich geschehen, da Issel gegenwärtig in München lebt und früher nicht zurückkehrt.

Der liebenswürdige Graf Löben lebt jetzt in Heidelberg. Er hat uns schon einige frohe Abende geschenkt, und viel von Ihnen mit der ihm eigenthümlichen Herzlichkeit gesprochen. Er wird Ihnen bald schreiben.

Ich bitte nicht um Verzeihung wegen dieses Briefes; die Formel ist zu abgenutzt; aber ich fühle doch, daß es Zeit ist abzubrechen. Mit inniger Verehrung

der Ihrige

Heinrich Voß.

Heidelberg, den 14. Jenner 1815.

Zum zweitenmal, hochverehrter und von Herzen geliebter Mann, wage ich es vor Ihnen hinzutreten, und diesmal — ich Glücklicher! — aufgefordert von Ihnen selber. Dafür sage ich Ihnen einen Dank, den ich besser zu fühlen als auszusprechen weiß. Als Ihr Brief ankam, zugleich mit einer unendlichen Ladung von Ihrem und meinem Truchseß, lag mein herrlicher Vater an einer Rückenwunde — die nun Gottlob vollkommen geheilt ist — gar sehr leidend; aber die Briefe machten ihn alles vergessen, und den Ihrigen konnte ich erst nach einigen Tagen wiedererhalten, da er ihn jedem Besuchenden, der dessen würdig war, zeigen mußte. Auch von meiner einzig guten Mutter, die Ihnen Passow einmal so recht vorführen wird, soll ich Ihnen einen herzlichen Dank sagen. Sie pflückte einige Tage vor Weihnachten aus unserm Garten einen ganzen Strauß Veilchen. Drei davon gab sie mir mit den Worten: „Die soll Fouqué haben.“ Und

so nehmen Sie denn die freundlich dargebotene Gartengabe freundlich auf; und Sie können ja nicht anders, Sie lieber, freundlicher Mann.

Ihre Kosackenlieder haben denn einen rechten Jubel erregt; aber nie haben Sie mir besser geschmeckt, als die vier bis fünf Mal, daß ich meinen Vater sie vorlesen hörte, der so etwas durch Mimik und Stimme in's rechte Leben zu bringen weiß. — Für das Geschenk der Corona wird Ihnen mein Vater selbst danken. Er hat sie, was sonst mein Geschäft ist, meiner Mutter ganz vorgelesen.

Ich böser Mensch habe die Corona noch nicht gelesen, einige Gesänge ausgenommen; und das mag meine zeitherige Ueberhäufung mit Amtsgeschäften, worunter auch Truchseß hat leiden müssen, einigermaßen entschuldigen. Aber auch, wenn ich gelesen hätte, ich würde Ihnen doch so viel als Nichts darüber sagen. Das kann ich bei Ihnen nur zu einem dritten, oder zur Noth öffentlich. Es geht mir mit Ihnen, wie mit dem edlen Todten, Schiller, den ich 18 Monate lang, bis ich ihn mit zu Grabe trug, täglich sah; über dem Menschen vergaß ich den Dichter. So geht es mir mit dem edlen Lebenden, Leopold Graf zu Stolberg. Und Sie, herrlicher Ritter, frage ich, welcher Mensch von einigem Gefühl hat Ihre Undine, oder was Sie wollen, gelesen, ohne die heißeste Sehnsucht in sich aufgeregt zu fühlen, Sie persönlich kennen zu lernen? Das haben Sie oft erfahren, und werden's noch künftig. Darum lassen Sie mich nur das sagen: wie werden wir es verschmerzen, daß wir Sie nicht unter unserm Dache deutsch und herzlich haben bewirthen können.

Von Fresenius wollen Sie wissen? Gleich nach dem Empfange Ihres Briefes ließ ich durch einen hier studirenden Freund des Verewigten Nachfrage ergehn wegen des Trauerspiels Aniello. Die Folge war, daß vor ohngefähr 6—8 Wochen ein Fresenius, wahrscheinlich ein Bruder, an mich schrieb, und Ihre Adresse erbat. Die hab' ich ihm sogleich geschickt, und der Aniello wird nunmehr in Ihren Händen sein. Ich selbst kenne nur den ersten Akt, worin ich unendlich viel Geist, viel Gelungenes, aber fast noch mehr Unreifes fand; der Verfasser war ein Demant erster Größe, aber die Politur fehlte noch; ob er seitdem geändert hat, weiß ich nicht. So viel ich weiß, ist dem Prof. Welcker aus Gießen, der gegenwärtig in Kopenhagen Privatbibliotheken und Briefschaften für eine Biographie Zoëga's benutzt, die Herausgabe des Aniello übertragen; daß dieser mit Freuden sie Ihnen überlassen wird, dafür steh' ich; zugleich weiß ich, daß Fresenius es Ihnen im Grabe danken wird, wenn Sie, wo es noth thut, die bessernde Hand anlegen. — Ich kannte anfangs diesen lieben Menschen kaum anders, als daß ich ihn in allen meinen Vorlesungen fand; erst kurz vor seiner Abreise kannten wir uns näher; und wie oft hat er mir da sein liebendes Herz aufgeschlossen! Er kam als Rector nach Homburg — gar nicht an seinen Platz; aber er sah diesen Posten als Stufe zum Prediger an, dessen heiliger Beruf in seinem Herzen glühte. Ach! da kam der Tod, der unerbittlich strenge .... Mir wurde sein Tod vor dem Eingange in mein Collegienzimmer verkündigt und ich konnte vor Wehmuth nicht zu lesen an-

fangen. — Freunde des Vorangegangenen sind schon von mir aufgefordert, alles Merkwürdige aus seinem Leben aufzusetzen; für eine würdige Verarbeitung soll dann schon Rath werden.

Ihre Rüstung ist in Darmstadt; der vorige Besitzer ist ein gewisser Kammersecretär (wenn ich nicht irre) Issel, ein wackerer, kunstliebender Mann, wie ich höre, von mir selbst nur oberflächlich gekannt. Wäre er zu Hause, so wäre die Absendung längst besorgt. Leider (das heißt für uns, nicht für ihn) ist er seit Mitte Junius in München, und wie mir mein Freund Grimm meldet, im Begriff nach Paris abzugehn, um dort sich auf die Malerei zu legen. Grimm wird, sobald er seine Adresse hat, an ihn schreiben, und dann mag er von Paris oder noch von München aus über die Absendung verfügen. Aergerlich ist uns die Verzögerung sehr; aber wer konnte wissen, daß eine Reise nach München, die blos auf einige Wochen berechnet war, den guten Issel so in die Kunst hineinbringen würde? — Grimm*), ein junger, talentvoller Mann, Professor und Rector zu Weinheim an der Bergstraße, ist ein schwärmerischer Verehrer von Ihnen, und würdig es zu sein. Von ihm sind einige artige, nur etwas zu eilfertig hingearbeitete Kindermährchen gedruckt, und vor einigen Monaten im Morgenblatte die sehr gelungene Legende der heiligen Itta.

Daß Passow Ihren Sigurd recensiren will, freut mich ungemein: er ist der Mann dazu, wie wenige.

*) Ludwig Grimm, bekannt als Jugendschriftsteller.

Noch immer kann ich des guten St. Schütze Geschwätz über den Sigurd nicht vergessen. Doch das kennen Sie wohl nicht einmal. Schier gräßlich ist eine andere Recension in der Jena'schen liter. Zeitung, eine Recension Ihrer Undine, die mir indeß nur lächerlich dünkt, seit ich den Verfasser weiß. Dieser ist mein Landsmann, der dicke und recht sehr feiste Lericograph, ein Mann, oder vielmehr een Hamburgische Keerl, dem's manchmal bei Südsüdostwind im Kopfe spukt. — Dieser Mastochse, der die Kunst verstand, den Hamlet so zu lesen, daß kein Zuhörer was von Shakspeare wissen wollte, stand in Eichstädt's wohlfeilem Solde, und mußte alle Werke im Stillen abthun, die zur Versendung an ordentliche Recensenten kein Postgeld wegnehmen sollten; und so kam denn auch Ihre zarte Undine in seine Philisterklauen. — Der Unfug, der mit Recensionen getrieben wird, ist empörend. — Ueber Rückert's Verhältniß mit Eichstädt hat Ihnen Truchseß geschrieben. Gar sehr freut mich noch meine List, Eichstädten eine Recension der Raimarschen Gedichte, deren Verfasser Graf Loeben ist, in die Zeitung zu spielen, wiewohl List und Trug sonst meine Sache nicht ist. No se pueden, ni deven Uamar Engaños, los que ponen la mira en virtuosos fines, sagt mein lieber Don Quixote, nachdem dem Basilio gegen den reichen Camacho sein Recht geschehen ist. Auf Ihre Recension der deutschen Gesänge, edler Fouqué, freue ich mich schon im Voraus.

Mein prächtiger Truchseß hat mir Ihren Brief mitgetheilt, der mir hohen Genuß gewährt hat. Ach! bei dem Wonnegedanken, Sie einmal auf der Bettenburg zu

sehen — — edler Fouqué, was soll ich dazu sagen! — Um Gotteswillen, ist das ausführbar, und wie? und wann? Mir sollte kein Opfer zu groß sein, könnte ich dadurch dies Glück erringen; und mich dünkt, etwas so unnennbar Hohes, als zwei solche Männer sich besprechen zu hören, kann für mich nur durch ein Opfer errungen werden. — Edler Fouqué, ich nehme die dargebotene Freundesrechte mit Rührung, mit Freude an; aber stets werde ich mit Ehrerbietung zu Ihrer Höhe emporschaun, wie bei meinem Truchseß.

Meine Eltern wollen, ich soll sie Ihrer edlen Frau Gemahlin herzlich empfehlen. Darf ich meinen ehrfurchtsvollen Gruß hinzufügen?

Und hiemit Gott empfohlen. Unwandelbar ganz der Ihrige

Heinrich Voß.

Bettenburg, den 21. April 1817.

Seit beinahe vierzehn Tagen hause ich bei unserm verehrten Truchseß auf seiner traulichen Ritterburg, und genieße täglich des Guten und Schönen in reichlicher Fülle. Unter dem Auserlesenen, welches wir uns mit sorgsamer Auswahl zu gemeinsamem Genusse aus Schriften zu bereiten pflegen, stand diesmal, neben zwei Shakspearstücken, obenan Ihr Alethes von Lindenstein. Truchseß hörte ihn zum drittenmal, ich zum erstenmal — noch vor dem Schlusse des Jahres wird es auch bei mir heißen:

zum drittenmal — und o welch ein Genuß ward uns! Ich drücke Ihnen ehrerbietig und dankend die Hand — o daß ich's in der Wirklichkeit könnte! — und preise das Schicksal, oder besser die Vorsehung, daß sie dies beinahe verlorene Kind Ihrer Muse der liebenden Mutter zurückführte. Ich fühle mich gegenwärtig nicht aufgelegt, Ihnen ein Urtheil über dies Werk zu sagen, ich könnte es auch nicht, nach Einmaliger Durchlesung; nur so viel darf ich getrost sagen — und der wahre Kenner wird einstimmen — der versöhnende Schluß wirkt herrlich auf das Gemüth, und er ist nicht aus Vorliebe angesetzt, sondern er entspringt nothwendig aus dem Ganzen. Die acht- oder gar zehnjährige Unterbrechung des Verfassers hat im Geringsten nicht den Organismus des Stückes zerstört. Hätten Sie meinem Truchseß in sein feuchtes Auge geschaut, er wäre — wenn es anders möglich ist — noch mehr der Ihrige geworden, als er es nunmehr Gottlob! schon seit drei Jahren ist. — Zu meiner eigenen Erquickung gab mir Truchseß schon vor acht Tagen ein ganzes Päckchen Briefe von Ihnen auf mein Zimmer. Ich habe mich täglich daran gelabt, gestern Abend noch um 12 Uhr. In mehreren Briefen finde ich zürnende Worte über mich, daß ich so lange gegen Sie stumm war, an einer Stelle über meinen Vater. Für beides danke ich Ihnen, mein edler Fouqué; denn wahrlich es enthält eine rechte Seelenlabung, weil es besagt: „da verstummt einer, dem ich doch so gut bin, von dem ich doch so gerne ein treues Wort des lebendigen Andenkens vernähme!“ — Nun, was meinen Vater betrifft, der wird Sie bald in

Rennhausen persönlich begrüßen; und sollte er wirklich bis dahin — wie leicht möglich ist — gegen allen bessern Vorsatz geschwiegen haben, dann die Antwort mündlich aus vollem Herzen nachtragen. Glauben Sie es mir, er hatte über Ihr letztes Geschenk eine gar herzliche Freude, nicht minder meine theure Mutter. Umständlich zu antworten, war sein schnell gefaßter Vorsatz, aber nach seiner Gewohnheit ist es von Tage zu Tage verschoben worden. So macht er's allen, die mit ihm im Briefwechsel stehen; so machte er's mir, und all meinen Brüdern, als wir von ihm getrennt auf der Universität lebten. Nach oberflächlicher Rechnung wird er in etwa drei Monaten bei Ihnen sein, vorher aber von Neubrandenburg aus Woche und Tag seiner Ankunft melden. Seine Reise geht über Göttingen, Hannover, Itzehoe, Kiel, Rendsburg, Berlin u. s. w., überall aber wird er sich bei alten Freunden aufhalten, und noch einmal, vor dem letzten Athemzuge, alte Freuden erneu'n, leider! aber auch manches zu früh gegrabene Grab wehmüthig vorbeigehen. Mein Vater ist Ihnen bekannt aus der Luise, und aus manchem Kerngedicht; meine Mutter soll Ihnen schon lieb und werth werden, sobald Sie ihr in das unbeschreiblich treue Seelenauge schaun. Sie wird Ihnen erzählen, mit welcher Sehnsucht wir Sie vor drei Jahren in Heidelberg erwarteten, und wie wir, in der Gewißheit, Sie kämen, alles anwendeten, Sie in unser Quartier zu bekommen. Nun sollen bei Ihnen die Gesundheiten getrunken werden, die an unserm Tisch ausgebracht wären. Ich armer aber werde ferne sein. —

Mein theurer, hochverehrter Fouqué, wie konnte ich doch so lange gegen Sie stumm sein! — Nach Ihren letzten so freundlichen Zeilen! — Freilich war ich das Jahr über ungewöhnlich beschäftigt, aber zu einem Briefe an Sie durfte mir doch nicht die Zeit fehlen. Doch nichts zur Entschuldigung, und von einer Selbstanklage auch kein Wort mehr! — Daß ich Anmerkungen zum Aristophanes schreibe, haben vielleicht öffentliche Blätter Ihnen gesagt. Ich glaubte damit viel schneller fertig zu werden; aber dergleichen hat seine eigene große Schwierigkeit: die kleinste Anmerkung ist oft der Ertrag tagelanger Nachforschungen, und manches wird auch durch die glücklichste und scharfsinnigste Combination nicht in's Reine gebracht. Mit sieben Stücken bin ich fertig; vier sind noch; zu Michaelis — wenn ich in meinem eisernen Fleiße fortfahre — muß die Sache gethan sein; dann, hoff' ich, soll mancher durch mich in den Stand gesetzt sein, den ungezogenen Liebling der Grazien wenigstens an den gezogenen Stellen zu verstehn, denn manche Ungezogenheit ist der Art, daß ich den guten Aristophanes auf die Gefahr, nicht verstanden zu werden, sich selbst überlassen muß. Daß wir Brüder den theuren Vater in den Shakspeare hineingezogen haben, wissen Sie bereits. Es kostete viele Mühe, und manches gründliche und eindringliche Wort der Ueberredung, bis wir ihn dahin brachten; jetzt sind wir sicher, daß er sein Versprechen erfüllt, zum ganzen Shakspeare zehn Stücke beizusteuern. Daß wir Schlegeln in's Gehege kommen, legt mancher aus als Uebermuth; mancher dagegen glaubt, nach Schlegel könne nur schlechteres, nicht

besseres gegeben werden. Ich behaupte dagegen: Shakspeare kann noch in ganz anderm Sinn übertragen werden, als Schlegel es gethan; und sind dann zwei Uebersetzungen neben einander nicht wahrer Gewinn für die Literatur? Auf jeden Fall entspringt die neue Uebersetzung aus recht warmer Begeisterung für Shakspeare, und wo die ist, ist der Segen Gottes nicht fern. Shakspeare aber ist so groß, so unerreichbar, so unerschöpflich, daß es wohl die größeste Anmaßung wäre, wenn wir glauben, und unser liebes deutsches Volk bereden wollten, durch uns drei sei nun alles abgethan. Nicht so, mein edler Fouqué: Schlegel soll seinen wohlverdienten Kranz behalten, auch der alte Eschenburg und Wieland, wenigstens stellenweis; und für Nachlebende wird noch mancher Uebersetzerkranz durch Shakspeare zu erringen sein. Humboldt hat vollkommen Recht, daß „ein Autor dieser Art erst in mehreren Uebersetzungen so recht könne erkannt werden." Heinrich IV. wird mir zufallen, und ich werde ihn in dem Sinn übertragen, wie ich's bereits an den lustigen Weibern versucht habe, nämlich mit Beibehaltung der shakspeareschen Wortstellung, und zwar nicht auf Unkosten der ächten Deutschheit. Auch, hoff' ich, soll die Quelle der deutschen Sprache von nun an noch weit ergiebiger sprudeln, als sie es bisher im Shakspeare gethan, wobei uns die jetzige Begeisterung für deutsche Sprache recht zu Statten kommt.

Unter den Briefen von Ihnen, mein edler Fouqué, fand ich auch eine Skizze von Bemerkungen unseres geliebten Truchseß, Ihren Sintram betreffend. Darunter

waren zwei (zu Sintram S. 29 und S. 39), die mir ein groß Bedenken machten, einen kleinen Streit zwischen uns veranlaßten, und mich jetzt bewegen, Sie als den Verfasser, zugleich in Truchseß Namen, zu befragen, wem von uns Sie Recht geben. So oft ich Ihren Sintram las, dünkten mir (bei vielem andern, worüber ich jetzt schweige) zwei Dinge von vorzüglicher Schönheit: 1) der Umstand, daß Sintram, nachdem ihn seine bösen Träume verlassen, er als ein kaum in's Leben Zurückgerufener vom Tode einen Besuch empfängt, der sich (Sintr. S. 26) mit ihm auf's Pferd setzt, und gleichsam einen Leonorenritt mit ihm macht. Ich war entzückt über die — wie soll ich's nennen? — symbolische Darstellung dieses Ritts, die, in die allerplatteste Prosa aufgelöst, ohngefähr so viel heißen würde, als: „Sintram war nach dem Verschwinden der bösen Träume ein halb Genesener; er saß noch halb in dem Gewahrsam des Todes, der erst allmählig von ihm ließ, wie sich seine physischen Kräfte allgemach wiederherstellten.“ Ich fand nun das Gespräch (S. 27), das der Tod mit dem Jünglinge hält, so charakteristisch, so todesmäßig, so grausenvoll, wie es die Sache erfordert, und dabei den Contrast so lieblich, den mit dem Tode der Wallbruder, des Todes im Aeußeren ähnlicher Zwillingsbruder, macht, daß ich Sie im Herzen gar nicht genug ob dieser Dichtung zu preisen wußte. 2) Zweitens labte es mich in der Seele, daß der Wallbruder, wie er des Sintram zuerst ansichtig wird, sich so unendlich zu ihm hingezogen fühlt, und, sich alles Wahnsinns entäußernd, zum liebenswürdigsten Menschen verklärt. Es

war ja auch der liebe Sohn seiner geliebten Verona; es war ja — wenn es Gott so gewollt hätte — sein eigener Sohn, zu dem ihn jetzo die Sympathie mit all ihren unsichtbaren aber kräftigen Banden hinzieht. — Nun behauptet mein theurer Truchseß: „nicht der Tod, sondern der Wallbruder selbst habe sich (Sintr. S. 26) dem Jünglinge hinten auf's Roß gesetzt.“ Er führt mir für diese Meinung zwar gehaltvolle und sinnreiche Gründe an, aber gleichwohl Gründe, die mich höchstens nur überreden könnten, nicht aber überzeugen wollen. Sagen Sie uns doch in Ihrem nächsten Briefe an Truchseß: Haben Sie den Tod oder den Wallbruder als den Reiter zu Roß gemeint? oder, wenn Sie zur Antwort geben: Der Tod und der Wallbruder sollen hier identisch sein: haben Sie in diesem identischen Wesen die Seite des Todes oder die Seite des Wallbruders als die überwiegende gedacht? Hat aber mein Truchseß Recht, und ich muß fernerhin des Labsals entbehren, das ich bisher aus dem Sintram schöpfte; o so bitte ich Sie, sagen Sie zugleich: 1) warum gaben Sie dem Wallbruder einen „erfrornen Odem?“ ich bekenne, er ist mir, beim Wallbruder gedacht, völlig so anstößig wie Truchseßen; 2) warum der Zweifel Sintrams an der Aechtheit des wirklichen Wallbruders (S. 38 u. 39)? eine Frage, die Truchseß von seinem Standpunkte aus mir mit eben so großem Rechte aufzuwerfen scheint; 3) warum solche Aeußerungen im Munde des Wallbruders, wenn er zu Sintram redet, wie z. B. S. 176: „Redet nur nicht immer von den Dingen, die zwischen euch und mir vorgefallen sein sollen. Das ent-

setzt mich jedesmal so sehr. Denn, Herr, entweder bin ich toll, und habe das alles vergessen, oder euch ist der im Walde begegnet, der mir vorkommt, wie mein sehr mächtiger Zwillingsbruder." Vergl. S. 36 in den Worten: „der Wallbruder .... entgegnete kopfschüttelnd: daß ich doch eben nicht wüßte." — Da haben Sie einen breiten Erguß; Sie, verehrter Mann, können mit wenigen Antwortsworten davonkommen.

Nach meines Truchseß Willen soll ich noch meine besondere Meinung sagen über die Redeform: „Arnold lächelte u. s. w." für „sprach lächelnd." Es sei ferne von mir, diese Form tadeln zu wollen; sie ist lyrisch, drum aber doch dem Epos und der Novelle nicht fremd. Nur glaub' ich, zu oft, d. h. allzu oft angewandt möchte sie leicht die Form der Manier annehmen. Aber freilich Fouqué's seelenvollen Gestalten im Zauberringe, in der Undine u. s. w. ist das Lächeln näher als das Zürnen, und Grollen: dies gehört zu des Dichters liebenswürdiger Persönlichkeit; und da nehme der Leser dankbar und mit heiterem Lächeln auf, was mit heiterem Lächeln dargeboten wird. Für jedes „lächelte" in Fouqué's Schriften möchte ein „sprach lächelnd" ein kümmerlicher Ersatz sein. Ich glaube: wer hier den Ausdruck tadelt, möchte am Ende doch mehr die Sache als den Ausdruck meinen, nämlich, daß die Sache zu häufig wiederkehre, und da hätte doch wohl kein Dritter darein zu reden *).

*) Nach reiflicherer Erwägung füge ich ein Paar Tage später hinzu nach meiner subjectiven Ansicht: „des Lächelns möchte doch am Ende zu viel sein."

Herr Issel in Darmstadt versprach mir und meinem Freunde Grimm (dem Mährchenverfasser) vor etwa vier Jahren eine Ritterrüstung, als Geschenk für Sie, verehrter Fouqué. Bald darauf ward er Maler, zog von dannen, ich weiß nicht ob nach Paris oder nach Rom, und ist noch nicht heimgekehrt. Vor seiner Zurückkunft ist wohl an keine Rüstung weiter zu denken. Kommt er, dann soll er erinnert werden. Ich kenne den Mann wenig, glaube aber keineswegs, daß er gewindbeutelt hat.

So viel in Eile. Ich werde hinunter berufen zum Nachmittagsessen. In einigen Tagen reise ich von hier nach Heidelberg zurück. Auch in Jena war ich auf dieser Reise, von wo ich den ältesten Knaben des Philosophen Hegel, meines jetzigen Collegen, mitgebracht habe, einen liebenswürdigen, talentvollen, muntern berührigen Knaben, den Truchseß herzlich lieb gewonnen hat, und wahrscheinlich nach meiner Abreise sehr vermissen wird; der niedliche Knabe war in einem Fraueninstitut in Jena, und soll jetzt, als zehnjähriger, unter des Vaters Aufsicht zur Reife gelangen.

Meinen Gruß der Ehrerbietung Ihrer Frau Gemahlin; Ihnen, vortrefflicher Mann, drücket mit ehrfurchtsvoller Liebe die Hand

Ihr

Heinrich Voß.

Den 21. April.

Etwas ganz Eigenes, aber recht Liebliches, weil es durch Freundschaft kommt: Ein alter Landjunker, der kaum eine einzige Sprache, seine Muttersprache, versteht, und nothdürftig selbst behandeln kann, will und soll einem gewaltigen Sprachforscher dictiren. Aber der alte Landjunker fühlt desto mehr; und dies wurde von so manchem Gelehrten erkannt, und auch von Voß, und von Dir, mein Fouqué. Und darum weiter.

Gewaltig geschwind schreibt zwar mein jetziger Schreibbursche, und dies könnte mich etwas irre machen, weil es mich außer meiner Gewohnheit führt. Doch auch hier weiter.

Wie ich mit Dir, mein Fouqué, beschäftigt war, sagte Dir mein letzter Brief, und ich blieb es nachher noch, durch die zwei Pilgrimme in einem der Taschenbücher gar gewaltig angezogen; aber nicht ganz so von Deinen Beiträgen für den neuesten Almanach der Sagen und Legenden; doch nehme ich die Götzeneiche aus. Auch stellt ein Freund von mir, dem ich vertraue, Deinen Richard und Blondel höher, als ich; zum zweitenmale hören kann ich freilich nicht, da ich diesen Almanach nicht behalte. Nun kam um die Petrizeit mein alter treuer Kumpan Schuler aus Hildburghausen zu mir. Wir waren größtentheils ganz allein, und Du warst so recht unter uns, weil Deine Gerena mit uns war. Schuler las sie, ich glaube auch zum drittenmal, und ich hörte sie eben so: das zweitemal gab sie mir Rückert, und obgleich von

diesem gegeben, und mit freudiger Willfährigkeit gegeben, wurde sie mir erst beim dritten Hören ganz verständlich. Doch halt! ich muß gegen einen treuen Freund wahr bleiben; den Philostrat weiß ich mir noch nicht ganz klar so zu deuten, wie nun alles Uebrige klar vor mir liegt. Beim ersten Hören störten mich die Einleitungs- und Schlußstanzen durch Unterbrechung der Geschichte in etwas; beim zweiten Hören schon weniger, und nun, da Schuler, der so recht in der Zeit mit fortgelebt hat, mein Vorleser war, und so recht alle von Dir berührten Zeitverhältnisse zu betonen wußte, nun geb' ich diese Vor- und Schlußoctaven nicht weg. Mein guter, lieber Voß, der strenge Formenmann, soll mir, da er meine Maschine wurde, niederschreiben, wogegen sich sein ideales Formenwesen sträubt. Schuler und ich, auch Wanzenheim zähle ich dazu, weil er sich darüber einmal bei mir aussprach, wurden nie stärker und gewaltiger in Deiner Corona ergriffen, versteht sich auf mancherlei Art, als wenn Du Dich in Lyrik aussprichst. Schreibst Du wieder ein Epos, so laß Dich um Gotteswillen durch keinen Philologen stören, und nimm die lyrischen Silbenmaße, wenn die Octaven oder Hexameter, oder was für ein Silbenmaß Du sonst hast, Dir für das Schmelzende der Liebe, oder den gewaltigen Schlachtgesang, oder die demüthige und doch erhabene Anbetung Gottes nicht ausreichen. In dieser Zeit, als Schuler bei mir war, meint' ich, ich müßte einen Brief von Dir erhalten, so sehnsüchtig war Alles von mir zu Dir hingerichtet. Etwas später ward mir freilich diese große Freude, und so in recht hohem Maße, weil Du mir gewaltig viel

gabst. Aber ich stecke nach meinen Verhältnissen in gewaltig vielen Geschäften. Die Einleitung zu meinem Kirschenwerke, die größtentheils Heims Sache ist, und nur Bearbeitung des Materials, mit mancher Zuthat von ihm, mußt' ich in ganz genaue Revision nehmen; dies nahm mir viele Zeit, weil ich mir sagte, es solle etwas für lange Zeit werden, und ich hoffe, es wird's werden. Dazwischen kam mir noch Besorgung von Familienangelegenheiten, und kaum wurd' ich vor dem grünen Donnerstage damit fertig, wo ich meinen Voß erwartete. Freilich mußte ich noch fünf Tage darüber hinaus warten. Aber wer kann in einer solchen Wartezeit einen vernünftigen Brief dictiren? Wie Du wieder unter uns warst, als Voß da war, dies sagte Dir Voß selbst. Ich muß aber dennoch hinzufügen: Dein Alethes wurde mir beim zweiten Hören wahrlich weit mehr. Beim ersten Hören glaubte ich, weil mich die Geschichte zu sehr mit fortriß, manche Motive hingen zu locker; aber dem ist wahrlich nicht so. Du hast so sicher und richtig motivirt, als in Deiner Undine, dem Zauberring und dem Sintram; und die beruhigenden Schlußscenen ergriffen mich noch mehr, als beim ersten Hören. Aber gutthun kann ich Dir dennoch nicht, daß Du Isidore beim ersten Erscheinen, als Velande auszog, Bertha zu retten, so gar verschrumpft, alt, klein und widrig erscheinen lässest. Bei der zweiten Ausgabe, die gewiß bald kommt, mußt Du mir daran denken.

Der treue Freund spricht sich nun einmal aus, und er muß treu und wahr bleiben. Voß las mir auch die Pilgerfahrt vor. Beim ersten Hören achtete ich, wie

ich jetzt glaube, zu viel auf Horns Vorrede. Voß leitet mich nicht in meinem jetzigen Urtheile: aber ich glaube, er wird mir auch nicht widersprechen. Wenn Du nicht die Mühe übernehmen wolltest, dies Stück noch einmal so recht zu retouchiren, so hätte Horn wohl besser daran gethan, es nicht so wie es ist, drucken zu lassen. Bitten möcht' ich Dich aber recht sehr, dieses Stück, das doch manche einzelne wunderschöne Scenen hat, noch einmal vorzunehmen, und daraus zu machen, was Du sicher daraus machen kannst.

Dein lieber Brief sei hiermit nicht beantwortet. Von mir sollst Du aber noch Einiges hören. Voß kam mit seinem guten Bruder Abraham hieher, der aber nur wenige Tage blieb. Mein Schuler wollte auch kommen, konnte aber nicht. Hohenbaum eben so. Diese verloren dabei; ich nicht, denn ich hatte Voß allein. Morgen führe ich Voß in unser Stammhaus Wetzhausen, wo mein gar wackerer Vetter Wilhelm und seine treffliche Schwester, eine verwittwete von Rüdt, hausen; und Ersterer gibt uns Beiden das Geleite nach Würzburg, wohin wir beiden Truchsesse, Verhältnisse wegen, auch gemußt hätten. Daß mein Freund Lerchenfeld Minister wurde, und daß ich als Mensch verlor, aber als Baier viel dadurch gewann, weißt Du. Das Schicksal, mir oft günstig, stellte an seinen Platz einen sehr rechtlichen Mann, von Asbeck, der früher mein Bekannter, vielleicht gar mein Freund wurde. Hab' ich mich von der Würzburger Reise etwas verschnauft, so ziehe ich zur edlen Herzogin von Meiningen, die wirklich meine Freundin ist, um ihr Lebewohl zu sagen, weil sie

ihre glückliche Tochter, die Herzogin Bernhard von Weimar, und die neugeborne Enkelin in Gent besuchen will. Auch soll ihr hoffnungsvoller Sohn, der junge Herzog Bernhard, diese Reise mitmachen, und für einige Zeit, als erster Ausflug, bei seiner guten, einsichtsvollen Schwester in Gent bleiben. Von Meiningen zurückkehrend, wart' ich der Herzogin von Hildburghausen, der Schwester eurer trefflichen Königin, auf, und Schuler gibt mir hoffentlich was Neues von Dir. Wenn es aber bei mir zu keiner Augenoperation kommt, und dazu sehe ich im Zimmer und auch Morgens früh und Abends spät im Freien dennoch zu gut, so werden wohl dies meine letzten Reisen sein. Auch das Gehör beeinträchtigt mich zu sehr beim Leben in größeren Zirkeln. Heiterkeit des Geistes erhalte ich mir aber sicher, wenn ich auch nicht mehr von meiner Burg wegkomme. Auch besuchen mich hier Freunde, wie selbst die Figura dieses Schreibers bezeugt, und mein Fouqué muß sicher noch ein Mal an den Main und den Rhein ziehen, und ich wohne nur drei Stündchen rechts ab vom Main.

Von Wangenheim muß ich Dir auch noch sprechen; denn diese Deine Briefforderung ist mir zu sehr eingeprägt, ob ich gleich Deinen ganzen Brief jetzt nicht hören kann. Vor etwa zwanzig Tagen schrieb mir Wangenheim einen so herrlichen Brief, als er selbst herrlich und muthvoll ist. Gott gebe nur, daß nicht das Herrliche und Muthvolle erliege. — Wangenheim hat mit solcher Anstrengung gearbeitet, daß seine Kräfte fast erschöpft sind. Der König fühlt dies, und ehrt ihn so recht, und schont ihn daher

U. B. d. M. München

möglichst. Möchte er es nur selbst mehr können! Wangenheim hofft, das große menschenbeglückende Werk solle sich vollenden, dann will aber sein König, Wangenheim solle sich durch Reisen erholen. Ob Wangenheim seinen guten, ehrwürdigen alten Vater in Gotha besucht, oder in den Höhen der Schweiz reinere Luft athmet, oder der Einladung des Ministers Stein auf seine Güter folgt, oder zu seinem alten treuen Truchseß einmal wiederkehrt; dies wußte er noch nicht. Ich mußte ihm sagen: „Dein alter Vater und Dein alter Freund Truchseß lieben Dich wohl am meisten; daher nimm keine Rücksicht auf uns bei der Wahl Deiner Reise; wollen die Aerzte hohe Bergluft für Dich, wollen sie mineralische Quellen, willst Du recht hohen Geistesaufschwung beim Minister von Stein, so ziehe da- oder dorthin, denn wir wollen blos Dein Wohl, und daß Du lange fortwirkest."

Auch Rückert soll sich fast zu Schanden gearbeitet haben, wie mir Wangenheim schreibt, an einem gewaltig großen, vielumfassenden Gedichte. Auch sei er, wie es manche Dichter waren, jetzt einmal recht mit sich uneins, und er bedürfe Abspannung und Erholung. Viel kann ich nun eigentlich Rückert nicht geben, aber wahrlich viel Liebe. Ich schickte daher sogleich ein Brieflein an ihn ab, mit der Bitte, sich bei mir auszuschnaufen. Noch habe ich keine Antwort. Wenn Du keinen Brief von Rückert erhältst, so verzeihe. Auch ich bin in derselben Lage, und dictire doch so ungeheuer viel für ihn. Näheres über das große vielumfassende Gedicht weiß ich nichts. Fast aber möcht' ich glauben, daß der Bau der Welt, welcher am Ende des

zweiten Bandes vom „Zeitkranz" sich befindet, der Anfang, oder ein Theil davon ist.

Mit diesem zweiten Theile des Zeitkranzes ist Rückert jetzt ganz unzufrieden; denn auf das eine Exemplar in grünem Umschlage gebunden, das er mir sandte, schrieb er:

Dieser Kranz ward grün gebunden,
Weil er selbst ward dürr befunden.

Sagen muß ich Dir noch, weil es mich so gewaltig nah' angeht, Göthes „Götz" war mein Erstes in der Welt als er erschien; ich konnte ihn fast auswendig, sah ihn einmal in Berlin auf einem kleinen Schoseltheater in der Bärengasse als neunzehnjähriger Bursche, machte, als ich in Kassel war, auf eigene Art durch Götz Göthe's Bekanntschaft, bekam den Namen Götz in Kassel, las und hörte in meinen männlichen Jahren Götz mehreremal wieder; nun aber wohl seit 8 — 10 Jahren nicht mehr; und jetzt war Voß' und meine letzte Lectüre Götz, und hilf, ewiger Gott! was fanden wir Beide nicht wieder für einen Reichthum und für ein herrliches Gemüth in Göthe! Wenn ich nun weiter über Göthe dictiren soll, so werd' ich wehmüthig, und in Wehmuth mag ich keinen Brief für meinen Fouqué schließen, und schließen muß ich, so gern mir auch Voß fortschriebe. Dich les' ich fort, so lang ich lebe, und ich werde durch Dich nie wehmüthig werden. Arbeite mir doch nicht so anstrengend, so viel Gewinnst auch für mich daraus hervorgehen mag. Gott erhalte Dir auch Deine häusliche Glückseligkeit, und Du grüße mir Dein wackeres Weib und Deine gute Tochter, und auch

Deinen alten Schwiegervater, für den mein Kirschenwerk etwas werden möchte.*)

Und doch noch Eins! Da legt der treue Sohn und der treue Freund seine Hand auf meinen Arm, der auf dem Tische ruht, und spricht, mich voller Liebe anblickend: „Ich wollte, Du wärest in Neunhausen, wenn meine Eltern dort sind.“ Dies kann nun nicht sein: aber meine und Heinrichs Gesundheit könnt ihr doch aus einem recht vollen Glase trinken; und Du, Herzens-Fouqué, könntest wohl noch mehr thun; Du könntest Dich als Reisegespann an die breiten Massen anschließen, und den alten Truchseß auf seiner Bettenburg besuchen. Und so wieder ein schöner Wunsch, wenn er auch nur Wunsch bliebe; und stets in Liebe und Treue

Dein

C. v. Truchseß.

„Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber!“ Morgen geht es von hier, und der Reisekoffer für mich und meinen süßen Ludwig ist bereits vom freundlichen Krauskopf gepackt worden. Auch gut! mich ruft die Pflicht zurück, und die Liebe erstirbt ja nicht in der Ferne. Wir haben Sie, edler Fouqué, oft unter uns gewünscht, oft, und gewiß aus recht treuem Herzen, Ihre Gesundheit getranken. — O, daß wir Sie unter uns wirklich gehabt

*) Systematische Klassification und Beschreibung der Kirschensorten, herausgegeben von Heim. Stuttgart 1819.

hätten! Sie haben wohl oft im Leben heiße Liebe getrunken, die Ihnen wohlthätig an's Herz drang, aber glauben Sie mir, in dieser Hinsicht hätten wir Keinem den Preis gelassen. Die Bettenburg ist der Sitz der Liebe; und wer ein liebendes Herz mitbringt, wird hier noch um Vieles liebender.

Glauben Sie ja nicht aus einigen Aeußerungen meines Truchseß, die ich mit verhaltener Wehmuth hinschrieb, daß dieser Mann kränklich sei, daß es mit ihm zur Neige gehe, daß er wirklich, wenn die Reise nach Meiningen vollendet ist, reisen nicht mehr könne u. dgl. Nein, wahrhaftig nicht! unser herrlicher Truchseß ist gesund, sehr gesund; sein Gehör hat sich in drei Jahren nicht im mindesten verschlimmert, sein Gesicht eben so wenig. Drei Spiele Billard, die ich nicht ganz schofeler Spieler an ihn neulich verlor, mögen das bezeugen — ich fand ihn in der äußern Gestalt vollkommen unverändert; er gleicht noch immer dem descended god aus Shakspeares Cymbelin, wie er mir zuerst in Stuttgart 1810 sich offenbarte. Solche Aeußerungen in Truchseß Briefe entspringen auch gar nicht aus einem augenblicklichen Unmuthe; nein, er fühlt sich blos so behaglich in seiner behaglichen Burg, daß ihm deshalb jede bevorstehende Reise die letzte dünkt. Aber wahrlich, kömmt Fouqué nach der Bettenburg, und er sagt zu seinem Truchseß: komm, begleite mich nach Heidelberg, wo der Sänger der Luise wohnt, daß wir ihn und seine treue Ernestine herzlich begrüßen" — wahrlich und gewiß, alle Gedanken vom Nichtmehrreisen und was dahinein schlägt, wer-

den in dem Augenblicke schwinden, und Truchseß folgt Ihnen.

Und mit dieser Versicherung, die ich mit einem Eide beschwören will, daß unser Truchseß viel lebenskräftiger ist, als manche seiner Worte vermuthen lassen, schließe ich diesen langen Brief. Bleiben Sie, edler Fouqué, fortdauernd gewogen, Ihrem Sie hochverehrenden Freunde, der zugleich ein geliebter Freund des hochverehrten — aber doch in manchem Stücke nicht gebilligten — Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Ihres Freundes, ist.

Heinrich Voß.

Heidelberg, den 24. December 1817.

Herr Geid, der ein wackeres Blatt herausgeben wird, bittet Sie, verehrter Freund, um einige Beiträge, und mich um ein Brieflein an Sie. Gern schrieb' ich heut einen Brief, aber das geht heute nicht. Drum blos einen herzlichen Gruß im Brieflein, dem bald ein Brief nachfolgen soll. — Wir hatten den herrlichen Jean Paul bei uns. Der lehrt lebendig, daß nur der gute Mensch der große Dichter sein kann, wie auch Schiller es lehrte, an den mich Jean Paul oft gemahnte. Köstliche, wahrhaft idealische Stunden verlebte ich mit ihm sieben Wochen durch, und der ritterliche Dörnberg trat mehrere Tage dazwischen. Wir Professorenvolk gaben beiden einen gewaltigen Schmaus. Zum Doktor hab' ich Jean Paul gemacht, als promotor legitime constitutus. Das kommt mir fast seltsam vor, da ich beinah 20 Jahre jünger bin,

und er berühmt war, als ich in der Wiege lag. Aber der liebe Gott wollt' es so haben, und ich that, natürlich mit Zustimmung meiner Specialcollegen, was ich nicht lassen konnte. Nächsten Sommer besuch' ich Jean Paul und entführ' ihn auf die Bettenburg zu Ihrem und meinem und Jean Paul's und Dörnberg's Truchseß. Könnten Sie und mein Abraham dann auch da sein! — Neulich las ich den berühmten Lord Byron. In dessen gefeierten Gedichten herrscht doch der gröbste Fatalismus, der gesteigertste Menschenhaß, eine fast wahnsinnige Verzweiflung: es ist, als wäre sein Herz mit Tigerkrallen von einander gerissen. Die Engländer sind darüber entzückt. Freilich hat der Mann Kraft; aber des Satans Kraft ist keine göttliche, und besser als alle Kraft ist Friede im Busen.

Verzeihen Sie dies eilige Geschmier. Heut Abend möcht' ich bei Ihnen sein, und Ihre Vaterfreude mitgenießen, wenn Sie dem Töchterlein bescheren.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Beiden empfehlen sich meine Eltern, die, durch eine Krankheit der guten Mutter gehindert, zu Ihnen diesmal nicht kommen konnten.

Ihr

Heinrich Voß.

Heidelberg, den 17. October 1818.

Herr Engelmann fordert mich auf, Ihnen, liebster Fouqué, die Bitte vorzulegen wegen eines Beitrages zur

Cornelia von 1820, was denn hiermit geschieht. Die Bedingungen wird er selbst hinzufügen. Schon halb und halb zeigten Sie sich einmal geneigt, des wackeren Aloys Schreiber Werk zu unterstützen.

Ich erfuhr neulich durch Truchseß von Ihnen, herrlicher Mann. Ich habe mit Ihnen getrauert über Ihren herben Verlust; und sagte mir am Ende, was mir der einzigste Trost werden wollte an meines Schillers Grabe: „die Freude dich gehabt zu haben, überwiegt den Schmerz über deinen Verlust.“ — Es ist eine himmlische Freude, geliebte Todte fortzulieben, als lebten sie, und nur wer dies kann, verdient einen Freund gehabt zu haben. — Auch Truchseß schrieb in gerührter Stimmung von Ihnen, und schloß, wie immer, mit dem Wunsch: „Wenn wir den theuren Mann einmal unter uns auf der Bettenburg hätten!“

Und sagen Sie, ist denn dies nicht Ostern ausführbar, wenn ich über Rudolstadt und Baireut reisend, mit meinem Bruder und dem theuren Jean Paul (auch meinem Bruder) auf der Bettenburg im Triumph anlange? Wahrlich, dann wollten wir gemeinschaftlich die Burg zur Zauberburg umschaffen, die es indeß schon lange ist durch unsern hochherzigen Truchseß. Sind Sie etwa beschäftigt — wohl, der ganze Morgen bleibt Ihnen und keine Maus soll Sie stören. Sind Sie unpäßlich, krank — was Gott verhüten wolle! — dann versichere ich Ihnen, keine Arznei wirkt, wie Truchseß aufregende Gegenwart. Das weiß ich aus Erfahrung. Sehr krank und lebenssatt kam ich 1810 nach Stuttgart, von meinen

dortigen Freunden hin berufen: ich fand Truchseß, ein neuer Lebensgeist erwachte in mir; ich ward gesund vor Freude, Ernst, Wehmuth, Dankbarkeit zu Gott, diesen Mann gefunden zu haben. Seit der Zeit ist er mein Stern (wie Sie wissen) zu dem ich emporblicke auf der wirren und wechselnden Seefahrt des Lebens.

Und nicht minder ist es der edle Jean Paul, mein zweiter Truchseß, so wie dieser mein zweiter Jean Paul. Er war wieder hier. Ganz unendlich hatte ich meinen Eltern von ihm erzählt. Man erwirbt sich nicht von allen Menschen Dank, wenn man grenzenlos sie erhebt, Phantasie und Gefühl bleiben oft unbefriedigt, wenn man den Gegenstand der Liebe und der Bewunderung endlich vor sich sieht. Bei Jean Paul wagte ich's; und nun setze ich mit wahrer Wonne hinzu: die gespannteste Erwartung ist durch des Mannes Erscheinung übertroffen worden. Jean Paul hat einen Zauber in seinem Wesen, der mir zu dem Unbegreiflichen gehört, und in jeder Minute mit ihm steigt die Ueberzeugung, der gute Mann stehe in ihm noch weit höher, als der geistreiche, der witzige, der humoristische. An meinen Eltern fand er großes Behagen. Sieben Mal aß er zu Mittag bei uns, und mehrere Mal zu Abend. Das war (da er nur fünfzehn Tage bleiben konnte) doch wohl ein sprechender Ausdruck für: „Ich liebe euch, mir ist wohl bei euch." Wie sehr Jean Paul Sie, trefflicher Fouqué, liebt und verehrt, haben Ihnen längst seine Recensionen gesagt.

Dank für den Hermann; aber fordern Sie heut kein Urtheil; es ist unmöglich bei der Eile, worin dieses Brief-

lein entsteht. Ich hab' es ganz nach Ihrer Vorschrift mit dem Hermann gemacht.

Ich war verreist; nun drängen und pressen mich die Noten zum dritten Bande des Shakspeare, dessen Druck beginnt, und alles will reiflich überlegt sein. Auch hab' ich noch am König Lear zu feilen, und vom 26. Octbr. an täglich drei Stunden Collegia zu lesen. — Daß ich Ihnen keinen Shakspeare schicken konnte! Die Paar Freiexemplare reichten kaum hin, meine Collegen und ein Paar Tanten zu versorgen. — In der Vorrede suchte ich meine Ueberzeugung, daß Shakspeare besonnener Künstler und nicht blindes Gefäß in der Hand Gottes war, historisch auszusprechen. Die Vorrede, so klein sie ist, hat mir beinahe zwei Monate gekostet. Aber das waren selige Monate, in denen ich anfing verstehn zu lernen, was Göthe mir vor etwa zwölf Jahren sagte: „Nicht begreifen würd' ich's, wie ein Mensch so viel Geist haben könnte, wenn ich's nicht an Shakspeare erlebt hätte." — Auch an Shakspeare begreife ich's, wie der Mensch zur Verehrung von Heiligen gekommen ist.

Geib's Unternehmung kommt schwerlich zu Stande. Es sind der Journale zu viele. — Ehren Kotzebue ist in unsrer Nähe, der Spion, der Tückenbold, dessen Dasein ich blos deshalb verehre, weil durch ihn zwei wackere Söhne, die das wacker wohl der Mutter verdanken, ihr Dasein empfingen. Ich sah ihn nicht, und will ihn auch nicht sehen, den Mann mit der ehernen Stirn *).

*) Anspielung auf K.'s Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn, ein Pasquill, welches K. unter Knigge's Namen erscheinen ließ.

Leben Sie wohl, theurer Fouqué. Meinen ehrerbietigen Gruß bringen Sie Ihrer Frau Gemahlin. Ich bin

Ihr treuer

Heinrich Voß.

Heidelberg, den 19. November 1819.

Den herzlichsten Dank, theurer Fouqué, sage ich Ihnen für die Recension des Wilhelmischen Werkes, die bald gedruckt erscheinen soll, und gut corrigirt, wie Sie das höchst billiger Weise fodern. Ob die vorgeschriebene Signatur darunter stehe, oder Ihr Name — beides möchte so ziemlich eins sein. Wer Ohr hat, wird den Vogel schon am Gesange erkennen, und wer kein Ohr hat, für den ist die Recension ohnehin nicht geschrieben. Daß Sie den herrlichen Wilhelmi so lieb haben würden, vermuthete ich; er ist in der That als ein glänzendes Gestirn an unserm poetischen Himmel erschienen, und jedes von Ihnen ausgesprochenen Lobes ist er vollkommen werth, wie auch des Tadels, mit dem man blos solche verschonen sollte, an denen nichts zu bessern und zu verderben ist. Mit neuen Bitten um Recensionen werde ich Sie bald heimsuchen, nur heute nicht, wo mir etwas andres im Kopf und im Herzen liegt.

Mein theurer Fouqué kennt die vossische Schrift über Stolberg*) nur vom Hörensagen, und nimmt schon Partei? Ich habe diesen Brief meinem Vater nicht zeigen mögen;

*) „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" im dritten Heft des Seyfrenizen.

er hätte ihm weh gethan. Daher sollen Sie auch meine Antwort als eine blos an Sie gerichtete nehmen, und schlechterdings nie in keinem Falle öffentlichen Gebrauch davon machen — was Sie auch ohnehin nicht gethan hätten. Ich bitte Sie dringend, lesen Sie mehrmals die Schrift, und vertrauen Sie nicht dem ersten Eindrucke. Es ist gar keine Befehdung einer einzelnen Person darin, sondern alles gegen Stolberg gesagte dient höheren Zwecken, und grade dem Zwecke, den unser Wilhelmi in „Wahl und Führung" ausgesprochen hat. Hätte mein Vater wehe thun wollen (wer den Herrlichen kennt, weiß, daß er dessen ganz unfähig ist) nicht hätte er wohl achtzehn Jahre und darüber gewartet, binnen welcher Zeit Stolberg einige Mal in der Kirchengeschichte mit höchst intoleranten Worten ihn angegriffen. Nur die volle Ueberzeugung, als Protestant noch ein gutes Werk thun zu können gegen die überhand nehmende Katholikerei hat ihn erwärmt und geleitet. „Ich könnte nicht ruhig sterben," sagte er einmal, „wenn ich bei der von Gott verliehenen Kraft zu reden, hier geschwiegen hätte, wo alle Theologen schweigen. Und vor wenigen Wochen war der Herrliche schwer krank. Ich dachte zwei Tage hindurch, er könnte sterben. Und in diesen zwei Tagen mit welcher freudigen Ueberzeugung sprach er von seiner letzten Schrift! Gewiß, wer dem Throne Gottes nahe ist, täuscht sich nicht mehr und verstockt sich nicht!

Ich kam Ostern von meinem Jean Paul, von meinem Truchseß zurück, als die Schrift eben begonnen hatte. Sie schmerzte mich anfangs bei meiner grenzenlosen Liebe

für Stolberg, die ich als Knabe schon hatte, nur nicht für Stolberg's theologische Ueberzeugungen, und für seinen — wo er Gelegenheit hatte vorzubrechen — drückenden Aristokratismus. Meine Eltern verschwiegen mir auch sorgfältig alle Stürme, die Stolberg in unser Haus brachte. Sie wollten mir den Glauben an den Mann nicht nehmen, der so väterlich gegen mich war, der auch gegen meinen Vater gut war, wenn es die Leidenschaft ihm erlaubte. Mir war er durch die anziehende Kraft seiner Persönlichkeit manchmal ein Heiliger, zumal in der Zeit, als mein Vater 1796 sterbend lag. Ich müßte weinen, wollte ich weiter schreiben. — Stille davon! — Nun bekenne ich Ihnen, meine Neigung für Stolberg ist nicht mehr die selbige; oder vielmehr sie ist es noch, aber ich weiß, der Gegenstand ist nicht mehr da, wenn auch noch einer lebt, der Stolberg heißt. Ueber jenen Schmerz bin ich weg; die Wahrheit steht mir höher als der Freund. Ich wenigstens, in ganz anderen Ideen aufgewachsen als Sie, theurer Fouqué, erwarte viel Heil von dieser Schrift, sollte sie auch sehr viele, z. B. meinen Fouqué, zum Unmuth reizen. Ich unterschreibe Jean Pauls Worte an mich: „Deines Vaters Schrift wird als eine Congreve-Rakete durch Deutschland fahren, und glühend an dessen Schlechtigkeit zehren.“ — Ob Sie beistimmen werden, wenn Sie die Schrift werden gelesen haben, bezweifle ich. Aber den Wahrheitssinn des Verfassers werden auch Sie nicht verkennen. Auch Sie werden mitfühlen, wenn auch mit Schmerz, wie von Wahrheitseifer beseelt der alte Nestor Gleim seine Jünglingsfunken sprüht.

Ihren Thiodolf eigneten Sie Stolberg zu. Sagen muß ich's Ihnen, mich schmerzte diese Zueignung, wiewohl zu einer Zeit, wo ich fast schwärmerisch an Stolberg hing, und noch keine Zeile vom Briefwechsel mit Gleim gelesen hatte. Ein Protestant, dachte ich, darf den in dieser Hinsicht sündigen Apostaten nicht als Glaubenshelden (oder wie Ihr Ausdruck war) begrüßen. — Verargt mir der theure Fouqué diese Aeußerung? Gewiß nicht, sie ist ja mit nichts unreinem vermischt, und ja blos zu ihm gesagt, und Zeuge nur Einer, den wir Beide lieben. — Hinzufügen muß ich, daß ich Sie hätte an mein Herz pressen mögen, als ich Ihre herrliche Luthererzählung gelesen, die ich denn sogleich mit meiner lieben Mutter von neuem las.

Die Noth, in welcher der adliche Bund in Holstein den edlen Claudius ließ — doch laß ruhn. Einer sagte neulich, Claudius hätte schon büßen müssen, weil er kein Amt annehmen wollen. Da schwieg ich verachtend, und segnete zugleich im Herzen die wackern Elberfelder, die Claudius kräftig unterstützten. Gottlob, daß mein Vater in der Lage war, auch noch für Claudius Söhne beitragen zu können! Das that er recht mit Liebe für den edlen Verklärten.

So hätte ich wenigstens angedeutet, was ich auf dem Herzen hatte. Ich sollte weniger flüchtig geschrieben haben, aber zwei Collegia drängen noch heut; und erst vor zwei Stunden etwa empfing ich Ihren Brief, und ich mußte mein Gefühl über ihn bald vom Herzen sprechen. Leider kann ich heut vom Vater keinen Gruß bringen; aber der

Homer wird's gethan haben, den Engelmann schon vor acht Wochen für Sie in Empfang genommen.

Unwandelbar Ihr Freund

Heinrich Voß.

Claudius schreibt herrlich an seinen Sohn Hans: „Bleibe der Religion Deiner Väter getreu.“ So fühlte auch der edle Mendelssohn, der mehr Christ war, wie mancher Christ.

Heidelberg, den 7. December 1819.

Ihre Recension, theurer Fouqué, ist in der Druckerei, und ich erwarte stündlich die Correctur, die ich treu besorgen werde, wie von allem, was Sie mir künftig senden wollen. Vorschlagen möchte ich Ihnen 1) die Nibelungen von F. Rud. Hermann; 2) Saladin von Teuscher; 3) klass. Theater von Peucer; 4) Johanna Schopenhauer's Gabriele; 5) Zug der Normannen nach Jerusalem; 6) Ernst Schulze's bezauberte Rose, Psyche ꝛc. 7) Jean Paul's Hesperus. — Von Grillparzer's und Hofmann's neuesten Werken, die ich Ihnen vor allen nennen müßte, waren bereits Recensionen da, als Sie mir die schöne Hoffnung gaben, ich würde von Ihnen noch mehr erhalten. Mir ist nicht sowohl um lange Recensionen zu thun — zu viele lange könnten nicht einmal alle bei uns Raum finden — als vielmehr um treffende, die ja oft in wenigen Seiten, ja Zeilen können abgefaßt werden — und wer

könnte mir da willkommener sein, als ein Herzensmann von Ihrem Gewicht? — Daß Sie die neue Ausgabe von Jean Pauls Hesperus mit der älteren vergleichen, diese pedantische Arbeit muthe ich Ihnen im Traum nicht zu: ich dachte mir blos, die Erscheinung der neuen Ausgabe könnte als Anlaß ergriffen werden, dies Werk einmal wieder in's Gedächtniß zu rufen. So viel ich weiß, ist auch noch nie ein geistreiches Wort über diese Dichtung gesagt worden. — Das Honorar soll Ihnen regelmäßig gesandt werden. — Engelmann wird Ihnen selbst antworten; ich sprach ihn nicht, schickte ihm aber das Manuscript nebst einer Abschrift der ihn betreffenden Stelle aus Ihrem Brief, sobald ich diesen von Wilhelmi zurück bekam. — Mein letztes Brieflein werden Sie erhalten haben. Damals wußte ich noch nichts von Perthes Ausfall auf Voß, der jetzt in allen Zeitungen prangt, und seit acht Tagen, zumal in der Speierer Zeitung, 4. Decbr. nach Gebühr erwiedert ist. — Ich leugne nicht, solche Consequenzmacherei ist mir in der Seele verhaßt! Warum verklagt Perthes nicht, sondern will, daß man ihn verklage. — Ist denn arm gewesen sein eine Schande? — Wenn Perthes Ihr Freund nicht wäre, ich spräche hier über ihn, wie schon vor mehreren Jahren mündlich und schriftlich zu Truchseß. Das mag ihm aber Gott verzeihen, daß er den Löwen, der sich nie scheute die Lebendigen anzugreifen — in diesem Werke gar einen ganzen Stand — zu einem Aasfreßer herabwürdigen will! — Selbst die Andersmeinenden, und dazu gehört auch mein theurer Fouqué, der Ritter und Aristokrat, müssen dem

Verfasser des Stolberg-Aufsatzes das Zeugniß geben, daß er in der redlichsten Absicht, für Religion und Menschenwürde glühend, geschrieben. Mein Vater fragte mich neulich, wie wohl Truchseß und Fouqué über die Schrift urtheilen würden. Ich antwortete, die beiden Männer haben andre Grundsätze; sollte deren Beifall Ihnen werden, so müßten Sie sehr ungeschickt gearbeitet haben. Und dann fügte ich hinzu, was ich einige Zeilen vorher erwähnte. Und dennoch ist mein Truchseß mir wie ein Vater werth. Meinungen, auch die entgegengesetzten, sollten nie entzwein. Stolberg's Ueberschritt war eine Privatsache. Wäre sie es geblieben, so wäre nie ein Wort darüber verloren. Da aber so gar viele durch sein Beispiel noch jetzt nachgezogen werden, und sein unkritisches Buch so viele Leser findet — freilich in unsrer Gegend nur unter den Schwachen — da ziemte es dem, der sich von Gott berufen fühlte, ein warnendes Beispiel aufzustellen. Dies mein theurer Fouqué — pereat inter nos. — Ich wollte ich kennte Sie persönlich. Ich bin kein schlimmer Mensch, wie Ihnen Stolberg bezeugen kann, unter dessen Augen ich erwuchs. Leben Sie wohl. Gott segne Sie, und die Ihrigen.

Ihr

Heinrich Voß.

Adolph Wagner.

Adolph Wagner, geb. den 15. November 1774 in Leipzig, starb den 1. August 1835 in Städeln bei Leipzig. Ausgezeichnet als Sprachlehrer und Uebersetzer, auch belletristischer Schriftsteller.

Leipzig, am 23. November 1811.

Wohl habe ich mit süßer Rührung die Liebe und die edle Wahrhaftigkeit erkannt, womit Sie mir entgegentreten, mein theurer, vielgeliebter Freund! und diese kann auch ich Ihnen geloben, als unseres Bundes Gewähr. Wenn ich über dies, was so tief in mein Gemüth eingedrungen ist, nur dies sage, so entschuldigen Sie diese Wortarmuth, die ich mir so oft vorwerfen muß, gerade, wo ich mir Wortreichthum wünschte. Es mag aber wohl sein, daß man in solchen Fällen Vieles nicht aussprechen kann, noch soll; das große Wort der Liebe, dessen Sylben wir Menschen sind, spricht und ruft ja so laut an, daß es dazu kaum unseres Mundes bedarf. Darum erlassen Sie mir auch die Entschuldigung meines späten Schreibens; sie könnte ja doch nur das Wandelbare der Zeit und der Umstände in der Unwandelbarkeit meiner Achtung und Liebe zu Ihnen auflösen, und dies versteht sich ja wiederum von selbst.

Unterdessen habe ich mich doch viel und von Herzen mit Ihnen beschäftigt. Die Romanzen vom Thale Roncevaal ausgenommen, die mich noch erwarten, und das gemüthlich humoristische Galgenmännlein, welches ich früher schon sah, habe ich nun all' Ihre Produkte gelesen, selbst

zwei Schauspiele in spanischer Form, die sich mir ungesucht darboten. Gefreut habe ich mich des kecken Lebensmuthes, der in Alwin so lieblich ernst über dem bunten Wechsel untergeht, wie die Sonne über Sommerpracht. Es ist ein rascher Jugendlauf darin und eine schöne Uebereilung. Undine, wofür ich als Dankerstattung Ihnen nur das stille Entzücken mehrerer Männer und liebenswürdigen Frauen möchte schildern können, halte ich in Ton, Farbengebung und Zeichnung für unübertrefflich. Die Jahreszeit, welcher es gewidmet ist, wehet darin, und ein lebendiger Odem geht hindurch, der Naturkraft verwandt, welche Bäche und Flüsse austhaut und Blumen hervorlockt und Nachtigallen zu Gesang entzündet. Ueber den jenaischen Splitterrichter sollte Kühleborn gerathen. Den Todesbund, den ich in plastischer Hinsicht nicht gleich stellen möchte, seh' ich als eine tief überhängende Gewitterwolke an, durch welche ein Wetterleuchten geht, die sich aber furchtbar gesammlet im Norderhelden mit aller Pracht und Majestät donnernd entladet. Dort neckt das Geschick, hier höhnt es als Weltgericht tief in der Menschengeschlechterreihe gährend das herrlichste und bewährt so die Unmittelbarkeit der Idee. Ich finde den Styl wahrhaft dantesk, was am Ende freilich nicht mehr sagt, als der Sache angemessen. Dies Gedicht wird ewig stehen, ein herrliches Denkmal Ihrer Tiefe und Treue, womit Sie die Welt erfaßten. Im Waldemar sind die Elemente der Menschenwelt in göttlichem Frieden still verklärt, die in dem Ritter und den Bauern noch mit mehr Anstrengung gezähmt werden. Eginhard und Emma endlich sind an

treuer Einfalt und Liebe, altehrenfester deutscher Gediegenheit ächt dürerisch, und ich verweile so gern darin, als in einer gothischen Kirche. In summa in allen fühle ich, und ich denke jeder, die lebendige Seele hindurch, ohne welche man wohl zur Glätte und Polirtheit der Form, aber sonst nicht zu viel mehr kommen kann. Meines Bedünkens aber ist nur dem Deutschen vorbehalten, die Kälte und den Leichtsinn der Plastik mit der brütenden Innerlichkeit zu vermitteln eben durch Seele, d. h. etymologisch schon, Gesammtheit des Menschlichen. Sie tragen herrlich dazu bei und möge dies, wie die Lust aller Edlen an Ihren Werken zu immer neuen Schöpfungen Sie befeuern! Vergessen Sie ja nicht, mir Ihren Zauberring, sobald er fertig ist, zu senden!

Wenn ich so, indem ich Ihnen etwas von meinen Arbeiten beilege, Ihnen gegenüber treten muß, so thue ich das fürwahr nicht ohne Schüchternheit Ich bin minder sanft vom Weltgeist geführt worden, als ich wohl gewünscht hätte; doch gern stelle ich meine Wünsche hinter seine Fügungen zurück. Nehmen Sie das Wenige mit Liebe auf! Die Oper al maggior offerente kann ich Ihnen nicht senden, weil sie noch in dem versteinerten sächsischen Schlendrian gefangen liegt beim Hofmarschall Vitzthum, und ich keine Abschrift davon habe. Es sollte mich gar nicht wundern, sie nicht wiederzusehen, wie viele meiner Arbeiten, da sie meist als Recensionen philologischer und poetischer Werke, als Abhandlungen in Zeitschriften zerstreut sind. Die Abhandlung im Prometheus über den Scherz, oder das Komische halte ich für tief gegriffen

und wohl begründet. Arbeiten, wie Julius Cäsar ꝛc. würden Sie nicht interessiren, wiewohl sie mit Lust und Fleiß gemacht sind. Dieser Kreis von Beschäftigungen, verbunden mit meiner Schreibescheu hat mich an das Liebere wenig kommen lassen. Meine Schauspiele bewegen sich in einer andern Sphäre, als die Ihrigen. Noch sind sie nicht gedruckt. Reimer, dem ich sie sendete, hat sie mit der jetzt wohl glaublichen Klage über die Zeit zurückgesendet, und so erwarte ich anderswoher Antwort. Ich gestehe gern, daß die Schwierigkeiten, etwas unterzubringen, wenn man nicht Empfehlungen von Freund Hinz an Freund Kunz hat, mich läßiger gemacht, als ich ohnedies sein würde, und so bin ich nach innen getrieben worden, daß Privatstudien mich mehr anziehen, als das Schreiben. So jetzt die Religionen der Völker, ein weit verzweigter Gegenstand unter der herrlichen Idee: Religion als Angel der Welt, Sprache ihre Zunge, Alles Ein Gewächs, ein Schlingkraut, das sich durch Jahrtausende herabrankt, eine Pipala, deren erdwärts gebeugte Sprößlinge selbst leicht und schnell wurzelnd neue Bäume bilden. Da kommt man vor Lernen und Sehen wenig zum Schreiben, und das Organbilden hat seine Freuden, wie der Organgebrauch. Das ist aber meine höchste Freude, daß noch immer die Besten und Edelsten, oft unbekannt, sich mir befreundet, und mir treu geblieben sind. Wenn ich Ihnen Johann Arnold Kanne nenne, so nenne ich den Liebling meiner Seele, meinen Vielgetreuen, einen Mann, hart wie Stahl und weich wie Wachs, die Ausgleichung des Entgegengesetztesten in Einem, einen kennt-

nißreichen Geist, wie selten, und eine lebendige, unschuldige Seele. Doch genug! Das Herz ging mir auf in Ihrer Nähe und so darf ich wohl sagen, daß ich mich Ihrer Liebe nicht unwerth fühle.

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb und erfreuen mich bald mit freundlicher Antwort!

Ihr

A. Wagner.

Sie haben sich doch an Göthe's Biographie gefreut? Sie will im Allgemeinen nicht viel Eingang finden; die Menschen können nicht begreifen, was freilich als Idee hier durchgeht, daß der Mensch nur ein Spiel zwischen Welt und Intelligenz sei, oder Geschichte und Natur. — Falk hat den Shakespeare'schen Coriolan bearbeitet; mich dünkt es ein kräftiges Ebenbild. Er hat sich dabei gegen die preußische Uebersetzertaktik, das dem Genius mit der Lampe Nachleuchten erklärt. Ein Berliner Berichterstatter hat es zwar um einer untergelegten, einseitig politischen Beziehung willen getadelt; indeß widerlegt sich dies von selbst, und wenngleich die Menschheit mehr ist, als der Adel, so ist doch gut, auch die Idee des Adels in ihrer angebornen, unbestreitbaren Trefflichkeit angespielt zu sehen.

Nochmals herzlichen Gruß!

Leipzig 7. Jänner 1812.

Herzinnigen Gruß und Handschlag zum neuen Jahre, lieber, tiefer Mann! noch lieber sagt' ich Fritz, theils der Erinnerung wegen an den Humor, womit mein Arnold

sich so nennt, theils, weil Liebe die Individualität des Geliebten gern in den schärfsten Umrissen fixirt: und das darf, oder muß ich vielmehr Ihnen sagen, wenn Sie mir so fort immer näher und näher treten — tüchtige Naturen gewinnen in und durch Nähe, wie untüchtige dadurch verlieren — so kommen Sie auf den Platz neben Arnold in meinem Herzen. Dies unbefangene, freudig anspruchlose Geständniß sei meine Strena, die Sie freundlich aufnehmen mögen, weil ich ja doch nichts schenken kann, als Liebe. Und thue ich denn überhaupt damit mehr, als Sie? Lieber Mensch, Sie haben mit Augen der Liebe mein Uebersendetes gelesen, und wie ich Ihnen dies danke, ja mich des Auges freue, das sehend leuchtet und leuchtend sieht, so fühl' ich doch, weil ich es redlich mit mir meine, wie weit ich noch hinter mir, und, was diese Chrysalide von Ich sprengen muß, hinter der Idee bin. Dies Gefühl ist der bittere Kelch der Endlichkeit und die Erfüllung des: „im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" Ich leere den Kelch täglich, wie es denn sein muß, wenn man auf mehr bauet, als sein leidiges Schneckenhaus.

Ihrer verehrungswürdigen Frau, die ich ehrfürchtig zu grüßen bitte, benehmen Sie in meinem Namen nur getrost alle Schüchternheit wegen Herausgabe des mythologischen Werkes. Im Gegentheile soll sie es frisch in die Welt senden, und dann auch mir, wie ich Sie darum und um alles Schöne, was Sie uns noch lange schenken mögen, ein für allmal herzlich bitte. Schon daß sie, als Weib, sich unmittelbar an das Gemüth wenden wird, begründet eine sehr anziehende Differenz zwischen ihr und

Kanne, der sich unmittelbar nur an Geist und kenntnißreichste Kombinationsgabe wendete, und, wie Görres in seiner nobel gearbeiteten Mythengeschichte der asiatischen Welt sagt, die mythischen Systeme in ihren tausengliedrigen Extremitäten faßte, wo sie ganz Blüthe werden und Bild und Wort. Kanne's hier fragliche Werke, die erst später werden gewürdigt werden, sind allerdings bereits erschienen; eines: erste Urkunden der Menschengeschichte, das andere: Pantheon der ältesten Naturphilosophie, die Religion aller Völker, sind aber immer nur Vorläufer mehrerer z. B. seines Chronus und einer Panglotte. Wie aber schon der Krystall der Idee in die kleinsten Krystallen, die aber in streng gesetzlicher Form oder Figur immer nur jenen wiederholen, von ihm mit der Kühnheit des Wissens zerschlagen, ein geübtes scharfes Auge fordert, welches ein continuum auch als contiguum und umgekehrt fassen kann. So ist auch seine Unbeholfenheit in Form, worüber wir oft scherzen, ein Hinderniß und Wall gegen das Eindringen der Menge. Ein tiefer Sinn wird freilich hier das große Spiel der Natur im Kleinen wiederholt sehen, die ihre göttliche Einheit nur im Widerspruche offenbart, d. h. in, mit und durch die Fülle des Einzelnen; aber wie und weil die Natur nur Ein Wunder ist, so pflegt man gemeinhin nirgends eines zu sehen. Der Keim und das Schema dieser wahrhaft in die Tiefe der Gottheit fromm versinkenden Untersuchung war (Sie werden es kaum glauben) die höchsteinfache und eben darum geniale Entdeckung des Trefflichen, daß Labial-, Dental- und Gutturalhauche ein höchstwichtiges Moment in der Physik

der Sprachen seien. Er erwies diese Idee, und eruirte sie zuvörderst an dem Griechischen und Lateinischen mit dem Deutschen, und zeigte so die innigste, leiseste Verwandtschaft dieser Sprachen. Schon innerhalb dieser Sphäre zeigt sich dem unbefangenen Blick, wie Sprache gegenüber einer Sprache, und dann wieder Mundart vor Mundart in den eigenthümlichsten, unvereinbarlichst scheinenden Worten, in der reichsten Fülle von Bildungen eines ganz einfachen Stamm- oder Wurzelwortes eine und dieselbe Idee bespielten. Es entdeckte sich im Verlauf, daß dies in allen Sprachen Statt finde, daß alle nur Zweige eines Stammes seien, daß in den Sprachen und ihren Worten die endlichen Trümmer der Idee liegen, als Hülle mythologischer, d. i. im höchsten Sinne religiöser Weltansicht, daß demnach bei diesem unverkennbaren geistigen Organismus aller Nationen die Religion der Angel und das Band der Liebe sei, in und an welchem die Welt geht. Hiermit war ein Urstand der Menschheit, der vor alle geschriebene Geschichte fällt, gegeben, und die Mythologie kennt demgemäß nur Götter, ihre ersten Menschen und Könige sind Götter, der Mensch blos ein deteriorirter Gott, das Fallen aus der göttlichen Ureinheit, Sünde, die Endlichkeit aber auch noch Zurückringen zu Gott. Darum spielt die Idee der Zeugung eine so wichtige Rolle, weil Grund des Besondern und Realen, des Weibes. Sie sehen aus dieser, nur in Bruchstücken gegebenen Ansicht, die in's Unendliche gliederbar, und deren Thema: Alles ist Gott, und Gott ist Alles, wie hiemit die wichtigsten Probleme von Freiheit und Nothwendigkeit ꝛc. ꝛc. gelöst

werden in dem großen Leben der Welt, und wie dies allein wahre Geschichte des menschlich-göttlichen Geistes ist. Die Einleitung zum Pantheon ist das Klarste und Frömmste, was Kanne hierin ausgesprochen, da er sonst eben nur disiecti membra dei gibt, und eben, weil sie das sind, ihre Anerkennung in Gott fordert. — Verzeihen Sie das Lehrhafte in diesen Andeutungen, wie das Lückenhafte, indem ich nur die Idee etwas näher beleuchten wollte, als sie Ihnen, bei der Unbekanntschaft mit Kannes Werken, stand. Daß Sie, wie alle Herrliche, in ihr leben, weben und sind, wird Obigem Verzeihung bewirken.

Ich lege Ihnen im Namen des Herausgebers, Alruna bei, mit der Bitte um einen Beitrag dazu für das künftige Jahr. Es soll, wie Sie sehen, altdeutsche Art und Sitte rein darstellen. Müller, der Sie achtet und ehrt, hofft, daß Sie ihm diese Bitte nicht abschlagen, und freuet sich dieser Zier im Voraus. Er meint es recht und redlich mit der Sache, wenn er auch bescheiden genug ist, für die poetische Gestaltung derselben nicht so viel thun zu können, als Andere, und besonders Sie, lieber Wackerer!

Für die gütig beigelegte Adresse danke ich. Vielleicht kann ich sie brauchen; denn noch habe ich keinen Verleger. Ich erwarte Antwort von einer Wiener Handlung, welcher ich sie anzutragen veranlaßt wurde.

Ihr männlicher Abschied von dem kühnen Kleist hat mich um so mehr gefreut, da ich gleich vorher in dem Morgenblatte ein empörendes gottlos hübisches Geschwätz über seinen Hintritt fand. Ich kenne die Umstände zu wenig,

bin auch zu altgläubig, um Willkür hierin zu rechtfertigen: aber auch die irrende Kraft ist heilig, ein schwächlicher Irrthum dagegen widrig. Er war immer ein edles Gefäß deutschen Sinnes. Jammer und Schade, daß er es übermüthig zerschlug! Aber die Hunde unter dem Tisch sollten nicht bellen.

Mit inniger Sehnsucht sehe ich Ihrem Zauberring entgegen, und dem Album wünsche ich das fröhlichste Gedeihen. Ich würde sagen, wir brauchen solche Gestalten, wenn nicht der Sinn, der sie beschwört, und ihre Reue kennt, dasselbe Erfreuliche, nur auf andere Weise, Gegenwärtige und Gegenständliche wäre. Des Deutschen Reich ist, wie das des ächten Christen, nicht von dieser Welt; er ist ein ewiger Jüngling, der es weiß, daß in seines Vaters Hause viele Wohnungen sind. Leben Sie wohl, und möge meine Liebe Sie erfreuen, wie mich die Ihrige! Von ganzer Seele

Ihr

A. Wagner.

Leipzig 12. März 1812.

Wäre Ihr lieber Brief, mein herrliches, liebevolles Herz, nicht später geschrieben, als das gedruckte Datum besagt, oder hätte die Buchhändlersäumniß diesmal sich vergessen, oder könnten wir überhaupt miteinander und mit der Liebe rechnen, so würde ich beschämt einige Entschuldigungen, jawohl gar Rechtfertigungen hervorbringen. Aber alles dessen bin ich überhoben, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihren vom 24. Jänner datirten Brief erst am 5. März erhielt. Ich konnte also

Ihrer ehrenvollen Einladung nicht eher danken, als jetzt, und ob ich ihr würdig danke, überlasse ich Ihnen durch Aufnahme oder Verwerfung beigehenden Aufsatzes zu entscheiden, wozu mich Ihre Aeußerungen über Kleist veranlaßten. Was dort von ihm, zum Theil Ihrem Wunsche gemäß, gesagt wird, streichen Sie, wenn Sie es thunlich finden, kurz, schalten Sie damit nach Gefallen. Als einzelne Aeußerung kann ich es nicht einrücken lassen, schon darum, weil ich selbst mit dem Morgenblatte, dem Einzigen, wohin ich sonst Einiges lieferte, außer Verbindung bin, und das Ganze gegen die dort hausende philosophie du jour gar zu sehr verstößt. Möchten Sie aus meiner Bereitwilligkeit sehen, wie sehr mich Ihre Zusage für Alruna erfreut; Müller, der Ihnen herzlich dankt, erbittet sich die Beiträge bis zum Junius, da er den Ihrigen gern eröffnen lassen möchte.

Ich habe diesen ganzen Winter ziemlich kränklich und mißmuthig verlebt; doch hat mir der Himmel durch Ihre und Kanne's Innigkeit recht herzlich frohe Stunden geschenkt, die Alles aufwiegen. Kanne läßt Sie vielmals grüßen, und über das Unternehmen Ihrer lieben Frau, wovon ich ihm neulich schrieb, schreibt er mir vor einigen Tagen Folgendes: „Die F. soll ruhig ihre Sache fortmachen, und sich erinnern, wie herzlich gut es ablief, da der gute Yorick jener Dame im Aus- und Eingang des Theaters begegnete.“ Und dies wünsche auch ich, damit wir um so eher das Werk bekommen, und uns daran erfreuen mögen.

Wir sehen uns gewiß einmal, das fühl' ich, obwohl Berlin an sich mich nicht reizt, die wackern, edlen Männer ausgenommen, die jetzt dort sind. Daß ich Sie vor Allen aufsuche, versteht sich: ich weiß das Beisammensein im Raume wohl zu schätzen.

Zuletzt will ich Ihnen noch etwas zu lächeln geben, indem ich Ihnen sage, daß ich mit einer sinnigen Gesellschaft und vor einer, künftigen Mai etwa unfehlbar Ihr Eginhard und Emma, aufführen werde. Da die öffentlichen Theater Misere bringen, so thut man wohl, sich zuweilen an dem Bessern zu ergötzen. So gaben wir vor einigen Wochen „die Andacht zum Kreuz" zur Zufriedenheit der Bessern. Leben Sie wohl, mein herzlich geliebter Fritz, grüßen Sie Ihre Frau, behalten Sie mich lieb, und schreiben Sie bald

Ihrem

A. Wagner.

Leipzig 2. Mai 1812.

Erst heute erhalte ich das Schwert des Zauberers, das Ihr Brief voll sanfter Wehmuth schon in meinen Händen glaubte, als er am 23. des v. M. ankam. Herzlichen Dank in Müllers und meinem Namen für diese Zier der Alruna! Es hat Norderkraft, Tiefe, Kürze und Schauer. Sie haben eine Zone der Dichtung gewählt, in welcher Sie einzig stehen, und mir stellen sich Ihre Producte immer, wie die sieben griechischen Jahresabtheilungen dar, worin Sie nun bis zur schönen ὄπωρα gelangt sind.

Habe ich aber schon immer das heitere Reifen und Fruchtbringen Ihres Geistes mit innigster Theilnahme gewünscht, so stieg dieser Wunsch bei Empfang Ihres letzten Briefes bis zum heißesten Gebete. Diese Wehmuth hätte mich ohnedies und ohne die Kraft des Glaubens an das Gedeihen des wahrhaft Edlen ängstlich gemacht. O nein, lieber, herzlieber Fritz, Ihre Stunde hat noch nicht geschlagen, schlägt noch lange nicht. Wohl aber weiß ich, daß eben diese Schmerzen nur die süßen Geburtsschmerzen, dieser Todtenglockenhall in uns nur das schmerzlich-süße Ostergeläute ist, das aus dem Lande der Auferstehung herübertönt über die Trümmern des in sich hinein zusammengestürzten Menschen, wie mit den Mystikern der tiefsinnige Bau, der den dermaligen Stand des Menschen auf der Welt nennt. Daß aber jene Schmerzen in Ihnen so frisch sind, weil es Ihre Natur selbst ist, dies macht Sie mir nur würdiger, ach, und lieber und lieber, wie die Jugend selbst. Denn auch da, wenn die physische Reife nun eingetreten und der Geist nun dem Menschen eingeboren wird, das zweite unmittelbare Geschenk der Liebe Gottes, auch da, wenn das Göttliche, mit der heiligen Kraft der Natur im Lenze, mächtig aus allen Blüthen aufbricht, dehnt und sehnt sich die Seele in den furchtbarsten, Vernichtung drohenden, aber doch seligsten Schmerzen, und es ist ein Liebesringen aller Kräfte in uns, das eben kein Analogon in der Natur hat, als das physische oder reale Gebären des Weibes, welchem nun dieses ideale, ethische im Manne gegenübertritt. Was der Mann von da an giebt in Gesinnung und That, ist doch auch nur

Frucht der Liebe, die Welt seiner Kraft, das Abbild der Urwelt, aus welcher er mit der physischen Geburt verstoßen ward, aber immer um die Freiheit zu prüfen, und zu erkennen als Zwillingsschwester der Gnade, die eben die heiligste Nothwendigkeit ist, und Mutter und Tochter zugleich, wie jene und alle göttliche, d. i. eben alle Momente der Zeugung. So sind wir Männer als Herren der Schöpfung gesetzt, eben weil unser Gebären in der edleren höheren Sphäre vorgeht; aber auch die Frauen, wiewohl niederer als wir, gewinnen an Adel; denn, ist Gott die Liebessonne, so ist die ihre ihr Abendroth, die unsere ihr Morgenroth, und die Nacht ist das Fluthenbett, worin die Liebe schläft, dem Aufgange entgegen untergeht. Und so ist ja überall Liebe und Freude, die in dem herben Schmerzenkeime sich zur Süße emporringt, aus der Nacht in das Licht, und so ist ja ein würdiges, freies Leben die innere dauernde Osterzeit und Osterwelt, die klar vor uns liegt, gegen Morgen, verhüllt gegen Abend, und die sich so nur darum uns darstellt, weil das wackere Schauen am Morgen sich wiederum durch den Schlaf in der Nacht kräftiget. — Darum, mein herzer Fritz, erfreuen mich diese Ihre Schmerzen, wie sie mich bekümmerten, und wenn ich in Obigem sie mit weiblicher Hingebung theilte, so ist auch dies die liebende Besorgniß eines Bräutigams vor der Ehe. Was aber der Mann gesprochen dabei, das komme ja Ihrer Frau nicht zu Ohren, oder Augen; sie würde in der Mischung von Stolz und Demuth die letztere übersehen, und wir würden sie nicht begütigen, wenn wir sagten, daß ich mit dieser letzten Aeußerung eben auch

den Frauenstolz anerkenne. Lieber sagen Sie ihr, daß ich mich bekümmert, ihre mythologischen Briefe diese Messe noch nicht vorzufinden, und das ist doch nicht minder wahr. Wie viel Gutes bleibt diese Messe aus! Sie wird für die schlechteste gehalten seit vielen, vielen Jahren; ich habe noch kein einziges neues Product gesehen, „die Musen" ausgenommen, die aber eben versendet wurden, und also noch nicht von mir gelesen. Schelling's polemische Schrift gegen Jacobi war bis zur Messe das einzig erfreuliche Größere, das uns zukam. Seine „Weltalter" sind nicht fertig.

Die Vorstellung von Eginhart und Emma soll und muß allmälig reifen, auch schon, weil wir eine Decoration zum Schloßhof malen lassen, und dies wegen der Bogenfensterperspective seine Schwierigkeiten für ein Privattheater hat. Auch habe ich trotz aller Bemühung keine Abbildung des Aachner Schlosses finden können. Die Basilika, von Karl erbaut, ist aus Ciampini vett. monum. in d'Agincourt, und einige dort befindliche Gebäude aus dieser Zeit müssen zum Vorbild dienen, wiewohl der Schloßhof weniger Charakteristik des Styls erfordert. Haben Sie darüber Nachweisungen, so theilen Sie mir sie gütigst mit, wie überhaupt, was Sie über Costume und dergleichen denken. Karl, den ich wahrscheinlich selbst spielen werde, wenn sich kein Besserer findet, habe ich mir aus „Ciampini" abzeichnen lassen, wo Manches mit Eginharts Beschreibung in Karls Leben übereintrifft. Er hat da eine weiße Tiara, oder wie man den Hauptschmuck nennen soll, oben die Lilie, das Diadem wie geflochten, ein blaues

Unterkleid, wie eine griechische Chiton, gelbe Hosen, etwa orange, die blau auslaufen, weiße Beinkleidung und erdfahle Schuhe, am Mantel einen Kragen, der fast wie ein Ringkragen aussieht. Indeß glaube ich, daß Manches auch hier idealisirt werden muß, da doch die Beschreibungen nicht immer ganz anschaulich sind. Dort hat Karl einen Bart, von welchem Manche nichts sagen. Daß übrigens Turpin in seiner Beschreibung der Gestalt fabelhaft ist, ist mir lieb. Da sie, wie Eginhart sagt, eminens war, quae tamen justam non excederet, so kann ich, der wohl Manneslänge hat, ziemlich nachhelfen. Sie sollen Alles pünktlich und ausführlich erfahren. Daß mehr Liebe und Sinn in dem Ganzen walten wird, als auf öffentlichen Theatern bei der jetzigen Misere zu erwarten steht, dafür bürge ich; denn diese Misere mag sich, im Selbstgefühl, gar nicht an etwas Geistreiches wagen.

Leben Sie wohl, und rechnen Sie mir nicht zu, daß ich erst jetzt schreibe. Ich wollte erst die Erzählung in Händen haben. Herzlichen Gruß Ihrer Frau von mir! Sie aber umarme ich mit Jünglingsglut und Mannesstärke, ganz und immer

Ihr

A. Wagner.

Leipzig 2. Juli 1812.

Schon längst, herzliebster Fritz, hätte ich Ihnen geschrieben, ja schreiben sollen, hätte ich nicht, wie ein Kind die Christnachtspielsachen, mir die Freude aufzuheben gedacht, über Ihren Zauberring mit Ihnen zu sprechen.

Ich sah ihn hier versenden, und meinte schon jene Freude näher; denn nur gleichsam unmittelbar aus Ihren Händen sollte er, wie Sie ja selbst wollen, in die meinigen übergehen, und erstdann fühlte ich, würde ich ihn mit rechter Andacht und Innigkeit lesen. Flüchtig ihn berühren mochte ich nicht; denn flüchtige Liebesberührung flößt mir Scheu ein, so daß ich an dem so Berührten gleichsam das Mimosenphänomen wahrzunehmen glaube. Also warte ich's ab, lasse dann das Werk mildwarm und langsam in mich eindringen, wie Frühlingsschauer, und wenn dann mein Gemüth einige Blüthen treibt, so duften sie Ihnen, und strecken ihre Staubfäden Ihnen entgegen, als dem Lichte, das sie eben erschloß. Möchte es meiner Unbeholfenheit nur gelingen, Ihnen dann die Erinnerung an „das blühende Kind" wieder lebhaft vor die Seele zu rufen! Aber wer möchte das überhaupt, und wer möchte es auch können, oder dürfen? Die geschlossene Selbstständigkeit des Geschaffenen, wie der in freudiger, großartiger Hast hinstürmende Trieb und Drang des Schöpfers, fordern ja dies Schließen und Oeffnen, diese Systole und Diastole des Dichterherzens. Ist ja doch das Schaffen die Gegenwart und das Leben, das Geschaffene nur sein Abklingen, und wehe uns Umstehenden und Schauenden, wenn wir über die Chrysalide den Flug entfaltenden Schmetterling, über den Metallkönig seinen Silberblick vernachlässigen! Wir bringen uns selbst um die reinste Freude. Die Fülle der Dichterwelt, die sich in Lettern vor uns aufschließt, ist ja doch nur die Jacobsleiter, auf welcher Engel hinauf und herunter steigen, aber die große heilige Lichtrose, aus deren

Kelche sie allzumal hervorgehen, sie ist in der Tiefe deiner dem Dichter verbrüderten Brust, in der Ausgleichung eures beiderseitigen Wesens. Auf die Mutterstadt bezieht sich ja natürlich die Pflanzstadt, auf den Himmel die Erde, und was ist ein Dichterwerk anders als die Ansiedlung der überzähligen Himmelsbürger auf Erden? — Aber wie lieb und heilig, mein Fritz, sind mir diese Ihre Schmerzen, welche mich zu dem Gesagten veranlaßten! Eben sowohl, weil sie Vor- oder Nachwehen erfreulicher Geburt sind, als weil die ewige Liebe mir vergönnt hat, einige, wenn auch nur schwache, doch tröstende Lichtstrahlen durch meine Seele in die Ihrige fallen zu lassen, und ich bitte Gott recht innig, so oft ich zu Euch lieben Freunden rede, deren Liebe mich für manches Unbill entschädigt, ja unberührbar macht, daß er meine Seele stets so krystallhell sein lasse, daß Ihr sie gern durchschauet. Ihr werdet dann sehen, daß Ihr meine Freude und mein Stolz seid, und daß ich doch der Demuth nicht entbehre. —

Hitzig wird Ihnen eine Anzeige der Dippold'schen Skizzen der allgemeinen Geschichte zur Einrückung übersenden. Ich habe Vieles nur fern und leise angedeutet, was ich in der Ansicht der Geschichte für verfehlt halte, und das Lobenswerthe nach Kräften hervorgehoben. Hitzigs edle Absicht läßt mich meine Bitte mit der seinigen vereinen. Wollten Sie für ein künftiges Heft etwa mein kleines Drama: „ein Augenblick," in Alexandrinern aufnehmen, so würden Sie mich erfreuen, und ich sendete es Ihnen nächstens. So möchte ich Sie auch, wenn es sein könnte, um das zweite Heft der Musen bitten.

Zu Eginhardt und Emma ist bereits eine Zeichnung gemacht, über deren Zweckmäßigkeit ich noch nicht einig bin. Der Sommer und Kränklichkeit hat mir einen Unternehmer entführt, der die Aufführung aufschiebt, aber nicht aufhebt. Ihre Nachweisungen danke ich Ihnen und werde sie gewiß zu Ihrem Preis nützen.

Neulich (und heute wieder) ward hier der „Oedipus" von Klingemann gegeben, eine populäre, modernisirte Paraphrase des Sophokleischen. Die hiesigen Kunstrichter waren sehr damit zufrieden, und das Publikum rief sogar dem anwesenden Verfasser ein Vivat. Auf mich wirkte es nur störend, indem die Gediegenheit der Gestalten durch leeren Wortschwall, lyrische Krämpfe, verweilende Circumstere von Gewissensbissen über Nebensachen und Großmuthshader verwischt und verrenkt war, der Gang des Ganzen aufgehalten, und so die Nothwendigkeit der Verunglückung eines solchen Unternehmens bestättigt ward. Der Olymp und der Orcus wurden häufig gestürmt, aber vergebens. Zur Beruhigung und Sühne, die in der Sophokleischen Trilogie im Oedipus auf Kolonos so schön und geheimnißvoll feierlich dargestellt wird, erscheint hier Teiresias wieder, und verkündet Oedipus unter Donnerschall die Gabe der Weissagung. Der herrliche Chor ist in einen alten Prediger, und etliches unnütze Gefolge zusammengeschrumpft, wie Löwen unter uns zu Katzen werden. Oedipus coquettirt, ehe er es thut, mit der Augenausstechung, und was nicht alles für Mißgriffe! Sie verletzten mich um so mehr, da ich noch vor zwei Jahren zum Behuf einer nicht erfolgten Aufführung den Sophokleischen

Oedipus übersetzt hatte, und nun mich alles wieder durchdrang, was ich damals gedacht und geordnet hatte. Es zerschlug sich, wie so manches Lobenswerthe, an der Stumpfheit einiger convenienzmäßig nicht zu übergehenden Personen. Ein früherer Versuch mit Wiederheraufbeschwörung des griechischen Chors, soweit Zeit- und Ortverhältnisse es gestatteten, über alle Erwartung geglückt und eindringlich, noch jetzt im Gedächtniß mancher Zuschauer frisch, berechtigte mich zur Hoffnung größerer Vollendung in griechischem Styl. Ich hatte damals, auf die Analogie der Metrik und Musik bauend, selbst fünfzehn junge Leute in Tact und Maaß sprechen gelehrt, sie mit musikalischen Ausdrücken in Rücksicht der Declamation dirigirt und in Strophen, Antistrophen verschiedene tourenähnliche Umgänge angegeben. Das Ganze machte einen imposanten Eindruck und gewährte einen heitern genußreichen Abend. Alles trat in diesem modernen Oedipus wieder vor mich, und was konnte mich noch erfreuen?

Leben Sie wohl, grüßen Sie Ihre Frau herzlich und halten sich meiner innigsten Liebe stets überzeugt. Erfreuen Sie mich bald mit Antwort und Buch. Mit Gott!

Ihr

A. Wagner.

Den 21. August 1812.

Mein Herz, liebster Fritz, hat Ihnen schon früher gedankt, als diese noch fieberstürmischen Züge. Ich hatte Ihnen in dieser Zeit recht viel, oder auch recht wenig

zu sagen, je nachdem sich mir Dichtung oder Dichter tiefer in's Herz senkte. Was könnte ich Ihnen aber Genügendes über den herrlichen Zauberring sagen? Er sagt für sich mehr, als ich und unsere Zeit, aus der er geboren und doch auch wieder nicht geboren. Da bewegt sich eine Welt voll Kraft und Anmuth, und wie die Natur von unmerklichen Anfängen steigend schwillt bis zur Mittagshöhe ihres Seins, im Wandeln das schon Fertige wieder aufnehmend und neu gestaltend, und abwärts schreitet, ihre Liebesfülle und Ueppigkeit sänftigend, so dies Werk. Bald war es mir, als wandle ich in den innersten Säulenhallen der Erde, wo die herrlichsten Edelsteine in dem schmeichelndsten Wechsel wohlthätig das Auge ansprachen, bald sah ich es wieder als eine Palme in schwanken Strahlenzweigen sich auseinanderlegen, bald gemahnt' es mich wie ein erschlossener Blumenkelch, dann wieder wie ein von der Erde freigegebenes Blumenchor, das nun mit kühnem Lichtdurst sonnenwärts fliegt, und dann war es mir wieder das erste Kindlein schuld- und neidloser Liebe, wie es sich züchtig jungfräulichem Schooß entwunden und nun mit hellen Augen in die Welt hineinleuchtet. Am liebsten dacht' ich mir's immer, wie einen silberhellen Strom, in dessen immer weiter und weiter lockenden Windungen sich die mannichfaltigst bewachsenen und bebauten Berge zu beiden Seiten spiegeln. Aber ich weiß es wohl, dies alles trifft nicht Alles. Von welcher Seite ich es aber betrachte, ob von dem schlicht-edlen, treuherzigen Sinne aus, dem es entfloß, oder dem innern Bau und Gefüge, oder der Gruppirung des Einzelnen,

oder der pittoresken Darstellung, allenthalben weht mich ein altgläubiger, frommer, kindlich tiefer Geist an, der nun eben kein passenderes und eigenthümlicheres Bezeichnungswort hat, als deutsch. Dieser ist in reicher Fülle und ich möchte sagen, mit großartiger Milde darüber ausgegossen und die kleinste Partie schwimmt in diesem Tone. Von hier aus, wo deutsch auch gleichbedeutend mit rein menschlich ist, und das Individuelle nur treuer das Centrum in sich abspiegelt, ist mir die Identität des Hugh, Uguccione ꝛc. die sich durch das Ganze zieht, eine eben so nothwendige, weil aus der Idee fließend, als schöne Aufnahme und Ausgleichung des Deutschen und Menschlichen. Eine andre merkwürdige Seite ist mir das Christenthum, wie es hier frei in schönem Leben ausgeprägt wundersam schmückend und bindend einhertritt, und das Heidenthum, wie es in trübem Spukscheu sinnverwirrend auftritt. Das letzte zieht schwer, stumm und erhaben wie ein Gewitter, oder rasch blendender Gewalt wie ein Blitz die Sehkraft abstumpfend einher, aber eine in österlichem Gottesfrieden hochkreisende, milderquickende, den Erdschooß wundersam erschließende Sonne steht das erste darüber. Dazu ist das gegenseitige Spiegeln der Gemüths- und der äußern Welt, wie sie sich hier so leicht gleichsam ergänzen und erklären, ja wie zwei raphael'sche Kinder ahndend in einander hinein nicht blicken, sondern scheinen, eine herztiefen Genuß gewährende Dichterkraft. Denn nicht blos die Schöpferkraft und der Typus ist Einer für Natur und Geist, sondern auch die Geschaffenen sind ein Liebesreigen, und schwingen sich ineinander und durchdringen sich wie Zeit

und Raum, der Boden, auf welchem sie auftreten, selbst. Dies nun, hier immer durchhinziehend, giebt dem Werke eine Frische und Lebendigkeit und Reife, die ich am liebsten der der vollen schwellenden Traube vergleichen möchte. Ja, mein guter, herzlieber Fritz — ach die Liebe kann doch nicht im Worte vereigenthümlichen, wie im Herzen, oder im Leben, aber sie soll es auch nicht können, weil dann das Eigenthümliche sich selbst lös'te — wer so dichtet, in dem ist der göttliche Weltwiderspruch herrlich gelöset und sein Leben ist sonnenhell. Gott erhalte das Ihnen, daß wir andern Aermern an diesem Sonnentisch uns noch lange laben und ergötzen!

Auch Ihres Alboins hab' ich mich erfreut. Das φθονερον τι το θεῖον des guten Altvaters Herodotos ruft mächtig daraus an, aber die Sonne geht doch freundlich unter über Kunimunds Schädel und Alboins Grab. Ihm betten edle, milde Freunde, recht als ob der Freunde Brust der Grabhügel wäre, aufgethürmt über seinem Grabe, ihrem Herzen. Ihr Reueschmerz ist sein schönstes Grablied und Ros.: Er hat's gewollt die Freiheit seines Unterganges. Ich freue mich, es gedruckt zu sehen, denn das macht das Werk mir gleichsam selbstständiger, obwohl die Handschrift zu lesen dem Freund auch eine liebe Handleitung war. Mir theilte es Jasper, der Besitzer der Weygandischen Buchhandlung mit, der es, höre ich, nun drucken wird. Ich hoffe es noch lieber zu gewinnen; hab' ich doch den Zauberring schon zweimal gelesen und lachen Sie das Kind nur aus! — kann ich ihn doch kaum heute noch einem Mädchen leihen, das mich darum bittet.

Daß Sie in Kanne schwimmen freut mich und ich halte Sie beim Wort, mir nach vollendeter Fahrt mehr und ja recht viel darüber zu schreiben. Sie werden sich dann auch wegen der hebr. Sage mit ihm vereinigt haben. Denn ich gestehe, daß ich Sie hier noch in einem Irrthum befangen glaube. Der Orient überhaupt und Indien ist seine Schatzkammer und diese haben ihn dem wahren Glauben wiedergegeben, wie er fromm und geistig in der Einleitung ausgesprochen ist und noch besser ausgesprochen werden wird, indem er schon in der Dedication suo modo sagt, es werden manche die Entdeckung machen, daß er ordentlich mit christlichem Glauben schreibe. So muß er denn auch mit dem philosophus Teutonicus übereinkommen und sein Exponent werden, obwohl ich nicht weiß, ob er ihn je gelesen. Ich theile die Bewunderung jenes Meisters mit Ihnen, und habe schon vor Jahren mich an dieser wahrhaft göttlichen Einfalt innigst erlabt, wie jetzt wieder, auch zum Theil durch Sie angeregt, in Tagen einer Krankheit, obwohl ich nicht, sondern Windischmann in Aschaffenburg 1811 bereits ein Werk über Magie, Alchymie und Theosophie versprochen hat. Denn allerdings ist in der wohl, d. h. gläubig (und nicht mit der alles Heilige vor die Hunde werfenden Kritik der Rühse der sie neuerdings leider noch an der Edda geübt hat und den trocknen Unsinn gefunden, sie enthalte blos eine Art cornucopiae für die Dichter, sei übrigens verschrumpft genug) aufgefaßten Geschichte Christus für je das Centrum, inwiefern er den Menschengeist von den Fesseln des Schlafes in der Natur erlös'te und ihn die ältesten, frühsten Wunder-

kräfte seines frischen morgendlichen Lebens wieder in Besitz zu nehmen ermuthigte. Dies hat B.*) trefflichst ergriffen, und wie vieles andre treffliche noch z. B. die Sänftigung der Natur im Licht, und die durchwaltende Dreiheit, die in seiner Heptade selbst nicht verloren geht. Wohl hat der theure Mann Gottes richtig prophezeit, daß mit ihm erst wieder nur eben das ewig Alte Wahre erschlossen werde. Wie tief ist Franz Baader in ihn eingedrungen, dessen Beiträge zur dynamischen Philosophie ich Ihnen als tiefe Aussprüche altkräftiger kernhafter Frömmigkeit und Weisheit empfehle! Wie geistreich und liebend hat sich St. Martin an ihn angeschlossen, der ihn seinen second éducateur nennt und dessen von Schubert übersetztes Werk vom Geist und Wesen der Dinge, wie F. Baader sagt, so vortheilhaft von dem in Frankreich besonders so ersprießlich fructificirenden Froschlaich der Aufklärung absticht, daß es fast als Einleitung in das Studium Böhme's angesehen werden kann. Zur Bestätigung dessen, was ich oben von K. sagte, möchte ich Sie nur an B. so oft wiederkehrendes Rad in sieben Rädern erinnern; denn mit diesem Anerkennen des immer Wiederkehrenden in der Geschichte hat K. etwas Bleibendes geleistet. Jene schlechte Kritik aber, die ich erwähnte, findet ihr gerechtes Henkerurtheil in Böhme's göttlichem Wort im MM. und ist allerhöchst vonnöthen, daß wir lernen verstehen, wie wir mögen wieder aus der angenommenen Eigenheit, darin wir Marter, Noth und Qual haben, in die Einheit, als in den Grund und

*) J. Böhme.

Herkommen des Gemüthes kommen, darinnen das Gemüth in seinem ewigen Grunde ruhen möge." Doch was sage ich das Ihnen, der vielleicht schon, indem ich dies schreibe, ganz in K. eingedrungen ist? Ich wünschte nur, daß Sie auch seine Urkunden, und diese früher, gelesen hätten, um zu sehen, wie sicher begründet, aber auch, wie reichhaltig und immer neugestaltbar die zum Grunde liegende Idee ist. Schlimm, daß die Philologen, deren bisheriger Kram durch ihn ganz vernichtet und umgestürzt wird, und die für ihre „angenommene Eigenheit" so feig rückziehen, und die Vorsteher der Maculaturanstalten das Ignoriren solcher Werke zum Princip haben. Denn freilich tritt der Teufel hiemit leise auf, damit die Werke der Finsterniß ja nicht zerstört werden. Noch hat K. für sein künftiges: das zwölftausendjährige Reich Gottes, ein System der brachm. Mythe u. s. w. keinen Verleger; dennoch ist er so jugendlich froh und wird mich damit künftigen Monat besuchen. Der Gute, Treffliche! O könnten doch auch Sie mit und bei uns sein! Ich freue mich auf die schöne Zeit, wie das Kind auf Christmessen.

Sie geben neue Aussicht auf einen Roman. Arbeiten Sie nur so frisch und wohlgemuth, wie bisher, und danken Gott, der es Ihnen verliehen. Mit meinen Kleinigkeiten schalten Sie nach Willkür und Umständen! Ich setze fürwahr — ich brauche dies Wort mit recht deutscher Treue — auf mein Schreiben so wenig Werth, daß ich auch darum so wenig schreibe, obwohl auch Anderes mit einfließt.

Den griechischen Chor betreffend könnte ich Ihnen

mündlich wohl Anschaulicheres sagen. Darum kurz nur dieses. Die Souffleurhütte war zur Thymele umgewandelt, doch freilich wegen örtlicher Beschränkung nicht mit Stufen. Nach diesem Mittelpunkte hin bewegte sich beim Aufgang des Vorhanges eine Colonne von 15 Mann, je drei und drei Ein Glied bildend. Die Seitenmänner des ersten und zweiten Gliedes gingen über's Kreuz an den Coulissen hin nach dem Hintergrunde, einer Palastfaçade mit Stufen, von da aus nach vorn einen Halbkreis bildend. Ihnen folgten die Mittelmänner des ersten und zweiten Gliedes u. s. f. Die Chorführer an den beiden Spitzen des Halbkreises waren natürlich in der Colonne die letzten. So stand der Chor bis zu großen eigentlichen Chorgesängen, wo er in zweckmäßigen Touren sich mit, gegen, durch einander bewegte. Ein Hymnus an das Licht war mimisch so angegeben, daß in erster Strophe und Antistrophe je 6 und 6 in ihrem Halbkreise verharrten, dann je 3 und 3 in dem größern einen kleineren Halbkreis bildeten, knieend, dann in der Epode der zweite Chorag (dem Beschauer links) an die Thymele trat mit aufgehobenen Händen, auf seiner Brust die rechte Hand des ersten Chorführers, dessen zweite der Nachmann faßte und so im Kreis bis zur linken Hand des Nachmanns vom zweiten Chorführer, die wiederum auf seiner Brust war. Es war gleichsam eine electrische Gebetskette. Andre Situationen machten andre Touren nöthig, die denn auch sämmtlich verschieden waren. In den Epoden, wie bei leidenschaftlich markirten Stellen sprachen alle fünfzehn oft wundersam erschütternd. Die mählich

Höhe und Stärke gewinnende Rede klomm durch immer vermehrte Stimmen bis zum fortissimo auf. Ein Trauergesang ward unter Begleitung einer Musik von Blasinstrumenten, worin der Rhythmus die Hauptsache war, fast marschmäßig, gesprochen. Die Metrik vergönnte, die Worte:

und das Leben — grauenvoller Jammer! —
liegt gefesselt in der Grüfte Nacht.

mit gehöriger Takteintheilung ganz fugemäßig zu sprechen, so daß Alles bestimmt zutraf, und die Verwirrung selbst, als das Andeutbare, noch Regel und Gesetz hatte. Alle Handlung ging inmitten des Halbkreises vor. Dies zwang zu Ruhe und plastischer Fixirung und Haltung. Des Chors Gebärden waren meist übereinstimmend, wo er als Ganzes erschien. Der Wechsel der Stimmen, die perspectivische Anordnung nach unsern Theatergesetzen, das soviel möglich in den Anzügen beobachtete, ein Ganzes bildende Pittoreske, Jugend und Alter in verschiedenen Abstufungen erhöhten auch das Ganze. Hier haben Sie, was nun seit Jahren fast in mir selbst erblichen ist, so gut ich es angeben konnte. Es war ein Versuch, der nicht ganz mißlang, dessen weitere Ausbildung auch von der fortschreitenden Ausbildung der Zuschauer abhangen würde. Denn freilich will die in der Kunst vorschlagende Plastik allerdings einen sehr gesammelten, sich dessen, was der Moderne zumeist Natur nennt, fast ganz begebenden Sinn. Auch hat die unter uns Modernen vorherrschende Geselligkeit dem Plastischen oft durch das Schickliche Abbruch gethan. So ist uns in der gr. Komödie das Thema

Freiheit oft Frechheit, fast wie unser uralt deutscher Spaß, der damit noch tingirt war, selbst; ja die Indifferenz gegen das Nackte führt, wie Göthe bethätigt, zum gründlichen Heidenthum, wie sie davon ausgeht. Doch genug! Sie werden dem Schwätzer bös werden. Darum schließe ich nun. Gott sei mit Ihnen, herzliebster Freund und Bruder! Erfreuen Sie mich bald wieder mit einem Brief. Sie wissen nicht und durften es so wenig als ich selbst wissen, wie sehr und bis in den Kern meines Gemüths Sie mich erfreuen. Ich will und habe so wenig von dieser Welt, daß ich mir aus der höheren den Vor- oder Nachschuß nicht gern verkümmern lassen mag. Gruß Ihrer lieben Frau, Ihnen Hand und Brust

Ihres

A. Wagner.

Leipzig, den 24. October 1812.

Zu lange schon, lieber seelenvoller Fritz, hat meine Antwort gezögert; aber des Freundes Anwesen, und dann seine Sache haben mich auch in lieben unentfliehbaren Banden gehalten. Ich habe im September zwölf sehr glückliche Tage mit meinem Arnold verlebt; ohne undankbar zu sein gegen Gottes Güte, die mir im Gebiete der Seelen so manche still glänzend vorübereilende, oder prachtvoll dahinrauschende, oder auch wenige, liebevoll beharrlich weilende entgegen sendete, darf ich sagen, seit sieben Jahren die glücklichsten Tage. Was wäre auch die Liebe, wenn sie nicht überall Fleisch würde vom Fleisch

des Geliebten und Bein von seinem Bein, wenn sie sich nicht mit ihm einzig durchdränge, ihn durch- ihm einwohnte? Aber in des Vaters Hause sind viele Wohnungen, und nur der Grundzug unseres Wesens, die Demuth, vergönnt uns nicht, gleich Krisna in Dwarka, als Nareda ihn prüfend besuchte, in 16,000 Palästen zugleich heimisch zu sein, die uns wohl offen ständen, sondern vielmehr kindlich zu fühlen, wie viel die Hälfte mehr werth ist, als das Ganze. So lebe ich in euch, die ihr mich liebt, und von mir geliebt werdet, und wenn Eurer auch nur drei im Namen des Herrn versammlet sind, desto besser, so darf ich Armer um so eher hoffen, Zeit und Kraft zur Bewohnung Eurer 16,000 Paläste zu gewinnen. Fühl' ich's ja doch schon bei Euch, zu denen ich im Aphelium stehe, wie hier schon die größte Sonnengluth für mich ist. Doch davon genug!

K. grüßt Sie und möchte wohl unter dem Titel germanische Trümmer oder Fragmente, Ihnen für die Musen, so Sie es brauchen könnten, Erklärungen mancher figürlichen und sprichwörtlichen Redensarten aus dem Mythus kurz und bündig, nach und nach, geben. Er hat, wie er mir sagte, mehres dieser Art liegen, was er am Wege fand, ohne es eben allemal mitnehmen zu können. Interessant ist es auf jeden Fall, manches ohne allen sichtbaren Zusammenhang bisher vielfach Gebrauchte nun in Reih' und Glied in der Welt- und Menschengeschichte auftreten zu sehen. Ihren Zauberring las er mit vieler Freude und innigem Genuß; es klinge, meinte er, ein feiner und treuer Geist durch, der auf sich stehe.

Daß Sie das Pantheon und die Urkunden recht einsaugen mögen, wünsche ich herzlich, auch schon, weil ich einmal ein Wort von Ihnen darüber in's Publikum gern erschallen hörte. Die Idee hat noch zu wenig Eingang gefunden, und es muß heut zu Tage den Menschen erst vorgesagt werden, daß und was Großes um sie her vorgehe. Ich selbst bin nicht übel gesonnen, vielleicht die Idee und ihre Methode in's Licht zu stellen und Resultate für Philosophie, Philologie und Kritik ꝛc. ꝛc. daraus zu ziehen, welche viel Staunen erregen möchten. Denn K. hat manches in genialem Rausche übergangen, vieles nur angedeutet. Sein neuestes Werk, das er mir mitgebracht, und wozu ich jetzt einen Verleger suche: System der indischen Mythe, oder Geschichte des Gottmenschen in der indischen Präcession der Nachtgleiche, ist trefflich und setzt die Identität aller Religion immer mehr in's Klare. Ein Kapitel darin: die Geschichte Gottes als All-Eins in einfachem und doppeltem Dualismus, als Vergeistigung und Verkörperung, Metempsychose und Metamorphose, nachgewiesen in den vier Schöpfungen und Weltaltern, ist zugleich der tiefste Griff in das Wesen des menschlichen Geistes. Auch Sie werden, selbst ohne dies Werk, welches will's Gott zu Ostern gedruckt sein soll, Christus immer mehr erscheinen sehen, wiewohl auch hier nichts ausdrücklich ausgesprochen ist. Es kommt nämlich hiebei darauf an, eben sein Auftauchen und sanftes Glänzen und Wiederkehren in dem alten Weltmythenproteus zu erkennen, als die Befugniß und Basis aller Ahnungen der Erzväter, Propheten und Evangelisten, darauf, all die

Funken der Gottheit, wie sie, einzelnen Gebilden und Sphären des Mythus mitgegeben, glühen und sprühen, in ihm als Strahlenverein und Sonne zu erblicken. Diese Welt, die reine Welt des Geistes und der Idee, wovon unsre sogenannte nur der Niederschlag, die Hefe, das caput mortuum ist, ist dann gleichsam nur der zerstäubte Diamant, wovon der kleinste Staub noch an die gesetzliche Krystallform des Ganzen erinnert, und der Menschengeist, der ihn in genialem Uebermuthe, weil nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, zerschlug, ist es auch wiederum, der ihn und seine Elemente mit Liebe binden und einen und wiedererwecken kann zu seiner vorigen Gestalt, welche eben wieder Christus ist. In jener heiligen Welt der Religion — und es giebt keine andere — ist die Zeit nur das successiv Erfüllte, jeder einzeln Erscheinende Prophet und Evangelist deß, der da kommen sollte, auf daß erfüllet würde, was (in der Weltbibel) geschrieben stehet, des Anfängers und Vollenders alles Glaubens. Alles, was Sie von Christo gläubig aussagen, findet Ihr liebender Geist, wenn er aufmerkt, schon jetzt in K. Ideengange ausgesprochen, und die Typologie der alten Theologen ist redlich und fromm gemeint, wenn auch nicht klar eingesehen. Was ist Christi Salbung, Menschwerdung, Kreuzigung, Auferstehung, Richteramt, als das vielfach und allseitig vorbereitete Wunder des Menschengeistes, d. i. des Gottmenschen, das eben, weil es ganz Wunder ist, keines mehr ist? Was ist die durch Christus uns gewordene Gnade, als die Rückkehr von der Erbsünde in die versöhnende Schlafwelt Sakhepat, wo Atma

die Gestalten im eigenen Lichte sieht und damit spielt, ohne sich mit ihnen zu mischen? alles in Christo nur anschaulich als Vorbild aufgestellt? Und hier, in diesem Sakhepat, liegt mir die wahre Poesie des Menschen, wovon die unsere nur ein Echo ist. Aber ich schweige und möchte nicht jedem merken lassen, wie ich mit Leib und Seele ein Christ bin; denn es ist den Kindern dieser Welt eine Thorheit. Ihr Lieben seid mir, weil ihr es auch meint, wie ich, darum nur lieber. Von Schniebes mocht' und mag ich nichts lesen; er war früher, als in Berlin, hier, verworren, erhitzt und anmaßend. Das kann aber die Liebe nicht; findet sie ihn, wohl ihm!

Auch ich möchte Sie gern einmal herzen und umarmen, und mich mit Ihnen, mein geliebter Fritz, aussprechen und auch wohl ausschweigen; freilich aber muß ich jetzt mein Kreuz auf mich nehmen und hier sein. Doch wird ja hoffentlich der Kreuzesgang nicht immer dauern, und mein Geist ist ja immer dort, wo er liebend beschworen wird. Meine Ferne von Deiner lieben Seele ist mir ja nur wie die keusche jungfräuliche Schaamhaftigkeit, die sich zu geben scheut, weil sie ahndet, das Gegebene sei nicht Alles, was sie so gern gäbe.

Grüßen Sie Ihre Frau herzlichst! Schreiben Sie mir bald, recht bald wieder und lassen Sie uns in treuer Liebe fest und brüderlich still beharren! Ich umarme Sie im Geiste

Ihr

A. Wagner.

Den 25. November 1812.

Ein Antrag an Freund Hitzig im Betreff eines neuen trefflichen Werkes von Kanne: „System der indischen Mythe, oder Chronus und die Geschichte des Gottmenschen in der Periode des Vorrückens der Nachtgleichen," kommt mir erwünscht, um auch mit Ihnen, geliebter Fritz, wieder zu sprechen. Dies ist mir um so angenehmer, da ich die Gränzsäule zwischen uns Beiden in Hinsicht des Christenthums, wenn nicht umzustürzen, doch als unhindersamen Markstein unserer Eigenthümlichkeit bei der innigsten Einheit leicht darzuthun hoffen darf. Es ist nämlich meines Bedünkens unter uns nur die Ansicht verschieden, indem Sie auf Glauben dringen, und von ihm ausgehen, wie Sie, als Dichter wohl ein Recht haben, ich auf Schauen. Daß ich nicht, wie manche Geschmacksrichter, aus Ueberzartheit durch tieferes Eindringen in die Einzelnheit, die sich ja immer wieder als Ganzes documentirt, mir die Göttlichkeit des Ganzen zu zerstören, und etwa den Totaleindruck aufzuheben fürchten darf, dafür bürgt mir, wie die Göttlichkeit der Sache, so mein redlicher Ernst. Das Wissen ist eben als Schauen auch ein Handeln, und je vollendeter, desto mehr That, wie denn die menschliche That eben immer rein geistig ist. Wenn ich daher von einer redlich gemeinten Typologie der alten Theologie sprach, so wollte ich sie, weit entfernt sie zu verwerfen, nur aus ihren engen Gränzen herausrücken, und vielmehr die gesammte Vorwelt als leis anklingenden Typus des Christenthums angesehen wissen, in welchem

(Christenthume) sich nun erfüllte, was verheißen ward. So aber mußte mir auch die Folgezeit nur Rückweisung auf diesen leuchtenden Stern, und sein Aufgang in jeder Hinsicht ewig sein, kurz das Christenthum historisch nothwendig ewig begründet. Da nun dies ein Eindringen in die tiefsten und verborgensten Adern des Alterthums und der Welt voraussetzt, wie es nicht Jedem zuzumuthen steht, und da man, nach dem Dichter, dem Pöbel die große Raserei nicht predigen soll, so werden Sie es wohl finden, warum ich nicht Jedem mein tiefes Christenthum merken lassen möchte. Nicht als ob es minder lebendig und wirksam in mir wäre, und ich mich nicht getraute, Ihn zu bekennen vor der Welt, sondern weil, da er im Geiste und in der Wahrheit angebetet sein will, da sie Mosen und die Propheten haben, welche sie hören mögen, es dessen kaum bedarf. Wo es aber dessen bedarf, werde ich mich nicht entziehen. Möchten Sie aber in diese scharf ausgesprochenen Gegegensätze unserer Zeit fallen, nämlich den frechen Unglauben, der nichts Heiliges kennt, als das Greifbare, oder den kraftlos nebelnden und schwebelnden Mysticismus, der es nie zur Gestalt bringt? Oder möchten Sie den trocknen Mittlern angehören, welche sich aufwerfen, und fast noch schlechter sind, als die zu vermittelnden Parteien? — Und so ist es nicht die Sache, welche ich zu verläugnen meinte — das wär' eine schlechte, wo uns freistünde zu meinen über ihr Bekennen oder Verläugnen — sondern die tiefere, wissenschaftliche Ansicht, das Esoterische, was, seiner Natur nach, so wie in Bezug auf die Profanen im Vorhof der Heiden, immer ein Ge-

heimniß bleiben wird, was ich nur nicht den Unberufenen preisgeben möchte. Wenn ich nicht eben dem Malchus ein Ohr abhauen möchte, wie Simon Petrus, muß ich darum der Liebe dessen unwerth sein, an dessen Brust Johannes lag? Oder glauben Sie, daß dieser liebevolle, tiefe, sinnige Mensch nicht manches verschwieg, dessen ihn sein hoher Meister gewürdigt hatte? ja, wenn er es nicht verschwieg, wie Wenige möchten wohl das hohe Wort von ihm im Anfange seines Evangeliums, oder sein anderes im ersten Briefe zu Ende über Christus klar und hinlänglich ergründen? (Drei sind, die da zeugen ꝛc. ꝛc.) Würde man nicht Vielen unserer Zeit leere Worte zu reden scheinen, wenn man das Wesen des Abendmahles, als eines Bundesmahls, schon aus Noah's Regenbogen hervorleuchten zu sehen, behauptete, wenn man: „das ist mein Leib" ganz begreiflich fände aus der alten Idee von Verkörperung und Eintreten in Sinnlichkeit als Hausbau, vom Brot als erdverwandten Element des Menschen? Und doch predigt dies das Alterthum so laut, daß nur die Erfüllung die Verheißung überstrahlen möchte. Gern will ich Ihnen zugeben, daß der Glaube dies entbehren kann; aber ein in's Schauen übergegangener, in ihm verklärter Glaube ist doch auch wohl achtungswerth, ja wenn ich den innersten Geist des Christenthums nicht mißkenne, das, wozu wir eben berufen sind. Und so sind mir die einfachst ausgesprochenen bibelgemäßen Lehren, wie Sie gläubig in Ihrem vorletzten Briefe sie ausgesprochen, nicht etwa, wie den neuen Theologen unbegreifliche und darum auf-, aus- und wegzuerklärende Wunder — so lange der Menschen-

geist ist, ist auch das Wunder — noch: wie den Alten, im Blindekuhspiel zu erfassende Aussprüche, an denen sich die Vernunft nicht vergreifen dürfte, sondern ewige und immer neu und immer alt wiederkehrende Offenbarungen Gottes im Menschengeiste und Menschengeistes in Gott nach ewigem Typus. Diesen aber als unwandelbar in ewigem Wandel zu schauen, darauf kann ich nicht verzichten, so lange mir der Geist der Nationen nur Eine Bibel in verschiedenen Ausgaben bleibt. Meinen Glauben kann ich so nur begründen, und — wenn Unschuld das göttliche Glück des Menschen ist, so ist Heiligkeit eine gottbegünstigte Wahl des Ewigen, jene Nothwendigkeit, diese Freiheit, beide in einander aufgehend. Verzeihen Sie, wenn ich hier gleichsam decirte! Es galt ja uns auszugleichen in Liebe.

In diesen Tagen ersuche ich Kanne um Uebersendung seiner „Trümmer," und sende sie Ihnen dann sogleich. Für Ihre gütige Einladung zu den Erholungen danke ich herzlich, und werde gewiß davon Gebrauch machen.

Falk, der mir in diesen Tagen schrieb, erinnert sich Ihrer und Kleists mit Liebe und Wärme, und grüßt Sie durch mich herzlich. Er ladet uns freundlich nach Weimar ein.

Glück wünsche ich zu der Genesung Ihrer lieben Frau. Sie sollte nicht zu viel vom Besten genießen, meine ich. Das hinfällige Ding von Leib will eben zuweilen gehätschelt sein. Ich darf diesen meinen Esel nicht immer hart anlassen, sonst wird er stöckisch. Die mythologischen Briefe sind (unstreitig von Böttiger) in der allgem. Zei-

tung längst lobend angezeigt. Mich haben noch immer andere Beschäftigungen von ihnen abgehalten. Habe ich etwas Zeit gewonnen, so will ich Ihren Wunsch vollziehen, oder es auch Kanne übertragen.

Mit Gott, lieber, liebster Fritz! Ich höre ja, daß wieder zwei Werke von Ihnen hier waren oder sind. Ich umarme Sie im Geiste,

Ihr treuer

A. Wagner.

Den 28. Dezember 1812.

Und so mußte es ja sein, herzliebster Fritz, oder wir hätten uns nicht gefunden, hätten uns nicht so gefunden, ich meine da, wo sich alle Wesen verlieren, und selig überrascht in Einem wiederfinden. Es gibt Bündnisse, die nicht wachsen, sondern gezimmert werden, und die Kinder dieser Welt hängen sich meist so froschlaichartig zusammen, vermessen sicher ihrer Freiheit. Aber wie sich auch derlei Freiheit äußere und nenne — Viele unserer Tage nennen sie wohl Poesie und Religion, und machen sie, wie Nachbar Hinz einen Handschuh — es ist eitel Trug, Lüge und Heuchelei damit, und ewig wahr bleibt, was der kräftig tiefe Fr. Baader irgendwo sagt: „Gott liebt sich selbst in und durch die Liebenden, und trennt sich nur darum in den einzelnen Liebenden, um sich so selbst berühren, finden und empfinden zu können.“ Dies gilt mir von Freundschaft, wie von Religion, und in diesem Sinne antwortete ich einst einem sonst nicht verachtungswerthen Pfaffen, der mir zum Katholicismus rieth, als dem, was allein

befriedige, weil System: lieber Pater, als Ihr und ich geboren wurdet, hatten wir's uns denn da vorgesetzt, geboren zu werden? und könnten wir uns wohl selbst überreden wir wollen, daß wir nicht Teutsche, sondern Engländer, Ihr in Liverpol und nicht in Mainz, ich in London und nicht in Leipzig geboren wären? „Aber die Wiedergeburt —" ist eine gnadenreiche Rückgeburt nach oben, nicht nach unten. Das andere ist splendidum mendacium, wie es Euer Kirchenvater nennt, d. i. Sünde und Lüge. — Ich wollte nur von der eisernen Nothwendigkeit des wahren Lebens reden, auch in Freundschaft und Liebe. Daß sie uns immer dieselbe bleibe, wie sie es war und ist! Das ist Gebet in der Idee, meines Bedünkens besser als Versicherung. Dank also dem, der, was ich sagte, so tief und lebendig in Sie eindringen ließ, daß Ihr eigenes Leben sich nur schöner und blühender daraus entband. Denn ich bin wohl ein schlechter und unbeholfener Redner.

Dies erinnert mich an die selige Begegnung Kanne's mit unserm Vater Böhme, die Sie schon einmal ahndeten, und die ich ihm, dem damit Unbekannten, prophezeite. Nach seiner Rückreise von mir nahm er ihn vor, und sieht nun täglich immer mehr entzückt, wie viel Triumphe der Wahrheit er mit ihm feiert. Wetteifernd haben wir zum Beleg vieles Trefflichen, Herzergreifenden, was er aus den Tiefen des Alterthums zu Tage gefördert, die Stellen in Böhme uns nachgewiesen und immer eine deutlicher und kräftiginniger als die andere, wiewol es heißt: Gott ist selber der Wille des Ungrundes, (was Schelling entlehnte bis auf's Wort) — das lautbare Leben als Schall

der Kräfte u. s. w., wie denn überhaupt das myster. magn. in der Idee der Vergöttlichung des Geistes und der Natur, oder umgekehrt, ruht, welches, da Anfang und Ende Eins ist, gleich gilt. Dergleichen werden Sie nun in dem früher geschriebenen Chronus finden, wie Gott-Nichts aus Religionskunde und Sprache erwiesen. Diesen Chronus habe ich endlich tief unter seinem Werthe losgeschlagen, nachdem ich vielfältig ihn anzubringen gesucht, und zuletzt innig bedauert, daß selbst unter den billigsten Bedingungen unser Hitzig ihn nicht übernehmen konnte. Wie gern hätte ich dem lieben Freunde ein recht reiches Honorar geschafft, das er verdiente, und bei mancherlei Widerwärtigkeiten des äußern Lebens auch brauchte. Aber es hat nicht sein sollen, und so müssen wir's denn nehmen, wie es kam, die Prüfung nicht gering achtend, und vertrauensvoll hoffend. Das thut der Wackere, rüstig fortarbeitend. Darum erhalten Sie hier die versprochenen germanischen Trümmer, deren Fortsetzung folgen wird, sobald Sie wollen. Zwei Exemplare des Abdruckes glaubt sich Kanne ausbitten zu dürfen. Ihre und Hitzig's Güte wird bestimmen. Freuen wird es Sie auf dem, freilich dem kritischen Hellhausen unbekannten Wege, das Alterthum der Edda dem Wesen nach vindicirt zu sehen. Denn eben dies ist auch wichtig, daß das Einrücken und Einpassen des Einzelnen in das Ganze, dem es entnommen, die Kritik zu ihrer Urwürde, Vermittlerin zwischen Gemeinsamkeit und Unübertragbarkeit des Wissens zu sein, zurückgeführt, nachdem sie lange nur ein Sondern und Mäkeln zu sein sich begnügt hatte. Wollten Sie nun noch, wie Sie

gesonnen waren, etwas über Kannes Streben sagen, so wäre es hier in einem Vor- oder Nachwort wohl passend, und dem Herausgeber der Musen glaubt man schon um sein selbst willen.

Herzlichen Theil nehme ich an der immer mehr gedeihenden Genesung Ihrer Gemahlin, und, obwohl dem zarten Weibe es sonst nicht zu wünschen sein mag, Mannesfibern und Sehnen zu haben, so wünsche ich sie ihr doch jetzt, da leider das Arbeiten eine Krankheit ist, die bestanden sein will, und Kämpfe fordert, welche nur in bestimmten spätern Jahren ihre Heraklessäulen vertragen.

Was Sie bei Gelegenheit Falks über Vergangenheit und Gegenwart sagen, hat mich so sehr erfreut, als gerührt. Mir fiel dabei ein Kapitelanfang der Undine ein, und dennoch ist eben alles so wie es sein muß — Wieland würde unchristlich sagen: sein kann. Was aber treiben Sie, Rüstiger, Fleißiger, jetzt? Wissen Sie auch wohl, daß ich böse sein könnte, immer nur von Andern zu hören, wie viel von Ihnen mir noch ganz Unbekanntes selbst hier herumläuft! Böse sein, sag' ich, wenn ich Sie nicht wiederum um dieses Selbstvergessens willen lieben müßte. Bei alldem aber ist das Mittheilen schön, und tritt ein, wo nichts zu theilen ist.

Leben Sie wohl, mein Fritz! Möge das neue Jahr für Sie eben nur den alten Liebesegen der Götter fortsetzen, und unsern Freundesbund um keines andern Erfolges willen altern, als der Wein. Freundbrüderlichst

Ihr

A. Wagner.

Leipzig 27. April 1814.

Endlich muß ich denn doch, und zwar diesmal an der Hand eines Geliebten, kommen, der auch Ihr Geliebter werden wird, weil er es war und ist, wie es alle Gute sich sind. Da ich mir und der Kirche wegen Ihrer Erhaltung, mein herzlich geliebter Fritz, schon Glück gewünscht habe, so war damit auch zugleich mein Glückwunsch an Sie selbst mit gerichtet, und ich will ihn hier nicht des weitern abstatten, sondern mich blos auf Ihr Freundesgefühl und Ihre Freundesahndung berufen, daß ich ihn auch unbesprochen abgestattet haben müßte. Von Ihrem Schicksale hatte ich unterdeß durch Apel und Hitzig, oder auch andere theilnehmende Freunde von Zeit zu Zeit die ersehnte Nachricht, und nur, daß Sie noch kränkeln, thut mir weh. Ihren Karl theilte mir Apel in diesem Winter mit, und so sah ich die lang entbehrten Züge Ihrer Hand, und freute mich wieder Ihres Geistes. Es ist wieder ein gesundes, und darum frommes Werk, das eben darum auch üppig wuchern durfte. Ob es nun zu Ostern kommt, weiß ich nicht, da ich über den Verlauf der angefangenen Unterhandlungen nichts vernommen habe, würde mich aber sehr freuen, da Sie jetzt leider feiern müssen, um sich uns zu erhalten. —

So haben wir denn eine Weltgeschichte ausgelebt, und gebe Gott, daß die neue Aera uns die geschlagenen Wunden heilet! Alles hat so schön begonnen, und sich gewendet, daß viel zu hoffen stünde, wenn die Geschichte nicht überhaupt in Trennung und Endlichkeit verkehrte. Hat man denn eine Zeit in dem Dinge, was sie Staat

nennen, gelebt, so findet man freilich, daß sie etwas ganz Anderes anstreben, als sie meinen, und wieder etwas Anderes erreichen, als sie anstreben. So kommt es denn, daß die Resultate einer großen Zeit zumeist ihren Anfang vergessen, und der Geist, sie höhnisch brechend, seiner Ewigkeit sich versichert. Das Beste und Heiligste in unserer Zeit ist mir denn die große Völker- und besonders Eure Preußen Wallung, das Aufschlagen ihrer Geistergluth an die Throne, und das wird bleiben, wenn es auch die plumpe Hand der Zeit einpferchen sollte in den Hag, den es eben verschmäht, und zürnend niederreißt. Bewahre der Himmel die Mächtigen der Erde nur vor der allzugroßen Milde gegen die Dränger und Treiber des Menschengeschlechts, die uns genöthet haben! Sühne fordert die beleidigte Menschheit, und Sühnung giebt nur der Tod. Die Davouste ꝛc. ꝛc. müßten alle sterben; denn im Bösen giebt es keinen Beruf und keine Pflicht. Von einigen Kleinigkeiten, die mir in dieser Zeit für die Zeit abfielen, lege ich eine bei, um nicht weiter über derlei Dinge zu reden. Gott lenke Alles zum Besten!

Hoffmann, der Verfasser der Phantasiestücke, die viel Geist und sprühenden Humor haben, hat mir auch Ihre Oper Undine mitgetheilt, an welcher er nur noch den dritten Act zu componiren hat. Man darf von ihm erwarten, daß er Ihre herrliche Dichtung durchgefühlt hat. Ich habe auf Verlangen eines Buchhändlers die Erzählung in das Italienische übersetzt. Sie wird im Verlauf dieses Sommers gedruckt werden, und ob ich diese schwere Arbeit in Hinsicht der Tongebung getroffen habe, werden

Sie dann allein entscheiden können. Nur meine Liebe zu diesem Werke machte, daß ich die Uebersetzung wagte.

Kanne arbeitet jetzt an einem Etymologikon, das, weil es die griechische Sprache zum Ausgangspunkt macht, analytisch ist und sein muß, indem ein synthetisches Verfahren nur in einer Pangloſſe möglich ist. Wie beim Chronus, seinem letzten Werke, werde ich auch hier Hand in Hand mit ihm gehen, da mir die äußern Schicksale seiner Idee durch die Einseitigkeit der Philologen, welche sich doch zunächst für den Gerichtshof derselben halten, theils die lateinische Sprache, theils auch einen Prodromus oder ein Epimetron zu erfordern schienen, welche zusammen nicht Teutschlands Philologen, sondern alle als ihre Instanz anerkannten und ansprächen. Er hat mir demnach die Uebersetzung und die Einleitung übertragen und mögen wir einen Verleger finden, der besonders mit England in Verbindung steht! Das Werk wird wohl ein Paar Alphabete betragen, und ist mithin keine Kleinigkeit.

Wie fanden Sie unsern alten Göthe, den ewigen Jüngling?

Hiemit will ich schließen. Denn ich habe heute so viel Briefe geschrieben, daß mir verziehen werden kann, wenn ich abbreche. Auch sollte dies Blatt nur die ausgesendete Friedenstaube sein und Sie an mich flüchtig erinnern, wie es doch jedes Blatt nicht weiter bringt. Darum nur noch die Bitte, daß, wenn es Ihre Gesundheit erlaubt, Sie mich bald mit einem Briefe erfreuen, und zwar ohne das Vergeltungsrecht zu üben. Denn bei Menschen, wie Ihnen, stehe ich gern in

Schuld, wie unangenehm es mir bei andern auch ist. Kurz ich sehe Ihrer Antwort mit inniger Freundessehnsucht entgegen.

Mit Gott!

Ihr

Adolph Wagner.

Leipzig, den 12. Juli 1814.

Wohl ist es schön und gut, daß der Himmel uns Sie, liebster Fritz, erhalten, und, wenn er, wie wir alle wünschen, ferner sein Gedeihen giebt, wir noch viel schöne und neue Weisen von der Nachtigall in Ihrer Brust zu hören hoffen dürfen. Es ist um so schöner, da der Ausgang doch an die Bergesgeburt in der Fabel erinnert, (die nun wieder mit dem alten Sauerteig gefüttert wird) und so viel edles Feuer so wenig Neues und Herrliches hervorschmelzend beleuchtet. Das ist denn wieder einmal weniger der Neid des Himmels, als die Albernheit, der Weltregent. Wäre nicht die Welt Verneinung und Verstellung der Idee, an und durch welche sie dem blöden sterblichen Auge sich hebt, man könnte bitter von einer bittern Posse sprechen. Aber auch diesmal leuchtete das Göttliche nur wie ein Blitz durch die Welt, und wessen sie fähig war, das haben die Bessern geschaut. Hinweg davon, und zurück in die stillen Abgründe des Geistes. —

Ein Unmuth dieser Art, und andrerseits die tröstliche Sommerlust haben mich wohl immer abgehalten, Ihnen zu antworten, und wenn ich mir Vorwürfe dar-

über machte, so entschuldigte ich mich bei mir selbst mit der Unbeholfenheit der Papierposten, gegen den sanften Taubenflug liebender Geister, in welchem ich mich oft bei und vor Ihnen niederließ, und Sie hinwiederum sich vor mir. Vergelten Sie mir darum ja nicht Gleiches mit Gleichem, sondern erfüllen Sie die Hoffnung, die Sie mir machen, Vieles und Ausführliches zu schreiben. Möge weder meine Schreibscheu, noch ein ähnliches Hinderniß Sie abschrecken, wie das vorige, dessen Meldung unsern Hoffmann, Hitzig's und seinen dahingegangenen Freund, rührte und erschütterte.

Kanne grüßt Sie einstweilen herzlich. Er hatte mir für die Musen: über Ritters letzte Worte und die Memnonssäule etwas gesendet, wollte es, um noch etwas beizufügen, zurückgehalten wissen, und eben heute stellt er mir frei, es zu halten, wie ich wolle. Da mein Brief durch Buchhändlergelegenheit geht, mithin vielleicht langsamer, und ich vielleicht indeß den Zusatz erhalten kann, auch wohl Beiträge Ihnen nicht fehlen, so meine ich, wir warten das ab. Er fragt übrigens an, ob etwas über ein Prophetengesicht im Alten Testament, über Verbreitung eines Volkgötternamens in Afrika, über Semiramis sich für die Musen eigene, bereit, im bejahenden Fall, es zu senden. Sein nächstes Werk soll, so Gott will (die Anstalten hab' ich glücklicherweise treffen können) lateinisch (von mir übersetzt) in London erscheinen. Die Beschränktheit der Philologen, welche in Hinsicht auf Ideen sehr widerhaarig sind, die Eigenheit des Teutschen das Einheimische nur aus der Hand des Fremden überkommen

für geweiht anzusehen, die daraus entspringende Nothwendigkeit, der Sache einen größern Gerichtshof zu verschaffen, und endlich die Furchtsamkeit und durch langes Handelsunglück auf schnellen Umtrieb geringerer Kapitale mittels Speculationen, welche mehr die Zeit und ihre Forderungen, als die Nothwendigkeit der Idee berücksichtigen, angewiesener Buchhändler schienen diese Maßregel zu heischen, und freuen soll es mich, sie durchzuführen. Vielleicht erscheint auch von dort aus ein glossary of Shakspeare, das ich im vergangenen Herbst verfaßt.

Ich sehne mich wieder recht innigst, etwas Neues von Ihnen zu lesen, wiewohl ich vor allem Ihre völlige Kräftigung (durch Ruhe und vielleicht ein dolce far niente) wünsche. Dabei aber weiß ich doch, daß Rath und Bitte nichts hilft; denn wem das ewige Wort so unabläßig in der Brust tönt, wie Ihnen, der muß wohl singen, und so mag denn wohl Ihre Bearbeitung des Napoleonidischen Karls vielleicht schon beendet sein. Von Ihrem Epos theilte mir Apel gütigst etwas mit, und Ihre Oktave hat auch in metrischer Hinsicht sich überaus gehoben. Wie ich aber dadurch in der lieben geistigen Berührung mit Ihnen blieb in der Zeit, wo Alle für Sie besorgt, die frömmsten Wünsche hegten, so hat auch Messerschmid's Erzählung von Ihrem Aufenthalt in Altenburg die Lücken (versteht sich nur die äußern) in der Geschichte unserer Freundschaft trefflich und tröstlich ergänzt, und wenn, was ziemlich gewiß scheint, unser Hoffmann nach Berlin kommen sollte, so hoffe auch ich einmal Sie dort heimzusuchen, und den schönen Freudenbecher der räumlichen

Nähe, die mit der Wirkung in die Ferne so herrlich verschmolzen ist, mit Ihnen zu kosten und zu schlürfen. Denn es ist zwar allerdings ein gut Ding um die Sehnsucht und sie stirbt Gott sei Dank! in einer wohlgebauten Menschenbrust nie aus, so wenig, daß selbst die üppigste Gegenwart mit ihren Blüthen und Früchten nur in den süßen Schmerz der Erinnerung, oder in die Lust der Ahnung wie durch Impfung wunderbar sich umgestaltet; aber eben darum hat auch die Erfüllung und Gewährung soviel Liebliches, weil sie mit dem Löseschlüssel auch den Bindeschlüssel führt. Darum, indem ich mich des Sommers wieder recht herzlich freue — mein geliebter Fritz könnte wohl schelten — tadle ich mich zugleich, und mildere durch den Tadel die Freudengluth, damit sie mich nicht verzehre, und der alte liebe Gäst, den uns unser lieber Herr Christus zusendet, ich meine den Schmerz, nicht ungepflegt und unbewirthet bleibe. Ja ich erwarte wieder sein längeres Wohnungmachen bei mir, wenn nicht eher, doch dann, wenn selbst die Natur ihren bunten Schmuck ablegend, den Schleier von Reif und Schnee überwirft und zur Sammlung im tiefsten Herzen ermahnt.

Hier, lieber Vielgetreuer, haben Sie meine Stimmung, wie ich sie gern aber ungesucht ausgesprochen, und mehr kann ja ein solch armes Blatt nicht, das am Ende viel ist, wenn es eine vom Liebessturm in Freundes Schooß und Brust gewehte Blüthe wird. Der Freund aber trägt sie wohl eine Zeitlang am Herzen, denkt des kräftig treibenden Stammes, und pflegt des ähnlichen in seinem Herzgarten nur um so sorglicher.

So sei Gott mit Ihnen und mit unserer Liebe! Lassen Sie mich immerhin in Ihrer Schuld bleiben; ich bin es hier so gern, daß ich mich ein Weib an Empfänglichkeit nennen und deß mich freuen muß, ja Sie bitten, mir bald, recht, recht bald wieder und recht viel zu schreiben. Stets und treulichst

Ihr alter

Adolph Wagner.

Druck von Humblot & Comp. (J. Draeger) in Berlin.